Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 799L A

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Sechsundsiebzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Künstler-Verein.
Bibliothek:
Eb 14
BREMEN

Berlin 1909.
Hermann Hillger Verlag.

Digitized by Google

Pgerm. 193.4
KH154
KPH 9001
HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY
Conant fund

Digitized by Google

Register.

Sechsundsiebzigster Band.

Politisches und Sozialpolitisches.

Seite

Arendt, Dr. Otto, M. d. R., Der scheidende Kanzler 506
— Der Skandal von Halle 647
v. d. Boeck, General der Infanterie z. D., Wie lautet jetzt die „Forderung des Tages“? 911
Corbach, Otto, Das moderne Japan 806
— Die politische Lage in England 891
— Alte und neue Welt 930
— Von Roosevelt bis Taft 973
Diz, Arthur, An die Arbeit 909
Eickhoff, Prof. Rich., M. d. R., Deutsche Wirtschaftsinteressen in Marokko 950
Feldmann, Siegmund, Clemenceau 541
v. Flöckher, Adolph, Das Gespenst einer Septupel-Entente 890
Fuhrmann, Paul, M. d. R., Der scheidende Kanzler 508
Hentig, Staatsminister z. D., Ein Lebensgesetz des Deutschen Volkes 765, 785
Hoeniger, Prof. Robert, Die politische Zerklüftung des deutschen Volksgebietes 825, 872
Liebert, E. v., M. d. R., Reiseeindrücke aus Österreich 767
— Marokko und die Mannesmannsche Gerechtsame 949
Liman, Dr. Paul, Das Entlassungsgesuch 469
— Steindl als Erzieher 486
— Der scheidende Kanzler 505
— Goethe als nationaler Erzieher 626
v. Pflugk-Hartung, Prof. Dr. J., Unsre Parlamente und ihre Reform 488
Schirmacher, Kaethe Dr., Die Frau ist so konservativ! — Die Frau ist so revolutionär! 768
Schroeder-Poggelow, Dr., Der scheidende Kanzler 510
Storz, Chr. M. d. R., Der scheidende Kanzler . . 510
Wirth, Dr. A., Der Kupfertrust 951
Zedlitz u. Neukirch, Frhr. v., M. d. L., Die Politik der nächsten Zukunft 485
— Reichskanzler v. Bethmann 527
— Die tatsächliche Lage in Bezug auf die Wahlreform in Preußen 586
— Exminister im Reichs- und Landtage 707
— Zentrumssorgen 805
— Herbstzeitlose 870
*** Das Ende vom Liede 525
*** Bülows Erbe 545
*** Das spanische Schicksal 565
*** Der Mäusefraß im Zentrumssturm 585
*** Wird der Kurs der alte bleiben? 605
*** Glockenguß zu Breslau 665
*** Rote Psychologie 685
*** Leipziger und Tuntenhäuser Stimmungen . . 705
*** Novembergespenst 725
** Semper idem 929

Kolonniales.

Kolbe, Oberleutnant a. D. Franz, Die Vielweiberei des Negers, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung 792
Liebert, General-Leutnant E. v., M. d. R., Die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas 471
— Deutsch-Ostafrika 870

Heer und Flotte.

Eickhoff, Professor Richard, M. d. R. u. d. H. d. A., England und die deutsche Flotte 787
Liebert, E. v., M. d. R., Deutschlands Seeinteressen 567

Rechtswissenschaft.

Hammer, Georg, Unbestimmte Verurteilung . . 667

Naturwissenschaften, Heilkunde und Technik.

Seite

Lux, Jos. Aug., Technisches Museum 571
Neuburger, Dr. Albert, Normalzeit und Weltzeitsignal 549
Rahmer, Dr. S., Die Dummheit im Lichte der Wissenschaft 952
Sternberg, Dr. Wilhelm, Genuß und Gift . . . 810
Wright, Orville, Wie wir die Luft eroberten 727. 746. 771. 790
Zell, Dr. Th., Milchproduktion und Überskreuzregel 687
— Augen- und Nasentiere 811

Erdkunde.

Hedin, Sven, Eine Doktordisputation in Taschi-lunpo 919
Strobl, Karl Hans, Magallan 688. 709

Handel und Geldwesen.

Ernst, Friedrich, Das Grundprinzip der Aktienform und der Sozialismus 808
Heinemann, Ernst, Das Problem des deutschen Rentenzinsgesetzes 477
— Der Kampf um die Talonsteuer 562
Mercator, Aus der Finanzwelt . . . 521. 622. 905
— Berliner Finanzbericht 701. 760

Erziehungswesen.

Bethge, Hans, Ein Kinderfreund 966
v. d. Boeck, General d. Infanterie z. D., Pfadfinder der Neuzeit 668
Heilborn, Dr. Adolf, Fatale Bundesgenossen . . 577
Strasburger, Egon H., Kinderliteratur 937
Wirth, Dr. Albr., Deutsche Geschichte im Unterricht 489
Wychgram, Prof. Dr. J., Schillers Verhältnis zur Jugenderziehung 860

Philosophisches.

Faubel, H., Zum Persönlichkeitsgedanken im Leben des Volkstums 607
Hecker, Dr. Max, Schillers Persönlichkeit 847
Koigen, Dr. D., Schiller und Hegel 856
Lempfert, Franz, Unser Denken in Beziehung z. Leben 828
Lorenz, Felix, Nietzsches Selbstbekenntnis 654
Rubinstein, Dr. Susanna, Die Geschlechter . . . 874

Biographisches.

Landsberg, Dr. Hans, Aus dem Goethekreise . . 493
Müller, Karl, Politisch-historische Erinnerungen an J. A. Sepp 745
Strobl, Karl Hans, Ein Hamlet der Liebe . . . 978

Ästhetisches.

Bethge, Hans, Pariser Eindrücke 588
Brod, Max, Bleriot 676
Ebner, Th., Der Kaufmann und die literarische Bildung 831
Everth, Dr. Erich, Vom Bildrahmen 609
Friedegg, Dr. E. E., Die Wiener Kritik 555
Friedrich, Paul, Zur Kritik der Moderne . . . 960
v. Hagen, Dr. Benno, Die Griechen und das Meer 648
Jeżower, Ignaz, Ruhe du lieber Schläfer . . . 812
Kurtz, Rudolf, Erlebnis und Anekdote 473
— Der indische Dandy 913
Liman, Dr. Paul, Das Recht der Begeisterung . . 645
Schaukal, Richard, Über Stil im Schreiben . . . 712
— Das Theater 893
— Das Publikum 915
— Das Buch 976
Scheerbart, Paul, Wilhelm von Kaulbach und Richard Wagner 802

Digitized by Google

Seite

Schur, Ernst, Berlin 708
— Erkenntnisse 918

Literaturgeschichtliches.

Berg, Dr. Wilhelm, Washington Irving 895
Berger, Prof. Dr. Karl, Schiller und die deutsche Gegenwart 849
Bethge, Hans, Liliencrons letzte Gaben . . . 734
Bleibtreu, Karl, Nochmals die Rutland-Hypothese 592
Friedrich, Paul, Lenau und Sophie Löwenthal . 531
Geiger, Prof. Dr. Ludwig, Neudrucke 632
— Schiller und Goethe 851
Unbekannte Verse des jungen Goethe 958
Hammer, Prof. W. A., Ferdinand Kürnberger . 773
Heilborn, Adolf, Laverrenz und seine Jugendpost 641
— Ähren und Garben 922 935 961
Jeżower, Ignaz, Der Pilger (Slowacki) 652
— Goethe aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt 713
— Ferdinand Kürnberger, Gedanken 775
Joachimi-Dege, Dr. Marie, Schiller und die deutschen Romantiker 853
Klemperer, Victor, Rudolf Lindau 750
- Richard Leander 898
Klaar, Prof. Dr. A., Detlev v. Liliencron . . 552. 573
Lorenz, Felix, Madame Boccaccio 834
Lux, Jos. Aug., Die silberne Glocke 942
Martens, Kurt, Gerhard Ouckama Knoop . . . 793
Rahmer, Dr. S., Heinr. v. Kleist als Mensch u. Dichter 514
Rubiner, Ludwig, Fjodor Sollogub 593
Ruest, Dr. Anselm, Abraham a Santa Clara 916. 932
Sakheim, Dr. Arthur, Lublinski, ein Theoretiker 81
Sarrazin, Prof. Dr. G., Shakespeare und Rutland 529
Schaukal, Richard, Mörike 612. 628
— Neue und alte Bücher 966
Scheerbart, Paul, Shakespeare, Bacon, Southampton, Rutland 614
Silbergleit, A., Zu H. C. Andersens neuen Märchen 815
Stephani, A. W., Froitzheims Friederiken-Werk 627
Wenz, Richard, Albert Geiger 876
Werdermann, Rudolf K., Goethe-Klatsch . . . 634

Dramatisches und Dramaturgisches.

Bethge, Hans, Unter den Sternen 778
Hille, Peter †, Schillers Besuch bei Schubart . . 862
Klemperer, Victor, Frankfurtische Dramaturgie . 673
Landsberg, Dr. H., Friedrich d. Gr. als Dramatiker 956
Lilienfein, Dr. Heinrich, Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller 728
Lux, Joseph Aug., Graf Poccis Kasperlkomödien und die Marionettenbühne 691
Mießner, Dr. Wilhelm, Schwerer als die Luft . 761
Rath, Willy, Das Münchner Künstlertheater und Max Reinhardt 528. 554
— Vom Geheimnis des Erfolgs 900
Schlaikjer, Erich, Neue Berliner Bühnen . . . 590
Zabel, Eugen, Berliner Schauspielkunst einst und jetzt 953

Musikwissenschaft.

Neißer, Dr. Arth., Von den diesjährigen Musikfesten 511
— Berliner Musikbetrieb 837

Bildende Kunst und Kunstgewerbe.

Abeking, Hermann, Große Berliner Kunstausstellung 491
Grabowsky, Dr. Adolf, Thode 671
Grautoff, Otto, Der Pariser Herbstsalon 795
Heilborn, Adolf, Hans Thoma 731
Lux, Jos. Aug., Der Kunstliebhaber 733. 747
— Kunstgewerbe 975
Rost, Willibald, Im Münchner Glaspalast . . . 650
Schur, Ernst, Der Arbeiter und die Kunst . . . 964
Wantoch, Dr. Hans, Der Führer der Wiener Sezession 942

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Andersen, H. C., Sonnenscheingeschichten . . . 816
v. Baudissin, Eva Gräfin, Ein Brief 557
Braun, Felix, Das Herz des Sterns . . . 963. 987

Seite

Ertl, Emil, Die Oase 475. 495
Friedrich, Paul, Goethes Gartenhaus 638
-- Colchicum autumnale 817
Geiger, Albert, Des Liedes Ende 879
Heilborn, Adolf, Schillers Sterbehaus 865
Hesse, H., Aus dem Briefwechsel eines Dichters 718. 739
Klemperer, Viktor, Eine Herzensgeschichte . . . 533
Lähn, August, Jochem 615
Larsen, Werner Peter, Der Sumpfkäfer 596
Mießner, Dr. Wilhelm, Auf den Dächern Berlins 677
-- Regenwetter 798
v. Molo, Walter, Aus dem Tagebuch meines Urgroßvaters 939
Ostwald, Hans, Im Winternest 756
Roda Roda, Die ewige Liebe 839
Schussen, Wilhelm, Krieg am Kanal 983
Siwerts, Sigfried, Der fromme Dieb 658
Sologub, Fjodor, Die Wasser in Wein verwandelt 577
v. Stenglin, Felix, Ein Besuch 516
Stilgebauer, Edward, Morgenrot 732
Wiener, Oskar, Die goldene Venus 695
— Der Weihnachtsritter 980

Gedichte.

Berstl, Julius, Das graue Haar 495
Blüthgen, Viktor, An Carl Peters 882
Brachwitz, Karl Erich, Detlev v. Liliencron . . . 557
Braun, Felix, Drei Gedichte 839
Busse, Carl, der Rattenfänger 575
Ernst, Otto, Schiller 861
Ginzkey, Fr. K., Balladen aus dem alten Wien 736. 753
Hamsun, Knut, Zwei Gedichte 595
Heller, Leo, Zwei Gedichte 532
Koch-Schicht, L., Bleiche Ruh 938
Knodt, Karl Ernst, Gedichte 658
— Herbstweh 919
— Das Letzte 938
Lermontoff, Michael, Auf Puschkins Tod . . . 695
Meyer, Alfred Richard, Mädchenlied 709
Puschkin, Alexander, Der Dichter 695
Rösler, P., Oktober 747
Schanz, Frieda, Italienische Pastelle 675
— Märkische Pastelle 798
Schur, Ernst, Aus dem Zyklus Tiefurter Frühling 638
Schussen, Wilhelm, Der Wein 516
— Der Winter kommt 900
Silbergleit, Arthur, Hände 777
— Zwei Gedichte 980
Sutter, Drei Könige 983
Wagner, Christian, Zwei Gedichte . . . 475. 614. 879
Walter (Freyr), Robert, Sonette an eine Drossel 772
— Dichterklage 963
Wantoch, Hans, Lieder 815

Aus den Theatern.

Anwand, Dr. O., ... 820. 885
Willman, Fr. 943

Zeitfragen und Zeitgedichte.

Scheerbart, Paul. 641. 661. 681. 702. 722. 742. 762. 781. 821. 842. 886. 905. 926. 945. 969. 990
Terentius. 483. 502. 522. 541. 563. 582. 603. 622. 662. 682. 702. 722. 743. 762. 782. 803. 821. 843. 887. 926. 946. 970. 991

Randbemerkungen.

479. 498. 518. 535. 558. 579. 598. 619. 639. 659. 679. 700. 720. 741. 759. 780. 801. 818. 840. 883. 902. 924. 944. 967

Neue Bücher.

483. 502. 522. 542. 583. 603. 623. 642. 682. 702. 743. 762. 782. 803. 822. 866. 887. 906. 971

Verschiedenes.

Falke, Gustav, Fatale Bundesgenossen 618
— Zur Klarstellung 661
Liliencron, Aufruf für 817
Petrenz, Adolf, Doppelte Moral 569

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 27. Berlin, den 3. Juli 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Das Entlassungsgesuch.

Von Dr. Paul Liman (Berlin).

Gewiß, es gibt auch in unserer bösartigen Zeit noch immer rosenrote Gemüter, fette Männer mit kahlen Köpfen, die des Nachts gut schlafen: sie haben bis zuletzt die Meinung vertreten, daß ja gar nichts geschehen ist, daß Fürst Bülow in jedem Augenblick sein Steuerbündel heimtragen kann, daß die Finanznot zu Ende sei, und daß der vierte Kanzler „auch ohne Erbanfallsteuer den größten Erfolg auf dem dornigsten Gebiete unserer Reichspolitik eingeheimst habe, der jemals einem deutschen Staatsmann beschieden war. — Du hast Diamanten und Perlen, sag' Liebchen, was willst du noch mehr?“ Es ist gut, daß jene fetten Menschen mit dem goldnen Herzen nicht aussterben, schon um der ästhetischen Abwechslung willen. Aber sie bilden leider, wie es doch in einem bequem zu regierenden Staate der Fall sein sollte, noch immer nicht die Mehrheit, sie kommen noch allzu sporadisch vor; sie gleichen erratischen Blöcken, die nur hier und da einmal auf die Gefilde verstreut sind. Die andern aber, zu denen auch die Klasse der Nörgler gehört, waren dauernd des Glaubens, daß neben der Bezahlung der deutschen Reichsschulden doch auch noch manch andrer Einsatz auf dem Spiele stand, darunter die Autorität der Regierung und das persönliche Ansehen des Kanzlers, die Zerstörung des Blockgedankens, das Einrücken des Zentrums mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in die beherrschende Stellung, die Preisgabe der Bismarckschen Lehre von der Identität der Interessen aller erwerbenden Stände, der Städter und des Landvolks, die Erschließung des weiten deutschen Blachfeldes für einen Kampf aller gegen alle, und endlich, aber nicht an letzter Stelle, der Verlust an Prestige in den Augen des Auslands.

Und weil es so ist, deshalb mußte der naive Versuch, der Situation mit einem „Weder — noch“ zu begegnen, die Niederlage im Reichstag ruhig hinzunehmen und die sanfte Miene des Mannes zu heucheln, der nach der rechten Wange auch die linke dem Schlage bietet, schon in der Geburtsstunde ersticken, mußte Fürst Bülow mit dem von ihm so gern geübten Versuch einer Zögerungspolitik, mit diesem Versuch, die Zeit und die Vergeßlichkeit der Menschen als Heilgehilfen für alle Wunden in seinen Dienst zu stellen, auf eitel Granit beißen. Die ersten Folgerungen hat er denn auch gezogen: er ist nach Kiel gefahren, zum Kaiser, dorthin, wo die Krone blitzt und die Tonnenmänner streiken. Der Baumeister der Geschichte liebt jedoch, wie ein guter Dramatiker, wundersame Peripetien, und so mag die Miene des Kanzlers, ach, ganz anders gewesen sein, jetzt, da er mit dem schweren Packen des Besiegten nahte, als in den Novembertagen, da er als Vertrauensmann der Regierungen, des Reichstags und der gesamten Nation gen Potsdam fuhr, um als bedächtiger Mentor vor den feurigen Telemach zu treten und ihn zu mahnen, daß das Volk die Fürsten weder im Schlafrock noch auch ohne die ministeriellen Bekleidungsstücke sehen darf. Die damals ihm den Sieg mißgönnten, triumphieren jetzt; die royalistische Träne, die Herr v. Oldenburg vergoß, hat Zufluß durch die Krokodilstränen des Zentrums und der Polen erhalten und sich allgemach zu einem Meere erweitert, dessen Fluten den Schiffer mitsamt dem Kahn zu verschlingen drohen. Die einen haben Rache genommen für das Enteignungsgesetz, die anderen haben es nie verziehen, daß der Rundhut Peter Spahns von der Geßlerstange geschlagen wurde, daß das evangelische Kaisertum sich nicht mehr ängstlich vor dem Krummstab zu bücken brauche. Sie haben Geduld gehabt, sie greifen nicht an jedem werdenden Tage nach den goldnen Früchten des Erfolges: Zentrums Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein; ob aus Langmut es sich säumet, bringt' mit Schärf' es alles ein. Und es hat wirklich alles eingebracht und noch einiges mehr, und wie der gefesselte Hagen von Tronje mag auch der besiegte Ritter von Klein-Flottbeck jetzt klagen: „Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht, und alles ist ergangen ganz so, wie ich es mir gedacht.“

Ganz so? Vielleicht doch etwas anders. Augenscheinlich hatte Fürst Bülow bis zuletzt damit gerechnet, daß die Konservativen weich werden, daß sie eine genügende Schar abkommandieren, daß sie wenigstens die Erbschaftssteuer in die dritte Lesung hinübergeleiten würden, auf daß zwischen Tür und Angel doch

Digitized by Google

noch ein Kompromiß zustande käme. Er mochte gemeint haben, daß die Mittel von Norderney auch jetzt nicht versagen können; daß eine Scheltrede, wie er sie im Reichstag hielt, den wütenden Saulus sänftiglich auf den Weg von Damaskus geleiten und in einen betenden Paulus verwandeln werde. Was in der Kommission geschah, wie sich hier aus dem Chaos neue deutliche Gestalten entwickelten, die allmählich anwuchsen und sich drohend gegen ihn und gegen die Grundlagen seines ganzen politischen Lebens erhoben, das hat Fürst Bülow nicht erkennen wollen; hat er es dennoch erkannt, so meinte er wohl, daß alle Gipfel und Baumkronen sich neigen werden, wenn er im Plenum wie ein Sturmwind daherbrausen würde. Er brauste daher, und keine Krone und kein Gipfel haben sich gerührt, in allen Wipfeln spürte man kaum einen Hauch.

Ach das Reimwort lautet: „Warte nur, balde ruhest du auch.“ Denn hätte er auch alles verwunden, so war und blieb er doch der Besiegte des Zentrums, so war nicht nur ein einzelner Steuervorschlag gestürzt, für den er überdies sich mit seiner ganzen Autorität eingesetzt hatte, sondern es war auch die ganze Grundlage seines politischen Seins zerstört worden. Das hat das Zentrum gewollt, dazu haben aber auch die Konservativen geholfen, die selbst in der Zeit der ersten Maienblüte des Blocks die neue Paarung nur als eine lästige Vernunftehe ansahen und stets nur widerwillig ihre ehelichen Pflichten erfüllten. Hier hat die Rede, die Fürst Bülow im preußischen Landtag hielt, um die kommende Änderung des Wahlrechts zu verkünden, ihre bösen Früchte getragen. Sie war eine Drohung, wenn auch kein Schlag; in der Politik aber ist die Drohung immer vom Übel, während die Schärfe des Schwertes doch auch zu heilen vermag. Der Liberalismus aber sah nur ein leeres Versprechen, er drängte nach Erfüllung oder doch nach dem ersten Schritt zur Erfüllung, und er merkte zuletzt die Absicht und wurde verstimmt. Und rechts und links besorgte man von der inneren Unsicherheit, von diesem Kokettieren mit den entgegengesetzten Prinzipien zuletzt die Enttäuschung, man traute nicht hier und nicht da, und man mag jetzt für das Mißtrauen eine neue Rechtfertigung finden, da der Kanzler mit unnötiger Energie auf den Tisch schlug, da er das große und schicksalsschwere Werk der Finanzreform in unauflösliche Abhängigkeit von einer einzelnen Steuer brachte und dann, als sie in der Schneiderhölle versank, als er überdies mit der Erklärung, daß er keine Reform gegen den Liberalismus machen werde, sich selbst die Füße gefesselt hatte, schlecht und recht bereit schien, aus den Händen des Zentrums, der Konservativen und der Polen die Morgengabe entgegenzunehmen.

„Die Ausdehnung der Erbanfallsteuer auf Abkömmlinge und Ehegatten ist ein wesentlicher und unentbehrlicher Teil der Reichsfinanzreform, ohne die eine solche weder zustande kommen wird, noch zustande kommen kann,“ so hat Herr Sydow im Auftrag und im Namen seines Herrn und Meisters wörtlich erklärt. Daran war nichts zu drehen und nichts zu deuteln. Wo soll denn die politische Sittlichkeit bleiben, wenn der erste Diener des Kaisers, der Repräsentant des Regierungswillens und der Nation, mit kühlem Lächeln sich über geleistete Schwüre hinwegsetzt? Gewiß, es ist nicht immer möglich im Leben, sich so kinderrein zu halten, wie uns die Stimme lehrt im Innersten; in steter Notwehr gegen arge List bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr. Aber wenn auch nach der Lehre Immanuel Kants noch kein Philosoph die Grundsätze der Staaten mit der Moral in Übereinstimmung zu bringen vermochte, so müssen doch stets die Grundsätze der Persönlichkeit im Einklang stehen mit den Postulaten der Sittlichkeit, wenn anders nicht eine volle und tiefgreifende Korruption das ganze Volksleben vergiften soll. So könnte jetzt wohl der Staat als Ganzes um seiner selbst und seines letzten Zweckes der Selbsterhaltung willen über das Gelöbnis des einzelnen Mannes, auch wenn er sein Wortführer war, getrost hinweggehen; denn er muß die Notwendigkeiten seines Lebens ohne Rücksicht auf den Einzelnen erfüllen, er muß seine Grundlage festhalten, und diese Grundlage ist die Macht. Aber der Einzelne ist niemals identisch mit dem Staat. Fürst Bülow konnte nicht das feierliche Gelübde einfach auslöschen, das er vor allem Volke abgelegt hat, so wenig wie er tändelnd über das hinweggehen konnte, was den Inhalt und die Voraussetzung seines ganzen politischen Wirkens seit den Dezembertagen gebildet hat.

Noch zuletzt hat Fürst Bülow gemeint, daß sein Rücktritt nur den Beifall der Galerie finden würde, nach dem er nicht geize. Aber die Erkenntnis, daß keine Galerie groß genug wäre, um sie alle aufzunehmen, die ihm jetzt den Beifall versagten, und daß dort oben doch eigentlich die in letzter Instanz entscheidenden Richter sitzen, hat seinen Schritt doch noch beflügelt und nach der holsteinschen Seestadt gelenkt. Und ebenso die Erkenntnis seiner sittlichen Pflicht gegen den Staat und auch der Pflichten, die er gegen sich selbst zu erfüllen hatte. Er hat sein Abschiedsgesuch dem Kaiser übergeben, die schläfrige Politik, die von der Zeit und der Vergeßlichkeit alles erwartet und mit irgendeinem glücklichen Zufall rechnet, ist aufgegeben worden. Fragt sich nur, ob das Geschehene eine Lösung bedeutet. Und hier lautet die Antwort leider verneinend. Denn das Gesuch ist „im gegenwärtigen Augenblick“ abgelehnt worden, bis „die Arbeiten für die Reichsfinanzreform ein positives und für die Regierungen annehmbares Ergebnis gezeitigt haben würden“. Der Grundgedanke ist, daß eine Reform auch ohne Erbschaftssteuer, auch ohne die Liberalen, auch aus Zentrumshänden annehmbar sei, und daß

Digitized by Google

Fürst Bülow das verdächtige Ei doch noch ausbrüten soll. Er will entlassen sein, weil er dies nicht kann, und soll bleiben, um es dennoch zu tun. Eine muntere Rolle, die Fürst Bülow demnächst zu spielen hat. Noch munterer allerdings, wenn der Kaiser, der seinem Gesuch ja nur „näher treten“ will, den Kanzler im Amte erhält, sobald die angefaulte Frucht in die Scheuern gebracht ist. Und es gibt Leute, die an solchen Ausgang glauben, die ihn sogar wünschen, die eine Zukunft für möglich halten, in der Fürst Bülow, den Zentrumsspeer im Nacken, doch noch rüstig die Kämpfe Deutschlands führt. Ein Adler mit gebrochener Schwinge ist kein feines Sinnbild für die Stärke einer Regierung. Wer aber wollte es leugnen, daß die Kanzlerschwingen gebrochen sind?

Die Besiedlung Deutschostafrikas.

Von General-Leutnant z. D. E. v. Liebert, M. d. R. (Berlin).

Während wir uns gegenwärtig an der langsamen, aber stetig fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung unserer Kolonien erfreuen, ist es unsre Pflicht, auch diejenigen Punkte des kolonialen Programms in den Vordergrund zu rücken, die bisher weniger Beachtung gefunden haben. Da ist als der wichtigste zu nennen der deutschnationale Standpunkt, der gerade gegenwärtig besonders scharf hervorgehoben werden muß. Wir sind nicht um der schönen Augen der Neger nach Afrika gegangen, auch nicht nur um unsern Wohlstand zu mehren, sondern vor allem um dem deutschen Volkstume übersee freie Bahn, Ellbogenraum und neue Möglichkeiten zu selbständiger Entwicklung zu gewinnen. Gegenüber den immer enger und bedrückter werdenden Verhältnissen des Mutterlandes, den Einschnürungen des Polizeistaates mit der von Jahr zu Jahr mehr aufeinander drängenden Bevölkerung bedürfen wir Neuland mit weitem Horizont, mit dünner oder gar keiner heimischen Bevölkerung, dessen primitiver Naturzustand den tätigen, arbeitsfreudigen Mann zur Kultivation anlockt, und dessen jungfräulicher Boden auskömmlichen Ertrag verspricht.

Bislang galt für uns nur Südwest als Siedlungsgebiet, und dies zieht daher, seitdem die Nachwehen des Krieges allmählich schwinden, die deutschen Auswanderer an. Auf seinem großen, wenn auch wenig ergiebigen Flächen findet der deutsche Ansiedler gerade das, was er in der Heimat entbehrt, das Gefühl der Freiheit und Selbständigkeit, der fast unbegrenzten Ausdehnungsfähigkeit, des Selbstvertrauens und der Zuversicht auf das Gelingen der eigenen Arbeit.

Die übrigen deutschen Schutzgebiete waren bisher ausschließlich als Tropenländer angesprochen, man hielt sie nur geeignet für die Bearbeitung durch Eingeborene, dem Deutschen sollte nur die Leitung von Plantagen und sonstigen Unternehmungen zufallen. Je mehr aber die Erforschung des Innern fortgeschritten ist und sich mehr auf klimatische, hygienische und wirtschaftliche Verhältnisse ausgedehnt hat, desto deutlicher ist die Tatsache hervorgetreten, daß die afrikanischen Hochländer sowohl in Kamerun wie in Ostafrika sich durchaus zur Besiedlung mit Europäern eignen. Den früheren Behauptungen alter Afrikaner in dieser Richtung sind neuerdings die Kundgebungen des Herrn v. Lindequist und seiner Begleiter, ferner des Dr. Rohrbach, Hauptmann Leue u. a. über den Kulturwert und die Besiedlungsfähigkeit der Länder um den Kilimandscharo und westlich desselben bis zum Viktoriasee hinzugetreten. In wenigen Monaten werden die ausführlichen Berichte des Unterstaatssekretärs vorliegen, und man darf heute schon sagen, daß sie die Erwartungen der Anhänger der Besiedlungstheorie mindestens bestätigen werden.

So gilt es denn, immer wieder darauf hinzuweisen, daß auch Ostafrika ein Siedlungsland ist und noch mehr werden wird, daß es bestimmt ist, in großen Bezirken eine deutsche Kolonie zu werden, und daß ihm damit eine neue große Zukunft beschieden ist. Sehr zur Zeit sind kürzlich die „Ostafrikanischen Studien“ von Dr. Paul Rohrbach erschienen. Der Verfasser hat die Reise nach der Umgebung des Kilimandscharo und Meru mit der ausgesprochenen Absicht unternommen, festzustellen, ob jenes „Steppenland“ sich für deutsche Besiedlung eigne. Man lese diese Studien. Aus ihnen spricht die Beobachtung eines welterfahrenen, weitgereisten, in Wirtschaftstheorie und Praxis gleich bewanderten Mannes, den kein anderes Interesse beseelt, als die Wahrheit zu ergründen und dem deutschen Volke dadurch zu dienen.

Das Ergebnis dieser Forschungen lautet: zwischen dem Meru und dem Viktoriasee dehnt sich ein Hochland (über 1000 m Meereshöhe) aus, das rund 100 000 qkm umfaßt und unter Abrechnung von gewissen Eingeborenen-Reservaten für dauernde deutsche Besiedlung geeignet ist. Stellenweise bietet sich Acker- und Pflanzungsland, zum weitaus größten Teile nur Weideland, endlich Land für gemischten Betrieb dar. Das Weideland in der Umgebung des Meruberges ist auf den fünffachen Weidewert desjenigen im Hererolande eingeschätzt. Auch die bisher als absolut trocken angesehene Steppe enthält Wasserstellen und Wasseradern, die durch Landeskundige aufzusuchen und zu erschließen sind.

Die Vorbedingungen sind also hier ebenso gut, nein besser als in Südwest gegeben. Um Ansiedler in diese weiten Flächen zu führen, bedarf es aber zunächst des Bahnbaues, d. h. der Verlängerung der Usambarabahn (Tanga—Pan-

Digitized by Google

ganiknie = 172 km) über Moschi nach Aruscha = 260 km. Der Staatssekretär und der Gouverneur wollen aber nur den Bau von Bahnen befürworten, deren Rentabilität gesichert ist, die also dem Budget der Kolonie nicht zur Last fallen. Der Bau jener 260 km à 80 000 Mark für den Kilometer würde 20,8 Mill. Mark beanspruchen. Um diese Summe zu verzinsen, fordert man den Nachweis einer Beförderung von 40 000 t oder 4000 Waggons zu 10 t. Dieser Nachweis ist im voraus nicht ganz leicht zu erbringen; immerhin bemühen sich die um den Kilimandscharo und Meru bereits angesiedelten Deutschen, Griechen und Inder für das Jahr 1913, den Abschluß des Bahnbaus, den Ertrag ihrer Wirtschaften auf etwa 30 000 t zu steigern und so bei der Betriebseröffnung der Bahn bereits dreiviertel der geforderten Warenmenge zu stellen.

Man sollte meinen, dies müsse genügen; denn neben den materiellen Vorteilen, die diese neue Bahnlinie dem Lande bringen soll, sind doch auch die wichtigen nationalpolitischen Rücksichten ins Auge zu fassen. Wir bedürfen der Siedlungsgebiete für unser noch lebenskräftiges, in steter Vermehrung und Ausdehnung begriffenes Volk. Nachdem uns solche Gebiete zugefallen sind, müssen wir für deren Erschließung durch Bahnbau, Sanierung durch ärztliche und Veterinär-Forschungen, durch Anlage von Musterfarmen und Unterbringung der spärlichen Eingeborenen in Reservaten sorgen. Diese Maßnahmen im Interesse unseres deutschen Volkes, und seiner Verbreitung und Erhaltung überseе müssen den übrigen Verwaltungsmaßregeln sogar vorangehen, sie sind lange genug außer Betracht geblieben. Wir Deutschen können nicht nach dem Muster der Franzosen kolonisieren, die zufrieden sind, wenn die Eingeborenen unter französischer Flagge fleißig arbeiten, zu besserem Wohlstande und höherer Kultur gelangen. Sie haben sich um einen Faktor nicht zu kümmern, nämlich die französischen Kolonisten, da solche so gut wie nicht vorhanden sind. Die deutschen Überseegebiete aber sollen für deutsche Einwandrer erschlossen und zugerichtet werden, und diese werden sich von Jahr zu Jahr in steigender Zahl finden, sobald nicht mehr große Kapitalanlage erforderlich ist, sondern die Arbeitskräfte einer Familie mit bescheidenem Zuschuß genügen, um freien Besitz mit steigender Erwerbsaussicht zu erlangen.

Deshalb muß zunächst die Fortsetzung des Baues der Usambarabahn von dem Panganiknie westlich des Paregebirges bis an den Fuß des Kilimandscharo (südlich Moschi) und weiter bis Aruscha, am Südfuß des Meru, gefordert und immer von neuem angeregt werden. Die Kolonialgesellschaft darf in ihrer dahingehenden Agitation nicht nachlassen, im Reichstage wird in gleicher Richtung gewirkt werden. Gerade, weil schon Jahrzehnte durch den langsamen Bahnbau verloren sind, und weil der Bau und seine demnächstige Einwirkung auf die Bewirtschaftung und Rentabilität des Landes wiederum ein halbes Jahrzehnt in Anspruch nehmen, darf kein Aufschub zugelassen, sondern muß der sofortige Weiterbau gefordert werden. Die Erfahrung, die inzwischen bei den meisten afrikanischen Bahnen gemacht worden, lehrt, daß der wirtschaftliche Wert des erschlossenen Landes sich auf weite Entfernungen landeinwärts steigert, daß ganz neue Kulturen entstehen, die Bevölkerung sich verdichtet und einen Antrieb zur Arbeit erhält, den sie früher nicht kannte. Man darf also weniger ängstlich bei der Rentabilitätsberechnung sein, als die Schablone vorschreibt.

Ist die Bahn bis Aruscha einmal gesichert, so handelt es sich um den Familienzuzug; denn nur von Familien und nicht von einzelnen Ansiedlern sollte man sprechen. Da, wo Viehzucht und Landwirtschaft den Ton angeben, ist die Frau auf ihrem Platz, und das Beispiel Südafrikas lehrt, daß großer Kinderreichtum als ein Segen der freien Besiedlung auf weiten Räumen folgt. Hier sprudelt also wieder eine Quelle der Stärke, der Gesundung, der Vermehrung deutschen Volkstums. Es muß für eine billigere Beförderung deutscher Familien von Hamburg nach Tanga gesorgt werden, dem Gouverneur ist ein besondrer Fonds zur Unterstützung bedürftiger Ansiedler zu bewilligen, Ärzte und Geistliche sind in das Siedlungsgebiet zu entsenden, sobald der Bedarf sich anmeldet. Neben den bisherigen Kolonialschulen sollten sich Frauenschulen bilden, die junge Mädchen oder Frauen für den Wirtschaftsbetrieb in Afrika ausbilden und sie dann an ein Frauenheim abgeben, das draußen an geeigneter Stelle zu errichten wäre, und das sie bis zur Verheiratung aufnimmt oder in Familien unterbringt.

Ein wichtiger Gesichtspunkt spricht noch für diesen Zuwachs an deutscher Bevölkerung in der Kolonie, nämlich die Selbstverteidigung der Kolonie durch deutsche Ansiedler. Mit jeder deutschen Familie erhält das Gebiet in dem Vater und in den heranwachsenden Söhnen neue Soldaten, die mit ihren Gewehren aufgeboten werden können, wenn Gefahr im Verzuge ist. Das bedeutet einen wesentlichen Sicherheitsfaktor für die Behauptung der Kolonie, da der bisherige Schutz, die farbige Schutztruppe, so gut sie sich bislang stets und überall bewährt hat, doch unzuverlässig werden kann, wenn es sich um Bekämpfung fanatisierter Stämme, aus denen sie selbst sich rekrutiert, handelt, und wenn Unglücksfälle und Panik eintreten. Welch andre Wirkung würde eine mit Magazingewehren bewaffnete deutsche Truppe, und sei sie noch so wenig geschult, den Negern und ihrer primitiven Bewaffnung gegenüber ausüben! Der Norden Deutschostafrikas, das von Deutschen zu besiedelnde Hochland, wäre jedenfalls für immer gesichert.

Auch Industrie und Handwerk aller Art sei daran erinnert, welche Bedeutung für sie eine

Digitized by Google

liche Ansiedlung in größrem Maßstabe hat. Die englische Kolonialerfahrung lehrt, daß jede weiße Familie überseе einen Jahresbedarf von etwa 3000 Mark in heimischen Artikeln (Bekleidung, Geräte, Wirtschaftsbedarf, Bücher, Möbeln usw.) hat. Nehmen wir mit Dr. Rohrbach 5000 deutscher Hauswesen in dem besiedlungsfähigen Ostafrika an, so bedeutet das einen sichern Absatz von 15 Millionen Mark nach jenem Gebiet, eine Zahl, die sich mit steigendem Wohlstande der Ansiedler vermehren wird.

So sehen wir ideelle, volkliche, militärische und materielle Vorteile aus derartiger Besiedlung erwachsen, und es werden schwerlich andre Rücksichten dagegen geltend gemacht werden können als die übertriebne Vorsicht und Ängstlichkeit. Die kolonisatorische Arbeit ist dabei im ganzen und im einzelnen bedingt durch die Rücksichtnahme auf das höchste nationale Ziel, dem sie gleich jeder andren nationalen Arbeit zu dienen haben: Vermehrung der ideellen und materiellen Kraftfülle und Lebensbetätigung der Nation; so sagt Dr. Rohrbach, auf dessen Studien nochmals ausdrücklich aufmerksam gemacht wird.*) Bis zur Veröffentlichung der Lindequistschen Berichte werden sie das beste Material über den hier behandelten Gegenstand bleiben.

Ich füge ein Faustwort hinzu, das ich vor zwölf Jahren bereits auf Uhehe in gleichem Sinne angewendet habe:

„eröffn' ich Räume vielen Millionen,
nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen."

Erlebnis und Anekdote.

Von Rudolf Kurtz.

Die Welt ist so groß und so reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, d. h. die Wirklichkeit muß den Stoff und die Veranlassung dazu hergeben. In diesen Worten Goethes zu Eckermann liegt die Formel für das Verhältnis der Lyrik zum Leben. Das lyrische Gedicht muß unmittelbar vom Leben inspiriert sein, die lyrische Form muß eine Substanz aufzulösen haben, etwas, das von den Worten gleichsam überwältigt werden muß, ein Erlebnis. Ein Dichter, der nicht zu erleben weiß, bleibt ein kalter Allegorist, einer, der die einfachen Dinge der Anschauung durch Verstandesoperationen zerlegt und vervielfältigt. Wer das Erlebnis nicht zu finden weiß, hält sich an das Technische, an das, was scheinbar die Eigenart eines lyrischen Gedichtes ausmacht, und was man in einem weiteren Sinne das Materielle, die Anekdote nennen könnte. Das ist es, was gegen die Epigonen so verbittert macht, etwa gegen die schwachen Nachahmer Stefan Georges, die ihre kleinen Gefühle an das Schema hängen und nun das Vorbild, den großen Dichter, unmöglich machen. Wenn ich mich bemühe, für diese Antithese Dichter-Epigone, Schöpfer-Nachahmer, abstrakt ausgedrückt Erlebnis-Anekdote, ein möglichst scharf ausgeprägtes Beispiel in der zeitgenössischen Literatur zu finden, so scheint mir dieser Fall besonders in den lyrischen Persönlichkeiten zweier unserer bedeutendsten Schriftsteller ausgedrückt zu sein: Hugo von Hofmannsthal und Oscar Wilde.

Hofmannsthals frühe Gedichte haben eine wundervolle, keusche Zartheit. Sie sind wie von einem berauschten Munde in die Nacht gesprochen: zart und wild. Eine innige Sehnsucht verwischt mit leiser Hand die Grenzen zwischen Natur und Mensch: die Schöpfung ist ein ewiges Gleiten, ein sanftes Sichdurchdringen der Landschaften, durch die der Mensch träumend geht, und Sehnsucht und Vergänglichkeit sind die Zentren seines Lebens. Die Wunder des Lebens werden täglich mit neuer Dankbarkeit erlebt, und aus tiefen Schaffensängsten rührt der Dichter an den verschlossenen Mund der Vergangenheit, tastet an Rätsel, für die keiner das Wort weiß. In dem Garten des selig gärenden Chaos steht der Dichter, wie er ihn selbst geschildert hat: „Er fühlte traumhaft aller Menschen Los, so wie er seine eignen Glieder fühlte, ihm war nichts nah und fern, nichts klein und groß." Das Anschauen des Lebens befruchtet ihn, rein und voll ruht sein Blick auf den Dingen — der Dichter ist der Seher, wie er ihn in seinem Gespräch über Gedichte geschildert hat.

Das ist die Lyrik des frühen Hofmannsthal. Wie steht neben diesem sinnend Verlorenen der Lyriker Oscar Wilde. Seine Verse sind Resultate der eifrigen Lektüre französischer und nationaler Dichter. Selbstverständlich solcher, die das allzu prüde England verpönt hat: Baudelaire, Mallarmée, Shelley und Swinburne. Wilde hatte einen unfehlbaren Instinkt für das Verblüffende dieser Dichter: er sah nicht die sybillinisch starren Augenhöhlen in Swinburnes tragischer Maske, sondern seine satanesken Grimmassen, sah nicht den selig aufgelösten rhythmisch begeisterten Baudelaire, sondern seine aufzischende Glut in Gebeten zu Beelzebub, seinem lieben Freunde: und das suchte er, mit sorgfältiger Auswahl, in seinen Versen zu imitieren. Der junge Wilde ist seinen Vorbildern nur im Oberflächlichen nahe geblieben, in dem, was man bei einem flüchtigen Blick als das Charakteristische erhascht; letzten Endes bleibt als moralische Persönlichkeit ein junger Mann, der mit der ganzen Blasiertheit seiner achtzehn Jahre die Dinge aus der Vogelperspektive sieht, bemüht ist, mit der Allüre des erfahrenen Roués sich sehr paradox zu

*) Inzwischen ist auch Professor Samassas Werk „Die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas" erschienen.

Digitized by Google

benehmen, und in alledem von der fabelhaftesten Naivität ist. Was dem reifen Wilde in seinen Aphorismen so unübertrefflich gelungen ist: das Widersprechende scheinbar selbstverständlich zu geben, tritt in diesen Gedichten sehr unvermittelt hervor. Ein paar Verse als Beispiel, in denen er sich trotz aller rebellenhaften Begeisterung von der Masse distanzieren will:

Trotz aller Liebe für die freien Staaten
Halt ich für besser noch die Despotie,
Als daß mit falschem Kuß der Anarchie
Die Demagogen unser Glück verraten.
Drum lieb ich die nicht, die auf Straßenschanzen
Mit roher Hand die rote Fahne pflanzen
Ganz ohne Ernst, und die für Kunst, Kultur,
Ehrfurcht und Ehre kein Verständnis zeigen,
Nein, die zum Mord mit feigem Dolche nur
Und schändlichen Verrätereien neigen.

Überschrieben ist das mit „Libertatis sacra fames". Natürlich sind nicht alle Gedichte so unsagbar dilettantisch (die Übersetzerin, Gisela Etzel, trifft keine Schuld, ihrer sorgsam ziselierenden Sprachkunst wünsche ich reichere Objekte). Manche Situation ist raffinierter ausgekostet, manche Nuance sicherer stilisiert. Seine ungemeine Empfänglichkeit ließ keine Anregung auf dürren Boden fallen: er suchte jeden Eindruck für seine Lyrik fruchtbar zu machen. Aber er muß erst das Vorbild gefunden haben, das seine Phantasie in Bewegung setzt. So sucht er die raffinierten Farbenharmonien Whistlers in Worten nachzubilden (Harmony in Brown and Gold); es gelingt ihm, etwas Quellenartiges zu schaffen, das einen Moment im Urstoff leuchtet und glüht, doch, von der Suggestion Whistlers entfernt, sieht man bald die schlechte Art, sehr entlegene Natureindrücke wie ein schlechter Aquarellist hart nebeneinander zu legen. Die Trivialität seiner Motive ist erstaunlich: es ist keins ausgelassen, das nicht auch einen Gymnasiasten schöpferisch bewegt hätte. Wilde hat eine unausstehliche Manier, auf sehr bürgerliche Art Snob zu scheinen. Er drapiert sich mit Stimmungen, und man vergißt nie, daß es nur ornamental im kühnen Faltenwurf stilisierte Mäntel sind, die nach dem Gebrauch sorgsam in den Schrank gehängt werden, zu den Kniehosen und der Sonnenblume, den Merkmalen eines vollkommenen „Ästheten". Gelungen sind ihm in seinem lyrischen oeuvre ein paar gut nachempfundene Balladen, die so angenehm an Robert Burns und Percys Sammlung schottischer und altenglischer Balladen erinnern. Ganz unlesbar ist die Similisymphonie der „Sphinx", die sich nach Huysmans in einer Farbensonne von mystisch-prunkvollen Edelsteinen auflösen möchte, und die so kläglich nach böhmischem Glas glitzert.

Eine Gegenüberstellung der beiden lyrischen Werke wird den Sinn der Antithese Erlebnis-Anekdote klarstellen. Hofmannsthal *erlebt* etwas an den Dingen, ihr Eindruck erfüllt sein ganzes Wesen, weckt in ihm ein Rhythmengefühl, das sich in das Gedicht umsetzen wird. Wilde gleicht einem, der seine Leidenschaft durch mechanische Reizmittel steigert, seine verstandesmäßige Einsicht farbig ausbaut: niemals einer Sache völlig hingegeben, sondern mit kühler Besonnenheit die Reize hervorsuchend und nach einem bestimmten Schema arrangierend. Daher das Unmusikalische seiner Gedichte, der entscheidende Mangel des Melos. Ein Beispiel möge das klarer machen. Beide sehen eine Landschaft. Während der eine nur diesen Eindruck fühlt, seine Seele rückhaltlos öffnet und das wogende Chaos von Anklängen und unbewußten Stimmungen durch die begrenzende Kraft des Wortes zu gestalten, zu zwingen sucht, fühlt sich der andere an irgendwelche Gemälde, an Gedichte und Stimmungen früherer Dichter erinnert; ihn interessiert nicht das Geistige, Musikalische des Anblicks, sondern das Stoffliche, das zu Arrangierende, das Anekdotische, das ihn durch das Medium irgend eines andern Dichters in Stimmung bringt. Der eine fühlt den Schmerz der Unzulänglichkeit und die Gewalt des Wachsens, der andere hat nichts zu bilden und ist mit seinen Worten fertig. Ich wähle zwei Gedichte der beiden. Hofmannsthal „Vorfrühling" ist eine Phantasie über den Frühlingswind. Es ist ganz reine Lyrik, in seiner Art so lauter und durchsichtig wie Goethes „Fischer". Und ich möchte das Wort Goethes anführen, das er über die allegorisierenden Deutungsversuche dieses Gedichtes sagt: „Es ist in dieser Ballade bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden, weiter liegt nichts darin, und wie läßt sich das malen!" Das gilt wörtlich von diesem Gedicht, das so ganz unstofflich in leichten, gleitenden Rhythmen strömt, wie zarte Gebilde aus Wolken, die der Wind vor sich her treibt. Es ist nichts als das unmittelbare Erlebnis, das Einen überfallen kann, wenn ihm die Magie des Frühlingswindes, dieses sanften, herben Dahinströmens offenbar wird. Ich stelle daneben ein Gedicht Oscar Wildes, das nichts als die zarteste Impression einer Morgenstimmung zu sein vorgibt. „Impression du matin." Es beginnt mit den Worten: „Der Themse Nokturno in Gold und Blau." „Nocturno: Blue and Gold" heißt eine der wundervollsten Arbeiten Whistlers. Wilde vergißt ja nicht, diesen Effekt auszulassen. Nun zählt er summarisch auf, was er sieht, nicht etwa unmittelbar, die Dinge inmitten einer zitternden Atmosphäre von schwankenden Träumen, sondern durch möglichst anspruchsvolle, beziehungsreiche Bilder ausgedrückt: etwa eine einsame Barke mit Heu, ein bleiches Weib am Laternenpfahl usw. Man spürt, wie er eifrig nach bildhaften Eindrücken sucht, er vermag nicht die Musik der Landschaft wiederzugeben und bemüht sich, durch eine Aneinanderreihung von Bildern die Stimmung zu suggerieren. Es findet sich in

Digitized by Google

seinen Versen keine Zeile, die tieferes als eine oberflächliche Freude an gewinnenden Dekorationen befriedigt. Wilde hat nicht einmal erreicht, was ein Lyriker seiner Art erreichen kann: man vergleiche ihn etwa mit J. M. de Herédia, an den er oft erinnert. Wenn aber dieser kostbar beschattete Broncen in seinen Versen darstellt, die schlanke Figur eines antiken Läufers etwa, so ist der ganze Gehalt dieses Erlebnisses zutiefst erschöpft; nicht die wundervolle Schmiedearbeit nur ist in seinem Gedicht, sondern auch die tiefe Freude, das mystische Erlebnis ist darin. Und das ist die erste Forderung an den Dichter: das Objekt rein in sich umzubilden und es hell und vollkommen aus sich herauszustellen, keine Kopie des Stofflichen, sondern eine Gestaltung des Wesentlichen zu schaffen. Nicht die klug arrangierte Anordnung der Worte macht den Dichter, sondern die Synthese, der Zusammenschluß in ein Ganzes, unlösbar Verknüpftes. Nicht die Anekdote schafft den Dichter, sondern das formvolle Ausströmen des Erlebnisses.

Zwei Gedichte.

Von **Christian Wagner** (Warmbronn i. Württembg.).

Alter Ringwall.

Aufwärts den Pfad zur höchsten Höh des Tales;
So weit der Blick, nur Wälder sind zu schauen,
Am Horizonte ferne Pappelauen,
Und drüberweg ein Stoppelfeld, ein fahles.

Wie anders hier im Bann des Sonnensaales,
Wo Runenzeichen sind in Stein gehauen,
Des Ginsters Zweige goldig niedertauen
Auf Grund und Stumpf des morschen Opferpfahles. —

Da, wo im Kreise blanker Auerhörner
Einst dargebracht von gläubiger Gemeine
Als Opfergabe: Hafer, Hirsekörner;

Aus engem Ring der Blitz und Bautasteine,
Herglitzert noch aus grauer Zeit, aus ferner,
Das Regenbogenschüsselchen, das feine. —

Bohnenblüte.

Wo an das Gärtchen sich lehnt so ebenerdig ein Stüblein,
— Fünf der Särglein es sah der frühegestorbenen Kinder,
Und wo die Seelchen einst hinausgeflattert zum Fenster,
Engelein schweben anjetzt in Flügelkleidchen von Scharlach. —
Bohnenblüte wie schön stellst dar du ihre Verklärung! —

Die Oase.

Novelle von **Emil Ertl** (Graz).

I.

Das Gespräch war wieder einmal auf die Frauen gekommen.

Zu eigentlichen Romanen, sagte Gröndahl, eignen sie sich im wirklichen Leben viel seltener, als die meisten Dichter zu glauben scheinen. Ihrer ganzen Natur nach sind sie bloß Novellenstoffe. Schon aus dem Grunde, weil sie niemanden in ihr innerstes Wesen blicken lassen. Vielleicht besitzen sie überhaupt kein innerstes Wesen — wer kann es wissen? Jedenfalls bekommen wir Männer wie bei einem geschliffenen Stein, den man an die Sonne hält, immer bloß die eine oder andere Facette zu sehen, die uns gerade ihren Lichtblitz zusendet. Das schillert in allen Farben des Spektrums; aber es ist stets nur ein Teil, nie ein Ganzes. Das Aufleuchten einer einzigen Raute jedesmal . . . .

Also geborene Episodenfiguren sozusagen? meinte ein Freund, der sich in unsrer Gesellschaft befand.

Ganz richtig, sagte Gröndahl. Darum kann man auch nichts Volles, Endgültiges, Erlösendes mit ihnen erleben. Bloß Episoden immer. Darunter allerdings manchmal recht merkwürdige. Da hab ich z. B. einmal ein junges Weib kennen gelernt, das mir noch heute bis zu einem gewissen Grade rätselhaft ist. Weil sie nämlich zwei Seelen hatte, zwei von einander grundverschiedene, einander geradezu negierende, sich gegenseitig aufhebende Seelen. Oder, wenn Sie wollen, zwei Gestalten, eine mit und eine ohne Fischschwanz. Erschrecken Sie nicht, der Vergleich ist mir nur so in den Mund gekommen, weil es zufällig vor dem Melusinen-Zyklus von Schwind gewesen ist, wo ich sie zum ersten Male sah . . . .

Das ist schon eine Reihe von Jahren her, die kaiserliche Gemäldesammlung befand sich damals noch in Belvedere — wer sich daran erinnert, kann es nur bedauern, daß man sie nicht dort gelassen hat. Die Räume waren ja nicht eigens zu dem Zweck geschaffen; aber es waren überaus vornehme, wahrhaft fürstliche Räume. Die Kunstwerke haben sich dort wie zu Hause gefühlt, während sie in dem prunkvollen, neuen Museum — aber ich will lieber nichts darüber sagen, es geht mich nichts an, und was ich erzählen will, hängt nicht damit zusammen.

Da draußen hab ich sie also zum ersten Male gesehen. Sie fiel mir sogleich auf durch ihre außerordentlich gewählte Toilette. Kleider gehören nun einmal zum Menschen, und zum Weibe schon gar — für den ersten Eindruck, den eine Frau auf uns macht, wird ihre Kunst, sich anzuziehen, immer von entscheidender Bedeutung sein. Etwas Niedlicheres als diese Stiefelchen konnte man sich gar nicht denken . . . .

Digitized by Google

Sie ging bald fort, und es kam mir doch zu albern vor, sie zu verfolgen. Es blieb mir nichts von ihr als der Eindruck zweier großer, hellgrauer Augen, die sich aus einem schmalen, ziemlich blassen Gesichtchen für einen Augenblick auf mich gerichtet hatten. Im übrigen bestand meine Erinnerung bloß aus den bereits erwähnten niedlichen Stiefelchen, einem knappsitzenden, havannahbraunen Tuchkleid und einer reizenden, mit Veilchen garnierten Frühjahrstoque.

Ich trat ans Fenster — das war auch einer von den Reizen, draußen im Belvedere, daß man den stillen fürstlichen Garten mit seinen Sphinxen unter sich liegen sah, und die ganze Stadt dahinter mit der Karlskirche und dem Stephansturm, wenn man ein wenig ausruhen wollte und einen Blick durch die Scheiben warf. Diesmal hatte ich nur Augen für sie. Ich sah sie langsam die Terrassen hinabgehen, ganz allein. Damals war es noch nichts so Unauffälliges wie heute, wenn eine junge Dame aus guter Familie allein ausging. Darum hielt ich es nicht für wahrscheinlich, daß sie aus guter Familie sei. Und ich bereute aufrichtig, keine Annäherung versucht zu haben, umsomehr, als es fast ausgeschlossen schien, daß ich ihr in der großen Stadt jemals wieder begegnen werde.

Indessen kam mir acht oder zehn Tage später ein Zufall zu Hilfe. Der Frühling kleidete die Bäume in das erste Grün, und ich ging, weil es überraschend schnell heiß geworden war, gegen Abend im Schwarzenbergpark spazieren, um frische Luft zu schöpfen. Da sah ich sie bei dem verträumten Weiher, der auf der obersten Terrasse und am Ende des ansteigenden Parkes liegt, einsam auf einer Bank sitzen, still und gemächlich wie jemand, der ausruht nach des Tages Arbeit. Ich weiß nicht mehr, wie ich es anstellte, die Bekanntschaft anzuknüpfen — es ist ja auch weiter keine Kunst, wenn sonst niemand zugegen ist, sich einer einzelnen Dame zu nähern, vorausgesetzt, daß die betreffende Dame selbst nichts dagegen hat. Und sie schien gar nichts dagegen zu haben. Ich gewann sogar den Eindruck, als ob ihr meine Gesellschaft ganz willkommen wäre, vielleicht hatte sie sich gelangweilt, allein wie sie war, und sah keinen Grund, warum sie mich hätte sollen abblitzen lassen. Ihr Benehmen war absolut tadellos, aber auch vollkommen natürlich, sie unterhielt sich ganz einfach und freundlich mit mir, wie man sich etwa mit einer Reisebekanntschaft im Coupé unterhält, und lud mich schließlich ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Alles, was sie sagte, war so nett und verständig, daß sie mir immer besser gefiel. Sie war nicht mehr so ganz jung, wie ich anfangs geglaubt hatte, aber immer noch bildhübsch, wenn sie gleich etwas blaß und überanstrengt aussah. Ihre zierliche Gestalt erinnerte an ein Porzellanfigürchen, und ihre Stimme klang etwas umflort, kam mir aber darum nur um so sympathischer vor. Die Toilette, die sie trug, war wieder eine andere als die von neulich, aber eine nicht minder gewählte und kleidsame. Und abermals bewunderte ich im Stillen die niedlichen Stiefelchen, die sie in den Sand vorstreckte, und die mir nicht viel größer zu sein schienen als die eines Kindes.

Wir blieben miteinander plaudernd auf der Bank sitzen, bis es dämmerte und ein Glockenzeichen uns daran erinnerte, daß es Zeit sei, den Park zu verlassen. Während ich ihr die Heugasse hinunter und am Hochstrahlbrunnen vorüber das Geleite gab, war ich jeden Augenblick darauf gefaßt, daß sie mich jetzt bald verabschieden würde. Da sie aber munter und unbefangen neben mir herging und kein Bedenken zu tragen schien, sich in meiner Gesellschaft auf der Straße zu zeigen, so wurde ich kühn und lud sie ein, mit mir zu soupieren.

Mit größtem Vergnügen nahm sie an.

„Ich habe ohnedies den Abend frei," sagte sie. „Fahren wir auf den Konstantin-Hügel?"

Sie blieb sogleich stehen und sah sich nach einem Fiaker um. Ich war natürlich einverstanden, es machte mir Spaß, daß sie so gut zu leben wußte. Wir fuhren also in den Prater und verbrachten einen angenehmen Abend zusammen auf dem Konstantin-Hügel. Sie hatte eine Vorliebe für feine Sachen, aß und trank mit Verständnis und war lustig und amüsant, aber immer höchst anständig dabei und durchaus nicht übertrieben oder vulgär, wie manche Mädel, denen etwas besonderes und seltenes ist, wenn es ihnen einmal gut geht, sich in ähnlichen Fällen zu benehmen pflegen. Von einem solchen Tone war auch nicht die Spur an ihr, sie genoß nur eben die Stunde, wie es für ein lebenslustiges junges Geschöpf natürlich war, und revanchierte sich für die Einladung, indem sie Fröhlichkeit um sich verbreitete, ohne dabei auch nur um ein Haar die Grenzen zu überschreiten, die einer vollkommenen Dame gezogen sind.

Als es gegen elf Uhr ging, wurde sie unruhig und meinte, um Mitternacht müsse sie zu Hause sei. Ich sah sie von der Seite an und fragte, ob es denn wirklich unumgänglich notwendig wäre? Jawohl, erklärte sie bestimmt, es sei unbedingt ihre Pflicht, und sie werde erwartet.

Darauf sagte ich nichts weiter, und wir brachen auf. Während wir im offenen Wagen durch die Hauptallee rollten, wollte ich dem Kutscher ihre Adresse ansagen, um sie heim zu bringen; sie bestand aber darauf, daß wir zuerst an meiner Wohnung vorfahren sollten, sie würde dann den Wagen allein weiterbenutzen. Ich begriff natürlich sofort, daß sie sich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen gesonnen war, und gab dem Kutscher jene Weisungen, die ihrem Wunsche entsprachen. Wir kamen in die belebten Straßen, wir näherten uns mehr und mehr meiner Wohnung. Da bat ich sie um ein Wiedersehen.

Sie zögerte und schien zu überlegen. Endlich sagte sie: „Ich müßte eine Bedingung stellen."

Digitized by Google

„Und die wäre?“

„Daß Sie niemals fragen oder nachforschen, wer ich bin, was ich treibe, wo ich wohne, wie ich heiße, und so weiter, und so weiter.“

Mir war alles gleichgültig, wenn ich sie nur wiedersehen würde. Ich verpfändete ihr mein Ehrenwort, und sie gab mir für einen der nächsten Abende ein Stelldichein, wieder im Schwarzenbergpark.

Und nun entwickelte sich die Geschichte, wie sich eben solche Geschichten immer entwickeln. Aus dem Frühling wurde ein Sommer, aus der Zeit der ersten Hoffnungen eine Zeit der Erfüllung....

Ich habe dieses Mädchen wirklich geliebt. Ob sie mich wiederliebte? Ich weiß es nicht. Sie konnte sehr leidenschaftlich sein, für gewöhnlich aber war sie fröhlich und kühl. Viel zu fröhlich für eine echte Liebe, schien mir manchmal. Denn eine echte Liebe hat doch ihre Sorgen, nicht wahr, wenn sie so illegitim ist, wie diese, schon gar! Aber nicht einmal der Gedanke, daß es eines Tages aus sein könnte, aus sein mußte, schien meine schöne Unbekannte zu bekümmern. Sie genoß heiter und verständig die Gegenwart.

Es war recht gut mit ihr auskommen. In vieler Hinsicht war sie das Ideal einer Geliebten. Niemals machte sie mir eine Szene, niemals hatte sie eine Anwandlung von Eifersucht, niemals bekam ich Vorwürfe zu hören, oder Tränen zu sehen. Trotz ihrer zarten Erscheinung hatte sie etwas männlich Großzügiges in ihrem Charakter, das mich immer aufs neue anzog. Etwas ganz besonderes und seltenes, das sich schwer definieren läßt, eine höhere Wurschtigkeit, möchte ich fast sagen, oder, um es gewählter auszudrücken, eine unbedingte Achtung vor Tatsachen, eine ergebungsvolle Ehrfurcht vor dem Leben, wie es nun einmal ist. Ich glaube, wenn ich eines Tages gesagt hätte: „Ich bin deiner müde“, sie wäre still und klaglos verschwunden, in der klaren Erkenntnis, daß es ein natürlicher und unabwendbarer Vorgang ist, wenn Liebe stirbt.

Aber ich war ihrer durchaus nicht müde. Es gab sogar Augenblicke, wo ich restlos glücklich zu sein glaubte. Jedenfalls haben wir Monate hindurch sehr vergnügt miteinander gelebt. Dieses Vergnügen hat mich allerdings ziemlich viel Geld gekostet, wir besuchten Theater, natürlich nur Loge, fuhren spazieren, unternahmen Ausflüge in die Umgebung, soupierten in den feinsten Lokalen. Ich hatte auch eine Freude daran, ihr Geschenke zu machen, behing sie mit kostbarem Schmuck und sorgte für ihre Toilette. Nun wußte ich ganz genau, was so ein paar niedlicher Stiefelchen kostete, wie sie deren zu tragen pflegte....

Der Aufwand, den ich ihr zulieb machte, überstieg meine Verhältnisse. Ich kann nicht sagen, daß sie mich dazu verleitete — wäre es der Fall gewesen, so hätte ich mich wahrscheinlich dagegen gesträubt. Aber sie hatte auch in dieser Hinsicht etwas Großzügiges. Im Grunde sah sie Nichtigkeiten in allen Dingen, die zu einem eleganten Leben gehören, Nichtigkeiten, die man eben mitnimmt, weil es einmal nicht anders ist, und die schon von der erlesensten Sorte sein müssen, sollen sie einem überhaupt Spaß machen. Das beste und kostspieligste war ihr gerade gut genug. Sie nahm es als so selbstverständlich hin, daß ich mich geschämt hätte, sie zu enttäuschen. Entweder sie überschätzte meine Mittel, oder sie hatte nicht das geringste Verständnis für Geld.

Mein Freund Teimer, der zugleich mein Rechtsanwalt war, machte mir wiederholt Vorstellungen.

„Du wirst dich noch ruinieren,“ sagte er, „wenn du fortfährst, dein Vermögen so leichtsinnig anzugreifen. Was ist denn eigentlich los? Steckt eine Dame dahinter? Du bist schließlich dein eigener Herr und kein junger Hase mehr, sonst würde ich dich daran erinnern, daß die Mädel in der Regel um so weniger wert sind, je mehr sie uns kosten.“

Ich hörte nicht auf ihn, mir war das Geld genau ebenso gleichgültig geworden wie ihr. Meine Sorgen waren ganz anderer Natur. Es quälte mich nämlich beständig und von Tag zu Tag hartnäckiger der Gedanke, was es eigentlich für eine Bewandtnis mit ihr hätte? Schon von allem Anfang an und sogar in der Blütezeit meiner Leidenschaft nagte dieser Wurm an meinem Glück.

Mein Gelöbnis zu brechen und hinter ihrem Rücken Nachforschungen anzustellen, das war mir zu niedrig. Aber Aug in Aug ihr gegenüber ließ ich trotz meines Versprechens doch einmal in einer vertrauten Stunde etwas wie eine verstohlene Frage anklingen. Da legte sie ihre niedliche Hand auf meinen Mund und machte: „Pschsch, pschsch!“

Dann fing sie zu lachen an und sagte leicht und obenhin: „Ich will dir alles gestehen. Du erinnerst dich doch an die Melusine, oben im Belvedere, wo wir uns zum ersten Male sahen? Genau solch ein Fischweib bin ich. Und wenn mein Geliebter durchs Schlüsselloch guckt und hinter mein Geheimnis kommt, so muß ich für immer von ihm fort!“

Das Problem des deutschen Rentenzinsfußes.

Die jüngsten Anleihen des Reiches und Preußens haben von neuem die Frage des Zinsfußes unsrer Renten in den Vordergrund treten lassen; die Frage, ob die Verhältnisse in Deutschland bereits danach angetan sind, dem Reiche und den Einzelstaaten die Rückkehr zu dem 3 ½ % igen Zinsfuß zu ermöglichen, oder ob zunächst an dem 4 % igen Zinsfuß noch festgehalten werden müsse. Die Frage ist natürlich von entscheidenster Bedeutung für den Erfolg der Anleihe-Emissionen selbst; die Wahl des Zinsfußes, wie überhaupt der Bedingungen, unter denen die Anleihen dem Publikum angeboten werden, sowie die entsprechende Berücksichtigung der emissionstechnischen Momente sind die aus-

Digitized by Google

schlaggebenden Faktoren für das schließliche Ergebnis der Anleihe-Subskriptionen. Man weiß, daß bei der jüngsten Emission die Regierung den Standpunkt vertrat, die Rückkehr zum 3 1/2 %igen Zinsfuß wagen zu dürfen, während das Konsortium die Zeit noch nicht für gekommen erachtete, vielmehr auf dem 4 %igen Zinsfuß glaubte verharren zu müssen. Das Ergebnis dieser widerstreitenden Auffassungen war ein Kompromiß, wonach die Hälfte des Anleihebetrages zu 4 %, die andere Hälfte zu 3 1/2 % aufgelegt werden sollte. Auf diese Weise hoffte man die Stimmung des Publikums, seine Bedürfnisse in dieser Beziehung erforschen zu können und damit weitere wichtige Anhaltspunkte für die Beurteilung dieser Frage zu erhalten. Das Publikum sollte gleichsam als oberste Instanz in dem Streite zwischen der Regierung und dem Konsortium entscheiden und damit die Richtlinien des weiteren Verfahrens in dieser Frage selbst bestimmen.

Nun, das Publikum hat sein Urteil abgegeben: auf die 400 Mill. Mk. 4 %iger Anleihen sind 832 Mill. Mk. gezeichnet worden, auf die 400 Mill. Mk. 3 1/2 %iger Anleihen dagegen nur 659 Mill. Mk. So erfreulich diese Resultate erscheinen, wenn man die gezeichneten Summen, den aufgelegten Summen der 4 % und 3 1/2 % Kategorie gegenüberstellt, so kann die in Rede stehende Frage doch erst beantwortet werden, wenn in Betracht gezogen wird, wie der Betrag der gezeichneten 4%igen Anleihen für sich allein und ebenso der der 3 1/2 %igen Anleihen für sich allein der Gesamtforderung des Reiches und Preußens im Betrage von 800 Mill. Mk. zu decken vermag. Da beide Anleihen gleich groß waren (400 Mill. Mk.), so würde somit schon dieser Umstand ein größeres Interesse für die 4 %igen als für die 3 1/2 %igen Anleihen erkennen lassen. Zur Beurteilung der Hauptfrage aber, ob der 4 %ige oder 3 1/2 %ige Zinsfuß unter den jetzigen Verhältnissen der angemessene ist, wird man den Gesichtspunkt zugrunde legen müssen, wie sich das Resultat gestaltet hätte, wenn entweder der Wunsch der Regierung oder der Wille des Konsortiums ausschließliche Berücksichtigung gefunden hätte, wenn also der ganze Anleihebetrag von 800 Mill. Mk. entweder zu 3 1/2 % oder zu 4 % aufgelegt worden wäre. Und da zeigt sich eben, daß die subskribierte Summe der 4 %igen Anleihen von 832 Millionen Mark somit mehr als ausreichend war, um die ganze Anleiheforderung des Reiches und Preußens im Betrage von 800 Mill. Mk. zu befriedigen, während die gezeichnete Summe der 3 1/2 %igen Anleihen von 659 Millionen Mark die Gesamtforderung des Reiches und Preußens von 800 Mill. Mk., wenn diese, wie es die Regierung wollte, zu 3 1/2 % aufgelegt worden wäre, nicht voll, sondern nur mit etwa 83 % befriedigt haben würde. Wären also in diesem Falle die 800 Mill. Mk. den Intentionen der Regierung entsprechend, insgesamt zu 3 1/2 % aufgelegt worden, so wäre von diesem Betrage etwa 1/5, 141 Mill. Mk. nicht gezeichnet worden, wenn nicht, um das Manko auszugleichen, das Konsortium künstlich nachgeholfen hätte.

Das darf man freilich bei Zeichnungen auf Effekten grundsätzlich nicht außer Acht lassen, daß neben dem eigentlichen Anlagebedürfnisse spekulative Elemente, überhaupt Faktoren, die außerhalb des natürlichen Anlagebedürfnisses liegen, mitspielen. Zwar haben die Finanzverwaltungen des Reiches und Preußens mit dem eines großen Staates durchaus unwürdigen Systeme der großen Überzeichnungen gebrochen, die sich in den früheren Jahren regelmäßig als ein die Kapitalisten irreführendes Brillantfeuerwerk erwiesen, dessen wirkliche Bedeutung aber der prompt hinterfolgende Kursrückgang außer Zweifel stellte. Gleichwohl ist das eigentliche Anlagebedürfnis, so wie es sich im regelmäßigen Effektenverkehr kund gibt, nicht der in dieser Hinsicht allein entscheidende Faktor; der Einfluß des Konsortiums auf das endgültige Resultat darf bei der weitverzweigten Klientele, die für die neuen Anleihen gewonnen werden soll, nicht unterschätzt werden. Nun kann man schon im Hinblick auf die prinzipielle Stellungnahme des Konsortiums in dieser Frage, im Hinblick darauf, daß es sich von vornherein für den 4 %igen Zinsfuß entschieden hat, nicht darüber täuschen, daß es auch in diesem Sinne wohl auf die Kundschaft eingewirkt hat. Bei dieser Stellungnahme des Konsortiums zu dem Zinsfuß unserer Anleihen handelt es sich für das Konsortium nicht nur um die einzelne Transaktion; vielmehr sind die Befürchtungen des Konsortiums in dieser Beziehung weitergehend. Noch heute bestehen innerhalb des Konsortiums dieselben Grundsätze, die die Emissionsinstitute seinerzeit dazu bestimmten, sich solidarisch gegen die Einführung 3 1/2 %iger Kommunalanleihen zu erklären. Man fürchtet, daß wenn die Regierung erst den Anfang gemacht hat, die Kommunen, Landschaften und sonstigen Darlehnsnehmer hinterher kommen, und daß sich dann über dem Markt eine neue Flutwelle 3 1/2 %iger Anlagepapiere ergießen und den Markt von neuem desorganisieren würde. Dies wäre dann die Rückkehr zu jenen Zuständen, zu deren Beseitigung die Emissionsinstitute eben jenen gemeinsamen Beschluß gefaßt hatten. Wie dem aber auch sei: Tatsache ist jedenfalls, daß der gezeichnete Betrag 4 %iger Anleihen die Gesamtforderung des Reiches und Preußens im Betrage von 800 Mill. Mk. befriedigt hätte, nicht aber der gezeichnete Betrag 3 1/2 %iger Anleihen — ein Faktum, das bei der Beurteilung dieser Frage auf keinen Fall ignoriert werden kann, welches nun auch immer die besonderen Gründe für diese Tatsache sein mögen.

Seit vielen Jahren sind die Anleihetransaktionen des Reiches und Preußens der Gegenstand ununterbrochener Experimente, ohne daß es bisher möglich gewesen wäre, zu einem abschließenden Urteile zu gelangen. Mitte der achtziger Jahre ging die Konversion der Preußischen Anleihen von 4 1/2 % auf 4 % vor sich. Dann folgte etwa ein Jahrzehnt später (1896) die große Konversion auf 3 1/2 %. Zu dieser Zeit war der Kurs unserer 3 % Anleihen auf 100 gestiegen, und eine starke Strömung machte sich damals zugunsten einer Konversion auf 3 % geltend. Man kann angesichts der in den beiden letzten Jahren durchlebten Verhältnisse sich kaum eine Vorstellung machen, wie inmitten der damaligen Geldkrisis sich die Dinge auf dem Anlagemarkte gestaltet hätten, wenn diese radikalen Anschauungen die Oberhand erlangt hätten. Den ängstlich gewordenen Besitzern der auf 3 1/2 herabgesetzten Staatspapiere war, wie der damalige Finanzminister Miquel am 16. Dezember 1896 im Herrenhause erklärte, die Zusicherung einer „Schonzeit“ von acht Jahren gegeben worden, innerhalb deren eine erneute Konversion ausgeschlossen werden solle. Die Besitzer haben von der Gefahr einer abermaligen Herabsetzung nichts gespürt, wohl aber sind die nach Ablauf der „Schonzeit“ ausgegebenen 3 1/2 % Schatzanweisungen in — 4 % umgetauscht worden, die Konversion hat also nach Ablauf der Frist in einem der Auffassung der Regierung direkt entgegengesetztem Sinne stattgefunden. Gleichwohl sträubte sich die Regierung, den 4 % Zinsfuß anzuerkennen, man beharrte auf dem Momente der „vorübergehenden“ Schatzanweisungen, man versuchte es mit einer Staffelanleihe, bis endlich im April vorigen Jahres vor den Verhältnissen die Waffen gestreckt werden mußten und zur Ausgabe einer 4 % Anleihe unter Pari mit 10 jähriger Ausschlußfrist der Rückzahlung geschritten werden mußte. Die Erfahrungen, die das Publikum mit dieser letzten Anleihe gemacht hat, waren dazu angetan, die Enttäuschungen, die es mit den früheren Anleihen erlebt hatte, wieder ein wenig auszugleichen, eine Wirkung, zu der in erster Linie die Bedingungen der Anleihe selbst, im übrigen aber auch wohl die besseren Geldverhältnisse beigetragen haben.

Zieht man somit zur Beurteilung der vorliegenden Fragen das Fazit der Entwicklung des letzten Jahrzehntes, so läßt sich nicht verkennen, daß die bei uns während dieser Zeit unternommenen Versuche, das Privatpublikum in Deutschland für einen 3- oder 3 1/2 %igen Zinsfuß zu

Digitized by Google

„erziehen", auf alle Fälle noch nicht zum Abschluß gekommen sind. Was immer auch in dieser Beziehung geschehen ist, um eine Änderung eingewurzelter Anschauungen hervorzurufen und wie unbedingt auch das Vertrauen zu der Fundierung unserer Anleihen ist — das Publikum betrachtet die 4 %ige Verzinsung bei uns als eine Art Gewohnheitsrecht, ein Gesichtspunkt, der, sobald es sich um die Kapitalsanlage handelt, die Qualitätsfrage über Gebühr zurücktreten läßt. Namentlich hat die lange Friedensperiode dazu beigetragen, daß die Qualitätsunterschiede, die zwischen unseren Staatsanleihen und anderen Wertpapieren bestehen, nicht genügend berücksichtigt werden, weil auf die Verzinsung, sofern es sich nicht gerade um Werte dritten Ranges handelt, das Hauptgewicht gelegt wird, wodurch eben in erster Linie auch das Subskriptionsresultat beeinflußt wird. Die traditionellen Ansprüche an die Verzinsung sind nicht im Handumdrehen zu ändern. Es wird daher, wie dieses auch die letzte Emission unserer Anleihen gezeigt hat, noch einer gewissen Entwicklung bedürfen, bevor der Kapitalist in Deutschland die völlige „Reife" — wenn man es so nennen soll — für den 3- oder $3\frac{1}{2}$ %igen Zinsfuß erlangt hat, in der Art der einschlägigen englischen und französischen Verhältnisse, die auch erst aus einer langjährigen, historischen Entwicklung hervorgegangen sind.

Ernst Heinemann (Berlin).

Randbemerkungen.

Die Hamburger Kaiserrede hat keinen Widerspruch in dem vor den Novembertagen üblichen und berechtigten Sinne gefunden; man hat es überall gefühlt, daß sie nirgends über die erwünschten Grenzen hinausging, in keiner Weise in den Kampf der Parteien eingriff und nur dazu bestimmt war, den Sinn, der an den Einzelheiten haften blieb, auf das Große und Allgemeine zurückzulenken. Die Grenze ist allerdings fein, der Unterschied subtil: man kann nicht mit einer einfachen Formel das schwierige Problem lösen, das dort sich aufstellt, wo man weder den blutlosen Schatten des Kaisertums noch eine Rückkehr zu den Auffassungen des Absolutismus wünscht. Es hat im neuen Reiche harte Kämpfe gekostet, bis die rechte Erkenntnis sich durchrang und auch bis zu den höchsten Höhen der sozialen Stufenleiter emporklomm; es hat manches gute und gesunde Empfinden vor der Gefahr der Erkrankung gestanden, es war zu einer starken Verdrossenheit gekommen, die zuletzt sogar weit über das gerechte Ziel hinausgriff und die Stellung der englischen Könige uns als Muster empfahl. Jetzt hat der Kaiser den schwersten Sieg über sich selbst errungen, denn er hat auch in Hamburg nicht gegen die Bedingungen des Novemberfriedens verstoßen. Schien sein Schicksal zuerst fast zu tragisch, so ringt es sich jetzt zur Größe empor.

* * *

Ein falscher Tipp.

Am Donnerstag Morgen konnte man in der „Leipziger Volkszeitung, in dem Organ der unentwegten Revoluzzer die stürmische Versicherung lesen, daß die Reichstagsfraktion nie und nimmer für die Erbschaftssteuer eintreten und es so den bürgerlichen Parteien erleichtern werde, den „ungeheuren Aderlaß der Masse einigermaßen zu maskieren". Am Nachmittag haben sämtliche Genossen im Reichstag für die Erbschaftssteuer gestimmt. Was bleibt nun dem Organ des verflossenen Mehring übrig? Jetzt, da sogar Singer und Zubeil die Fahnen des Prinzips verlassen haben und schamlos in das Lager der Revisionisten gekrochen sind, um sich mit den liberalen Vertretern der reaktionären Masse in böser Lust zu paaren? Sie alle müssen hinausfliegen, diese ruchlosen Verräter, so wie nach dem Willen der Dortmunder Genossen Hue, Molkenbuhr und Maurenbrecher aus dem roten Lager verbannt werden sollen, weil sie Waschlappen seien, weil sie die alten Ideale an den Nagel gehängt hätten. Dann bleiben in hehrer Einsamkeit als rechte und echte Jünger Marxens nur noch die Redakteure der „Leipziger Volkszeitung" zurück, während selbst der alte Bebel sein Brot mit Tränen essen, und der arme Singer in seinen späten Tagen noch seine Harfe an den Wasserbächen Babylons aufhängen und das Klagelied des Verbannten anstimmen muß.

Li.

* * *

Dies ater.

Nun ist er vorüber, der gefürchtete Tag; die Gegner der Erbschaftssteuer haben gesiegt. Noch am Mittage vor der Entscheidung war es zweifelhaft, welche Kugel das Schicksal herausspringen lassen werde, die schwarze oder die weiße. Aber je näher man dem Spätnachmittage kam, um so schlechter wurden die Nachrichten; die Lücken in den Reihen der Gegner füllten sich über alles Erwarten, schließlich waren 381 Abgeordnete anwesend; außer den drei Toten, deren Sitze noch nicht wieder vergeben sind, nur dreizehn Fehlende; unter ihnen der kranke Bebel und der schon leidende Dr. Quarck. Einige Schwankende gehen noch im letzten Moment ins Lager der Erbschaftssteuer über. Das wird bekannt, die Mienen in der Regierungspartei — auch die Sozialdemokratie bezeichnet sich lächelnd als solche — werden immer trüber, aber auch die der Konservativen; es ist ihnen allen bei der Sache ganz und gar nicht wohl. Nur Herr v. Hertling, Exzellenz, nimmt schmunzelnd in der Wandelhalle die Nachricht über den vermutlichen Ausgang der Schlacht entgegen. Die Abstimmung geht vor sich, zunächst über einige Abänderungsanträge in der gewöhnlichen Form und dann als namentliche über den entscheidenden Paragraphen des Gesetzentwurfes. Die Stimmkarten sind eingesammelt, die Schriftführer zählen, nicht wie sonst unter dem Gewirr und Geschwirr der Unterhaltung im Hause, sondern bei leisem Geflüster der Abgeordneten, so wie es schüchtern entsteht, wenn man einen Toten bestattet. — Und nun sind sie fertig, der Präsident Paasche — Graf Stollberg ist krank — läßt sich die Zettel mit dem Ergebnis von rechts und links her durch Schriftführer reichen, läutet ganz unnötigerweise in das stille Haus hinein und verkündet den Beschluß: mit 194 gegen 186 Stimmen abgelehnt. Totenstille, die Gesichter auf der äußersten Rechten werden noch ernster; sie sprechen deutlich aus: das war für uns kein Sieg! — Was nun? Die allgemeine Frage. Vielleicht ist sie beantwortet, wenn diese Zeilen vor den Leser treten.

* * *

Die Erfolge kommen.

Wie lange haben wir rastlos und zähe daran gearbeitet, in unserm eignen Volke Verständnis für deutsches Volkstum zu wecken; wie unermüdlich haben wir zu gleicher Zeit den Sammelruf über die deutschen Reichsgrenzen hinaus überall dorthin erschallen lassen, wo wir Deutsche zu finden imstande waren. Und wie ergebnislos, wie entmutigend haben oft die Antworten gelautet, die wir aus den Reihen unsrer eignen Reichsmitbürger, die wir aus fremden Ländern erhielten! Diese trüben Jahre sind seit einiger Zeit überwunden. Die nationalen Bestrebungen im Reich dringen sichtlich vorwärts, und von den vorgeschobenen Posten wird immer häufiger eine Erstarkung des Deutschtums gemeldet. So neuerdings von der Gründung eines Vereins zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn. Fürwahr eine tüchtige Tat, in Ungarn, wo man mit allen Mitteln dem Deutschtum den Garaus zu machen bestrebt ist, gegen den Stachel zu löken. Auch in Tirol geht es vorwärts, in Chile und schließlich auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daß gerade in den letzten Monaten mehr der erfreulichen Nachrichten als früher eingetroffen sind, soll uns ein Trost sein. Was wir früher gaben: Ermutigung in schwerer Zeit, erhalten wir nunmehr zurück. Denn alle diese Kunde von dem Aufschwung des deutschen Gedankens in der Ferne soll uns als Zeichen gelten, daß auch für das Reich wieder

Digitized by Google

hellere Tage scheinen werden, als die wir jetzt haben. Bis dahin heißt es, nicht den Kopf verlieren und ebenso zähe durchhalten, wie man es an so vielen Stellen draußen fertig gebracht hat.

* * *

Es hilft ja doch nichts.

Scout-Boys, Reverends, Arbeiter, sogar Eduard selbst in Deutschland, mindestens ebensoviele Deutsche in England zu dem ausgesprochenen Zweck der „Verständigung" und des „Kennenlernens". Und während diese Friedensengel ihre Friedensposaunen erschallen lassen und, soweit sie etwas angejährter sind, vielleicht auch weniger engelhaft eine Friedenspfeife nach der andern mit einander rauchen, wird jenseits des Kanals fortwährend Fanfare geblasen. Selbst die Rede des Kaisers in Hamburg muß dazu als Notenblatt dienen. Von dem weiß der eine für sein Instrument das Bedauern abzulesen, daß nicht bereits vor zehn Monaten, als die ganze Welt in Angst vor dem Kriege lebte, die friedlichen Gesinnungen des Kaisers betätigt wurden. Als ob etwas anderes geschehen wäre! Der andere posaunt, daß bald der Tag kommen werde, da der Kaiser sein Volk zur Schlacht zu begeistern gezwungen sein würde. Ja, warum will man ihn denn zwingen, und wer? Wir Deutsche gewiß nicht. Und so geht es weiter. Und alle schließlich wollen Schiffe bauen, Panzerschiffe und Torpedoschiffe, Unterseeschiffe und Luftschiffe mit der ausgesprochenen Absicht, sie gegen Deutschland zu verwenden. Da ist das einzig richtige Verhalten das völliger Zurückhaltung und Nichtbeachtung des Spleens, so wie man ja auch sonst am besten mit Nervösen fährt, wenn man ihre Sonderbarkeiten und Gereiztheiten einfach gar nicht zu bemerken sich den Anschein gibt; und wenn man nicht ganz notwendig mit ihnen zu tun hat, meidet man sie überhaupt. So sollte man auch den Vettern von drüben lieber aus dem Wege gehen als sie noch geradezu aufzusuchen. Es hilft eben doch nichts und wird womöglich noch falsch ausgelegt.

M. d. R.

* * *

Die Türkei in Nöten.

Nur Lichtgestalten und nur Bösewichter — das ist das Kennzeichen von Anfängerromanen. Entweder Alles herrlich oder Alles pechschwarz — das ist das Kennzeichen unsrer politischen Kritik. In der Türkei sollte nach dem Aufstieg der Reformer auf einmal die goldene Zeit angebrochen sein, und der Sultan sollte als durch und durch nichtsnutziger Bösewicht gelten. Selbst Leute, die sonst schon von Berufs wegen loyal sind, die die Wegräumung des wirklich kümmerlichen Alexanders von Serbien heftig verdammten, fanden die gewaltsame Absetzung des Sultans und das Henken seiner getreuen Offiziere ganz in der Ordnung. Allmählich scheint denn aber doch ein Umschwung der Ansichten einzutreten. Sechs Kriegsgerichte auf einmal, das ist denn doch etwas reichlich und ist nicht gerade liberal. Zudem ist das erhoffte Vollglück, ist das Millennium ausgeblieben. Die Sonne der jungen Türkei ward von schweren Wolken verdunkelt. Aufstand in Albanien, Aufstand in Armenien, eine blutige Schlacht im Hedschas, Erhebung der Kurden im räuberbeherrschten Sandschak Suleimanje, endlich Krieg, der mit Griechenland und mit Rußland droht. Mit den Hellenen wegen Kretas, das der neu zu bauenden Osmanenflotte ein kostbarer Stützpunkt wäre, und wegen der Striche um Janina und nördlich vom Olymp, die ganz griechisch sind; mit dem Zaren wegen Adherbaidschans, wo die beiderseitigen Truppen schon in Urmia zusammenstießen. Aber damit noch nicht genug! Der Gegensatz zwischen altgläubigen Türken nnd den verpariserten und verberlinerten Makedonen ist noch keineswegs ausgeglichen. Die Araber, von England begünstigt, denken an einen Kalifen in Egypten. Der Völkerhader lodert allenthalben zu heller Glut empor. Etwas besser steht es einzig um die Finanzen. Österreichs Silberlinge und die bulgarische Entschädigung waren tüchtige Brocken. Das Gold Abdul Hamids schmeckte dem ausgehungerten Staatsbeutel nicht übel.

Trotzdem darf man billig bezweifeln, ob das Segen auf die Dauer bringt. Schon war das zu erwartende Defizit auf 68—150 Mill Mk. geschätzt. Nun kommen noch die hohen Kosten des dreifachen Bürgerkriegs, des albanischen, des kurdisch-armenischen, des arabischen und die Rüstungen gegen auswärts, außerdem der Verzicht auf die Wehrsteuer (nachdem die allgemeine Wehrpflicht auch bei den Christen eingeführt) dazu. Um den Osmanen recht fühlbar zu machen, daß sie englischer Gunst verlustig gingen, hat Sir Ernest Cassel, der Freund Eduards, die 60 Mill. Mk., die für eine schon zugelassene banque Ottomane bestimmt waren, wieder zurückgezogen. So wird auch das Gespenst der Finanznot bald von neuem am Horizont aufsteigen.

* * Dr. A. Wirth.

Elsie Sigel.

Das Problem, das jetzt das ganze Yankeetum in wilde Erregung stürzt, und das sich mit dem fürchterlichen Ende der jungen Elsie Sigel verknüpft, trägt einen doppelten Charakter: zunächst lockt es zur Erörterung der ewig schwankenden und gleitenden Grundlagen, auf denen aus gleicher Wurzel und aus gleichem Stamme Pietismus Hysterie und Perversität des Sexuallebens erwachsen; dann aber führt es an die ungeheuren Weiten, die sich in der Rassenfrage erschließen. Elsie Sigel hatte sich, vielleicht unter dem Einfluß einer gewissen Reaktion gegen die Leere des Gesellschaftslebens, in den Dienst einer Missionsgesellschaft gestellt, die das Ziel verfolgt, empfindungslose chinesische Seelen für die tiefe Mystik der christlichen Religion zu gewinnen. Man will die unsterbliche Kuliseele retten, man will sie empfindlich und empfänglich machen für eine Sittenlehre, die ihrem ganzen Wesen widerstrebt. Und so gehen, brünstig von ihrem Seelenbräutigam träumend, die jungen Mädchen hinaus, beten und geraten in Ekstase, der Sexualtrieb erwacht, wie er ja noch immer und schon zu den Zeiten der Bacchanten und später der Geisler sich mit der Ekstase vereinte, die Reinheit gibt sich hin, wird besudelt und kehrt gebrochen zurück. Zugleich liegt in dem Fremdartigen, in dem Brutal-Tierischen des Proselyten eine unwiderstehliche Lockung für manche unbewachten Gemüter, in denen heimlich und unbewußt der geschlechtliche Trieb ausgekeimt ist; der Stolz auf die Rasse und ihre Reinheit versinkt unter dem hysterischen Verlangen nach dem Ungewöhnlichen, just wie man es auch in der deutschen Reichshauptstadt erlebte, daß die Jugend gewisser Kreise sich den Lüsten der exotischen Gesellen hingab, die in der Ausstellung oder im Zoologischen Garten sich produzierten, wie sie sich mit den wahrlich doch nicht mit klassischer Schönheit gesegneten Söhnen der gelben Rasse im Spiel vereinigt. Das ist eine Perversität, die nicht nur das Individuum, sondern die ganze Rasse schändet. In New York aber sollen nicht einzelne, sondern sehr zahlreiche Mädchen der besten Klassen, die sonst in stolzer Prüderie erstarren, den Weg in den Schmutz des Chinesenviertels angetreten haben, um dort freiwillig oder gezwungen die Jungfräulichkeit der gemeinsten Gier zu opfern. Ist dies der Fall, dann zieht die Ermordung der Elsie Sigel den Schleier nicht nur von dem Schicksal eines einzelnen Mädchens, sondern von einem Kulturbilde, vor dessen Anblick freilich der Beschauer zurückschrecken mag wie der Jüngling vor dem Bilde zu Sais: „Was er allda gesehen und erfahren, hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig war seines Lebens Heiterkeit dahin." Da ist auch ein voller Anlaß gegeben, daß das Yankeetum seine humanistischen Schwachsinns-Theorien aufgibt, wie es die Kalifornier unter dem Druck der gelben Masseneinwanderung längst versuchten, daß es energische Anstalten trifft, diesen Segen von sich fern zu halten. Wenn heute in Britisch Kolumbia bereits 50 000 unter 200 000 Einwohnern Asiaten sind, wenn an der Westküste Amerikas sich förmlich gelbe Heuschreckenschwärme über das Land ergießen, dann dürfte es ja nicht mehr an der Zeit sein, geduldig das Haupt nach Mekka zu wenden und des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen.

Li.

Digitized by Google

Antisozial.

Fünf Polytechniker, also Leute, die der Zeitungsreporter „den gebildeten Ständen angehörig“ nennt, ohne die Einschränkung „anscheinend“ hinzuzusetzen, haben ein öffentliches Denkmal, ein Kunstwerk schmählich verstümmelt. Man hat sie. Unbekannte Rohlinge haben im Berliner Botanischen Garten eine Anzahl wertvoller Pflanzen beschädigt, so daß sie — leider die Pflanzen und nicht die Rohlinge — eingingen. Man hat sie nicht. In beiden Fällen lag den Taten eine Gesinnung zugrunde, die man am besten als antisozial bezeichnet. Was kann gegen Leute dieses Kalibers geschehen? Die wackern Leute und schlechten Musikanten, die für Volksbildung schwärmen, von möglichster Freiheit und jeden Menschen, dem man noch nichts hat beweisen können, für einen Gentleman und jeden, dem man eine Straftat nachgewiesen hat, für geistig nicht normal halten, werden schnell mit der Antwort bei der Hand sein: „Mehr Bildung, mehr Aufklärung!“ Sehr schön, aber an Aufklärung wurde und wird so wahnsinnig viel geleistet, daß man annehmen kann, die Verüber der unzähligen feigen, antisozialen Handlungen in den letzten Jahren seien auch einigermaßen „gebildet und aufgeklärt“ gewesen. Nein: die Bildung in allen Ehren, aber allein vermag sie nichts zu wirken. Ich hätte einen andern Vorschlag. Ich wäre nämlich dafür, durch die Furcht zu wirken und solche Leute, wenn man sie erwischt, mit Prügelstrafe zu belegen. Nun ist es heraus, und ich wiederhole kühnlich, ich bin Anhänger der Prügelstrafe für Roheitsvergehen, für Taten, die aus einer spezifisch antisozialen Gesinnung erwachsen, die von einer besonderen Roheit des Charakters zeugen. Allerdings würde ich nicht nach russischem Muster gewisse Bevölkerungsklassen von der Strafe ausnehmen, sondern als demokratisch gesinnter Mann jedem die körperliche Züchtigung zuteil werden lassen, der sie verdient. Dem Automobilisten, der ein Kind überfährt und es hilflos liegen läßt, genau so, wie der Rotte Bummler, die ein Mädchen zusammen überfallen und vergewaltigen. Man spricht immer von dem „Reste von Ehrgefühl“ solcher Menschen, der durch die Prügelstrafe zerstört werde. Nun dieser Rest, wenn er überhaupt vorhanden ist, ist ein so schäbiger Rest, daß man sich um ihn nicht zu sorgen nötig hat. Wenn der moderne Staat noch köpft — und das mit Recht —, wenn er den Kopf nimmt, so braucht er gegebenenfalls einen allseitig als minder „edel“ angesehenen Körperteil nicht zu schonen.

Dr. jur. M. P.

* * *

Ein Überfall im Eisenbahnwaggon.

Vorigen Sonntag, auf der Vorortbahn zwischen zwei Stationen der Bernauer Strecke. Sämtliche Wagen zum Brechen voll. Die Menschen fuhren, müde von ihrem bescheidenen Sonntagsvergnügen, nach Berlin. Wer im Wageninnern keinen Platz fand, stand auf der Plattform. Mancher will eher tot als nach Mitternacht nach Hause kommen, und da die Eisenbahn-Direktion nicht für eine anständige Beförderung auf den Vorortstrecken sorgt, sucht man selber fortzukommen, wie es eben geht. Obwohl man mit einer Fahrkarte das Recht erwirbt, in menschenwürdiger Weise an sein Reiseziel befördert zu werden, nimmts keiner, dem sein Bett in seiner Berliner Wohnung lieb ist, weiter besonders krumm, wenn er nach Art gepökelter Heringe verladen wird, wenn statt acht Personen sechzehn und darüber in einem Abteil Platz nehmen. Was macht das schon viel aus, wenn einem einer auf den Beinen steht und einer auf dem Schoß sitzt? Nichts dauert ewig, und auch eine Fahrt auf den Vorortstrecken nimmt mal ein Ende ..... Am vorigen Sonntag nun nahm eine solche Fahrt für zweihundert Personen ein etwas peinliches Ende. Die Eisenbahn-Direktion hatte nämlich eingesehen, daß sie schon seit Jahren dem Sonntagsverkehr nicht gewachsen ist. Darum mußte für die unter der Vorortbahn leidende Menschheit etwas geschehen. Man rüstete sämtliche dienstfreie Beamte aus und ließ sie auf die Ausflügler los. Mit ihrer Beamtenwürde bewaffnet, drangen sie in die Coupées zweiter Klasse ein, stürzten sich auf Greise, Kinder und Frauen und erbeuteten bei zweihundert Personen, die wegen Überfüllung der dritten in die zweite gestiegen waren, 1200 Mk. Zur besseren Unterstützung ihrer Forderung schwangen die Beamten einen alten Revolver: wer nicht zahlte, würde wegen Betrugs angeklagt werden. Die zweihundert Menschen ließen sich einschüchtern und zahlten. Von der seltsamen direktorialen Fürsorge für den Personenverkehr sehe ich ab. Interessant ist nur dieses: der verrostete Revolver des Strafgesetzes, mit dem die Revisoren drohten, wäre sicher nicht losgegangen. Und hätte er sich entladen, dann würde er nur die Angreifer getroffen haben. Erstens müßte die Eisenbehndirektion beweisen, daß beim Lösen der Karte dritter Klasse die Absicht bestanden hat, in der zweiten zu fahren. Gelingt dieser Beweis nicht, dann fehlt sowohl der Dolus als auch die Schädigung. Zweitens aber müßte die Bahn beweisen, daß in der dritten Klasse genügend Raum war. Sonst ist der Übergang in die höhere Wagenklasse geradezu ein Naturrecht, trotz allen gegenteiligen Bestimmungen des Statuts.

Dr. jur. E. E. F.

* * *

Revolution im Schauspielhause.

Wir haben mit Entsetzen des „grimmigen Berserkers“ Eheschauspiel „Nora“ die altehrwürdigen Bretter des stets königlichen Schauspielhauses entweihen sehen, wir mußten hören, wie die — vor 30 Jahren — revolutionären Ideen des „Magus aus dem Norden“ den von hehrem Pathos verwitterten Lippen der Hofschauspieler nur widerwillig sich entrangen, — und wir seufzten, zugleich mit dem Redakteur eines Berliner freikonservativen Blattes, befreit auf, als diese Verirrung eines jugendlichen Stürmers und Drängers vom Spielplan verschwand, da sie beim Publikum „wie zu erwarten war, keinem sonderlichen Interesse begegnete.“ Wir seufzten zu früh; denn wenn auch der von der künstlerischen Leitung des Schauspielhauses bekannt gegebene Spielplan 1909/10 uns einen Schillermonat verspricht, wenn auch des Aeschylos „Agamemnon“, des Sophokles „Elektra“ „im Gegensatz zur modernen Behandlung antiker Stoffe — unter möglichster Wahrung strengster Unversehrtheit der klassischen Dichtung“ in Vorbereitung sind, so können diese guten Vorsätze unsre Seelenangst über die drohende Revolution nicht beschwichtigen. Der böse Feind hat von jeher Schleichwege bevorzugt: „Den ständigen Vorstellungen im Königlichen Schauspielhause werden im Neuen Königlichen Operntheater (Kroll) eine Reihe besondrer Aufführungen von Werken angegliedert werden, deren Aufnahme in das gewöhnliche Repertoire vielleicht befremden dürfte ...“ Von der Aufstellung eines bestimmteren Programms für diese „Literarischen Abende“ (ha! das genügt!) sieht die oberste Leitung des Schauspielhauses zunächst ab. Daß aber diese Abende dem vom hl. Vater aus- und nachdrücklichst verdammten „Modernismus“ gewidmet sein werden, beweist die erste Serie der vorläufig für die Darstellung vorgesehenen Werke. Eröffnet werden diese Sondervorstellungen recht bezeichnend mit einer in Island um das Jahr 1000 spielenden Wickinger-Tragödie (man kennt diese Kerls und weiß, daß sie mit dem mit Recht so beliebten robusten Gewissen behaftet sind), der Dichter ist Charles Rann Kennedy, von dem dem die Intendantur selbst sich nicht scheut zu berichten, daß er zu einer „kleinen Schar Stürmer und Dränger“ gehöre, die „eine Art von Revolution gegen die herrschende Richtung in Kunst und Dichtung“ unternehmen. „Den zweiten Abend werden kleine dramatische Szenen heitern Inhalts aus der alexandrinischen Zeit füllen.“ Das klingt sehr harmlos; wenn man aber den folgenden Satz liest, so erfährt man, daß es sich um Fragmente des Menander und Mimiamben des Herondas handelt, „die einen intimen Einblick in die uns wenig vertrauten (Gott sei Dank!) kleinbürgerlichen Verhältnisse des alten Hellas gewähren.“ (Als ob wir von diesen Heiden nicht schon allzuviel wüßten!) Für den dritten Abend ein „geistlich Spiel“ in der naiven

Digitized by Google

Darstellung der Reformationszeit! Nein, ihr Herren, wir lassen uns nichts vormachen, wir wissen, wo das hinaus will: Modernismus, Revolution, Heidentum, Reformation; wenn es in diesem Stil weiter geht, dann ist auch die Zeit nicht mehr fern, da Goethe und Schiller vor dem Schauspielhause verschwinden, da das Wedekind-Wied-Denkmal den Gendarmenmarkt verschönt, und der Intendant Bernhard Shaw (wie Lindau die „Nora") Max Halbes ††† „Jugend" vorzuführen sich erdreisten wird. Siek.

* * *

Die Justizmühle.

Vierzig Sachen stehen auf dem Terminzettel einer Abteilung des Kgl. Schöffengerichts in Berlin. Da muß alles fix gehen, und der Herr Amtsrichter ist nicht wenig erzürnt, daß der eine Schöffe, sagen wir, er heiße Lehmann, nicht pünktlich zur Stelle ist. Dröhnend ruft der Gerichtsdiener den Namen auf, und siehe da, ein Lehmann meldet sich und will schleunigst auf der Anklagebank Platz nehmen. Aber er wird angehaucht, warum er nicht pünktlich erschienen sei und sich nicht an den Richtertisch begeben habe. Seine Einwendungen werden kurz abgeschnitten, er kommt gar nicht zu Worte, im Handumdrehen ist er als Schöffe vereidigt, und nun geht es los. Im sausenden Galopp hilft er Recht sprechen, bis sich herausstellt, daß ein andrer Lehmann als Schöffe geladen war, und er nur die bescheidne Rolle eines Angeklagten in einer der vierzig Sachen zu spielen hatte. — Bildhübsch. Ludwig Thoma, der Spötter, hat einen ähnlichen Fall in einer amüsanten Humoreske behandelt. — Aber nicht nur bildhübsch, sondern auch lehrreich. Wie sieht eine Rechtspflege aus, die in einem solchem Eilzugstempo geübt werden muß, daß nicht einmal ein Richter zu Wort kommt? Was wird dann dem Angeklagten und den Zeugen zu sagen verstattet werden? Und die hübsche Perspektive, die sich bezüglich der „Mitwirkung des Laientums an der Rechtsprechung" eröffnet. Was mögen die Schöffen, die solcherhand behandelt werden, im Beratungszimmer wohl an der Urteilsfällung „mitwirken"? Eine bescheidene Laienfrage: was nützt die ganze Strafprozeßreform, wenn wir nicht genug Richter haben, die ihre Vorschriften nicht nur formell, sondern auch materiell anzuwenden imstande sind? Ein Trost bleibt wenigstens in diesem speziellen Falle, der Pseudoschöffe Lehmann wird nicht mehr genützt und geschadet haben, als der wirkliche Schöffe. Dr. jur. M. P.

* * *

Der Wagner-Verein.

„In Berlin wird alles ruppig," hat die selige Varnhagen, geborene Levin gesagt. Sie hat Recht. Aber man kann ihren Ausspruch noch erweitern, in Berlin wird alles Geschäft, die Kunst, die Literatur, das Theater, die Wohltätigkeit, der Patriotismus und das soziale Empfinden. Es ist dem Mittelstande unmöglich, eine gute Oper zu hören, weil die Eintrittspreise und was drum und dran hängt zu teuer sind, ergo „Bürger Berlins vereinigt Euch", „viele Wenig machen ein Viel", gründet selbst eine Oper und sichert ihr durch zahlreichen Beitritt ein ständiges Publikum. Der Aufruf erscholl, und es fanden sich brave Leute in Scharen, die 4.30 Mk. einsandten, dafür eine blaue Mitgliedskarte erhielten und sich nun freuten, etwas für ein gemeinnütziges Werk und zugleich für sich getan zu haben. Aber siehe da, das Komitee wurde im Handumdrehen zum Vorstand und arbeitete Statuten aus, gegen die die russische Verfassung eine magna charta ist. Den Mitgliedern blieb außer dem Rechte, alljährlich den Beitrag zu zahlen, nur noch das, zu ermäßigten (nicht mäßigen) Preisen Billetts zu beziehen, was gar so vorteilhaft nicht ist, da Freibilletts, die später sicher kommen werden, noch billiger sind. Der Verein hatte mit dem Theater überhaupt nichts mehr zu tun, diese Mühewaltung soll ihm eine Aktiengesellschaft abnehmen, die sich in aller Stille hinter den Kulissen gebildet hat und dem Verein gestattet, sie zu subventionieren. Das Ganze ein lehrreiches Beispiel für die Kunst, ein Theater zu bauen mit den Geld andrer Leute. Die anonyme Aktiengesellschaft nimmt dem Verein nicht nur das Geld, sondern auch die Mühe des Denkens ab. Sie hat sich schon „ein Terrain gesichert", wie man so schön in Berlin sagt. Die Sache steht also so: Tausende von Berliner Bürgern geben Geld her, damit eine Aktiengesellschaft, wenn nicht bei dem Theater, so doch bei der Terrain- und Grundstücksspekulation Geld verdient. Das ist die Realisierung eines sozialen und kunstfreundlichen Gedankens. Und das wird alles so glatt, so selbstsicher gemacht, als grenzte das ganze Verfahren nicht hart an — na, man weiß schon woran. Frau Rahel würde ihren Ausspruch sicher, wie eingangs angedeutet, heut ergänzt haben. Dr. M. P.

* * *

Kathinkas Finanzreform.

In Berlin gibt es einen sehr wohlhabenden Damenklub, der sich vor kurzem ein kleines Parlamentsgebäude bauen ließ — hinten in einem schattigen Garten, in der Nähe des Nollendorfplatzes. Das Miniaturparlament hat sechzig Plätze und auch eine kleine Journalisten-Tribüne. Auf dieser letztern durfte ich vorgestern während einer Sitzung des „Damen-Parlaments" Platz nehmen. Jede der Damen wurde mit einem Pseudonym angeredet, jedes Pseudonym bestand aus einem Vornamen. Frau Kathinka ergriff das Wort zur Finanzreform und sagte nach einigen einleitenden Bemerkungen: „Die Männer sind so außerordentlich unbeholfen, sie haben keine Ahnung von dem, was man bei uns geschickte Diplomatenkniffe nennt. Wenn wir etwas erreichen wollen, so sehen wir uns den, von dem wir was begehren, sehr genau an und versuchen es, seine schwache Seite zu entdecken. Haben wir die entdeckt, so haben wir Alles. Die deutsche Regierung will ihre Finanzen reformieren — auf deutsch: sie will von den 60 Millionen deutscher Untertanen 10 mal so viel haben, als sie schon jetzt bekommt. Nichts leichter als das, meine Damen! Wir fragen nur: wo ist die schwache Seite bei den 60 Millionen deutscher Untertanen? Nun — wir wissen es ja. Wir verstehen uns doch auf Masseninstinkte. Die lenkbaren Luftvehikel sind die schwache Seite der deutschen Untertanen. Man gebe den Deutschen das heilige Versprechen, in den nächsten zwei Jahren die kolossalste Luftarmee der Erde zu schaffen, und es werden alle Deutschen ganz freiwillig die nötigen Gelder beisteuern." Da fragte Frau Lisemarie von der äußersten Linken: „Wie denkt sich die Frau Vorrednerin den Geschäftsgang bei der freiwilligen Steuerzahlung?" Und Frau Kathinka (Zentrumspartei) sagte lächelnd: „Nichts einfacher als das, meine Damen! Alle Deutschen werden einfach gebeten, 2,50 Mk. monatlich für die deutsche Luftflotte zu zahlen — freiwillig! — man kann auch mehr und man kann auch weniger zahlen. Quittiert wird straßenweise auf besondern Litfaßsäulen, so daß jede Frau weiß, was der Gatte ihrer Nachbarin gezahlt hat. Jeder Deutsche wird sicherlich durchschnittlich 30 Mark jährlich aufbringen, davon können Sie überzeugt sein — das macht also 30×60 Millionen = 1800 Millionen Extrasteuern. Damit ist die Frage der Finanzreform glänzend gelöst. Und wir haben nur die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß durch Ersparnisse an andern Stellen die deutsche Luftflotte tatsächlich allen anderen Luftflotten voranmarschiert. Die Zeppelinspende hätte den Herren der Schöpfung doch längst die Augen öffnen müssen. Nur die schwache Seite der Menschen haben wir bei allen diplomatischen Waffengängen fest im Auge zu behalten. Dann geht ganz bestimmt alles nach Wunsch." „Wie denkt sich", fragte nun wieder Frau Lisemarie, „die Frau Vorrednerin die Ersparnisse an andern Stellen?" „Nichts einfacher, als das!" erwiderte Frau Kathinka, „es können 90 % der Soldatenpferde und alle bunten Uniformen im Auslande — besonders in Afrika — preiswert verkauft werden; denn die Luftarmee macht doch die Kavallerie zum größten Teil überflüssig — und das Landheer teilweise auch. Somit sind also die bunten Uniformen nicht mehr nötig. Die Ersparnisse werden in einer Kommissionssitzung näher besprochen werden müssen. Zunächst jedoch ist es nötig, zu erörtern, was wir den Männern gegen-

Digitized by Google

über zu tun haben, um die Durchführung dieser Finanzreform in die Wege zu leiten. Ich bitte um Ausschluß der Öffentlichkeit."

Paul Scheerbart.

Ferien.

Es kreuzt nun der Germane
Bis fern zum Müggelsee,
Auch auf dem Ozeane
Schwimmt fettig der Rentier.
Im Wellenschaum zu kosen
Ist die grande dame genaht,
Und in die Badehosen
Schlüpft nackicht der Geheimerat.

So füllt sich täglich, stündlich
Die Welt mit Beinen an —
Nur wer noch festsitzt gründlich,
Das ist der Reichstagsmann.
Er schwitzt noch gottserbärmlich,
Die „Krisis" hindert ihn,
Mit andern hemdeärmlich
Debattelos hinauszuzieh'n.

Und selbst die Staatsinstanzen
Hör'n keinen Ferienpfiff —
Sieh auf den Wellen tanzen
Das Diplomatenschiff.
Drauf stehn wie Trauerweiden
Minister, wirkungssatt,
Und träumen von den Freuden
Im preußischen Familienbad.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

In der von den „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften" im Verlag von Hermann Hillger (Berlin) herausgegebenen **„Deutschen Jugendbüchern"** sind nunmehr die ersten, schmucken Heftchen erschienen, und zwar „Drei Kriegsnovellen von Liliencron, der „Kampf ums Blockhaus" aus „Nathan der Squatterregulator" von Sealsfield, der „Schiffszimmermann" von Gerstäcker, „Gefangen im Kaukasus" von Tolstoj, und als Doppelbändchen Perfalls: „Jack". Das ist ein verheißungsvoller Auftakt zu der von uns geforderten Musik. Denn alle diese Werke haben hohe, ja, höchste literarische Qualitäten, und alle sind spannende Lektüre, sind Erzählungen, an denen auch wir Erwachsenen ganz ungetrübten Genuß haben. H.

Im Verlage von Fritz Eckardt (Leipzig) erschienen:

Frida Schanz: Kinderballaden. Preis geh. Mk. 2,50.

Carl Bonhoff: Der Tod und die Tödin. Roman. Preis geh. Mk. 3,—.

Das Lied vom Kinde. Herausgeg. v. Theodor Herold. Preis geb. Mk. 3,—.

Zur Beachtung!

Wir bitten unsre Freunde und Mitarbeiter, auf der Reise und in der Sommerfrische die „Gegenwart" in allen Lesezimmern, Cafés, Hôtels und Restaurants zu verlangen und uns freundlichst mitzuteilen, wo das Blatt etwa fehlt, damit wir Abhilfe schaffen können.

Verlag und Redaktion der „Gegenwart".

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Friedrichstr. 110–112
Oranienburgerstr. 54–56a
Passage-Kaufhaus
Betriebsgesellschaft m. b. H.

Für die Leser der „Gegenwart". Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

KRAVATTEN
P.K. Selbstbinder
in modernen Farben
Wert 4.25 1.95

HERREN-TASCHENTÜCHER
Prima P.K. Qualität
mit bunter Kante
1/2 Dutzend 1.25

HERREN-SOCKEN
FIL D'ECOSSE
Moderne Muster
Paar 95 Pf.

HERREN-HANDSCHUHE
Suède imit., Marke P.K.
Gelb und farbig
Paar 1.10 65 Pf.

Zerlegbare
Globetrotter-Stöcke
hocheleg., gar. haltbar, m. Etui 4.50, 3.45 2.90

P.K. ZIGARREN
Hervorragende Qualität:
„El Protektor"
prachtv. Aroma, 10 St. 1.50

SCHLÜSSELKETTE
Echt Alpakka-Silber
unbegrenzte
Haltbarkeit 2.—

Bitte zu wenden!

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die **Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich** zwischen Hamburg-Altona—**Bremen-Genua** u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

An das
Passage-Kaufhaus
Berlin.

BESTELLSCHEIN.

Unter Nachnahme bitte ich mir zu senden:

.....

.....

.....

.....

Unterschrift.....

Adresse .....

Bei Aufträgen von 15 M. an erfolgt der Versand franko.
Nichtgefallendes ist von Ihnen sofort kostenlos zurückzunehmen und der dafür entfallende Betrag zurückzuzahlen.

Passage-Kaufhaus

Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

AKTENMAPPE
schwarz und braun
Kunstleder mit 2 Druckkn. 3.50 **2.90**

FÜLLFEDERHALTER
Spezial-Marke P.K.
bestes deutsches Fabrikat **2.95**

P.K. KOPFBÜRSTE
gar. reine Borste
unerreichte Haltbarkeit Stück **1.30**

HERRENSCHIRM
Reinseiden,
extra dünnes Gestell, mit Futteral **4.90**

P.K. KASSETTEN
enthaltend
50 Bogen ff. Elfenbein-Briefpapier
50 „ „ „ 100 Kuverts Karton zus. **1.45**

BRIEFÖFFNER
massiv Silber,
gediegene Ausführung, Stück **1.25**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 28. Berlin, den 10. Juli 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Die Politik der nächsten Zukunft.

Von Freiherr v. Zedlitz u. Neukirch, M. d. L.

Wenn der Block die Probe der Reichsfinanzreform bestanden hätte, würde die konservativ-liberale Paarung das Leitmotiv der inneren Politik im Reiche, wie in Preußen geworden sein; an Stelle des Zickzackkurses würde Stetigkeit in dieser Richtung getreten sein. Nicht aus äußerem Zwang, sondern weil das erfolgreiche Zusammenarbeiten an einem Werk von so großer nationaler Bedeutung und von so spezifisch nationalem Gepräge die verschiedenen Glieder des Blocks innerlich so nähern müßte, daß sie zu einer festen Mehrheit zusammenschweißten, mit der regiert werden konnte, aber dann auch in der Hauptsache regiert werden müßte. So fern wir dem parlamentarischen Regiment auch sind, so kann doch auch bei uns nur eine sehr starke Regierung mit Aussicht auf Erfolg es versuchen, gegen eine feste Mehrheit zu regieren, eine solche starke Regierung haben wir aber nicht und werden sie auch in absehbarer Zeit nicht haben. Im Reiche wäre von selbst das erreicht, was man mit Änderungen der Geschäftsordnung und Ministerverantwortlichkeitsgesetzen vergeblich zu erreichen trachtet: ein maßgebender Einfluß des Reichstages auf die Reichspolitik. Wäre die konservativ-liberale Paarung aber erst das Leitmotiv der Reichspolitik geworden, so würde sie sich auch in Preußen, wenn auch nicht ohne Überwindung größerer Schwierigkeiten, durchgesetzt haben. Des engen Zusammenhangs der Reichspolitik mit der des Vormachtstaates wegen, aber auch deshalb, weil der innere Zusammenschluß der Blockparteien im Reiche diese notwendig auch in Preußen einander näher bringen müßte.

Das alles ist jetzt vorbei. Wohl können sich die Blockparteien noch zusammenfinden, um Herrschergelüsten des Zentrums entgegenzutreten, werden dazu vorläufig aber wohl kaum Gelegenheit haben. Aber richtunggebend für die Politik ist der Gedanke der konservativ-liberalen Paarung fortan nicht mehr.

Was an seine Stelle jetzt treten wird, hängt wesentlich einmal davon ab, wie die Reichsfinanzreform zum Abschluß gelangt und welchen Charakter die neue Mehrheit im Reichstage haben wird. Sollte versucht werden, die Reichsfinanzreform zu einem kaudinischen Joch für die Regierung zu gestalten, so müßte notwendig gegen die Finanzkommissionsmehrheit mit dem Ziele regiert werden, ihre Herrschaft zu brechen. Daß dabei nicht wie 1907 der Hauptstoß gegen das Zentrum, sondern gegen den andern Flügel dieser Mehrheit zu richten sein würde, ist ebenso klar, wie daß die Machtstellung der Konservativen am wirksamsten in Preußen und auf dem Gebiet des preußischen Wahlrechts zu erschüttern ist. Auf eine solche Wendung ist offenbar die Selbstausschaltungstaktik der Liberalen im Reichstage berechnet. Daß die Finanzkommissionsmehrheit dazu Anlaß geben wird, ist aber höchst unwahrscheinlich. Bisher berechtigt wenigstens nichts dazu, den Leitern jener Mehrheit ein solches Maß von politischer Unfähigkeit oder ihrer Gefolgschaft ein solches Maß von Unbotmäßigkeit zuzutrauen, selbst die Geschäfte der Liberalen zu machen und sich durch Überspannung des Bogens um die Früchte des Sieges zu bringen. Ungleich wahrscheinlicher ist die Verständigung zwischen dem Reichstage und der Regierung über die Reichsfinanzreform. Werden trotz des ablehnenden Verhaltens der Liberalen Steuern mit ausreichendem Ertrage und einer allenfalls noch annehmbaren Gestalt bewilligt, so wird zweifelsohne nicht gegen die neue Reichstagsmehrheit, sondern mit ihr regiert werden, im Reiche wie in Preußen.

Wenn dabei nicht ganz ins konservativ-klerikale Fahrwasser gesteuert, sondern eine gemäßigte Richtung eingehalten werden dürfte, so wird dies vornehmlich der Mitwirkung der Reichspartei bei der Reichsfinanzreform und ihrem Verdienst um die Verständigung zwischen Regierung und Reichstag zu verdanken sein.

Die Liberalen aber werden dann vorerst politisch ohnmächtig sein. Die Linksliberalen vollständig, die Nationalliberalen soweit sie nicht, wie in wirtschaftspolitischen Fragen im Reichstage oder in der Polenpolitik im Landtage Anschluß nach Rechts suchen. Das wird auch in der weiteren Entwicklung der Wahlrechtsfrage in Preußen in Erscheinung treten. Das Zentrum ist zwar programmatisch für Einführung des Reichswahl- oder mindestens des geheimen Stimmrechts in Preußen,

Digitized by Google

in Wirklichkeit läßt es sich aber auch in den Wahlrechtsfragen allein von seinen Machtinteressen leiten. Diese aber weisen nachdrücklich auf möglichst festen Anschluß an die Konservativen hin. Es wird also wohl die Hand dazu bieten, daß die königliche Zusage einer Änderung des Wahlrechts eingelöst werden kann, aber zugleich dafür sorgen, daß die Konservativen dabei möglichst wenig Schaden, die Liberalen möglichst wenig Vorteil haben. Bleibt den Liberalen die einzige Aussicht übrig, daß die konservativ-klerikale Politik bis zu den nächsten Reichstagswahlen abwirtschaftet und so mit Hilfe des Hansabundes eine entscheidende Wendung durch den Wahlkampf herbeigeführt wird. Auf rein politischem Gebiete ist ein solcher Verlauf der Dinge wenig wahrscheinlich, hier wird man sich vor Exzessen schon hüten. Etwas anders liegen die Dinge auf wirtschaftlichem Gebiete. Hier, wo die materiellen Interessen und damit die Leidenschaften eine größere Rolle spielen, ist eine einseitige Betonung und starke Überspannung der agrarischen Tendenzen keineswegs unbedingt ausgeschlossen. Bei hohem Stande der Getreide- und Viehpreise könnte dadurch allerdings eine starke Reaktion in der Volksstimmung ausgelöst werden, die den Hansabund zu einem ebenbürtigen Gegner des Bundes der Landwirte machen würde. Sicher sehr gegen die Absicht der politischen Führer und der Regierung. Aber ob diese mit Erfolg bremsen können, wenn die Herren Rösicke, Hahn und Heim Volldampf geben lassen, ist keineswegs gewiß. Hier liegt im Hinblick darauf, daß der nächste Reichstag über die Fortführung unsrer Handelspolitik entscheidet, eine ernste Gefahr: käme es zu einer starken Reaktion gegen die extrem agrarische Wirtschaftspolitik des Bundes der Landwirte, so könnte dabei die Wendung nur zu leicht über die Politik gleichmäßigen Schutzes aller Zweige der heimischen Produktion hinaus zum Freihandel sich erstrecken. Unsere auf Zollschutz angewiesenen Industrien würden dann ebenso das Nachsehen haben, wie der gemäßigte Liberalismus.

Steindl als Erzieher.

Von Dr. **Paul Liman** (Berlin).

Er war nicht in dem Tal geboren, man wußte nicht, woher er kam. Oder doch, man wußte es: Er war im Wonnemond des Jahres 1858 in Irnsing im bayerischen Hinterwalde geboren und ist im Laufe der Jahre auf der Staffel der Würden und Ehren bis zum Bürgermeister seiner heimatlichen Gemeinde emporgestiegen und hat das Recht gewonnen, das bayerische Feuerwehr-Verdienstkreuz und das Ehrenzeichen für 25jährige Feuerwehrdienstzeit zu tragen. Und er nennt sich Franz Xaver Steindl und ist Bierbrauereibesitzer und Herr einer stattlichen Ökonomie. Sonst pflegte er zu schweigen und höchstens durch ein brausendes Gelächter, wenn ein Freisinnsmann sprach, oder durch ein lautes „Hört, Hört!“ wenn der hochwürdige Herr Pichler oder der gedankenvolle Herr Müller aus Fulda das Wort ergriff, mit des Basses Grundgewalt in die Verhandlungen einzugreifen. Der Stadtpfarrer Hinterwinkler von Plattling, der Herr Dekan Pütz von Wemding, der fromme Pfarrer Erasmus Gleitsmann, der gottselige Benefiziat Liborius Gerstenberger und gar der apostolische Protonotar und päpstliche Hausprälat Franz Xaver Schädler sind stets die Leuchten gewesen, an denen sich ihm Geist und Gemüt entzündeten. Von den Gütern dieser Welt aber stellt er die Weißwurst und den Maßkrug am höchsten.

Nun hat das allgemeine Stimmrecht auch ihn, das Stadthaupt von Irnsing, zum Gesetzgeber erkoren. Null unter Nullen, Stein unter Steinen. Und doch ein Mann, der im Gedächtnis der Nachwelt leben sollte. Denn er ist nicht bloß Herr Franz Xaver Steindl, den zwei Feuerwehrorden schmücken, sondern er ist auch der Typus jener Spezies von Volksvertretern, die sonst leiden ohne zu klagen, die geduldig Tag für Tag sich ihre Diäten ersitzen, und die erst dann aufzubegehren pflegen, wenn das Schwert des Staates sie in ihrem Besten und Liebsten verwundet: Wenn ein lutherischer Ketzer auf einem katholischen Friedhof begraben werden soll, oder wenn der Steuerfiskus den Preis seines Maßkrugs um einen Pfennig erhöht. Jetzt, wo der Kampf um die Finanzreform und die schwere Zeit der Not auch das Heiligste nicht schonen und auch das Bier belasten will, da erhebt sich auch Herr Franz Xaver Steindl wie ein Leu, der seine Jungen schützen will. Und er eilt zur Tribüne des Reichstags und wird zum Erzieher des Volkes. Schade, daß allzu spärlich die Zeitungen berichteten, was er gesagt hat, wie er der Not der Zeit an den dürren Leib gegangen ist. Und doch ist der Gedanken Tiefe schwer zu erschöpfen. Gar manches Wort, das dem Gehege seiner Zähne entfloh, sollte sorgsam aufbewahrt werden, Kindern und Enkeln zum Gedächtnis. So wenn er als Künder und Prophet und als Verteidiger der Revolution ersteht, die der Erhöhung des Bierpreises bedingungslos folgen muß, wenn er jene Stimmung heraufziehen sieht, in der „nicht mit dem Munde, sondern mit den Maßkrügen gesprochen wird“: „Und ich sage: wehe dem bei uns in Bayern, der sich zuschulden kommen läßt, den Grund zu geben zu einer Bierpreiserhöhung!“ Es liegt ein gewaltiges Pathos in diesem schlichten Manne mit dem Feuerwehrorden, etwas von jener Beredsamkeit, die nicht gleich den über dem Gewölke schwebenden Adlern sich in der hohen Region der Prinzipien bewegt, sondern von jener Kunst des Volksredners, die sich nach der Lehre des Cormenin gestaltet: „Das Volk liebt die ausdrucks-

Digitized by Google

vollen Gebärden, es liebt die kraftvollen Stimmen. Seid natürlich vor ihm und macht nicht den Schauspieler. Fühlet ihre Tränen euren Augen entrollen, haltet sie nicht zurück! Macht Entrüstung eure Brust heben, laßt sie ihr entströmen und sich ergießen. Seid wahr, anregend und voll Gefühl!"

Diese Beredsamkeit ist sonst selten geworden in unsrer diplomatisierenden Zeit. Um so höher muß das Lied von dem braven Mann erklingen, der für sein Bayernvolk focht und für sein Recht, am Haustrunk nicht gekürzt zu werden. Da sprach er wahr, anregend und voll Gefühl von jenen 279 Litern Bier, die im Bayernlande jährlich auf den Kopf der Bevölkerung kommen, da wies er mit einer unnachahmlichen Geste der Verachtung auf die 98 Liter hin, die im norddeutschen Brausteuergebiet von einem Geschlecht von Temperenzlern vertilgt werden. Da rühmte er den wackeren Pfarrer von Plattling, der jährlich ein Bierkonto von tausend Mark zu zahlen hat, während im Norden ein degeneriertes Geschlecht sich mit „Limmenaden" und mit künstlichen Wässern abgibt, die nur Bauchschmerzen schaffen. Nur die Rückkehr zum Met der alten Germanen, zu ihren Auerhörnern vermag die Gebrechen der Zeit zu heilen. Also lehrt der Prophet von Irnsing, Franz Xaver Steindl. Und er lehrt weiter, wie idyllisch und friedlich man dort unten im bayrischen Hinterwalde lebt, wo Dienstboten und Handwerker weniger auf reichlichen Lohn, als auf eine reichliche Anzahl von Maßkrügen sehen, wo eine Erhöhung des Bierpreises um nur zwei Pfennig den Bauern härter trifft als eine Erhöhung der Grundsteuer um hundert Prozent, wo man täglich fünf Mahlzeiten nimmt und immer wieder, wie einst der Sohn der Gaea aus dem mütterlichen Boden, neue Kräfte aus dem Biere zieht. Es war das hohe Lied des Gambrinus, das hier aus dem Munde des schlichten Mannes von Irnsing erklang.

Aber es war noch mehr: Es war ein Zeichen dafür, daß jene Männer, die wie Abraham ihr eingebornes Söhnlein Isaak auf dem Morijah opfern, noch nicht ausgestorben sind. Denn ganz zuletzt, als er mit rollenden Augen gesprochen, senkte er milde das Haupt und stimmte gebrochenen Herzens für die Erhöhung der Bierbelastung. Die Märtyrerkraft lebt noch, und vielleicht wird man in Rom einst auch Herrn Franz Xaver Steindl noch selig oder gar heilig sprechen, auf daß später die Frommen von Irnsing zu ihm beten mögen. Denn das Opfer der Überzeugung ist schwerer noch als das Opfer Isaaks, und die Krone darf nur empfahen, wer sich selbst bezwingt. Das Opfer aber galt der Ehre des Zentrums, das noch immer sein Gefolge wie mit eisernen Reifen umschlingt. Allen andern Parteien zum Muster. Denn wohl nirgends wird so oft und so eifrig wie hier das Opfer des Intellekts gebracht. Selbst von Herrn Heim, der ein ganzes Leben hindurch in tausend Versammlungen grimmig für die Besteuerung des Erbanfalls sprach und tausendfach für diese Steuer seine Bauern begeisterte, und der dennoch hinging und gegen die Erbsteuer stimmte. Selbst von Herrn Franz Xaver Steindl, der nicht einmal den Haustrunk seines Freundes Hinterwinkler verschonte und der gleichfalls sich dagegen sträubte, das Erbteil zu besteuern. Freilich wurde ihm der Entschluß durch eine kluge Reflexion erleichtert. Hat er doch selbst in einer unbewachten Minute erklärt: „Das Verschwinden der Erbschaftssteuer bedaure ich nicht; denn die können wir am wenigsten abwälzen, da ist uns am wenigsten die Möglichkeit geboten!" Hat er uns doch hiermit einen so tiefen und weiten Blick in die letzten Abgründe einer Zentrumsseele erschlossen, wie wir ihn selten genießen. Steuern, die man abwälzen kann, die gelten als probat; Steuern, die man selbst tragen muß, sind Teufelswerk und Gottesgeißel. Exorzisieret sie! Bannet sie mit Weihrauch und frommen Gebeten! Steuern, die man nicht abwälzen kann, soll man ärger hassen als alle Todsünde. Denn für Todsünden kann man Ablaß, aber für solche Steuern keinen Nachlaß erhalten. Und so reihet sich den Motiven, die jetzt zu all dem Wirrnis, zu Krisen und Katastrophen führten, ein neues Motiv; Fürst Bülow erlag nicht nur den Speeren der Rechten, nicht nur dem Hasse des Zentrums, nicht nur den eignen Fehlern und Mängeln, sondern auch dem Stachel, der in der Unabwälzbarkeit der Erbschaftssteuer liegt. Und er erlag jener Treue des schlichten Mannes von Irnsing, die selbst die Opferung des Haustrunks nicht scheut, wenn es gilt, das Zentrum zu Ehren zu bringen.

Und trotz allem und trotz der stürmischen Heiterkeit, die im Reichstag Herrn Franz Xaver Steindl vielfach belohnte, liegt doch in alledem ein ernster Zug. Nicht nur, weil kleine und ganz kleine Interessen sich hier und immer wieder in den Vordergrund drängen, wo das Los um die Zukunft des Deutschen Reiches geworfen wird, nicht nur, weil die bescheidensten Intelligenzen, deren Gesichtskreis nicht über die Felder von Irnsing hinausdringt, durch die Willkür des allgemeinen Stimmrechts emporgetragen, einen entscheidenden Einfluß auf die wichtigsten Lebensfragen der Gesamtheit besitzen, sondern auch deshalb, weil in diesem Votum des Mannes von Irnsing gegen den Haustrunk und die Erbschaftssteuer sich die ganze überragende Wucht der Parteiinteressen über jeden andern Gesichtpunkt erweist. Die Fraktionsführer kommandieren, und in blindem Gehorsam folgt ihnen die misera plebs der Erwählten; der Fraktionspartikularismus tötet den Völkerfrühling, und der Satz, den einst Fürst Bismarck zu den Mecklenburgern sprach, erweist sich immer von neuem: „Geht dem Deutschen der geographische Partikularismus verloren, so schafft er sich den Partikularismus in anderer Form. Man geht in Frak-

Digitized by Google

tionen über und vergißt die Allgemeinheit; das ist die schwere Krankheit, an der wir heute leiden, denn unsere heutigen Fraktionen sind in ihrem Partikularismus viel schlimmer als alle Sachsen und Bayern dem Reichsgedanken gegenüber jemals gewesen sind. Die Fraktionsleiter aber sind die Werber, die Condottieri, von denen jeder sich seine Schar anwirbt, an deren Spitze er hofft, die Herrschaft zu erlangen." Dem Fraktionsdienst opfert Herr Franz Xaver Steindl willig die Überzeugung und selbst den Haustrunk, ihm opfert er auch jenen bescheidenen Intellekt, der die Erbschaftssteuer forderte. Und deshalb zerfällt der Block, erhebt sich im Reichstag der Kampf aller gegen alle, wird die Reichsfinanzreform zu einer Mißgeburt, muß der vierte Kanzler des neuen Reiches zum Wanderstabe greifen.

Unsere Parlamente und ihre Reform.

Von Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung (Berlin).

An Stelle der noch 1848 vorherrschenden politischen Strömungen sind heute nationale und soziale Forderungen getreten. Selbst ein so nüchternes und reifes Volk wie das der Engländer konnte durch Überspannung der nationalen Instinkte nervös und halb verrückt werden, das der Tschechen konnte jeden Anstand und jedes Gefühl für die Rechte seiner Mitbürger verlieren, und das kleine, durch und durch faule Serbien konnte stolz einen Krieg mit Österreich erträumen und dadurch die Welt monatelang in Spannung erhalten. Auf der andern Seite erstarkten die sozialen Gedanken und Gruppierungen, obgleich sie durch das Internationale ihres Wesens den nationalen Ansprüchen oft widersprechen. Bei uns ging die Arbeiterschaft voran und unternahm, ihre verschiedenen Glieder und Interessen möglichst in der Sozialdemokratie zusammenzufassen; dann kam der Bund der Landwirte, der allmählich die Partei der Konservativen in seine Kreise zog, und schließlich vereinigten sich Industrie, Banken und Kaufmannschaft, also das bewegliche Kapital, im Hansabunde.

Nun ist der Grundgedanke des parlamentarischen Wesens der, daß das Volk als solches im Reichstage vertreten wird. Das ist aber bei uns nur indirekt, nur auf dem Umwege einer politischen Parteigruppierung, nicht nach den tatsächlich vorhandenen sozialen Beständen der Fall. Was haben schließlich Zentrum, Nationalliberale oder Freisinnige als solche mit Kapital und Arbeit, mit Industrie oder Ackerbau zu tun? Rein nichts, gar nichts! Jenes sind politische Parteien, haben als solche politische Ziele und Doktrinen, wogegen Steuern u. a. nur nach rein sachlichen, hier also wirtschaftlichen Gesichtspunkten beraten und auferlegt werden sollten.

Dieses Mißverhältnis tritt nun bei den jetzigen Geldbedürfnissen des Reiches in krasser Weise zu Tage. Statt einfach davon auszugehen: wie erfüllen wir das Notwendige am besten und richtigsten aus dem Gesamtwolke und für das Gesamtwolk, haben die politischen Parteien sich wirtschaftliche Programme angeeignet, sind sie gewissermaßen wirtschaftliche Vertreter geworden, was sie weder waren noch jemals sein können. Es liegt uns fern, das Verhalten der Konservativen, wie es oft geschieht aus Eigennutz und Selbstsucht zu erklären. Dafür sitzen zu viele Ehrenmänner in der Partei. Aber Tatsache ist, daß es gelang, ihr eine Richtung zu geben, die für sie und das Vaterland verderblich werden kann. Während die Welt auf Deutschland als Hort des Friedens blickt, während sie Deutschland wegen seines rasch sich mehrenden Reichtums beneidet, spielt die Vertretung Deutschlands im Parlamente eine Rolle, die auswärts nur Befremden, ja Mißachtung erzeugt. Unfraglich sind viele Konservative von der Richtigkeit ihres Standpunktes überzeugt; wir halten sie aber doch für geistig zu hoch stehend, um Redensarten zu glauben, wie aus ihren Reihen erschollen, etwa die, daß der Landmann bisher gespart habe, dies aber nun durch die Erbschaftssteuer aufhören würde. Das sind Phrasen, eitle Worte, weiter nichts. Betrachtet man die Haltung der Konservativen genauer, so gewinnt man den Eindruck, daß bei vielen im Hintergrunde politische und persönliche Erwägungen mitwirkten, zumal die, der Reichskanzler stünde in der Gunst des Kaisers nicht mehr so fest wie früher, sei also ungefährlich, und es brauche wenig oder keine Rücksicht auf ihn genommen zu werden.

Eine Auflösung des Reichstags böte schwere Bedenken. Durch die Neuwahlen würde die Rechte voraussichtlich sehr geschwächt, wogegen die Mittelparteien gewännen, doch auch die Sozialdemokraten neue Mandate einheimsten. Und ein solches Ergebnis liegt nicht im Interesse der Regierung und des deutschen Volkes. Es käme also in Erwägung, ob sich mit der Auflösung nicht großzügig eine Wahlreform verbinden, oder diese sich als Mitprogramm für den Landtag benutzen ließe. Eine Umgestaltung des Landtagswahlrechtes hat sich als notwendig erwiesen und ist allgemein anerkannt. Sie wird und muß kommen, früher oder später. Deshalb beizeiten, damit sie möglichst nutzbringend wirke.

Bereits früher schlugen wir in diesem Blatte ein System vor, das von dem unsinnigen politischen Parteiwesen absieht und die Volksvertretungen auf Berufsstände gründet. Die einfachste Art dürfte diejenige sein, daß man das Vorhandene beibehält, es aber auf die wirklichen Verhältnisse überträgt, also „allgemeines Wahlrecht auf wirtschaftlicher Grundlage". Das Volk besteht aus Berufsständen, die sich im großen ganzen in vier Gruppen zerlegen: es besteht aus Ackerbauern, Ge-

Digitized by Google

werbetreibenden, Kaufleuten und akademisch Gebildeten bezw. geistig Arbeitenden: Künstler, Schriftsteller usw., kurz aus allem, was nicht in die drei anderen Abteilungen gehört. Diese vier Hauptgruppen könnten als Wahlabteilungen benutzt werden, etwa in der Weise, daß man das Deutsche Reich oder einen Bundesstaat in Wahlkreise teilt, und dann innerhalb eines jeden Kreises nach den vier Gruppen abgestimmt würde. Die großen Bezirke könnten in Unterabteilungen zerlegt werden, von einem Umfange, den die Zugehörigen noch ungefähr übersehen. Diese wählten Vertrauensmänner, und aus den Vertrauensmännern der Viertelkreise gingen schließlich deren Vertreter hervor. Auf diese Weise erlangte man keine künstlich gezeugten Parteimänner, sondern eine wirkliche Vertretung des arbeitenden, wirtschaftlichen Volkes. Es würden nicht Parteidoktrinen den Ausschlag geben, sondern die sozialen Bedürfnisse und Forderungen. Man würde wirtschaftliche Fragen wirtschaftlich behandeln, je vom Standpunkte der großen wirtschaftlichen Volksklassen. Die Advokaten und Schwätzer würden zurück- und dafür wirkliche Fachmänner eintreten. Durch solche Berufsvertretung würde die gesamte parlamentarische Denkweise eine andere Richtung erhalten, und mit dieser veränderten Denkweise sich auch die Stellung von Arbeitnehmer und Arbeitgeber vielfach verändern, weil nun im Parlament der eine nicht als Nationalliberaler bezw. Konservativer und der andere als Sozialdemokrat vertreten ist, sondern beide gemeinsam zur großen Gruppe der Industrie oder des Ackerbaues gehören.

Möge man sich endlich vergegenwärtigen, daß alles seine Höhe und seinen Niedergang hat. Die Parlamente, wie sie sind, tun alles, um sich als sinkende Einrichtungen zu zeigen, und das ist geradezu ein Verbrechen an Volk und Staat. Volk und Staat leben und können echt lebenskräftige Vertretung verlangen — müssen sie fordern, wenn sie gesund bleiben sollen. Und Gesundheit ist die Mutter alles Guten und Großen.

Deutsche Geschichte im Unterricht.

Von Privatdozent Dr. Albrecht Wirth (München).

Welche Rolle die Schule für die politische Erziehung spiele, liegt auf der Hand. Auf französischen Schulkarten wird nicht nur Marokko schon als Kolonie beansprucht, sondern auch Elsaß-Lothringen wird noch als französisches, nur zeitweilig in Verlust geratenes Besitztum aufgeführt. Italienische Knaben lernen, daß einmal die Illyrier Stammverwandte der Römer seien, und zweitens, daß die Kontrakosta, das Küstenland von Triest bis hinunter nach den Gewässern von Korfu einst in venezianischen Händen gewesen sei; naturgemäß wird so bei ihnen der Entschluß erweckt, auch ohne daß vom Lehrer nachgeholfen wurde, jene Striche für Italien zurückzugewinnen. Auch bei uns wird, wenn auch nur sehr selten, mit derartigen historischen Anreizmitteln operiert. Da die Germanen einst ganz Osteuropa besessen, da ferner die Niederlande und die Schweiz einst zu dem Deutschen Reiche gehört, so . . .

Mit historischen Parallelen ist wenig anzufangen. Die Engländer sagen zwar: History repeats itself. Allein das Gegenteil ist der Wahrheit bedeutend näher. Ähnliche Lagen entstehen und ähnliche Persönlichkeiten tauchen wieder auf, aber genau so, wie vor Jahrzehnten und Jahrhunderten wird es nun wieder. Ich habe einmal die Schrift eines Portugiesen gelesen, deren Verfasser es für möglich hielt, daß noch einmal ganz Afrika den vereinigten Iberern anheimfallen würde. Wie aus einem verzerrenden Hohlspiegel sieht man hier die Unmöglichkeit von Prätensionen, wie sie fast keinem Staate der Erde ganz unbekannt sind. Selbst die Türken träumen davon, das gewaltige Reich Suleimans des Prächtigen wieder aufrichten zu können. Die Mongolen haben der weltweiten Erfolge Tschingis Khans noch nicht ganz vergessen. Die Japaner beanspruchen die Herrschaft über ganz Asien aus dem einleuchtenden Grunde, weil Tschingis Khan und Buddha japanischen Geblütes gewesen seien. Buddha! Zu einer Zeit, da die Japaner überhaupt noch gar nicht als Volk existierten, da erst von etwa rund 400 nach Christo an ihr Volkstum einigermaßen deutlich in die Erscheinung trat.

Von solcher und ähnlicher Entfachung des Patriotismus durch die Schule wollen wir also absehen. Dagegen wäre es wohl dankenswert, einmal einen Mangel ins Auge zu fassen, der dem Unterricht in der deutschen Geschichte bei uns anhaftet. Dieser Unterricht geht in seinen Grundzügen auf eine Zeit vor 1866 zurück. Damals war die deutsche Einheit nur eine Sehnsucht der Besten: die Welt der Wirklichkeit wußte nur von zerklüftetem Partikularismus. Daher lernen unsere Kinder noch zu viel von Brandenburgischen Kurfürsten und Wittelsbacher Herzögen. Aber auch das Jahr 1866 hat eine gewisse Verengung gebracht.

„Nicht unsre Leiden nur, auch unsre Taten,
Sie hemmen unsres Lebens Gang!“

Die Folge davon war, daß auf unseren Schulen die Kenntnis von Österreich seit 1806 so gut wie ausgeschaltet und seit 1846 stark beschränkt wurde. Was erzählt man auf unsern Schulen von der Angliederung von Krakau 1845 und Bosnien, was von den heftigen Nationalitätenkämpfen und von den immer mehr anschwellenden Gefahren, denen das Deutschtum im Donaustaate ausgesetzt ist?

Man kann jedoch noch einen Schritt weiter gehen. Wenn man sich darüber klar ist, daß es

Digitized by Google

nicht gilt, eine Geschichte Deutschlands, das ja nach dem berühmten Ausspruch Theodor Fischers eine Eintagsfliege ist, sondern eine Geschichte der Deutschen zu überliefern, so wird man nicht umhin können, die Auswanderung nach Amerika und Australien und die Schicksale der Balten, sowie der Krim- und Kaukasus-Deutschen viel mehr zu berücksichtigen als dies bisher der Fall war. Bislang hat man von den Leutchen höchstens gesprochen in dem Zeitpunkt, da sie sich von dem Reiche lossagten, hat sie aber nachher als verlorene Söhne nicht weiter beachtet. Die Schuld lag aber gerade soviel am Reich, wenn nicht noch mehr. Denn was sollten die armen Balten gegen die Übermacht Ivans des Schrecklichen oder Peters des Großen tun, da ihnen von ihren Stammesgenossen keine Hilfe erwuchs? Oder was sollten die armen Auswanderer tun, deren Elend Freiligrath so eindringlich beklagt, da ihnen daheim keine Gelegenheit zum Broterwerb geboten wurde?

Wie wäre das nun praktisch zu verwirklichen? Nun, vor allem sollte man Österreich mehr berücksichtigen. In einigen deutschen Ländern, z. B. in Bayern, wird ohnehin auf den Volksschulen wenigstens die Geschichte bis in die jüngste Zeit herabgeführt. Auch sonst ist es darin besser geworden. Freilich ist noch lange nicht der Wunsch des Kaisers erfüllt, Geschichte von der Gegenwart aus zu erklären. Der Gedanke ist durchaus berechtigt und kann, wenn geistvoll angewandt, sich sogar sehr fruchtbar erweisen. Weshalb wurde denn aber niemals versucht, wie er sich in der Praxis gestalten würde? Sei dem, wie ihm sei, jedenfalls sollten die Kämpfe unter Badéni und überhaupt die Sprachwirren in Österreich von den Lehrern ausführlich dargestellt werden. Um so mehr, als ja jene Kämpfe lediglich ein Spiegelbild von dem darstellen, was wir selbst in unserer Ostmark erleben, als jene Wirren den Nationalitätenhader in unseren eigenen Grenzen erläutern helfen. Auch die Schweiz wird zu stiefmütterlich behandelt. Zum Teil wohl deshalb, weil sie ein Bund von Freistaaten ist und die Beschäftigung mit solchen der monarchischen Gesinnung schaden könnte. Nun, auch in unserem eigenen Bundesstaat haben wir drei Republiken, die Hansestädte, und schließlich müssen sich die Schüler auch mit Frankreich und unseren guten Freunden, den Yankees, beschäftigen. Damit nicht aber gar der Schaden zu groß werde, kann man ja aber vorbeugen und kann — etwa nach dem Vorgang der Herren Ostrogowsky und von Oppenheim — auf die Nachteile der Demokratie eigens aufmerksam machen und kann ja ferner, to improve the occasion, etwas von übertriebener Arbeiterfürsorge und Staatssozialismus einfließen lassen, unserer eigenen Regierung ins Stammbuch. Nicht minder könnte man die Kenntnis von den paar hunderttausend Deutschen, die in Südbelgien wohnen, und den 15 000 französischen Bürgern, die zum großen Erstaunen der beiderseitigen Heere um die Wende von 70/71 im Nordsaume Frankreichs sich als Deutsche entpuppten, eben bei Gelegenheit des 70er Krieges auf das bequemste vermitteln.

Die Gegenwart steht doch einmal im Zeichen der Kolonial- und Weltpolitik. Was läge da näher, als die verschiedenen Momente der deutschen Auswanderung, von dem Krefelder-Frankfurter Verein des wackeren Pastorius über die bayrische Kolonie in der Sierra Morena und die Adelskolonie in Texas bis zu der Massenüberflutung Nordamerikas seit 1880, zu kennzeichnen? Zugleich, denke ich mir, wäre das eine anmutige Brücke zu der Erkenntnis überseeischer Länder selbst, die uns dadurch sofort näher gerückt werden, weil sie ja am Webstuhl unsrer Geschichte mitgewirkt haben. Indem man von unsrer Auswanderung nach Südbrasilien erzählt, kann man gleichzeitig einen Abschnitt brasilischer Entwicklung und womöglich heutiger Zustände geben. Das Hinübersickern deutschen Blutes nach Südafrika führt ohne weiteres zu dem Werdegang der Buren und zur Biographie Ohm Pauls. Die von Ratzel erwähnte Tatsache (deren Quelle mir leider unbekannt), daß gegen 1750 in Barnaul in Westsibirien Deutsch die Verkehrssprache gebildet habe, leitet zu einer Betrachtung nordasiatischer Entwicklung über. Jene Tatsache, ebensowohl wie die in holländischen Schriften überlieferte Merkwürdigkeit, daß die von Oxenstierna in Delaware angesiedelten Schweden mit dem aus Neu-Amsterdam (Neu-York) heranziehenden Heerführer sich auf Deutsch verständigten, kann als Ausgangspunkt benutzt werden, um die Ausbreitung unserer Muttersprache bis zur Gegenwart darzutun. Es wird nicht ohne Wert sein, bei der Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß halb Ost- und Südosteuropa, sowie auch ein großer Teil der gebildeten Chinesen und Japaner und Amerikaner für die deutsche Kultur gewonnen ist, und weiter, daß die Anhänger der deutschen Sprache bedeutend zahlreicher sind als die der französischen.

Des weiteren könnte der Unterricht in der Art ausgedehnt werden, daß die Taten von deutschen Soldaten unter fremder Flagge in schärferes Licht gesetzt würden. Um von dem Preislaufen der Schweizer gar nicht zu reden, so haben schon bei der holländischen Besetzung des Kaplandes und Javas die deutschen Söldner niemals gefehlt. Es wäre wohl der Mühe wert, einmal die schier endlose Reihe der russischen Minister, Generäle, Gouverneure und Gelehrten zusammenzustellen, die deutschen Ursprungs waren. Schon bei der Eroberung von Gibralter (wovon ein lustiger Nachklang in den Schnurren des Herrn von Münchhausen ist) waren die Hannoveraner stark beteiligt. Im Peninsular War, den Napoleon in Spanien führte, kämpften für ihn Deutsche und stritten

Digitized by Google

gegen ihn englische Heerführer, deren Truppen gelegentlich zu zwei Dritteln aus Deutschen bestanden. Man sprach von der German Legion. Die Hannoveraner zeichneten sich beim Ausfall von Menin aus, sowie bei Garcia Hernandez. Im Krimkrieg war wiederum eine deutsche Legion tätig, deren bedeutende Reste später in King Williams Town im Nordosten der Kapkolonie angesiedelt wurden. Der Unterschied von heute gegen damals, unterstrichen durch den schmählichen Handel mit den eigenen Landeskindern, durch die Hessen und Württemberger, die den Engländern gegen Washington helfen mußten, könnte dazu dienen, die Freude am heutigen Reich zu verstärken. Wenn freilich ein Lehrer boshaft wäre, so könnte er die Aufmerksamkeit seiner Schutzbefohlenen darauf lenken, daß auch heute noch in Gestalt von Auswanderern, die ihr Volksbewußtsein verlieren und lediglich Dünger für fremdes Volkstum liefern, sodann in Gestalt von Fremdenlegionären in Algier und Sumatra, endlich in Gestalt von trefflich ausgebildeten Ingenieuren, Ärzten, Professoren, Großkaufleuten und Handwerkern noch immer ein deutscher Blutzoll an das Ausland gezahlt wird.

Eine letzte Ergänzung zu der hier empfohlenen Erweiterung des Geschichtsunterrichtes wäre noch in folgendem zu finden. Die Verteidigungsstellung des Deutschtums im Nationalitätenhader der Gegenwart ist nur zu verstehen, wenn man auch von den Angriffsgelüsten der anderen Völker weiß. Zudem ist ja nur zu oft der Aufschwung der anderen gerade durch Deutsche angeregt und gefördert worden. Waren es nicht deutsche Philologen, die da vor 80 Jahren es beklagten, daß eine so interessante Sprache wie das Tschechische immer mehr schwinde und am Ende gar von der Ausrottung bedroht sei? Sie machten sich daran und schrieben tschechische Grammatiken. Tatsächlich war damals das „Böhmisch“ zur Sprache der Viehmägde und Hausknechte herabgesunken, und Palacky verfaßte den ersten Band seiner Geschichte Böhmens in der Sprache der Gegner. Jetzt ist die Sorge um das Aussterben des Tschechischen schon erheblich geringer geworden. Ähnlich ging es mit dem Litthauischen und dem Esthnischen, das ebenfalls durch Germanen zu literarischem Leben erweckt wurde. Es wäre weiter zu berühren das Vordringen der Südslaven in Dalmatien und Ungarn, die Agitation der Société Dante Alighieri in Tirol und Triest, wäre zu behandeln Allpolentum und Union Latine. Es ist dabei durchaus nicht notwendig, den Unterricht in diesen Dingen im Geiste der Gehässigkeit zu erteilen. Es genügt ja schon, einfach Zahlen und Tatsachen zu geben. Die Notwendigkeit, sich gegen eine derartige Zunahme fremder Volkheiten zur Wehr zu setzen, wird dem Schüler ganz von selbst einleuchten. Jedenfalls wird die Lehre von den Nationalbewegungen der Gegenwart wie nichts anderes dazu dienen, den Geschichtsunterricht zu beleben und zu vertiefen.

Große Berliner Kunstausstellung 1909.

Von Hermann Abeking (Berlin).

II.

Von den auswärtigen Vereinigungen, die geschlossen im Rahmen der großen Berliner Kunstausstellung auftreten, sind es die Düsseldorfer Künstlerschaft und der Künstlerbund Karlsruhe, die vornehmlich Beachtung verdienen. Nächst guter Landschaft — H. Liesegang „In den Dünen“, Hermann Pohle „Parklandschaft“, Hermann Lasch „An der Ahrquelle“, Fritz Westendoorp „Letzte Strahlen“, dem vorzüglichen Franz Kiederich „Beim Eggen“ — pflegt Düsseldorf das große Figurenbild. Hans Kohlschein bringt in dem Gemälde „Der Sieg, Freischärler 1813“ zwei sterbende Krieger zur Darstellung, den im Handwerk ergrauten Mann und den fast noch im Knabenalter stehenden Jüngling. Die Komposition ist gut und läßt die Absicht des Künstlers erkennen, nicht auf den lauten Affekt, sondern auf stille Innerlichkeit zu wirken. Der gewünschte Erfolg bleibt dennoch fern, da die Ausführung zu wenig Luft und Stimmung enthält, der Pinsel gar zu fest und zäh ist, um dem Werk eine nur seelisch anklingende Geschlossenheit verleihen zu können. Josse Goossens zeigt eine große Dekoration „Einführung der Büttenpapierfabrikation in Berg. Gladbach durch Holländer i. J. 1588“. Er verlegt den Vorgang ins Freie, ein Umstand, der es ihm ermöglicht, eine überaus bunte Palette spielen zu lassen. Er kommt auch durch natürliche Gestaltung der Figuren in Haltung und Bewegung ohne jede Pose zu einer sehr frischen, angenehmen Wirkung. Es wird wieder einmal bewiesen, daß das Fach der Dekoration eigenartigen, kräftigen Talenten weit mehr entgegenkommen kann, als es das Staffeleibild vermag. Aber auch diesem wird Goossens mit der muntern Arbeit „Die kleine Holländerin“, gerecht. In kleinem Format bringt Wilhelm Schreuer ebenfalls seine Individualität zur Geltung. „Bei der Bowle“ und „Molly“ sind Stücke, die im besten Sinne witzig genannt werden können, auch farbig sehr apart sind in geschickter Verwendung des Goldtons. David Zacharias bezeugt mit dem Biedermeier-Interieur „In der Zimmerecke“ malerisches Können und guten Geschmack.

In dem Künstlerbund Karlsruhe ragen Gustav Schönleber und Hans v. Volkmann bedeutsam hervor. Schönleber ist mit einer umfangreichen Kollektion vertreten, die meist Zeichnungen und Aquarelle enthält. Die Betrachtung dieser Arbeiten gewährt ein großes Entzücken. Schönleber weiß der Natur den intimsten Reiz zu entlauschen, verliert aber nie die große Auffassung — die Idee. Seine Weiden, seine Häuser-, Wald- und Strandstücke, sind mit der großen Sicherheit des fertigen Künstlers und dem tiefen Empfinden des beschau-

Digitized by Google

lichen Gemüts geschaffen. Hans v. Volkmann ist aus etwas derberem Holze geschnitzt. Dennoch weiß auch er den innerlichen Gehalt seiner Landschaften voll zu erschöpfen. Die „Deutsche Waldlandschaft", eine Gruppe von alten Bäumen im Vordergrund, die ihre Schatten über eine grüne Wiese nach den fernern Waldpartien streckt, ist großzügig und geschlossen. Auch die Gänsewiese ist ansprechend bei der herben und kraftvollen Behandlung. Unter den Bildnissen seien die Mädchenköpfe von Helene Albiker als schön und eigenartig genannt. Die Köpfe sind fast flach gegeben im anscheinend gleichmäßigen Hell; bei näherer Betrachtung verraten sie ungemein viel sichre und geschmackvolle malerische Arbeit. Mili Gerstel-Plump steht mit der „Bildnisstudie" genannter Künstlerin in Auffassung und Technik fast gleich.

Die Münchner Künstler-Genossenschaft hat wenig Anspruch auf ehrliches Interesse. Sie weist zwar Namen wie Defregger und Kaulbach auf — aber auch diese klingen nur matt wie aus ferner, ferner Zeit. Daß es nicht die einseitige Bevorzugung einer Malweise sein kann, die uns hier so wenig fesselt, sondern daß tatsächlich diesen Werken der innere Gehalt fehlt, beweisen an gleicher Stelle die vorzüglichen Köpfe von Alois Erdtelt, die ebenfalls in dem Goldbraun früherer Tage geschaffen sind. Aber welches innere Leben ist hier, welche Farbempfindung, welch überzeugende Kraft! „Mein Vater" und „Kinderkopf" sind Leistungen, die man so bald nicht wieder vergessen kann. August Kühles zeigt in einem Haustor „Aus fürstbischöflicher Zeit", ebenfalls, daß bei fast gleichmäßiger Tongebung doch sehr Eindrucksvolles erzielt werden kann.

Etwas frischer als die Künstler-Genossenschaft ist die Luitpold-Gruppe. Es ragen hier Köpfe von Walter Thor, Melchior Kerns „Oberbayrischer Bauer", breit und plastisch, ein vornehmes Selbstbildnis von Amalie Rau hervor. Das Resultat, daß der „Künstlerbund Bayern" erzielt, ist ein gutes. Von August Lüdecke sieht man eine kräftige „Abendstimmung", von Johann D. Holz ein gleichfalls kraftvolles Tierstück „Im Schatten", von Ernst Thallmaier einen „Garten in Schledorf". Rudolf Siek zeigt seine feinsinnigen, fast stilistisch bis in das Detail gehenden Landschaften. Eine große phantastische Komposition von Karl Marr „Lux in tenebris" läßt kalt. Um so reizvoller sind die Darstellungen des Münchner Rathauses bei Nachtstimmung und Nachmittagssonne von Charles J. Palmié. Durch eine Beleuchtung, die ganz hell und lustig gesehen ist, wird hier ein beinahe gespenstischer Effekt erzielt, gerade weil das Motiv so allgemein bekannt ist und auf fester Wirklichkeit beruht.

Kollektivausstellungen Einzelner ist diesmal ein weiter Spielraum gelassen worden. An erster Stelle steht wohl die Sammlung Ludwig Dettmann. Dettmanns Gebiet ist ein weites. Es umfaßt Figur, Landschaft, auch innerliche Motive. Das bekannte Picknick erfreut immer wieder durch seine schöne Sonne und die fröhliche Charakteristik der sich lagernden Personen. „Am Schweinestall" ist als Gemälde wie als Idyll gleich reizvoll. Rechter, blauer Sommerdunst liegt über den „Blühenden Gräbern". Dann führt der Künstler in die kleinen Kapellen mit dem glitzernden Leuchten, das vom Altare ausgeht, er zeigt seine Szenen aus Friesland und läßt uns in einer Studie „Wirtshausgarten im Regen" die frische Impression eines Augenblicks fühlen. Am wenigsten kann man sich mit den Bildern einverstanden erklären, die eine religiöse Idee zum Vorwurf haben. „Idyll", die Geburt des von Engeln umspielten Christuskindes, „Heimkehr des verlornen Sohnes", der auf einem Grabe kniet, sind matt und wenig eindringlich. Ludwig Dettmann ist eben ganz Jünger der Natur, er bedarf ihrer, um aus ihr seine Kraft zu schöpfen.

Otto H. Engel ist als Maler ins Friesland gezogen. Seine Technik ist gut und breit, seine Farbe saftig und voll Ton. Dennoch kann man sich nicht völlig zu den Werken dieses Künstlers hingezogen fühlen. Es liegt vielleicht daran, daß Engel ein wenig an der Oberfläche haftet, daß er mehr das äußre Kleid sieht als die inneren Klänge, die Figur und Landschaft in sich bergen. Immerhin ist Engel ein rechter Maler. Er schildert mit raschem Zugreifen, das, was er sieht: den Garten, die Dorfstraße, die Häuser mit der plaudernden Alten und der schwatzenden Mädchenschar. Er geht auf die Wiese, an die Quelle, ans Meer. Eine große Komposition „Kinderfest" ist mißglückt durch das allzu einzelne Hervorheben und Trennen der Gestalten.

Gleichfalls frisch schafft F. Klein-Chevalier sein Werk. Er führt an die Nordsee. „Norderney" zeigt den Landungssteg mit den wehenden Kleidern der schreitenden Damen. „Anfahrendes Boot" ist ein markiges Stück mit den rudernden Männern. Klein-Chevaliers Pinsel ist breit, seine Farbe kräftig. Famos ist das Glitzern des Wassers und des nassen Ölzeugs gegeben. Carl Vinnen, der fast ausschließlich dem Meere lauscht, ist ebenfalls von schöner Tiefe. Aber die Zusammenstellung mehrerer Werke dieses Künstlers läßt die an sich gute Palette durch allzuhäufige Wiederholung der gleichen Skala eintönig erscheinen. Daß Vinnen in eine sonst wirkliche Darstellung „Aufgehender Mond" ein Gespensterschiff trägt, ist wenig geschmackvoll. Eine Riesenleinwand „Schmelzender Schnee" entbehrt in seiner Größe jeden Lebens.

In ganz kleinen Formaten bringt der Münchener Illustrator René Reinicke überaus ansprechende Guachen. Er zeigt sich von einer ganz neuen Seite, indem er von jedem humoristischen Effekt absieht und nur den malerischen zur Geltung kommen läßt. Dies gelingt ihm vorzüglich in den Beleuchtungsszenen, die meist im Salon spielen.

Digitized by Google

Noch mehr mögen seine Bauerninterieurs überraschen. Sie folgen mit unsäglicher Feinheit der Dämmerung, die sich über all das farbige Gerät breitet. „Lebensabend", „Abendandacht" und das köstliche „Altes Inntaler Zimmer" sind besonders erwähnenswert. Was hier auf kleinem Blatte gesagt wird, gäbe wohl manchem Maler hinreichend Stoff, noch so große Formate zu füllen.

Hans Unger ist absoluter Stilist. Sein Eigentum ist eine glatte glasige Malweise. In dieser fügt er den sich stets gleichbleibenden Typ seines Frauenkopfes und das süße Gelb seiner Gewänder. Ungers Art ist keine mir sonderlich sympathische. Er ist kalt bis in die Fingerspitzen, kein warmes Blut fließt in seinen Adern. Seine Schönheit ist gesucht und maniriert, es ist eine Schönheit, die sich als Ausgeburt eines Menschenhirnes höher stellt als die ewig blühende Natur. Am angängigsten mag ein „Akt mit Paradiesvogel" sein, der wenigstens durch seine Linie wärmeres Empfinden verrät. Auch die Blumenstilleben in Aquarell sind beachtenswert, vielleicht deshalb, weil das Durchscheinende, Glasartige diesem Material an sich gegeben ist, während es der festern Ölfarbe aufoktroyiert erscheinen muß.

Auch Oskar Zwintscher geht seinen eignen Weg, der ihn an denselben Klippen eingebildeter Großherrlichkeit scheitern läßt wie Unger. Die Oberfläche seiner Bilder ist ebenfalls glatt. Die Farbe ist zäh und klierig. Ein Maler muß sich geradezu absichtlich der Natur verschließen, wenn er diese braunen und grauen Leichentöne für lebendes Fleisch halten will. Direkt gespenstisch unangenehm wirkt die Komposition „Der Akademiker", in der der nackte Oberkörper des Modells aus einem dunklen Umhang hervorragt. Man würde an eine Abgeschiedene denken, wenn nicht die Zigarette im Munde andeutete, daß diese Person lebendig zu denken ist. Wie die Farbe ist Zwintschers Zeichnung hart und „großzügig", das heißt oberflächlich.

Aus dem Goethekreise.

Von Dr. **Hans Landsberg** (Berlin).

Jedes Jahr in der Woche nach Pfingsten versammelt sich die deutsche Goethe-Gesellschaft, die bald auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken kann, in Weimar, um dem Dichterfürsten ihre Huldigung darzubringen. In dieser Gesellschaft hat die Goethe-Philologie, die man öfter als nötig mit Steinen beworfen hat, ein gewisses Zentrum gefunden, und nicht zuletzt ihr verdanken wir die ewig rege Beschäftigung mit dem Dichter und seinem Kreis, die freilich oft so bedenklich auf Abwege geraten konnte, daß erst kürzlich ein besonders superkluger Literarhistoriker die absolute Unbedeutendheit der Frau von Stein mit traurigem Wagemut festzustellen versuchte.

Und so scheint es freilich schmackhafter, sich mit neuen Gaben aus der Goethezeit selbst zu beschäftigen, als an diesen zweifelhaften Umwertungen teilzunehmen. Sehr wertvolles Material erhalten wir in den von Ludwig Rohmann herausgegebenen „Briefen an Fritz von Stein" (Leipzig, Insel-Verlag). Diese Ausgabe hat einen unzureichenden Vorläufer gehabt in einer Publikation der „Briefe von Goethe und Goethes Mutter an Fritz von Stein", die bereits vor 60 Jahren erschienen ist, zu einer Zeit also, als der deutsche Leser noch nicht einmal die herrlichste Sammlung aus Fritz von Steins Nachlaß besaß, nämlich die an seine Mutter, die Frau Rat, gerichteten Briefe Goethes. „Ich bitte Fritzen in Breslau," heißt es in der entsprechenden Verfügung Charlottes, „meine Briefe und Pappiere nach meinem Tod zu übernehmen und was nicht taugt, zu zerreißen."

Fritz ist der dritte Sohn Charlottes, ist ihr Liebling und zugleich der Goethes, der den gegeweckten Knaben im Mai 1783 in sein Haus genommen hat, als ein Unterpfand seiner Liebe zu Frau von Stein; der ihn gelehrt und erzogen hat und ihm auch, als die Bande der Freundschaft, die ihn mit Charlotte verknüpften, eine Zeitlang gänzlich gerissen waren, seine Fürsorge bewahrt hat. Später hat dann Fritz von Stein, der als Jenenser Student auch auf ein halbes Jahr in Schillers Hause gewohnt hat, wesentlich dazu beigetragen, die Beziehungen Goethes zu seiner Mutter wieder aufzufrischen. Er ist als Kind mehr als zwei Jahre in Goethes Haus geblieben, noch über die italienische Reise hinaus, und er hat selbst diese Epoche seines Lebens als die glücklichste Periode seiner Jugend bezeichnet. Des weiteren erzählt er in seiner kleinen Autobiographie, die merkwürdig genug ein falsches Geburtsdatum enthält (das richtige ist der 26. Oktober 1772), daß er mit vollem Herzen an seiner Mutter hing — der Oberstallmeister Josias von Stein hat als Familienvater keine große Rolle gespielt — und fast noch mehr an Goethe, „der zu jener Zeit fast täglich meiner Eltern Haus besuchte, und mir mit Liebe, Ernst und Scherz, sowie es nötig war, begegnete, so daß ich sein Betragen gegen Kinder als ein Muster dieser Art betrachtete". Der spätere Lebensgang Fritz von Steins ist, nachdem er im Herbst 1785 in das Elternhaus zurückgekehrt war, dieser: Er studiert in Jena, besucht mit 21 Jahren die Handelsakademie in Hamburg, begibt sich zu weiterer Ausbildung nach Holland und England, tritt in den weimarischen Staatsdienst ein, vertauscht diese Wirkungsstätte auf Veranlassung des Herzogs Karl August mit Breslau, wo er im Jahre 1797 dauernd in preußische Dienste übergeht. Das Jahr 1807 macht es dann dem Kriegsrat, der sich inzwischen mit Helene von Stosch

Digitized by Google

verheiratet hatte bei einem Franzosenhaß unmöglich, unter der Fremdherrschaft weiter zu dienen. 1810 wird Stein, der nach dem Tode der ersten Frau eine rasch wieder geschiedene zweite Ehe mit der Gräfin Amalia von Schlabrendorff eingegangen war, Generallandschaftsrepräsentant von Schlesien. Er hat sich hier trotz mannigfacher materieller Nöte, von denen seine Familie in diesen Kriegsjahren nicht verschont blieb, um die soziale Hilfspflege, Blindenfürsorge etc. sehr verdient gemacht; indes sein persönliches Leben ist entgegen den günstigen Prognosen, die Lavater, Herder, Goethe einst in sein Stammbuch geschrieben hatten, unter Schicksalsschlägen ziemlich leidvoll verflossen. Auch er ist ein Symbol jenes in seinem Glanze langsam absterbenden mehr und mehr vereinsamten Weimars, dem nur noch Goethe selbst seine letzte Bedeutung verliehen hat.

War Fritz von Stein mit den Jahren auch ganz zum Schlesier geworden, so haben ihn doch dauernde Fäden mit Weimar verknüpft. Sein treuester Korrespondent ist neben der Mutter Charlotte der ältere Bruder Carl, der das Gut Kochberg übernahm. Fritzens eigne Briefe sind zum größten Teil verloren, dagegen besitzen wir jetzt, freilich wieder nur in Auszügen, die aus der Heimat an ihn gerichteten Schreiben. In diesen Briefen spiegelt sich das Deutschland der französischen Revolution, der Napoleonischen Herrschaft bis zur Niederwerfung des Korsen und der darauf folgenden Reaktion getreulich wieder. Natürlich stehen die weimarischen Verhältnisse durchaus im Vordergrunde, und hier fällt manches Licht auf Dinge und Zustände, die bisher noch nicht genügend geklärt waren. Charakteristisch für die Stimmung in Deutschland während der Revolutionsjahre ist der Bericht Carls aus dem Jahre 1794: „Wie ich höre, hat der Fürst von Dessau, der Rüstung Herzog Bernhards (von Weimar), die er geschenkt bekommen, eine eigne Schildwache vor das Zimmer ihrer Wohnung gegeben. Die Bauern auf dem Walde im Rudolstädtischen sollen sich vorgenommen haben, alle vor einen zu stehen, sich auf keinen Fall eine Aushebung ihrer jungen Mannschaft gefallen zu lassen, zumal sie schon eine starke Kriegssteuer haben geben müssen, und glauben, daß dergleichen Steuern nicht zum Besten des Landes, sondern zu den neuerlich eingeführten Komedien, Redouten, Turniers und Reisen nach Amsterdam angewendet werden. In Weimar sollen einige gesagt haben von den Soldaten, daß, wenn sie mit aller Gewalt gegen die Franzosen marschieren müßten, so würden sie in die Luft schießen, um sie zu treffen." Speziell auf den weimarischen Stadtklatsch spielt eine Notiz an, nach der sich Amalie von Imhoff um Goethe bemühe, und das Gerücht geht, daß der Dichter sie heiraten werde. „Da Goethe abwinkt, bringt man Meyer mit der Imhoff in Verbindung, aber auch daraus wird nichts, und die Weimaraner suchen sich andern Unterhaltungsstoff." Sie finden ihn reichlich in dem Verhältnis des Herzogs zu der schönen Jagemann, die er später zur Frau von Heigendorff machte, in Goethes illegitimer Ehe mit Christiane, auf die die Stein natürlich besonders schlecht zu sprechen sind. Im Jahre 1800 schreibt dann Carl: „Heute ist der Herzogin Geburtstag, welchem zu Ehren (Voltaire-Goethes) „Mahomet" zum erstenmal gegeben wird, nachdem er erst hin und wieder vorgelesen worden . . . Der Herzog geht in der Mitte Februar nach Mecklenburg, um welche Zeit der (mecklenburgische) Erbprinz mit seiner Gemahlin wird angelangt und zu ersehen seyn, ob die Millionen in barem Geld von dem großen Paul und wie sie erfolgen und behandelt werden . . . Kotzebue gehört unter die Damengesellschaften, doch lieben ihn auch die Herren, nicht aber die Schiller und Goethe. Er ist ein kränklich aussehend Männchen. Letzlich gab er Thee und bal, meine Mutter war miteingeladen. Auch lassen dieser Castor und Polux den Jean Paul verächtlich herumkriegen, selbst Wieland, finden sie, mache jetzt fehlerhafte, schlechte Verse. Die Corona Schröter hat sich einen neuen wahren Freund erworben. An dem Schicksal, was bey ihrem Lebenslauf über sie geherrscht, lobt sie, daß es ihr Freunde gegeben, die ihr immer die Wahrheit gesagt und sie daran gewöhnt habe, nur die Freunde für wahr und wert zu halten, die ihr ihre Fehler geradezu gewiesen. Jean Paul, voller Aufmerksamkeit, voller extase über ihr gutes Herz und voll Drang, ihr Freund zu werden, sagt ihr, er wisse keinen Fehler ihr jetzt zu entdecken, als daß sie zu weitläufig und zu viel von sich selbst spreche. . ."

Das Jahr 1806 steht natürlich ganz im Zeichen der napoleonischen Herrschaft: „Schon könte man sich wieder des allbelebenden Frühlings erfreuen wen nicht der große Mörder noch auf der Erde lebte. Eben tritt die Bose weinend herein mit einem Brief, daß die Franzosen Anspach weg genommen ob mit Genehmigung des Königs oder gegen seinen Willen war nicht besttmmt: Vor mich sind nun bald alle Schauspiele des Lebens vorüber, aber nur ängstet mich, daß wen der Kriegsschauplatz nach Schlesien kommen solte, Du über ein Guth (Strachwitz), das eine solche große Schuldenlast hat, wird zu Grunde gerichtet werden . . . Goethe war wieder recht krank, seine Krankheit ist periodisch, er bekomt sie alle drey 4 Wochen; er sagte mir, er nähme Pilsenkraut statt opium dafür und thäte im letzteres besser. Neulich wurde seine Stella gegeben, er hat aus dem Drama eine Tragedie gemacht, es fand aber keinen Beyfall. Fernando erschießt sich, und mit dem Betrüger mag man kein Mitleid haben, besser wäre es gewesen, er hätte Stella sterben lassen, er nahm mirs übel als ichs ihm tadelte . . . Gestern wurde Don Carlos von Schiller gegeben, ob wohl sein Geist davon etwas weiß? es hat mich sehr unter-

Digitized by Google

[illegible] nur spielte der marquis Bosa eine rechte Caricatur. Es war Hayde. Du kennst ihn wohl noch, der ehemalige Liebhaber von Tante Schardt ihrer Cammerjungfer." (Brief Charlotte von Steins.)

Das Jahr darauf ist Fritz zu Besuch in Weimar. 1808 haben die Weimarer und Erfurter Gelegenheit, den großen Kaiser Aug' in Aug' zu sehen, und nicht alle sind so „fritzisch" gesinnt wie Frau von Stein und ihr Haus. „In Weimar" läßt sich Carl vernehmen, „hat die kleine Tante (Sophie von Schardt) unter anderm das Glück gehabt, von Napoleon angeredet zu werden, welcher im Balsaal hin und wieder einige ansprach. Alle Leute finden an ihm einen Ausdruck von Guthmütigkeit und etwas sehr humaner, was übrigens mit der strengen Etikette und mit seiner Umgebung contrastirt . . . Der Kaiser ließ La mort de César in Weimar von seinen Pariser acteurs aufführen. Der berühmte Talma machte den Brutus. Mit Göthen und Wieland hatte er viel gesprochen. Mit Göthen schon in Erfurth. Ich habe lange Göthen nicht in so gnädiger Laune gesehen als damals. Was doch ein Bischen Weihrauch nicht thut." Die nächsten Jahre sind von Berichten über die Kriegsunruhen erfüllt. Endlich 1814 jubelt man auf über den Sturz des Corsen. „Leider daß das Ungeheuer noch lebt wo so viele, ja alle schlechte Menschen mit in Hoffnung leben."

Die Berichte beschränken sich nun mehr auf Weimarer Intimitäten. Von der jungen Ehe Auguste Goethes mit Ottilie von Pogwisch, die später so zum Unglück ausschlug, wird Gutes berichtet. 1827 stirbt Charlotte von Stein, das Jahr darauf Karl August, 1832 endlich Goethe. Weimars Größe scheint dahin zu sein. Prophetisch meint Carl jetzt: „Der Platz, den Weimar unter den anziehenden Städten einnahm, wird nun von anderen Städten eingenommen werden. Die Fremden werden wegbleyben und Blankenhein, Teichel, Triptis und Orlamünde werden mit Weimar wetteifern."

Das graue Haar.

Von Julius Berstl (Leipzig).

Das erste graue Haar! — Nun lächelst du
Und deckst es schnell mit dunklen Strähnen zu.

Sprichst ängstlich plaudernd über dies und das
Und merkst es kaum: Dein Auge schimmert naß.

Das erste graue Haar! Kommt's schon so früh?
Ein Altersgruß? Ein Zeichen herber Müh?

Ein Mal des Leids? Der trüben Leidenschaft?
Bindet's mir das Sinken meiner Kraft?

So früh? — Da steigt herauf mir Jahr für Jahr,
Was ich geschafft, was mir gelang, was war.

Und prüfend wäg' ich's: Eine lange Zeit!
Das Ziel, das ich erträumt, liegt noch so weit.

Und schon ein graues Haar? — Klagt's mich nicht an:
„Wer immer kämpfend rang, nur der gewann!"

Mahnt's mich nicht ernst: „Du zauderteſt zu viel.
Dein Kämpfen war zu oft ein Tändelspiel.

Du nahmst die Kunst, um die du warbst, zu leicht.
Schau her! Was hast du denn bis jetzt erreicht?!"

Warnt's mich nicht so mit heimlich leisem Rat? —
Mehr Inbrunst! Herzblut! — Wohl, ich weiß nun meinen Pfad!

Die Oase.

Novelle von Emil Ertl (Graz).

II.

Sie scherzte natürlich nur, aber ich witterte doch einen Kern von Wahrheit hinter ihren Worten, und es packte mich eine lähmende Angst. Mein Mißtrauen war rege geworden und wollte sich nicht mehr beschwichtigen lassen. In schlaflosen Nächten ließ ich alle erdenklichen Möglichkeiten Revue passieren. Wer konnte sie sein? Wovon lebte sie für gewöhnlich? Hatte sie wirklich etwas wie einen Beruf, wie sie mich manchmal glauben machen wollte? Und welchen? Ich riet auf die verschiedensten Branchen. Theater? Lehrerin? Post und Telegraph? Gouvernante? Halbwelt? Probiermamsell? Oder vielleicht Repräsentationsdame in einem zahnärztlichen Atelier? Oder Verkäuferin in einem Parfümeriegeschäft? Oder gar Mitglied eines Damenorchesters? . . . Nichts wollte stimmen. Für das eine war sie nicht gelehrt genug, für das andere zu gebildet, für das dritte zu anständig, für das vierte zu unmusikalisch, für das fünfte zu natürlich, für das sechste zu anspruchsvoll, für dieses zu intelligent, für jenes zu fein.

Das Endergebnis meines Nachdenkens war jedesmal eine nagende Eifersucht. Denn von allen Möglichkeiten schienen mir schließlich immer bloß ihrer zwei übrig zu bleiben, die in Betracht kamen: daß sie entweder eine verheiratete Frau war oder außer mir noch ein anderes Verhältnis hatte.

Sie fand sich gewöhnlich bloß jeden zweiten oder dritten Tag bei mir ein, und auch das nur unregelmäßig. Manchmal hatte sie einen Abend zur Verfügung, manchmal nur ein paar Nachmittagsstunden, nur selten mehrere Tage hintereinander. Manchmal brach sie ganz unerwartet

Digitized by Google

auf, behauptete, wie damals auf dem Konstantin-Hügel, sie könne nicht länger bleiben und müsse unbedingt nach Hause, und verließ mich unweigerlich. Dann halfen alle Überredungskünste nichts, sie blieb bei ihrem Willen. Niemals machte sie eine Ausnahme, auch meine leidenschaftlichsten Bitten prallten wirkungslos von ihr ab. Und während sie sich vor meinem Spiegel mit ihrem neuesten Federnhut schmückte, den ich vielleicht noch nicht einmal bezahlt hatte, vertröstete sie mich auf ein andermal und sagte lächelnd, so, als ob es sich ganz von selbst verstünde: „Es regnet; du bist wohl so liebenswürdig, mir rasch einen Fiaker herbeizutelephonieren?“

Für das alles schien mir die Existenz eines heimlichen Gatten oder Liebhabers, der von Zeit zu Zeit, aber leider nur allzu selten, verreiste, noch immer die beste Erklärung. Ich glaubte nach und nach so fest an diesen Menschen, als ob ich ihn persönlich gekannt hätte, und haßte ihn natürlich mit jener Glut, deren nur die Eifersucht fähig ist.

Je mehr es gegen den Herbst ging, um so unerträglicher wurde mir mein Zustand. Ich litt jetzt Qualen, wenn ich sie sah, ihre Lippen schienen mir befleckt, ihr Leib entwürdigt und ich selbst durch ihn. Schließlich war ich auf dem Punkte angelangt, wo das Bedürfnis, mir Klarheit zu verschaffen, mächtiger wurde als die Furcht, sie zu verlieren. Ich war entschlossen, nicht länger zu schweigen, ich wollte ihr meinen Argwohn offen eingestehen und sie einfach vor die Wahl stellen: er oder ich. Da trat gerade noch rechtzeitig eine ganz unerwartete Wendung ein, die mir alles aufklärte und mich davon überzeugte, daß meine Vermutungen sich auf falscher Fährte bewegt hatten.

Einige größere Rechnungen, die bezahlt werden mußten, hatten mich veranlaßt, bei meinem Freunde, dem Rechtsanwalt Teimer, vorzusprechen, um durch seine Vermittlung Geld auf ein Haus aufzunehmen, das ich besaß. Zu meiner Bestürzung erfuhr ich in seiner Kanzlei, daß er plötzlich erkrankt sei und sich in einem Sanatorium in Döbling einer Operation habe unterziehen müssen. Sogleich warf ich mich in einen Wagen und fuhr hinaus, um mich persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er war noch nicht fähig, Besuche zu empfangen, indessen erbot sich eine Art von Direktrice, die mich im Wartezimmer begrüßte, die Schwester zu rufen, die ihn pflegte; von ihr würde ich am zuverlässigsten erfahren, wie es um meinen Freund stünde. Ich kannte Teimer als ziemlich radikalen Gegner aller geistlichen Kongregationen, darum fragte ich, ob man ihm eine barmherzige Schwester zugeteilt hätte?

„Er befindet sich in guten Händen,“ sagte die Dame. „Schwester Martha pflegt ihn, eine Laienschwester. Es ist die bestgeschulte und zuverlässigste Krankenpflegerin, die bei uns in Verwendung steht.“

Sie entfernte sich, bald darauf trat Schwester Martha ins Zimmer. Ich blickte sie an und stand wie vor den Kopf geschlagen: täuschte mich eine frappante Ähnlichkeit, oder war sie es wirklich selbst? Das graue Kleid, das sie trug, mit der blauen Schürze davor, das schlichtgescheitelte und über die Ohren herabgekämmte Haar, die enganliegende, gestärkte weiße Haube — das alles veränderte sie so, daß ich sie kaum mit voller Sicherheit erkannt haben würde; erst die umflorte Stimme, die mir so vertraut klang, benahm mir den letzten Zweifel.

„Sie wollen sich um Dr. Teimer erkundigen?“ sagte sie.

Und kurz und sachlich gab sie mir einen Bericht über Teimers Zustand, der zum Glück kein bedenklicher mehr war. Sie redete ganz fachmännisch, ernst und knapp wie ein Arzt und schloß mit der Erklärung, daß mein Freund in etwa vierzehn Tagen fähig sein würde, das Sanatorium zu verlassen, wenn keine weiteren Komplikationen einträten.

Als sie sich darauf anschickte, sich wieder zu entfernen, machte ich, noch immer sprachlos, eine unwillkürliche Bewegung, sie zurückzuhalten.

„Ich muß Sie aufmerksam machen,“ sagte sie gemessen, „daß ich hier nur Gespräche führe, die meinen Beruf betreffen.“

Sie grüßte mich wie einen Fremden mit einem leichten Neigen des Hauptes und ließ mich allein.

Mir war etwas wirbelig im Kopfe, und ich kann nicht sagen, daß ich in gehobener Stimmung heimkehrte. Freilich, die Eifersucht, die mich so lange gequält hatte, fiel wie ein Alp von mir, und ich tat ihr Abbitte, daß ich einen so unwürdigen Verdacht gegen sie genährt hatte. Aber mich in den neuen Tatsachen einigermaßen zurechtzufinden, gelang mir nur schwer, und sie mit der Vergangenheit in Zusammenhang zu bringen, garnicht. Vielleicht wäre es mir sogar lieber gewesen, hätte ich sie auf einer Untreue ertappt. Immer sah ich zwei von einander ganz verschiedene Personen vor mir, die Geliebte und die Krankenschwester, und daß sie nun in eins zusammenfließen sollten, war mir geradezu unheimlich.

Ich hatte sie für den darauffolgenden Abend bei mir erwartet, sie kam aber nicht. Mir war es eigentlich ganz recht; so gewann ich wenigstens Zeit, und es gelang mir vielleicht, das bedrückende Gefühl zu überwinden, das sich jetzt einstellte, sobald ich an sie dachte: eine Mischung von Scheu, Pietät und leisem Grauen.

Es verging eine Woche, es vergingen zwei, ohne daß sie erschien. Da kamen mir all die goldenen Stunden wieder, die ich mit ihr verlebt hatte, und eine namenlose Sehnsucht bemächtigte sich meiner. Die ernste, graue Gestalt in der blendend weißen Haube der Samaritin verblaßte, und die Geliebte stand wieder vor meinem geistigen Auge, die heitere Gefährtin meiner einsamen Stunden, die so reizend unbekümmert das Geld

Digitized by Google

mit vollen Händen zum Fenster hinauszuwerfen verstand, die lebenslustige, elegante Dame, nach der alle Kenner auf der Straße oder im Theater die Köpfe verdrehten, und die doch mein gewesen war, mein ganz allein, von der Spitze des Reihers, der auf ihrem Hütchen nickte, bis hinunter zu den Spitzen der herzigen Stiefelchen, die mich so oft entzückt hatten.

Ich hielt es nicht länger aus, setzte mich hin und schrieb an sie: was es denn wäre, und warum sie sich nicht mehr sehen lasse? Als ich den Brief auf der Ringstraße in einen Postschalter warf, sauste eben in rasendem Tempo ein Gummiradler vorüber. Ein elegantes junges Paar saß darin, und obgleich ich die Dame gerade nur für eine Sekunde hatte ins Auge fassen können, wie sie an mir vorbeiflog, erkannte ich doch, daß sie es gewesen war. Von dem Herrn an ihrer Seite wußte ich nur, daß er einen stutzerhaften Eindruck gemacht und ein Monokel im Auge getragen hatte. Die Fahrt ging in der Richtung gegen den Prater. Es war ein angenehmer und milder Herbstabend; vielleicht fuhren sie auf den Konstantinhügel ....

Ich war aufs tiefste empört und neugierig, was sie auf meinen Brief antworten würde. Sie war keine Briefschreiberin, das wußte ich, es verstrich auch über eine Woche, ehe ich Antwort bekam. Hastig riß ich das Kuvert auf und las. Ganz kurz und sachlich gab sie mir meinen Abschied. Ich war entlassen! Wenn mir daran gelegen wäre, die Gründe zu erfahren, so sei sie bereit, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde noch ein letztes Mal an der bewußten Stelle im Schwarzenbergpark mit mir zusammenzutreffen. Das Parfüm, das dem Papier entströmte, war mir neu, sie hatte es sonst nie benützt. Ich zerriß das Billet in kleine Stückchen, warf sie in den Papierkorb und beschloß, auf jede weitere Aussprache mit ihr zu verzichten und sie niemals wiederzusehen. Sie mochte nur immer im Schwarzenbergpark auf mich warten, es war ganz selbstverständlich, daß ich nicht hingehen würde! .... Als aber dann der Tag und die Stunde kamen, ging ich natürlich doch hin.

Die Bäume und Sträucher loderten in den grellen Farben des Herbstes, in den Alleen ging man unter einem leise rieselnden Regen von roten und gelben Blättern, und der Fuß raschelte bei jedem Schritt im dürren Laub. Es war so recht eine Stimmung zum Abschiednehmen. Der Weiher am obersten Ende des Parkes lag düster und beinahe schwarz in seiner steinernen Umrandung, von tiefgrünem Schlamme ganz erfüllt und mit Wasserlinsen überspannen; welke Ahornblätter trieben wie preisgegebene Boote ziellos an seiner Oberfläche hin. ....

Ich setzte mich auf eine Sandsteinbank und wartete.

Plötzlich sah ich sie kommen, in einer dunkelgrauen englischen Herbsttoilette, der Hut ein Beet von Stiefmütterchen, vor dem Gesicht ein violetter Schleier. Es schnitt mir durchs Herz, als ich sie erblickte. Ich stand auf und ging ihr entgegen, sie blieb vor mir stehen, schlug den Schleier zurück und sah mich forschend an.

„Böse?“ sagte sie.

Langsam wandelten wir die Alleen entlang, Seite an Seite. Ich hatte mir eine Art Rede zurechtgelegt, Anklagen, Vorwürfe und so weiter. Jetzt schwieg ich. Ich mußte nur immer denken, daß diese elegante junge Dame, die da neben mir herschritt, mit der Samariterin identisch war, die ich draußen im Sanatorium gesprochen hatte. Abermals kam es wie ein leises Grauen über mich: daß zwei verschiedene Menschen plötzlich eins sein sollten, oder daß ein und derselbe Mensch in zwei verschiedenen Gestalten unter uns wandeln konnte. Welches war ihr wahres Antlitz, das der Geliebten oder das der Samariterin? Ist denn die Liebe nicht das Leben, wie die Krankheit der Anfang des Todes? Und wie mußte ein Mensch beschaffen sein, der den jähen Wechsel ertrug: aus den Armen der Liebe ans Krankenbett, und vom Anblick des Todes wieder zurück in den Wirbel des Lebens! Oder hatte ich ein seelenloses Nixchen an mein Menschenherz gedrückt, das jeden Augenblick in ein uns fremdes Element zurückkehren und wieder ein Fisch werden konnte?

„Weshalb hast du mich verlassen?“ fragte ich gepreßt.

Und ganz einfach und ruhig, wie es immer ihre Art gewesen war, gab sie mir zur Antwort: „Weil es jetzt ohnedies aus gewesen wäre. Weil du mich nicht mehr geliebt hättest. Immer wär es dir vorgekommen, ich röche nach Karbol.“

Ich fühlte, daß etwas Wahres in ihren Worten lag, und schwieg.

„Du hättest keine rechte Freude mehr an mir haben können,“ fuhr sie fort. „Die Sünde verzeiht ihr uns leicht, ihr Männer, den Karbol nie! Es ist einmal nicht anders ... Und ich will ganz offen gegen dich sein. Auch ich hätte keine rechte Freude mehr an dir gehabt, siehst du. Ich brauche einen Freund, der nichts von mir weiß, in dessen Gegenwart ich mich nicht vor jedem Worte, vor jedem Gedanken hüten muß, die an meinen schweren Beruf erinnern könnten. Einen Freund, der bloß die Geliebte in mir sieht; nur so kann ich für kurze Stunden wenigstens dem Tod entfliehen, der sonst immer um mich ist, und voll dem Leben gehören. Mit einem Wort, ich brauche eine Oase. Du bist meine Oase gewesen. Begreifst du? Nun hast du aufgehört es zu sein.“

Ich begriff auf alle Fälle das eine, daß es wirklich für beide Teile das beste war, wenn wir uns trennten und auseinandergingen. Es haben eben alle derartigen Verhältnisse ihre natürliche Entwicklung, ihren aufsteigenden und ihren absteigenden Ast, ihren Gipfel und ihr Ende.

Ich glaube, jedes von uns atmete auf, da es

Digitized by Google

nun endgültig entschieden war. Wir schlugen jetzt einen leichteren Ton an und gingen noch lange in den Alleen des Parkes miteinander auf und nieder, harmlos plaudernd, unter dem stillen Fallen der welk gewordenen Blätter. Manche Erinnerung erwachte, manche holde, gemeinsam genossene Stunde tauchte aus der Vergessenheit auf, die wir mit wehmutsvoller Fröhlichkeit noch einmal zum Leben weckten, um sie dann endgültig einzusargen und für immer zu begraben ....

Schließlich legte sie ihre niedliche Hand, die mit einem strafffitzenden violetten Handschuh bekleidet war, zum Abschied in die meine.

„Ich hoffe, du verstehst mich jetzt?“ sagte sie mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln.

„Vollkommen!“ versicherte ich ritterlich.

„Und begreifst auch, daß ich mich jetzt nach einer andern Oase werde umsehen müssen?“

Als ob sie nicht längst schon eine andere gehabt hätte! —

Gröndahl hielt inne und sah in Gedanken verloren vor sich hin. Plötzlich schlug er sich mit der flachen Hand leicht auf den Schenkel, schüttelte bitter auflachend den Kopf und sagte sichtlich gereizt: Also eine ihrer Oasen war ich gewesen! Nun wußte ich es. Was sagen Sie dazu, meine Herren? Ist das nicht köstlich? Seh ich aus wie eine Oase?

Ende.

Randbemerkungen.

Ein neuer Bauernbund
hat sich konstituiert, ein Konkurrenzunternehmen der Firma „Bund der Landwirte“, das ebenso wie der Hansabund ein Produkt der durch das konservative Vorgehen hervorgerufenen Gärung bildet. Die Geburtswehen waren vielleicht nicht ganz so heftig wie damals, als Herr Rupprecht-Ransern seinen flammenden Aufruf erließ und mit dem Linksabmarsch der Landwirte in das Lager der Sozialdemokraten drohte, als Vater Plötz in seiner leidenschaftlichen Weise die Rolle des Berlichingers und die Führung der Bauern übernahm, als man Ahlwardt, den längst verschollenen Rektor aller Deutschen, mit lärmendem Jubel empfing. Damals richtete sich der Groll der Konservativen gegen die Regierung des Herrn von Caprivi, des Mannes ohne Ar und Halm, heute wollen regierungsfreundliche Bauern sich gegen die Konservativen erheben, die unter dem Einfluß des Bundes der Landwirte allzu sehr den Charakter einer Volkspartei verloren haben. Es wird nun die Frage sein, ob die neuen Männer es wirklich verstehen werden, ihrerseits eine solche Volkspartei zu schaffen, oder ob sie nur darauf ausgehen, die Kluft zwischen Großgrundbesitzern und Bauern zu erweitern und Gegensätze zu verschärfen, die niemals sichtbar werden durften. Es wird eine andere Frage sein, ob man den Versuch machen wird, den neuen Bauernbund mehr oder weniger in das Fahrwasser einer einzelnen Partei zu lenken, ihm eine spezifisch nationalliberale Färbung zu geben. Vermeidet man diese Fehler, so ist das Terrain entschieden günstig. Denn die Erbitterung im Lande und auch unter den bisher Getreuesten des Bundes ist größer als sich die Schulweisheit der Führer träumen lassen mag. Und doch muß einen beim Anblick dieser neuen Schöpfung eine Art von Trauer beschleichen, wenn anders man unter den Wirren der Gegenwart sich noch die Fähigkeit bewahrte, unbefangen einer Vergangenheit zu gedenken, in der doch der Bund der Landwirte mit seinem Kampfe gegen den Gouvernementalismus zu einem Jungbrunnen aller konservativen Elemente wurde, aus dem die Rechte erfrischt und verschönt emporstieg wie einst die rauhe Else, als sie zur reizenden Sigeminne wurde. Und zweifellos hat gerade der Bund die stärksten Verdienste an der einmütigen Abwendung des deutschen Volkes vom Caprivismus gehabt, dessen Träger schießlich in der Verschollenheit von Skyren endete.

* * *

Der Prozess Hammann
hat naturgemäß wieder die Kritik des eidlichen Verfahrens vor Gerichten wachgerufen, und diese Kritik hat sich mit einer starken menschlichen Teilnahme für den bedauernswerten Helden des jüngsten Sensationsprozesses vereinigt. Denn wieder einmal handelt es sich hier um eine Ehrennot, wie sie mutatis mutandis in dem Zwangsverfahren gegen Journalisten gegeben ist, wenn sie durch Angabe des Verfassers sich um ihre Berufsehre bringen, durch Verschweigen seines Namens aber sich in die Zwangshaft spedieren. Vor Jahr und Tag schon hat der Fall des Abgeordneten Hans Leuß das gleiche Thema zur Erörterung gebracht; auch das Schicksal dieses Mannes, der die von ihm geliebte Frau durch das Geständnis eines geschlechtlichen Verkehrs nicht in Unehre bringen und lieber in das Zuchthaus wandern wollte, hat einer tiefen Tragik nicht entbehrt. Weltweise Richter werden es stets vermeiden, solche Zwangslage zu schaffen, wie sie der langjährige Preßdezernent dreier Kanzler auf sich nehmen mußte; sie werden ihre Entscheidung niemals in das Zeugnis eines Mannes stellen, der durch Ja und Nein in gleicher Weise sich ans Messer liefern muß. Weltweise Richter können auch ohne Eid sich ein Bild der Wahrheit verschaffen und ihre Entscheidung fällen. Es ist der Formalismus, der in die Rechtsprechung allzu tief eingedrungen ist und der in seiner letzten Wirkung ehrliche Männer zu Schuldigen macht, der aus seinem nüchternen Schoße die tragischsten Gestalten gebiert.

* * *

Schutz den Schutzbedürftigen.
Ein neuer Versicherungszweig muß dringend geschaffen werden. Man kann sein Getreide gegen Hagel, sein Haus gegen Feuer, seinen Weinkeller und seine Juwelen gegen Einbruch versichern. Man kann sein Leben, seine Knochen gegen Unfall versichern und sich die Haftpflicht erleichtern. Aber gerade die Männer, die am schwersten für des Reiches Wohlfahrt arbeiten, sind am übelsten dran, denn immer wieder sind ihre kargen Diäten bedroht, wenn sie auch nur um eine Minute sich bei einer namentlichen Abstimmung verspäten. Da sieht man denn den Jüngling wie den Greis am Stabe sich ängstlich durch die Wandelhalle hasten, dem Sitzungssaale entgegen, um dann, wenn die Türe erreicht ist, aus dem Munde des Präsidenten das grausame Wort zu vernehmen: „Zu spät! Du rettest dein Geld nicht mehr!“ Sonst wird den Mühseligen und Beladenen die Krone des Lebens verheißen, hier müssen sie Mühe und Leid mit einer Doppelkrone bezahlen. Da sollte man doch eine Versicherung schaffen, wie gegen Einbruch und Hagelschlag. Wenn täglich jeder, der rechtzeitig sein Zwanzigmarkstück als Arbeitslohn empfing, dann nur eine Mark in die Versicherungskasse zahlte, so braucht der Greis sich nicht mehr zu erhitzen und der Jüngling nicht mehr über die verlorene Doppelkrone zu klagen. Man würde ihm Ersatz leisten. Und bleibt dann ein Überschuß in der Kasse, so könnte man, zugleich als wohlverdienten Lohn nach heißer Arbeit, eine gemeinsame Dampferfahrt machen, eine Bowle ansetzen und ein Spanferkel auskegeln. Was vielleicht immer noch nützlicher und amüsanter wäre, als täglich im braunen Sitzungssaale die Gebetsmühle knarren zu lassen.

* * *

Digitized by Google

Frauenstimmrecht.

Auch in Deutschland strebt ein Teil der Damenwelt nach dem parlamentarischen Stimmrecht, unbekümmert darum, daß in einen neuen Reichstag bei der Eigenart der weiblichen Psyche voraussichtlich nur Beichtväter und Leutnants einziehen würden. Aber hier zu Lande ist das weibliche Geschlecht, das Schopenhauer als einen geistigen Mopps, als eine Art von Mittelstufe zwischen dem Kinde und dem Mann bezeichnet hat, doch noch nicht annähernd soweit gegangen wie in England, wo die Suffragettes schon längst zu Hyänen geworden sind. Dort hat „das niedriggewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht", von dem der Philosoph von Frankfurt ungalant spricht, sich bis zu einem Sturm auf das Parlament verstiegen. Mrs. Bankhurst ist die Führerin gewesen, sie hat nach dem Ruhme der Praxagora des Aristophanes gegeizt: „Wohlan, so schürzt euch jetzt die Unterkleider auf, und bindet die Lakonerschuhe fest, geschwind!" Sie ist mit ihren Scharen, grimmig die Fäuste schüttelnd, gegen den Männersaal vorgerückt, und als ihr Widerstand begegnete, da hat sie, eine zweite Penthesilea, sich schlachtenfroh in das Getümmel gestürzt. Die zarten Hände schlugen auf die Polizisten, die Männer der Abwehr, die zierlich von den Manikuren gestutzten Nägel drangen ein, tief in das Fleisch der Zöglinge der heiligen Hermandad. Aber das Ende war wenig rühmlich: Einhundertzwanzig alte und junge Damen, so wird berichtet, wurden festgenommen und abgeführt, wobei sie wie wahnsinnig schrieen und zappelten. Ach, es war ihnen nicht vergönnt, den Sieg zu erringen und gleich den Vorgängerinnen in Athen am Schluß der Handlung triumphierend zu jubeln: „Auf, schwenkt das Bein, juchhe! juchhei! Nun geht's zum Mahl, juchheirassei! Juchhei von wegen des Sieges!" Li.

* * *

Allzu politisch.

Nun ist das große Unglück, die völlige Verwirrung in unsrer inneren Politik, wie sie der Rücktritt des Fürsten Bülow mit sich bringt, über uns hereingebrochen, und hin und her fliegen die papiernen Pfeile, die die Zündstoffe in die Stellungen der Gegner tragen sollen, um dort die Flamme des Verdachtes, an allem die Schuld zu haben, hoch auflodern zu lassen. Und jeder Schütze verfügt über Munition zu diesem Zwecke; um sie erfolgreich verwenden zu können, bemüht er sich den richtigen Zeitpunkt für ihre Einsetzung abzupassen und möglichst scharf zu zielen. Denn fraglos sind, wenn auch in verschiedener Schwere, auf allen Seiten Fehler gemacht worden, die Vorwürfen zur Unterlage dienen können. Diese Fehler wieder haben ihren Urgrund in der langen Vergangenheit, von der energisch sich loszulösen bei vielen leider der Wille und vielleicht mehr noch die Kraft fehlte. Das alte, uralte Unkraut des Mißtrauens zwischen der äußersten Rechten und äußersten Linken des Bürgertums war in der kurzen Zeit des Blockfrühlings noch nicht genügend von der Saat des gegenseitigen Verstehens und Verstehenwollens unterdrückt worden; es wucherte vielmehr fort und trug seine Frucht in Form der politischen „Taktik", die dem Freisinn verbot, zur rechten Zeit zuzugeben, daß er allmählich die Berechtigung der sogen. „Liebesgabe" an sich eingesehen habe und nur ihre Höhe ermäßigt sehen wollte, und den Konservativen nicht gestattete zu vertrauen, daß der äußerste linke Blockflügel ihnen schließlich die 400 Millionen indirekter Steuern in die Scheuer zu fahren behilflich sein werde. Und dann kam der schwarze Mann und trat nach Kräften die grünende Saat nieder, daß das Unkraut immer kräftiger wachse. Der Gärtner und seine Gehilfen aber paßten nicht auf und waren nicht scharf genug dabei, das Unkraut zu jäten. Und so wurde die Frucht „Taktik" immer größer, so daß man schließlich nur noch die „Taktik" sah und darüber ganz und gar vergaß, daß, wenn es Zeit ist, das Korn gemäht und vom Felde geerntet werden muß. So kamen böse Regen und ließen es verderben. Aber, Gott sei Dank, die Taktik hatte der Freisinn und hatten die Konservativen gerettet, alldieweil sie den Regen überstand und wahrscheinlich leider noch oft überstehen wird. Allzupolitisch — unpolitisch!

* * *

Die Radbodwitwen.

Sie haben nicht gesiegt; eigentlich schade, denn was für liebliche Ausblicke für wohltätige Menschen hätten sich im anderen Falle eröffnet! Gegen die würde jc die bekannte Haftpflicht des Heubodenbesitzers, dessen schadhafte Leiter den heimlich ein billiges Nachtlager heischenden Bummler zum Beinbruch, den guten Bauer aber zur dauernden Zahlung einer Unfallrente brachte, ein schwächliches Waisenkind gewesen sein. Man denke an eine Liebesgabenverteilung nach der Zahl der Personen, und die Klagen auf ratierliche Unterstützung nach der Höhe der Verluste würden nicht aussichtslos erscheinen; und im andern Falle würde bei Verteilung nach der Höhe des Schadens so manche Handhabe für ein lustiges Prozessieren gegeben sein. Und warum auch nicht? Es geht ja im Armenrecht, und für solche Leute, die sonst nichts zu tun wissen — und deren gibt es überall und immer — ist so ein kleiner Prozeßkitzel nicht schlechter als eine Lotterieaufregung oder die Spannung am Totalisator. Und die Geber haben dann ihrerseits die erfreuliche Aussicht, als Zeugen, wenn nicht gar als Beklagte mitzumachen. — Eine sehr ernste Seite könnte das unglaubliche Vorgehen jener notleidenden Damen bekommen, wenn die allgemeine Entrüstung über diese Mache der Sozialdemokratie dazu führen sollte, in Zukunft die Gaben einzuschränken oder gar ganz zu versagen. Hoffentlich geschieht das vorläufig nicht; aber Wiederholungen jener unliebsamen Vorgänge müssen unterbleiben, damit die Hilfsbereiten geben können ohne die heimliche Furcht, Unwürdigen etwas zu spenden und gerade durch ihre Gabe womöglich Szenen hervorzurufen, die besser ungespielt bleiben.

* * *

Französische Ziele.

Kein Zweifel, in Deutschland gibt es einige Männer mehr als in Frankreich. Das hat Herr Dr. med. Löwenthal den Parisern gesagt, indem er in einem Vortrage ausführte, daß auf 885 000 männlich Geborene in Deutschland im Jahre 1908 nur 466 000 frisch ins Leben getretene Franzosenknaben gekommen wären. Aber trotzdem hatte man diesseits der Vogesen nur 572 000 Soldaten gegen 582 000 auf der andern Seite des Wasgenwaldes; hier freilich zum Teil nur auf dem Papier; oder noch besser gesagt, in den Krankenhäusern. Aber das schlägt die selbstbewußte Nation nicht nieder. Man hat nicht umhin gekonnt, seine Schwäche zu erkennen; anstatt sich ihr aber, wie es viele andre tun würden, einfach zu unterwerfen, setzt man alles daran, ihrer Herr zu werden. Zu dem Zwecke hat man allerlei Vereine gegründet, die die „Volkserziehung zur Wehrkraft" auf ihre Fahne geschrieben haben und durchaus nicht mit einem Achselzucken oder spöttischem Lächeln abgetan werden können. Der Bund der Turnvereine mit rund 300 000 Mitgliedern, ein solcher der Schießvereine mit etwa ebensoviel Anhängern und der Bund der Vereine zur militärischen Vorbereitung betreiben sämtlich systematisch die körperliche Ausbildung der heranwachsenden Jugend mit dem Endzweck, die militärische Brauchbarkeit zu heben. Der Staat fördert sie, so sehr er nur kann, und zwar ebenso materiell wie durch Entsendung hoher Beamten zu den großen Festen und Parade- oder Prüfungstagen der Vereinigungen. — Auf unsere Verhältnisse die Einrichtungen ohne weiteres zu übertragen, würde wahrscheinlich nicht richtig sein. Schießunterricht auf der Schule würde eine sehr fragwürdige Errungenschaft sein. Aber der ganze Geist, der aus der Betätigung der jungen und älteren Männer im ausgesprochenen Dienste fürs Vaterland spricht, ist bemerkenswert, und aus den Marsch- und Exerzierübungen bleibt sicher manches zurück, was sich für die Soldatenjahre als wertvoll erweist. Aber allem steht aber die Gewöhnung, beizeiten der Allgemeinheit Opfer zu bringen, für sie die Lippen zusammenzupressen und Anstrengungen zu ertragen. Gefährlich und lächerlich, wenn's eine Spielerei wird; von

Digitized by Google

höchster Bedeutung, wenn der volle Ernst hinter der Sache steht. Das ist in Frankreich aber der Fall, und so muß die Tatsache dieser nationalen Bestrebungen uns sehr zu denken geben. M. d. R.

* * *

Marokko.

Der Panislamismus ist tatsächlich vorhanden. Aber eine feste kompakte Organisation ist er nicht. Sensationalisten lassen sich manchmal von dem Klang des Wortes berauschen und sehen schon eine gewaltige Sturmflut gegen Europa anbrausen. Damit hat es vorläufig noch gute Wege. Wie wenig Zusammenhang noch in der mohammedanischen Welt sei, und wie überaus gering namentlich, wenn ein Zusammenhalt zuzugeben ist, der Einfluß eines solchen auf die praktische Politik sei, das zeigt uns wiederum Marokko. Dem Stumpfsten könnte es jetzt klar sein, sei er ein Charaga oder ein Dukala, sei er von dem gottverlassenen Kenadsa oder aus dem ewig dürstenden Gebiet der Draa, daß das Vaterland in Not ist, daß die Zerreißung und Aufteilung des Scherifenreiches bevorsteht. Trotzdem aber sind die Bewohner des Gharb im Streit mit den Scharen des Rogi, und fahren die Mannen des Gondafi fort, sich mit denen des Mtugi in Überfällen und offener Feldschlacht zu messen. Dabei steht Hannibal — wollte sagen der Franzose — vor den Toren. Der hat ja nun freilich ein gut Teil mitgeholfen, um zu schüren, um die Uneinigkeit und die Verwirrung noch zu vermehren. Nachdem man mit Mulay Hafid die unangenehme Erfahrung gemacht hat, daß er ein tüchtiger, erfahrener und in der Verwaltung bewanderter Mann ist, der im Lande großen Rückhalt findet, war man in Frankreich zuerst ganz verdutzt. Es hat Monate gedauert, bis man sich von der unangenehmen Entdeckung erholt hat. Jetzt aber, zumal Deutschland den besseren Teil der Tapferkeit erwählt und sich behutsam zurückgezogen hat, sind dem Kater die Krallen wieder gewachsen, und er geht von neuem auf Raub aus. Und was wird das Ende sein? „Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten, so mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehn!“ Die französischen Generäle werden von Herder nichts wissen, aber sie werden nach seiner Lehre handeln. Die Besetzung Marokkos nimmt ihren Fortgang. Den Plan zu maskieren, wird Spanien mit vorgeschoben. Zwar kämpfen noch die Gebrüder Mannesmann einen Löwenkampf, und Krupp wird sich auch nicht lumpen lassen, aber das Ende ist doch: Marokko wird französisch. A.

* * *

Das intelligente Berlin.

Kein Mensch, vor allem kein Berliner zweifelt daran, daß die Intelligenz in Berlin wild wächst. Nirgends feiert die „Aufklärung“ solche Triumphe wie in der Reichshauptstadt. Der Berliner ist der geborene Kritiker und steht von vornherein über der Sache, über jeder Sache. Ob es sich um ein künstlerisches Ereignis, eine politische Frage, eine geschäftliche Transaktion handelt, er findet sofort den springenden Punkt heraus, erkennt den Fehler und gibt seinem Besserwissen Ausdruck mit einem der drei geflügelten Worte: „Schon faul“, „Mumpitz“, „Schiebung“. Mit Stolz schaut der Spreeathener auf die Bewohner der dunklen „Provinz“ hinab, allwo die Leute noch lange nicht so aufgeklärt sind und die Weisheit nicht täglich mit Löffeln essen. Leider hat das lichte Bild der Berliner Intelligenz zwei häßliche Flecken. Nirgends im Deutschen Reich, das Dachauer Moos und einige ähnliche Gegenden vielleicht ausgenommen, blüht die Quacksalberei und der plumpste Aberglaube so üppig wie in der Stadt, die die berühmtesten Ärzte und Philosophen ihr eigen nennt. An einem Tage fanden zwei Gerichtsverhandlungen statt, die geradezu typische Beispiele brachten. In dem einen Fall hatte ein Badeanstaltsbesitzer einen armen Jungen zum Krüppel „kuriert“, im andern Falle hatte eine Dame mehreren Mitschwestern aus Kaffeegrund und Eidotter die Zukunft prophezeit, freilich ohne daß sich die Zukunft nach ihren Prophezeiungen richtete. Als man den medizinischen Wohltäter einlochte, traten über hundert Mitbürger für ihn ein, der früher Tapezierer und Dekorateur gewesen war und nun statt Fauteuils Menschen reparierte. Und die neue Lenormand, die mit einer Geldstrafe davonkam, wird, als sie von Moabit wieder in ihrem Vororte anlangte, sicher schon ein paar Kundinnen vorgefunden haben, die durch ihre Oboli die Geldstrafe deckten. Ja, wird man sagen, es handelt sich um kleine, ungebildete Leute, die sind doch nicht Berlin. Aber der Einwand gilt nicht. Sie gehören zu der Masse, die den Hauptbestandteil der Bevölkerung bildet, und übrigens ist es mit der vornehmen und reichen Gesellschaft nicht anders bestellt. Die Christian science und Gesundbeterei hat in den höheren Schichten enorm viel Anhänger und Anhängerinnen, noch immer sammelt man in aristokratischen Kreisen Elsternaugen, um sie getrocknet und pulverisiert als Mittel gegen die Epilepsie zu verwenden, und gewisse Kartenlegerinnen haben eine Klientel, deren Namen durchweg im Gotha oder in Salings Handbuch über die Direktoren und Aufsichtsräte in Deutschland zu finden sind. Man fährt Automobil und hegt Anschauungen, als ritte man noch auf dem Zelter. — Die Damen lernen alles, nur nicht logisch denken, sie treiben alles, nur nichts Ernstes, und wenn sie nicht fromm sind, sondern, weil es gerade modern ist, nicht an Gott glauben, so glauben sie an Hexen. Wobei entschuldigend zu bemerken ist, daß sie ihre Tanten und Schwiegermütter genau kennen. Wir amüsieren uns über die Römerinnen der Kaiserzeit, ihren Isisdienst und ihre Isispriester, unsere Nachkommen werden sich über die Berlinerinnen noch viel mehr amüsieren.

Dr. M. P.

* * *

Von der kommenden Theatersaison.

„Der Bühnenarbeiter K. am Stadttheater in Marienbad erhielt während der Aufführung des Stückes „Die geschiedene Frau“ von seinem Lotterie-Kollekteur die Nachricht, daß ihm ein Hauptgewinn von 40000 Kronen zugefallen sei. Der glückliche Gewinner war beim Empfang der Freudenbotschaft derart fassungslos, daß er mitten im ersten Akt den Bühnenvorhang niederließ.“ Sei es, daß in dem durch sein Glück fassungslos gewordenen Bühnenarbeiter das künstlerische Gewissen erwachte — dann, o Berliner Bühnenarbeiter, nehmt euch ein Beispiel an dem Marienbader Kollegen! — sei es, daß der Vorhang den Augenblick, da man ihn unbeaufsichtigt ließ, ausnutzte, um eine künstlerische Tat zu tun, — dann, o Berliner Vorhänge, steht eurem Marienbader Kollegen nicht nach! Ihr werdet euch den Dank aller Dichter verdienen, deren Werke Berliner Direktoren in kommender Saison aufzuführen — es muß gesagt werden, das trostarme Wort — versprechen. Wenn sie nur etwas halten wollten von dem, was sie in Aussicht stellen. Wir sind so dankbar für so wenig Kunst, selbst wenn sie nicht „made in Germany“ ist. Wir haben keine Furcht vor der französischen Invasion, die bevorzustehen scheint. So lange noch der von den Deutschen Ersehnte nicht gefunden ist, der Ibsens Energie der Form und Shakespeares Fülle in sich vereint — und die Philippi, Halbe, Olden sind es doch ebensowenig wie die Lothar, Leo Walter Stein, Heller —, werden wir uns gern mit Mirbeau, Rivoire, Maeterlinck, Capus trösten. Aber auch sie werden trotz Felix Holländers Statistik vergangener Jahre (vgl. die Festschrift des Deutschen Theaters) niemals das Licht der Drehbühne erblicken, wenn Direktor Reinhardt einen zugkräftigen und kassenfüllenden Schwank erwischt, oder es Moissys maienmilder oder Bassermanns bebend-brechender Stimme gelingen sollte, den Aktionären des Deutschen Theaters zu suggerieren, daß Shakespeares Hamlet ihnen noch immer jenes befreiende Vergnügen spendet, das ihre überfüllten Mägen im Theater zu finden hoffen. In diesem Sinne sei den Herren Theaterdirektoren jedenfalls empfohlen, nach dem Vorgang der Gura-Oper ihre Aufführungen, so das Vergnügen ihrer Gäste verdoppelnd, durch eine Souperpause noch genußreicher zu machen. Siek.

* * *

Digitized by Google

Die Rettung des Burgtheaters.

In einer ergötzlichen Art hat Richard Schaukal hier vor kurzem eine Meinung ausgesprochen, die ich in der „Gegenwart" zwei Jahre lang vertreten habe: Daß das Theater kein Kulturfaktor ist. Auch ich ziehe ein gutes Buch einem guten Schauspiel vor, aber die Schaubühne hat, nach meiner Meinung, dennoch eine Mission zu erfüllen: die nämlich, uns nach des Tages Mühen zu erheitern. Ich erwarte vom Theater keine höheren Weihen, keine Festspiele fürs Gemüt, sondern eine Wirkung auf die Nerven. In unsern traurigen Tagen dürfte das Theater nur das heiterste Genre pflegen. Man sollte Tränen lachen können, und die Narren, die das traurige Geschäft betreiben, uns zum Lachen zu bringen, müßten ein gutes Geschäft machen. Warum sollte das Volk seine Hofnarren nicht königlich bezahlen? Das Theater soll ein Geschäftshaus sein, und für die Verbreitung der Kunde, daß das Theater ein Geschäft ist, müßte man große Preise aussetzen ... Die Herren Josef Kainz und Paul Schlenther haben das jüngst getan, und nur den Sinn ihres Tuns hat man nicht recht verstanden. Kainz wurde für vier Monate jährlich ans Burgtheater verpflichtet. Er wird in Wien im Dezember und Januar, ferner im Mai und im Juni spielen. Für 50 Abende bekommt er 26 000 Mk. In neuen Rollen wird sich Kainz kaum zeigen können — zu Proben ist, bei einem zweimonatigen Aufenthalt und dreimaligem Auftreten in der Woche, nicht viel Zeit. Was hat auch ein Autor von einer Besetzung, die nur wenige Aufführungen möglich macht? Trotzdem: Schlenthers und vor allem Kainzens Engagement ist eine Tat. Es gab nämlich eine Zeit, da die Ehre der Zugehörigkeit zum Burgtheater mehr galt als die Möglichkeit, acht Monate lang in aller Herren Länder mit seiner Kunst umherzuzigeunern und zweihunderttausend Mark zu verdienen. Heute scheint es keine Ehre, Mitglied des Burgtheaters zu sein; es gilt vielmehr für ehrenvoll, wenn man in fünfzehn Rollen seine Worte und Gefühle am Schnürchen hat, seine Koffer zu packen und seine Kunst in allen Städten zu zeigen, wo man bereit ist, sie gegen erhöhtes Eintrittsgeld zu bewundern. Kainz will sich von der Mitwelt Kränze flechten lassen, weil Komödianten nun einmal eitel sein sollen? Fällt ihm nicht ein. Sein Impresario erhebt hohe Eintrittsgelder, und nicht nur das Burgtheater ist gerettet, auch ein paar Berliner Direktoren sind aus dem Wasser.

Ernst E. Friedegg.

* * *

Die Reform der Strafprozessordnung und die Kunst.

Mit Recht wundert sich Landgerichtsrat a. D. Dr. Lazarus in der „Deutschen Juristen-Zeitung" darüber, daß zur Kritik der Vorlage zur Abänderung des Strafverfahrens von den Vertretern der Kunst sich noch niemand zum Wort gemeldet hat, da die Vorlage eine für den bildenden Künstler und den Dichter höchst bedeutungsvolle Bestimmung enthält. Der Verkauf und die Verbreitung unzüchtiger Schriften, Abbildungen und Darstellungen, die der § 184 Nr. 1 des Strafgesetzbuchs unter Strafe stellt, gehörte bisher zur Zuständigkeit der Strafkammer des Landgerichts, gegen deren Urteile die Revision ans Reichsgericht gegeben war. In mehrjähriger Rechtsprechung hat nun das Reichsgericht die für dieses Vergehen in Betracht kommenden Begriffe geklärt und einen segensreichen Einfluß auch auf die Urteile der unteren Instanzen ausgeübt. Nach der Vorlage soll es nun, vor allem um dem Reichsgericht die vielen Prozesse über unzüchtige Schriften und Bilder, die nichts mit Kunst zu tun haben, über Obszönitäten, die den Geschmack und das Schamgefühl in gleicher Weise beleidigen, abzunehmen, dem Staatsanwalt freistehen, die Anklage auch vor dem Schöffengericht zu erheben, wenn keine schwerere Strafe als sechs Monate Gefängnis oder 1500 Mk. Geldstrafe zu erwarten ist. Damit werden aber gerade die Werke getroffen, die in das Gebiet des Künstlerischen gehören, bei denen eine strenge Bestrafung in der Regel nicht eintritt. Diese Fälle, die einzig und allein schwierige Rechtsfragen bieten und einer einheitlichen Rechtsprechung bedürfen, sollen in Zukunft in letzter Instanz zur Entscheidung an eines der zahlreichen Oberlandesgerichte gelangen. Es wäre deshalb zu hoffen, daß der sehr nützliche Vorschlag des Landgerichtsrats Lazarus ernsthaft erwogen wird. Dieser Vorschlag geht dahin: Dem Angeklagten soll es freistehen, binnen drei Tagen nach Empfang der Anklageschrift die Verweisung an das Landgericht im Beschlußwege zu verlangen. Ebenso dem Beteiligten, dessen Sachen unbrauchbar gemacht werden sollen, falls eine andere Person angeklagt ist. Den einzigen möglichen Einwand beseitigt Lazarus, indem er — wohl mit Recht — annimmt, daß voraussichtlich nur in wichtigen Fällen, und besonders in solchen von allgemeinem Interesse, der Angeklagte von diesem Recht Gebrauch machen wird. Der Verbreiter der Schmutzliteratur wird den Verweisungsantrag schwerlich stellen, und so wird der Effekt, den die Vorlage anstrebt, erreicht werden, ohne daß dem Reichsgericht die Möglichkeit genommen wird, in Fällen, wo es sich um künstlerische Erzeugnisse handelt, seine Rechtsauffassung zur Geltung zu bringen.

Dr. jur. S. K.

* * *

Die ausgewiesene Justiz.

Vor kurzem hat ein Butterfabrikant in bedenklicher Weise dieses Nahrungsmittel verfälscht. Er wurde — ich glaube wegen Betruges — angeklagt und verurteilt, und ein Gerichtssaalberichterstatter erzählte seiner Korrespondenz den Fall. Das Publikum hat natürlich einen Anspruch darauf, den Namen des Schuldigen zu erfahren — ebenso gewiß, wie es ein Recht darauf hat, die beim Namen nennen zu hören, die ihm die politischen Nahrungsmittel verpantschen und verfälschen. Der Journalist zögerte darum nicht, den Fälscher und Betrüger öffentlich an den Pranger zu stellen. Einige Tage darauf ward dem Berichterstatter das Gericht verboten. Warum? Der Mann war unvorsichtig genug gewesen, sich nicht nach den Verwandten und Schwägern des Betrügers zu erkundigen. Sonst hätte er erfahren müssen, daß der Fabrikant den Amtsrichter zum Schwiegersohn hatte.

Man muß fast bedauern, daß der beamtete Schwiegersohn seinen Verwandtschaftsgefühlen nicht schon beim Staatsanwalt und beim judizierenden Richter Geltung zu verschaffen wußte. Oder wollte der Herr Amtsrichter nur beweisen, daß man in Preußen zwar Staatsanwälte und Richter nicht beeinflussen solle, daß aber die Journalistik diese absolute Korrektheit der Gerichtsfunktionäre durch die Vernachlässigung ihrer Pflichten gegen das Publikum korrigieren solle. Die neueste Nuance des corriger la fortune wäre also die zu öffentlichen Mißständen schweigende Journalistik.

* * *

Ein Kulturbildchen aus Wien.

In Wien gibt es einen Gesangskomiker, der nicht singen kann und deshalb komisch wirkt. Er hat auch sonst manche anerkennenswerte Leistung vollbracht: er hat in der Leharschen „Lustigen Witwe" vielleicht fünfhundertmal einen schwachsinnigen Balkandiplomaten gespielt, ohne selbst schwachsinnig geworden zu sein. Der Mann hält sich daher, wie andre Komödianten auch, für den größten Mann des Jahrhunderts. Böte man ihm den deutschen Reichskanzlerposten an, er würde ihn, als weit unter seiner Würde, mit Elan ablehnen. Er ist der verhätschelte Liebling der Wiener und infolgedessen bei all seiner Eitelkeit und maßlosen Begehrlichkeit von den Wiener Theaterdirektoren sehr begehrt. Zwei dieser wackeren Männer führten einen langen erbitterten Streit um ihn, so daß er ein ganzes Jahr lang nicht auftreten konnte. Unser Freund vermietete nämlich seine Kunst zuerst an einen Direktor und dann an einen zweiten, nachdem er sich vorsichtshalber von Beiden hinreichende Vorschüsse hatte geben lassen. Selbstverständlich verschwieg er dem zweiten, daß er nicht mehr frei war. Nach gemeinem Empfinden ist das ein Betrug — aber es hätte sich kein Wiener Staatsanwalt dazu entschließen mögen, eine solche Anklage gegen unsern Freund zu formulieren — ganz Wien hätte sich wie ein

Digitized by Google

Mann erhoben. In solchen Dingen verstehen nämlich die Wiener keinen Spaß. Ihre Ideale lassen sie sich nicht schänden. Eines Tages verbot aber auf Wunsch des ersten Betrogenen das Gericht dem Herrn das Auftreten bei dem zweiten Betrogenen. Dann wieder verbot zur Abwechslung der zweite Betrogene das Auftreten bei dem ersten Betrogenen. Unser Freund aber ließ sich gar nichts verbieten, und eines Tages verhängte ein Gericht über ihn eine Sicherungshaft, damit er nicht auftrete. Der Gerichtsvollzieher suchte den Vielgeliebten auf Erden und in der Hölle, und er fand ihn schließlich in seinem Stammcafé. Bescheiden nahte er sich dem großen Mann und forderte ihn im Flüsterton auf, im Namen des Gesetzes mitzugehen. Der lehnte das freundliche Ansinnen dankend ab und versicherte, man bringe ihn anders nicht in den Arrest, als wenn man ihn trage. Und der Reklameheld machte folgenden feinen Scherz: „Den Witz kenne ich. Mit meiner Verhaftung will sich der Anwalt des einen meiner Direktoren nur Reklame machen.“ Augenblicklich scharten sich ein paar hundert Menschen um die verfolgte Unschuld, und mit dem Cafetier an der Spitze setzten sie den Gerichtsvollzieher auf die Straße. Am nächsten Morgen berichteten die Wiener Zeitungen und die Auslandspresse spaltenlang über das Ereignis. Vor einigen Tagen nun hatte sich der Cafetier wegen Exekutionsvereitlung und öffentlicher Gewalttätigkeit zu verantworten. Es war wieder ein großes Ereignis. Der Feldherr, unter dessen glorreicher Führung ein Heer von Kaffeehausbesuchern den Gerichtsvollzieher in die Flucht geschlagen hatte, wurde zu vierzehn Tagen Kerker verurteilt, und das Urteil ward wieder ins Ausland telegraphiert. Kopf an Kopf — wenn man so sagen darf — standen die Menschen im Gerichtssaal und brachten dem verurteilten Helden eine Ovation dar. Und da sage noch ein Mensch, daß Wien eine Provinzstadt ist und daß dort nichts los ist.

E. F.

* * *

Eine gefährliche Erfindung.

Der Rentier Hecht besuchte den rühmlichst bekannten Erfinder Wolf Schubert und sagte: „Lieber Herr Schubert, jetzt wird's ja unheimlich. Dieser Marconi hat jetzt schon Tinte, Feder und Bleistift und auch die Schreibmaschinendame total überflüssig gemacht. Man spricht nur in den Apparat hinein, und auf der andern Seite kommt das gedruckte Manuskript heraus. Wo soll das alles hin? Die ganze Welt wird ja umgekrempelt. Können Sie nicht etwas erfinden, was den weiteren Fortschritt in der Technik hemmt? Wir müssen in jeder Beziehung rückwärts, denn wir sind zu schnell vorwärts gekommen — in allen Dingen — auch in der Politik und in der Kunst. Ja! Ja! So ist es!“ Wolf Schubert lächelte und erwiderte langsam: „Die Erfindung des Herrn Marconi ist gar nichts meiner neuesten Erfindung gegenüber. Ich habe eine Maschine erfunden, die sogar das Sprechen überflüssig macht — das Denken allein genügt — und auf der andern Seite meiner Maschine kommen gleich die Worte und Bilder heraus — alles, was man gedacht hat — in graphischer und literarischer Form.“ Da rief der Herr Hecht: „Halten Sie ein, Herr Schubert, ich werde wirklich nervös. Das ist ja wieder ein weiterer Fortschritt. Den kann doch die Welt nicht mehr vertragen. Unterdrücken Sie diese Gedankenmaschine, sonst geht die Welt unter.“ Da lächelte Herr Schubert zum zweiten Male und sagte mit tiefer Baßstimme: „Sie denken zu langsam, Herr Hecht. Diese Erfindung ist ja gerade dazu bestimmt, der Reaktion in vollkommenster Weise unter die Arme zu greifen — denn so ist es doch möglich, die geheimsten Gedanken eines Menschen zu kontrollieren. Bedenken Sie nur: ich habe ja meinen Gedankenkasten so konstruiert, daß er noch auf 30 Meter Entfernung alle Gedanken fixiert. Jeder Potentat kann also automatisch seinen Minister kontrollieren, ohne daß der was davon merkt — Ohrenbeichte und Geheimpolizei sind überflüssig geworden. Jawohl, Herr Hecht, jetzt können endlich auch Gedankensünden bestraft werden. Meine Erfindung ist eine gefährliche Erfindung. Der Fortschritt kann sich begraben lassen. Wir entlarven alles und kommen allen unsern Feinden zuvor.“ Herr Hecht starrte Herrn Schubert lange an, dann aber sprang er auf und umarmte den Herrn Schubert so heftig, daß der mit seiner tiefen Baßstimme laut aufstöhnte.

Paul Scheerbart (Berlin).

Zeppelin am Nordpol.

Nirgends sind ein paar Moneten,
Niemand kann vor Dalles treten —
Doch das schöne Luftschloß lacht.
Dieses Land ist ohne Steuer —
Nur der Greis sinnt voller Feuer,
Wie man neue Steuer macht.

Keine Drachme ist im Beutel
Und das Huhn im Topf ist eutel
Und der Bürger wird gehetzt —
Dennoch hörst mit Lust du singen
Von den Dingen, die gelingen,
Falls im Fall der Fall gesetzt.

Was den Windeln kaum entronnen,
Strampelt schon nach allen Sonnen,
Treu dem Wort: „Es ist erreicht.“.
Manch Phantom wird ausbaldowert
Und der Nordpol schon erobert,
Wenn der Kurs nach Pankow zeigt.

Warum immer gleich zur Welt raus —?
Kommt erst über Bitterfeld raus,
Dann zieht hin gen Grönland froh.
Aber spielt man nur zum Tanze,
Gehst du immer gleich aufs Ganze,
Deutschland, ew'ger Embryo!

Dieses schien mir längst symbolisch
(Leider macht's mich melancholisch,
Und es legt mein Hoffen brach):
Immer, wenn zu weit gehupft wird
Und der Mars (im Traum) gerupft wird,
Klappt das Echterdingen nach . . .

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Hermann Wagner: Die feindlichen Mächte und andere Novellen. Verlag von Georg Müller, München.

Eine Reihe Geschichten jener Art, die mit dem Schlagwort „Simplizissimus“ zutreffend charakterisiert ist, einer Kunstgattung, deren Reize — wie beim echten französischen Käse — nur von den feiner Organisierten gewürdigt werden, auf derbere Zungen aber leicht wie ordinärer Bierkäse wirken. Das Bändchen erhält ein besonderes Interesse durch die Zusammenhänge der einzelnen Geschichten, die den Lebensgang des Autors durchschimmern lassen.

Im „Bienenhaus“, einem „Stilleben“, gibt er anschaulich die typisch öde Stimmung eines Rechtsanwalt-

Digitized by Google

bureaus und sich selbst als Schreiber wieder, der die Schläfchen der andern zu literarischem Studium benutzt. — Dann offenbart sich im „Bildungsverein“ sein Drang in die Öffentlichkeit neben seiner schadenfroh-scharfäugigen Beobachtung der braven Bürger. Auch hier ergibt sich die Groteske von selbst aus der Berührung der verschiedenen Menschenarten; aus der großen Masse holt sich der Verfasser mit unfehlbarer Bravour das zutreffend Typische — das ist sein großes Talent, das er mit den Thöny und Wilke teilt. Neben der komischen Linie haben aber diese Arbeiten doch noch stoffliches Interesse, als Bereicherung unserer Erfahrungswelt — ein Umstand, der von den naiven Literatur-Temperenzlern nicht beachtet werden kann. „Madame“ z. B. ist eine sehr drollig wirkende Schilderung des Versuchs einer Bordellwirtin, ihren Beruf zu rechtfertigen, und zwar in Gedankengängen, die — bei aller aus der Situation entstehenden Komik — doch ihr selbst sittlich erscheinen.

Paul Gangolf.

Sir William Ramsay: Vergangenes und Zukünftiges aus der Chemie. Biograph. u. chem. Essays. Deutsch von Prof. W. Ostwald. Leipzig 1909. Akad. Verlag. (Mk. 8,50.)

Wer die Schriften eines Faraday, Roscoe, Geikie oder Tyndall kennt, weiß, daß die englischen Naturforscher eine eigene, bei uns fast unbekannte Art haben, sich mit ihren Lesern auseinanderzusetzen, und wird gewiß nicht zögern, ein Buch zur Hand zu nehmen, das einen Mann von der Bedeutung Ramsays zum Verfasser und einen so hervorragenden Gelehrten wie Wilh. Ostwald zum Übersetzer hat. Vor einigen Jahren erschien bereits in der Übersetzung von W. Huth ein vielgelesenes Buch von Ramsay, das die Gase der Atmosphäre und die Geschichte ihrer Entdeckung behandelte, und dessen Inhalt sich somit z. T. mit dem des vorliegenden Werkes deckt. In diesem gibt uns Ramsay Essays im besten Sinne des Worts: stets bleibt er gemeinverständlich, ohne gewaltsam popularisieren zu wollen, alle Abhandlungen, auch die biographischen, haben ihre persönliche Note, überall derselbe warme und ermutigende Ton, in dem er sogar seine eigne Entdeckung der Edelgase als etwas beinahe Selbstverständliches behandelt. Er bleibt auch fesselnd, wo uns, namentlich bei seinen allgemeinen Bemerkungen, seine Schlüsse zu kühn und seine Gründe nicht stichhaltig genug erscheinen. Daß er den Engländer oder gar den Schotten zuweilen ein wenig hervorkehrt, braucht uns weiter nicht zu stören. Wir Deutschen können uns nicht über ihn beklagen; denn mehrfach übt er offenherzige Kritik am englischen Unterrichtswesen zugunsten des deutschen. —

Im gleichen Verlag erschien bereits 1907 ein ebenfalls höchst lesenswerter, hübsch illustrierter Vortrag von Ramsay über die edlen und radioaktiven Gase.

Hagmann (Charlottenburg).

Die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart) veröffentlichte:

Adolf Schmitthenner: Die sieben Wochentage und andere Erzählungen. Preis geh. Mk. 3,50; geb. Mk. 4,50.

Auguste Supper: Lehrzeit. Ein Stück aus einem Leben. Preis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—.

Otto Weiß: So seid Ihr! Aphorismen. Zweite Folge. Preis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 4,—.

August Sperl: Richiza. Roman. Preis geh. Mk. 4,50; geb. Mk. 5,50.

Henriette Arendt: Dornenpfade der Barmherzigkeit. Aus Schwester Gerdas Tagebuch. Preis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—.

Wladan Georgewitsch: Golgatha. Ein Balkan-Roman. Preis geh. Mk. 6,—; geb. Mk. 7,—.

Liesbet Dill: Unverbrannte Briefe. Roman. Preis geh. Mk. 3,50; geb. Mk. 4,50.

Fritz Rassow: Die drei Gemälde des Lipps Tullian. Roman. 2 Bände. Preis geh. Mk. 6,—; geb. Mk. 8,—.

Arthur Trebitsch: Antaios. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1909.

Karl Zürcher: Eine Kreuzfahrt. Histor. Schauspiel in 4 Akten. Berlin, Hermann Barsdorf. 1909.

Waldemar Müller-Eberhart: Die Turbine. Ein Stück Leben. Bruno Cassirer, Berlin. 1909.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.

— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO. 36

‚Agfa‘-Photo-Artikel für die Reise

„Agfa“-Cassette (Pat.) zur Tageslichtladung mit „Agfa“ resp. Chromo-„Isolar“-Taschenfilms Spez. für Hochgebirgsphotographie unübertroffen! — 25 Aufnahmen — hintereinander ohne Cassettenöffnung möglich.

„Agfa“- u. „Isolar“-Planfilms Vorzüglicher Plattenersatz

Bezug durch die Photohändler

„Agfa“-Photo-Entwickler: Rodinal, Metol, Eikonogen, Metol-Hydrochinon, Amidol, Ortol in Substanz, ∴ Patronen, resp. Lösung conc. ∴

„Agfa“-Photo-Spezialitäten: Verstärker, Abschwächer, Schnellfixiersalz, Tonfixiersalz neutr. Blitzlicht, Blitzlampe, Belichtungstabelle.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa u. Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des **Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich** zwischen Hamburg-Altona—**Bremen-Genua** u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

An das
Passage-Kaufhaus
Berlin.

BESTELLSCHEIN.

Unter Nachnahme bitte ich mir zu senden:

.....

.....

.....

.....

Unterschrift.....

Adresse .....

Bei Aufträgen von 15 M. an erfolgt der Versand franko.
Nichtgefallendes ist von Ihnen sofort kostenlos zurückzunehmen und der dafür entfallende Betrag zurückzuzahlen.

Passage-Kaufhaus

Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

AKTENMAPPE
schwarz und braun
Kunstleder mit 2 Druckkn. 3.50 **2.90**

FÜLLFEDERHALTER
Spezial-Marke P.K.
bestes deutsches Fabrikat **2.95**

P.K. KOPFBÜRSTE
gar. reine Borste
unerreichte Haltbarkeit Stück **1.30**

HERRENSCHIRM
Reinseiden,
extra dünnes Gestell, mit Futteral **4.90**

P.K. KASSETTEN
enthaltend
50 Bogen ff. Elfenbein-Briefpapier
50 „ „ „ Karton
100 Kuverts zus. **1.45**

BRIEFÖFFNER
massiv Silber,
gediegene Ausführung, Stück **1.25**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 29. Berlin, den 17. Juli 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Der scheidende Kanzler.

Die Finanzreform ist zustande gekommen, darum nimmt der vierte Kanzler seinen Abschied. Es klingt paradox, dieses Wörtchen „darum", und es liegt ein wunderlicher Humor darin, wie in der ganzen Situation. Etwas freilich auch von dem tragischen Humor des Dänenprinzen! „Der Große stürzt: seht seinen Günstling flieh'n. Der Arme steigt und Feinde lieben ihn". Das Werk ist vollendet, darum neigt der vierte Kanzler trübe das Haupt, darum gürtet er seine Lenden, legt die Sandalen an die Füße, greift zu Muschelhut und Wanderstab. Niemand wollte ihn stürzen, nicht die Konservativen, nicht die Getreuen Bassermanns, auch der Freisinn nicht. Das Zentrum wehrt sich verzweifelt gegen den Vorwurf, vom Kaiser wird berichtet, daß er auch nach den Novemberstürmen noch an seinem Bernhard hing, und die Genossen standen schließlich, voran Herr Singer, im Lederwams mit Schild und Schwert, in der Phalanx der Verteidiger. Niemand also, so hören wir, hat ihn gestürzt. Ajax fiel also durch Ajax' Kraft.

Nach den Gründen im einzelnen zu fahnden, lohnt kaum der Liebe Müh. Es war ein langsames Sinken des Kredits, das überall eintrat, ein Sinken des Vertrauens in die Zahlungsfähigkeit des Kanzlers auf innerpolitischem Gebiet. Und das ist gekommen, weil Fürst Bülow auch hier und auch in schweren Stunden des Reiches der Meinung lebte, mit den kleinen Mitteln einer schlauen Diplomatie an Probleme gehen zu können, deren Lösung die ganze sittliche Kraft einer starken Persönlichkeit forderte. Er war der glückhafte Kanzler geheißen; über Klippen und Schlünde war er ohne Fährnis gelangt, mancher Fehler, den er beging, gereichte ihm zuletzt zur Förderung. Das Gefühl aber, das Glück gleichsam als gefesselten Sklaven in seinem Gefolge mit sich zu führen, treibt allzu leicht zur Unterschätzung von Schwierigkeiten, zu allzu starkem Selbstvertrauen und zum Sturz nicht über Steine, sondern über einen Bogen Papier.

„Da bricht ein edles Herz. Gute Nacht mein Fürst!" So ruft Horatio dem Freunde nach. Fürst Bülow ist kein großer Kanzler gewesen, kein starker Willensmensch; von Eisen und Blut im Sinne der großen Zeit ist unter seinem Regimente nicht die Rede gewesen, wenn auch die gepanzerte Faust einmal emporfuhr, und in Südwest deutsche Jungen zum Orlog zogen. Der Kürassierstiefel war vertauscht, es klirrte nicht mehr durch die Räume in der Wilhelmstraße, aber es schlürfte auch nicht mehr der leise Schritt des Onkel Chlodwig über den Estrich. Es klang wie der Schritt eines Mannes, der sich in seinen Stiefeln sicher fühlt und ruhig, nicht kühn seines Weges zieht, niemals stürmisch, niemals von der inneren Leidenschaft vorwärts gedrängt, aber auch niemals ängstlich tastend und suchend. Man hatte, solange er im Amte war, das gute Gefühl, daß allzuschwere Sünden vermieden wurden, man spürte aber auch, daß er uns niemals auf die Bergeshöhen des Ruhmes führen wird.

Vor Jahr und Tag schon rief im Reichstag ein konservativer Führer: „Die Bismarcksche Zeit, als man sich froh als Deutscher fühlte, ist leider vorüber, und trübe Zeiten sind über unser Volk gekommen. Man muß heute wirklich ausrufen: Ein Königreich für einen Bismarck! Wo man hinkommt, überall der Schrei nach Bismarck. Wie ist sein Geist so ganz aus unsrer Politik verschwunden!" Von Simplizissimusstimmung und Reichsverdrossenheit sprach man immer wieder unter dem Regimente des vierten Kanzlers, von Worten, denen keine Taten folgten. Bis dann plötzlich in den Dezembertagen des Jahres 1906 die Politik des vierten Kanzlers die freie Farbe der Entschließung annahm, und ein Atemzug der Befreiung durch die Brust des deutschen Volkes ging. Die Nation hat sich dankbar gezeigt, sie hat noch immer ein Gefühl für den Heroismus, auch wenn er nicht den Himmel sondern nur Zentrumstürme und Sozialistenburgen stürmt. Man folgte der Führung zu dem Werke, das so wenig vorbereitet war, und das der Elan der Nation dennoch vollbrachte. Aber man hat das Gefühl niemals völlig verloren, daß damals Fürst Bülow nicht dem kategorischen Imperativ einer aus der tiefen Erkenntnis des Zentrumswesens geschöpften Pflicht folgte, sondern daß auch hier die von außen gegebenen Momente nur klug und geschickt benutzt wurden.

Digitized by Google

In seinem Briefe an Eduard Zeller sprach er von dem System und der Philosophie der Diagonale; da versicherte er, daß er mit Aristoteles sich nur soweit verwandt fühle, als auch er ein Mann des staatlichen Lebens war, der das Richtige stets in der mittleren Linie zwischen zwei Extremen sucht: nicht das Ziel, sondern die Benutzung der Mittel mache den guten Politiker. Vielleicht hat Fürst Bülow sein Wesen nie besser offenbart, als in diesem Bekenntnis, in dem er im letzten Sinne die Aufgabe des Staatsmanns nicht in seiner Beherrschung der Zeit und der Menschen, nicht in der entschlossenen Führung, sondern in der Anpassung an jeden Zufall, an jede kleine Forderung des Tages erblickt. Hier vergißt er, daß nur der die Ideen beherrschen kann, der selbst von ihnen fortgerissen wird, und er vergißt, daß doch alle großen Männer der Geschichte, vielleicht nicht über das einzelne Mittel, stets jedoch über das letzte Ziel ihres Strebens sich klare Rechenschaft in jedem Augenblick zu geben vermochten.

Es war der beste Ruhm des Fürsten Bülow, daß er sich in die eigenartige Persönlichkeit des Kaisers geschickt zu fügen wußte. Auch hier ein Diener der Zweckmäßigkeit, kein Willensmensch. Keiner, der durch quälende Konflikte ging, keiner, der in Zukunft, als Schloßherr von Klein-Flottbeck oder als ästhetisch Genießender in Villa Malta, dem andern gleichen wird, der erst als Entlassener den vollen Wuchs seiner Persönlichkeit zeigte. Des Fürsten Bülow Zukunft wird kaum interessant sein, weil er selbst niemals in dem Sinne interessant gewesen ist, den wir mit dem Gedanken an das Außergewöhnliche verbinden. Gewiß, sein Scheiden läßt eine Lücke, aber die Lücke wird sich schmerzlos schließen. Der Nachfolger zeigt vielleicht noch eine stärkere Nuance von philosophischer Weltbetrachtung, von Neigung zur Reflexion. Das wird man abwarten müssen, wie auch die Früchte dieser gesamten neuen Periode, in der die Tatenmänner noch unsichtbar sind. Und doch hat es im Leben des Fürsten Bülow einmal eine Stunde der Tat gegeben. Sie war im November des letzten Jahres gekommen. Aber auch hier hatte er sie nicht aus eigenem Willen heraufgezwungen, und er ängstigte sich bald vor seinem eigenen Schatten. Die Verhältnisse stürmten ihn empor, Entwicklungen, die er nicht geschaffen hatte, denen er sogar passiv und duldend gegenüberstand. Da wurde er zum Wortführer des deutschen Willens, des Volkes und ihrer Fürsten. Und er zog nach Potsdam, stellte vor und mahnte, bat und beschwor, und war doch derselben Sünde bloß, gegen deren Folgen er sich als Bußprediger wandte. Denn in all den Jahren hatte er sich willig gezeigt, auch dort die Verantwortungen zu tragen, wo er nicht befragt und sein Rat nicht gefordert worden war. Man braucht nur an die beiden markanten Episoden zu erinnern, die sich mit der Swinemünder Depesche, wie mit dem Streit um Lippe verknüpften, man braucht auch nur des Ritters Lohengrin zu gedenken, der im Goldhelm auf dem Wikingerschiff nach Tanger zog.

Fürst Bülow ist klug und gewandt und ein feiner, aber kein starker Geist gewesen, kein Schöpfer neuer Ziele, keiner von denen, die ihre Zeit beherrschen. Es fehlt ihm vielleicht auch an Schärfen und Kanten, an Fähigkeiten, die ihren Trägern das Behagen des Tages und die Nachtruhe rauben. Wenn die Leidenschaft das Merkzeichen des Genies ist, dann war Fürst Bülow nur ein Talent, und darum hat ihn auch die trotzige Jakobinermütze, die er in Potsdam trug, nicht recht gekleidet. Auch die stärkste Tat seines Kanzlerdaseins, sein Festhalten an Österreich während des bosnischen Streites, trägt mehr einen passiven Charakter. Sie spricht von zähem Ausharren, nicht vom Hammerschlag. Und auch die letzte Krisis, der er schließlich erlag, zeugt sogar nicht von starkem Tatenwillen, sondern nur von einem mißlungenen Versuch, geschickt durch das Netz aller Schwierigkeiten zu schlüpfen. Fürst Bülow ist so in Wirklichkeit gar nicht der Vollender des Werkes geworden, das doch das letzte Kapitel seines Kanzlerdaseins ausfüllte. Er ging schließlich, „weil“ das Werk gelang, und schuf sich selbst ein wunderlich krauses Schicksal. Die eherne Stimme des Feldherrn fehlte, die Truppen kämpften auf eigne Faust, ohne daß eine rechte Frontstellung gegeben war, sie schossen aufeinander, und eine verirrte Kugel traf zuletzt auch den Kanzler.

Fürst Bülow hat viel Sympathien besessen, er hat auch viele Bewundrung gefunden. Aber wirklich für ihn geglüht hat niemand, und niemand hat ihn auch wirklich gefürchtet, auch die Sozialdemokraten nicht, gegen die er doch so gerne vom Leder zog, und die er doch kaum in ihrem letzten und tiefsten Wesen begriff. Auch das Zentrum nicht, dessen historische Stellung im deutschen Volksleben er niemals scharf und sicher erfaßte. Ihm glichen die Parteien mehr den Figuren des Brettspiels als lebendigen Kräften. Und er ging, als diese Figuren einen eignen Willen zeigten und lebendig wurden, wie die Statue der Galathea.

Sein Abgang ist unerquicklich gewesen, er ist der Besiegte des Parlaments, im letzten Grunde aber der Besiegte seines eignen Wesens. Der kluge Diplomat erlag einer Situation, die einen starken Staatsmann forderte. Und wo Klarheit herrschte, da herrscht jetzt Verwirrung.

Dr. **Paul Liman.**

* * *

Vor einem Vierteljahrhundert konnte man sich in Deutschland nicht vorstellen, wie die Dinge sich gestalten würden, wenn Fürst Bismarck vom Reichskanzleramt zurücktreten würde. — Dann kam der Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II., und

Digitized by Google

plötzlich erschien der Kanzlerwechsel allseitig als eine unbedingte Notwendigkeit. Nur die Form und der Zeitpunkt, nicht die Tatsache des Rücktritts führte damals Meinungsverschiedenheit herbei. Gewiß herrschte lebhaftes Bedauern in allen nationalen Kreisen, daß es dem deutschen Volke nicht länger vergönnt sein sollte, seinen größten Staatsmann an der Spitze der Geschäfte zu sehen; aber im Augenblick des Rücktritts waren alle Parteien darüber einig, daß diese historische Wendung unvermeidlich war. Erst in der Folgezeit trat die starke Volksbewegung für den ersten Kanzler infolge der persönlichen Konflikte und wegen der Fehler seines Nachfolgers in den Vordergrund.

Ganz anders liegen die Dinge beim Rücktritt Bülows, des hervorragendsten Nachfolgers Bismarcks. Dieser Rücktritt war keine politische Notwendigkeit an sich, er wurde dazu erst durch die Haltung der Parteien gemacht. Die Parteien hätten es in der Hand gehabt, den Rücktritt Bülows fern zu halten. Den Kanzlerwechsel, den sie und die weitesten Kreise der Nation jetzt so lebhaft bedauern, hätten sie vermeiden können.

Im Reichstag wußte jeder, daß Fürst Bülow die Finanzreform nicht gegen die Konservativen und nicht gegen die Nationalliberalen machen würde. Das war der springende Punkt. Die Erbschaftssteuer war nur nach außen entscheidend. Die Erbschaftssteuer war ja tatsächlich sowohl vom Reichskanzler und den Verbündeten Regierungen, wie von allen Blockparteien fallen gelassen worden, als das Blockkompromiß im März zustande kam. Hätten die Liberalen damals die Gunst des Augenblicks ausgenützt und nunmehr endlich eine Verständigung über die indirekten Steuern — die durchaus möglich war — herbeigeführt, so war die Blockkrisis und damit der Rücktritt Bülows verhindert.

Die Konservativen dagegen trifft ein schwerer Vorwurf, weil sie die Verständigung mit dem Zentrum vornahmen, ohne vorher die Blockparteien und den Reichskanzler durch ein Ultimatum auf diese entscheidende Wendung vorzubereiten. Vielleicht wäre es dem Fürsten Bülow dann noch in letzter Stunde möglich gewesen, den Block zu retten. Daß dies die Voraussetzung seiner Kanzlerschaft war, mußten die Konservativen wissen. Daß sie deshalb die Schuld am Sturze Bülows tragen, ist nicht wegzuleugnen. Die Liberalen aber sind von einer erheblichen Mitschuld nicht freizusprechen. Ihr verhängnisvoller Fehler war es, daß sie die Verständigung über die indirekten Steuern von der vorhergehenden Verständigung über die Besitzsteuern abhängig machten. Gerade umgekehrt: hätten sie den Konservativen die Gewähr gegeben, daß sie 400 Millionen Mark indirekte Steuern bewilligten, so wäre die Einigung über die Besitzsteuern wahrscheinlich erfolgt. Viele Anhänger der Erbschaftssteuer in der konservativen Partei haben gegen die Erbschaftssteuer gestimmt, weil sie daran verzweifelten, mit der Linken die indirekten Steuern zustande zu bringen.

Aber auch nach der Ablehnung der Erbschaftssteuer hatten es die Nationalliberalen in der Hand, Fürst Bülow zu halten, wenn sie, dem Beispiel der Reichspartei und der Wirtschaftlichen Vereinigung folgend, das nationale Werk der Reichsfinanzreform nicht gänzlich im Stich gelassen hätten. Sie waren eines weiten Entgegenkommens, und einer möglichsten Berücksichtigung ihrer Wünsche sicher, sie konnten Zentrum und Polen um den Siegespreis der Beseitigung Bülows bringen, wenn sie nicht das „Prinzip", sondern das Vaterland in den Vordergrund treten ließen. Das Auflösungsgeschrei, an dem man sich berauschte, war völlig töricht. Ein staatsmännischer Führer der Linken mußte die Liberalen davor bewahren, sich auszuschalten und dadurch das Zentrum noch ausschlaggebender zu machen. Man mag über die Politik des Abg. v. Heydebrand denken, wie man will, — wo ist ein Heydebrand auf der Linken? Die Linke ist führerlos und muß die Rechte um ihre Führung beneiden.

Die Nationalliberalen hatten es in der Hand, Fürst Bülows Stellung zu stützen; sie haben das nicht getan und dadurch eine Mitverantwortung für seinen Sturz auf sich genommen. Ganz im Gegensatz zu den Märztagen 1890, als Bismarck schied, sind diesmal die Parteien für den Kanzlerwechsel verantwortlich, und doch beklagen jetzt diese Parteien den Sturz des Kanzlers aufs Tiefste, während 1890 alle Parteien das Unvermeidliche des Wechsels anerkannten. Fürst Bülows Rücktritt war vermeidlich, eben deshalb mußte er vermieden werden. Daß das nicht geschah, wird das deutsche Volk den schuldigen Parteien nicht vergessen. Denn Fürst Bülow war mit seiner Stellung gewachsen, und der Schatz an Volkstümlichkeit stieg von Tag zu Tag. Erfolge in der äußern und in der innern Politik stempelten ihn zum Liebling des Glücks. Aber die Tragik menschlicher Schicksale zeigt sich auch hier. Das scheinbar Unmögliche gelingt, eine halbe Milliarde neuer Steuern werden der Regierung bewilligt, und über die Form dieser Steuerbelastung fällt der leitende Staatsmann, ja dieser Sturz ist erst eigentlich die Vorbedingung der bewilligenden Mehrheit. Oder glaubt jemand, daß Zentrum und Polen im Reichstag von 1903 solchen Bewilligungen zugestimmt hätten? Da mußten erst die Wahlen von 1907 dazwischenfahren — und dieses sein größtes Verdienst wurde so die Ursache von Bülows Sturz. Es war der Blockhaß, der die Zentrumspolitik bestimmte, es war die Schuld der Blockparteien rechts und links, daß der Block erlag; aber sein Untergang erweist sich doch noch als Segen, denn nur um diesen Preis wurde das Reich aus der Finanznot gerettet.

Fürst Bülow tritt nicht zurück, weil die Erbschaftssteuer fiel, er konnte im Namen der Staats-

Digitized by Google

raison die Reichsfinanzreform annehmen, wie sie sich jetzt gestaltet hat, er konnte auch das Zentrum als Bestandteil der annehmenden Mehrheit gutheißen, wie das im preußischen Landtag ja bei den letzten großen Gesetzen geschehen ist, wenn wenigstens die Nationalliberalen sich beteiligten, denn — nicht um Ausschaltung des Zentrums handelte es sich, sondern um Beseitigung seiner ausschlaggebenden Stellung. In diese ist das Zentrum nur soweit zurückgekehrt, wie die Linke das selbst durch Verweigerung positiver Mitarbeit verschuldet. Fürst Bülow sah mit Recht in der Einigkeit der bürgerlichen Parteien die einzige Gewähr der Beseitigung der sozialdemokratischen Gefahr. Daß der Streit um die Erbschaftssteuer so ausartete, daß Rechte und Linke diese gemeinsamen Gegner vergaßen, daß auf absehbare Zeit hinaus Deutschland vor politischen und wirtschaftlichen Kämpfen steht, die bei Blockpolitik vermeidbar wären, und die mit Sicherheit die Sozialdemokratie verstärken und dem Zentrum seine Stellung als Zünglein an der Wage zurückgewinnen lassen — das Opfern der nationalen Idee um materieller Interessen willen — das ist der Grund, weswegen Bülow scheidet. Die Zeit aber wird kommen, da die Ideen des Fürsten Bülow wieder neue Lebenskraft finden. Die Not wird schließlich den Parteigeist zurücktreiben, der jetzt so Böses anrichtete. Die Geschichte wird über Bülows innere Politik gerechter urteilen, als die vom Tageskampf erhitzten Parteiblätter. Das Vaterland hat durch den Rücktritt Bülows einen schweren Verlust erlitten — das mag dem scheidenden Kanzler zur Genugtuung gereichen, daß das vom ganzen deutschen Volke tief empfunden wird. Dr. **Otto Arendt**, M. d. R.

* * *

Es ist heute wohl kaum schon die richtige Zeit, ein abschließendes Wort über die Bedeutung und das Wirken des scheidenden Kanzlers zu sagen. Am wenigsten sind Abgeordnete, zumal solche, die tätigen Anteil an dem Kampfe um die Ausgestaltung der Reichsfinanzreform genommen haben, dazu imstande. Dazu stehen wir noch zu sehr unter dem Eindruck sachlicher Meinungsverschiedenheiten und lassen unser Urteil über den Kanzler zu sehr beeinflussen durch unsere persönlichen und parteipolitischen Sympathien und Antipathien gegenüber bestimmten Steuerformen, wie durch unser Urteil über das Maß von Geschick, mit dem der leitende Staatsmann die Erledigung dieser Reform betrieben hat. Erst eine spätere Zeit, die die heutige Erregung der öffentlichen Meinung überwunden hat, wird es dem Politiker ermöglichen, unbefangen das historische Bild des Fürsten Bülow zu zeichnen. Wenn trotzdem die Parteien, wie der einzelne Politiker heute versuchen, bei dem Abgange des Kanzlers sich selbst die Frage zu beantworten, was denn wohl die charakteristischen Züge aus der Zeit seiner Kanzlerschaft waren, und ob sein Gehen für die Nation einen Gewinn oder Verlust bedeutet, dann muß sich dieser Versuch beschränken auf einzelne Wesenszüge und Handlungen des Kanzlers, wie sie gerade durch die gegenwärtige Situation uns wieder vor Augen geführt werden.

Es wird eine der vielen Unbegreiflichkeiten der Politik der Konservativen bleiben, die doch und das war ihre Stärke und ihr unbestreitbares nationales Verdienst, sich zumeist den Blick für die Staatsnotwendigkeiten bewahrt hatten, daß sie in einem Augenblick den Kanzler stürzten, wo sein Verbleiben im Amte aus Gründen der äußeren Politik, zumal wenn man die Namen mancher möglichen Nachfolger liest, wünschenswert, ja fast geboten schien. Es ist noch nicht abzusehen, ob und inwieweit die Kretafrage sich friedlich lösen läßt, und über die Augenblicksorge hinweg erweckt die immer deutlicher erkennbare Stimmung des englischen Volkes Zukunftsbefürchtungen, die wie in kaum einem Zeitraum der Geschichte unsres neugeeinten Reiches, uns einen Staatsmann das Ruder führen zu sehen wünschen lassen müssen, dessen Geschick und glücklicher Hand auch in kritischen Zeiten die Nation zu vertrauen imstande war. Und dieses Vertrauen hatten wir zum Fürsten Bülow gewonnen. Es hat im Laufe der Jahre seiner Kanzlerschaft manchen gegeben, der hie und da und bisweilen viel an den Ergebnissen seiner äußeren Politik auszusetzen hatte. Doch war das Urteil darüber nicht sicher, wieviel Schuld an diesem Scheitern mancher Pläne ihm und wieviel andern Personen und Umständen beizumessen war. Aber wie dem sei, mit allem Vergangenen hat sich das deutsche Volk ausgesöhnt, als mit der klugen zielbewußten und konsequenten Politik des Kanzlers die Orientwirren sich lösten und Deutschland, auf seine Kraft vertrauend, all' das Gerede von Einkreisungspolitik und sinkendem deutschen Einfluß zerstörte, um, wie in den Zeiten Bismarcks, im ruhigen Gefühle seiner Kraft Feinde wie laue Freunde zu überzeugen, daß ein starkes Deutschland der beste Hort des europäischen Friedens und wieder mit ausschlaggebender Faktor der Weltpolitik sei. Es ging nach Beendigung der Orientwirren ein Gefühl, nicht der Überhebung, aber des ruhigen Stolzes durch das deutsche Volk. Wir hatten bei all' dem Prahlen unsrer Gegner von dem eisernen Ring, der uns umschließe, fast das Gefühl der eignen Kraft verloren. Daß wir es wiedergewonnen haben, ein Gefühl, ohne das keine große Nation ihren hohen Zielen erfolgreich nachstreben kann, das danken wir dieser sicheren und klugen äußeren Politik des Fürsten Bülow. Das danken wir ihm jetzt um so mehr, als ja nicht abzusehen ist, ob die Hände, die nach ihm das Ruder führen werden, gleich starke sind, und wo das Gefühl des Vertrauens, das unser Volk jetzt zu der Leitung unsrer äußren Geschicke wieder gefaßt hat, notwendig sein wird, um manche kritische Zeiten durchhalten zu können.

Digitized by Google

Es ist ein Verhängnis für jeden kommenden Kanzler, daß Bismarck seine Stellung als Kanzler und preußischer Ministerpräsident auf seine eigne gewaltige Persönlichkeit zugeschnitten hatte. Wer in den Bahnen äußerer Politik ein glänzender Meister ist, kann schwer die gleiche Bedeutung auch in der inneren Politik haben. Und doch sehen wir auch hier beim Fürsten Bülow vieles, was ihn hinaushebt über seine Vorgänger. Wir wollen ihm nicht vergessen, daß er, von der schwächlichen Ostmarkenpolitik Caprivis endgültig sich abwendend, die Polenfrage in einem Sinne zu lösen oder ihrer Lösung vorzuarbeiten verstanden hat, der ihm im Interesse der nationalen Konsolidierung unsers Staates die Zustimmung weiter vaterländischer Kreise und sicher die Anerkennung und den Dank der Zukunft sichern wird.

In der Erörterung der heute im Vordergrunde stehenden rein politischen Fragen wird auch zu leicht vergessen, welch Verdienst sich der Kanzler um die Konsolidierung unserer Wirtschaftspolitik erworben hat. Nachdem in den Caprivischen Handelsverträgen die Interessensolidarität von Industrie und Landwirtschaft zerstört war und die durch diese Verträge geschädigte Landwirtschaft in der Not jener ersten Jahre sich im Bunde der Landwirte eine Kampforganisation schuf, die durch Uebertreibung agrarischer Forderungen eine Verständigung oft erschwerte, kann der nationale Politiker, dem im Interesse einer stetigen wirtschaftlichen Entwicklung der Ausgleich der sich kreuzenden Interessen stets als Ziel vorschwebt, dem Kanzler nur Dank wissen, wenn er die Widerstände von links und rechts überwand und wieder eine Formel fand und durchzusetzen wußte, die die verloren gegangene Interessengemeinschaft der großen schaffenden Berufsstände wieder herstellte. Es klingt wie Ironie, daß agrarische Gruppen diesen Mann stürzten, der für die Landwirtschaft so viel getan, daß ihm zu tun fast nichts mehr übrig blieb. Wenn durch den Gegendruck, den der Übermut des Agrarbundes jetzt in allen städtischen Kreisen hervorgerufen hat, der im Hansabund sich noch machtvoll geltend machen wird, wenn angesichts des ständig zurückgehenden Anteils der landwirtschaftlichen Bevölkerung, die heute nur noch 28½ % der Erwerbstätigen ausmacht, es immer schwerer wird, agrarfreundliche Gesetze zu schaffen, dann wird auch die deutsche Landwirtschaft wieder des Fürsten Bülow gedenken und jenen Männern wenig Dank wissen, die den Sturz dieses Staatsmannes herbeiführten.

Ein Charakteristikum der Debatten über die Finanzreform war die Tatsache, daß die Sozialdemokratie führerlos zu keiner großen politischen Aktion sich aufschwingen konnte. Es war dasselbe, was man seit einigen Jahren in der Entwicklung dieser Partei beobachten kann. Sie hat ihren Höhepunkt überschritten und wird durch innere Schwierigkeiten immer ungefährlicher für den Staat. Man konnte schon auf dem letzten Parteitage eine Erstarkung des revisionistischen Flügels erkennen und in der Abstimmung über die Erbschaftssteuer einen Sieg derselben erblicken. Auch das ist in gewisser Hinsicht ein Verdienst des scheidenden Kanzlers. Denn diese Entwicklung war nur möglich, weil Fürst Bülow den einen Fehler Bismarckischer Politik nicht wiederholte, durch Maßregeln des Polizeistaates eine wachsende Schar von Märtyrern zu schaffen und der Sozialdemokratie die Überwindung innerer Schwierigkeiten zu erleichtern. Wenn sich der Kanzler hier und in seiner Sozialpolitik, die freilich dem Unternehmertum steigende, vom Mittelstande zuweilen kaum tragbare Lasten aufbürdet, als ein weitblickender, liberalen Ideen zuneigender Staatsmann erwies, dann wollen wir ihm hierfür nicht minder Dank wissen. Die Schwächung der Sozialdemokratie bleibt sein dauerndes Verdienst.

Auswärtige Politik, Polenpolitik, Wirtschaftspolitik, Sozialpolitik. Große Worte für jeden Politiker! Aber tiefer als diese Fragen griff ins Gemüt des deutschen Volkes der Versuch des Kanzlers, die Vorherrschaft des Zentrums zu beseitigen. Wenn die Erinnerung an all das andre längst geschwunden sein wird, dann wird, je mehr sich der Blick in Zukunft entwöhnen wird, die Größe eines Gedankens nach seinem Erfolge einzuschätzen, der scheidende Kanzler im Gedächtnis des deutschen Volkes der Mann bleiben, der einen Versuch zum zweiten Male gewagt hat, an dem ein Staatsmann wie Bismarck gescheitert ist. Der Kampf gegen Rom, ein Kampf, der durch die Jahrhunderte gegangen ist und weiter gehen wird: ihn gewagt zu haben, das wird dem Fürsten Bülow den Dank sichern, nicht kühler Verstandspolitiker, wohl aber seinem Namen ein Gedenken im Herzen guter nationaler Kreise unsres Volks. Und wer heute beim Zusammenbruche der Blockpolitik mit Schmerz erkennen muß, daß die Milderung der parteipolitischen Gegensätze jetzt und noch mehr in Zukunft einem unfruchtbaren Kampfe zwischen rechts und links im Bürgertume wieder Platz machen wird, der wird auch dafür dem Kanzler dankbar sein, daß er dem linken Flügel des Liberalismus, gegen dessen negativen Doktrinarismus grade die Nationalliberalen sich zu wenden so oft genötigt waren, es ermöglicht hatte, seine Befähigung auch zu positiver, schaffender nationaler Arbeit zu erweisen. Es wird auch dies eine historische Schuld der Konservativen bleiben, ein Zurückfallen der freisinnigen Parteien in einen unfruchtbaren Negativismus vielleicht wieder möglich gemacht zu haben, um damit so wertvolle Teile unsres Bürgertums dem Dienste am Staatsgedanken zu entziehen.

So haftet heute schon der Blick an manchem großen Zuge des Charakterbildes des Fürsten Bülow. Man kann gewiß sein, daß die Zukunft diesem glänzenden Künstler des Wortes, diesem

Digitized by Google

modernen Staatsmanne, der mit dem Blicke für gegebene und gebotene historische Notwendigkeiten ein Gefühl warmen Mitlebens unsrer kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung und Weitherzigkeit der politischen Auffassung verband, dankbar ein Denkmal errichten wird im Gedächtnis unsrer Nation.

Paul Fuhrmann, M. d. R.

* * *

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte," wird man wohl auch vom abgehenden Reichskanzler sagen dürfen. Aber auch innerhalb der Parteien ist das Urteil über ihn als Politiker geteilt. Einigkeit besteht darüber, daß er der glänzendste Redner, der vollendete Meister der geistvollen Form ist, Eigenschaften, die in Deutschland nicht häufig sind und gar nicht recht passen zu dem robusten Bild, das er selbst von sich entwarf, als er sich den agrarischen Reichskanzler nannte. Er hat den Junkern unendlich viel zu lieb getan, und doch gehörte er nur mit seinem Namen, nicht mit seinem Wesen zu ihnen. Ein Mann von so beweglichem Geist, ein so genußfreudiger Ästhetiker paßt besser zu den Menschen, die unter dem heiteren Himmel Italiens geboren wurden, als zu den kühlen, willensstarken Herren in Ostelbien. Aber er teilt mit ihnen die Freude an der Macht und empfindet es schwer, daß sie ihm entrissen wurde; die Muße, die der weiteren Entfaltung seiner künstlerischen Neigungen günstig sein wird, ist ihm, weil aufgezwungen, jetzt eine Pein. Die Herren auf der Rechten bestreiten, daß ein Zwang vorliegt oder tun verwundert, daß der „listenreiche Odysseus" in eine Falle gegangen ist. Es gibt Leute, die von dem Manne mit der „erschreckenden Voraussetzungslosigkeit" erwarteten, er werde eine Formel finden, die ihm ermögliche, die Finanzreform gegen die Liberalen zu machen, obgleich er sich in der entgegengesetzten Richtung ausgesprochen hatte. Er tat nichts dergleichen. Er hat sein Wort eingelöst und geht ab als ehrlicher Mann in einem Moment, da der Bundesrat einen vollkommenen Rückzug antritt und der Diktator der konservativen Partei v. Heydebrand im Reichstag als Führer der konservativ-klerikal-polnischen Mehrheit Bülows Blockidee als undurchführbar und im Prinzip falsch verurteilt. Die Verschiedenheit der Weltanschauung der Konservativen und der Liberalen habe den Bülow-Block zum Scheitern gebracht, sagt der Führer des schwarz-blauen Blocks, und konstruiert die innere Zusammengehörigkeit dieser konfessionell und national gespaltenen Mehrheit. Dieser advocatus diaboli wird nicht allzulange triumphieren. Sein Sieg hat die Reihen der Seinen geschwächt und ihnen die besten Kräfte entfremdet, die, denen das Vaterland über die Partei geht und eine rücksichtslose Vertretung eigner Interessen als unanständig erscheint. Nach manchen Irrwegen ist es Bülow gelungen, das Ansehen des Deutschen Reichs im Rate der Völker fast zur Höhe der Bismarckschen Ära emporzuheben, auf dem Gebiet der inneren Politik hat er sich nie ganz sicher gefühlt und ließ Festigkeit und Zielsicherheit zuweilen vermissen. Er hat aber die Linksliberalen von ihrer strikt verneinenden zu einer mehr positiven Politik gebracht und durch Ablehnung einer Gewaltaktion die ruhigere Richtung in der Sozialdemokratie gestärkt. Zum Heros fehlt Bülow das Eisen im Blut. Daß er im übrigen ein hervorragend geschickter, bedeutender Mensch ist, und daß die Liberalen allen Grund haben, ihn als Geistesverwandten zu betrachten, sollte eigentlich niemand mehr bestreiten. Die ganze Schwierigkeit der Stellung des deutschen Reichskanzlers wird allgemein wohl erst unter seinem Nachfolger erkannt werden.

Chr. Storz, M. d. R.

* * *

Als sein Glaubensbekenntnis hat uns Graf Schwerin-Löwitz das folgende, inzwischen wohl schon von der Tagespresse mitgeteilte Telegramm übermittelt:

Seiner Durchlaucht
dem Herrn Reichskanzler Fürsten von Bülow,
Berlin,
Reichskanzlei.

Angesichts des von allen nationalen Kreisen des Landes aufs Tiefste beklagten, aber, wie es scheint, leider unabänderlichen Entschlusses Euer Durchlaucht, aus Ihrem hohen Amte zurückzutreten, drängt es mich, Euer Durchlaucht noch einmal den tief empfundenen Dank der gesamten deutschen Landwirtschaft für alles Das auszusprechen, was Euer Durchlaucht während Ihrer mehr als 10jährigen Amtsführung für die deutsche Landwirtschaft, für ihre Befreiung aus schwerer Notlage, ihren Schutz gegen immer neue Gefahren und ihre Entwickelung zu besserer Lage und größerer Leistungsfähigkeit getan haben. — Möge Euer Durchlaucht in Ihrem Ruhestande das Bewußtsein Befriedigung gewähren, für alle Zeit der unvergänglichen und ungeteilten Dankbarkeit aller deutschen Landwirte sicher zu sein. —

Der Präsident
des Deutschen Landwirtschaftsrats
Graf von Schwerin-Löwitz.

* * *

Jedermann bei uns in der Provinz verfolgt mit Spannung die Entwicklung der Dinge im Reichstage. Man hat hier aber ganz andere Gesichtswinkel wie in Berlin, und wie ich glaube, naivere und richtigere. Wir haben kein Verständnis für die Berechtigung der Fraktionsforderungen und halten die glänzendsten Reden der Partei-

Digitized by Google

führer für einen dem deutschen Volke schädlichen Atavismus, der schleunigst beseitigt werden sollte.

Die ganze Parteikonstruktion bleibt uns hier unverständlich, und namentlich der leidenschaftliche Haß, mit dem diese nüchternen Steuerobjekte behandelt werden.

Vollends unlogisch und in der Praxis unrichtig und verderblich erscheint uns die Schlußfolgerung, daß der Reichskanzler von seinem Amte abtreten muß.

Wenn die Steuern vom sog. schwarzen Block kommen, sind es deshalb doch noch keine schwarzen Steuern. Ich will nur eins herausgreifen. Wenn 500 Millionen aufgebracht werden, meist auf Konsumartikel der Masse, so würde doch das Volk keinerlei Verständnis dafür haben, wenn die Börse dabei gar nichts zu zahlen brauchte. Das Geschrei hierüber ist also wohl unberechtigt.

Steuern sind doch auch nichts Ewiges. Das politische Leben steht nicht still, sondern schreitet fort. Zeigt sich hernach eine Steuer als unrichtig und unpraktisch, kann man Änderungen treffen, oder was anderes an die Stelle setzen. Um Prinzipien handelt es sich ja garnicht, sondern um rein praktische Dinge. Die Gefühlsschwelgereien der Fraktionspolitiker erscheinen wirklich unangebracht, und wenn man will, wie ein Wust aus alter Zeit.

Das Zentrum wird seine Rechnung präsentieren. Das ist das Schreckgespenst. Weshalb ist man denn so feige. Warte man das doch ruhig ab, und lehne man dann doch diese Rechnung ab.

Wenn der Reichstag bei dieser Ablehnung dann versagen würde, dann könnte der Zwang wohl eintreten für das Abdanken des Kanzlers.

Heute liegt dafür nur eine aus dem Berliner politischen Milieu künstlich konstruierte Forderung vor, für die wir außerhalb Berlins keine Notwendigkeit einsehen können.

Wir danken dem Kanzler viel, seine Freundschaft mit dem Kaiser ist für die Nation von unbegrenztem Werte und ein glücklicher Zustand, der bei keinem Nachfolger so wiederkehren kann. Daher sollte selbst der kühle Freund des Kanzlers aus Rücksicht auf das Vaterland den Wunsch haben, den Kanzler zu behalten. Dies ist auch durchaus die Stimmung in der Provinz. Man will aber einen Schritt weiter gehen und diesen Wunsch auch verlautbaren. Wenn die nationalen Vereinigungen heute Versammlungen beriefen zwecks Petitionen an den Fürsten Bülow, im Amte zu bleiben, und an den Kaiser, seinen Kanzler nicht wegzulassen, die Nation würde wie ein Mann aufstehen.

Wenn dies aber der Wille des Volkes ist, so darf doch nicht dagegen regiert werden bloß wegen Fraktionsreibungen und Kämpfen, die in den Wolken spielen. Die Mündigkeit des Volkes muß zum Ausdruck kommen, und den überwundenen Traditionen und Konstruktionen einer alten Zeit zuliebe darf weder der Kaiser noch der Kanzler zu Schritten sich zwingen lassen, die das deutsche Volk nicht will.

Dr. Schroeder-Poggelow.

Von den diesjährigen Musikfesten.

Von Dr. Arthur Neisser (Berlin).

„Wo steckt denn nur der Kollege X?“ „Na, der besucht doch grundsätzlich keine Musikfeste!“ Solche Antworten bekam ich ziemlich häufig auf meiner diesjährigen Musikfestreise zu hören, die mich an den Rhein und nach Stuttgart führte. Es ist daraus ohne weiteres zu folgern, daß eine ganze Anzahl sogenannter tonangebender Kritiker-Autoritäten im lieben Deutschland eingeschworene Gegner aller musikalischen Festivitäten sind. Einige scheuen wohl auch das Reisen. Das sind die eingefleischten Lokalpatrioten, die ihren Gesichts- resp. in diesem Falle ihren Gehörkreis einfach nicht erweitern wollen, sei es aus purer Bequemlichkeit oder vielleicht auch aus Furcht vor dem vergleichenden Maßstab, den sie dann an die heimische Musikproduktion im Konzertsaal werden anlegen müssen. Wieder andere ersehen in diesen musikalischen Festlichkeiten nicht viel mehr als eine Reihe von allzu schönen Tagen, die sie nicht zu ertragen fürchten. Dazu kam dann speziell in diesem Jahre noch der Umstand, daß die Akademiker- und Historiker-Gilde es als heiligste Pflicht erachtete, die Wiener und Eisenstädter Haydn-Feier mitzuerleben, wobei es ja freilich auch nicht ohne kleine Enttäuschungen abgegangen sein soll ....

* * *

Für mein Empfinden sind Musikfeste eine zwingende Notwendigkeit. Wenn man sich nicht schon die ganze hetzjagdmäßige Saison hindurch auf die Musikfesterholung im Frühjahr freuen könnte — — es wäre keine Freude, Musikkritiker oder auch nur ernster Musikfreund zu sein. Zumal das Berliner Musikleben ist ja, aus der Vogelperspektive betrachtet, nichts anderes als ein großer Virtuosenjahrmarkt oder, schärfer ausgedrückt, eine Virtuosen- und Virtuöschen-Messe. Am liebsten möchte sich jeder absolvierte Klavier-, Violin- oder Gesangsstudent von irgend einem reichen Mäcen einen seiner Individualität auf den Leib gestalteten Konzertsaal bauen lassen, sich seine Leib-Kritiker einladen und von seinem Leib-Publikum bestaunen und beklatschen lassen .... Wirkliche Ruhepunkte bedeuten ja heute nicht einmal die Abonnements-Orchester- und Chorkonzerte mehr. Ohne die solistische Mitwirkung eines „Weltberühmten“ genügt dem Publikum heutzutage nicht einmal mehr der ständige Dirigent,

Digitized by Google

etwa Nikisch oder Mottl. Und einheitlich durchgeführte Liederabende und Komponisten-Konzerte gehören noch immer zu den Seltenheiten. Mit einem Worte: zu festlicher Musikeinkehr ist heute in der Saison keine Zeit mehr. Da heißt es die sieben (Gott Lob, daß es nicht mehr gibt!) Wochentage — Sonntag ist längst ein doppelter Wochentag im Musikleben geworden! — krampfhaft ausnutzen, auf daß man nur ja „zu Gehör gelange", wie der schöne Fachausdruck lautet. Weiß Gott! Es wäre an der Zeit, eine Konzertpolizei zu schaffen, die streng darüber zu wachen hätte, daß es in jeder Woche mindestens zwei völlig konzertfreie Abende gebe, an denen sich Musiker, wie Musikkritiker erholen, sei es Hausmusik treiben oder in ein Schauspielhaus gehen könnten, auf daß endlich wieder die Musik eine Herz- und Seelenerquickung für die Menschheit werde! . . .

* * *

In Bonn, beim IX. Kammermusikfest, lag wahrhaft echte Beethovenfeierlichkeit über dem Ganzen. Ein wenig philiströs und bürgerkränzchenmäßig sah ja das Publikum drein. Aber wenn dann die Leute Platz genommen hatten, verschwamm diese bürgerliche, mittelstädtische Wohlanständigkeit des Publikums mit dem schlichten Holzbau der Beethovenhalle zu einer seltsam lichtvoll weißen, heitern Harmonie, und die Spannung war ungezwungen und echt. Keine Sensationsfurcht beklemmte diese musikatmenden Feiertagsmenschen, die sich nur erbauen und nichts als erbauen wollten an den schönsten Quartetten und Quintetten und Sonaten Beethovens, Brahms', Schuberts, Schumanns und Mendelssohns. Das junge Berliner Klinglerquartett weihte durch die entrückte Intensität seines von heißester Seeleninbrunst durchglühten Spiels diese Beethovenfeier fast zu einem Brahmsfest. Atemlos, fiebernd lauschte die Menge dem a-moll-Quartett (op. 51, Nr. 2) des Hamburger Meisters, und es war fast ein leise aufwallender Ärger, der sich eines Teils der Hörer bemächtigt haben mochte, als dann die „Berühmtheit" in Gestalt des allerdings stark verinnerlichten Pariser Pianisten Eduard Risler auf das Podium trat und mit dem Leipziger Cellisten Jul. Klengel die große Cello-Sonate des gleichen Tondichters spielte. Reine Quartettmusik verträgt eben das mitteleuropäische Konzertpublikum in seiner Majorität heute nur noch in beschränkter Dosis, nicht aber an fünf auf einander folgenden Tagen. Als noch Joachims Quartett den Bonner Beethovenfesten ihre unvergängliche Weihe verlieh, da war es immer nur dieses einzig eine Meisterquartett, das mit priesterlicher Künstlerentäußerung unauffällig das Podium betrat und dann den Beethoven-Gottesdienst begann. Nun hat eine neue Ära eingesetzt. Die bedeutendsten deutschen und österreichischen Kammermusikvereinigungen, das Halir- und das Klingler-Quartett aus Berlin, das Petri-Quartett aus Dresden und das Rosé-Quartett aus Wien lösten einander ab, so daß fast ein Quartett-Wettstreit zustande kam, aus dem unzweifelhaft das Klingler-Quartett als Sieger hervorgegangen ist. Aber wir müssen auch dankbar der Genüsse gedenken, die uns das Petri-Quartett mit dem schlackenfreien Vortrag des Schubertschen Andante-Variationssatzes über „Der Tod und das Mädchen" und die uns das Rosé-Quartett mit dem wahrhaft überirdisch schön gespielten Adagio aus Beethovens a-moll-Quartett bereiteten. Bei dem Spiel der Klingler und Genossen spürt man jedoch nichts mehr von der Vierheit des Streichquartetts. Zaubergleich entströmte die Musik in einem einzigen Sphärenklang diesem verklärten Instrumentalkörper, der ganz Seele zu sein scheint . . . Nur einmal gabs etwas wie Premierenspannung. Ein Bläserquintettfragment von Beethoven und gar ein „ungedrucktes" war verheißen, aber die Erfüllung entsprach nur teilweise (soweit einige eigenartig Weberisch inspirierte romantische Echostellen in Frage kommen) der Verheißung, und den vollen Musikergenuß verschaffte erst ein jugendüberschäumendes Streichoktett von Mendelssohn, das vom Petri- und vom Rosé-Quartett gemeinsam mit fabelhaftem inneren Schwunge gespielt wurde.

* * *

Etwas ähnliches wie diese Bonner Beethovenfeste bezwecken wohl die Darmstädter Kammer-Konzerte, die nun zum zweiten Male wiederkehren, in ihrem Kerne auch. Nur daß in Darmstadt das Protektorat eines künstlerisch hochbegabten Fürsten, des Großherzogs Ernst Ludwig, einen mondänen Mäzenatenzug in die Aufführungen brachte, die an sich sehr stimmungsvoll verliefen. Da ward das Interesse künstlich von Tag zu Tag gesteigert, gerade wie bei einem hochsensationellen Drama. Zuerst, gewissermaßen als Einleitung ein Klassikerkonzert, mit Mozart, Beethoven und Brahms und mit Schubert-Mendelssohnscher Lyrik, wie denn überhaupt der Gesang, wie bei jedem gesellschaftlichen Fest, auch hier eine große Rolle spielte. Nur daß auch bei der Wahl der Solisten teilweise mehr auf die elegante äußere Form als auf die künstlerische Potenz Rücksicht genommen schien. So ein Bassist z. B. wie der Londoner Herr v. Warlich sollte mit seinem langweiligen sanatoriumsmäßig geruhsamen Vortrag Schubertscher Meisterlieder auf einem deutschen Musikfest unter so kunstverständig-erlauchtem Protektorat keinen Beifall mehr erringen können. Auch das Saint-Saëns-Fest des zweiten Tages atmete Salonluft. Weder die Kammermusik, noch vor allem die Lyrik dieses Komponisten, bei dessen Nennung man das Klichee „Altmeister der französischen Musik" lieber unterdrückt, sind bedeutend genug, um einen ganzen Musikfestabend zu füllen. Aber der „maître" war ja höchstpersönlich herbeigeeilt und ließ sich schmunzelnd die Ovationen des höfisch verbindlichen Publikums gefallen und

Digitized by Google

spendete Zugabe auf Zugabe, und alle Welt bewunderte die Rüstigkeit des Vierundsiebzigjährigen. Der letzte, ein Uraufführungsabend brachte eine wirkliche Erfüllung: Max Reger hat sich in seiner neuen Klarinettensonate (op. 107) zu einem echten Meister emporgeklärt. Nun fühlt man mit wohltuender Sicherheit, daß dieser Max Reger ein ganz Großer, Gottbegnadeter, aus dem Vollen Schöpfender ist. Nun ist seine Modulationskunst aus gärendem Überschwang zu lichtvoller Plastik ausgereift. Nun ist seine Form weitgespannt und ausgefüllt und auch seiner Seele Zärtlichkeit werden wir in diesem herrlichen Werke inne! .... Ach, wie zwergenhaft schrumpfen alle anderen Novitäten dieses Festes in der Erinnerung zusammen, so daß mir selbst die Aufzählung heute bereits überflüssig erscheint!

* * *

Rheinisch sangesfroh ging es beim „85. Niederrheinischen Musikfest" zu Aachen her. Bei diesem Chorverein des Professor Eberhard Schwickerath spürt man nicht immer wieder bloß die strenge musikalische Kasernenhof-Disziplin gewisser norddeutscher Sängervereinigungen, sondern diese paar hundert Mädchen und Männer, nicht „Damen und Herren", singen ihre „Jahreszeiten"-Chöre und eine Bach'sche Motette und a-capella-Chöre von Brahms und Cornelius aus innerstem Herzensgrunde und mit musikalischem gesunden Instinkt, aus reinster ungetrübtester Sängerlust. Nur in Opernfragmenten — etwa beim Vortrag des gräßlich unvermeidlichen Lückenbüßers aller Musikfeste, bei der Festwiesenszene aus den „Meistersingern", oder in den Chören von Schillings „Moloch" — fehlte es hie und da an jener dramatischen Vokal-Pathetik, deren eben echte Lieder-Chorvereine nicht fähig sein können noch sein dürfen, weil dieser theatralische Instinkt einem gesunden Chore fehlen muß. Aber das „Niederrheinische Musikfest" konnte die Attraktion leider nicht entbehren. So mußte Max Schillings dirigieren, und da war natürlich ein Opernfragment unvermeidlich. Noch schärfer zu verurteilen ist es, daß Richard Strauß dem an sich tüchtigen, aber durchaus auf die Klassiker eingespielten Aachener städtischen Orchester seinen „Salome"-Tanz und seine „Domestica" zumutete. Es war höchst peinlich, dieses vergebliche Sichabmühen schlichter Durchschnittsmusiker um die differenzierte Polyphonie Richard Straußscher Musik beobachten zu müssen.

* * *

Viel zu schwere Aufgaben wurden auch den deutschen Männergesangvereinen zugemutet, die um den goldenen Kaiser-Wanderpreis beim III. Deutschen Gesangswettstreit zu Frankfurt am Main kämpften. In den Satzungen des Turniers wird eigens betont, daß nur Dilettantenvereine an dem alle vier Jahre stattfindenden Wettsingen teilnehmen dürfen. Wie kann man dann nur diesen Vereinen, die sich zum größten Teile aus Angehörigen des Handwerkerstandes zusammensetzen, ein Chorlied von der verschnörkelten Widerhaarigkeit des A. v. Othegraven'schen Chores „Rheinsage" aufbürden! Und wie kann ein Preisrichterkollegium, dem die ersten Autoritäten angehören, nicht den Widerspruch des schlicht balladesken Geibel'schen Textes zu der sprunghaften Melodieführung A. v. Othegravens erkennen! Betrachtet man aber gerade diese Schwierigkeiten des Preisliedes, zu dessen Einstudierung den Vereinen nur sechs Wochen zur Verfügung standen, so muß man die Leistungen der vierunddreißig „startenden" Liedertafeln um so mehr bewundern. Nun floß mir das Wort „Liedertafel" in die Feder, und ich muß sogleich all' diese wackeren Sängervereinigungen aufs freimütigste gegen den Vorwurf der Liedertafelei in Schutz nehmen. Von diesem, den Deutschen viel zu oft vorgeworfenen Übel spürte ich wohl bei kaum einem einzigen Vereine auch nur einen Hauch. Jeder Chor zeigte sich in rührender Weise bestrebt, gleichsam mit seiner ganzen Seele zu singen, ob's nun zum Preise führte oder nicht, und wenn auch nur zwölf Vereine zur engeren Wahl zugelassen wurden, so hätten doch auch die übrigen allinsgesamt eine ehrenvolle Erwähnung verdient! . . Zum zweiten Male ist der Kaiserpreis dem Kölner Männergesangverein zugefallen. Das ist nicht zu verwundern, aber auch ein wenig zu beklagen, weil eben dieser Verein nicht in ein und dieselbe Kategorie gestellt werden kann, wie irgend ein mittlerer deutscher Männerchor. Die Klassifizierung der Vereine, die für den nächsten Wettstreit vorgeschlagen worden ist, hat sich als dringend notwendig erwiesen. Hoffentlich wird sich dann auch das Repertoir ausschließlich auf das Volkslied beschränken, für dessen Pflege trotz aller Preisausschreiben in Deutschland noch immer viel zu wenig geschieht.

* * *

Inmitten all' dieser Musikfeste nahm die offizielle 45. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musik-Vereines in Stuttgart eine strenge Sonderstellung ein. Hier ward in der Tat vielleicht auf das Festreden und das Festversammeln und auf die Festausflüge zum mindesten der gleiche Nachdruck gelegt, wie auf die eigentlichen Festkonzerte. Da gab es einen höchst süddeutsch pokal-gemütlichen Empfang beim württembergischen König mit Buffets und gemeinsamem Sichphotographierenlassen. Da gab's einen fidelitätsüberseligen Empfang der Stadt Stuttgart in den kühlen Sälen des neuen Ratskellers. Ach, wie sich da Tonkünstler und Kritiker gar brüderlich zutranken oder gar — — horribile dictu! — Brüderschaft tranken! Warum sollen wir nun die grämliche Katermiene aufsetzen und den jungen Kammermusikern, etwa Knud Harder, einem begabten Dänen, oder J. Haas, einem jungen Reger-Schüler, oder R. Siegel, einem individuelle Züge

Digitized by Google

verratenden Chorkomponisten, die Lust am weiteren Schaffen durch grämliches Sezieren ihrer Werke verleiden? Auch wollen wir nicht abwägen, welche der drei Fest-Opern, ob A. Vogls, buddhistisches etwas trocken-fachmäßig gearbeitetes Erlösungsdrama „Maja“ oder Pierre Maurices von Massenet und Puccini beeinflußte Oper „Misé Brun“ oder W. Braunfels' recht individuelle Hoffmanniade „Prinzessin Brambilla“ die meisten Zukunftswerte in sich trägt. Es sei nur konstatiert, daß der viel angefochtene „A. D. M.-V.“ auch diesmal wieder seine Existenzberechtigung auf's überzeugendste erwiesen hat. Der neue Vorsitzende, Max Schillings, wird sich gewiß als getreuer Nachfolger Richard Straußens, des nunmehrigen Ehrenvorsitzenden, bewähren!

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter.

Nach neuen Quellenforschungen.

Von Dr. S. Rahmer (Berlin).

Die meisten ewigen Dichter haben sich, man kann sagen durch ein günstiges Geschick, der vollen grellen Beleuchtung entzogen; was an ihnen rein menschlich, ist vergessen und unbekannt geblieben, und das Halbdunkel ist es eben, aus welchem ihr Bild plastischer hervortritt. Das gilt für Homer, für Aeschylus und Shakespeare, Hesiod und Osterdingen. Das Persönlichste, die rein menschlichen und geheimsten Verhältnisse der Dichter haben immer nur ein untergeordnetes Interesse; die Eigentümlichkeit des Geistes läßt das Kunstwerk selbst am besten erkennen, in dem er sich nach einem Worte Kleists in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit entfaltet. Anders aber liegt es, wenn die literarische Forschung in kritikloser Benutzung legendärer Quellen und in tendenziöser Entstellung uns ein an Widersprüchen reiches Zerrbild des Dichters vorhält, wenn das mangelhafte Material einen klaren Eindruck nicht gestattet, und wenn obendrein willkürlich hinzugefügte falsche Züge den Charakter verwirren und entstellen. Alle diese Momente haben zusammengewirkt, um das Kleistproblem zu einem völlig unerklärten, unbegriffenen und unverständlichen zu machen.

In meinem ersten Kleistbuche*) hatte ich mir die Aufgabe gestellt, die Quellen der Kleistforschung auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen, das Bild des Dichters von den Schlacken zu befreien, die ihm anhafteten und jener allgemein vertretenen Anschauung entgegenzutreten, nach welcher Kleist, der Sänger und Held, als ein erblich Belasteter, ein psychisch Degenerierter, ein geistig Gestörter galt. Neuerdings habe ich in einem zweiten Kleistbuche*) den Versuch gemacht, das Gebäude der Kleistforschung auf einem gesicherten Fundamente von neuem aufzubauen, oder doch wenigstens Bausteine herbeizutragen zu einer Kleistbiographie der Zukunft. Soviel für uns noch in Dunkel gehüllt ist von dem Leben Kleists, welches während langer Perioden sich unsern Blicken völlig entzieht, Kleists Charakterbild tritt in seinen Hauptzügen immer deutlicher in die Erscheinung. Das gilt zunächst für Kleist als Politiker und Freiheitssänger.

Kleist hatte, kaum den Knabenjahren entwachsen, mit dem Stande, welchem er von Geburt angehörte, gebrochen, er hatte mit dem Abschied vom Militär in der Tat „dem ganzen prächtigen Bettel von Adel und Stand und Ehre“ entsagt. Freilich hat er später den Weg zurückgefunden, er hat wenigstens vorübergehend eine Staatsstellung angenommen, er erhielt eine fortlaufende Unterstützung von der Königin. Aber doch behielt sein ganzes Wesen, wie wir es besonders aus seinen Briefen erkennen, einen demokratischen Zug. Ich brauche keine Briefstellen zu zitieren; aus gelegentlichen Äußerungen an seine Braut spricht das tiefste Mitgefühl mit den Armen und Unterdrückten, spricht seine unabhängige Denkungsweise gegenüber allen Vorurteilen des Adels und des Standes, spricht seine gerade Gesinnung, die sich auch vor Königsthronen nicht beugt, und die sich verächtlich äußert über alle, die sich dehnen und strecken lassen, und die fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft werden. Als er in reiferen Jahren Stellung nimmt zu der dringenden Not des Vaterlandes, so sieht er, ein zielbewußter Politiker, der sich offenbar gebildet hat an den Kämpfen der Schweizer und der Tiroler, wie dort, so auch in Deutschland die Rettung in der allgemeinen Erhebung, in der nationalen Beteiligung des Volkes. Darum mochte er mit einer Stimme von Erz zu der Gesamtheit der Deutschen sprechen, darum verlangt er unmittelbar nach Jena, daß der König an den Nationalsinn der Gesamtheit appelliert. In der schwierigsten Situation des Vaterlandes hat sich kaum ein andrer als so eminent politischer Kopf erwiesen, wie Kleist. Was Kleist im Dezember 1805 (an Rühle) als den notwendigen Schritt des Königs erkannte, das bedeutete in der Tat Jahre später den Wendepunkt des nationalen Geschicks. Der Brief liest sich, als ob Kleist den Aufruf des Königs an sein Volk vorgeahnt. Und es gibt kein zweites Beispiel eines Dichters, der sich so als Politiker und Seher bewährt hat, wie Kleist in den nationalen Zwillingsdramen: Hermannsschlacht und Prinz von Homburg. Mit erstaunlicher Wahrheit enthüllt er das innerste Wesen der Feinde und das, was sie überlegen macht, aber

*) Das Kleist-Problem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich von Kleists. Berlin 1903.

*) Heinrich v. Kleist als Mensch und Dichter. Nach neuen Quellenforschungen. Berlin 1909. Verlag von Georg Reimer.

Digitized by Google

er erkennt nicht minder das, was allein zur Rettung führen könne. In der Hermannsschlacht erblickt er den Triumph in der Einigkeit und dem einheitlichen Handeln der deutschen Stämme, in dem Gemälde des Großen Kurfürsten weist er auf denjenigen Staat hin, in welchem der Geist des Gesetzes und der Ordnung als der starke Fels, an den sich die Hoffnung klammern mußte, aus dem Chaos ragte. Der Homburg ergänzt den politischen Grundgedanken der Hermannschlacht. Eine jahrzehntelange Entwicklung hat dem politischen Scharfblick und der Sehergabe des Dichters Recht gegeben.

Sehr bezeichnend für Kleists Gesinnung ist eine Anekdote, die ich aus einer alten Quellenschrift der Vergessenheit entrissen habe. Die Unterdrücker seines Vaterlandes, heißt es da, haßte er glühend — aber die Mehrzahl seiner damaligen Landsleute verachtete er und hielt damit nicht hinter dem Berge. Daß, wo von seinem Vaterlande die Rede war, er nichts anderes als das gesamte Deutschland im Sinne hatte, bewies die Antwort, die er dem damaligen allmächtigen Minister gab, in dessen Händen seine Zukunft lag. — „Sind Sie ein Schlesier?“ fragte dieser. „Ich bin ein Deutscher“ entgegnete Kleist mit scharfer Betonung.

Ein Dichter und Denker, der, wie Kleist, völlig auf dem Boden exakter Wissenschaft, besonders Mathematik und Logik steht, wird seiner ganzen Charakteranlage nach wenig zum Mystizismus neigen. Und doch sehen wir in den beiden Lebensphasen, in welchen sich starke seelische Schwankungen bei ihm geltend machen, d. i. während der Guiskard-Periode und am Lebensende, wie er zum Katholizismus seine seelische Zuflucht nimmt. Jetzt sehen wir die Beweise seiner Stimmung an der Todeslitanei und in den Abschiedsbriefen, damals in seinen Bekenntnissen, die ausklingen in den Schmerzensschrei: „ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust werde ich katholisch werden.“ Kleist nimmt hier keine Sonderstellung ein. Es ist eine psychologisch interessante Erscheinung, die wir bis in unsere Tage verfolgen können, daß gerade die feinsten und revolutionärsten Köpfe von den Stürmen im Meere der Gedanken und Gefühle sich in die Arme des Katholizismus retten. Wie wir aus Kleists Worten herauslesen können (an seine Braut 21. V. 01), ist es der große und überreiche Stimmungsapparat, welcher das fantastisch-dichterische Gemüt und den kontemplativen Geist so leicht niederzwingt und beruhigt. Bisher ist der religiöse Standpunkt Kleists noch nicht zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht worden. Wollen wir in dieser Frage Klarheit gewinnen, so müssen wir die in den beiden erwähnten Lebensphasen auftretende Neigung zur mystischen Schwärmerei als das auffassen, was sie ist, und als was ich sie eben gekennzeichnet habe, als Symptom heftiger seelischer Erschütterungen. Die periodisch auftretende religiöse Schwärmerei würde an sich, auch wenn wir keine weiteren Belege hätten, nach der Analogie zahlreicher moderner Geister den Rückschluß gestatten, daß Kleist ein religiöser Freigeist war, der dem Christentum gegenüber einen durchaus unabhängigen Standpunkt einnahm. Dafür finden wir Belege fast auf jeder Seite seiner Briefe. Seine Auffassung von Selbstmord, nach welcher der Mensch das Recht hat, frei über sein Leben zu verfügen, seine Notiz an Ulrike, daß dem Menschen etwas heilig sein müsse, daß er aber wie seine Schwester sich frei gemacht habe von den Zeremonien der Religion, seine Bemühungen, die offenbar streng religiös erzogene Braut zu freieren Anschauungen vorsichtig zu erziehen und unabhängig zu machen von allen kleinlichen religiösen Bedenken und Zeremonien — alles spricht dafür, daß Kleist schon von Jugend an, wohl unter dem Einfluß seines Lehrers Wünsch, einen unabhängigen, freigeistigen Standpunkt dem Christentum gegenüber einnahm. Seine Religion und seine ethische Anschauung ist: der Mensch hat die Pflicht, sich schon auf dieser Welt bis zur höchsten Vollendung zu entwickeln, sich um das künftige Leben nicht zu kümmern, die Bestimmung seines irdischen Daseins zu erfüllen (Würzburg 16. IX. 00); er soll sich über sein Schicksal erheben und sein Schicksal selbst leiten lernen. Die Anschauung seiner Jugendjahre kommt mit besonderer Schärfe und Klarheit zum Ausdruck in den Worten des Prinzen von Homburg:

> Zwar eine Sonne — sagt man — scheint auch dort,
> Und über buntre Felder noch als hier:
> Ich glaubs, nur schade, daß das Auge modert,
> Das diese Herrlichkeit erblicken soll.

Man hat es niemals genug gewürdigt, daß schon Kleists Stellung zum Christentum jede tiefere und innigere Gemeinsamkeit mit den Romantikern ausschließt, daß seine freigeistige Auffassung in religiösen Fragen jede Kampfesgemeinschaft mit dem streng orthodoxen Adam Müller gradezu unmöglich erscheinen läßt. Wie Kleist unter den Romantikern überhaupt als ein durchaus klassisches Naturell erscheint, so hat auch Kleists Christentum etwas ausgesprochen Hellenisches.

Im Gegensatz zu Lombroso, welcher das Genie bald eine Degenerationspsychose aus der Gruppe des moralischen Irreseins nannte, bald geniale und epileptische Anlage verknüpfte, und gegenüber der These von Moebius, nach welcher der Keim Krankheit und Talent zugleich enthält, habe ich auf das Unzulängliche ihrer Methode hingewiesen, und habe ich gefordert, daß die rein anatomische Untersuchung (d. h. in diesem Falle die Prüfung des Menschen an der Hand des biographischen Materials) sich unterordne der funktionellen Diagnose. Die geistige Gesundheit und die geistige Erkrankung dokumentiert sich vielmehr in den Werken des Genies als in seiner Biographie, und die Behauptung einer krankhaft-degenerativen Veranlagung ist ganz haltlos gegenüber einem Dichter, dessen dichterische Entwicklung progressiv das Re-

Digitized by Google

sultat eines ansteigenden geistigen Wachsens und zunehmender Charakterfestigung ist. Wie steht es in diesem Sinne mit Kleist, welche Entwicklung zeigt sein dichterisches Schaffen, und bedeutet die Guiskard-Periode eine Störung oder einen Fortschritt in der geistigen Entwicklung des Dichters?

Dem Psychologen bietet die größten Rätsel der Knabe Kleist und ebenso der Offizier und Student bis zu der Erkenntnis seiner dichterischen Mission und zur Beendigung seines Erstlingsdramas. Uns imponiert die gewissenhafte Ehrlichkeit, der frühreife Ernst in seinen Briefen, der wohlerzogene, moralisierend philiströse, altkluge Ton, den er anschlägt, der nichts verrät von einer reichen Dichterphantasie. Wie ein junger Römer philosophiert Kleist über den Lohn der Tugend, über das wahre Glück, das er im Gefühl erhaltener und geretteter Würde sucht. Nichts von Phantasie und dichterischem Schwung, in unerbittlicher Strenge und scharfer Nüchternheit blickt er in die Welt. Und dann plötzlich und ganz unvermittelt die Offenbarung, ja das Wunder: die Schroffensteiner; ein Wunder, weil nie ein Dramatiker der Weltliteratur in seinem Erstlingswerk so seine dichterische Wesenheit offenbart, so die geniale Veranlagung zutage treten läßt. Die eigenartige Entwicklung läßt sich nicht anders erklären, als aus dem Milieu, in dem der Knabe aufwuchs, aus einer Erziehung, welche für die zarten, vielseitigen Anlagen einer Künstlernatur die denkbar ungeeignetste war.

Die erste Schaffensperiode zeigt Kleist als originalen, vielseitigen, genialen Dichter, der sich fernhält von allen fremden Einflüssen. Sehr bald genügen ihm seine ersten Versuche nicht, er spricht selbst verächtlich von seinem Jugenddrama, und in einer zweiten Periode der Entwicklung schwebt ihm das Drama der Zukunft vor, das musikalische Drama, das später unabhängig von ihm ein Nietzsche und Hebbel geahnt haben. Nach vergeblichem Ringen resigniert Kleist; sein Versuch, (Guiskard), der einen Wieland begeisterte, genügt ihm nicht, er erkennt seine Mittel als unzulänglich, und in einer überreichen dritten Schaffensperiode geben seine Studien, seine Kämpfe, seine Liebe und das Vaterland den Stoff zu einer Fülle neuer Werke.

Wenn Kleist am Schlusse seines Lebens zu seinem Jugendideal zurückgreift, wenn er jetzt zielbewußt und ganz systematisch an seine Aufgabe heranzutreten beabsichtigt, so zeugt das für eine fortschreitende sittliche und geistige Entwicklung, welche auch nur die Vermutung einer krankhaften Geistesveranlagung zu nichte macht. Der unerwartete Tod machte seinen Plänen ein Ende; er raubte uns Kleist vor seiner vierten Schaffensperiode.

Der Wein.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

Nun laßt ihn mir, nun seid so gut,
Den alten Freund in Ruh.
Gönnt seinem Blut den Übermut
Und drückt ein Auge zu.

Ihr habt ja recht, er ist gewiß
Ein schlimmer Kamerad,
Und siebzehnfache Bitternis
Trübt seinen krummen Pfad.

Von tausend Menschen sterben zehn
An diesem bösen Wein,
Und fünfe mögen nimmer sehn
Und springen in den Rhein . . . . . .

Das ist all' wahr, doch manch ein Mann
Läg' auch in Grab und Graus,
Hätt' nicht Freund Wein ihm dann und wann
Gestützt das mürbe Haus.

Ich selbst säß' jetzt wohl ewigweit
In schwarzem Höllenschlund,
Hätt' nicht der Freund allhilfsbereit
Geholfen Stund um Stund.

Und denket jener Hochzeitstadt!
In Krügen sechs aus Stein
Sogar der Herre Jesus hat
Wasser geweiht zu Wein.

Drum laßt ihn mir, seid doch so gut,
Den lieben Freund in Ruh.
Gönnt seinem Blut den Übermut
Und drückt ein Auge zu.

Ein Besuch.

Von **Felix v. Stenglin** (Berlin).

„Möchten Sie mit mir kommen, Kind? Ich bin Maler, Ihr Gesicht interessiert mich . . . Möchten Sie?"

„Als Modell, ja."

Es schien ihr nichts neues zu sein.

Sie stiegen die Treppe hinauf.

„Ein reizendes Kostüm!" sagte er hinter ihr. „Ich liebe diese schlichten Röcke mit gleichartiger Jacke . . . Sie haben viel Haar . . ."

Sie schwieg.

Oben legte sie ruhig Hut und Jacke ab und wartete stehend.

„Setzen Sie sich doch!"

„Wie wollen Sie mich malen?"

„Ach so! . . ."

Er schien sich jetzt erst aufs Malen zu besinnen. Seine Blicke glitten an ihrer schlanken Gestalt hinab.

Digitized by Google

„Als Akt stehe ich nicht," bemerkte sie und schlug die Augen nieder.

Neunzehn, zwanzig Jahre alt mochte sie sein, halb Dame, halb Ladenmädchen. Die braunen Stirnlöckchen fielen an der Seite der weißen Stirn hernieder, sie strich sie ein wenig zurück, ein schmales, goldenes Armband klirrte am Handgelenk.

„Sie haben schon öfters Modell gestanden?"

„Ja." Sie blickte ihn gerade an. „Aber nur in der Akademie für den Kopf."

In den großen, grauen Augen lag — ja, was? Etwas Vergangenes, ein Kampf, ein Wissen, ein Leiden — — Der Kopf saß stolz und anmutig auf dem schlanken, weißen Halse.

„Ich möchte gern —" begann der junge Maler.

Sie sah ihn an. „Was?"

„Würden Sie wohl Ihre Taille ausziehen? Dieser braune Sammetstoff müßte schön zu Ihrem Hals stehen und zu Ihrem Haar."

Sie zog die Taille aus und hängte sie über einen Stuhl. Aus dem weißen Hemd kamen ein paar ebenmäßig geformte Arme hervor.

„Bitte, hier —." Er wies ihr einen Stuhl an und legte ihr den Stoff um. Sie wandte den Blick fort.

„So! Ah, Sie müßten sich im Spiegel beschauen!"

Die Freude am Modell hatte ihn gepackt.

„Geben Sie mir, bitte, einen Spiegel," bat sie.

Dann betrachtete sie sich lange, seufzte auf und gab ihm den Spiegel zurück. Er rückte die Staffelei zurecht, nahm einen Kohlenstift und begann mit der Aufzeichnung.

„Gut so!" sagte er. „Der seitwärts geneigte Kopf, der düster-melancholische Blick . . . Woher haben Sie den nur?"

Sie antwortete nicht. Er zeichnete und war eine Weile ganz still. Dann, als er die Farben zur Hand nahm, begann er wieder zu plaudern.

„Sie haben schlechte Erfahrungen gemacht, wie?"

Ihre Augen wandten sich zu ihm.

„Ich meine", ergänzte er, „mit den Männern, oder sagen wir: mit einem Mann."

„Was Sie nicht sehen!" Sie lächelte, dann wurde sie wieder ganz ernst. „Nun ja —"

„Aber es hat Ihnen nicht geschadet? Nicht? Sie lassen sich nicht unterkriegen, behalten den Kopf oben, nicht wahr? Der Wert des Menschen liegt doch in ihm selbst . . . Das heißt, ich will damit nichts gesagt haben, ich kenne Sie ja gar nicht."

Sein munterer Ton machte sie wieder lächeln. Wie Sonnenschein zog es über ihr Gesicht. Lichter des Übermuts strahlten in ihren Augen.

„Was dachten Sie von mir, als ich Ihnen auf der Straße begegnete?" fragte sie keck.

„Ich? Nun, ich dachte: da geht 'mal ein hübsches Mädel."

„An Malen dachten Sie nicht?"

„Nein."

Da lachte sie laut auf. Vielleicht klang es etwas unfein, aber es war ein seltsamer Reiz in diesem Lachen, ein starker Reiz sinnlicher Art, der in dem jungen Maler ein Echo weckte.

„Lachen Sie über meine Ehrlichkeit?" fragte er und gab sich Mühe, ruhig zu bleiben.

„Ja! Sind Sie immer so?"

„Nein, nicht gegen jeden."

Es lag eine Erklärung in den Worten versteckt: Gegen dich bin ich ehrlich, weil du mir gefällst, weil ich dir auch gefallen will . . .

Da verschwand plötzlich ihre Miene der Fröhlichkeit. Fast verächtlich fragte sie:

„Warum gegen mich?"

„Ich weiß nicht," antwortete er und gab sich den Anschein äußerster Unbefangenheit.

Dann schwiegen beide eine Zeitlang. Er trat zurück von seinem Bild und prüfte, ging wieder heran, war aufmerksam bei seiner Arbeit — —

„Jetzt aber ist es mir lieb, daß es so kam," begann er von neuem. „Ich meine erstens des Modells wegen und zweitens . . ., weil man mal wieder zur Achtung genötigt wird."

Sie rümpfte die Nase.

„Achtung?"

„Nun ja."

„Das glauben Sie doch selbst nicht! Das glaubt man höchstens — so lange man nichts weiß . . . Es ist etwas Gemeines im Manne!"

Ganz bitter brachte sie es heraus.

„Hm! Sagen wir: im Menschen . . . Jetzt 'mal die Augen still halten, ja? . . . So! Aber reden dürfen Sie, das belebt."

Es war, als sei etwas in ihr erschlossen, leise und schnell sprach sie:

„Ein Mann liebt ein Mädchen, verspricht ihr, sie soll seine Frau werden, sobald seine Lage sich gebessert hat . . . Sie sind ganz eins, sehen sich jeden Tag, es ist ein Bund wie für die Ewigkeit. Sie ist beglückt, stolz, glaubt an ihn . . . . Ende? Das Wort schon macht wahnsinnig vor Grauen! . . . Und nachdem sie auf sein Dringen alles getan hat, was er wollte, und ihm alles gegeben hat und für keinen mehr taugt, da sagt er: Du bist mein Verhältnis gewesen, kannst meine Frau nicht werden — — Nun? Ist das nicht gemein? Wie?"

„O nicht so starr, nicht so finster! . . . Gewiß, ja, das ist gemein, und leider alltäglich."

Sie lehnte sich hintenüber und schloß die Augen. Er stand auf.

„Was ist Ihnen?"

„Ich kann nicht mehr —"

„So will ich erst den Hals machen."

Er ging zu ihr, um den Stoff am Hals und an der Brust zu ordnen. Da blieben seine Augen

Digitized by Google

auf einer großen Narbe an der Brust haften. Er schrak förmlich zurück; fragend sah er sie an.

„Woher haben Sie denn das?“

Sie zog den Stoff darüber.

Er schüttelte den Kopf.

„Das?“ sagte sie da mit Zittern in der Stimme. „Das hab' ich selbst gemacht.“

„Aber um Gotteswillen! Warum denn?“

„Warum? Warum? Weil ich den Schuft nicht zu Hause traf, als ich ihn niederschießen wollte für seine Gemeinheit. — — Da hab' ich mir das da durch die Lunge gejagt . . .“ Sie nahm sich zusammen und fragte mit verändertem Ton: „Ist es so recht?“

„Ein wenig tiefer . . . . So ist's gut.“

Er ging an seine Staffelei, um weiter zu malen, doch die Gedanken schweiften oft ab.

Als es dämmerte, legte er den Pinsel hin. Sie kam heran und betrachtete die Studie.

Er legte seinen Arm um ihre Schulter und küßte sie auf die Wange. Sie machte sich los.

„Ich kann nun wohl gehen?“

„Bleiben Sie doch noch!“

„Ich muß fort.“

Sie zog die Taille an.

„Warum wollen Sie nicht bleiben?“

„Ich werde erwartet.“

Eine Weile sah er ihr, ohne zu sprechen, zu. Dann fragte er leise:

„Haben also doch nicht an Einem genug gehabt?“

Sie wandte sich schroff ab, er ging ihr nach.

„Ich dachte, Sie wollten nicht bleiben, weil Sie mit keinem Manne mehr etwas zu tun haben wollten, und nun —“

„Ach, lassen Sie mich!“

Sie blieb noch stehen.

„Wenn Sie mir nun das Modellgeld geben wollten —“

Er gab es ihr. Dann hielt er ihre Hand.

„Oder — — Sehen Sie mich einmal an!“

„Was denn?“

„Ist es . . .“

„Was wollen Sie? Lassen Sie mich zufrieden!“

„Ist es — derselbe?“

Sie entzog ihm die Hand heftig und ließ den Kopf sinken. Ein Zittern durchfuhr ihren Körper. Leise antwortete sie:

„Nun ja, da Sie's erraten haben — und das ist das Schlimmste — es ist derselbe . . . . Gute Nacht!“ . . . .

Randbemerkungen.

Der erste Streit.

Frühzeitig schon, bald nach der Hochzeit, wenn sonst die genossenen Wonnen noch Nerven und Gebein durchzittern, ist das junge Paar schon in Hader geraten: Das leitende Zentrumsblatt hat sich grollend dagegen verwahrt, daß Herr v. Bethmann-Hollweg in den Kanzlerfrack schlüpfe, weil er doch nur ein Werkzeug der Blockära war und immer noch an dem alten Liebchen hänge; die „Kreuz-Zeitung“ aber, deren Freunde doch eben dem Kaiser seinen Bernhard raubten, zerfließt in loyaler Wehmut, und aus den Tränen erwächst der erste junge Ehegroll: es sei eine anmaßende Idee, einen Kanzler zu fordern, der auf dem Boden der neuen Mehrheit steht, und sich gegen jeden zu wenden, der von der alten Paarung träumt; sonst bliebe ja nur die Wahl unter Zentrumsleuten oder Polen. Überdies wähle der Kaiser nicht den Kandidaten einer Parteigruppierung, sondern den Mann seines Vertrauens. Man hat fast das Gefühl, als ob es den Konservativen in der Gesellschaft des Zentrums und der teuren Polen fast schon so unheimlich wird, wie einst dem Grafen Caprivi in der Gesellschaft des Freisinns. Wie heißt es in „Des Knaben Wunderhorn“ von der schlechten Liebsten? „Mein Garten von lauter Lust war erbaut auf einem schweren Sumpfe. Und wo ich lebend und schwebend vertraut, da ist ein Irrlicht versunken.“ Welch tiefe prinzipielle Gegensätze gerade auf diesem Gebiete in der Stellung zur Krone und ihren Rechten zwischen Konservativen und Zentrum bestehen, das wird sich ja noch oft erweisen. Noch schneller jedoch wird man auf der Rechten erkennen, daß man zwar in der jungen Ehe die Rolle des Mannes, des Ernährers und Erhalters übernommen zu haben glaubt, daß aber das zänkische und recht prätentiöse Liebchen bald genug die Hosen anziehen und den Besen als Szepter schwingen wird.

* * *

Der Prozess Eulenburg

ist nach menschlichem Ermessen für immer von der Schaubühne des Gerichtes verschwunden, die große Sensation ist vorüber, die Öffentlichkeit ist um den Genuß eines ihrer Lieblingsgerichte betrogen worden. Oder war es doch nicht mehr ein Lieblingsgericht? Wer die Presse verfolgte, wer auch wohl auf die Gespräche am Biertisch lauschte, wird die Frage verneinen. Denn es ist manches anders geworden seit jenen grauen Tagen, da Herr Maximilian Harden und Graf Kuno Moltke, Frau von Elbe und der Schloßherr von Liebenberg vor dem Amtsrichter Kern ihren Kampf ausfochten, und Herr Magnus Hirschfeld die musikalische Begabung für einen Beweis der Homosexualität ausgab! Der heftige Rausch ist längst verflogen, der die Menschheit in jenen Tagen erfüllte, da in dem zweiten Verfahren Herr Isenbiel den Fürsten Eulenburg lieben mußte, und den Ankläger des begnadeten Agir-Sängers harte Gefängnisstrafe traf. Der Münchener Prozeß mit seinen Fischerknaben und Gondelfahrten brachte die Erfüllung; darüber hinaus reagierten die Nerven nicht mehr und blieben abgestumpft. Selbst damals, als Phili nun selbst im Armensünderröckchen vor Herrn Kanzow auf dem Rollstuhl lag und sich als das bedauernswerte Opfer ultramontaner Strebungen hinstellte, war schon ein starker Rückschlag bemerkbar, und der letzte Moltke-Harden-Prozeß stieß bereits auf Gleichgültigkeit und Ermüdung. Der Argonautenzug nach Gastein, den, wie man glaubte, Fürst Eulenburg antrat, um das goldene Vließ der Freiheit zu erringen, hat dann das Interesse noch einmal auf kurze Stunden erweckt, bis der lange Arm der Staatsgewalt auch dorthin hinübergriff, und der Ruf: „Kehre zurück, es ist dir nichts vergeben!“ den Schwerbeschuldigten wieder in die heimatlichen Gefilde und, mit einer gewissen Ironie des Zufalls, zuerst gerade in ein Berliner Café führte, von dem die polizeiliche Chronik behauptet, daß die dort geflochtenen Bündnisse nimmermehr das Siegel des Standesamtes finden. Aber von der Erregung früherer Tage, von diesen Stürmen, in denen bald Herrn Harden und bald seinen Gegnern wechselnd das „Hosianna“ und das „Kreuzige“ in die Ohren klang, war auch jetzt nichts mehr zu spüren. Das Wort aus Shakespeares letztem Königsdrama: „'tis a cruelty to load a falling man“ erfüllte auch das Bewußtsein der sonst so grausamen Menge.

Digitized by Google

Und dann kam jene jämmerliche Szene des völligen Zusammenbruchs, jene Szene, an deren Ende sogar der Staatsanwalt, der vorher die Brust mit Eichenholz und dreifachem Erz gewappnet hatte, mit Don Carlos ausrief: „Hart kann die Tugend sein, doch grausam nie, unmenschlich nie!“ Und man hat wirklich das Gefühl, daß so die beste Lösung gegeben sei, nicht durch juristische Willkür, sondern durch den harten Willen des Schicksals; man empfindet es, daß die Strafe, die sich auf das schuldige Haupt gesenkt hat, unendlich schwer ist, und daß sie um so fürchterlicher drücken muß, je höher einst der Mann gestanden hat, den sie jetzt traf. Das Glück von Edenhall ist zerbrochen, die hohe Säule kam zu Fall.

Li.

* * *

Alles verkehrt.

Die Situation der letzten Wochen im Reichstage war eine so ungewöhnliche, daß es recht vielen der Nächstbeteiligten schwer wurde, sich in sie zu finden. Man muß schon weit zurückgehen, um die Annahme eines Gesetzentwurfes zu finden, an dem die Nationalliberalen nicht beteiligt gewesen wären; jetzt sind sie in die Lage gekommen, gegen ein Gesetz nach dem andern zu stimmen. Daß die Bundesbrüderschaft mit dem Zentrum vielen Konservativen gegen den Strich geht, ist nicht zu verkennen, und die unabwendbare Zugabe der Polenfreundschaft macht die Pille, die so mancher an jedem neuen Morgen nach der Verordnung der Fraktionsleibärzte einzunehmen hat, durchaus nicht süßer. Aber man wird sich auf der einen wie auf der andern Seite an diese Unbequemlichkeiten gewöhnen müssen. Wen das Zentrum einmal in die Finger bekommen hat, der kommt schwer wieder los. Das werden die Herren auf der Rechten je länger um so mehr empfinden; und daß bei einigen jetzt bereits die Erkenntnis von der Schwierigkeit und Unannehmlichkeit ihrer Lage aufzudämmern beginnt, wird daran wenig oder gar nichts ändern. Auf der andern Seite ist die Negation der Nationalliberalen schwer wieder aufzugeben, wenn nicht ein völliger Umschwung der Dinge eintritt. Dieser kann unter Umständen schon durch die Ernennung des neuen Reichskanzlers angebahnt werden. Er kann andrerseits aber auch recht lange auf sich warten lassen; ja, eine dankbare Polenpolitik von seiten der Konservativen und anderes, was nicht unmöglich erscheint, würde den Riß, der die bisherigen Blockparteien von einander trennt, so stark erweitern können, daß eine Wiedervereinigung für absehbare Zeit als ganz ausgeschlossen gelten müßte. Am bedauerlichsten bleibt das Ende der Blockgemeinschaft, weil nunmehr wieder ein Abrücken des Freisinns von der positiven Politik zu befürchten ist. Daß die Nationalliberalen, selbst zur Opposition verurteilt, diesen Rückschritt durch ihren Einfluß aufzuhalten imstande sein werden, muß zum mindestens bezweifelt werden. Und so sieht man nach jeder Richtung hin nur Übles und Ungünstiges, es ist eben einfach alles verkehrt. Und, Gott sei's geklagt, niemand kann's bessern.

* * *

Eine Wandlung?

Die großen Fragen, die in der äußeren und inneren Politik seit vielen Monaten uns Deutsche unausgesetzt beschäftigt haben, ließen so manches andere, was wir sonst unserer Aufmerksamkeit durchaus für wert gehalten haben, aus dem Bereiche unserer Augen kommen oder wenigstens nur sehr oberflächlich und flüchtig bemerkbar werden: darunter die Sozialdemokratie. Und doch hat sie manches erlebt, was beachtet zu werden verdient. Das verschämte Begräbnis der Maifeier, die Gründung einer Vereinigung national gesinnter Krankenkassenangestellten, eine wachsende Anzahl von bemerkenswerten Austritten aus der Partei, mehrfache Zeugnisse aus den eignen Reihen über den Terrorismus in der Partei, die den Gegnern beachtliche Angriffswaffen geliefert haben usw. usw. Alles dies ist an der großen Menge fast unbemerkt vorübergegangen, weil die öffentliche Aufmerksamkeit ganz und gar von der Finanzreformfrage in Anspruch genommen war. Nun aber hat gar die Sozialdemokratie in der Behandlung eines Teiles dieser Frage selbst, und zwar des politischen Hauptteiles, der Erbschaftssteuerfrage, einen Schritt getan, der sie mit ihrem ganzen bisherigen Verhalten in Widerspruch bringt: sie hat in der zweiten Lesung für die Steuer gestimmt. Und davon muß Notiz genommen werden. Es wird vielfach angenommen, daß es sich dabei nur um eine Komödie gehandelt habe, in deren letztem, nicht mehr zur Aufführung gelangten Akte der dritten Lesung die ernste Maske wieder durch die des alles regierenden Schalksnarren abgelöst worden wäre. Indessen dieser Auffassung stehen doch einige Zweifel entgegen. Ganz gewiß ist auf Foyergespräche vor der Reichsbühne im allgemeinen nicht mehr zu geben wie auf die in andern Theatern, wie so mancher unvorsichtige und nicht genügend gewitzte Zeitungs-Berichterstatter schon zu seinem Schaden erfahren mußte. Denn auch „Reichstagswandelhallenunterhaltungen“ haben oft wie dieses Wortgebilde selbst nur den Zweck eine fremde Zunge zum Stolpern zu bringen. Aber betreffs Haltung der sozialdemokratischen Fraktion zur Erbschaftssteuer scheint die Schilderung doch zuzutreffen, die von schweren Kämpfen innerhalb dieser Körperschaft zu berichten weiß, Kämpfe, die erst im letzten Moment schließlich den durch die Abstimmung gekennzeichneten Ausgang nahmen. Nur um eines Bluffs willen solche durchzufechten, dazu ist aber die Zeit und die Kraft im Reichstage selbst bei der Sozialdemokratie zu kostbar. Tatsächlich muß also ein Sieg des revisionistischen Flügels über den andern verzeichnet werden. An diesen irgendwelche weittragenden Hoffnungen auf eine Wandlung der Sozialdemokratie zu politischer Brauchbarkeit zu knüpfen, dürfte sicher verfehlt sein. Dagegen läßt der Vorgang darauf schließen, daß neue Kämpfe in der sozialdemokratischen Partei auch außerhalb der Fraktion entbrennen werden, so daß man die Ablenkung eines Teiles der Kräfte auf innere Kampfplätze erwarten kann. Bei der gegenwärtigen politischen Zerfahrenheit des Bürgertums können sich die Herren das ja vielleicht auch leisten. Im andern Falle freilich hätte das für sie ein recht gefährliches Experiment werden können.

* * *

Einst und jetzt.

In Herrn v. Tiedemanns Erinnerungen, deren zweiter Band mit dem Untertitel: „Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck“ erschienen ist, heißt es unter dem Datum des 2. Februar 1877: „Er (Fürst Bismarck) beabsichtigt, ... dabei eine kleine Auseinandersetzung mit der deutsch-konservativen Partei vorzunehmen: „Ich muß frisch von der Leber weg sprechen und möchte gern so grob wie möglich werden, ohne doch Injurien zu gebrauchen.“ Er nennt dem Justizminister verschiedene Ausdrücke, die nicht aus Albertis Komplimentierbuch stammen, darunter „Schurke“ und fragt, ob das Injurien seien. Der Justizminister bejaht; dann, meinte der Fürst, sei es besser, er antworte gar nicht, und der Vizepräsident Camphausen übernehme die Beantwortung der Interpellation.“ — Eine Erinnerung, die den Gegensatz zwischen einst und jetzt recht grell beleuchtet und gerade in diesen Tagen recht bittre Gefühle hervorruft. Damals eine feste Regierung, die genau wußte, was sie wollte; heute muß sich der Vertreter der Verbündeten Regierungen, der Reichsschatzsekretär, als er eine Rede viermal mit den Worten: „Die verbündeten Regierungen stehen auf dem Standpunkte . . . .“ zu beginnen versucht, ebenso oft unter lautem Halloh entgegenhalten lassen: „Die Verbündeten Regierungen haben keinen Standpunkt mehr!“ Heute wird von verschiedenen Rednern in der Budgetkommission erklärt, ein „Unannehmbar“ der Regierung habe nach den Vorgängen in der Steuergesetzgebung überhaupt keine Bedeutung mehr, und die ganze Kommission stimmt trotz dieses mehrfach wiederholten „Unannehmbar“ für den Antrag, der als unannehmbar bezeichnet ist. Was die Regierung durch ihre Haltung in den letzten Wochen verwirtschaftet hat, das wird durch diese beiden Vorgänge trefflich beleuchtet, eine Illumination, die

Digitized by Google

freilich herzlich wenig Freude bei denen hervorruft, die ihr Vaterland lieb haben. Was soll aus alledem noch werden? M. d. R.

* * *

Rennfahrer Breuer und Genossen.

Die Römer in der Zeit des Verfalles und noch mehr die Römerinnen haben ja auch von ihren Gladiatoren etwas hergemacht, aber schließlich behandelte man die rohen Kerle doch immer als Gesindel; man fütterte sie gut, nahm sie aber als Sklaven und nicht als Gentlemen. Heutzutags aber! Nun, da bezahlt man Jockeys wie Minister und besser als diese und tut wirklich so, als wären magere Stallbürschlein verehrungswürdige Persönlichkeiten. Ein dürrer, halbwüchsiger Amerikaner wurde vom Stall Weinberg mit jährlich 60 000 Mark besoldet, wofür man fünf Reichsgerichtsräte haben kann, und der Jockey Rothschilds bekam für einen Sieg eine Gratifikation von 60 000 Francs. Immerhin ist das Wesen der Helden vom grünen Rasen noch nicht so widerwärtig, wie das der Herren vom Zement. Der Mordprozeß gegen den „Rennfahrer" Breuer, den Mignon des ermordeten Mattoni, läßt uns reizende Blicke in ein Milieu tun, das ein direktes Ergebnis unsrer amerikanisierten Kultur ist. Da sitzt die Gesellschaft der Lieblinge des Volkes mit den Lieblingen einzelner begüterter Herren zusammen, ganz frère et cochon, säuft Sekt bis zur Bewußtlosigkeit, spielt um Summen, die das Glück eines braven Handwerkers begründen könnten, amüsiert sich mit gleichgearteten Frauenzimmern und bringt so die fürstlichen Einkommen durch, die sie mit den Beinen, gelegentlich mal auch durch eine kleine Schiebung oder große Erpressung „verdient". Leute, die in ihrem Leben nicht die geringste Erziehung genossen, nie ein Buch angesehen, nie sich Manieren angeeignet haben, spielen da die grands seigneurs auf die Weise, wie sie es verstehen. Sie können strampeln, als wenn sie Maschinen wären, unter Ausschaltung jeder Gehirntätigkeit, und dafür bezahlt sie die heutige, sportverblödete Gesellschaft, wie sie nie Wohltäter der Menschheit bezahlt hat. Nun predige einer einem Schlosserstift: „Gehe fleißig in die Fortbildungsschule, betrage dich gesittet, sei fleißig und sparsam, und du wirst es zu etwas bringen." Der Junge wird den Wohlmeinenden auslachen. Rennfahrer wird er, ob ein guter oder schlechter, bleibt sich gleich, dann kann er Champagner trinken, mit leichten Damen leben und Karten spielen, wie ein russischer Fürst. — Und von seinem Standpunkt aus hat er ja Recht, daß sich Gott erbarme. M. P.

* * *

Ein Schriftstellertag.

Kürzlich hat in Breslau die 16. Delegiertenversammlung der „Deutschen Journalisten- und Schriftstellervereine" stattgefunden. Als wichtigste Ergebnisse dieser Tagung hebe ich den Beschluß einer Vereinigung aller deutschen Schriftstellervereine und die gleichfalls in Angriff genommene Regelung des Verkehrs zwischen Schriftstellern und Redaktionen hervor. Wie bei jeder derartigen Sache wird auch hier die Ausführung gute Weile haben, aber der Anfang ist einmal gemacht, und der deutsche Schriftsteller sollte es ganz einfach als seine Ehrenpflicht betrachten, hier so eifrig als möglich mitzuwirken. Wie die Dinge stehen, sind nicht die Verleger in erster Reihe schuld an den bestehenden, geradezu ungeheuerlichen Mißständen, die bei uns den geistigen Arbeiter zum Heloten erniedrigen, sondern — das muß einmal gesagt werden — die Schriftsteller selbst, die von jeher mehr Geist als Charakter bekundet haben, und in ihrem schönheitsseligen Ästheticismus sich gegen jede Vereinigung zur Vertretung gemeinsamer Interessen mit Händen und Füßen sträuben. Unsere Ritter vom Geiste haben als rechte Prinzipienreiter eines falsch verstandenen Individualismus ihre Größe in der Einsamkeit und im Alleinstehen gesucht. Für sie ist jeder Zusammenschluß nur Vereinsmeierei; schon der Gedanke eines gemeinsamen Wirkens mit einem Kollegen, der vielleicht nicht auf derselben geistigen Höhe steht, ruft bei ihnen eine Gänsehaut hervor. Unter Hunderten begreift nicht einer den wichtigen Prozeß, der sich soeben in unserm Wirtschaftsleben vollzieht: die Eingemeindung und Vergesellschaftung auch der freien Berufe. Die Schauspieler sind darin in einem rühmenswerten Kampfe vorangegangen, wir müssen ihnen folgen und gleichfalls eine Organisation gegen die wirtschaftliche Ausbeutung durch den Kapitalismus schaffen, der vollkommen recht hat, wenn er Tröpfe und Ideologen eben als Ideologen und Tröpfe behandelt. Es ist ein jämmerliches Bild, immer wieder mitanzusehen, wie sich die höchst ehrenwerten Kollegen in ihr Schneckenhaus verkriechen, wenn es sich darum handelt, die Vertretung völlig berechtigter gemeinsamer Interessen aufzunehmen. Wir werden schlecht oder gar nicht bezahlt, bestohlen oder kastriert; tut nichts, wenn wir nur unsere „geistige Freiheit" behalten. Wir wollen um Gottes willen nicht, so sagt der Schriftsteller heute, unsere guten Verbindungen durch aggressives Vorgehen zerstören. Wir begehren nichts als das dauernde Wohlwollen unsrer Verleger. Freilich haben wir nichts dagegen, wenn revolutionär gesinnte Kollegen uns die Kastanien aus dem Feuer holen und uns ein etwas gemütlicheres Bett zurechtmachen. Wenn es fertig ist, werden wir uns sofort hineinlegen. Aber nur nicht mittun an einer gemeinsamen Sache! Sind wir nicht die eigentlichen Hüter und Förderer der Kultur, und kann man da von uns verlangen, daß wir uns gemein machen durch die wirksame Vertretung materieller Interessen? So und nicht anders hab' ich es in den letzten Wochen hundertmal gehört und gelesen und Gelegenheit genug gefunden, die passive Tapferkeit meiner Kollegen zu bewundern.

Pardon! Aber diese Politik ist so dummschlau wie nur möglich. Diese Verachtung aller materiellen Interessen ist nichts als eine Maske, hinter der sich ganz offenkundig ein Mangel an Charakter und eine Sucht, aus der Offenherzigkeit und Freimütigkeit andrer Kapital zu schlagen, zu verbergen meint. Laßt euch weiter prügeln, wenn's beliebt. Wir schreien, und wir haben damit auch schon ein wenig Erfolg gehabt. Die Entwicklung, die sich eben jetzt vollzieht, geht von ein paar Schriftstellern aus, die erst den Verein Berliner Presse und dann die Breslauer Tagung mobil gemacht haben. Es war erfreulich zu sehen, daß eine klare Darlegung der Verhältnisse zum Entschluß führte, hier gemeinsam zu helfen. Das wäre schon längst geschehen, wenn nicht gerade unsre Schriftstellerwelt von so ungeheuer rückständigen Elementen wimmelte und ein bestimmter Teil der Presse gerechte Furcht davor hätte, daß man ihrer Schlamperei mehr als bisher auf die Finger sehen könnte.

Gewiß liegen in der Presse die Verhältnisse besonders eigenartig, und es kann nicht davon die Rede sein, alles zu paragraphieren. Aber die völlige Anarchie, die jetzt herrscht und den Schriftsteller jeder Willkür preisgibt, ist doch auch grade kein Ideal. Wir haben nicht nur uns selbst gegenüber die Pflicht, hier Ordnung zu schaffen, sondern auch gegenüber den Kommenden, denen der Weg von allerhand Leuten, die die Jugend fürchten, verrammelt wird. So ihr also die Männer, die jetzt am Werke sind, im Stiche laßt und noch weiter träge Zuschauer spielt, müßt ihr selbst die Folgen tragen. Früher oder später wird auch der Schriftsteller einsehen, was der Schriftsetzer längst begriffen hat: die Macht der Organisation. Hans.

* * *

Enrico Caruso, Josef Kainz, Gerhart Hauptmann.

Nachdem der Knoten entfernt und am Stimmband keine Vernarbung zurückgeblieben ist; nachdem Er acht Tage geschwiegen, alsdann aber festgestellt hat, daß seine Stimme den alten Wohlklang wiedergewonnen hat, hat Er nunmehr den Plan gefaßt, eine Tournee durch die größten Städte Englands zu beginnen. „Er wird in einem eigens hierzu eingerichteten Salonzuge wohnen und seinen Leibkoch auf der ganzen Tour mit sich führen. Die Rundreise dauert vier Wochen und

Digitized by Google

bringt dem Sänger 8000 Pfund Sterling (160 000 Mark) ein.“ — Warum sollte er nicht eine solche durch größten Komfort bequeme mit den schönsten leiblichen Genüssen verbundene, äußerst einträgliche und ehrenvolle Reise machen, der göttliche Sänger? — Nachdem Paul Lindau, wie eine große Berliner Tageszeitung annimmt, sich „der Erkenntnis nicht mehr hat entziehen können, daß in der letzten Zeit die Schauspielkunst auf einer höheren Stufe stand als die dramatische Dichtkunst, und daß die großen Bombenerfolge nicht durch die Stücke, sondern durch die Mimen errungen wurden“, hat er es aufgegeben, wie bisher „durch das Drama mehr als durch die blendende Kunst eines meteorgleich vorübereilenden Spielers zu siegen“ und hat Josef Kainz gebeten, einen Teil seines Urlaubs dem Schauspielhause zu widmen. Warum sollte er nicht im Schauspielhause auftreten, der geniale Schauspieler? Uns freilich, die armen gehetzten Kritiker, hat er um den schönsten Genuß gebracht. Wir, für die ein Besuch des Schauspielhauses stets ein Ausruhen bedeutete, die wir in den hohen Hallen des Foyers am Arm einer schönen Frau zwischen all den vornehmen, ordenbehängten, zopfgeschmückten, wohluniformierten Herren und den erlauchten, reifrockumstarrten Damen mit den hohen Puderperücken durch vergangene Jahrhunderte hinträumen durften, werden jetzt den größten Teil unsrer Aufmerksamkeit auf die Vorgänge auf der Bühne und auf den Gast richten müssen. — Und auch Gerhart Hauptmann, nachdem ihm klar gemacht worden ist, daß mit drei Achtungsaufführungen und den Einnahmen aus dem Buchvertrieb nicht genügend Geld zu verdienen ist, und nachdem er seine törichte keusche Künstlerscham überwunden hat, macht es Vergnügen, „den Vorlesungsplan in Aussicht zu haben und sich in einer Kunst zu versuchen, die viele seiner Herren Kollegen bereits so erfolgreich ausüben“. Warum soll er, der Weltunerfahrene die Unterstützung einer vielgewandten Konzertdirektion verschmähen? Und warum sollte nicht auch seinem Ohr der Menge Beifall wie — Musik tönen?

Wir sehen betrogen unsern entschwindenden Hoffnungen nach, und rufen mit geballten Fäusten wie Kaiser Julian: Du hast gesiegt, Amerikaner! Siek.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Die Konservativen sind die Antwort auf die Gründung des Hansabundes nicht schuldig geblieben: etwa acht Tage später wurde die Kotierungssteuer in zweiter Lesung im Reichstag mit ungefähr fünfzig Stimmen Mehrheit angenommen. Aber so ist die Börse: erst ergreift sie ein panischer Schrecken, man prophezeit den Untergang aller Börsen, man sammelt Hilfstruppen, um den Angriff abzuschlagen, und wenn der Schlag dennoch geführt ist — steigen die Kurse. Und warum? Die Börse verläßt sich auf andere; sie verläßt sich auf die Regierung, auf die Reichstagsauflösung, auf den Hansabund, nur nicht auf sich selbst. Man ist der Auffassung, daß auch in diesem Falle nicht so heiß gegessen werde — eine Anschauung, die bereits seit 15 Jahren besteht und die Agrarier zu immer drakonischeren Maßnahmen ermutigen mußte. Und doch muß man fragen, ob die börsenfeindlichen Gruppen des Reichstags selbst gut beraten waren, wenn sie die Steuer votierten. Denn werden namentlich die fremden Aussteller, sobald sie erst ihre Papiere untergebracht haben, Jahr für Jahr die Steuer bezahlen? Und wenn sie es nicht tun, wer soll es tun? Eine einmalige Abgabe wäre denkbar; aber eine jährliche, welche Gesellschaft sollte sich hierzu zum Voraus verpflichten! Und wer hätte überhaupt Neigung Papiere zu kaufen, wenn er beständig vor der Aussicht steht, sein Papier vom Kurszettel verschwinden zu sehen! Die Börse kann sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß das Projekt Gesetz wird. Man macht seinem Ärger Luft und — verkauft heimische Staatsanleihen. Die eingefleischten Pessimisten erwarten nichts gutes — sie fragen sich, was geschehen wird, wenn auch ein neuer Reichstag der Börse feindlich gegenübersteht. Werden sich die Vorgänge in verschärftem Maße wiederholen, die vor 15 Jahren inbetreff der Produktenbörse die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregten?

Angesichts der herrschenden Unsicherheit kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Geschäft sich andauernd in den engsten Grenzen hält. Nur verbotene Früchte werden genossen, und zwar in einer für die Genießenden wohl nicht gerade zuträglichen Menge. Kolonialpapiere heißt gegenwärtig die Losung! Das Publikum möge die Hände davon lassen, sonst hat es den Schaden bei den sich jeder Berechnung entziehenden Schwankungen zu tragen. — Die Emissionstätigkeit ist trotz der beständig drohenden Steuern eine ziemlich rege. Festverzinsliche wie dividendentragende Papiere folgen in buntem Zuge und begehren Einlaß zur Börse. Die Zulassungsstelle hat alle Hände voll zu tun. Und dabei muß sie obendrein Schriftstücke, in denen ihr Änderungen von Bestimmungen bereits von ihr genehmigter Prospekte mitgeteilt werden, „zur Kenntnis nehmen“. Wir meinen die Brasilianische (Sao Paulo) Anleihe. Brasilien hat den deutschen Anleihemarkt in der letzten Zeit gehörig angezapft und eine Änderung gewisser auf die Unterlagen der Anleihen bezüglicher Bestimmungen hat, auch wenn sie rechtlich zulässig, doch immer ihr Mißliches, das auch dadurch nicht aus der Welt geschafft wird, wenn derartige Änderungen der Zulassungsstelle vom Emissionshause offiziell mitgeteilt werden. Es ist jedenfalls nötig daran zu erinnern, da die Neigung zu derartigen „Änderungen im Interesse der Besitzer“ von jeher bestanden hat.

Die Kotierungssteuer ist tot, es lebe die Talonsteuer! Nicht die Papiere, sondern die Talons- bezw. die Couponsbogen werden besteuert! Welcher Unterschied? Der Name ist geändert, in der Sache kommt's auf dasselbe hinaus! Und die Regierung, die früher „unannehmbar“ sagte, sagt heute Ja und Amen! Sie stützt sich auf liberale Zeitungsäußerungen, wonach die Steuer von der Börse „nicht ungünstig“ aufgenommen sei! O freilich, auch ein zum Tode Verurteilter nimmt die Nachricht von seiner Begnadigung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe „nicht ungünstig“ auf! Die Hauptsache ist jetzt, was die Beteiligten selbst sagen werden. Vielleicht werden einige der drohenden Couponsteuer dadurch zu entgehen suchen, daß sie Coupons überhaupt nicht mehr ausgeben, sondern die Zinsen durch Abstempelung der Papiere bezahlen! Wenn aber die Politik der Beteiligten, wie seit $1^1/_2$ Jahrzehnten, wieder darin besteht, zuerst ein Geschrei zu erheben und hinterher die Steuer zu bezahlen, dann soll es uns nicht wundern, wenn ihnen bei der nächsten Gelegenheit ein ähnlicher Fußtritt wie gegenwärtig von ihren politischen Gegnern versetzt wird. Mercator.

* * *

Neues Kaufmannsdeutsch.

In unsrer Gymnasialzeit mußten wir einmal einen Aufsatz fertigen, in dem die Begriffsunterschiede der Worte „weise“, „klug“, „schlau“, „listig“ und „pfiffig“ darzulegen waren. Später erst lernten wir, daß mit diesen Synonymen im Verkehr nicht auszukommen ist, und daß die deutsche Sprache in ihrem Reichtum noch die Worte „gerieben“, „gehängt“ und „gerissen“ geprägt und trotz ihres Reichtums sich noch das Wort smart geliehen hat. Aber auch diese Epithetor, die doch schon einen bedenklichen Grad von geschäftlicher Klugheit, verbunden mit einer gewissen sittlichen Unbefangenheit, anzeigen, genügen tüchtigen Leuten nicht mehr. In einer großen Annonce des „Berliner Tageblatts“ empfiehlt sich den Inhabern von Waren- und Kaufhäusern ein bisheriger „Grossist“ als „Ausgekochter Einkäufer“. Wirklich ein wunderbarer Ausdruck, voll Süße und Kraft — klangreich, gedankenreich, eine wahre Bereicherung der deutschen Sprache. Er flößt Respekt ein vor dem Erfinder, der ihn auf sich anwendet, und vor dem Chef, der gerade so einen „Ausgekochten“ gebrauchen kann. Ausgekocht — über die Anschaulichkeit des Bildes geht nichts, man sieht ihn vor sich, den Herrn, dem im — sit venia verbo — Kochtopf des Lebens alle Skrupel, Zweifel, Bedenken abgefallen sind,

Digitized by Google

bis allein der Mensch übrig blieb, der nichts andres kennt, als das Geschäft. Man hat die Kaufleute in Deutschland und in Preußen nicht immer gut behandelt, und der verächtliche Ausdruck „Koofmich“ liegt noch heute manchem Angehörigen der bevorrechteten Klassen lose auf der Zunge. Das ist zu verurteilen, aber es wird einigermaßen erklärlich, wenn ein „ausgekochter“ Einkäufer auf besondre Berücksichtigung hoffen darf. Vom ethischen und ästhetischen Standpunkt sollte die Kaufmannschaft gegen solche Worte und Begriffe Front machen. . . . — Vielleicht hilft der Hansabund? Dr. P.

* * *

Die Schattenseiten der Arbeit.

„Es ist so viel vom Segen der Arbeit gesprochen, daß man schließlich etwas ungeduldig werden kann. Es ist ja zweifellos, daß die Erregung, die durch jede Tätigkeit hervorgerufen wird, eine belebende Wirkung besitzt. Ist die Erregung aber zu stark, so zwingt sie zu heftigen Zerstreuungsmitteln. Und die bringen, wenn sie zu oft gebraucht werden müssen, eine große Verflachung hervor. Dem Arbeitsfanatismus unsrer Zeit haben wir die nicht mehr zu leugnende Verflachung unsrer Zeit zu verdanken. Vor hundert Jahren war's noch ganz anders — da existierte die moderne Arbeitswut noch nicht. Die Arbeit ist für die Menschheit keineswegs ein Segen gewesen.“ Also sprach am Stammtisch der alte Herr v. Quitzow. Und die andern alten Herren nickten mit den weißhaarigen Köpfen. „Es ist“, sagte Rentier Hannemann, „der große Ehrgeiz, der die Menschen nicht schlafen läßt. Jeder will mehr zu sagen haben als der liebe Nächste, und deswegen schädigt Jeder durch allzuviele Arbeit seine Gesundheit. So darf's nicht weiter gehen; die Ärzte müßten einschreiten.“ Wieder nickten die Alten. Herr v. Quitzow aber fuhr fort: „Wie kommt es denn, daß wir immer wieder eine Arbeiterfrage haben? Doch nur darum, weil zuviel in Europa und Amerika gearbeitet wird. Im Orient und in China wird nicht zuviel gearbeitet. Und da giebt's auch keine Arbeiterfrage. In Mittelafrika ist es ebenso. Da arbeiten die Leute auch nicht zuviel. Alle Revolutionen werden immer nur von den ehrgeizigen Arbeitern angezettelt. Das ist unser Unglück.“ Da dachten alle nach. Hannemann aber sagte: „Man müßte die Arbeiter zehn Jahre beim Militär festhalten. Dann würde man den gefährlichen Ehrgeiz schon zügeln.“ Da rannen dem alten Herrn v. Quitzow zwei dicke Tränen über beide Wangen, und er rief voll Begeisterung: „Hannemann, du hast die soziale Frage gelöst. Laß dich umarmen, Bruder! Soviel Scharfsinn hätte ich dir niemals zugetraut. Das müssen wir gleich an den neuen Reichskanzler telegraphieren. Der muß dich, mein lieber alter Hannemann, zum Minister der öffentlichen Arbeiten ernennen. Dann wird bald wieder Ruhe im Lande herrschen. Du verdienst einen Orden. Zehnjährige Militärzeit für Alle! Hanne, komm an mein Herz!“ Und er umarmte den alten Rentier. Und die andern alten Herren umarmten auch den alten Rentier. Und dann tranken alle ein Glas mehr als sonst. Und der neue Reichskanzler erhielt von diesem Stammtisch ein langes Telegramm. Paul Scheerbart.

Ach, mein Bülow geht nun fort . . . .

Ach, mein Bülow geht nun fort,
Und er hat den Lauf vollendet —
Wenn er nun den Rücken wendet,
Singt man ihm ein Scheidewort.
Alle Sünden, die verübten,
Alle Schliche, die beliebten,
Schwinden vor dem Schlußgefühl:
Dieser Kanzler hatte Stil.

Jeder Feind von rechts und links
Hat auf einmal diese Meinung:
Seine rassige Erscheinung
War fast ohne Gegner rings.
Hat mal grad, mal krumm gelenket,
Mal nach Ost, nach West geschwenket,
Hatte auch nicht zuviel Kraft —
Schade, daß er abgeschafft!!!

Ha, wie schön stand dieser Mann
In dem Haus — wenn man ihn da sah;
Heydebrand selbst von der Lasa
Betet ihn jetzt heimlich an.
Die ihn in die Ecke schoben,
Legen sich jetzt wüst aufs Loben,
Und sie murmeln dankbereit:
„Ach, er tut uns wirklich leid!

Zwar wir stellten ihm ein Bein —
Aber, traun, wir meinten's bieder.
Wann kommt Seinesgleichen wieder?
Sargt ihn recht behutsam ein!
Manchen werden wir noch strecken —
Laßt uns jetzt wie Recken recken,
Denn jetzt han wir Oberhand — — —
Ehre! König! Vaterland!“

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Emil Ertl: Gesprengte Ketten. Novellen. Umschlagzeichnung von Josef M. Auchentaller. Leipzig. Verlag von L. Staackmann, 1909.

Die fünf Novellen dieses Bandes sind durch ein gemeinsames Stoffgebiet mit einander vereint: sie behandeln sämtlich Beziehungen zwischen Mann und Weib, und zwar in dem durch den Titel angedeuteten Sinne. Seltsamerweise ist es fast überall das Weib, das den Mann in Fesseln schlägt, aus denen sich dieser erst nach manchem Kampf zu befreien vermag. Gleichwohl sind diese Geschichten von dem weichlichen, süßlichen, schwächlichen, feineren Ton frei, der einem bei so vielen Erzählern von heute die Lektüre verleidet. Im Gegenteil waltet in ihnen eine ernste, männliche Note, die nach der schwülen und krankhaften Erotik, deren man sonst so häufig zu begegnen pflegt, wie ein frischer Atemzug nach gepreßter, dumpfer Stickluft wirkt. Wohl stehen diese Mannesgestalten im Banne des Weibes, aber das gewinnende und einnehmende an ihnen ist, wie sie sich ehrlich den Weg ins Freie durchkämpfen. Da ist z. B. der Professor Pfizmaier, eine dem praktischen Leben gegenüber lächerlich unbeholfene Natur, der vergebens um die Liebe eines kalten, verstandesmäßigen, eigenwillig nach Persönlichkeit strebenden Mädchens von heute ringt, das ihn um eines vergessenen Handschuhs willen in eine waghalsige, lebensgefährliche Bergtour schickt, auf der er endlich die verderbliche Wirkung seiner blinden, gleißnerisch lockenden Leidenschaft erkennt und befreit den Weg in sein stilles, bescheidenes Leben der Arbeit und Pflicht zurückfindet. Mit einer ungemeinen Stimmungsgewalt schildert hier Ertl den zähen, schweigenden Kampf des Menschen mit der rings auf ihr tödliches Opfer lauernden Natur. Aber auch der Kampf der Geschlechter selbst wird hier mit großer künstlerischer Meisterschaft anschaulich gemacht. Wie hier Ertl aller-

Digitized by Google

hand moderne Probleme aufrollt und trefflich gezeichnete Menschen auf die Szene bringt, macht den Wunsch rege, den Dichter, der bisher in seinen beiden Romanen „Die Leute vom blauen Guguckshaus“ (ebda., 1906, 5. bis 6. Tausend) und „Freiheit, die ich meine“ (ebda., 1908, 4. bis 5. Tausend) die Vergangenheit so wirklichkeitsecht gestaltete, an einem großen Stoff der Gegenwart seine dichterische Gestaltungskraft entfalten zu sehen. Ist doch Ertl kein künstlich auf die Höhe emporgetragenes Talent, sondern ein zielbewußt und ernst an seinem künstlerischen Wachstum arbeitender Dichter, der sein Bestes noch lange nicht gegeben hat. Von seiner bisher errungenen künstlerischen Reife legt dieser neue, dritte Novellenband ein schönes Zeugnis ab. Vollkommene Beherrschung der Form, Tüchtigkeit der Ausführung, Gediegenheit des Stoffes, Tiefe der Weltanschauung machen die Lektüre des jüngsten Werkes Ertls, dessen Schaffen nun auch durch die Verleihung des Bauernfeldpreises eine längst verdiente Anerkennung zuteil wurde, zu einem erlesenen Genuß.

Viktor Wall (Wien).

Rudolph Stratz: Die zwölfte Stunde und andere Novellen. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin W. 30. Preis Mk. 3,50.

Rachel Teulon: Dr. Feodora. Dialog-Roman. B. Elischer Nachfolger, Leipzig. Preis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—.

Felix Langer: Träumerei. Gedichte. E. Pierson's Verlag, Dresden. 1909.

Wenzel Holek: Lebensgang eines deutschtschechischen Handarbeiters. Mit einem Vorwort herausgeg. von Paul Göhre. Eugen Diederichs, Jena. 1909. Preis geh. Mk. 4,50; geb. Mk. 5,50.

Ferdinand Böninger: Der rote Buckel. Roman. E. Pierson's Verlag, Dresden. 1909. Preis Mk. 3,—.

Otto Wendt: Enzyklopädie des französischen Unterrichts. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover-List. 1909. Preis geh. Mk. 6,—; geb. Mk. 6,75.

Karl Röttger: Kind und Gottesidee. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag, Berlin. 1908.

Adolf Hinze: Die Grundlagen des Monismus. E. O. Hinze, Halle a. S. 1909.

Arthur Drews: Die Christusmythe. Eugen Diederichs, Jena. 1909. Preis geh. Mk. 2,—; geb. Mk. 3,—.

A. Schöppa: Die Phantasie nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für das Geistesleben. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig. 1909. Preis Mk. 2,—.

Wilhelm Ostwald: Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft. Verlag von Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig. 1909.

Arthur Achleitner: Scheiblerblut. Roman aus der Tauernwelt. Verlag von B. Elischer Nachfolger. Preis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—.

Frédéric Boutet: Geschichten in der Nacht, Seltsamkeiten und Groteskeu. Deutsch von Hanns Heinz Ewers. Georg Müller, München. 1900.

Valerie Hodann: Genie und Liebe. Hans Wendt, Thale a. H. Preis geh. Mk. 3,50; geb. Mk. 4,50.

Valerius Tornius: Goethe als Dramaturg. E. A. Seemann, Leipzig. 1909. Preis Mk. 3,60.

Dr. Heinrich Falter: Die Technik der Komödien von Eugène Labiche. Robert Noske, Borna-Leipzig. 1909.

M. Artzibaschew: Millionen. Der Tod des Iwan Lande. Georg Müller, München. 1909.

Georg Günther: Perseus. Ein Märchen in 8 Gesängen. C. Heinrich, Dresden. 1909. Preis geh. Mk. 2,50; geb. Mk. 3,50.

Rudolf Böhmer: Grundsätze für eine wirkliche Verdeutschung der heiligen Schrift. Max Kielmann, Stuttgart. 1909.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart“, Berlin W 9. Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

...richstr. 110–112
...mburgerstr. 54–56a
Passage-Kaufhaus
Betriebsgesellschaft m. b. H.

...r die Leser der „Gegenwart“. Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

SPORT-KRAVATTEN
in karr. Mustern
8 Stück 1.—

HERREN-TASCHENTÜCHER
Prima P.K. Qualität
mit bunter Kante
1/2 Dutzend 1.25

LODENHÜTE
vozügl. Qualität
in modernen Formen 1.65

HERREN-HANDSCHUHE
Suède imit., Marke P.K.
Gelb und farbig
Paar 1.10 65 Pf.

MACO-HEMDEN
mit farb. Einsatz
1.65

P.K. ZIGARREN
Specialmarke
„Culsura“
hochfein, 10 St. 1.20

ZIGARETTEN-ETUIS
in reichster Auswahl
Stück von 90 Pf. an

Bitte zu wenden!

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa u. Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des **Norddeutschen Lloyd** verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—Bremen-Genua u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

An das
Passage-Kaufhaus
Berlin.

BESTELLSCHEIN.

Unter Nachnahme bitte ich mir zu senden:

.....
.....
.....
.....

Unterschrift .....

Adresse .....

Bei Aufträgen von 15 M. an erfolgt der Versand franko.
Nichtgefallendes ist von Ihnen sofort kostenlos zurückzunehmen und der dafür entfallende Betrag zurückzuzahlen.

Passage-Kaufhaus

Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

AKTENMAPPE
schwarz und braun
Kunstleder mit 2 Druckkn. 3.50 **2.90**

P.K. Füllfederhalter
m. Ia. 14 kar. amerikanischer Goldfeder **3.50**

P.K. KOPFBÜRSTE
gar. reine Borste
unerreichte Haltbarkeit Stück **1.30**

HERRENSCHIRM
Reinseiden,
extra dünnes Gestell, mit Futteral **4.90**

P.K. Briefordner
prakt. System **75** Pf.

HERREN-SOCKEN
FIL D'ECOSSE
Moderne Muster Paar 95, **65** Pf

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9. Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 30. Berlin, den 24. Juli 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Das Ende vom Liede.

Die Schlachten sind vorüber, die Sonne ist untergegangen über dem Kampfesgefilde. Aber wie damals, als Hunnen und Ostgoten auf den catalaunischen Feldern kämpften, die Geister der Erschlagenen noch in den Lüften grimmig gegeneinander fuhren, so tobte auch jetzt noch die Fehde weiter, und noch lange werden die Erregungen der Kampfeszeit nachzittern. Denn mag auch der Feldherr der siegreichen Partei, Herr v. Heydebrand und der Lasa, des Erfolges froh über das Schlachtfeld reiten, so dürfte noch selbst in seinem nächsten Gefolge manch Zweifel schon jetzt erwacht sein, ob es gut war, was man getan hat, ob der Siegeslohn das ausgleicht, was die Hufe der Rosse zerstampften, was in Flammen aufging. Und vielleicht klang schon von den Lippen des Siegers das Wort, das einst nach Asculum der Epirote sprach: Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!"

Denn auch die konservative Partei, die jetzt triumphieren sollte, da sie doch ihr Ziel erreicht und den Familiensinn gerettet hat, da der schwerverdächtige Kanzler dahinzog und der klerikale Herzbruder wieder zu Ansehen gelangte, würde eine zweite Belastungsprobe gleicher Art kaum zu ertragen vermögen. Sie mag allerdings triumphierend auf die drei Männer weisen, die sich aus der Gefolgschaft Bassermanns lösten, aber sie wird doch nirgends im Lande selbst auch nur den Anfang einer aus dem Inneren der nationalliberalen Partei aufsteigenden Gegenbewegung, auf eine beginnende Krisis hinweisen können, wie sie etwa in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre oder auch damals erlebt wurde, als Herr Miquel durch seine Heidelberger Erklärung neuen Wein in die Schläuche zu füllen suchte. Wohl aber gährt es in der konservativen Partei, nicht nur in Sachsen, nicht nur in den Städten und ihrer Umgebung, sondern sogar in den alten Domänen in Preußen und Pommern, und es wird noch heißer zugehen, wenn erst die Ferienruhe vorüber ist und die Herbstkühle zu neuem Orlog ruft. Ist doch auch der Kampf um die Erbschaftssteuer noch nicht zu Ende. Denn was jetzt bewilligt wurde, was jetzt in Phantasiezahlen das Papier gar lieblich schmückt, das wird vor der rauhen Wirklichkeit dahinschwinden, wie die weiße Decke der Erde in der Zeit der Schneeschmelze, wenn erst die letzten Folgerungen aus der Erhöhung der Offiziers- und Beamtengehälter gezogen werden und die englische Agressiv-Aktion uns zur Verstärkung unserer defensiven Rüstung zwingt. Dann könnte, da Konsum- und Börsensteuern ausgeschaltet sind, ein neues lustiges Jagen um die Erbschaftssteuer beginnen, mit klarem Ziel und ungebrochener Front, dann könnte sie, was jetzt unmöglich war, die Kampfparole bieten, und dann könnte sich wiederholen, was einst die Freunde dem Rehabeam rieten: „Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen." Die Wahlkreis-Arithmetik mag freilich lehren, daß das Bündnis mit dem Zentrum vor schweren Verlusten schützen und vielleicht neue Gewinne bringen wird; aber sie rechnet nur mit toten Zahlen, nicht mit lebendigen Strömungen, und sie vergißt, daß schon oft ein starkes politisches Motiv das Antlitz eines Parlamentes völlig verwandelt hat. Hier aber ist es unbestreitbar, daß eine große Zahl nationalgerichteter Männer der konservativen Partei entfremdet wurde, und es ist sicher, daß neue Kräfte des Zornes und der Erbitterung erwacht sind, die das beste arithmetische Exempel einfach vernichten.

Da ist vor allem scharfe Feindschaft gesetzt worden zwischen Stadt und Land, es wurde auseinandergezerrt, was doch zu gemeinsamer Arbeit aufeinander angewiesen ist. Man mag dem Hansabunde skeptisch gegenüberstehen, weil schon bei seiner Begründung die Rede des Herrn Kirdorf auf die Keime der Entzweiung, auf die divergierenden Interessen wies, die sich hier künstlich zusammenknüpfen; man mag den Bauernbund als eine Schwächlingsgeburt bezeichnen, die neben dem robusten Leibe des Bundes der Landwirte sich ausnimmt wie der Sohn des Isai neben Goliath dem Philister. Aber schließlich hat schon einmal der Kiesel aus der Schleuder eines Knaben den Riesen getötet, und wenn auch dank seiner Traditionen und Verdienste und seiner glänzenden Organisation der Bund noch lange bestehen wird, so wird er doch durch die neue Vereinigung zum mindesten in seinem Wachstum gehemmt, in seiner inneren Sicherheit gelähmt werden. Und er wird

Digitized by Google

nur schwer bei der Masse der kleinen Besitzer sieghafte Argumente gegen die Tatsache finden, daß die Erbschaftssteuer nur die gesicherten Existenzen, nicht aber die mühsam Ringenden traf.

Und wenn dann in der Abenddämmerung des Schlachttages der siegreiche Feldherr sich weiter umschaut, dann wird er unter den Opfern auch den wichtigsten Teil des eigenen Programms, das beste Stück der konservativen Weltanschauung erblicken. Denn in dem Worte „Autorität, nicht Majorität" soll doch wohl eine starke Schutzwehr für die Obrigkeit geschaffen sein, die, wieder nach konservativer Lehre, von Gott eingesetzt ist. In diesem jüngsten Spiel der Kräfte aber ist die Autorität schwer verwundet, wenn nicht erschlagen worden. Das kann niemand bezweifeln, der dem letzten Auftreten des Herrn Sydow beiwohnte, damals, als schon sein Wort „Ich stehe . . ." und „Die Regierung steht . . . auf dem Standpunkte" von den Reichstagsboten mit höhnendem Lärm übertönt wurde. Herr Sydow wurde in die milderen Lüfte Preußens verschoben, Fürst Bülow zog in die Heimat, aber der Verlust trifft nicht „ihre" Regierung, sondern er trifft „die" Regierung, wie ja auch nicht diese beiden Männer allein, sondern der ganze Bundesrat und in ihm der Wille der Einzelstaaten auf den Operationsstuhl des Herrn v. Heydebrand gestreckt wurde. Verminderte Autorität aber bedeutet zugleich nach natürlichem Gesetz eine Kraftsteigerung für die staatsfeindlichen Tendenzen. Daß die Stoßkraft gegen das Polentum gebrochen wurde, dürfte auch dem siegreichen Feldherrn nicht entgehen. Nicht nur, daß hier, wie der greise Vertreter von Graudenz warnte, der Zusammenschluß der Deutschen durchbrochen wird, sondern es wird auch das Polentum in Zukunft, wenn man zum Kampfe gegen seine Staatsfeindschaft aufruft, lächelnd auf die fünfhundert Millionen hinweisen können, die man so eifrig bewilligte, als Herr Bassermann und die Seinen versagten. Und was den Schlachtzizen recht ist, das ist den Genossen billig. Wie reich hat der Widerstand der Besitzenden auf der Rechten gegen die Erbschaftssteuer das so stark geleerte Waffenlager der Sozialdemokraten gefüllt! Sie waren im Begriff, im Fette ihres Banausentums zu schmoren, kein Regen tropfte mehr vom Himmel, ihre dürren Acker zu befruchten, die revolutionäre Leidenschaft war so ganz ohne Nahrung und drohte zu verhungern: Jetzt gibt es von neuem Riesenversammlungen, der wilde Dampf der eingeschlossenen Luft dringt wieder heraus und umnebelt die Köpfe, und indem der konservative Führer vor der Überantwortung des Besitzes an ein Parlament des allgemeinen Wahlrechts warnte, gab er zugleich der halbentschlafenen Agitation um das Wahlrecht neue und herzlich willkommene Nahrung.

Und auf der andern Seite? Dort, wo bisher die Mitkämpfer standen? Gewiß, liberale und konservative Weltanschauung mögen durch weite Klippen und Schründe von einander getrennt sein, aber es führen doch hier Brücken und dort Notsteige herüber und hinüber, und wer unbefangen auf die Resultate schaut, die der erste Gemeinschaftsversuch gebracht hat, wer sich des Börsengesetzes erinnert, dem doch weder Diederich Hahn und Rösicke noch Mommsen und Pachnicke fluchen, wer des Polengesetzes denkt, das zum erstenmal den Freisinn auf die Höhe der Anschauung führte, daß das Recht der staatlichen Notwehr stärker sein muß als jedes andre Recht, wer im Kampfe um das Vereinsgesetz liberale Tendenzen mit konservativer Zustimmung siegreich vorwärtsdringen sah, wer in dem Entwurf für die Reform des Strafverfahrens eine Frucht des neuen Geistes erblickt, der wird auch willig zugeben müssen, daß die Früchte konservativ-liberaler Paarung doch immer noch gesunder sind, als die Früchte einer Zeit, in der das Zentrum das Hausherrnrecht hatte und von Zeit zu Zeit, wie Zeus zu einer Erdgebornen, zu den Konservativen sich zu einer Liebesstunde herabließ. Jetzt ist selbst zwischen der Rechten und den Nationalliberalen, die sich in so vielen Kämpfen Seite an Seite schon damals zusammenfanden, als der Blockgedanke noch im Reiche der Ungebornen weilte, ein so tiefes Mißtrauen gesät worden und eine so furchtbare Entfremdung entstanden, daß keine Panacee sie zu heilen vermag. Zugleich ist die nationalliberale Mittelpartei, die durch lange Jahre sich nach rechts entwickelte, künstlich nach links gedrängt worden, so daß, was stets ein zerflatternder Sommernachtstraum schien, der Zusammenschluß von Bassermann bis Payer, in den Kreis der möglichen Erfüllung rückt.

Es liegt gar viel auf dem Trümmerfelde, auch mancherlei darunter, was ein echter Konservatismus aus ganzem Herzen betrauern sollte, auch wenn er nicht mit dem Fürsten Bismarck sich auf ein evangelisches Kaisertum der Hohenzollern eingeschworen fühlt, auch wenn er in dem Zentrum nur eine Versammlung harmloser Politiker erblickt, die längst auf das Guelfen-Erbe verzichtet und sich freudig in die neue Entwicklung des Reichs gefügt haben. Und unter den Trümmern liegt auch Fürst Bülow begraben, der agrarische Kanzler, der nach dem eignen Zeugnis der Rechten so viel für die Landwirtschaft tat, und der doch scheidend noch den Arm emporstreckte, um die Konservativen anzuklagen vor Gott und der Geschichte, daß sie ihn in das Grab hinabstießen. Da zieht die Erinnerung herauf, daß auch damals, als Fürst Bismarck schied, schwere Anklagen von ihm gegen die Rechte und ihre Treue erhoben wurden, Anklagen, die erst eine spätere Zeit gemildert und die Rückkehr der Konservativen zu dem großen Kanzler in Vergessenheit gebracht hat.

Digitized by Google

Reichskanzler v. Bethmann.

Von Freiherr v. Zedlitz u. Neukirch, M. d. L.

Herr v. Bethmann hat eine glänzende Laufbahn hinter sich, er ist in rascher und ununterbrochener Folge vom Landrat zum Oberpräsidialrat, Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten, Minister des Innern, Vizekanzler und Vizepräsidenten des Staatsministeriums und schließlich zum Reichskanzler und Ministerpräsidenten aufgestiegen. Er hätte, wenn er gewollt, auch Landeshauptmann der Provinz Brandenburg nach Herrn v. Levetzow werden können; hätte er die Kandidatur angenommen, wäre er vom Provinziallandtage einstimmig gewählt worden. Auch hätte er bereits viel früher Minister des Innern werden können, wenn er nicht für die Annahme des Amtes politische Bedingungen gestellt, bei deren Nichtbewilligung er ablehnte.

Herr v. Bethmann war nicht nur der Vertreter des Fürsten Bülow in Sachen der Reichs- und der preußischen Politik, er war auch sein besonderer Vertrauensmann und nach seiner Art sicher von der Richtigkeit der bisher eingeschlagenen politischen Richtung überzeugt. Seine Ernennung zum Reichskanzler und Ministerpräsidenten bedeutet daher zweifellos, daß diese Richtung der Politik nicht verändert, sondern wenigstens in der Hauptsache beibehalten werden soll.

Der neue Kanzler bringt zu der Lösung der schweren Aufgabe, diejenige Politik, die soeben bei der Reichsfinanzreform eine so ernstliche Niederlage erlitten hat, erfolgreich durchzuführen, einige Vorteile gegenüber dem Fürsten Bülow mit. Er ist vom Zentrum nicht so gut gehaßt wie dieser, auch ist er wohl den Konservativen nicht in demselben Maße des Liebäugelns mit dem Liberalismus in Sachen der Wahlreform verdächtig. Er kennt ferner die Verwaltung des Reichs und Preußens gründlich. Wenn Fürst Bülow einen beträchtlichen Teil seiner Kraft und Kunst darauf verwenden mußte, die Krone und den verantwortlichen Leiter der deutschen und preußischen Politik wieder in die richtige Stellung zu bringen, so findet Herr v. Bethmann diese Aufgabe jetzt gelöst vor und braucht nur zu erhalten, was sein Vorgänger zu ordnen gewußt hat.

Wie Fürst Bülow ist er auch der Vertrauensmann des Kaisers und wird an ihm bei der Durchführung der von diesem gebilligten Politik einen festen Rückhalt haben.

Die politische Gesamtanschauung des neuen Kanzlers ergibt sich schon aus dem Vorstehenden, er hat auch nie ein Hehl daraus gemacht, daß er kein Konservativer in dem Sinne ist, alles was besteht auch zu erhalten, weil es eben vorhanden ist. Er geht vielmehr von der Auffassung aus, daß es richtige staatserhaltende Politik ist, Einrichtungen, die sich überlebt haben und ihren Zweck nicht mehr zu erfüllen vermögen, durch den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Neueinrichtungen zu ersetzen, und wo eine Stütze des Staatsgebäudes morsch zu werden beginnt, an ihrer Stelle eine neue feste Stütze einzuschalten, bevor das Gebäude selbst mit Einsturz bedroht wird. Man wird in der Annahme sicher nicht fehlgehen, daß er auch bei der Behandlung der Frage der Änderung des preußischen Wahlrechts von dieser Auffassung sich leiten läßt.

Wo immer Herr v. Bethmann in den parlamentarischen Verhandlungen in einer Weise sich zu äußern Gelegenheit gehabt hat, die ein Urteil über die Grundlinien seines Wesens gestattet, ist bei ihm sittlicher Ernst, Gewissenhaftigkeit, tiefe Bildung und ein idealer Schwung als besonders charakteristisch hervorgetreten. Er besitzt ferner einen scharfen kritischen Verstand, aber es ist wahrscheinlich, daß bei ihm, wie dies in der menschlichen Natur liegt, auch die Schattenseiten seiner Vorzüge nicht fehlen. Er ist sicher der Gefahr ausgesetzt, bei dem sorgfältigen Abwägen der Gründe und Gegengründe die Frische des Entschlusses zu verlieren; seiner ganzen Natur entspricht es ferner bestimmt mehr, durch die freie Überzeugung zu wirken, als durch die Anwendung von Machtmitteln. Das sind Eigenschaften, die in einer Zeit, da Parteien sich zusammengefunden haben, die ihre Interessen rücksichtslos verfolgen, und wie immer verschieden sie sonst sind, einen starken Willen zur Macht besitzen, nicht unbedenklich erscheinen. Solchen Elementen gegenüber wird man die Regierungspolitik mit Erfolg schwerlich durchsetzen, wenn man ihnen nicht mit noch stärkerem Willen und noch energischerer Entschlossenheit entgegentritt. Vielleicht hätte Fürst Bülow in dem Kampfe um die Reichsfinanzreform obgesiegt, wenn er, als es noch Zeit war, zu einer Politik des Biegens oder Brechens sich entschlossen hätte. Jedenfalls aber wird man, wie zweckmäßig auch immer es sein mag, suaviter in modo die Politik zu führen, doch nicht erfolgreich sein, wenn bei den Parteien nicht die Überzeugung vorherrscht, daß der Samthandschuh eine Faust von Eisen verbirgt. Aber der Mensch wächst mit seinen Zielen, man wird sich also der Hoffnung hingeben dürfen, daß, als Herr v. Bethmann die Aufgabe der verantwortlichen Leitung des Reichs und preußischen Politik übernommen hat, er sich zugleich auch innerlich stark gemacht hat, das zum Erfolge nötige Maß von Kraft und Energie zu entwickeln.

Digitized by Google

Das Münchener Künstlertheater und Max Reinhardt.

Von Willy Rath (München).

I.

Es ist ein Stück verkehrte Welt, wie es neuerdings im Münchener Theaterjahr zugeht. Die Jahreszeit der Ruhe und die der Anstrengung sind gegen einander ausgetauscht.

Früher, ganz früher einmal, lange bevor der Schauspieler-Intendant Possart einseitig die Oper hegte und hob, soll das winterliche Münchener Hofschauspiel sehr viel bedeutet haben. Nachher, d. i. seit einem Jahrzehnt oder zweien, war's im gesamten Schauspielwesen das ganze Jahr hindurch recht ruhig. Das Hofschauspiel beschäftigte sich von Zeit zu Zeit mit den Klassikern, wie ein Hoftheater eben von Zeit zu Zeit sich mit Klassikern beschäftigt, und spielte im übrigen ganz anständig das Gangbarste von dem, was der Tag — in Berlin — brachte. Das Münchner Schauspielhaus, ein privates Unternehmen, das zu Ende der neunziger Jahre aufkam, gewöhnte sich, die in Berlin erfolgreichen Stücke freierer und freiester Richtung in gemäßigt tüchtiger Darstellung wiederzugeben.

Und so blieb es auch neuesterdings, in der üblichen winterlichen Hauptspielzeit. Aber da hat man nun angefangen, uns den Sommer mit schauspielkünstlerischen Großtaten zu erfüllen, nachdem er schon mit worttonkünstlerischen seit fast einem Jahrzehnt reichlich bedacht war. Im Winter, wenn man — trotz Ski- und Rodelsport — immer noch ziemlich auf die Stadt angewiesen ist, könnten Theaterschwärmer und -kritiker ohne Schädigung wochenlang fern sein. Im Sommer, wenn der alljährliche Großstadt-Haß seine höchste Reife erreicht, können beide Kategorien jetzt kaum mehr auf zwei Tage hinaus ins weite Land fliehen, ohne etwas wie ein Ereignis zu versäumen.

Da gibt es auf musikdramatischem Gebiete Mozartfestspiele und Wagnerfestspiele, im Wortdrama bemerkenswerte Gastspiele (so heuer Frank Wedekind und Frau in einem Zyklus Wedekindscher Dramen und ein Berliner Ensemblegastspiel mit Harry Walden und Adele Hartwig), vor allem aber gleichfalls Festspiele. Und das hat mit seinem Künstlertheater Georg Fuchs getan — nämlich anno 1908.

Im gegenwärtigen Sommer hat Max Reinhardt mit seinen Leuten vom Deutschen Theater und von den Kammerspielen zu Berlin die Durchführung der Festspiele übernommen. Damit ist die Sache des Künstlertheaters noch komplizierter geworden, als sie ohnehin war; aber sie ist auch noch fesselnder geworden, so daß wir die Vereitelung einer rationellen Landluft-Ausnützung diesen Sommer ziemlich leicht verschmerzen.

Im vorigen Jahr, als der Schauspielkörper des Hoftheaters die Darsteller hergab, galt unser aller Aufmerksamkeit natürlich, da Spieler und Spielweise bekannt waren, zumeist dem neuartigen Bühnenbau und den bildkünstlerischen Umrahmungen der Dramen. Dabei war schon mancherlei Problematisches zu erörtern. Diesmal kommt noch das Problem hinzu: wie stellt sich Reinhardts Regiekunst zu den Grundsätzen des Künstlertheaters und zu den wirklichen Bedingungen der Bühne in dieser neuen Art von Theaterbau? Der größte und wichtigste Teil der heurigen Neuaufführungen im Künstlertheater ist nun vorüber; das Fragwürdige hat sich genügend geklärt.

Max Reinhardt kam sicher mit der Absicht, sich den Eigenheiten des Münchner Künstlertheaters durchaus anzupassen und so die Möglichkeiten des hier gegebenen Bühnentyps gründlich auszuproben. Das Ergebnis spricht nicht gegen die Daseinsberechtigung des Künstlertheaters, wohl aber gegen einen wesentlichen Punkt seines Programms, der das eigentlich Neue enthielt: gegen die Lehre von der Überlegenheit der „Reliefbühne", von ihrer alleinigen Berechtigung für die Darstellung des gehobenen Dramas.

Die Grundsätze, auf die und für die im vergangenen Jahr das Münchner Künstlertheater gegründet wurde, lassen sich auf diese Dreiheit zurückführen: Ersetzung des realistischen, die möglichst vollkommene Illusion anstrebenden Bühnenbildes im realistischen Drama durch das symbolisch andeutende Bild, also Einführung vereinfachender und vereinfachter Dekorationen; zweitens äußerstmögliche Verkürzung der Bühnentiefe, also Verwirklichung der „Reliefbühne" und Abschaffung der „Guckkastenbühne", d. i. der üblichen europäischen Bühne mit beträchtlicher Tiefe; schließlich: stärkste Betonung der Mitarbeit bildender Künstler; daher der Name des Theaters. Man sieht: das Grundlegende ist der erste Punkt, die beiden andern suchen auch die Mittel zu seiner Durchführung grundsätzlich festzulegen.

Die vereinfachende Stilisierung des Ortsbildes war 1908 nicht mehr ganz neu auf modernen deutschen Großstadtbühnen. Im Schauspielhause zu Düsseldorf z. B. hat man schon 1906 Shakespeares „Hamlet" und Fuldas „Der wahre König" mit zeitlosen Dekorationen aus Rupfen („Künstlerleinen") gespielt. Doch wahrscheinlich kommt dem geistigen Urheber des Künstlertheaters, Georg Fuchs, auch bei manchen auswärtigen Erscheinungen vereinfachender Dekorationen das Verdienst der Anregung zu, da er schon 1901 in Darmstadt und seit 1904 in München unermüdlich für die neue Bühne eintrat, auch durch seine Schrift „Die Bühne der Zukunft" (erschienen in Carl Hagemanns Monographiensammlung „Das Theater") seine Ideen verbreitet hatte, ehe er sie mit Hilfe des Münchner Baumeisters Max Littmann und wohlhabender Kunstfreunde in einem besondern Theaterbau betätigen konnte.

Digitized by Google

Die Heranziehung bildender Künstler war noch weniger etwas völlig Neues. Mag man auch von den konventionellen kunstgewerblichen Kräften, die seit langem an unsern größern Bühnen beschäftigt werden, ganz absehen, so haben doch mehrere Jahre vor der Gründung des Künstlertheaters z. B. Reinhardt und — wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf — noch vorher (1901) in München die „Elf Scharfrichter" sich bereits die Mitwirkung selbständiger moderner Maler, Zeichner, Bildhauer, Architekten gewonnen.

Trotzdem bedeutete das Künstlertheater nach beiden Richtungen hin ein Neues, da es einerseits zum erstenmal die Forderung der vereinfachenden Dekorationen als stilistischer Einheit programmatisch aufstellte und streng durchzusetzen begann, anderseits den Münchner Malern von ausgeprägter Persönlichkeit, denen es die Einrichtungen der dramatischen Werke übertrug, eine zuvor noch kaum irgendwo erlebte Selbständigkeit in Bühnendingen einräumte. Diese Künstler hatten nicht nur über die rein malerische Auffassung der Hintergründe, sondern auch über die Raumverteilung, über die Auffassung der Vergangenheitstimmung, über jede Beleuchtungsnuance und jede Einzelheit der Kostüme und Requisiten einheitlich zu bestimmen. Die heißersehnte Abschaffung der Kulisse auch für die szenischen Landschaftsbilder war von den Erbauern gemeinsam mit den Malern besorgt.

Vollkommen neu für die öffentliche Schaubühne war das Dogma von der „Reliefbühne". Aus einem begreiflichen Mißvergnügen an den Unzulänglichkeiten und Schiefheiten der durchschnittsmäßigen Illusionsbühne, aus der Empörung des in München geschulten malerischen Geschmacks über ihren sinnlosen Prunk, ihre falsche Optik und ihre häufige Kitschigkeit ist es wohl zu verstehen, aber nicht zu billigen, daß nun die Illusion gänzlich verpönt ward. Die bisherige Wirksamkeit des Künstlertheaters hat gezeigt, daß der Kampf gegen die Illusionsabsicht der Bühne auf einem Mißverständnisse beruht, und das Schelten gegen die Illusionsbühne in die Irre führt. Die Verkündigung der Reliefbühne bildet nur eine willkürliche Fortführung dieses Mißverstehens.

Shakespeare und Graf Rutland.

Eine Entgegnung von Prof. Dr. G. Sarrazin (Breslau).

Earl Bleibtreu, der auch in der „Gegenwart" Nr. 26 wieder seine Lieblingshypothese verfochten hat, daß „Shakespeares" Dramen von Roger Manners, Grafen Rutland verfaßt seien, scheint von der wirklichen Persönlichkeit dieses Kavaliers nicht viel zu wissen, sonst würde er seine kühne Vermutung doch wohl schon aufgegeben haben. Er beklagt sich in seinem letzten Artikel darüber, daß die Archive von Belvoir Castle, dem Stammsitz der Rutlands, die gewünschte Auskunft vorenthielten. Er scheint also nicht darüber unterrichtet, daß alles Wissenswerte, was sie enthalten, schon längst veröffentlicht und allgemein zugänglich ist: Mss. of the Duke of Rutland, Reports Histor. Mscr. Commission, No. 12, London 1888/9 (2 Bände).

Ich habe die dort mitgeteilten Briefe und sonstigen Dokumente in der Bodleiana zu Oxford zu andern Zwecken in Beziehung auf den Grafen Roger Rutland genau durchgesehen. Für Bleibtreus Hypothese, überhaupt für die Annahme irgendwelcher literarischen Betätigung des Grafen Rutland, findet sich darin nicht der leiseste Anhalt, obwohl der ganze Lebenslauf dieser Persönlichkeit recht deutlich zutage tritt.

Im Gegenteil geht aus allem, was dort berichtet wird, hervor, daß Bleibtreus Annahme durchaus unhaltbar ist.

Roger Manners, Earl of Rutland, ist am 6. Oktober 1576 geboren, wurde nach damaliger Sitte schon früh, 1587, auf die Universität Cambridge geschickt, wo er unter der Leitung des gelehrten John Jegon (der später Bischof wurde) bis 1592 sich die nötige humanistische Bildung erwarb. Am 20. Februar 1595 wurde er Mag. Artium. Im folgenden Jahr 1596 unternahm er als zwanzigjähriger Jüngling von Plymouth aus seine kontinentale Tour, reiste durch Paris, war am 8. Februar 1596 in Heidelberg, im Frühjahr in der Schweiz, im Sommer in Venedig und Padua, an welchem Ort er schwer erkrankte, Mai—Juni 1597 wieder in Paris. Kaum nach England zurückgekehrt, schloß er sich im Herbst 1597 der Expedition von Raleigh und Essex nach den Azoren an und erhielt bei dieser Gelegenheit die Ritterwürde. In den folgenden Jahren war er viel in London, als Rechtsstudent in Gray's Inn inskribiert, ging auch, wie einmal berichtet wird, gern mit seinem Freund Southampton ins Theater. Im Jahre 1599 verheiratete er sich mit Frances Sidney, der Stieftochter des Grafen Essex. Im selben Frühjahr nahm er an dem Feldzug nach Irland teil, kehrte indessen nach wenigen Wochen auf Befehl der Königin wieder zurück.

Im Jahre 1600 hielt er sich teils auf dem Lande, teils in den Niederlanden auf, 1601 war er nach dem Putsch des Grafen Essex, an dem er teilgenommen, in Kerkerhaft, wurde aber bald freigelassen und lebte fortan meist auf seinem Landsitz. 1603 nahm er nach dem Regierungsantritt Jakobs an einer Gesandtschaftsreise nach Dänemark teil. Er war zuletzt kränklich und starb schon 1612.

Damit vergleiche man nun die Abfassungszeit von Shakespeares Gedichten und Dramen, die Bleibtreu zufolge von Rutland verfaßt sein sollen. Venus und Adonis erschien im Frühjahr 1593

Digitized by Google

im Druck, Lucretia 1594; sie müssen also gedichtet sein, als Graf Rutland ein Knabe von 16 bis 17 Jahren war! 1592 war die Trilogie von Heinrich VI. schon bekannt geworden, nach Bleibtreus Ansicht die Leistung eines etwa Vierzehnjährigen. Im Sommer 1598 zählte, wie allbekannt, Francis Meres in seiner Palladis Tamia 12 von Shakespeare verfaßte Dramen auf — und was für Dramen! Das alles soll nicht Shakespeare, sondern ein 22jähriger junger Mann gedichtet haben, dem kein Mensch etwas wie poetische Anlagen zutraute. Rutland war, soviel wir aus der Korrespondenz ersehen, ein reise- und abenteuerlustiger, sportliebender Landjunker und wackerer Kriegsmann, der sich besonders für Jagd und Pferdezucht interessierte. Von irgendwelchen literarischen Interessen ist, abgesehen von der schon damals bei der jeunesse dorée ganz gewöhnlichen Theaterliebhaberei, nichts zu entdecken, es sei denn, daß er sich 1598 ein Exemplar von Sidneys Arcadia kaufte, nicht lange bevor er sich mit Sidneys Tochter vermählte. Im Jahre 1603 ließ er (was indessen nicht ganz sicher ist) bei Gelegenheit des Besuches des neuen Königs, Jakob von Schottland, eine Maske von Ben Jonson aufführen.

Seine Gattin wird als geistreiche und poetisch begabte Dame geschildert. Zwei Dichter, Ben Jonson und Sir Th. Overbury, verkehrten in ihrem Hause. Aber weder Graf Rutland selbst, noch seine Gattin, noch sein Lehrer Jegon, noch seine Verwandten und Freunde, noch Ben Jonson oder Overbury, haben, soweit ersichtlich, in ihren zahlreichen Briefen oder sonstigen Mitteilungen auf irgendwelche poetische Begabung oder gar Betätigung dieses Kavaliers hingewiesen. Dagegen hat Ben Jonson ausdrücklich erwähnt, daß Graf Rutland auf Dichter nicht gut zu sprechen war, sie gering schätzte und seiner Gemahlin vorwarf, daß sie Dichter zu Tisch geladen (Conversations with William Drummond of Hawthornden, Ben Jonson Works edd. Gifford—Cunningham III, 485):

„Ben [Jonson] one day being at table with my lady Rutland, her Husband comming in, accused her that she keept table to poets, of which she wrott a letter to him [Jonson], which he answered. My Lord intercepted the letter, but never chalenged him“ Bleibtreu scheint bei der Abwesenheit irgendwelcher Beweise oder auch nur Anhaltspunkte für seine Hypothese sogar diese Worte in einem für ihn günstigen Sinne gewaltsam umdeuten zu wollen. Er scheint sich aber nicht einmal die Frage vorgelegt zu haben, weshalb denn eine dichterisch veranlagte und für Dichter schwärmende Frau andere, inferiore Dichter in ihre Gesellschaft lud — Ben Jonson war doch gewiß kein Adonis und kein Elegant — wenn ihr eigener Gatte der genialste Dichter Englands war. Und weshalb schwieg sie sich denn, ebenso wie andere, über dieses angebliche Genie so vollständig aus?

Und was soll denn Ben Jonson und viele andere sonst ganz ehrenwerte Leute, wie Francis Meres, veranlaßt haben, sich zu einem so absonderlichen Schwindelkomplott zu verbinden, das doch nach Bleibtreus Ansicht organisiert gewesen sein müßte?

Es ist ja an sich möglich, (obwohl es sicher sehr selten vorkommt) daß ein begabter Jüngling, auch bei vorwiegend praktischen Interessen und trotz eines sehr bewegten Lebens zahlreiche literarisch wertvolle Gedichte und Dramen verfaßt und drucken läßt, wie z. B. Lord Byron. Es hat auch vereinzelt höchst merkwürdige, frühreife Genies oder Talente gegeben, wie z. B. Pope, Chatterton, Shelley, Goethe. Es mag auch wohl in neuerer Zeit vorgekommen sein — obgleich kein anderer Fall bekannt ist — daß ein großes Dichtergenie vor der Mit- und Nachwelt sich vollkommen versteckt hat. Aber die Kombination dieser drei Unwahrscheinlichkeiten ist schlechterdings unmöglich. Ein Dichterjüngling, der mit etwa 18 Jahren Romeo verfaßt haben müßte — vor seiner italienischen Reise! —, und mit 25 Jahren Hamlet — vor seiner dänischen Reise! —. der sich mit etwa zwanzig Jahren schon als älteren Mann bezeichnete (in Sonetten, die 1598 bekannt geworden waren, Francis Meres), der neben humanistischen Studien, Reise- und Kriegsabenteuern, Güterverwaltung, Jagd und Sport, mitten im Leben der vornehmen Welt die Zeit zu so massenhafter und intensiver literarischer Produktion fand, und dies alles vor der Welt verheimlichte, obwohl er Gedichte drucken und Dramen aufführen ließ — der wäre nicht nur ein Prodigium, sondern eine psychologische und literarhistorische Ungeheuerlichkeit gewesen.

Und nun noch eine kurze Stilprobe, die uns dies angebliche Wunderkind vorführt.

Am 21. Oktober 1591 schrieb der junge Rutland an seine Mutter offenbar als Antwort auf eine Strafpredigt (Rutland Papers I 1297):

„I geve your Ladyship humble thankes for your honorable direction in your letter for my good. I do assure your Ladyship that the cariage of myself both towardes God, and my booke, my comelinesse in diet and gesture, shall be such as your Ladyship shall hear and like well of.“

Sapienti sat!

Von persönlichen Beziehungen zwischen Graf Rutland und Shakespeare ist nichts bekannt geworden. Vor 1598 sind solche aus leicht ersichtlichen Gründen durchaus unwahrscheinlich, da der junge Lord entweder auf dem Lande lebte oder in Cambridge, oder auf Reisen war und sich höchstens vorübergehend in London aufhielt. Nach 1597 kann durch den gemeinsamen Freund, Graf Southampton eine Bekanntschaft wohl vermittelt worden sein, da die beiden jungen Kavaliere das Theater liebten. Einige Spuren, die auf persönlichen Verkehr hindeuten, habe ich in meinem

Digitized by Google

Buche „Aus Shakespeares Meisterwerkstatt“ S. 182 ff., erwähnt. —

Übrigens ist Shakespeares Dichterruhm und seine Autorschaft für die meisten der unter seinem Namen veröffentlichten Dramen und sonstigen Dichtungen durch zahlreiche zeitgenössische Zeugnisse so gut gesichert (von den Titelblättern der Ausgaben, Widmungen, Vorreden und der Stratforder Büste ganz abgesehen), daß kein Sachkundiger mehr daran zweifeln kann.

Lenau und Sophie Löwenthal.

Von **Paul Friedrich** (Berlin).

Der unermüdlichen Arbeit Professor Eduard Castles verdanken wir jetzt endlich eine erschöpfende Darstellung des so eigenartigen und so überaus tragischen Liebesbundes zwischen dem unglücklichen Nikolaus Lenau und seiner Freundin Sophie Löwenthal.*)

Castle war es vergönnt, den gesamten Nachlaß Sophies, die erst 1889 hochbetagt starb, zu veröffentlichen. Von größtem Werte waren die Aufzeichnungen aus Sophies Mädchentagebuch mit ihrer ersten Schwärmerei, die Briefe Sophies nach Lenaus geistigem Zusammenbruch, ferner zahlreiche neuedierte Tagebuchblätter von Niembsch, sowie eine Anzahl noch unbekannter Gedichte an Sophie.

Durch Sophies Gatten, den in den Literatur dilettierenden damaligen Kanzleikonzipisten Max Löwenthal, lernte Lenau dessen in voller Jugendblüte stehende Gattin kennen. Anfangs von ihr nicht besonders gefesselt, ward Lenau zunächst durch die äußeren, glücklichen, häuslichen Verhältnisse Löwenthals bestimmt, das gastfreie Haus aufzusuchen. Nach und nach lernte er in Sophie einen hellen, geweckten, für alles Schöne leichtempfänglichen Frauencharakter kennen, der ihm dem Einsamen, Liebebedürftigen, durch seine warme Mütterlichkeit Hochachtung abnötigte. Von der Achtung, die ihn mit Sophie und der Freundschaft, die ihn mit Max Löwenthal verband, war es kein langer Weg bis zu einer völlig absichtsfreien, gern gewährten, dankbar genossenen Hausfreundschaft Löwenthal fühlte sich durch das häufige Erscheinen Lenaus, dessen wachsender Ruhm damals seinem Zenith zustieg, geehrt und geschmeichelt, zumal er sah, wie sehr Sophien die Huldigungen des Dichters schmeichelte. Er wußte zudem, daß Lenau eine innerlich viel zu edle, zartbesaitete und inaktive Natur war, als daß eine jähe Verletzung des Gastrechts von ihm zu befürchten war.

Aber Lenau war gleichwohl eine viel zu leidenschaftliche und ungebändigte Zigeunernatur, als daß er auf die Dauer in den Grenzen einer wohltemperierten Verehrung für Sophie hätte bleiben können. Nachdem er einmal erkannt hatte, daß „Sopherl“, wie er sie später so oft nennt, ihrem Manne weit überlegen war an echtem Erfassen des Kernes seiner eignen Wesensart, da mußte das Gefühl der inneren Wahlverwandtschaft in ihm das Begehren nach der versagten letzten Vereinigung mit der geliebten Frau aufstacheln, und an dem aussichtslosen Kampf gegen seine physische Begierde, die aus der seelischen Verwandtschaft immer neue Nahrung zog, ist Lenau verblutet.

Ich will damit keineswegs behaupten, daß lediglich diesem unseligen halben Liebesverhältnis die Schuld an Lenaus Wahnsinn beizumessen wäre; Lenau war der geborene Melancholiker, bei dem nach einem langen Wüsten gegen seinen schwachen Körper, namentlich durch übermäßiges Rauchen und allzu häufige, ungesunde, romantische Gefühlsekstasen schon der erste größere Chok genügte, um die latente paranoische Disposition in Geisteskrankheit zu überführen.

Tatsächlich wurde die Liebe zu Sophie Lenaus Verhängnis. Castle, dem Löwenthalschen Erben, der ihm das Vermächtnis seiner Eltern anvertraute, von vornherein zum größten Dank verpflichtet, konnte unmöglich in der Einleitung zu seiner wertvollen Publikation ganz objektiv urteilen. Für den unbefangen Urteilenden stellt sich das Bild doch wohl etwas anders dar. Da ergibt sich denn, daß Sophie von einer Mitschuld an Lenaus Ruin von einer höheren Warte aus nicht freigesprochen werden kann.

Höchstens könnte ihr Weibsein sie entschuldigen, daß sie es nicht übers Herz hat bringen können, den Dichter, ehe es zu spät war, so von sich zu stoßen, daß er die Achtung vor ihr verloren hätte. Denn nur dadurch hätte sie ihn von dem Dämon seiner aussichtslosen Leidenschaft befreien können.

Aber sie hat auch nicht den leisesten Versuch dazu gemacht. Sie war bei all ihren Gaben im Grunde vielmehr eine flirtende als eine liebende Frau. Sie besaß genug Kühle und Klugheit, um die Sinne immer im Zaum zu halten, auch hatte sie scheinbar ein überstarkes Reinlichkeitsgefühl, das ihr Lenau, aus dessen Erscheinung deutlich die Folgen mannigfacher körperlicher Verwüstungen sprachen, physisch nie besonders begehrenswert erscheinen ließ. Insoweit handelte sie streng ihrer Natur gemäß. Auch war für sie überhaupt das ästhetische Interesse lange Zeit vom menschlichen ganz getrennt, was nur beweist, daß sie Lenau fast bis zum Ende nicht geliebt hat. Denn: verhehlen wir es uns nicht: Richard Wagner war alles andre als ein Adonis, aber das hat der feurigen, leidenschaftlichen Liebe der dadurch nicht herab-

*) E. Castle: Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe, Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Verlag von Max Hesse (Leipzig).

Digitized by Google

gesetzten, sondern im Gegenteil nur verklärten Frau Mathilde Wesendonck keinen Abbruch getan.

Da Sophie Löwenthal jedoch klar und nüchtern blieb bis zur letzten Zeit, hatte sie die Pflicht, dem Dichter auf irgendeine Weise zu sagen, daß sie seine Liebe wohl begreifen, aber nicht, auch seelisch nicht, erwidern könne. Sie hat das nicht getan. Im Gegenteil, sie hat Lenau immer wieder und wieder an sich zu fesseln gesucht, weil es ihr schmeichelte, hoffnungslos von einem Manne dieser Qualität geliebt zu sein, und als Lenau wohl auf Anraten der ihm im Grunde viel aufrichtiger zugetanen schwäbischen Freunde sich entschloß, dem entsetzlich quälenden und ihn physisch zermarternden Verhältnis zu Sophie durch eine Verheiratung ein Ende zu machen, da war es Sophie, die das nicht ertragen konnte. Und da sie es nicht hintertreiben konnte, so betonte sie derart die ökonomische Seite seines Vorhabens, daß Lenau weder ein Vorwärts noch ein Zurück mehr sah. Weil er jedoch fühlte, daß er seine Liebe nicht verwinden und doch aus Stolz und Ritterlichkeit nicht von der Vereinigung mit Marie Behrends zurücktreten konnte, ließ ihm die Natur nur noch den letzten Ausweg: das Irrenhaus.

Wie klar Sophie Löwenthal den Grund von Niembschs Zusammenbruch als Weib begriff, und wie durchsichtig ihre Sorgen um sein pekuniäres Weiterleben sind, erhellt aus folgender, äußerst wertvoller Stelle aus einem Brief vom 8. November 1844 an Schurz, in dem sie u. a. schreibt:

„Niembsch ist eigentlich ein starker und gesunder Mann gewesen, so lange ich ihn kenne. Ein solcher scheint ein Bedürfnis zu haben, welches einem Weibe unbekannt bleibt als solches. Niembsch lebte als Asket, seit wir uns liebten, und doch forderte seine Sinnlichkeit Befriedigung. Dieses unnatürliche Bekämpfen eines Triebes, der wahrscheinlich in jedem kräftigen Manne mächtig ist, mag großen Teil an der Verstimmung seiner Nerven gehabt haben. Niembsch ist einer der reinsten und sittlichsten Menschen, und ich bin fest überzeugt, daß der Wunsch der Natur, die er so heilig achtet, genug zu tun, einen großen Einfluß, ja den größten, auf seinen Entschluß, sich zu vermählen, hatte.“ Und nun fängt sie in echt weiblicher Maskierung des Egoismus unter der Maske reiner Fürsorge an: „Aus diesem Grunde mußte ich, da ich ihn wahrhaft liebe, seine Heirat für seine körperliche und geistige Gesundheit wünschen und wünsche sie noch. Meine Einwendungen gegen die Heirat waren nur ökonomischer Art. Ich hätte leicht in den Augen desjenigen, an dessen Meinung mir am meisten liegt, edler scheinen können, wenn ich unbedingt seinem Plane Beifall gegeben hätte. Ich verschmähte es aber und machte ihm die Feststellung seiner pekuniären Verhältnisse, wenn auch etwas spät (als sie nämlich sah, daß Lenau Ernst machte! D. V.) zur heiligsten Pflicht, ehe er den letzten Schritt in Frankfurt täte.“

Es sei ferne von mir, damit Sophie Löwenthal nun gleich als durch und durch urselbstsüchtig und leichtfertig vor den Augen der Nachwelt diskreditieren zu wollen. Im Gegenteil, ich bin fest davon überzeugt, daß sie sich selbst die Aufrichtigkeit ihres Interesses so sehr suggerierte, daß sie schließlich fest glaubte, ganz und gar uneigennützig gehandelt zu haben.

Und ebenso bin ich überzeugt, daß schließlich aus all der fingierten und drapierten „Liebe“ ihrerseits, als sie merkte, was sie an Lenau verlor und damit, was sie an ihm verschuldet, wirkliche Liebe geworden war. Das beweist die feine und liebevolle Art der Briefe, die sie dem armen unheilbar Kranken sandte. Das beweist weiter die Pietät für alles, was sie von ihm besaß. Durch die Bestimmung, daß dereinst alles ohne Abzug dem deutschen Volk als Erben zufallen sollte, wollte sie sich von allen Verdächtigungen reinigen, ohne sich ihres Tuns und Lassens zu schämen, das nach ihrer Auffassung korrekt in jeder Beziehung war. Uns aber bleibt das Recht, es zu prüfen und zugleich die Pflicht, ihr dafür, daß sie uns nichts vorenthielt, dauernd dankbar zu sein.

Zwei Gedichte.

Von Leo Heller (Groß-Lichterfelde).

Prag.

In meiner Heimat gibt es dunkle Gassen,
Die irr und eng sind und wie traumverloren.
Und Häuser gibt es, alt und lärmverlassen,
Mit blinden Fenstern und mit morschen Toren.

In meiner Heimat gibt es stolze Brücken,
Die Könige und Bischöfe umstehen,
Die grau und starr mit ungebeugtem Rücken,
Von ihren Thronen stumm herniedersehen.

In meiner Heimat gibt es junge Herzen,
Die helle Feuerbrände in sich tragen,
Und die wie Stürmerglocken, dumpf und erzen,
Zu hartem Streit und wilden Kämpfen schlagen.

In deinem Antlitz . . .

In deinem Antlitz war ein Schatten,
Den keine Freude tilgen konnte.
So blieb es dunkel zwischen deinen Augen,
Wenn auch ein Lächeln deinen Mund umsonnte.

So klang auch deine süße Stimme,
Als ob sie sich von jenem Schatten nähre,
Als ob in ihrem silberhellen Lachen
Ein leises Weinen tief verborgen wäre.

Digitized by Google

Eine Herzensgeschichte.

Groteske von Victor Klemperer (Oranienburg).

Heute in meinem Stammcafé wurde ich aus der Lektüre der realsten Politika gewaltsam herausgerissen. Mit dem Ausruf „Genie und Wahnsinn liegen wirklich hart beieinander!“ stürzte Anton Marschner auf mich zu. Und sogleich begann er zu erzählen, und sein Redestrom war durch nichts zu hemmen.

Du weißt wohl noch gar nicht, mit welch schrecklicher Arbeit ich mich zurzeit befasse? Mein Atelier ist die Anatomie des Urbankrankenhauses! Ja, da schauderst du schon. Und nicht etwa im Dienste der Kunst bin ich dort, etwa zu Studienzwecken für ein großes Werk à la Rembrandt. Nein, als Arbeitssklave, um schnödes Geld zu verdienen. Ich mache Zeichnungen für ein medizinisches Lehrbuch. Seit drei Tagen betreibe ich dies scheußliche Handwerk. Du kannst dir denken, wie mir zu Mute ist, und wie ich Abend für Abend das Entsetzen in Kognak und Absinth herunterspülen muß. Niemals hätte ich die gräßliche Arbeit auf mich genommen, wenn ich den Mammon nicht so qualvoll dringend in meiner Herzenssache gebrauchte. Ich muß im kommenden Winter so stattlich wie möglich in der Gesellschaft auftreten können; vielleicht macht das Eindruck auf Annas Vater. Wir haben uns so lieb, und der dicke Wolter hat wahrhaftig Geld genug, um sich einen begnadeten Künstler zum Schwiegersohn leisten zu können. Aber er will keinen Bohèmien, wie mir Anna, für seine Engherzigkeit errötend, mitgeteilt hat. Nun, so soll er mich als Löwen der Gesellschaft kennen lernen. Ich werde einen Kleideraufwand treiben — gestickte Westen, Kravatten, Glacés, Lackstiefel — — oh! Anna ist dieses Überzeugungsopfer wert. Sie ist die Schönste, Beste, Reinste, die mich je geliebt hat. Und das will etwas sagen.

Aber es ist so furchtbar schwer, in dieser Weise Geld zu verdienen; manchmal bin ich am Verzweifeln. So heute morgen. Meine Stimmung war die traurigste. Ich hatte die heftigsten Kopfschmerzen, ich sehnte mich nach frischer Luft, nach Kunst, nach meiner Anna. Und nun diese Aufgabe! Sie war noch gräßlicher als die mir bisher gestellten. Statt der sauber präparierten Knochen und äußeren Gliedmaßen, an die ich mich nun schon leidlich gewöhnt habe, lag ein aufgeschnittenes Herz vor mir, ein riesiger abscheulicher, ganz unpoetischer Klumpen. Den sollte ich farbig wiedergeben. Bist du schon einmal auf See gewesen? Eben glitt man noch so sanft und fein durch den Hafen, und nun hebt plötzlich ein Schaukeln an, und jede Welle ist eine Keule, die gegen deinen Magen schlägt. Und im Kopf krampft sich irgend etwas zusammen, und im Hals . . . Ich fühlte mich so elend, so müde, hatte solches Mitleid mit mir selber. Ein über das andre Mal sank mir der Kopf vornüber; wenn dann einer von den Wärtern oder Knochensägern durchs Zimmer eilte, fuhr ich empor und zeichnete weiter. Und all der Qual könnt' ich entgehen, träumte ich grollend vor mich hin, wenn nicht Annas Vater auch so einen fettigen, schwerbeweglichen Klumpen in der Brust trüge, so ein ungeschmeidiges, banausisches, erdenschweres kommerzienrätliches Fettherz. Ha, wenn dieses Herz in schnellerem Takt zu pochen vermöchte und den dicken Wolter in Wallungen versetzte, die den meinen nur ganz, ganz von fern ähnlich sähen — dann würde er selber glücklich sein, seiner Tochter eine Liebesehe zu gestatten. Wenn — — aber nur ein Wunder könnte das bewirken, und es geschehen keine Wunder mehr . . .

Die Tür ging auf, und ich fuhr empor, um meine Zeichnung zu vollenden. Aber merkwürdig: der weißmäntlige Chirurge, der das Zimmer so eilig durchquerte, daß er von mir gar keine Notiz nahm, war — ich selber. Ich — ich habe dir ja gesagt „Genie und Wahnsinn . . .“ — ich dachte an nichts andres, als daß es schon recht spät sei und daß ich dringlich erwartet würde. Ich eilte durch einen langen Korridor und trat in einen großen Saal.

Das Bild, das sich mir hier bot, überraschte mich nicht im geringsten. Die Mitte des Raumes wurde von einer Gruppe eingenommen, die sehr viel Ähnlichkeit mit der Rembrandtschen Anatomie hatte. Studentisches Getrampel empfing mich. Ein Assistent trat ehrerbietig auf mich zu. „Chloroformiert ist er schon, Herr Professor, die Nieren . . .“ Unsinn! unterbrach ich den Verblüfften mit aller Bestimmtheit und hatte das selige Gefühl künstlerischer Intuition — Unsinn! es handelt sich um das Herz. Und völlig sicher beugte ich mich über den Patienten. Indem erschrak ich doch: ich hatte die Züge meines Schwiegervaters in spe erkannt. Sogleich aber faßte ich mich und legte das Ohr an seine Brust. Sollte ich mich doch getäuscht haben? Von Herzverfettung entdeckte ich keine Spur. Aber was war das? So pocht kein menschliches Herz. So pocht — ja was in aller Welt habe ich so schon pochen hören? Da durchzuckt es mich: so hat die mächtige Standuhr im Zimmer unsres Schuldieners gepocht . . . Wenn das Werk am Ablaufen war, tickte es so dumpf und schwerfällig. Ich lausche noch einmal. Wahrhaftig, ich höre es wieder, was ich seit meiner Schulzeit nicht mehr vernommen, woran ich seitdem nicht mehr gedacht habe . . .

Da weiß ich, daß mir eine ungeheure Entdeckung gelungen ist. Meine Untersuchung hat nur wenige Sekunden gedauert. Jetzt richte ich mich auf und sage mit kalter Ruhe: Reichen Sie mir ein großes Messer und eine kleine Zange. Und im Sprechen streife ich gelassen die Ärmel meines Leinenmantels über den Ellenbogen hinauf.

Digitized by Google

Jetzt ein tiefer, weiter Schnitt mit sicherer Hand. Und nun liegt es vor meinen Augen, was ich im Geist gesehen hatte: In diesem herzförmigen Fleischklumpen ist ein völliges Uhrwerk eingelassen! Und richtig, dort zwischen den Rädern läuft auch der kleine Bogen, dessen Enden mit A und R bezeichnet sind. Und der Geschwindigkeitszeiger steht ganz auf „Retard". Da fasse ich ihn mit der Zange und schiebe ihn auf „Avance" herüber. Dabei muß ich tüchtig ziehen; es ist, als sei der Zeiger in seiner ersten Stellung eingerostet. Nun wird die Wunde vernäht, . . . und ehe noch der letzte Stich getan ist, schlägt der Patient schon vergnügt seine Augen auf.

Ein unendlicher Jubel umbrauste mich. Bei der großen Operation war ich ganz kalt und ruhig geblieben; dieser Beifall stieg mir zu Kopfe. Ich fühlte mich schwindlig, der Saal drehte sich um mich, wurde undeutlich, verschwand . . .

Und schon saß ich in meinem kleinen Atelier auf der Kiste, die ich so schön mit Decke und Schal zur eigenartigen Sitzgelegenheit umgewandelt habe, spielte achtlos mit meinem orientalischen Dolch und dachte umschichtig an ein geplantes Bild im Böcklinstil und an Anna, Nun ging die Tür, und Annas Vater stand vor mir. Natürlich — er war mir ja noch den Dank schuldig für die gelungene Operation. Ich betrachtete ihn rasch und gründlich. Ein wenig schlanker war er geworden, und seine Augen leuchteten stark und fuhren ziemlich unruhig umher. Der weiß nun, wie Leidenschaft tut, sagte ich mir, der wird auch wissen, womit er mir danken kann. Zu meiner Enttäuschung begann der Kommerzienrat, er wisse nicht, ob er mir danken oder mir fluchen sollte. So gänzlich hätte ihn meine Operation verändert. Erst jetzt wisse er, was Leben sei, koste alle seine Freuden, aber freilich auch alle seine Peinlichkeiten in verstärktem Maße. Was er für Umwege macht, statt geradeswegs zur Sache zu kommen, dachte ich ungeduldig. Da schlug es vom nahen Kirchturm voll. Der Kommerzienrat zuckte nervös zusammen. „Ich muß den Pariser Zug erreichen — also zur Sache. Sie werden mich verstehen und mir helfen, lieber Marschner. Sind ja der Freund meiner Anna, sind auch ein wenig mitschuldig. Mein jetzt so ungestümes Herz hat mich zu geschäftlichen Waghalsigkeiten verleitet; ich muß für eine Weile fort von hier. Seien Sie mir behilflich — Sie haben ja alles Nötige da. Malen Sie mein Gesicht ein wenig um, vielleicht können Sie mir auch zu einem Klebebart verhelfen . . ."

Ehe er mit seinen Vorschlägen fertig und ich aus meiner jähen Erstarrung erwacht war, klopfte es schon wieder, diesmal sehr energisch. Ein schneidiger Herr trat herein und präsentierte einige Papiere. „Herr Wolter, ich sah Sie aus Ihrem Haus treten, als ich gerade zu Ihnen kam. Um eine Straßenszene zu vermeiden, bin ich Ihnen hierher gefolgt. Ich erkläre Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet." Nun wird er sich erschießen, und ich bin sein Mörder, fuhr es mir in meinem Edelmut durch den Kopf. Doch Wolter seufzte nur und folgte dem Beamten zu der wartenden Droschke. Kanaille! brüllte ich in grenzenloser Wut hinter ihm her. Daß doch eine gemeine Seele immer gemein bleibt, einerlei, ob ihr Herz schleicht oder stürmt!

Aber nicht einmal zur Wut blieb mir Zeit an diesem unseligen Tage. Schon wieder riß man die Türe auf, diesmal ohne alles Klopfen, und herein stürzte meine Anna. In wilder Erregung warf sie sich an meine Schulter. „Nun bist du alles, was ich noch habe!" schrie sie. Da erwachte mein Mitleid mit ihr und mir. Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, ich erklärte ihr dann, wie die Veränderung im Wesen ihres Vaters zustande gekommen. Sie wird . . . wird alle Schuld auf mich schieben und mich verwünschen, glaubte ich. Ein Ende mit Schrecken — aber zu Ende kommen mußten wir doch. Aber ich kam nun einmal nicht aus den Enttäuschungen heraus. Anna, die vor Erstaunen das Weinen vergessen hatte, lehnte sich jetzt wieder schluchzend an mich. „Es ist wohl sehr schlecht von mir, aber ich kann nicht anders, ich bin glücklich." Was bist du? fuhr ich sie an. „Glücklich, Liebster. Sieh nur, du sagst ja selber, der arme Vater, wie er jetzt veranlagt ist, wird es verschmerzen. Und hat nicht dies Unglück das Hindernis weggeräumt, das zwischen uns stand? Nun ich arm bin, darf ich sicherlich auch meinen lieben Bohèmien heiraten. Ich werde mir sofort Vaters Erlaubnis holen; ich denke, man wird mich zu ihm lassen." Es durchschauerte mich: meine Frau ohne einen eignen Pfennig, mein Schwiegervater im Zuchthaus. „Aber siehst du denn nicht, arme Anna, daß . . ." Ich suchte nach einem taktvollen Wort; da hatte sie mich schon verstanden. Mit verzerrtem Gesicht sprang sie auf. „Du . . . du willst mich nicht mehr?" stieß sie hervor. Aber begreife doch, Liebling! stammelte ich. Ihre Augen irrten umher. Jetzt entdeckte sie den orientalischen Dolch, riß ihn aus der Scheide und drang auf mich ein. Ich hielt sie am Handgelenk. Warum willst du mich morden? schrie ich. Mit wahnsinniger Kraft machte sie sich los. „Ich will dich nicht morden, nur deine Brust will ich öffnen und auch deine Herzensuhr auf schnellern Gang stellen." Und wieder griff sie mich an, und ich fühlte, wie ich ihr unterliegen würde. „Du tötest mich, rief ich noch einmal." „Nein, ich veredle dein Leben, indem ich dich zu größerer Leidenschaft befähige," war ihre keuchende Antwort. Da, im letzten Augenblick, fand ich das erlösende Wort. „Dein Vater (sagte ich eiskalt) ist durch diese Zeigerstellung zum leidenschaftlicheren Geschäftsmann geworden; ich würde ein leidenschaftlicherer Künstler werden, ganz meiner Kunst zuge-

Digitized by Google

wandt sein und nicht einmal mehr Mitleid mit dir haben". Da ließ sie von mir ab. Eine Sekunde lang stand sie still und schlaff vor mir. Im nächsten Augenblick stieß sie sich den Dolch in die Brust und brach lautlos zusammen. — — —

Aber dem dumpfen Geräusch des aufschlagenden Körpers erwachte ich. Mein Kopf war vornüber gefallen und lag nun auf dem Tisch ganz dicht vor dem aufgeschnittenen Herzen. Merkwürdig: trotz dumpfer Kopfschmerzen war mir nicht übel zu Mute. Findest du nicht auch, daß sich mein künstlerisches Ich im Traum mannhaft bewährt hat? —

Da ich eine Antwort für überflüssig hielt, so schloß Marschner nach einem tiefen Atemzuge:

Das peinliche Gefühl gegen Anna wurde ich den ganzen Vormittag nicht los. Erst als ich ins Freie kam und an ihrem palastartigen Vaterhaus vorüberwanderte, verflog der Traumspuk, und die alten heißen Gefühle stiegen wieder auf. Ich liebe sie doch sehr, und ihr Vater sitzt nicht im Gefängnis.

Randbemerkungen.

Das Dankschreiben des Kaisers an den Fürsten Bülow wurde vielfach als der Ausdruck eines besonders herzlichen, inneren Verhältnisses bezeichnet, als ein Dokument der starken Erschütterung, mit der Kaiser Wilhelm das Scheiden des Freundes aufnahm. Da ist es nicht ohne Interesse, daß der an den Fürsten Chlodwig Hohenlohe einst gerichtete Abschiedsbrief fast genau denselben Wortlaut trägt, wie das jüngste Dokument. Im Oktober 1900 konnte man lesen: „Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen bei dieser Gelegenheit, wo Sie im Begriff stehen, eine lange und ehrenvolle Dienstlaufbahn abzuschließen, für die langjährigen, treuen und ausgezeichneten Dienste, welche Sie dem Reiche, dem Staat sowie meinen Vorfahren und mir mit aufopfernder Hingebung und unermüdlicher Pflichttreue unter den schwierigsten Verhältnissen geleistet haben, meinen wärmsten Dank noch besonders auszusprechen." Im Juli 1909: „Es ist mir ein Bedürfnis des Herzens, Ihnen für die Hingebung und Aufopferung, mit denen Sie in den verschiedensten Stellungen und Ämtern Ihrer ehrenvollen und segensreichen Dienstlaufbahn meinen Vorfahren, mir und dem Vaterlande so hervorragende Dienste geleistet haben, meinen wärmsten Dank noch besonders auszusprechen." 1900: „Möge Ihnen nach einer so tatenreichen Vergangenheit durch Gottes Gnade ein langer, glücklicher Lebensabend beschieden sein!" 1909: „Gott der Herr schenke Ihnen nach einem so tatenreichen Leben noch viele Jahre ungetrübten Glückes." 1900: „Als äußeres Zeichen meiner Anerkennung und meines dauernden Wohlwollens verleihe ich Ihnen den Hohen Orden vom Schwarzen Adler mit Brillanten und lasse Ihnen dessen Insignien hierneben zugehen." 1909: „Indem ich Ihnen als äußeres Zeichen meiner Dankbarkeit, Anerkennung und Zuneigung den Hohen Orden vom Schwarzen Adler mit Brillanten verleihe und die Insignien derselben hierneben zugehen lasse, verbleibe ich (1900 und 1909) Ihr Ihnen stets wohlgeneigter, dankbarer Kaiser und König." Diese Nebeneinanderstellung ergibt ohne weiteres eine Art von Schematik und wird gerade deshalb Wasser auf die Mühle der Gegner und der lauen Freunde des Fürsten Bülow treiben, die seit den Novembertagen auf eine Erkältung der früher so innigen Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem vierten Kanzler hinwiesen.

* * *

Die Heusserlichkeiten beim Kanzlerwechsel haben jedenfalls einen eigenartigen Charakter schon deshalb getragen, weil zum ersten Male der schon zu Lebzeiten mythisch gewordene Herr v. Lucanus fehlte, weil aber auch sein Nachfolger im Amte eines Chefs des Zivilkabinetts nicht in Funktion trat. Es scheint fast, als ob mit allen hübschen Humoren der Vergangenheit langsam aufgeräumt wird. Mohrchen, das Grübchenlächeln, Büchmann, Spahns Zylinder, Lucanus, alle Poesie verschwindet und nur die nüchterne Prosa findet noch einen Platz. Nur der Spaziergang im Schloßgarten, diese peripatetische Lösung der Krise, bei der die Figuren im Angesicht des Parketts wechselten, wie bei dem Spaziergang Fausts und Gretchens, Mephistos und der Nachbarin, löste die Nüchternheit des Vorganges freundlich ab. „Der Kaiser promenierte schon seit 10 Uhr in dem kleinen lauschigen Gärtchen auf und ab. Mit langem, sicherm Schritt durchmißt er sinnend die Wege." Monolog im alten Bühnenstile. „Um 1/4 11 Uhr erscheint ein Lakai." Dienerszene. „Bald darauf betritt Fürst Bülow den Garten, ernst, im schwarzen Rock, den Zylinder in der Hand. Der Kaiser geht ihm entgegen und schüttelt ihm herzlich die Hand. Nebeneinander gehen nun Kaiser und Kanzler in lebhaftem Gespräch. Bisweilen ergreift der Kaiser den Arm des scheidenden Kanzlers. Das dichte Gebüsch entzieht dem Publikum die Abschiedsszene." Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit: auf Bernhard folgt Theobald. Wenige Minuten später, das Parkett lauscht gespannt: „Eine herzliche Begrüßung. Dann eine Promenade von mehr als drei Viertelstunden. Lebhaft gestikulierend spricht der Kaiser zunächst geraume Zeit. Dann vertauschen sich die Rollen: Herr von Bethmann spricht mit temperamentvollen Bewegungen, der Kaiser geht neben ihm her und erwidert gleichfalls in lebhafter Weise. Zum Schlusse schüttelt der Kaiser dem fünften Reichskanzler lange die Hand und winkt ihm noch freundlich zu, bis seine hohe Gestalt aus dem Garten schwindet." Die Steigerung ist erreicht, Vergangenheit und Zukunft lösten sich ab. Es erscheint der Chor, düster, ernst, in Schicksalsstimmung; die drei Gesandten der drei Königreiche. Im Laub singen die Vöglein. Dann erscheinen Sydow, Wermuth, Trott zu Solz und auch Herr Delbrück. „Um 1 Uhr war alles zu Ende." Auch die Zeugen fluten auseinander . . . .

* * *

Graf Kasimir Badeni ist zu seinen Vätern von der Schlachta versammelt worden. Er war schon halb vergessen, als er noch lebte. Und doch war seine Name mit einer der abscheulichsten Perioden österreichischer Geschichte verknüpft. Zwei Jahre, 1895 bis 1897, hat er versucht, durch List und Gewalt das Deutschtum seiner historischen Stellung und seiner Rechte zu berauben, bis dann der Zorn selbst dieses geduldigsten Stammes furchtbar emporbrauste und bis zu den Mauern der Hofburg flutete. Der Sprachenerlaß, die Obstruktion, der Schuß aus der Pistole Karl Hermann Wolfs, der den heimtückischen Polen in die Schulter traf, Schönerers fanatische Predigten, sich völlig von Habsburg loszulösen, die lex Falkenhayn, die das Eindringen von Soldaten und Polizisten in das Parlament sanktionierte, die Verjagung des Präsidenten Abrahamowicz, die Verschleppung einer Anzahl von Volksvertretern in das Landgericht, die Rede Lechers — wer erinnert sich nicht der wilden Erregung, die sich damals durch die ganze deutsche Welt fortpflanzte und schließlich selbst dort ihre Wirkung übte, wo man vorher die entnervende und zerstörende Tätigkeit dieses polnischen Schlachzizen ebenso gemütsruhig geduldet hatte, wie vorher das jahrelange Fortwursteln Taaffes? Jetzt deckt den Grafen Kasimir Badeni der Grabhügel. Die üblen Früchte seines Erdenwallens werden aber auch in Aeonen noch nicht untergehen.

* * * Li.

Digitized by Google

Zeus Bülow und die Agrarier.

Nicht der dankbare Graf Schwerin-Löwitz, der soignierte Grandseigneur, bringt wohl die eigentliche Stimmung des Agrariertums gegenüber dem geschiedenen Kanzler zum Ausdruck, nicht des Herrn v. der Lasa höfliches aber kühles Achselzucken. Nein, die derbere Unterstimmung im Bunde, sie ruft nach einem andern Vertreter, nach gröbern Stoffen und kompakteren Ausdrucksmitteln. Und Träger dieser Gedankenwelt und ihr allein möglicher Vollstrecker ist Pod, der andre Husarengeneral, der „seinem Bernhard“ so überaus gewogen ist. Noch sagt er nichts, er weiß. „Cordelia liebt und schweigt.“ Würde er aber etwas sagen, er würde im Promethidenton dem geschiedenen Jupiter tonans der deutschen Reichspolitik, dem Förderer der Erbanfallsteuer, dem „Zerstörer des Familiensinns“ und „Expropriateur des Besitzes“ nachdonnern: „Mußtest mir meine Erde doch lassen steh'n und meine Hütte, die du nicht gebaut und meinen Herd, um dessen Glut du mich beneidest!“ Nein: der Zeus außer Diensten imponiert ihm garnicht mehr, und wie Götz würde er hinter ihm das Fenster zuschlagen. Und doch hat Pod, dieser Typ der kompaktern Agrarseele, wenig Goethisches, und darum läßt sich sein Innenleben und seine dem Kanzler Zeus so freundliche Gesinnung auch schwer in Goethische Worte kleiden; nein, dem Polyphemos ist er am ehesten vergleichbar aus dem Cyclops des Euripides, der prächtigen Farce, für die Herr v. Goethe so wenig und der alte Wieland so verständnisvoll viel übrig hatte. Und was würde Pod sagen zu Zeus-Bülow? Dasselbe, was Polyphemos, der Großhöhlen- und Großheerdenbesitzer, der Fanatiker der ländlichen Flur, die Inkarnation eines massiven und behaglichen Egoismus, dem Odysseus zurief:

„Ich kenne keinen größern Gott als mich,
Und werd' um euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragst du, warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuschütten,
So hab ich hier in dieser Felsenhöhle
Ein festes, regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine streckend, lieg, und während er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe schmause, oder ein Stück Wild;
Und hab ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, so lüft' ich mich, und donnere
Nach meiner Art mit Zeusen in die Wette.“

Paion.

* * *

Die Reichsbeamtengehälter.

Endlich erledigt, nach monatelangen Verhandlungen zwischen den Parteien, der Reichsregierung und — man darf wohl hinzufügen — den Gehaltsempfängern. Da waren recht viele Klippen zu überwinden. Und schließlich war es nur der Machtspruch der verbündeten Regierungen, der den Reichstag zwang, die unter den schwierigsten Verhältnissen mtt Mühe zustande gebrachten Kommissionsbeschlüsse endgültig anzunehmen. Hauptsächlich zwei Momente erschwerten die Erledigung der Vorlage. Zunächst war es der ausgesprochene Wunsch der Reichstagsabgeordneten, die Beamten, soweit es nur irgend möglich war, zufrieden zu stellen, um Ruhe im Lande zu haben. Demgegenüber standen einmal die Höhe der Anforderungen mancher Beamtenklassen, die die allgemeine Bedarfssumme über das erträgliche Maß hinaufschraubten, dann aber auch gewisse Grundsätze über die Gehaltsbemessung auf seiten der Reichsregierung. Dieser letzte Umstand besonders war die Ursache dafür, daß die zahlreichen Kompromißvorschläge, die die Reichsfinanzen zu schonen, aber trotzdem verschiedenen Beamtenkategorien gewisse Lieblingswünsche zu erfüllen wohl geeignet waren, immer wieder fallen gelassen werden mußten. Dazu trat aber der Einfluß der politischen Lage. Von seiten der neuen Mehrheitsparteien wurde zwar immer wieder behauptet, die Besoldungsvorlage habe mit den politischen Verhältnissen nichts zu tun; indessen auf der andern Seite des Hauses meinte man es als eine alte Gepflogenheit der Parlamente bezeichnen zu müssen, daß die jeweilige Mehrheit das nobile officium habe, der Regierung das Zustandekommen ihrer Vorlagen durch opfervolles Entgegenkommen zu ermöglichen. Und gerade auf die Bereitwilligkeit nach dieser Richtung hin wollte man den neuen Block prüfen. Und die bestand er nur recht schlecht; denn in der zweiten Lesung des Gesetzentwurfes fielen von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr Abgeordnete der Mehrheitsparteien von der Regierung ab. Deshalb fuhr Herr Sydow bei Beginn der dritten Lesung das allerschwerste Geschütz auf, indem er drohte, die ganze Vorlage scheitern zu lassen und dann bei Wiedereinbringung im Herbste die Rückdatierung und Nachbezahlung vom 1. April 1908 ab aufzuheben. Da man wußte, daß einzelne Städte bereits diesen Entschluß für ihre Beamten gefaßt haben, so wirkte die Regierungserklärung sogar bis in die Reihen der Linken hinein und man ließ die über die zugestandenen Erhöhungen hinausgehenden Forderungen fallen. So kam das Gesetz endlich zustande. Aber zu bedauern bleibt es, daß die politischen und sonstigen Verhältnisse nicht gestatteten, mit demselben Aufwand an Mitteln das Gesetz so zu gestalten, daß größere Zufriedenheit erzielt wurde; ohne jene Hemmungen wäre es wohl zu erreichen gewesen.

* * *

Eine schwere Erbschaft

tritt Herr v. Bethmann-Hollweg an, aber vielleicht in noch höherem Maße der bisherige preußische Handelsminister Herr Delbrück. Denn das ist wohl zweifellos: wie der Posten des Kultusministers der schwierigste in den Ministerien in Preußen, so ist das Reichsamt des Innern das mühseligste aller Ämter im Reiche. Sein Chef zu sein, heißt das parlamentarische Fegefeuer in ausgiebigstem Maße genießen. Als Graf Posadowsky sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückzog, war man im Reichstage sehr gespannt, wie sein Nachfolger die Strapazen dieser politischen Seelenprüfung aushalten würde. Man hatte einige Sorgen und war außerordentlich angenehm enttäuscht, als sich diese als überflüssig und gegenstandslos erwiesen. Auch jetzt sind dieselben Sorgen nicht von der Hand zu weisen. Freilich an der Tüchtigkeit des neuen Staatssekretärs an sich zu zweifeln, ist nicht erlaubt. Aber Herr Delbrück besitzt nicht dieselbe glückliche Gabe der Parlamentsberedsamkeit wie seine Vorgänger, hat sie wenigstens im Reichstage noch nicht recht gezeigt. Er geht den Dingen in seinen Ausführungen gewöhnlich zu gründlich zu Leibe, beachtet die augenblickliche Stimmung im Hause nicht immer oder glaubt sie nicht berücksichtigen zu brauchen und schwächt dadurch die Wirkung seiner Worte häufig ab. Wenn das auch der sachlichen Erledigung der gerade zur Verhandlung stehenden Materie kaum jemals schaden dürfte, so stört es doch die Beziehungen des hohen Hauses zu dem Leiter des Reichsamtes des Innern insofern, als diesem solche Ausführlichkeiten an unerwünschten Stellen bei häufigen Wiederholungen als Zeichen eines Mangels an Gewandtheit ausgelegt werden dürften. Dadurch wird dann aber die ganze Bedeutung der Persönlichkeit für die Reichstagsabgeordneten natürlich in etwas beeinträchtigt. Und das wäre gerade bei dem Umfange und der Wichtigkeit des Amtes sehr zu bedauern. Aber vielleicht ist es dieser Umfang andrerseits, der Herrn Delbrück auf die Dauer zur sparsameren Behandlung der Einzelmaterien zwingt und ihm den Weg weist, seine unbestrittene sachliche Tüchtigkeit ebenso glänzend auszunützen, wie es die letzten beiden Verweser seines nunmehrigen Amtes verstanden.

M. d. R.

* * *

Die Fideikommissteuer.

Bei der großen Erregung, die durch die Kämpfe um die Reichsfinanzreform hervorgerufen wurde, blieb ein Vorgang bei der dritten Lesung zu wenig beachtet. Der konservative Antrag auf Einführung einer Abgabe für Fideikommisse. Die Sache ist finanziell belanglos, denn es wird wenig dabei herauskommen, vielleicht 3—400 000 Mark, aber politisch ist es kennzeichnend für das schlechte

Digitized by Google

Gewissen, das die Antragsteller in Hinblick auf die Ablehnung der Erbschaftssteuer und ihren Ersatz durch den Immobilien-Umsatzstempel offenbar haben. Der in Fideikommissen gebundene Großgrundbesitz hätte die Erbschaftssteuer zahlen müssen, von dem Umsatzstempel bleibt er frei, da er nicht verkäuflich ist. Deshalb diese Pro forma Abgabe von 1/8 vom Tausend des Werts. Da der Schätzwert niemals so hoch ist, wie der Verkaufswert, so ist die finanzielle Belastung ganz unerheblich. Grundsätzlich aber ist hier ein Vorgang von der größten Tragweite geschaffen. Die Konservativen selbst haben die Grundlage zu einer Reichsgrundsteuer gelegt. Wenn die Fideikommisse eine Abgabe zahlen müssen, weil sie nicht verkauft werden können, warum sollen dann die Grundstücke abgabenfrei bleiben, die tatsächlich auch nicht verkauft und deshalb auch der Grundumsatzsteuer entzogen sind. Wir haben doch auch freien Besitz, der Jahrhunderte lang in denselben Familien bleibt. Also auf Grund der Anschauung, die zu dem konservativen Fideikommißsteuerantrag führte, kann man eine Heranziehung des nichtverkauften Grundbesitzes zu einer Abgabe gar nicht abweisen. Dann braucht man schließlich nur die Umsatzsteuer in eine alljährliche Abgabe allseitig umzuwandeln, und man hat eine Reichsgrundsteuer, also die den Grundbesitz am schwersten belastende Steuerform, da sie einen Schuldenabzug nicht zuläßt. Und den Kern einer solchen gefährlichen Reichssteuer, deren angemessene Erhöhung künftige radikale Reichstagsmehrheiten schon besorgen werden, führt die konservative Partei in demselben Augenblick in die Reichsgesetzgebung ein, da ihr Führer, Herr v. Heydebrand, die Erbschaftssteuer ablehnt, weil er dem durch allgemeine Wahlen gewählten Reichstag Besitzsteuern nicht überlassen will. Die Erbschaftssteuer ist ungleich weniger ausdehnungsfähig als die kleine Fideikommißsteuer, die nur ein Feigenblatt sein sollte, aber in Wahrheit eine in ihrer Entwicklung ganz unübersehbare, höchst bedenkliche neue Reichssteuer darstellt. Gerade weil diese Steuer sehr wenig einbringen wird, dürfte sie künftig den Radikalen und den Sozialisten eine sehr gefährliche Angriffsfläche bieten und zu Konsequenzen inbezug auf die Belastung des Grundbesitzes führen, die alle die befürchteten Ausschreitungen bei der Erbschaftssteuer in den Schatten stellen. Und das alles, um die Erbschaftssteuer abzuwehren, die in einigen Jahren doch unvermeidlich ist. Ar.

* * *

Die Diensttauglichkeit der Einjährig-Freiwilligen.

Die Körperbeschaffenheit der zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigten Wehrpflichtigen Deutschlands ist auf Grund amtlichen Materials in den Veröffentlichungen aus dem Gebiet des Militär-Sanitätswesens, herausgegeben von der Medizinalabteilung des preußischen Kriegsministeriums, einer hygienischen Untersuchung unterzogen worden. Die Verfasser der umfangreichen Arbeit, Nicolai und Schwiening, kommen zu folgenden Schlußergebnissen:

Die allgemeine Tauglichkeitsziffer der zum einjährig-freiwilligen Militärdienst Berechtigten ist durchschnittlich höher als die der sonstigen Militärpflichtigen. Nach Schulen getrennt zeigen die Gymnasien die ungünstigsten, die Seminare die günstigsten Tauglichkeitsziffern. Der Zeit nach der Schule ist ein ungünstiger Einfluß auf die körperliche Entwicklung zuzuschreiben. Der Anteil der Untauglichkeitsgrade nimmt mit der Schulbesuchszeit zu. Allgemeine Schwächlichkeit steht obenan. Es überwiegen im Gegensatz zu den übrigen Militärpflichtigen bei den zum einjährigen Dienst Berechtigten die Organerkrankungen (Atmung, Herz, Nerven, Augen). Die Lungenerkrankungen waren bei den Gymnasien erheblich. Die allgemeine Schwächlichkeit steigt mit der Länge der Zeit nach der Schule; am meisten bei den in Berlin Geborenen, am seltensten bei Pommern und Ostpreußen. Herzleiden sind in Bayern vorherrschend (Bierherz). Von den Gymnasiasten leiden 47,8% an Fehlern des Sehvermögens, 36,9% an Kurzsichtigkeit.

Diese Statistik, auf Grund amtlicher Zählkarten erreicht, spricht eine beredte Sprache. Wenn auch die relative Tauglichkeitsziffer von 65% hoch ist, so spricht doch der Umstand, daß die zum einjährig-freiwilligen Dienst Berechtigten aus bessergestellten sozialen Schichten des Volkes stammen, für die Annahme, daß die Schäden in der Schulhygiene liegen. Je länger die Schule besucht wird, desto größer die Schäden. Ist auch dieses Ergebnis nicht allein dem Schulbesuch zuzuschreiben, so kann der Schuleinfluß nicht gänzlich abgelehnt werden. Besonders ungünstig stehen Gymnasien und Realgymnasien.

Wesentlicher Wert ist auf die Zeit nach dem Verlassen der Schule zu legen. Die Sorge für die schulentlassene Jugend betrifft also nicht nur die Mittel- und Volksschulen, sondern auch die Gymnasien. Je länger die Zeit zwischen Schulbeendigung und Dienstmeldung währt, desto ungünstiger werden die hygienischen Verhältnisse. Gewiß sind daran trotz aller hygienischen Verbesserungen die schädlichen Einflüsse des modernen sozialen Lebens schuld. Oft handelt es sich um eine verlangsamte Entwicklung. Das Überwiegen der organischen Krankheitszustände bei den aus den höheren sozialen Schichten stammenden Militärpflichtigen läßt für die weitere Entwicklung dieser Schichten Bedenken aufkommen.

Es ist deshalb durchaus notwendig, der hygienischen Unterweisung der heranwachsenden Jugend auch aus den höheren sozialen Schichten Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auch hier vernünftiger Sport, worauf besonders Wert gelegt werden soll. Vernünftiger Sport ist harmonische Durchbildung des ganzen Körpers. Menssana in corpore sano, das gilt hier ganz besonders. Maßnahmen der gesundheitlichen Förderung nach dem Verlassen der Schule werden in die praktische Erscheinung zu treten haben. Auch hier körperliche Übungen als Gegengewicht gegen die einseitige geistige Arbeit der höheren Berufsklassen. Maßvoller Sport in Rudern, Radfahren, Wassersport usw.

Gewiß läßt die gewonnene Statistik manchen Einwurf zu. Auch fehlt der Vergleich zu früher, wenn wir annehmen müssen, daß die Hygiene als Mode Erfolge gezeigt hat. Wir kommen aber zu dem Ergebnis, daß inbezug auf die höheren sozialen Schichten die gesamte Hygiene weiterhin notwendig sein wird, um inbezug auf die Leistungsfähigkeit der „führenden Schichten" Besserung und Hebung zu erzielen.

Oberstabsarzt Dr. Neumann, Bromberg.

* * *

Der Unterrock in der Mädchenschule.

Sollte man's für möglich halten, daß wegen eines Unterrocks eine ganze Stadt in Aufregung gesetzt wurde, daß eine heftige Preßfehde entbrannte, und daß sich schließlich sogar die hochwohllöbliche Schulbehörde ins Mittel legte, um — den Streit natürlich zu verschärfen und aus dem niedern Niveau einer einfachen Entgleisung zur Höhe eines auch die weiteste Allgemeinheit interessierenden Prinzipienkampfes zu erheben? Und doch ist es so! Dieser Kampf um den Unterrock ist im schönen Thüringen, in Naumburg a. S., der Stadt der „hellen Sachsen" entbrannt und für gewisse Strömungen im Geistesleben unsres Volkes so charakteristisch, daß er nicht totgeschwiegen werden darf.

In der letzten Stunde vor den Pfingstferien schrieben die zwölf- bis dreizehnjährigen Schülerinnen der Luisenschule (Mädchenschule) genannter Stadt einen Klassenaufsatz über folgendes Thema: „Geburtstagsfeier. (Erweiterung eines gegebenen Gedankenganges.) 1. Ich werde eingeladen. 2. Die Feier. 3. Ich kehre vergnügt heim." — Man überlege: welch ein Thema für unsre Zwölfjährigen! Eine Geburtstagsfeier! Stürmen da nicht alle die hübschen Erinnerungen des jungen Daseins auf die unschuldigen Herzen ein? Werden da nicht alle die feinen und humoristischen Beobachtungen wieder wach, die unsre Jugend bei derartigen Festen an Kameraden und Erwachsenen macht und durch deren Schärfe und Treffsicherheit sie die Alten so oft verblüfft? Und dazu die Ferienstimmung, die ihren lustigen Goldschein über diese

Digitized by Google

letzte Stunde der Arbeit warf — wenn irgend einmal, dann durfte die Lehrerin von diesem Aufsatz etwas Besonderes erwarten. Wenn irgendwo, so mußte sich hier bei der Bearbeitung eines ganz auf das Selbsterlebte gestellten Themas die Eigenart der Schreiberin offenbaren. Der Lehrerin stand also einer jener Genüsse bevor, die unsrer vielgeplagten Lehrerwelt so selten beschеert und darum von ihr so lebhaft herbeigewünscht werden. Oder gibt es wirklich sogenannte „Erzieher der Jugend", die achtlos an den selbständigen Äußerungen des Seelenlebens ihrer Pflegebefohlenen vorübergehen und jeder freieren Regung die Daumschrauben der mittelalterlichen Folterkammer anlegen möchten?

Nach den Ferien griff die Lehrerin einen dieser vielversprechenden Aufsätze heraus und las ihn vor. Hier ist er.

„Es ist sehr gut, daß es zwischen der Arbeit auch Vergnügungen gibt, sonst würde uns armen Schulkindern das Leben zu sauer gemacht. Zu Vergnügungen rechne ich den Spaziergang, die Hauereien mit den Klassenkameradinnen, Spiele, und ein recht nettes ist der Kaffeeklatsch. Das Wort Kaffeeklatsch sagt, daß es meist keinen Kaffee, sondern Kakao gibt und daß wir auch nicht klatschen, dazu sind wir gar zu dumm. Wenn man eine Einladung zu solchem Klatsch bekommt, gehört es sich, daß auf der Einladung steht: Bitte im Überrock! damit nicht etwa jemand im Unterrock erscheint. Um die Erlaubnis zu bekommen, gehört es sich, daß man sich besser benimmt und artiger ist als für gewöhnlich. Wenn der Tag herangerückt ist, stellt man sich ein Stündchen länger vor den Spiegel. Später dampft man von Heim ab und bequemt sich zur Wirtin. Dort angekommen, bestellt man der Wirtins Mama einen schönen Gruß von Muttern, setzt sich an den Tisch und ißt, bis daß man nicht mehr kann. Später geht man raus und dann kommt man wieder rein, spielt Theater usw. Wenn man später noch öfters gegessen und getrunken hat, verabschiedet man sich, verspricht (versichert) es wäre hübsch gewesen, wenn es das auch öfters nicht ist. — Heute war es aber hübsch, Mutterle! — Heute wurde ich aus Versehen mit Absicht ein bißchen beim Spielen gestoßen. — Da fing ich scheinbar aber laut zu weinen an. Alle glaubten, ich weinte; plötzlich lachte ich laut auf. Ach, ich bin so sehr müde, es ist schon — wie viel? — schon um ½10 Uhr? Und ich sollte um 8 Uhr zu Hause sein! Da höre, was Mutterchen spricht! „Ich sollte nie wieder zum Geburtstag gehen!" „Mutterle, das hast du oft gesagt!" —

Was sagen unsre Leser, und vor allem unsre Mütter zu diesem Aufsatze eines dreizehnjährigen Mädchens? Macht er nicht in jedem Worte den Eindruck des Selbsterlebten und Selbstbeobachteten? Ist er nicht eine kindlich-naive Darlegung, voll Humor und Schelmerei? Ein Beweis ferner für eine ausgesprochene Schärfe der Beobachtung und für satirische Begabung, die hier einen für dieses Alter geradezu erstaunlich treffenden und dabei stets in den Grenzen des feinsten Taktgefühls sich bewegenden Ausdruck gefunden hat? Spricht aus alledem nicht eine werdende Persönlichkeit mit sichrem Blick, frischer Aufnahmefähigkeit und graziöser Drolerie? Und — das Wichtigste — findet sich hier an irgend einer Stelle auch nur der Hauch einer verdorbenen Phantasie, einer Anlage zur Unmoral? Ist nicht alles, was dieses Kind schrieb, echte Natur und Wahrheit? Wahrheit! Wahrheit! aber wollen wir doch alle von unsern Kindern, und glücklich schätzt sich jede Mutter, jede gute Lehrerin, die bei einem Kinde auf Wahrheit und Persönlichkeit stößt. Denn der Weg zur Persönlichkeit geht nur durch die Wahrheit!

Nachdem die Naumburger Lehrerin den Aufsatz verlesen hatte, forderte sie die Mitschülerinnen der Schreiberin zur Kritik auf mit vernichtendem Blick und Ton. Aber die Mitschülerinnen fanden an dem Aufsatz nichts Besonderes auszusetzen. Worauf die Lehrerin das höchsteigne autoritative Urteil fällte. Der Aufsatz sei ordinär und unmoralisch! war der langen Rede kurzer Sinn. Das Kind wurde abgekanzelt; nach der Pause stürzten sich die roheren Elemente der Klasse über es her . . . Spießrutenlaufen! Ein unanständiges Mädchen war die Schreiberin, unanständig, unanständig!

Seelisch erschöpft, verzweifelnd an sich und an den Menschen kam das Kind nach Hause, und — umhergetragen von jenen rohen Elementen der Klasse — verbreitete sich noch an demselben Nachmittage durch ganz Naumburg das Gerücht: „Die .... ist ein unanständiges Mädchen!"

Die Hexe wird verbrannt!

Was hätte jede tapfere Mutter in einem solchem Falle getan? Wenn man, wie es hier durch jene rohen Elemente geschah, ihrem Kinde mit brutaler Gemeinheit Ruf, Ehre und Vertrauen vernichtete und mit roher Hand alle die zarten, vielversprechenden Keime eines jungen Menschenlebens zerstört hätte?

Die Naumburger Mutter wußte, daß es Leute gibt, die bei allen Dingen das Hauptgewicht auf die Form legen. Sie hielt also die Form inne, beschritt den Instanzenweg und richtete an den Direktor der Luisenschule, Herrn Dr. Borkowski ein Schreiben, in dem sie ihm von dem Geschehenen Mitteilnng machte unter besondrer Hervorhebung der unqualifizierbaren Beleidigungen, denen ihr Kind täglich und stündlich ausgesetzt war. Es war der Mutter oft gesagt worden, daß die Schule besondren Wert auf ein inniges Zusammenarbeiten mit dem Elternhause lege. In diesem Falle aber war durch das Verhalten der Lehrerin — indirekt wenigstens — eine solche Flut schmutziger Verleumdungen gegen ein Kind entfesselt worden, daß die Mutter glaubte, der Direktor der Luisenschule würde die moralische Verpflichtung fühlen, sowohl als Pädagoge wie als Mann, die Öffentlichkeit über die Grundlosigkeit jener Verleumdungen aufzuklären. Oder besteht das Zusammenarbeiten zwischen Schule und Haus nur darin, daß die Schule Prügelstrafen diktiert und das Haus sie verabfolgt? Jedenfalls rührte Herr Direktor Professor Dr. Borkowski sich nicht; er antwortete nicht auf den Hilfeschrei der Mutter; er hüllte sich in Schweigen. Er tat nichts! Nachdem die Mutter drei lange Tage vergebens auf Hilfe seitens der Schule gewartet hatte — drei Tage, während welcher die Flut der Verdächtigungen höher und höher schwoll! — nahm sie ihr Kind aus der Schule und unterbreitete die Sachlage in den Zeitungen Naumburgs dem Urteil der Öffentlichkeit.

Wie dies Urteil — bei den Einsichtsvollen wenigstens! — ausfiel, lehrt das Schreiben eines dortigen Pfarrers, der aus der Gewissenspflicht des Mannes und Patrioten heraus in objektiver, aber darum desto schärferer Weise sich völlig auf die Seite der Mutter stellte.

Das Kind hatte einmal auf einer Einladungskarte den Ausdruck „Bitte im Überrock!" gelesen und daraus den Scherz mit dem Unterrock gemacht. Und diesen Scherz hatte man ordinär, unanständig und unmoralisch gefunden!! Im Jahre des Heils 1909!!

Aber die Schule? Die Schulaufsicht? Mußte sie hier nicht Remedur eintreten lassen? Mußte sie die Lehrerin nicht auf ihre — milde gesagt — „Entgleisung" hinweisen und der verletzten Ehre des Kindes Heilung verschaffen? Ja auch unsre Kinder haben eine Ehre, und es ist der Stolz des Christentums, daß es auch der Frau eine Ehre zuerkannt hat!

Der Direktor der Naumburger Luisenschule ignorierte die Ehre seiner ihm anvertrauten jungen Schülerin; er hielt es nicht für nötig, durch eine loyale, öffentliche Erklärung die zarte Kinderseele vor den zersetzenden Folgen des «Semper aliquid haeret» zu bewahren; er bemängelte in seiner Entgegnung nur ein paar gänzlich unwesentliche Schreibfehler, die der Mutter in ihrer Hast untergelaufen waren, und wies ihre Reklamation als haltlos ab.

Und damit seiner Entgegnung nicht der Nimbus der Autorität fehle, veröffentlichte er sie im amtlichen Teil des Kreisblattes! Er verlieh ihr dadurch die Würde einer behördlichen Kundgebung, einer Entscheidung ex cathedra, eines Ukases!

Digitized by Google

Er deckte also das vom Standpunkt der Pädagogik wie vom Standpunkt des Staatswohls gleicherweise zu verurteilende Benehmen der Lehrerin mit dem Schilde der Staatsautorität!

Ist ein derartiges Verfahren in dem Rechtsstaate Preußen erlaubt? Wußte der Herr Direktor nicht, daß nach dieser seiner amtlichen Bekanntmachung sich die schmutzige Brühe der Klatschbaserei erst recht über daß Kind ergießen würde? Und wenn er sich — wozu er ein Recht hatte — auf den prüden Standpunkt der Lehrerin stellte, mußte er dann nicht die Stellen bezeichnen, die ihn in dem Aufsatze des Kindes mit sittlicher Entrüstung erfüllten? Welche Stellen sind dies, Herr Direktor Professor Dr. Borkowski? Wir alle, die wir Eltern schulpflichtiger Kinder sind, haben ein berechtigtes Interesse zu erfahren, was Sie als Repräsentant der Schule für ordinär und unanständig halten! Also heraus mit Ihrer Interpretation!! Antworten Sie als Direktor, als Pädagoge und — soweit Ihnen dies möglich ist — als Mensch!!!

* * *

Die Berliner Schülerselbstmorde, das Essener Klassen-Gymnasium, der Naumburger Unterrockstreit — sollten das nicht Zeichen dafür sein, daß „etwas faul ist im Staate Dänemark?“ Gibt die täglich wachsende Furcht der Eltern vor der Schule nicht zu denken? Man unterschätze diesen horror scholae nicht; „indem der Staat sich als Erzieher des Volkes hinstellt,“ sagt Heinrich v. Sybel im 3. Bande seiner Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800, „darf er nicht vergessen, daß die Erziehung nicht die Knechtung, sondern die Befreiung des persönlichen Geistes bedeutet. Religion und Sitten verdienen ihren Namen nur insofern, als sie bei jedem Einzelnen unaufhörlich neu aus der inneren Gesinnung geboren werden.“ Wie aber, fragen wir, sollte diese für das Staatswohl unumgänglich notwendige Befreiung des persönlichen Geistes geschehen, wenn der Staat in seinem Organ „Schule“ für eine falsche Erziehungsmethode der Mütter unserer zukünftigen Generationen seine Autorität einsetzen und somit der leider grassierenden Furcht der Eltern vor der Schule recht geben würde. Heinrich Vollrat Schumacher (Berlin).

* * *

Ein Ausflug ins Psychiatrische.

Ein junger Tiroler Bauer wollte einen Prozeß um eine Erbschaft führen. Aber er war seiner Sache nicht recht sicher. Dumm wie ein solcher Bauer nun schon einmal ist, wollte er zuerst nach Wien fahren und sich bei den gescheiten Leuten in der Großstadt einen guten Rat holen. Ein Landsmann sitzt im Rat der Gemeinde, und mit seiner großmächtigen Hilfe hoffte er, mit dem Justizminister selbst zu sprechen. Der Landsmann nahm sich seiner freundlich an und verschaffte ihm eine Audienz beim ersten Rat des Ministers. Aber eine Stunde sprach der Herr Sektionschef mit dem Bäuerlein. Dann sah sich der Fremdling noch die Wunder der Großstadt an. Ganz behext war er davon und versäumte beim Schauen den letzten Abendzug. Unser Freund war nicht verzweifelt. Die paar Stunden bis zum Morgenzug wollte er sich noch in Wien umsehen, und er schlenderte durch die Straßen. Plötzlich nahten sich ihm einige verdächtige Gestalten, die es augenscheinlich auf seine Börse abgesehen hatten. Der Bauer war wieder einmal seiner Sache nicht sicher, ging zu einem Schutzmann, machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, der er entgangen war, und mutete dem Schutzmann zu, sogar gegen jene Freunde der Nacht den Säbel zu ziehen. Die Wiener Polizei ist aber nicht so ungemütlich, besonders dann nicht, wenn es sich um ein paar Apachen handelt. Bedenklich schien dem Auge des Gesetzes dagegen der Bauer, der sich nächtlicherweile auf der Straße umhertrieb. Und er ward von Minute zu Minute verdächtiger. Er wurde einem scharfen Verhör unterzogen, woher er komm' und geh' der Fahrt, und der Schutzmann wurde zärtlicher gestimmt. Er erkannte, daß der Mann vor ihm nicht ein Mörder oder Einbrecher war, sondern nur ein Schwachsinniger. Schwachsinnig war der Mann aber zweifellos. Er erzählte immer, er wäre mit einem lebenden Gemeinderat zusammen bei einem lebenden Sektionschef gewesen, und noch dazu in einer Erbschaftssache. Der Bauer war augenscheinlich größenwahnsinnig und wurde zum Polizeibureau gebracht. Der Polizeiarzt bestätigte die Diagnose des Schutzmanns, und auf der psychiatrischen Klinik stellte man pünktlich dementia praecox fest. Das Bäuerlein berief sich ohne Unterlaß auf den landsmännischen Gemeinderat. Damit war der vorzeitige Blödsinn eklatant erwiesen, eine telephonische Anfrage überflüssig, und der Bauer kam in die Irrenanstalt. Er war aber doch nicht so blödsinnig, wie die Psychiater glaubten, er stellte sich nämlich wirklich schwachsinnig, machte gar keinen Lärm und schmuggelte nach einigen Tagen an den Landsmann einen Brief durch die Mauern des Irrenhauses. Der Landsmann kam und befreite ihn nach vierzehn Tagen. Wenn der Bauer ein bißchen weniger blödsinnig gewesen wäre und gegen das Verfahren protestiert hätte, er säße noch in zwölf Jahren im Irrenhaus. Vielleicht wäre er im Laufe der Jahre sogar wirklich irrsinnig geworden . . .

Ernst Friedegg (Wien).

* * *

Der Postassistent als Journalist.

Eine interessante Entscheidung hat kürzlich das Reichsgericht getroffen. Bekanntlich werden Telegraphenbeamte, die den Inhalt von Depeschen an jemand andern als den berechtigten Empfänger rechtswidrig mitteilen, nach § 355 des Reichsstrafgesetzbuches mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft. Nun hatte ein Postassistent in Groß-Gerau eine telephonische Verbindung zwischen einem Berliner Depeschenbureau und einer Zeitung hergestellt. Dabei hörte er eine Neuigkeit, die ihn lebhaft interessierte. In dem Beamten erwachte der journalistische Trieb, und er gab die Meldung einem andern Blatte. Das eine Blatt, das sich durch das Verfahren des Beamten geschädigt fühlte, erstattete die Anzeige. Das Landgericht Darmstadt sprach den Beamten frei. Nach meiner Meinung liegt eine grobe Verletzung des Dienstgeheimnisses vor, ferner eine krasse Verletzung des Urheberrechtes. Die Zeitung ist offenbar auf die Nachrichten jenes Depeschenbureaus abonniert, und die Aneignung der Mitteilung durch den Postbeamten verletzt die Rechte sowohl des Depeschenbureaus wie der Zeitung. Wenn sich ein Journalist in die Nähe eines Telephons schliche und widerrechtlich zu derselben Nachricht käme, die sich der Groß-Gerauer Assistent durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt angeeignet hat, bekäme er zweifellos eine empfindliche Geldstrafe und müßte wahrscheinlich noch wochenlang in einem Gefängnis brummen. Aber was für eine Frechheit wäre das auch, sich zu einem Telephon zu schleichen und zufällig Gehörtes zu verraten?

Offenbar fand auch der Staatsanwalt die Freisprechung des Beamten unerhört, denn er legte dagegen Revision ein. Das Reichsgericht hat aber die Revision des Staatsanwalts verworfen — mit der Begründung, daß es wohl für ein Telegramm, aber nicht für ein — Telephongespräch ein Dienstgeheimnis gebe. Das Telephon ist damit außerhalb der Betriebe gestellt, die sich eines gesetzlichen Schutzes erfreuen. Wenn nächstens ein Mord in einem Luftschiff passiert, wird sicherlich das Reichsgericht entscheiden, daß ein Mord wohl auf dem Lande, aber nicht auch in der Luft ein Verbrechen sei. Hier winken für Raubmörder und Einbrecher noch allerhand Zukunftsmöglichkeiten. Sie werden sich hoffentlich die unmodernen Ansichten des Deutschen Reichsgerichts aneignen. Dr. jur E. F. (Wien).

* * *

Die unsterbliche Miss Elkins.

Seit über zwei Jahren verfolgt den deutschen Staatsbürger der „Liebesroman der Miß Elkins und des Herzogs der Abruzzen“ oder wie die „D. Tagesztg.“ schreibt „von Abruzzen.“ Bald kriegen sie sich, bald kriegen sie sich nicht, jede Phase des Verhältnisses zwischen der

Digitized by Google

Dollarprinzessin und dem Italiener wird mit Kammerdieneraugen erspäht und in die Welt hineintelegraphiert und unsre deutschen Zeitungen drucken das Gewäsch ab, als hätten wir gar keine andern Sorgen. Miß Elkins ist an die Stelle der Seeschlange getreten. Ist nun die Bedientenhaftigkeit unsrer Blätter größer als die Albernheit des Publikums oder umgekehrt? Wenn es Männer unter uns Lesern gäbe, dann würde sich doch folgendes abspielen. Wir würden uns drei, vier, fünfmal von der Bierbrauerstochter oder was sie sonst ist und ihrem Maccaroniprinzen erzählen lassen; beim nächsten Male aber würden wir in aller Ruhe hingehen, dem schuldigen Redakteur Schere und Pinsel aus der Hand nehmen und ihn lynchen. Aber die Zeitungsleser sind eben keine Männer mehr.

* * *

Die Reisefussbank.

Der erste Vorgänger Bethmann-Hollwegs hat vom Luxus gesagt: „—Millionen leben davon. Schaffen Sie den Luxus ab, so zerstören Sie eine Menge Existenzen." Und trotzdem: als ich das neuste Erzeugnis unsrer Luxusindustrie sah, die zierliche, kleine, zusammenklappbare Reisefußbank, da merkte ich wieder, daß unser Leben immer femininer, immer verzärtelter wird. Alljährlich zur Reisezeit schreiben sich tausende von wohlmeinenden Männern die Finger wund, um vor der Mitnahme von zu viel Gepäck insbesondere von zu viel Handgepäck zu warnen, und die Frauen lesen es nicken beifällig und gehen hin und — kaufen eine Reisefußbank. Was nimmt heute der zivilisierte Mensch auf die Reise mit, zumal, wenn er weiblichen Geschlechts ist? 1. Einen Schrankkoffer, so groß wie eine mittlere Sommerwohnung, 2. einen Hutkoffer, der noch größer ist, 3. eine Nezessairetasche, 4. Eßbesteckkasten uud Thermophor, 5. Schirme und Stocktasche, 6. 7. 8. Handtaschen aller Art, 9. endlich die Reisefußbank. Und der Transporteur dieser Gegenstände bildet sich ein, er sei ein Vergnügungsreisender. Und wer bürgt uns dafür, daß nicht bald zierlich gestickte Taschen und Umhüllungen für das neue Möbel erscheinen und für die Tasche wieder ein Schutzdeckchen. Gewiß ist, mit Voltaire zu reden: le superflu chose très nécessaire, aber man muß einen Unterschied machen. Unsre nach „Neuheiten" jagende Industrie schafft Dinge, die nicht den Komfort vermehren, sondern nur scheinbar eine Bequemlichkeit, in Wahrheit aber eine Last darstellen, einen Ballast. Das Reisen soll uns aus der gewohnten Umgebung herausreißen, auf eigne Füße stellen, der Natur näherbringen, und da kommt ein Elender und erfindet eine Reisefußbank. Und Helfershelfer von ihm verkaufen sie. Wenn das so fortgeht, wird jedes Bahnabteil bald aussehen, wie das Zimmer eines Sanatoriums. Es ist Zeit, daß das lenkbare Luftschiff kommt, dessen Gondel wenig Raum bietet. Dann bleibt wenigstens vielleicht die Reisefußbank draußen. Dr. M. P.

* * *

Motorluftschiff-Reisen.

Die „Xer Schnellpost" schreibt in ihrer Nummer vom 4. d. M.:

„Wir erfahren aus absolut sicherer Quelle, daß sich die Piloten des Z. I während der Überführung nach Metz die ganze Zeit hindurch — also auch während des mehrtägigen Aufenthalts bei Biberach — nur von harten Eiern und kalter Milch ernährt haben."

Dazu bemerkt unser aeronautischer Sol-Mitarbeiter: „Harte Eier spielen bereits in den ersten Anfangsstadien der Luftschiffahrt eine Rolle. So berichtet der Volksmund, daß der Hahn, den die Gebrüder Montgolfier im Jahre 1783 im Verein mit einem Hammel und einer Ente als die „ersten Luftschiffer" in dem von ihnen konstruierten „Montgolfiere" genannten Aerostaten aufsteigen ließen, während der Fahrt richtige, schon fertig „hart gekochte" Eier gelegt habe.

Dieses Märchen vom „eierlegenden" Hahn, das sich auch in vielen andren Volkserzählungen wiederfindet, ist natürlich bei dem heutigen Stande der Wissenschaft in das Reich der Fabel zu verweisen.

Der berühmte Physiker Charles, der Erfinder der ersten mit „Wasserstoff" gefüllten Ballons, zog bereits harte Eier als Mundvorrat bei seinen Hochfahrten allem andern vor. Nur will er dabei die eigenartige Entdeckung gemacht haben, daß dieselben mit zunehmender Höhe einen immer intensiveren Geruch von Schwefelwasserstoff (H_2S) annahmen. Er hat darüber eine gelehrte Abhandlung geschrieben, worin er diese Erscheinung in sehr scharfsinniger Weise auf den verminderten Luftdruck zurückführt. Neuere Forscher können sich dieser Ansicht Charles nicht anschließen; sie führen die von ihm gemachten Beobachtungen auf folgende natürliche Ursachen zurück:

1) Je höher der Ballon steigt, desto mehr dehnt sich das in der Hülle befindliche Wasserstoffgas aus. Das überschießende Gas, das in der Hülle keinen Platz mehr findet, tritt unten aus dem offenen Füllansatz heraus und gelangt so in die Nähe der Riechorgane der Korbinsassen. Nun haftet aber dem Wasserstoffgas, vor allem in dem ungereinigten Zustande, in dem man es mit den primitiven Hilfsmitteln der damaligen Zeit nur herzustellen vermochte, immer ein Geruch von Schwefelwasserstoff an. Was ist also natürlicher, als daß Charles, dem die obengenannten Erscheinungen noch neu waren, in den unschuldigen „harten Eiern" die Ursache des ihm so unangenehmen Geruchs suchte?

2) Wie eingehende Forschungen ergeben haben, war Madame Charles, die Gattin des berühmten Physikers, eine äußerst gute und sparsame Hausfrau. Aus einem ihrer in der „Akademie der Wissenschaften" zu Paris aufbewahrten Haushaltungsbücher geht hervor, daß sie für die Mandel „Trinkeier" nicht mehr wie 5—6 Sou, das ist nach unserm heutigen Gelde ca. 20—25 Pf., anzulegen pflegte. Jede deutsche Hausfrau wird mir zugeben, daß man dafür, selbst bei den damaligen billigen Preisen, keine frischen Trinkeier verlangen konnte. Es ist also wahrscheinlich, daß die „harten Eier" schon, bevor sie der Gelehrte mit in den Ballon nahm, nicht mehr ganz einwandfrei waren, wodurch sich dann der Schwefelwasserstoff-Geruch auf natürlichste Weise erklären würde.

Verfasser dieses hat auf seinen 117 Ballonfahrten mindestens 3×117 - 351 harte Eier verzehrt, ohne jemals etwas von dem ominösen Geruch bemerkt zu haben, was sicher ebenso sehr gegen die Theorie von Charles, wie für die Vorzüglichkeit der Bezugsquelle spricht! (Adresse steht auf direkte Anfrage gern zur Verfügung; Rückporto beifügen!)

Wer, wie ich, seit Jahren in Wort und Schrift immer wieder auf Grund eigner Erfahrung für „harte Eier" als einzig richtigen Proviant für den Luftschiffer auf der Fahrt eingetreten ist, wird in der obigen Meldung der „Xer Schnellpost" nur wiederum die Bestätigung seiner Theorie finden. Trotzdem haben wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, bei einigen unsrer bekanntesten Koryphäen der Luftschiffahrt eine Umfrage über diesen Punkt zu veranstalten. Die eingelaufenen Antworten, von denen wir hier nur die markantesten aufführen, lauten:

1) Professor A. B., der berühmte Aeronaut und Förderer der Luftschiffahrt, schreibt uns: „Ich selbst habe zwar noch keine Ballonfahrt gemacht, sehe aber nicht ein, warum harte Eier nicht ebenso geeignet für den Luftschiffer sein sollen, wie jedes andre Eiweiß enthaltende Nahrungsmittel . . . ."

2) Leutnant v. F., der voraussichtlich sichre Sieger bei der nächsten Gordon-Bennet-Wettfahrt, erklärt: „Mit einer halben Flasche Sekt zusammen sind „harte Eier sicher" etwas Gutes; man kann sie aber auch weglassen und den Sekt allein trinken, dann sind sie noch besser."

3) Oberlehrer K . . ., der verdienstvolle Gründer des Oberlahnschen Luftschiffer-Vereins, schreibt: „Bereits auf der letzten Versammlung unsres Vereins habe ich in Vorschlag gebracht, bei dem Deutschen Luftschiffer-Verbande eine Eingabe zu machen dahin, daß in Zukunft die Anzahl der Stimmen jedes Vereins für den Verbandstag nicht

Digitized by Google

mehr nach Maßgabe der verbrauchten Kubikmeter Füllgas, sondern nach der Zahl der während der Fahrten von den Korbinsassen verzehrten „harten Eier" festgesetzt werden. Nur auf diesem Wege kann die Stimmenzahl in Übereinstimmung gebracht werden mit den tatsächlichen Leistungen eines jeden Vereins!" . . . .

Diese Antworten sprechen wohl von selbst für sich und bedürfen keines weitren Kommentars.

Jedenfalls werden „harte Eier" auch bei der geplanten Erforschung des Nordpols mit Hilfe des Motor-Luftschiffs eine ausschlaggebende Rolle zu spielen berufen sein."

Sol.

* * *

Eine vergessene Steuer.

Jetzt, da das, was die Reichsboten mit Augurnzwinkern euphemistisch die Finanzreform nannten, (man verzeihe das harte Wort) „glücklich" unter Dach und Fach ist, darf man ja davon reden. Nun also: die Weisen des Reichs haben die einträglichste aller Steuern, eine Steuer, die allein den ganzen Millionenbedarf gedeckt hätte, einfach übersehen!! Und diese Steuer, allen Parteien — teils dieserhalb, teils außerdem, mit Busch zu reden — gleich genehm, ist die Steuer auf den Geist. Ich meine nicht auf Kirschgeist, Getreideschnaps und ähnliche Spirits, nein, eine Steuer auf geistige Begabung, sozusagen auf Talent und Genie, ja, und auf geistige „Produkte", als da sind: Entdeckungen, Erfindungen, Dichtwerke, Statuen, Gemälde, wissenschaftliche Untersuchungen e tutti quanti. Im Ernst, Ihr Herren, im Ernst: diese Steuer hätte was gebracht, den ganzen Millionenbedarf und noch darüber hinaus einen Zuschuß etwa zum — Kirchenbaufonds. Und sie wäre, ich wiederhole das noch einmal ganz ausdrücklich, allen Parteien gleich genehm gewesen. Denn warum: der regierende schwarzblaue Block wäre von ihr — einzelne rarae aves ausgenommen — so gut wie verschont geblieben; Geist, Licht, lumina sind dort nur höchst sporadisch anzutreffen. Die andern aber, die „Betroffenen" hätten gewiß gern für eine sozusagen offizielle Anerkennung etwa vorhandenen Geistes geblecht, gewissermaßen Stempelgebühren bezahlt; die Eitelkeit wurzelt nur zu fest in der menschlichen Natur. Man muß ja bei uns auch für den „Kommerzienrat" hübsch tief in die Tasche greifen, so manchen Orden „erwerben"; warum sollte man nicht für einen „Ritter vom Geist" (1.—4. Klasse, mit allen Variationen) ein Erkleckliches erlegen mögen? Diese Steuer wäre ferner gleichzeitig eine Besitzsteuer — wer Geist hat, besitzt etwas, hat etwas vor den andern voraus; das muß besteuert werden, dagegen wird sich keiner sträuben — und eine Erbschaftssteuer, sintemal sich „sowas" meist zu vererben pflegt. Auch gegen diese Erbschaftssteuer würde sich sicher niemand gewehrt haben. Denn warum: es fällt ein gutes Licht so auf den Erblasser, wie auf den Erben. Und weiter: wie würden wir vor dem Auslande, das uns schon längst nicht mehr den Geist glaubt, uns mit dem „Volk der Denker und Dichter" (cf. Reichstag) geradezu höhnt, wie, sage ich, würden wir vor dem Auslande dastehen, wenn wir durch unsern Geist allein all den gesamten Steuerbedarf aufbrächten, wenn wir statt der unsinnigen Steuern und Steuerchen eine so geistreiche, einzige hätten! — Es liegt mir fern, hier meine Karten völlig aufzudecken und zu verraten, wie diese Steuer im einzelnen zu gestalten wäre. Ich will nur sagen, daß die geborenen Zensoren hierfür in den Reihen des Zentrums zu finden sind. In tiefster Dunkelheit wird auch der schwächste Lichtstrahl sofort wahrgenommen, und unsre Zensoren würden — ich wiederhole nochmals Buschs Wort: teils dieserhalb, teils außerdem — sich, wie Polizeihunde auf den Verbrecher, auf jeden Geistesblitz der Zensiten stürzen . . . Es ist einfach unbegreiflich, wie eine so einträgliche Steuer übersehen werden konnte! Aber es ist nun schon einmal so und ist immer so gewesen: die kleinen Lichter (vulgo Streichhölzer) besteuert man, die großen läßt man laufen.

Worble.

* * *

Die neueste Oppositionspartei.

Gelungen ist es mir, Dinge in Erfahrung zu bringen, die ich nicht für möglich gehalten, wenn sie mir ein Anderer erzählt hätte. Ich saß in einem sehr noblen Weinlokal, und am Nebentische ging es sehr luxuriös her; da aß man den Kaviar pfundweise, und den Rheinwein trank man nicht unter fünfzig Reichsmark. Und ein alter, ganz kahlköpfiger Rittergutsbesitzer sagte mit schwerer Zunge: „Kinder, das lassen wir uns jetzt nicht mehr gefallen; das Titularwesen bedarf im Deutschen Reich einer Reform; es geht nicht anders. Es ist ein Skandal!" Nun sagte ein Andrer: „Ja, was meinen Sie denn eigentlich? Sie sind sonst so klar, aber heute merkt man von Klarheit nicht eine Spur." „Aber," rief nun wieder der Kahlköpfige, „es ist doch zu komisch, daß Sie mich noch nicht verstehen. Ich meine doch den Geheimen! Ich meine doch den Geheimen Rat! Das Wort erinnert doch an Geheimpolizist. Mit dem will doch kein Geheimer Rat verwechselt werden. Das Wort ‚Geheimer' muß raus. Das lassen wir uns nicht mehr gefallen. Die Agrarier haben jetzt die Macht und werden den Völkern und dem Pöbel schon zeigen, was eine Harke ist. Die Titulaturen sind im Deutschen Reiche reformbedürftig — reformbedürftig." „Freilich," erklärte ein dicker Sachse, „aber sollen wir nun das Wort ‚öffentlich' berühmt machen? Sollen wir fortan ‚öffentlicher Geheimer Rat' sagen?" Da lachten die Herren im Chore und fanden den öffentlichen Geheimen entzückend. Doch ließ sich der Kahlköpfige dadurch nicht vom Thema abbringen. „Ich erkläre," sagte er feierlich, „daß man nicht so ohne weiteres von ‚öffentlichen' Räten sprechen kann. Das Wort von der Öffentlichkeit hat ebenfalls einen ominösen Klang. Wie wär's aber, wenn man von konservativen Räten spräche? Ich glaube doch, daß das zutreffend wäre und gleichzeitig anzeigen würde, wer eigentlich im Deutschen Reich das meiste zu sagen hat." Da lächelten alle sehr überlegen, und man trank auf das Wohl des Kahlköpfigen. „Konservativer Regierungsrat klingt doch ganz famos," sagte ein jüngerer Herr, „nur weiß ich nicht, ob es angeht, von ‚wirklich' konservativen Regierungsräten zu sprechen. Denn es ist doch einfach lächerlich, unsre konservative Gesinnung irgendwie in Zweifel zu ziehen. Das geht doch nicht. Und ein Regierungsrat ist doch in jedem Falle konservativ. Das braucht doch nicht weiter durch das Wort ‚wirklich' bestätigt zu werden." „Da haben Sie", sagte der Kahlköpfige, „sehr weise gesprochen. An Stelle des Wortes ‚wirklich' empfehle ich das Wort ‚parlamentarisch'. Also: ‚parlamentarisch konservativer Regierungsrat' — das ist das Höchste." Nach diesen Worten brüllten alle Herren dreimal ‚Hurra', daß alle Weinflaschen zitterten.

Paul Scheerbart.

Des Bierlala Klagelied.

Träum' ich, wird mein Auge trüber?
Narrt mich böser Höllengraus?
Reich mir mal die Kanne rüber —
Weh, sie sieht nach Sydown aus!
Seliger Miquel, du schontest den Becher,
Jetzt muß verdursten der weidliche Zecher,
Trank er der Biere sonst achte bis zehn,
Muß er jetzt nüchtern nach Hause gehn!

Doch der Deutsche, wenn er nüchtern,
Wirkt wie Lyrik Eulenburgs.
Seine Seele ist so schüchtern
Wie die Seele eines Lurchs
O h n e den Stoff läßt er meiern noch mehr sich,
Hat er ihn intus, so setzt er zur Wehr sich

Digitized by Google

Spürt einen kleinen Gemütsexzeß,
Redet und wird ein Demosthenes.

Leider ist's jetzt gänzlich Essig
Mit der schönen Völlerei.
Zwei ganz kleine Viertel meß ich,
Wo ich sah der Liter drei! . . .
Hab ich des Sekttilgers Kröten im Beutel?
Find ich noch je der Begeisterung Ziel?
Schaurige Welt, wie bist du so eutel,
Da auch Gambrinus der Steuer verfiel!

Diese Steuer kam, ein spätes
Strafgericht aus Schicksalshand!
Deutschland, Land germanschen Methes,
Wird ein Selterwasserland!
Mögen uns tausend „Reformen" verschlingen,
Keine kann größres Verderben noch bringen,
Dies war das Ende — dies war der Schluß!
Topf leer heißt Kopf leer. —

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Franz Schamann: Aida. Ein Novellenband. (M. Braunschweig, Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig.) 264 S.

Franz Schamann hat seit seinem Novellenbuch „Märische Geschichten (1902) kein Prosabuch erscheinen lassen. Seine Hauptarbeit, sein unerbittliches Ringen gilt der Bühne. Eine leidenschaftliche Lust, Menschen erstehen zu lassen, große und bizarre, lästerliche und lächerliche Begebnisse auf die Beine zu stellen, beherrscht ihn. Es ist etwas Gewaltsames, Brutales in seinem künstlerischen Wesen, jene vergewaltigende Brutalität, die dem Dramatiker innewohnen muß, wenn ihm ein großer Wurf gelingen muß. Selbst in den letzten Jahren, die Schamann von arger Krankheit gequält hinbringt, ist von dieser Wucht und Kraft nichts geschwunden. Noch immer türmt er in seinen Dramenentwürfen zyklopische Blöcke, unbekümmert um die kleinlichen Bedürfnisse der Theater und unsers Publikums. Auch in seinen Novellen ist diese Grausamkeit und Wildheit eines Schöpfers, diese düstere Glut und titanische Unbedenklichkeit. Hier kann man das erhebende Schauspiel eines Mannes sehen, dessen künstlerische Überzeugungen seinen Verhältnissen nicht erliegen. Er wird seine Arbeiten niemals ziselieren und mit Glätten ausstatten; er stellt sie vor uns hin, wie sie in wildem Schaffensdrang geworden sind. Schamanns „Naturalismus" war niemals Modesache, sondern innerstes Bedürfnis, aus dem Wesen seiner Persönlichkeit erwachsen. Darum konnte er auch mit der Mode nicht in gemäßigtere Bahnen einlenken. Nirgends versucht er zu beschönigen, nirgends das Zerbrochene zu leimen, nirgends kommt ihm eine Anwandlung von Empfindsamkeit. Er ist durchaus objektiv und gibt die Tatsachen ohne Erbarmen in ihrer grassen Nacktheit. Das macht vor allem seine Soldatengeschichten so merkwürdig und bedeutsam. Solche Soldatengeschichten, wie „Die Rache des Rekruten", „Ein Deserteur", „Der Majorsrock", „Abenteuer eines Säuglings", hatte die deutsche Literatur bisher überhaupt gar nicht. Es sind Stücke, die an die Russen erinnern, an diese phrasenlosen, kaltblütigen Berichte, die uns in ihrer kalten Ruhe erzittern machen. Was sind da diese Soldatenromane und -Stücke der letzten Zeit, die Bücher und Dramen der Beyerlein und Hartleben oder gar die Blauen-Rock-dulköh-Zuckerwaren Schlichts. Schamann gibt keine „Enthüllungen", keine „Schlüsselromane", sondern er schafft nur Typen in scharfer konkreter Darstellung. Neben diesen Soldatengeschichten treten die andern Novellen des Bandes etwas zurück. Auch in ihnen tobt dieser unbändige Drang nach Gestaltung des Erlebten und Geschauten. Aber vor allem jene Geschichten, in denen der Moloch Militarismus starr und drohend sich erhebt, verbürgen den dauernden Eindruck dieses Buches.

Karl Hans Strobl (Brünn).

Marg. H. Zepler: Vom inneren Wesen. Eine Schrift zum Sinnen und Schaffen. Verlag von Wiegand & Grieben (Berlin).

Vor zwei Jahren erschien von derselben Verfasserin ein Bändchen, „Menschenkultur". Es zeichnete sich durch große Wärme und praktischen Sinn aus. Es wurden nicht uferlose Vorschläge gemacht, wie sie jetzt allerorten auftauchen, um von Unberufnen in Rede und Schrift festgehalten zu werden, sondern eine Frau, die sich erkennend und fördernd in den Dienst der Nächstenliebe gestellt hatte, sprach von der Ausbildung ihrer Geschlechtsgenossinnen zu tüchtigen, frohen, gesunden Menschen. Auch der umfangreichere Band „Vom inneren Wesen", der noch eine Fortsetzung erhalten soll, handelt von jener körperlichen und seelischen Harmonie, die als Kulturvollendung uns allen als Leitbild erscheint, und zu der trotz aller äußeren Fortschritte in unsrer so vielgerühmten Welt doch der Weg so schwer zu finden scheint. Wir sind wirklich reformfreundlich, sind es vielleicht zu sehr. Nur reformieren wir nicht an der richtigen Stelle. „Ein schwerwiegender Irrtum waltet in unsern Reformbestrebungen," sagt die Verfasserin, „nämlich der, die sozialen Bestrebungen ausschließlich an den Anfang und in den Vordergrund zu stellen, anstatt Selbstzucht, also sittliche Kultur, als Ausgangspunkt zu pflegen."

Es sind ernste Fragen, die sich dem Leser entgegenstellen, wenn er das Buch aus der Hand legt. Unsre Kultur, wenn man ihr das farbenprächtige Mäntelchen abzieht, zeigt keinen gesunden, kräftigen Körper. Selbstzucht und Innenkultur, d. h. solche, die nur dem Einzelwesen und der Familie gilt, findet der mit den Sitten andrer, vor allem nordgermanischer Länder Vertraute, nicht am häufigsten in Deutschland, wo der Boden einmal für sie so gut vorbereitet war, wo aber Äußerlichkeiten gerade mit steigendem Wohlstand sie überwucherten. Deutsche Bildung ist heut oft nur noch ein Schmuck, kein Wesen mehr. Und darunter leidet die wahre Trägerin des inneren Wesens, die Priesterin der Harmonie, die Frau am meisten. An sie in der Hauptsache wendet sich die Verfasserin. Wie sie in ihrem Buch „Menschenkultur" ein Dienstjahr für das junge Mädchen verlangt, um es seiner Kräfte bewußt, stark und tüchtig zu machen, so entwickelt sie hier den Plan zu Frauenschulen, die eine Brücke über die Standesunterschiede hinweg schlagen könnten in das tätige Leben hinein. Rührend ist, was von der Pflege der Hausmusik als schönste Gabe an die Armen gesagt ist, rührend, weil man fühlt, die Verfasserin ist diesen Weg selbst gegangen und hat edle Freude gesäet. Auch sonst hat man immer das Gefühl, einer erprobten Führerin zu folgen, so in allem, was über Entwicklung des Körpers, über kallisthenische Studien gesagt wird. — Wie vorsichtig Marg. Zepler an Fragen geht, die den Tagesmarkt beherrschen, zeigen ihre Kapitel von der Aufklärung, vom Zölibat der Lehrerin, von der Ehe. Sie wollen gelesen sein. Nirgends ein Zuviel, eine übertriebene, verletzende Forderung. Die letzte Entscheidung immer in der Hand des freien, voll entwickelten Menschen. Mit soviel Klarheit und Zurückhaltung ist selten über diese Dinge geschrieben worden. Und doch faßt den Lesenden oft ein Gefühl der Trauer. Der Ausblick ist so schön, das letzte Ziel so groß, der Weg scheinbar so einfach, die Kraft, zum innern Wesen zu gelangen in den

Digitized by Google

Händen auch des Ärmsten. Warum sind unsrer denn so wenige, die diesen Pfad wandeln? A. Harder.

Friedel u. Mielke: Landeskunde der Provinz Brandenburg. Bd. 1: Die Natur. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin.

Seit Jahrzehnten bemühen sich einzelne Männer wie Vereine, dem Märker und besonders dem Berliner die Augen für die Schönheit und Eigenart seiner engeren Heimat zu öffnen. Spezialkarten und Wanderbücher, naturwissenschaftliche und geschichtliche Spezialwerke über die Mark sind in Fülle erschienen, und doch hat es bisher an einem gemeinverständlichen Werke gefehlt, bei dem jeder Freund der Mark auf seine Rechnung kommt. Ein solches Werk, eine Landeskunde der Provinz Brandenburg, erscheint z. Z. bei Dietrich Reimer. Der erste Band „Die Natur" liegt bereits fertig vor. Die Namen der Herausgeber des Gesamtwerkes (Friedel und Mielke) sowie die der Mitarbeiter des ersten Bandes (Klima—Schwalbe, Boden—Zeche, Pflanze—Graebner, Tier—Eckstein) bürgen allein schon für die Gediegenheit des Ganzen. Besonders anzuerkennen ist, daß die Verfasser überall bedächtig Maß gehalten haben und nie die Klarheit und Gemeinverständlichkeit übertriebener Wissenschaftlichkeit zulieb haben leiden lassen. Zu bedauern ist aber, daß im botanischen Teil die Thallophyten und Bryophyten nicht berücksichtigt worden sind. Wenigstens hätten die für viele Teile der Mark wirtschaftlich recht wichtigen Hutpilze und die häufigsten Laubmoose nicht ganz unterdrückt werden dürfen. Doch wird dieser Mangel durch die schönen Abbildungen und die beigefügten Karten wieder gut gemacht. — Der Preis des ganzen fünfbändigen Werkes ist äußerst niedrig bemessen (20 Mk. brosch., 25 Mk. geb.). Dazu verpflichtet sich der Verlag, dem Abnehmer aller fünf Bände eine Übersichtskarte der Provinz im Maßstabe 1:300 000 (8 Blätter der Landesaufnahme des Königl. Preuß. Großen Generalstabs in fünffarbigem Steindruck) zu liefern, um derentwillen allein sich die Anschaffung schon lohnt. Jedenfalls verdient das Unternehmen nach Kräften unterstützt zu werden, und die neue Landeskunde sollte auf dem Bücherbrett keines märkischen Hauses fehlen.

A. Hagmann (Charlottenburg).

Max Brod: Ein tschechisches Dienstmädchen. Verlag von Axel Juncker. (Berlin.)

Der problematische Geist dieses proteischen Dichters zeigt sich hier von einer neuen Seite: der Verfasser des geistvollen, aber noch unausgeglichenen „Schloß Nornepygge" hat uns einmal ganz einfach kommen wollen, der kleine Roman von der Liebe des komplizierten Jünglings zu der tschechischen Pepi ist eine Art Symbol für einen ganzen Typ sentimentaler Liebeleien von heut. Die Hyperkultur sucht bei der unverfälschtesten Natur Erfrischung. Für den Komplizierten bedeutets trotz seiner Autosuggestion nicht mehr als einen Ausflug in den Wald, denn auch William Schurhaft wird durch dieses Bad im „Volkstümlichen" von seinen reflektierenden Marotten nicht geheilt, für die Pepi aber bedeutets — gar nix. Und das ist an der ganzen Sache das Beste, daß Brod nichts verfälscht und verschönt hat. So ist's halt und damit basta! Diese moralinfreie Stimmung gibt der etwas kargen Stofflichkeit ihren Reiz. Immerhin wiegt diese rasch entstandene Arbeit als solche nicht schwer. Brod muß noch viel arbeiten, bis er die Synthese seiner vielseitigen Anlagen findet und damit auch sein „Kunstwerk", das allem Anschein nach zwischen der dialektischen Verwirrung des „Schlosses Nornepygge" und der sichren heiter-überlegenen Konturenzeichnung des „tschechischen Dienstmädchens" liegen wird. Paul Friedrich.

Dr. Oskar Aronsohn: Oswald Alwing. Eine pathologisch-literarische Studie zu Ibsens „Gespenstern". Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, Halle a. S. 1909.

Th. Traub: Praktisches zur Kinder-Erziehung. Max Kielmann, Stuttgart. 1909. Preis Mk. 1,- .

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart", Berlin W 9. Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Friedrichstr. 110-112
Oranienburgerstr. 54-56a
Passage-Kaufhaus
Betriebsgesellschaft m. b. H.

Für die Leser der „Gegenwart". Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

SPORT-KRAVATTEN in karr. Mustern 3 Stück 1.—

HERREN-TASCHENTÜCHER Prima P.K. Qualität mit bunter Kante ½ Dutzend 1.25

LODENHÜTE vorzügl. Qualität in modernen Formen 1.65

HERREN-HANDSCHUHE Suède imit., Marke P.K. Gelb und farbig Paar 1.10 65 Pf.

MACO-HEMDEN mit farb. Einsatz 1.65

P.K. ZIGARREN Specialmarke „Culsura" hochfein, 10 St. 1.20

ZIGARETTEN-ETUIS in reichster Auswahl Stück von 90 Pf. an

Bitte zu wenden!

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—Bremen-Genua u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.

Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

An das
Passage-Kaufhaus
Berlin.

BESTELLSCHEIN.

Unter Nachnahme bitte ich mir zu senden:

.....

.....

.....

.....

Unterschrift.....

Adresse .....

Bei Aufträgen von 15 M. an erfolgt der Versand franko.
Nichtgefallendes ist von Ihnen sofort kostenlos zurückzunehmen und der dafür entfallende Betrag zurückzuzahlen.

Passage-Kaufhaus

Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

AKTENMAPPE
schwarz und braun
Kunstleder mit 2 Druckkn. 3.50 **2.90**

P.K. Füllfederhalter
m. Ia. 14 kar. amerikanischer Goldfeder **3.50**

P.K. KOPFBÜRSTE
gar. reine Borste
unerreichte Haltbarkeit Stück **1.30**

HERRENSCHIRM
Reinseiden,
extra dünnes Gestell, mit Futteral **4.90**

P.K. Briefordner
prakt. System **75 Pf.**

HERREN-SOCKEN
FIL D'ECOSSE
Moderne Muster
Paar 95, **65 Pf.**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 31. Berlin, den 31. Juli 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Bülows Erbe.

Unsere Zeit lebt rasch und sie vergißt auch rasch: die Episode Bülow ist vorüber, und nur hier und da wird noch ein Tränchen vergossen um den stattlichen Mann, der so verständig zu reden und so lustig zu zitieren verstand, der das Lohengrinschiff nach Tanger und Herrn von Radowitz nach Algeciras schickte, der die Kümmernisse von Casablanca und die Not der Einkreisung überwand, der in den Novembertagen als finsterer Mentor zu Telemach ging und schließlich gehen mußte, weil die Agrarier dem agrarischen Kanzler nicht mehr trauten, weil die Polen gegen den Tyrannen von Wreschen den Dolch im Gewande trugen, weil das Zentrum langrächend wie Kriemhilde auf dem Grabe der Wistuba und Pöplau ein Opfer darbringen wollte. „Bei Philippi sehen wir uns wieder," so hat Fürst Bülow mit der Attitüde des Junius Brutus beim Abschied gesagt, unbewußt das mythische Scheidewort des Fürsten Bismarck kopierend: „Le roi me reverra." Aber schwerlich wird Herr von Bethmann-Hollweg, sein Erbe, gleich dem Grafen Caprivi, wenn er zu Tische sitzt, den Geist Banquos hinter seinem Stuhle spüren: „Schüttle die blutigen Locken nicht so gegen mich!" Das furchtbare Drama der neunziger Jahre wird sich nicht wiederholen, denn wie Fürst Bülow kein Bismarck war, so ist auch der Enkel von Jakob Moritz Bethmann kein Caprivi, der aus der Wachtstube plötzlich zur Leitung eines großen Staatswesens berufen wird. Man hat den Nachfolger Bismarcks mit lächelndem Achselzucken, den Nachfolger Bülows mit jenem Respekt begrüßt, den Ernst und Sachlichkeit stets erwecken. Man weiß auch, daß nicht, wie in den stürmischen Lenztagen vor neunzehn Jahren, unter dem Motto: „Der Kurs bleibt der alte" das Schiff in ein ganz neues Fahrwasser gelenkt werden soll, daß Herr von Bethmann vielmehr von seinem Vorgänger selbst vorgeschlagen und als der Würdigste bezeichnet wurde.

Welches Erbe nun ist ihm beschieden? Ist es so stark mit Hypotheken belastet, daß er nur mühsam sich die Existenz erhalten kann? Fast will es so scheinen. Denn es herrscht im Parteileben eine geradezu heillose Verwirrung; die Freunde von gestern bekämpfen sich heute in blutiger Fehde unversöhnlich mit korsischem Haß, und wie weiland König Heinrich der Sechste steht jetzt der Genius des deutschen Volkes daneben: O, kläglich Schauspiel! o, der blutigen Zeit! Wenn Löwen um die Höhlen sich bekriegen, entgelten ihren Zwist harmlose Lämmer! Schon hat man bei der Wahl von Neustadt-Landau die Probe auf das Exempel machen können: Die Stimmen der Sozialisten schnellten um tausende in die Höhe, während die beteiligten Parteien des Bürgertums gleichmäßig Trauer anlegen konnten. Schon ist hier ein Symbol für die Zukunft, zugleich aber auch ein Beweis für die Torheit jener Politik gegeben, die mitten während des Kampfes um die Finanzreform nach der Auflösung des Reichstages drängte, denn was in Neustadt-Landau, in diesem alten Erbsitz der nationalliberalen Mittelpartei, am grünen Holze geschah, das wäre sicherlich mindestens in allen bisher zweifelhaften Kreisen auch am dürren Holze geschehen. Jetzt kann doch vielleicht die Zeit die Wunden heilen, und wenn dann in zwei Jahren die Ritter auf die grüne Heide reiten, dann wird es um ganz andere Kampfpreise gehen, dann wird unser kurzlebiges Geschlecht den Versuch, die jetzt vergangenen Tage agitatorisch wiederzubeleben, gelangweilt mit dem Wort ablehnen: „Die Finanzreform? Ach ja, es war einmal —!"

Soll es aber so kommen, dann wird Herr von Bethmann-Hollweg gar geschickt lavieren oder eine großzügige und sehr starke Politik treiben müssen, eine Politik, die über die Misere des Alltags hinwegreißt und den Blick von der Vergangenheit völlig ablenkt. Freilich sieht das Auge, so weit es auch spähet und blicket, Ziel und Gegenstand einer solchen Politik noch nirgends. Denn die großen Aufgaben sind schlecht oder recht gelöst, und was noch übrig blieb, das ist zunächst nur Wochentagsarbeit. Aber die Dezembertage haben gezeigt, daß auch hier ein plötzlicher Wechsel möglich ist, daß unvermutet Stürme durch die Ruhe sausen und alle faulen Miasmen davontreiben können. Mag Herr von Bethmann kein Mann der Überraschungen sein, mag man für seine Kanzlerschaft eher das Prognostikon auf „langweilig" stellen, so fährt doch die Geschichte

Digitized by Google

auf ihren eigenen Geleisen dahin, scheinbar regellos und doch sicherer zum Ziele drängend, als Menschenwitz voraussieht.

Herr v. Bethmann tritt jetzt auf die Arena etwa wie der Ritter Delorges: Hier schüttelt der konservative Löwe die Mähnen, dort schlägt der klerikale Tiger mit dem Schweif einen furchtbaren Reif, hier stürzen sich von links her die Leoparden mit mutiger Kampfbegier auf das Tigertier. Und herum im Kreis, von Mordsucht heiß, lagern sich die greulichen Katzen. Herr v. Bethmann nun soll den Handschuh herausholen, er soll nützliche Gesetze, namentlich auf dem Gebiete der Sozialpolitik und der Rechtspflege schaffen — es gehört Mut dazu und auch Geschicklichkeit. Vor allem aber wird der neue Mann dafür zu sorgen haben, daß die Linke sich nicht grollend in den Winkel verkriecht und nach berühmten Mustern und nach der Taktik des letzten Kampfes jede aktive Rolle versagt. Schmollende Politiker werden immer einen tragikomischen Anblick gewähren. Überdies dürfte der Freisinn sich wohl noch erinnern, wie kümmerlich einst die Situation war, als er unter dem überragenden Einfluß Eugen Richters sich jede positive Mitarbeit versagte. Mag jetzt der Block zertrümmert am Boden liegen, so ist er doch gerade für die Linke eine gute Schule der Erziehung gewesen. Sie kann nicht ohne weiteres in den spezifisch nationalen Fragen, im Kampfe gegen das Polentum, um die Sicherung unserer Wehrkraft, um die Kolonien, versagen, sie kann nicht einmal die alten ledernen Theorien auf wirtschaftlichem Gebiete wieder zum Evangelium erheben. Sie hat umdenken gelernt und muß dabei bleiben. So wird für Herrn v. Bethmann die Aufgabe leichter sein, als es jetzt scheinen mag; er wird sich nicht immer gezwungen sehen, mechanisch den Blockgedanken in das Spiel einzusetzen, sondern er wird mit wechselnden Majoritäten arbeiten können, was die Aufgabe des leitenden Staatsmanns freilich erleichtern mag, wenn es auch nicht zur Hebung der politischen Sittlichkeit beiträgt. Fürst Bülow mußte gehen, weil er sich diesen Weg völlig versperrt hatte, weil er im letzten Grunde der Spielball eines Dutzends dissentierender Stimmen geworden war; Herr v. Bethmann wird die Hypothek auszahlen und freier handeln und leichter arbeiten können. Aber er wird dennoch die geistige Richtung der Dezembertage nicht aufgeben, er wird nicht in der Polenpolitik die Weiche umstellen und etwa aus Dankbarkeit für die Aktion des Grafen Mielczynski wieder einmal das Bild jener Wellenbewegung heraufführen dürfen, das so oft schon in dem Kampfe um die Ostmark sichtbar wurde. Gerade hier wird der Prüfstein für den allerneuesten Kurs sich ohne Zwang darbieten.

Reicher und leichter zu verwerten ist das Erbe, das Herr v. Bethmann auf dem Gebiete der auswärtigen Politik antritt. Denn es ist zweifellos dem Fürsten Bülow, als er es wagte, die eherne Figur der deutschen Armee auf das diplomatische Schachbrett zu stellen, in überraschender Weise gelungen, das feingesponnene Netz zu zerreißen, mit dem König Eduard uns die Glieder zu umstricken versuchte. Es ist ein Zufall, daß gerade jetzt der russische Kaiser seit langen Jahren zum erstenmal wieder festen deutschen Boden betreten wird, aber dieser Zufall ist doch mehr als ein Symbol, er ist gleich dem letzten Zusammentreffen bei Björkö ein tatsächlicher Beweis für den starken Wandel der Stimmungen, für das Verblassen der Erinnerungen von Reval. Erleichtert wird freilich dieser Erfolg durch die seltsame Art der Begrüßung, die man von England her dem Herrscher aller Reußen zu bereiten gedenkt: nicht vom offiziellen England her, wohl aber von der Seite aus, wo man in dem Zaren nur das verabscheuenswerte Haupt der Schwarzen Hundert, den blutigen Schlächter vom Gaponstage erblickt. Wenn sonst der Zar fortzog, den Verbündeten zu grüßen, dann mied er die Berührung Deutschlands — jetzt verschmäht er die kleinen Rücksichten auf die Gefühle der neuen Männer in Frankreich, und ehe er die Rechte des früheren Anarcho-Sozialisten Briand und der Genossen Millerand und Viviani schüttelt, die weniger skrupellos als ihre englischen Brüder ihm die goldenen Ähren zum Kranze winden, ehe er sich in diese eigentümliche Atmosphäre revolutionärer Philisterhaftigkeit begibt, läßt er sich von den Lüften eines konservativ-monarchischen Staatswesens umwehen. Hier darf sich Herr Bethmann bequem auf das vom Fürsten Bülow bereitete Lager legen, wie denn vielleicht in den letzten zehn Jahren die Situation für einen Neuling nie günstiger gewesen ist als gerade jetzt, wo all die Konflikte, die sich in Persien, im nahen und im fernen Orient erheben, gegen unsere Interessen doch uur in indirekter Weise stoßen, wo vor allem der alte natürliche Widerstreit zwischen Rußland und England uns die Möglichkeit gibt, für eine von diesen beiden Mächten, die nur Rußland sein kann, zu optieren. Wir sind nicht die Schiedsrichter Europas und wollen es auch nicht sein; wir haben auch wohl kein Bedürfnis nach der Rolle des ehrlichen Maklers, aber gerade deshalb, gerade weil man die Macht Deutschlands nicht als ein quantité négligeable zur Seite stellen noch als ein Instrument der Herausforderung und der Friedensstörung denunzieren kann, deshalb ist unsere Lage beneidenswert günstig und deshalb können wir auch uns getrost damit abfinden, daß ein neuer, auf diesem Gebiete noch ungeschulter Mann das Erbe des Fürsten Bülow antritt.

Digitized by Google

Clemenceau.

Ein Porträt von Siegmund Feldmann (Paris)*).

25. Juli 1909.

Das neue Kabinett trägt die Etikette Sarrien, aber seine Seele wird Herr Georges Clemenceau sein. Daran zweifeln weder Freund noch Feind. Wenn man über ein Jahrzehnt lang Frankreich regiert hat, nicht etwa wie ein Präsident der Republik, sondern wie ein Autokrat, ohne je mehr gewesen zu sein als ein simpler Deputierter, begnügt man sich nicht, als Flügelmann mitzulaufen, nachdem man endlich Minister geworden ist. Der Ehrgeiz hat damit nichts zu schaffen; das ist eine Frage des Talents und der Überlegenheit des Antriebs.

Zwar war vor ihm Gambetta, die wenigen Monate seines hilflosen „großen" Ministeriums ausgenommen, auch nur ein einfacher Deputierter, allein ebensowenig wie die Art des Einflusses dieser beiden Männer war dessen Wurzel dieselbe. Gambettas Macht beruhte hauptsächlich auf den Verdiensten, die er sich in der heroischen Zeit des Krieges um sein Land erworben hatte. Er hatte seine Legende, die ihm zu großer Volkstümlichkeit verhalf, und zum Volk sprach er auch mit Vorliebe: großspurig, bilderreich, donnernd und gemütlich zugleich. Man fände in seinen Hunderten Reden bestenfalls eine Anzahl tönender, zumeist wie ein Hammerschlag auf das Kupferbecken schmetternder Schlagworte, aber keine einzige leitende Idee, keinen sicher begründeten Satz: er wirkte durch sein Temperament. Clemenceau ist das Gegenteil von einem Temperamentspolitiker, und er wirkt lediglich durch seine glänzende, den Stoff wie eine widerspenstige Bestie mit festem Griff anfassende Argumentation, die aus einer universellen Bildung schöpft, sich immer vom Besonderen zum Allgemeinen erhebt und den Luxus wohlfeiler pathetischer Unterstreichungen nur ganz selten gestattet. Ein solcher Mann, dessen Stärke ganz im Willen und im Verstande lag, konnte, wieder im Gegensatze zu Gambetta, natürlich nicht populär werden. Er war es so wenig, daß nach Panama eine Kampagne des „Petit Journal" hinreichte, ihm seine Wähler zu entfremden, so große Vorteile sie daraus zogen, von dem geheimen Kaiser der Republik vertreten zu sein, und so wenig sie seine Überzeugungen mißbilligten. Das ging daraus hervor, daß sie ihm einen Nachfolger von der gleichen radikalen Abschattung gaben.

Als er damals am Boden lag, glaubten viele, daß nunmehr seine öffentliche Tätigkeit abgeschlossen sei. Wie und wo sollte er sich auch vernehmen lassen, nachdem das „Mahagonipferd", wie im intimen Kammerjargon die Rednertribüne heißt, ihn abgeworfen hatte? Volksversammlungen mied er, Vereinspolitik widerstrebte ihm, und Journalist war er nicht. Darin irrte man. Er war es nicht gewesen, aber er wurde es über Nacht. Am Morgen nach seiner Niederlage griff er zur Feder und hatte sich schon nach einer Woche auch in der Presse als ein Führer erster Ordnung offenbart: nicht als einer jener Gelegenheitsleitartikler, wie es Parlamentarier oft werden, wenn sie an einer verhaltenen Rede leiden, sondern als ein Journalist von Rasse, der jeden Tag seinen Aufsatz schrieb, einen Aufsatz, der scharf, aber auch ritterlich wie ein Schwert war, von persönlichem Ausdruck, von hohen Gesichtspunkten und einer Fülle von Gedanken in einer untadligen, literarischen Form. Diese Vorzüge bekundete er auch in einigen Bänden erzählenden und philosophisch-kritischen Inhalts. „Die Stärksten" und „Am Fuße des Sinai" können schlankweg als Meisterbücher angesprochen werden, die allerdings den landläufigen Lesefutter wenig

---

*) Anmerkung der Redaktion: „Don't prophesy unless you know", warnt ein kluges Sprichwort der Engländer. Und am wenigsten soll man prophezeien, wie ein Politiker sich entwickeln wird, der den bedeutungsvollen Schritt von den Bänken der parlamentarischen Opposition auf die Regierungsbank getan hat. Denn im Gesichtswinkel der Macht erscheinen die Dinge anders, als sie jenen sich zeigen, die bloß Kritik an ihr üben, und unter dem Druck der Verantwortlichkeit wird ein Staatsmann sehr häufig zu Zögerungen, Handlungen und Entschlüssen verführt, die seine Anhänger zum mindesten überraschen, seinen Gegnern jedoch den willkommenen Anlaß bieten, ihn der Gesinnungslosigkeit und des Abfalls von sich selbst zu bezichtigen. Ist auch Herr Clemenceau, der so unvermutet Gestürzte, diesem Schicksal nicht entgangen? Er war seinen Parteibekenntnissen nach „Radikal-Sozialist" und hatte sich demnach als leitender Minister die Aufgabe gesetzt, die Sozialisten von der Revolution abzustimmen und ihnen durch große Zugeständnisse Vertrauen zur Evolution einzuflößen, während er gleichzeitig den an der bürgerlichen Ordnung festhaltenden Radikalen Gewähr gegen den ökonomischen Umsturz bieten wollte. Bei der Lösung dieser äußerst schwierigen und gefahrvollen Aufgabe mußte er es natürlich in manchen Einzelheiten versehen und in beiden Lagern Unzufriedenheit erwecken; und da seine Eigenwilligkeit, seine Draufgängernatur und die Schonungslosigkeit seiner Rede jedem gegenüber auch manche seiner Freunde verärgert hatte, genügte ein einziger taktischer Fehler in einer schwül-stürmischen Debatte, um von seinem „Block" so viele Stimmen auf die Gegenseite zu werfen, daß die noch unversöhnlichen Widersacher der Demokratie seinen Skalp endlich erjagen konnten. Hätte er Herrn Delcassé nicht oder nur anders geantwortet, hätte er nur auf ihn und nicht zugleich auf dessen einstige Mehrheit zugeschlagen, die nun auch seine eigene Mehrheit war, dann wäre er der Herr der Republik geblieben. Aber er wollte nicht; er wollte nicht, weil er eben Clemenceau war. Ob er wirklich seinem Programm und seiner Vergangenheit untreu geworden ist, darüber wird man, je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, verschieden urteilen. Seinem Charakter, dem Komplex seiner rein persönlichen Eigenschaften scheint er bis zu einer gewissen Grenze immerhin treu geblieben zu sein. Als Parlamentarier kam er empor, indem er mit unerschütterlicher Wurstigkeit Keulenhiebe austeilte, und er ging als Minister nach einem Keulenhieb, dem er gelassen das Witzwort von dem mitgebrachten Regenschirm und dem mitgenommenen Spazierstock nachfolgen ließ. Die „Manier" ist also dieselbe. Gerade darum wird vielleicht das nachfolgende Porträt, das im März 1906, da er als simpler Ressortminister in das Kabinet eintrat, entworfen wurde, vielleicht auch jetzt einiges Interesse erregen.

Digitized by Google

gleichen und keinem der „beliebten“ Auflagemagnaten den Platz aui dem Gabentisch wegnehmen, den ihm um Weihnachten die Buchhändleranzeigen zuteilen.

Sein Bestes jedoch gab und gibt er immer noch der Politik als sprungfertiger Polemiker, der allezeit das richtige Wort findet und keine Furcht hat, jeden Gedanken zu Ende zu denken. Er gehört nicht zu den Leuten, von denen Goethe in seiner prachtvollen Bildlichkeit sagte, daß sie an der ganzen Wand herumklopfen und immer vermeinen, den Nagel zu treffen. Er trifft ihn sofort, und zwar auf den Kopf. Und so geschah es denn, daß der Mann, dem das die Wahlurnen füllende Tier mit den Millionen Händen das Mandat entzogen hatte, sich ein Mandat der öffentlichen Meinung errang und es bald mit einem so gewaltigen Ansehen ausübte, daß man wiederum von seiner Nebenregierung in den Kulissen zu sprechen begann. Das war übertrieben. Aber immerhin rettete er von seiner früheren Geltung so viel in die Presse hinüber, daß er nicht nur den Fuß im Bügel, sondern auch den Einfluß in seiner Partei behielt, und die beiden Kabinette, die auf den jammervollen Herrn Meline folgten, fragend nach seiner Meinung schielten, so oft sie zu einem Entschlusse schritten.

Dieser Einfluß konnte sich nur steigern in dem Maße, wie die Dinge in Frankreich sich in der von ihm angedeuteten Richtung entwickelten. In einer Kammersitzung hatte er einem Kollegen, der, zwischen der Girondisten- und den späteren Phasen unterscheidend, an der Revolution mäkelte, den monumentalen Satz zugerufen: „Die Revolution ist ein Block!“ Dieser Ausspruch wurde zum geflügelten Wort, das viele belächelten. Ganz zu Unrecht, wie mich dünkt, und wie die Folge gelehrt hat. Clemenceau kennt die Ausschreitungen der Schreckenszeit zu genau, um sie zu verteidigen oder gar deren Wiederholung zu wünschen. Er hat selber geschrieben, daß sie Bonaparte erklären, wenn auch nicht rechtfertigen. Seine Theorie vom Block will auch nur ausdrücken, daß die Revolution mit allen ihren erweckenden und erschreckenden Werken den Franzosen von heute ein Vermächtnis von Ideen, eine Weltanschauung, eine Warte hinterlassen habe, von deren Einheitlichkeit die Republik nichts abbröckeln lassen dürfe. Die Ereignisse der allerletzten Jahre, in denen die „historischen“ Parteien gegen die Demokratie Sturm liefen und die Kirche wie das Heer zu Werkzeugen des Umsturzes zu mißbrauchen suchten, haben dargetan, wie richtig Clemenceau geurteilt hatte. Diesen Bestrebungen gegenüber mußten sich auch die Republikaner zu einem Block zusammenschließen, der vielleicht noch zeitweilig erschüttert, aber kaum wieder gesprengt werden kann. Denn was für Wechselfälle Frankreich noch bewegen werden: in dem Augenblicke, wo die Überlieferungen und der Geist der großen Revolution ernstlich bedroht scheinen, wird dieser Zusammenschluß immer eintreten. Mehr hat Clemenceau nie verlangt. Und somit ist seine Theorie zur Wirklichkeit geworden.

Allein, er hat nicht nur die Theorie geschaffen, er hat sie auch in Vollzug gesetzt und am kräftigsten gerade in der Zeit seiner parlamentarischen Ausschaltung daran gearbeitet. Nun wird er als Minister des Innern Gelegenheit haben, die letzte Hand an sein Werk zu legen. Der Mann, der Gambetta niederwarf, der Jules Ferry sein berühmtes: „Allez vous en!“ zurief und die Regierungen mit einem spielenden Fingerdruck knickte wie die Binsen, ist erst in seinem 65. Lebensjahre in den Besitz eines Portefeuilles gelangt. Seine Gegner warfen ihm auch immer vor, daß er nur zu zerstören, aber nicht aufzubauen bereit sei; daß er nach jeder Ministerkrisis, die er herbeigeführt hatte, den Zuschauer gespielt und sich vor der Verantwortlichkeit gedrückt habe. Allein die Wahrheit ist, daß er, wie er kürzlich zu allgemeiner Überraschung selber erklärte, nie in die Versuchung geriet, die Zügel zu ergreifen, weil sie ihm niemals angeboten wurden. Selbst in den Tagen seiner größten Macht fühlte kein Präsident der Republik sich veranlaßt, ihm die Kabinettsbildung zu übertragen. Vielleicht entsprang diese Zögerung der nicht ganz unbegründeten Besorgnis, daß mit Clemenceau schwer auszukommen sein dürfte; vielleicht aber auch der Einsicht, daß er nicht gerade den besten Minister abgeben würde. Fast wäre ich geneigt, dasselbe zu glauben. Ein Minister, mag er noch so gesinnungsfest sein, muß über eine große Schmiegsamkeit verfügen und der Zweckdienlichkeit gegenüber eine Selbstverleugnung üben, deren mir Clemenceaus Charakter wenig fähig scheint. Er ist geistig selber ein „Block“. Er läßt nicht mit sich markten; er will seine Unabhängigkeit bewahren und hat in den Tagen Waldeck-Russeaus durch seine Haltung in der Frage des staatlichen Schulmonopols gezeigt, daß er sich selbst zwingenden Notwendigkeiten gegenüber zu Zugeständnissen nicht verstehe und die Reinheit seiner Doktrin höher stelle als die Zustimmung seiner Parteifreunde.

Doch das wird sich erweisen, und was auch geschehen mag, Clemenceau wird als Kombattant auf dem Posten bleiben. Nach seiner Niederlage im Var schrieb er: „Ich bedarf nicht erst der Erlaubnis des Volkes, um es zu verteidigen.“ Ebensowenig bedarf es eines Portefeuilles, um seinen Willen zur Geltung zu bringen. Das verstand er schon, als er, der aus der Väter Art geschlagene Sproß eines uralten Adelsgeschlechtes der für Thron und Altar blutenden Vendée, kurz vor Zusammenbruch des Kaiserreichs aus Amerika nach Paris zurückkehrte, um daselbst die Heilkunst auszuüben. Er siedelte sich hoch oben auf Montmartre an und eröffnete ein Ambulatorium für unbemittelte Kranke, das er selbst dann nicht ver-

Digitized by Google

nachlässigte, als ihn seine Mitbürger vom „heiligen Berg“ als ihren Vertreter ins Rathaus und ins Palais Bourbon entsendet hatten.

Erst 1885 gab er seine ärztliche Praxis, die reiche wie die arme, auf. Aber so sehr ihn seine Patienten, der Vorsitz im Pariser Gemeinderat und seine Feldherrntätigkeit in der Kammer in Anspruch nahmen, er fand immer noch Zeit zu seinem gewohnten Spazierritt im Boulogner Gehölz. Dieser Ritt war nicht seine einzige ritterliche Bewegung. Er schlug eine gute Klinge und hatte sich auf dem Scheibenstand von Gastyne-Renette den Ruf eines trefflichen Pistolenschützen erworben. Déroulède, der seine Kugel am Ohr vorbeipfeifen hörte, und zumal der Major Poussargues, den er im Duell schwer verwundete, wissen ein Lied davon zu singen. Denn wie Mirabeau ist auch dieser Volksmann vor allem ein Weltmann, ein feiner Genießer von ästhetisch reizbaren Sinnen. Er sammelt schöne Bücher, stöbert die Kunstläden durch und gilt namentlich auf dem Gebiete der japanischen Malerei als eine Autorität. Eine besondere Vorliebe hegt er für das Theater. In früheren Jahren war er ein fast täglicher Gast hinter den Kulissen der Großen Oper, im Balletfoyer, wo die jungen Ratten in ihren luftigen Tüllkleidchen dem allzeit galanten „Doktor“ nur so zuflogen. Man kann sich denken, daß diese Zerstreuung seinen Widersachern Anlaß zu allerlei geschmacklosen Anzüglichkeiten bot. Heute hält er sich nur noch vor dem Vorhang auf, und es gibt kaum eine interessante Premiere, bei der man sich nicht im Parkett den Kopf des berühmten Ministertöters zeigt.

Man braucht ihn niemandem zum zweitenmal zu zeigen; denn wer einmal diesen enormen Kopf gesehen hat, vergißt ihn schwerlich wieder. Ohne daß man eine direkte Ähnlichkeit herausfinden könnte, erinnert dieser Kopf an den Bismarcks, mit dem Clemenceau jedenfalls ein Schicksal teilt: der „bestgehaßte Mann“ seines Landes zu sein. Aber er hat auch mit dem eisernen Kanzler das massive, oben an den Wangen stark betonte Knochengerüst, den weißen Schnurrbart über dem sehr kräftig entwickelten Mund und vor allem die tiefliegenden Augen gemein, die aus ihren Höhlen unter dichten Brauenbüscheln hervorblitzen. Wenn diese Verwandtschaft auf den ersten Blick nicht sofort deutlicher auffällt, so liegt dies wohl daran, daß die Züge von Clemenceaus Gesicht, diesem merkwürdigen, braunen, wie von einer gegerbten Haut überspannten Gesicht, so grundverschieden sind. Dieses Gesicht ist keine Physiognomie, es ist eine Maske, der es zwar keineswegs am Ausdruck hochgesteigerten Lebens, aber doch an jeder Beweglichkeit fehlt. Das Feuer, das — ein seltsames Widerspiel — unverkennbar herausstrahlt, ist gefroren. Nichts wärmt, nichts zuckt, nichts flackert darin; nichts ändert sich. Ich habe Clemenceau beobachtet, als der Tropf Millevoye ihn mit Hilfe der gefälschten Briefe Nortons des Landesverrats beschuldigte, und die Kammer in der ersten Verblüffung auf diesen Beweis hereinzufallen schien, — in seiner braunen Ledermaske rührte sich keine Linie! Genau so hatte er dreingeschaut, als er eine Stunde vorher in den Wandelgängen kurzweilige Gespräche tauschte. So war und so ist es bei ihm immer: gleichviel, ob er auf der Tribüne, seiner Gewohnheit nach, mit hinter dem Rücken gehaltenen Händen an dem Präsidentenpult lehnt und wartet, bis der durch seine Worte entfesselte Sturm sich gelegt habe; ob er im Balletfoyer seinen tadellos sitzenden Frack durch verräterische Puderwolken schleift; ob er an seinem Schreibtisch ironische Donnerkeile schmiedet, oder ob er in seinem Gärtchen der Rue Franklin die Hühner und Enten füttert. Mit dieser bukolischen Beschäftigung beginnt jeden Morgen sein Tagewerk, und er obliegt ihr mit einer Andacht, als hinge das Heil der Republik von der Zufriedenheit seines Federviehs ab. Das vervollständigt sein Charakterbild: was er tut, tut er ganz. Und es ist gewiß nicht der geringste Reiz in seiner Persönlichkeit, daß er das Nichtige ernst und gründlich und das Wichtige spielend und launig vollbringt.*)

Normalzeit und Welt-Zeitsignal.

Von Dr. **Albert Neuburger** (Berlin).

In seinem bekannten Memoirenwerk über Friedrich den Großen erzählt Thiébault (Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart) die Geschichte eines in der Festung Neiße unternommenen Desertionsversuchs, der in kulturhistorischer Beziehung insofern ganz interessant ist, weil er uns die Zustände, die früher bezüglich der örtlichen Zeitangaben herrschten, so recht deutlich vor Augen führt. Etwa 30 Deserteure wollten über die österreichische Grenze entweichen und sammelten sich in kleinen Trupps in der Nähe der verschiedenen Wachen, um diese Punkt 12 Uhr niederzuschlagen und dann durch die Tore zu fliehen. Der Versuch mißglückte deshalb, weil in dieser kleinen Stadt die Uhren um mehr als eine Viertelstunde differierten. Während es an einem Tor 12 Uhr schlug, und die Wache alsbald angegriffen wurde, standen an den übrigen die Attentäter noch über eine Viertelstunde umher und sahen zu ihrem Erstaunen, wie plötzlich die Tore geschlossen, die Lärmkanonen gelöst wurden und die Wachen unter das Gewehr traten. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß bis in die

*) Wir entnehmen diese treffende, 1906 entstandene Charakteristik Clemenceaus dem soeben erschienenen Werke Feldmanns: „Paris gestern und heut“. Verlag der Concordia (H. Ehbock), Berlin.

Digitized by Google

das sogenannte „Welt-Zeitsignal“ geschaffen werden, das von dem Physiker Bonguet de la Gohé in der französischen Akademie der Wissenschaften angeregt wurde. Die Akademie hat denn auch bereits mit den nötigen Vorarbeiten zu seiner Durchführung begonnen. Bei diesem Welt-Zeitsignal soll der Moment, da die Sonne durch den ersten Meridian hindurch geht, über eine möglichst große Strecke des Erdballs, wenn irgend möglich über den ganzen Erdball, auf funkentelegraphischem Wege kundgegeben werden. Die Reichweite einer funkentelegraphischen Station hängt bekanntlich von der Größe und Spannung des verwendeten Stromes und damit von der Größe der erzeugten Funken, sowie von der Höhe des Drahtes, der sogenannten „Antenne“ ab, von der aus die Wellen ausgesandt werden. Durch Verstärkung des Stromes sowohl, wie durch Vergrößerung der Antenne hat man es also in der Hand, die Reichweite ganz beträchtlich zu erhöhen. Deshalb schlägt Bonguet de la Gohé vor, auf dem Pik von Teneriffa den Sendedraht, die Antenne, in einer Höhe von 3710 Metern auszuspannen und ihn in einer Länge von 14 Kilometern bis an das Meer herabzuführen. Bei Wahl entsprechender Stromverhältnisse würden sich dann Wellen erzeugen lassen, die nach jeder Richtung um den halben Erdball herum sich verbreiten, so daß also die ganze Erde in ihren Bereich gezogen wird. Die Abgabe eines derartigen Signals dürfte um so weniger auf Schwierigkeiten stoßen, als es sich ja nicht um ein längeres Funkentelegramm handelt, sondern um die tägliche nur einmalige Abgabe eines einzigen Wellenstoßes von außerordentlich hoher Intensität. Dieses Signal kann von allen mit entsprechend abgestimmten Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgerüsteten Sternwarten und wissenschaftlichen Instituten, ferner von allen Schiffen, von allen Forschungsexpeditionen, von Luftschiffen usw. usw. aufgenommen werden, und sie alle werden imstande sein, danach genaue Bestimmungen der geographischen Länge, unter der sie sich befinden, vorzunehmen.

Die praktische Ausgestaltung des Welt-Zeitsignals liegt gegenwärtig in den Händen des französischen Admirals Gaschard, des Vorstandes des technischen Dienstes der Marine, der als Mitarbeiter Gelehrte wie Becquerel usw. usw. hinzugezogen hat. Es werden vorerst vom Eiffelturm aus Signale nach weit entfernten Schiffen gegeben, und die hierbei erhaltenen Resultate werden die Unterlage für die technischen Einrichtungen des Welt-Zeitsignals bilden. Der Gedanke, Längenbestimmungen mittels elektrischer Wellen und durch ein Zeitsignal durchzuführen, tauchte übrigens nicht in Frankreich zuerst auf, sondern es ist das Verdienst des preußischen geodätischen Instituts zu Potsdam, ihn zuerst angeregt und auch Versuche über seine praktische Brauchbarkeit durchgeführt zu haben. Wenn daher einst das Welt-Zeitsignal zur Wirklichkeit geworden ist, und man die Verdienste der französischen Gelehrten in allen Tonarten preisen wird, dürfte es vielleicht angebracht sein, sich daran zu erinnern, daß die Urheberschaft dieses kulturellen Fortschritts in Deutschland zu suchen ist.

Detlev v. Liliencron.

Von Professor Dr. **Alfred Klaar** (Berlin).

I.

Groß ist der Verlust, den unsre Literatur, unser Schrifttum — nein, das alles sagt es nicht, — den unser Leben in Gesang und Poesie nun erlitten hat: mit Detlev v. Liliencron ist eine dichterische Persönlichkeit dahingegegangen, wie sie, so stark geprägt in ihrer Eigenart, so bald nicht wiederkehrt, ist eine Quelle von Poesie versiegt, wie sie so unvergleichlich in Lauf und Farbe so bald nicht wieder hervorspringt. Er war kein Gestalter großer Kompositionen, kein ragender Geist, an den man sich in schweren Stunden klammert, kein Gedankendichter, der die Rätsel des Daseins zu lösen oder doch zu belauschen versucht; aber er war, was so selten kommt und so tief erfreut, ein Sänger von eignem Ton, ein starker Phantasie- und Gefühlsmensch, der nicht mit den hergebrachten Symbolen der Vergangenheit spielte, in keine konventionelle Form sein Innerstes ergoß, sondern ein Phantast der Gegenwart, einer, der aus dem harten Fels unsrer scheinbar nüchternen Zeit die sprudelnde Labung der Poesie schlug, ein — ja man darf sagen: der — Poet des neuen Deutschland, der die letzte große Zeit nicht pathetisch, sondern mit naiver Freudigkeit verklärte. So viel Anteil der große Prozeß der Sprachbildung an ihm hat — er drückte den schwierigsten Formen den Stempel der sichern Vollendung auf, ja, er spielte mit den gewonnenen Melodien der Poesie, — so wenig weist er im Gefühlsleben zurück in vergangene Tage und herkömmliche Schwärmerei. Aus dem Schlachten-, Lager- und Weltstadtleben der Gegenwart erwuchsen dem Poeten die neuen Anregungen und die eigenartigen Grundtöne: kaum ein Gedicht von ihm, das man in vergangene Tage zurückversetzen könnte. Alles sprudelt aus dem Strom einer neuen Zeit hervor.

Goethe sagt in den Wahlverwandtschaften, daß es keine günstigere Stellung in der Gesellschaft gebe als die eines gebildeten Offiziers. Die Erfahrung, die da zum Ausdruck kam, mochte aus den höfischen Kreisen geholt sein, in denen Goethe verkehrte; in seiner national zutreffenden Bedeutung war das Wort eher prophetisch als zeitgemäß. In der Entstehungszeit der Wahlverwandschaften gab es keine im großen deutschen Gebiete volkstümlichen Offiziere, ja, bei Lichte be-

Digitized by Google

sehen, keine deutschen Offiziere, sondern nur preußische, sächsische, österreichische usw. Auch in der Literatur finden wir keine national deutsche Kriegs- und Kriegerbegeisterung. Wohl hatte Friedrich der Große manchen Tyrtäus gefunden; aber nur wenige ahnten, daß seine Siege, die Preußen vergrößerten und festigten, großdeutsche Triumphe für die Zukunft werden sollten. Das einzige große Literaturwerk, das den Soldatenstand in das Licht des Bedeutenden und Liebenswürdigen rückte — Lessings „Minna von Barnhelm“ — zeigte zugleich die Gebrechen seines rauhen, unsichern und ungeordneten Wesens und spiegelte die Entzweiung und Versöhnungsbedürftigkeit in deutschen Landen. Die deutschen Befreiungskriege, die vorübergehend, blitzartig die Vorstellung von einem Volk in Waffen wecken sollten, waren noch nicht geschlagen; aber auch nach dieser gewaltigen Krisis und mächtigen Erlösung, die in dem Frühlingssturm der Körnerschen Poesie durch die Zeiten hallt, gab es keine poetische Renaissance des deutschen Kriegertums, keine Literatur der deutschen Welt in Wehr und Waffen. Starke, herrliche Anklänge finden sich freilich bei Heinrich v. Kleist in den ahnungsvoll gestalteten Helden seiner „Hermannsschlacht“, in den köstlichen, historisch-märkischen Typen seines „Prinzen von Homburg“, in manchen Episoden seiner mit Unrecht vergessenen Novellen, dennoch kann auch während der Freiheitskriege und in der unmittelbar folgenden Zeit von einer Blüte des militärischen Lebens, die in der Literatur wiederstrahlt, keine Rede sein. Weder nach der politischen, noch nach der kriegerischen Seite hin zog man damals die Konsequenz der großen Erfolge, die man durch die Kraft des Volkstums auf dem Schlachtfelde errungen hatte. Der Druck von oben, die Entzweiung von innen, die nur mühsam durch Verträge und Kompromisse verschleiert wurde, vor allem die absolutistisch-bureaukratische Auffassung des großen Volkserlebnisses, die bald die Oberhand gewann, ließen in den breiten Schichten gar keine Vorstellung davon aufkommen, daß ein starkes und stolzes Heer organisch mit dem Volke zusammenhängt und eine glänzende und fruchtbare Seite seines Wesens bilden kann. Rasch zerschmolzen Tatsache und Begriff der geeinigten Nation, und ebenso rasch schieden sich nach dem Wiener Kongresse Volkstümlichkeit und Militarismus, Wehrkraft und Nährkraft, Soldatentum und Fortschritt. Mancher Mann, der in den Befreiungskriegen ehrliche Wunden davongetragen hatte, stand als Graukopf in ebenso ehrenvoller Opposition gegen die militärisch bewachten Regierungen, und die Erinnerung an die Befreiungskriege schloß lange mehr nationalen Vorwurf als nationale Erhebung in sich. Der Weg des Lyrikers Körner und der des weit größer und eigenartiger veranlagten Kleist waren bald verödet und verlassen, die Helden der nächsten Generation trugen wieder Waffen, aber keine militärischen Röcke; zwischen dem jungen Freiheitsdrang und den Überlieferungen des Soldatentums schien sich eine unüberwindliche Kluft aufzutun, die militärische Erscheinung war wieder eine volksfremde und wurde vielfach für eine volksfeindliche angesehen; die ganze Literatur drängte mit Urkraft gegen die offiziellen und offiziösen Würden, und über das Sturmesjahr 1848 hinaus wäre es vielen Tausenden als ein Frevel erschienen, an eine Literatur des zeitgenössischen Lagerlebens und an eine Poesie der Bajonette zu denken . . .

Erst nach dem Jahre 1870 trat der große, gewaltige Umschwung ein, erst ein organisiertes Volksheer, das in der Abwehr zugleich die deutsche Einigkeit erkämpfte, konnte jenes Goethesche Wort im nationalen Sinne wahr und den Mann in der Uniform zu einer volkstümlichen Erscheinung machen. In Wahrheit dauerte es aber noch länger als ein Jahrzehnt, ehe über das Freuden- und Triumphgefühl hinaus sich das ruhigere Bewußtsein der Einheit von Volk und Heer festwurzelte, und eine volkstümliche Poesie des deutschen Kriegertums sich neu entfaltete. Die herrlichen Erfolge freilich haben sofort ihre Sänger gefunden. Aber das waren doch mehr die freudig überraschten Schwärmer der alten Zeit, die in Posaunenstößen das Wunder, die unvermutete Erfüllung ihrer Träume und die Einigung auf neuen Wegen feierten, als die Künder einer neuen Zeit; das Wachstum der deutschen Macht war ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Felix Dahn, Alfred Meißner, Ernst Scherenberg und all die anderen Dichter der Schutz- und Trutzlieder werden als poetische Zeugen der großen Bewegung, des ungeheuren Staunens, des sich neu emporreckenden Stolzes nicht vergessen werden. Aber sie besangen das Neue in der Tonart einer abgeblühten Periode, sie waren die geistvollen Rhetoriker des Erfolges, nicht seine Nachgestalter, sie feierten den siegreichen Gedanken, der ihnen klar aus den Ereignissen hervorgestiegen; aber es war ihnen nicht gegeben, die neuen Taten, Zustände und Menschen abzubilden.

Das war dem dichterischen Geschlecht vorbehalten, das 1870 noch im Zustande des Wachsens und Empfangens war und in jenen merkwürdigen Tagen erst sein inneres Wesen bildete. Diese Generation empfing vom glorreichen Kriege und vom neuen Reiche noch etwas ganz andres als die Alten, nicht bloß die Erfüllung eines Ideals, nicht bloß die verblüffende und doch beglückende Vorstellung, daß von einer ganz neuen Seite her die Einheitstat gekommen, nicht bloß den mächtigen Anhauch historisch-politischer Begeisterung, sondern die Eindrücke einer konkreten, neuen Welt, der sie angehörten, mit der sie sich entwickelten, und die ihre Phantasie mit ganz neuen Bildern erfüllte. Der Stärkste, der Führer und Tonangeber dieses poetischen Geschlechts ist Detlev v. Liliencron.

Digitized by Google

Mitte des vorigen Jahrhunderts auch von den öffentlichen Uhren fast keine richtig ging und daß auch innerhalb ein und desselben kleinen Gemeinwesens die Uhren beträchtliche Gangunterschiede aufwiesen. Das Aufziehen und Richten lag dem Küster oder einem Uhrmacher ob, die die Uhren entweder nach Gutdünken oder nach einer Uhr stellten, die sie selbst für eine Normaluhr hielten. In größern Städten, wo sich eine Sternwarte befand, gab es wenigstens einzelne richtiggehende Uhren, sonst aber lag die Zeitbestimmung im Argen, und die heute noch geblasenen militärischen Signale der Reveille und des Zapfenstreichs geben uns als Überbleibsel einer entschwundenen Zeit davon Kunde, daß solche Zeitangaben einst, weil eben keine Übereinstimmung in den Angaben der öffentlichen Uhren zu erzielen war, sehr notwendig gewesen sind.

Als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts der Eisenbahnverkehr sich zu entwickeln begann, und damit ein Umschwung in allen unsern Verkehrsverhältnissen eintrat, mußten die eben geschilderten Zustände zu schweren Mißständen führen. Das ganze Eisenbahnwesen konnte ohne diese Regelung überhaupt nicht funktionieren, und vor allem suchte man da, wo seine Ausbreitung die raschesten Fortschritte machte, nämlich in England, mit den verschiedenartigsten Hilfsmitteln eine genaue Regulierung der Stationsuhren auf den einzelnen Strecken durchzuführen. Alle damals jenseits des Kanals angestellten Versuche konnten jedoch deshalb nicht zu einem befriedigenden Resultat führen, weil die technischen Einrichtungen, über die man zu jener Zeit verfügte, noch viel zu unvollkommen waren. Wie auf so vielen Gebieten, so sollte es auch hier der Elektrizität vorbehalten bleiben, helfend einzugreifen und Systeme erstehen zu lassen, die heute zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet sind, die aber in nächster Zeit schon eine weitere durchgreifende Änderung erfahren dürften, eine Änderung, die in ihrer vollkommensten Ausgestaltung voraussichtlich dereinst so durchgeführt werden wird, daß alle Uhren der Erde von einem einzigen Punkte aus mittelst des sogenannten Welt-Zeitsignals reguliert werden.

Etwa ums Jahr 1850 herum tauchten die ersten brauchbaren elektrischen Systeme zur Regulierung der öffentlichen Zeitangaben auf. Die Methode wurde von M. Hipp in Neufchâtel ausgebildet und war eine noch ziemlich primitive. Die Hippschen Zentraluhrenanlagen bestanden aus einer Hauptuhr und einer Anzahl von sogenannten „elektrischen Uhren", die aber eigentlich keine Uhren waren; denn sie besaßen kein Uhrwerk, sondern durch die Wirkung eines Elektromagneten betätigte elektrische Apparate. Die Anlage arbeitete in der Weise, daß jede Minute vonseiten der Hauptuhr ein besonderes Laufwerk ausgelöst wurde. Dieses setzte eine Kontaktwalze in Bewegung, die den Stromschluß bewirkte. Jede Minute floß also ein elektrischer Stromstoß durch sämtliche Nebenuhren hindurch, der den in ihnen befindlichen Elektromagneten auf einen Moment erregte. Hierdurch wurde mittelst einer Räderübersetzung der Zeiger um eine Minute vorgerückt. Dieses System ist, bedeutend verbessert, auch heute noch im Gebrauch; ist es doch derart, daß es für einzelne Gebäude oder Gebäudegruppen, also für größere Fabrikanlagen, Bureaugebäude usw. zweckmäßig Anwendung finden kann. Für größere Gemeinwesen, z. B. zur Regulierung der Uhren einer ganzen Stadt, eignet es sich jedoch nicht, weil jeder kleine Zufall, jedes Stehenbleiben der Hauptuhr, jede Leitungsstörung, jedes Versagen der Batterie sofort bewirkt, daß alle Uhren stehen bleiben.

Die Mängel des Hippschen Systems erkannte man zuerst in England, wo es probeweise für das Bahnnetz eingeführt wurde. Man ging deshalb dort bald zu einer andern Art der Uhrenregulierung über, die sich glänzend bewährte und die auch heute noch fast überall im Gebrauch ist. Dieses System zur Herbeiführung übereinstimmender Zeitangaben nennt man das „Uhrensystem" oder auch das „synchronistische" System, im Gegensatz zu dem sogenannten „Signalsystem", womit man immer noch das alte Hippsche Verfahren bezeichnet. Das synchronistische System ist heutzutage in allen größeren Städten eingeführt, um den Gang der öffentlichen Uhren in genaue Übereinstimmung zu bringen. Es gibt auch zahlreiche private Gesellschaften, die es den einzelnen Einwohnern ermöglichen, in ihren Wohnungen Uhren aufzustellen, die nach diesem System genau so reguliert werden wie die öffentlichen. Der erste, der die Vorzüge solches Uhrensystems richtig erkannte und es nach genauen in England gemachten Studien zuerst in Berlin einführte, war Foerster, der langjährige verdiente Direktor der Berliner Sternwarte. Er ist der Schöpfer der Berliner Normaluhren, die bald vorbildlich wurden. Das synchronistische oder Uhrensystem besteht darin, daß man auf den öffentlichen Plätzen, den Türmen usw. gutgehende Pendeluhren aufstellt, deren Werk so in einem schützenden Gehäuse untergebracht ist, daß es durch den Wechsel der Witterung und sonstige störende Ursachen möglichst wenig beeinflußt wird. Diese Uhren würden jedoch, selbst wenn ihre Werke noch so genau gearbeitet wären, niemals gleich gehen und schon im Laufe eines Tages ziemlich große Differenzen aufweisen. Es sind deshalb besondere Einrichtungen angebracht, die ihren Gang „synchron" gestalten. Sie sind alle mit einer an einer Zentralstelle befindlichen und von der Sternwarte aus regulierten Uhr elektrisch verbunden. Jede Uhr wird alle vier Stunden elektrisch an die Zentrale angeschlossen und von dieser aus reguliert. Die Differenz, die während dieser vier Stunden auftreten kann, ist niemals eine sehr große und beträgt immer nur

Digitized by Google

einige Sekunden. Gewöhnlich ist das Gangwerk der Uhr so reguliert, daß sie die Tendenz hat, etwas vorzugehen. Sie wird also nach Ablauf von vier Stunden der richtigen Zeit etwa 4 bis 5 Sekunden vorausgeeilt sein. Ist die Regulierzeit herangekommen, so wird die Uhr automatisch mit der Zentrale verbunden und ein Elektromagnet hält das Werk solange fest, bis die richtige Zeit wieder erreicht ist. Dann wird die Verbindung wieder automatisch gelöst. Die Hauptuhr der Zentrale ist durch ein besonderes Kabel mit der Uhr der Sternwarte verbunden. Letztere entsendet jede zweite Sekunde einen Strom von der Zeitdauer einer zehntel Sekunde, der eine Spule am Pendel der Hauptuhr durchfließt, während diese Spule über einem festen Magneten schwingt. Dadurch wird das Pendel gezwungen, in Übereinstimmung mit der Uhr der Sternwarte zu bleiben. Der Regulierungsstrom wird von der Hauptuhr alle $3^3/_4$ Minuten für die Zeitdauer von 2 Minuten abgegeben. Innerhalb einer Regulierungsperiode von 4 Stunden erfolgen somit 64 Stromschlüsse, und es können in jeder Leitung 64 Uhrengruppen reguliert und aufgezogen werden. An einer Hauptuhr können bis 20 Leitungen angeschlossen werden, so daß innerhalb 4 Stunden 20 mal 64, also 1280 Uhrengruppen bedient werden können. Diese eben geschilderte Einrichtung der synchronistischen Uhrenregulierung ist auch die der Gesellschaft „Normalzeit“ in Berlin, die jetzt nicht nur die öffentlichen Uhren der Reichshauptstadt, sondern auch so viele Privatanschlüsse reguliert, daß das Leitungsnetz schon die Länge von 300 Kilometern erreicht hat. Die Gesellschaft verteilt auch die genaue Zeit über das Deutsche Reich und hat zu diesem Zweck besondere Einrichtungen im Telegraphenbureau des Schlesischen Bahnhofes in Berlin getroffen. Auch zahlreiche andere Städte, wie z. B. Kopenhagen, Stockholm, Antwerpen, Helsingfors sind mit dem System dieser Gesellschaft ausgerüstet.

So gut dieses System auch ist, und trotzdem es ferner neuerdings gelungen ist, elektrisch betriebene Einzeluhren verschiedener Konstruktion herzustellen, die so genau gehen, daß man bei ihnen von einem Anschluß an eine Zentraluhrenanlage absehen kann, erscheint es doch zweifelhaft, ob man in Zukunft nicht zu einer noch vollkommneren Ausgestaltung der Zeitregulierung wird übergehen müssen. Bereits vor einer Reihe von Jahren hat der französische Gelehrte Bigourdan begonnen, die elektrischen Wellen zum Regulieren von Uhren heranzuziehen. Es ist ihm gelungen, ein System zu schaffen, das ganz vorzüglich funktioniert und mittels dessen von einer einzigen Zentrale aus die Uhren einer ganzen Provinz in übereinstimmendem Gang erhalten werden können. Die Vorteile der Regulierung der Uhren auf drahtlosem Wege liegen auf der Hand: vor allem fallen die kostspieligen Kabel weg, die die Anlage so außerordentlich verteuern, und deren Unterhaltung hohe Beträge erfordert. Dann ist es aber auch möglich, die Regulierung auf bewegliche Uhren auszudehnen; vielleicht sogar einmal auf Taschenuhren, — vor allem aber auf Uhren, die sich auf Schiffen, in fahrenden Eisenbahnzügen usw. befinden. Bigourdan sandte bei seinen Versuchen von einer Zentrale aus elektrische Wellen weit in das Land hinein, die in gleicher Weise auf den Elektromagneten von Pendeluhren wirken, wie der durch Drähte zugeleitete Strom. Es handelt sich hier also um ein synchronistisches Uhrensystem, das nur durch Wegfallen der Leitungen und durch allgemeinere Anwendungsfähigkeit verbessert ist. Das System hat sich bei den Versuchen in Frankreich derart bewährt, daß vor einiger Zeit der Wiener Stadtrat die Summe von 10 000 Kronen bewilligt hat, um in Wien eine probeweise Regulierung der öffentlichen Uhren mit drahtloser Telegraphie durchzuführen. Hiermit sind Professor Dr. Reithoffer und der Hofuhrmacher Karl Morawetz betraut worden. In der Zentrale befindet sich die Normaluhr, die mit einem Apparat zum Aussenden elektrischer Wellen verbunden ist. Sämtliche Uhren des Bezirks sind mit einem Auffangeapparat für diese Wellen versehen, durch die der Elektromagnet erregt wird. Im übrigen sind die Verhältnisse ganz genau dieselben geblieben. Es sind jetzt Versuche im Gange, um auch Taschenuhren so einzurichten, daß sie durch die elektrischen Wellen wie Normaluhren reguliert werden können.

Bei der großen Entfernung, auf die sich heute schon die elektrischen Wellen fortpflanzen, ist die „Reichweite“ einer derartigen Zentrale schon eine ziemlich große, und mit Apparaten, wie sie die großen Stationen der Marconigesellschaft zu Poldhu in England oder der Telefunken-Gesellschaft zu Nauen bei Berlin besitzen, läßt sich eine Regulierung in einem Umkreis von 12 000 bis 20 000 km recht wohl denken. Dies ist insbesondere für Schiffe wichtig, die sich auf hoher See befinden und bei ihren Ortsbestimmungen auf richtig gehende Chronometer angewiesen sind. Diese Chronometer werden gewöhnlich an den Hafenorten kontrolliert, wo nach alter Sitte fast allgemein immer noch um 12 Uhr mittags der sogenannte „Zeitball“ fällt. Trotzdem seitens der Sternwarten ganz besondere Sorgfalt auf die Regulierung der Chronometer gelegt wird, und die Schiffe meist mehrere derartige Chronometer führen, ist eine falsche Ortsbestimmung auf Grund mangelhafter Chronometerangaben nicht vollkommen ausgeschlossen. Diese fällt weg, sobald die Uhrenregulierung mittels elektrischer Wellen, also auf dem Wege der drahtlosen Telegraphie, durchgeführt ist.

Aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht ist es außerordentlich wichtig, in Bezug auf die Zeitangaben eine Übereinstimmung zu erzielen, die sich über den ganzen Erdball erstreckt. Eine solche ist auch in der Tat schon beabsichtigt und soll durch

Digitized by Google

Das Münchener Künstlertheater und Max Reinhardt.

Von Willy Rath (München).

II.

Aus dem künstlerischen Genuß der Schaubühne ist die Illusion nicht auszutreiben. Richtig ist dagegen, daß die Bühne (außer, bis zu einem gewissen Grad, beim naturalistischen Drama) nicht die Aufgabe hat, auf kleinliche (oder gar auf stillose) Weise die Illusion der Örtlichkeit gewissermaßen anzufertigen. Der Streit kann sich nur darum drehen, bis zu welchem Grade die Phantasie der Schauend-Hörenden mitarbeiten solle oder dürfe, um das Bühnenbild und überhaupt das Bühnenerlebnis zur Eindruckskraft wirklichen Lebens zu ergänzen. Je nach der Bedeutung, die in einem Drama die Geschichte, die landschaftliche Natur, die Schilderung häuslichen Treibens, die Volksmasse oder die Einzelseele einnehmen, muß das Verhältnis der Bühnenillusion zur Publikumsphantasie verschieden sein.

Beispielsweise in heiteren Spielen unbestimmten Zeitcharakters, die völlig unabhängig sind von Wald, Meer, Volksmenge, braucht die Bühne nur wenig Kraft auf Wirklichkeitstreue zu verwenden und wird in solchem Fall auch nicht sehr viel Raum unbedingt nötig haben. Dann kann die Reliefwirkung verwertet werden. Im übrigen jedoch ist uns — trotz den klassizistischen Architekturmeistern des neunzehnten Jahrhunderts, auf deren Meinung die Erbauer des Künstlertheaters sich beriefen — noch nicht bewiesen worden und wird auch niemals bewiesen werden, daß Tiefe des Raums etwas an und für sich Kunstwidriges sei.

Max Reinhardt hat bis zum Anfang Juli sechs dramatische Dichtungen im Münchner Künstlertheater dargestellt: von Shakespeare „Hamlet", „Sommernachtstraum" und „Was ihr wollt", von Goethe „Faust", von Schiller „Die Räuber", von Aristophanes (in Leo Greiners Bearbeitung) „Lysistrata". Da dieses gewichtige halbe Dutzend Premieren innerhalb zweier Wochen herausgebracht wurde, waren hie und da zunächst Spuren von Überhastung wahrzunehmen. Die meisten der Stücke gehörten zwar bereits dem Berliner Spielplan Reinhardts an, aber die Übertragung, besonders die von der Drehbühne des Deutschen Theaters, auf die enge, kurze und mit ganz eignen Beleuchtungshandhaben versehene Münchner Bühne erforderte sehr erhebliches Nacharbeiten, namentlich beim „Faust", der wieder genau in der 1908 geschaffenen Einrichtung Fritz Erlers zu geben war. Und „Hamlet" war im Deutschen Theater und in den Kammerspielen überhaupt noch nicht gespielt worden.

Es ist kaum zu verwundern, daß es bei dieser Sachlage nicht ganz ohne Konflikte zwischen den Münchner Künstlern des Künstlertheater-Kreises und den Berlinern abging. Und im „Faust" wurde tatsächlich, da die Beleuchtung nebst einigen wenigen Momenten des Zusammenspiels am Anfang nicht ganz auf der früheren Höhe war und u. a. die Walpurgisnacht fehlte, nicht mit Unrecht ein Minus vermerkt. Sehr zu Unrecht aber würde „diesseits" von beteiligter Seite gegen die wachsende Loslösung von dem Reliefprinzip angekämpft werden, die Reinhardts Münchner Entwicklung kennzeichnet. Diese Selbstbefreiung war offensichtlich ein Tun der Notwendigkeit.

Im „Hamlet", der von Fritz Erler, dem treuesten Mitarbeiter des Künstlertheaters, ausgestattet war, bewies Reinhardt seinen guten Willen zur Anerkennung der hier geltend gemachten Grundsätze. Er versagte sich zwar nicht das Regisseurvergnügen an einem entbehrlichen und allzusehr an die französische Revolution erinnernden Volksansturm. Aber man kann diese Einzelheit ganz ausschalten und muß doch finden, daß die Enge und Kürze dieser korridorhaften Bühne bei den Staatsaktionen und bei den meisten Abgängen peinlich zu fühlen war, daß die Friedhofsdekoration (ganz abgesehen von der auf Schildkrauts Konto kommenden richtigen Schaufelerde, die zu der Stilisierung nicht paßte) stimmungslos, im Aufbau des Hintergrundes übermäßig absichtsvoll und in der Behandlung der Hintergrundsmauer skurril-münchnerisch wirkte. Im „Sommernachtstraum" siegte Reinhardts Darstellung trotz der halben Berücksichtigung des Reliefgedankens durch das, was in den mittleren Akten denn doch von dem berühmt gewordenen Waldeszauber und der (stellenweise freilich zu berlinisch forcierten) Lustigkeit des Berliner „Sommernachtstraums" erhalten war. Die „Faust"-Einrichtung fordert auch in der vollkommensten Darstellung nach wie vor durch wichtige Teile (Spaziergang, Gretchenzimmer, Gretchentracht, Faust-Gretchen-Begegnung, Garten u. a.) entschiedenen Widerspruch heraus. Bei „Was ihr wollt" (in der ungleichmäßigen, teilweise köstlichen Ausstattung von Wilhelm Schulz) stellten sich einmal richtige Kulissen ein, und siehe: sie hinderten nicht einen starken poetischen Reiz. In den „Räubern" und in „Lysistrata" führte dann Reinhardt seine Berliner Einrichtungen (nach Emil Orlik und Ernst Stern) tunlichst unverändert vor und holte sich damit zwei der stärksten, wenn nicht die stärksten Erfolge der heurigen Festspiele.

Nun könnten die Getreuen des Künstlertheaters, soweit es ihrer noch unentwegte gibt, entgegnen, die Regieauffassung Max Reinhardts sei eben zu verschieden von den diesseitigen Anschauungen; deshalb dürfe der Verlauf des gegenwärtigen Berliner Gastspiels nicht als vollgültiger Beweis gegen die Dogmen des Künstlertheaters gelten. Dagegen sprechen aber wieder die übereinstimmenden Eindrücke der meisten Bühnenkundigen. Überdies müßte man sich dann wundern,

Digitized by Google

daß die so anders geartete Theaterkunst hierher zu Gast geladen wurde. Und das Künstlertheater müßte nun in künftigen Festspielen mit eigner Darstellerschaft besser, konsequenter als 1909 und 1908 die Wahrheit seiner Thesen erweisen.

Inzwischen müssen wir unser Urteil dahin zusammenfassen:

Das Münchner Künstlertheater ist eine jedenfalls interessante und verdienstvolle Gründung, nicht bloß vom Standpunkt des Münchner Fremden-Verkehrs-Vereins, sondern auch von dem des unparteiischen Theaterfreundes, weil es die Erörterung bühnenkünstlerischer Fragen mächtig anregte, unser ästhetisches Gewissen gegen unkünstlerische Bühnenausstattung und falsche Pracht schärfte und der deutschen Bühne auf alle Fälle neue künstlerische Werte zuführte. Es brauchte nur das grundsätzliche Festhalten an der Illusionsfeindschaft und an der Reliefbühne aufzugeben und die Anwendung dieser Rumpfbühne auf einzelne, sorgsam ausgewählte Werke zu beschränken, um lebenskräftig zu sein. Außerdem aber könnte es, abseits der dramatischen Bewegtheit, die festliche Schönheit reiner „Lebender Bilder" pflegen.

Max Reinhardts Fest-Gastspiele haben an ihrem Teil ein andres großes Verdienst. Sie machen das Einheimischen- und Fremdenpublikum Münchens mit einer Regiekunst bekannt, die nur stellenweise durch verstandesmäßiges Raffinement oder schauspielerisches Virtuosentum anfechtbar wird, die im übrigen aber, d. i. im großen Ganzen wohlverdiente Triumphe feiert. Denn Reinhardts Regie ergibt sich keineswegs, wie man in den Anfängen seiner Direktionsführung befürchten mochte, der Ausstattungspracht oder den Schauspielerkniffen; das beweist ja schon sein Entschluß zu dem Münchner Experiment. Sondern sie müht sich, mit aller Kraft des Geistes in die Dichtung einzudringen, und dient unsern Klassikern mit einer opferwilligen Liebe, wie wir sie vordem kaum erlebt haben.

So darf München in jedem Betracht mit dieser sommerlichen Hauptspielzeit zufrieden sein. Und wir, denen die Schaubühne um der dramatischen Dichtung willen am Herzen liegt, kommen auch nicht zu kurz.

Die Wiener Kritik.

Eine Betrachtung von Dr. Ernst Egon Friedegg (Wien).

Das bemerkenswerteste an der Wiener Kritik ist dieses: es gibt einige Rezensenten, die von einer Redaktion aus oder frisch vom Kaffeehaustisch weg ihre Meinungen in die Provinz oder ins Ausland telegraphieren. Sie erlassen sich den Weg ins Theater, die drei- bis vierstündige Sitzung im Theaterraum und berichten nach dem, was ihnen gefällige Kollegen erzählen, von denen nun allerdings mit einiger Wahrscheinlichkeit behauptet werden darf, daß sie ihre Urteile an der Theaterquelle selbst schöpfen . . . Hoffentlich wird die anerkennenswerte Leistung, Theaterstücke nach kurzen Erzählungen sicher und treffend zu beurteilen, von den Lesern in der großen Provinzpresse und im Auslande auch gebührend gewürdigt . . .

Die Mehrzahl der Wiener Kritiker geht freilich ins Theater, und es ereignet sich nur selten, daß ein älterer Sänger oder Mime, von dem berichtet wird, daß er ganz besonders gut disponiert war, plötzlich mit der schamhaften Erklärung hervortritt, daß er indisponiert und, ebenso wie der Kritiker, abwesend gewesen ist. Für Entgleisungen, die sich aus der Unhöflichkeit ergeben, das Programm einer Aufführung umzustürzen, sind natürlich nicht die Kritiker, sondern die Kritisierten verantwortlich . . .

Eine Führung hat die heutige Wiener Kritik nicht. Nicht einmal in der Person der abwesenden Kritiker. Die Zeiten sind vorbei, wo Eduard Hanslick Musikpapst war und im Reiche der Schauspielkritik Ludwig Speidel unumschränkt herrschte. In jenen Tagen mußten die andern Kritiker in der Kunst aufgehen, Hanslick und Speidel mehr oder weniger trefflich abzugucken, wie sich jene räusperten und spuckten. Von den Männern, die heute über Autoren und Schauspieler zu Gericht sitzen, macht keiner Schule. Niemand ahmt den alten Hugo Wittmann nach, der in der „Neuen Freien Presse" mehr freundlich als kritisch den Inhalt und den Bau eines Theaterstückes erzählt und die Leistungen der Schauspieler mit Freuden lobt und nur mit ehrlichem Bedauern tadelt. Wie ein alter Onkel setzt sich Wittmann nnter seine Hörer — seine Feuilletons müßten sich eigentlich besser hören als lesen lassen — und berichtet, was er im Burgtheater gesehen hat, versäumt aber nie, einzustreuen, wo ihm dergleichen schon früher begegnet ist, was ein französischer Dramatiker vor fünfzig Jahren aus dem Stoff gemacht hätte, oder was ein andrer Lustspieldichter vor zwanzig Jahren technisch hätte herausdestillieren können. Er bewegt zum Nachschlagen, seine Schreibart tut niemandem weh, sie regt nicht auf, sie regt viel eher zur Verdauung an, aber von den zahlreichen Nachahmern, die die junge Wiener Literatur aufweist, ahmt keiner Wittmann nach. Gewiß — um Wittmanns Art zu kopieren, muß man mindestens die ganze französische Literatur, das französische Theater und die französische Kritik studieren, und vielleicht muß man dazu außerdem so alt werden wie Wittmann, und so ruhig. Aber immerhin — es strebt ihm keiner von den Jungen nach. Vielleicht deshalb, weil er der kritischen Schärfe entbehrt . . .

Aber auch zu Julius Bauers Füßen, der nur kritische Schärfe besitzt, saß nie ein Jünger.

Digitized by Google

Wenn ein gleichaltriger Kollege mit Bauer zusammen die Rezension für den Morgen festlegte, so schrieben sicher beide das gerade Gegenteil dessen, worüber sie mühselig übereingekommen waren ... Für Bauer ist die Theaterkritik lediglich eine Gelegenheit, Witze zu machen, — gute und schlechte, meist gute. Aber es ist für ihn nur eine Gelegenheit, Witze zu machen. Was mir an Bauers Kritiken immer am meisten imponierte, war die Schärfe des Urteils, nicht die Schärfe des Witzes, die allerdings niemals jemanden verletzte. Es sind entweder gemütliche Witze oder solche, die höchstens Toten oder Abwesenden wehtun könnten. Und denen tut's nicht weh. Seien wir ehrlich: Der lebende Sudermann ist empfindlicher als sein toter Kollege Shakespeare ... Bauer trifft immer den Nagel auf den Kopf, und niemals ist es ihm passiert, daß er ein schlechtes Stück für gut befunden hätte. Nicht einmal das Gegenteil: daß er nämlich ein gutes Stück schlecht genannt hätte. Bauer erzählt immer den Inhalt und begibt sich auch gern in die weitere Umgebung des Autors, seines Werkes und des Schauspielers. Aber sein Gesichtskreis ist enger als der Wittmanns, sein Wissen geringer, sein Gedächtnis weniger umfassend und seine Schriftstellerleistung weniger bedächtig und journalistischer. Wenn man eine Besprechung von Bauer liest, weiß man immer, was von einem Stück zu halten ist, nach einer Rezension von Wittmann weiß man es nie.

Wenn Julius Bauer um jeden Preis witzig und niemals verletzend ist, dann ist Felix Salten immer verletzend, aber nicht immer witzig. Insbesondere an hilflosen Mimen übt er seine Spottsucht gnadenlos. Kein Kritiker ist objektiv ungerechter als er, was man ihm als Vorzug anrechnen kann, aber niemand ist auch subjektiv ungerechter als Salten. Man sagte ihm deshalb, wahrscheinlich mit Unrecht, allerhand böse Dinge nach. Sicher ist nur, daß er wunderliche Launen hat, und daß er imstande ist, ein und dasselbe Stück in kurzen Zwischenräumen zu loben und zu tadeln. Sein Stil, in dem übrigens sehr viel Arbeit steckt, scheint für die Skizze wirksamer zu sein als für das kritische Feuilleton. Für eine Kritik bringt er zu wenig Beweise mit, ist er zu paradox und zu sprunghaft. Seine Worte treffen die lebendigen Menschen besser als die Dinge. Saltens Kritiken haben Geist, ästhetische Gesinnung und Farbe, aber sie werden nie sachlich. Sie mögen das Richtige sagen, aber sie sagen das Richtige oder Falsche aus einem Empfinden, nicht aus Gedankenarbeit heraus.

Ein Ästhet ist auch Alfred Polgar, der dem großen Publikum vollkommen unbekannt ist. Seine Note ist die Groteske. Alexander v. Weilen hat auch eine eigene Note: schon Ludwig Speidel nannte ihn Alexander von Langweilen. Einen gewissen Fonds an Witz und Wissen hat Robert Hirschfeld. Aber das Glas, aus dem er trinkt, ist klein, und sein Repertoire bietet nicht viele Abwechslungen. Er hat die Eigenheit, die Dinge immer an einem entfernten Zipfel anfassen zu wollen, und dabei geschieht es ihm nicht selten, daß er sich in der Sache, im Ton und in der Sprache vollständig verhaut. Paul Wertheimer liebt blumenreiche Wendungen, und man staunt, wenn man von ihm etwas in der Zeitung sieht, darüber, daß das Papier keinen Fettgehalt aufweist. Keiner aber ist gespreizter als Raul Auernheimer, und was man an ihm bewundern mag, ist einzig und allein die Fähigkeit, einen einzigen winzigen Gedanken, den er zuweilen hat, von den verschiedensten Seiten falsch zu beleuchten.

Seit neuester Zeit ist Hermann Bahr der Wiener Theaterkritik wiedergewonnen worden. Der kultivierteste Kopf des literarischen Wien — voll moderner Ideen und mit einem wunderbar behenden Schreibstil begabt. Aber seine Eigenart ist es, nicht über das Stück zu schreiben, das er gesehen hat. Ich erinnere mich z. B. an eine Kritik der Hofmannsthalschen Elektra, die die Berliner nach Wien brachten. Bahr kam aus dem Theater und schrieb, frisch von der Aufführung weg über — die alten und die neuen Griechen und nur über die Griechen. Daß das Gastspiel der Berliner und die Elektra der Anlaß waren, über die Griechen zu sprechen, sah man nur aus der Überschrift des Artikels, und die entstammte wahrscheinlich dem Bleistift des Ressortredakteurs, der so die aktuelle Ursache des Aufsatzes feststellte. Über die Schauspieler ließ sich Bahr erst später einmal aus. Sein Ehrgeiz ist, wie in seiner literarischen Sünden-Maienblüte, zu bluffen, épater le bourgeois.

Gelegentlich berichtet auch Julius v. Ludassy übers Theater. Ihm ist große Gewissenhaftigkeit nachzurühmen, außerordentliche Belesenheit, eine kraftvolle Beweisführung, das Streben, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Außerdem liebt er es, seine Feuilletons mit eleganten Bonmots in die Welt zu schicken.

Ihrem Metier nach sind alle Wiener Kritiker Literaten. Keiner kommt von der Bühne, vom Regietisch. Vor einigen Jahren schrieb Max Burckhard für eine Tageszeitung Kritiken. Der kam auf den Kritikerfauteuil — geradenwegs aus der Direktion des Burgtheaters. Aber seine Kritiken waren eine größere Sensation, ehe er sie schrieb, als in jenen Tagen, da er sie veröffentlichte. Es war mehr eine Pikanterie, einen gewesenen Theaterdirektor über seinen Nachfolger schreiben zu sehen, als eine Sensation für den Verstand. Manches Gemüt mag sich daran erfreut haben, wie Burckhard die Schauspieler „vermöbelte", denen er seinen unerwünschten Abgang von der Bühne zuschrieb; aber es ging dabei weder besonders fein zu, noch tranchierte Burckhard seine Opfer sehr elegant. Er hatte auch beim

Digitized by Google

Theater in neun Jahren nicht allzu viel gelernt, und seine rationalistischen Ansichten haben wahrscheinlich ihn selbst am wenigsten lange gefreut.

Detlev v. Liliencron †.

Sonett von **Karl Erich Brachwitz** (Charlottenburg).

Im Schlachtendampf, im dichten Kugelregen,
Im wilden Streit um Sterben oder Siegen,
Da flammt' dein Auge: brechen nur — nicht biegen!
Und todverachtend schwangst du deinen Degen.

Du stürmst ein junger Held dem Feind entgegen,
Ob auch die tück'schen Kugeln dich umfliegen.
Und auf dem Feld der Ehre sterbend liegen,
Dünkt dich des Himmels wundersamster Segen. —

Da kam heran das graue Sorgenleben,
Ein schwerer' Kämpfen als des Krieges Ringen!
Dir aber war das volle Herz gegeben,

Mit heitrem Mund von Lebenslust zu singen,
Von Menschenglück, das Seelen kann erheben,
Die dumpf von eitler Glückeshoffnung klingen.

Ein Brief.

Von **Eva Gräfin v. Baudissin** (München).

„Bitte, kommen Sie morgen vormittag gegen elf Uhr zu mir — ich muß mit Ihnen sprechen." Der junge Konzertmeister las die wenigen, mit kaufmännischer, glatter Hand geschriebenen Zeilen wieder und wieder. Sie klangen einfach und anspruchslos genug: „morgen — um elf Uhr — ich muß mit Ihnen sprechen" — eine Verabredung, um sich nicht zu verfehlen, eine ganz simple Bestellung — — also — —?

Er warf den Brief auf den Tisch zurück, auf dem er ihn gefunden hatte und ging wieder ans Klavier. Es war seine Arbeitszeit, kurz bemessen genug zwischen all den Konzerten und ewigen Proben — und rücksichtslos, ja wahrlich: rücksichtslos von seinen Freunden, ihn durch solche Botschaften zu beunruhigen.

Er griff nach der Geige und begann leise, mit geschlossenen Augen zu spielen. „Morgen", sang die Geige; und ängstlich, in dumpfen Tönen, klopften die Tasten: „um elf Uhr — um elf Uhr!"

Nein, es ging nicht. Sie hatten ihm richtig die Stimmung verdorben, sie rechneten nicht mit der leicht beirrbaren, sensiblen Künstlerseele. Oder: es war ihnen egal! Erst kamen sie, ihr Behagen, ihre Ruhe — dahinter mußte alles Übrige zurücktreten! Irgend etwas hatte der ihm zu sagen — dieser da — aus den Augenwinkeln sah er zornig auf den Brief — etwas ganz Gleichgültiges: daß er wieder ein Konzert arrangieren sollte, für eine Soiree, oder daß sie ihn Freunden empfohlen hätten, zum Mitwirken in einer Wohltätigkeitssache. — Und dafür —! Er stampfte mit dem Fuß. Dann nahm er den Brief in die Hand und las noch einmal: „morgen vormittag — um elf Uhr — —". — Er gab jedes Versteckenspielen auf; er sträubte sich nicht mehr gegen das Zittern seiner Glieder, nicht mehr gegen die lähmende Furcht, die sein Herz aussetzen und seinen Atem stocken ließ. Endlich — endlich war es da! Seit Monaten wartete er darauf, sehnte es fast herbei und wies es doch wieder weit und ängstlich von sich: nein, nein, er täuschte sich, er bildete sich alles nur ein; niemand konnte ahnen, daß zwischen ihm und Carita — niemand hatte sie im Verdacht, niemand hielt ihre Freundschaft für etwas anderes... Am allerwenigsten der Mann.

Nun lag der Brief vor ihm; er enthielt alles, was seit einem Jahr ungefähr in den drei Menschen gährte, was sie empfanden, worunter sie litten, und was sie alle drei immer wieder mit eiserner Beherrschung unterdrückt hatten.

Er liebte die Frau; die Frau liebte ihn. Der Mann hatte es gewußt vom ersten Tage an, sie still beobachtet, sie gewähren lassen, sich an ihrem Kampf erfreut, in wildem Triumph ihre Niederlage genossen, ihr schlechtes Gewissen klar durchschaut; und zugeschaut, wie er immer elender wurde in diesem Hin- und Herzerren zwischen Verrat und Leidenschaft — und wie die Frau ihre Ruhe wiedergewann, die Bedenken überwunden hatte und sich mit Gleichmut ins Unvermeidliche fügte.

Und morgen früh um elf Uhr, da würde der Mann ihn fragen: „Weshalb waren Sie nicht offen? Weshalb lohnten Sie Freundschaft mit Verrat? Warum kamen Sie nicht und sagten: „Gib mir deine Frau — wir sind jung — du bist alt — wir lieben uns — das Leben liegt noch vor uns — wir wollen es gemeinsam bezwingen —?"

Der junge Konzertmeister schrie auf. Er warf sich in einen Stuhl und preßte das Gesicht in die Arme.

„Antwort, Antwort," würde der andre heischen.

Er hob den Kopf und sah in die dämmrige Zimmerecke. Und er fühlte, von der Macht der Stunde fortgerissen, würde er die Wahrheit bekennen müssen. Die Schmach, die ihm widerfahren war; die Demütigung, erniedrigend, herzzerreißend, die jene Frau ihm angetan, die er noch immer liebte, glühender als das Leben, tiefer als seine Kunst — verzehrend und hingebend — heiß wie jetzt würde ihm das Blut in die Schläfen steigen; beschämt, beschmutzt, wie ein Armer, ein Bettler würde er dastehen und zwischen zusammengebissenen Zähnen hervorstoßen:

Digitized by Google

„Ja, wir liebten uns. Aber ihre Liebe zu mir ist nichts Großes, nichts Heiliges und scheint ihr keines Opfers wert. Sie will dich nicht verlassen, noch dein reiches Haus — sie fürchtet die Fremde, die Einsamkeit, die Not — leicht hat ihre bewegliche Seele einen Kompromiß schließen können: dich und deine sorgende Hand hat sie behalten wollen — und auch mich! Und ich, ich bin feige genug gewesen, zu bleiben und die Brosamen ihrer Liebe zu nehmen — —."

Ja, so war es! Das gestand er sich selbst klar und unerbittlich. Feige war er, feige. Und der Mann morgen um elf Uhr würde ihm den Rücken drehen und ein „Pfui" über ihn rufen. Der Frau war er nicht gut genug, um ihm für immer angehören zu wollen — vielleicht, nein, gewiß zweifelte sie auch an seiner Kunst. — Und der Mann würde ihn verachten, verachten! Ausgestoßen würde er sein — wer war er denn? Ein unbekannter, armer, kleiner Musikant. Die Frau würde er nicht mehr sehen, niemals mehr. Über den Glauben an sich selbst würden sie hohnlachen —

Er kam am andern Morgen nicht. Er kam niemals wieder. Gegen elf Uhr, als die Zeit drängte, und er eigentlich hätte fortgehen müssen, weil ihn doch seine Freunde bestellt hatten, erschoß er sich.

Den Grund ahnte niemand. Selbst Frau Carita nicht.

Randbemerkungen.

Clémenceau und Briand.

Herr Clémenceau ist gegangen, das parlamentarische System, das die Existenz eines Ministeriums von dem Votum einer Zufallsmehrheit abhängig gemacht, hat ihn in einem Augenblick gestürzt, in dem bereits der größere Teil der Volksvertreter den Weg in die liebe Heimat angetreten hatte. Als er dann freilich gestürzt war, da sah man mit Erstaunen, daß dieser selbe Mann, der immer wieder große Mehrheiten für sich gewonnen hatte, doch eigentlich nur durch eine gewisse Furcht vor seiner Persönlichkeit sich in all diesen Zeiten am Ruder erhielt. Man rechnete auf, was denn seine lange Regierungszeit in Wirklichkeit an positiven Leistungen hervorgebracht hat, und man stieß auf Marineskandale, auf Meutereien im Heere, auf den Winzerstreik, der zu blutigen Szenen geführt hat, und auf den Streik der Postbeamten, der doch auch nicht gerade ein rühmliches Blatt in der Geschichte eines freiheitlichen republikanischen Regimentes bedeutet. So hat Herr Clémenceau bei seinem Scheiden eine recht schlechte Presse gehabt, zumal da er noch in der letzten Stunde unvorsichtig genug war, durch das Wort von der „Demütigung von Algeciras" die nationalistischen Empfindungen der Franzosen gegen sich wachzurufen. Vielleicht hat man in Frankreich auch den Geschmack an der Rolle verloren, die Herr Clémenceau in seinem Verhältnis zum König Eduard spielte. Denn diese Rolle war doch nicht die eines Führers, sondern die eines Vasallen. Und wenn sie zuletzt eine andere Form annahm, so war dies ausschließlich das Verdienst des Herrn Stephen Pichon, der denn auch auf allgemeines Verlangen in dem neuen Ministerium geblieben ist. Der Nachfolger aber ist Herr Aristide Briand geworden, ein Mann, der einst nicht nur Sozialist, sondern sogar Anarchist gewesen ist. Er wird jetzt als Minister des Innern auch Chef der Polizei, er wird als Kultusminister die Erziehung der französischen Jugend leiten. Ein sonderbares Chassez-croisez! Aber es ist in Frankreich nicht ungewöhnlich, eben so wenig wie die Tatsache, daß jetzt in dem neuen Ministerium die beiden Sozialisten Millerand und Viviani neben dem konservativen Republikaner Cochéry sitzen. Nur zwei Männer wird man im neuen Bunde vermissen: General Picquart, der Freund Hauptmanns Dreyfus, wird fehlen und Herr Simyan, den die Damen vom Telephon wie den Gottseibeiuns hassen, der Urheber des letzten Streits.

* * *

Die patriotischen Polen.

Herr Bachem bemüht sich in rührend brüderlicher Weise dem deutschen Volke klarzumachen, daß die Polen im Reichstag nur aus den edelsten, deutsch-patriotischen Empfindungen heraus die Finanzreform in ihrer jetzigen Gestalt unter Dach und Fach gebracht haben. In der polnischen Presse freilich liest man es anders, aber Herr Bachem scheint auch hier polnischer sein zu wollen als die Polen. Er glaubt auch jetzt wohl noch an die deutschnationalen Motive jener polnischen Periode, in der Herr von Kościelski sich den Ehrennamen „Admiralski" erwarb. Er stimmt hierin freilich durchaus mit Herrn von Hertling zusammen, der „mit doppelter Bewunderung anerkennt, daß die Herren der polnischen Fraktion trotz ihrer schwierigen Lage entschiedene positive Arbeit geleistet haben". Beweis für das Urteil des Herrn Bachem: Die Polen haben es selbst gesagt, daß sie tadellose deutsche Patrioten sind; zu ihrem eignen bitteren Schmerz haben sie hierbei den Block zertrümmert und den Fürsten Bülow gestürzt. Wie sehen aber die Dinge in Wahrheit aus? Zum Umsturz der Erbschaftssteuer waren ihre Stimmen, da Reichspartei und Wirtschaftliche mit der Linken stimmten, dringend nötig; da haben dann die Polen freudig „positive" Arbeit geleistet, indem sie negativ stimmten! Als dann für das neue bunte Steuergemisch der Herren Erzberger und Graf Westarp ihre Zustimmung nicht mehr notwendig war, da haben sie — in der dritten Lesung — alles abgelehnt. Sie arbeiteten also positiv nur in der Negation der Erbschaftssteuer und in der Annahme der Kotierungssteuer, die gegen die Regierung gerichtet war. Allerdings erhielt die „Reform" einen dem Polenherzen erfreulichen, die deutsche Einigkeit zertrümmernden Charakter. So schrieb denn auch, durchaus aus der Gesamtstimmung des Polentums heraus ein polnisches Blatt: „Wir haben in der polnischen Sprache kein Wort für das boshafte Gefühl, das bei den Deutschen „Schadenfreude" heißt, aber wir lernten von den Deutschen dies Wort verstehen und empfinden, und es muß uns ja jetzt erfüllen, wenn wir sehen, daß mit unsren Stimmen unser größter Feind seit Bismarck gestürzt und daß er die Niederlage, zu der wir ihm verholfen, so bitter empfindet. Wir hätten uns selbst nicht achten können, wenn wir nicht zum politischen Tode eines Menschen beigetragen hätten, der unsrem Volke so schweres Unrecht getan, der uns dem deutschen Chauvinismus zum Fraße vorgeworfen, der uns nicht nur in Preußen verfolgte, sondern alle Hebel in Bewegung setzte, um die dumme russische Regierung in ihrer antipolnischen Verblendung zu erhalten. Es gibt auch im politischen Leben eine Nemesis. Hier ist sie eingetroffen. Der Mann, der auf die polnischen „Kaninchen" Jagd gemacht, der fast jedes Jahr neue vergiftete Pfeile auf uns abgesandt, auf dem die Tränen und Schmerzen der unbarmherzig gepeinigten Wreschener Kinder und der Opfer des Schulstreiks lasten — er hat den Todesstoß, der ihn von der politischen Bühne wegfegte, von uns, aus der Hand seines Opfers empfangen."

* * *

Die lieben Schwaben

Ein wackerer Schwabe forcht sich nit, er geht, selbst wenn er seiner Gesinnung nach die Jakobinermütze trägt,

Digitized by Google

getrost zu seinem König, nimmt bei ihm mutig einen Imbiß, und wenn der Träger der Krone ihm die Hand drückt, so drückt er sie ihm wieder. Allerdings ist früher schon der Gastwirt Cramer in Darmstadt zu Hofe gegangen und die Gattin des Genossen Geck, der zu den Unentwegtesten gehört, hat in Karlsruhe den Hofknix gemacht. Auch Herr Ulrich hat die Ballonmütze mit dem Zylinder und Herr Bock von Gotha die Nagelschuhe mit den Lackstiefeln vertauscht, und eben erst ist Herr Pernerstorfer in das Galakleid geschlüpft und zur Hofburg gewandert. Es muß doch etwas Eigenes um die Hofluft sein, daß sie sogar den revolutionären Trotz mildert und sozusagen die Wucht des Speeres aus des Jägers rauher Hand nimmt. Man hat auf den Parteitagen grimmig gegen die Abtrünnigen gewettert, die eine so seltsame Illustration in die Verelendung der Massen liefern, man hat sich voll Abscheu gegen den Gedanken gewandt, daß vielleicht dereinst sogar Herr Singer als Vizepräsident des Reichstags im Kaiserschlosse Kotau machen könnte, und eben erst haben sich die Genossen, als beim Reichstagsschluß das Kaiserhoch bevorstand, still und würdig aus dem Saale gedrückt. Und nun gingen die sieben Schwaben zum König von Württemberg, und sie erhoben sich sogar und ließen brausend ihre Stimmen ertönen, als man gleich auf zwei Bundesfürsten, den König von Württemberg und badischen Großherzog ein Hoch ausbrachte. Ach, die Hofluft verdirbt die Besten: Vielleicht sehen wir dereinst Herrn Stadthagen als Chef einer Kamarilla und den Genossen Zubeil als Obermundschenk! Li.

* * *

Für den Blockgedanken.

Was Börne über Österreich und Preußen anno 1818 schrieb, kann man getrost auf das konservative und liberale Prinzip und seine gesunde und notwendige Mischung anwenden. Er sagte: „Jenes ist das bindende Azot, dieses das freimachende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die atembare Lebensluft. Wo das eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein sieches, unerquickliches Leben verkeuchen, wo das andere, in heißen und allzuraschen Atemzügen sich verzehren. Möge das eine den Rat der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.“ Das ist der Blockgedanke. Paion.

* * *

Die Nachwahl von Neustadt-Landau.

Man darf auf den Ausfall der für den 30. Juli angesetzten Stichwahl in der Pfalz gespannt sein, erst durch sie wird das Wahlergebnis ganz geklärt, aber schon jetzt ist diese erste Nachwahl seit dem Zustandekommen der Reichsfinanzreform überaus lehrreich. Seit 40 Jahren ist das Mandat nationalliberal. Hier also mußte die Umstimmung zugunsten der Linken, von der man im liberalen Lager eine Änderung der Zusammensetzung des Reichstags erwartete, doch besonders zutage treten. Statt dessen ein Abnehmen der liberalen Stimmen von 14 000 auf 8800 — allerdings ist ein Kandidat des Bundes der Landwirte mit 2000 Stimmen abgesplittert, um zu zeigen, wie gering der wirkliche Wahleinfluß des Bundes ist, dem zu Liebe bisher agrarische Liberale gewählt wurden — aber auch hiervon abgesehn, statt des liberalen Aufschwungs ein liberaler Niedergang — welche Enttäuschung für diejenigen, welche die Politik der Linken seit der Ablehnung der Erbschaftssteuer auf die „Auflösung“ gestellt hatten. Das Eigenartigste aber an dem Wahlergebnis ist, daß die Sozialdemokraten um 2000 Stimmen zunahmen und damit in die Stichwahl mit dem Liberalen kommen, daß aber gleichzeitig der Zentrumskandidat um fast 2000 Stimmen abnahm und dadurch aus der für ihn völlig aussichtslosen Stichwahl gedrängt wurde.

Erst der Stichwahlausfall wird zeigen, ob es sich hier um eine Abkommandierung der Zentrumsleute handelte, die auf diese Weise das Mandat den Liberalen entreißen und dem Sozialdemokraten zuschanzen wollten oder ob das Zentrum wirklich Wahlenthaltung üben wird und sich nicht abermals durch die Wahl eines Genossen belastet.

Ob aber der Sozialdemokrat siegt, oder ob der Liberale dem Bunde der Landwirte und dem Zentrum sein Mandat verdankt, jedenfalls zeigt diese Wahl überzeugend, wohin eine Reichstagsauflösung geführt hätte. Zur Abwehr der Steuern wären selbstverständlich noch viel mehr sozialdemokratische Zettel abgegeben worden und bei der Erregung der Gemüter, die im Auflösungsfall eintrat, würde das liberale Mandat von Neustadt-Landau, das jetzt nur gefährdet ist, ganz sicher verloren worden sein. Und wenn das bei einem der ältesten und gesichertsten liberalen Mandate geschah, wie groß wäre dann die liberale Niederlage im ganzen Reich geworden und wie hätte der neugewählte Reichstag ausgesehn? War mit diesem eine Reichsfinanzreform oder überhaupt eine ersprießliche Regierung möglich? Die Liberalen hätten das Deutsche Reich in den schwersten Verfassungskonflikt hineingetrieben, wenn nicht glücklicherweise die Verbündeten Regierungen die Besonnenheit bewahrten und Fürst Bülow lieber zurücktrat, als nach dem Ratschlage der Liberalen ein Spiel zu wagen, das verloren war, ehe es begann.

* * *

Die Präsidentenwahl im Reichstag.

Im Reichstage nahm man allgemein an, daß, wenn Herr v. Bethmann-Hollweg Reichskanzler wird, der Reichstag vertagt und nicht geschlossen würde. Man glaubte, daß der bisherige Staatssekretär des Innern seine in mühsamer Kommissionsarbeit langsam herangereiften Gesetze über die Arbeitskammern und über die Änderung der Gewerbeordnung nicht selbst zu Fall bringen könnte, daß er sich die gute Stimmung des Reichstags nicht würde verderben wollen und daß er seiner Regierung und dem Reichstag die jetzt höchst bedenkliche Neuwahl des Präsidiums ersparen würde. — Den Reichstagsabgeordneten ist der Schluß der Session stets sehr unangenehm, weil die Eisenbahnfreikarten wohl während einer Vertagung, nicht aber nach Schluß der Tagung in Kraft bleiben, weil die Beamten unter den Volksvertretern bis Schluß wieder Dienst tun müssen und weil — was namentlich für die Sozialdemokraten recht peinlich — die solange sistierten Prozesse wieder aufgenommen werden. All das konnte freilich die Regierung nicht veranlassen, den nun schon zweimal vertagten Reichstag auch diesmal wieder zu vertagen. Die Kommissionsarbeiten mochten auch nicht ausschlaggebend in Betracht kommen. Anders steht es mit der Präsidentenwahl. Hier hätte doch wohl erwogen werden müssen, ob die durch die Finanzreform geschaffene politische Lage nicht eine Neuwahl bedenklich macht. Man hätte vielleicht besser getan, noch einmal zu vertagen und dann in der nächsten Session mit dem Reichstag sich dahin zu verständigen, daß die Fahrkarten für die Legislaturperiode gelten, die Kommissionsarbeiten aber von einer Tagung auf die andre übergehen, wodurch viele unnütze Arbeit vermieden wird. Dann hätte nie wieder vertagt zu werden brauchen. Da nun aber der Reichstag geschlossen ist, so ist eine Neuwahl des Präsidiums, das bei einer Vertagung im Amt bleibt, erforderlich und dadurch ist für alle Parteien eine sehr schwierige Lage geschaffen.

Zunächst die Konservativen. Sollen sie weiter den Präsidenten aus ihrer Mitte stellen? Graf Udo Stolberg hat sich allseitig große, persönliche Beliebtheit erworben, und der Reichstag wird ihn gewiß gerne wiederwählen. Aber, kann die Linke für den konservativen Präsidenten stimmen, wenn ihr die Vizepräsidentenstellen, die sie jetzt inne hat, entzogen werden? Kann das Zentrum für den konservativen Präsidenten stimmen, wenn das gegenwärtige Blockpräsidium bleibt? Die Konservativen müssen sich entscheiden, entweder für die Linke oder für das Zentrum. Tun sie das letztere, so entsteht die Schwierigkeit, die zweite Vizepräsidentenstelle zu besetzen. Wird die Linke sie annehmen? Im Hinblick auf die frühere Zeit und

Digitized by Google

auf das preußische Abgeordnetenhaus wäre das ja möglich. Wenn man aber an die schroffe Haltung der Nationalliberalen denkt, beschleichen einen Zweifel. Die Reichspartei dürfte wenig Neigung haben, die Stelle anzunehmen und sich dadurch dem schwarzen Block anzugliedern. Vielleicht würde die Wirtschaftliche Vereinigung eher zu haben sein. Aber die Mehrheit wäre dann sehr knapp und sie könnte der Polen nicht entbehren, was jedenfalls sehr mißlich sein würde. Entschließen sich aber die Konservativen für die Wiederwahl der jetzigen Präsidenten, so würde das ein Wiederaufleben des Blocks bedeuten. Würde die Linke dazu bereit sein? Die Entscheidung, vor die der Reichstag bei seinem Wiederzusammentritt durch die Präsidentenwahl gestellt wird, ist jedenfalls eine sehr schwierige und folgenreiche. Taktisch wäre es zweifellos richtiger gewesen, sie hinauszuschieben, denn tatsächlich ist die Frage des Reichstagsschlusses doch nur eine Formalität, die nicht soviel Wert hat, wie die Einwirkung auf die künftige Parteikonstellation im Reichstag, die durch die Präsidentenwahl beeinflußt wird.

* * *

Die Biersteuer.

Nette Pläne machen die Brauer und Gastwirte! Die Steuererhöhung soll dazu dienen, ihren Verdienst ganz ungemessen zu erhöhen. Hoffentlich hat man die Rechnung ohne die Gäste gemacht. Eine Preiserhöhung im Umfang der Steuererhöhung ist gewiß, was darüber hinausgeht, muß abgewehrt werden. Wenn das Publikum hierauf besteht, so wird die Konkurrenz schon dafür sorgen, daß der Durst zu angemessenen Preisen Befriedigung findet. Aber nicht nur Selbsthilfe muß eintreten, sondern auch die Gesetzgebung muß eingreifen! Die Herren Brauer und Wirte spielen ein gewagtes Spiel. Wenn sie wirklich imstande sind, statt der vom Reich erforderten 100 Millionen Mark 500 oder noch mehr Millionen aus dem Publikum herauszupressen, dann — war die Steuer zu niedrig und das Reich wird gut tun, durch eine weitere Erhöhung der Biersteuer seinen Anteil einzufordern. Das Publikum gibt viel lieber einen höheren Bierpreis im Interesse des Reichs als im Interesse der Brauer und Wirte. Erhöhte Reichseinnahmen aus dem Bier könnte das Reich dazu verwenden, besonders bedenkliche neue Steuern wieder zu beseitigen, die mehr Ärger als Geld einbringen. Eine solche Verärgerungssteuer ist z. B. die Zündholzsteuer, die sich in jedem Haushalt geltend macht und mehr Schimpfereien im Publikum hervorruft als alle übrigen Steuern zusammen. Die Erträgnisse der Zündholzsteuer werden hoffentlich so gering werden, daß man sie vermutlich bald angemessen herabsetzen oder ganz beseitigen wird. Beim Bier aber ist den Wirten das richtige Ausgleichsmittel in der Änderung der Biergläser gegeben. Man behalte den Preis bei, an den das Publikum gewöhnt ist, und vermindere den Rauminhalt — was man ohnehin auf dem Wege des „Schneidens" gewohnheitsmäßig tut. Wenn man statt 0,25 Liter 0,22½ Liter für 10 Pf. verkauft, so macht das für den Konsumenten nichts aus, für den Verkäufer entsteht eine Minderabgabe an Bier von 0,1 Liter pro Liter oder 4 Pf. Erlös, was Steuer und Konsumrückgang reichlich deckt. Diese Lösung entspricht dem gemeinsamen Interesse der Konsumenten und der Gastwirte. Der Konsument zahlt nicht mehr, sondern trinkt nur ein paar Schluck weniger, der Wirt hat die gleiche Einnahme, aber er braucht weniger Bier zum höheren Preis einzukaufen. Nur die Brauereien haben vorübergehend den kleinen Schaden, daß weniger Bier gebraucht wird, bis die steigende Bevölkerungszahl das ausgleicht. Bei Steigerung der Preise würde überdies der Bierabsatz vielmehr abnehmen und Wirte und Konsumenten unnütz geschädigt werden. Ar.

* * *

Das Deutschtum im Osten.

Die neue innerpolitische Konstellation erweckt naturgemäß lebhafte Sorgen hinsichtlich der Aussichten des Deutschtums im Osten. Mit Genugtuung konnte man in den letzten Jahren, besonders nach dem erfreulichen Ausfall der Wahl von 1907, feststellen, daß, wie überhaupt die nationale Bewegung im allgemeinen, auch die Bestrebungen für Unterstützung der Deutschen im Osten einen sichtlichen Aufschwung genommen hatten; und zwar ebenso ihrer Tiefe nach in den Bezirken, die die Bewegung bereits kannten, wie in der räumlichen Ausbreitung nach West- und, was besonders hervorzuheben ist, auch nach Süddeutschland. Der bekannte Zentrumsritt der Herren Erzberger und Genossen nach der Ostmark ist noch in frischer Erinnerung, und die Befürchtung, daß er erfolgreicher wiederholt werden kann, nachdem Graf Westarp die Unterstützung von Zentrum und Polen in Sachen der Durchführung der Finanzreform nach konservativen Wünschen angenommen hat, ist leider nicht von der Hand zu weisen. Da möchten leicht manche Mitarbeiter an der Ostmarkensache den Mut verlieren, indem sie nach den letzten Umwälzungen die Aussichten auf Fortschritte der Verdeutschung des Ostens so gering einschätzen, daß alle Bemühungen nach dieser Richtung hin als vergeblich und vergeudet zu gelten hätten. Indessen dem ist doch nicht so. Mag auch ganz gewiß manche Erschwerung der Arbeit für das Deutschtum zu erwarten sein, so sind die Grundlagen für den Erfolg bereits so gut gefügt, daß eine Erschütterung durch vorübergehende Erfolge der Polenfreunde nicht zu erwarten ist. Und dafür, daß eine dauernde Gefährdung der deutschen Interessen hintangehalten werden wird, bürgt neben dem Selbsterhaltungstrieb des preußischen Staates, für den jede Änderung der Politik in den Ostmarken gleichbedeutend mit politischem Selbstmord wäre, der immer stärker hervortretende Unwille der konservativen Wählerschaft, die laut erklärt, daß sie nicht gewillt ist, der Reichstagsfraktion „auf dem Wege nach Rom und Lemberg" zu folgen. Wie gut aber die in den letzten Jahren angewandte Methode in den Ostprovinzen gewirkt hat, illustriert am besten der „Bericht" der Zentrumsvertretung in Kulm a. W. an die Zentrumsfraktionen in Reichs- und Landtag, der durch die „Voss. Ztg." ausgangs des letzten Jahres an das Licht gebracht und in der Januar-Nummer der „Ostmark" einer Besprechung unterzogen worden ist. Gerade in dem gegenwärtigen Augenblick der Niedergeschlagenheit ist es nützlich, weil belebend und ermutigend, jenes Schriftstück noch einmal durchzugehen, wozu durch diese Zeilen angeregt werden mag. Hier nur zur Erinnerung, daß der Zentrumsberichterstatter alle Wahlkreise im Regierungsbezirk Marienwerder und in der Provinz Posen bis auf wenige nach Ablauf der nächsten 15 oder 20 Jahre durch deutsche Abgeordnete vertreten sein läßt, „wenn es so weiter geht"; daß ihm die Vereine deutscher Katholiken ein Dorn im Auge sind, und daß er aus dem wirtschaftlichen und kulturellen Kampf zwischen Polen und Ansiedlern mit prophetischem Auge die letztgenannten als Sieger hervorgehen sieht, weil sie fast sämtlich tüchtige und intelligente Leute sind. Also nicht verzagen, sondern ruhig weiter arbeiten, nur mit etwas verstärkter Anspannung, um die zu erwartende Vermehrung der Widerstände sofort auszugleichen.

* * *

Die besiegten Sieger.

Alle Anstrengungen sind vergebens, den Charakter des konservativen Sieges im Reichstage zu verdecken; es ist und bleibt ein Pyrrhussieg — in bester Form. Hat er freilich den Kampf gegen den Liberalismus in Sachen der Finanzreform beendet, so hat er dafür einen wahrscheinlich viel schwereren in den eigenen Reihen entfacht. Nur teilweise spielt sich dieser vor den Augen der Welt ab; aber bringt man das, was man davon zu sehen bekommt, in Verbindung mit dem, was die großen Anstrengungen der Parteileitung, ihre Auffassung der Vorgänge und der gegenwärtigen Lage den konservativen Wählern aufzuzwingen andeuten, so läßt es den Schluß zu, daß wir mitten in einer Krise der konservativen Partei stehen, wie sie seit nahezu einem halben Jahrhundert nicht dagewesen ist. Eine höchst unerfreuliche Erscheinung

Digitized by Google

für jeden, der über seine eigenen Parteiinteressen hinaus die großen nationalen Ziele unverwandt im Auge behält. Denn wie auch die Affäre enden mag, eine Schwächung der Gegner der internationalen Neigungen zugänglichen Parteien ist leider auf alle Fälle zu erwarten. Siegt die Reichstagsfraktion, so ist eine Annäherung der Rechten an die Linke außerordentlich erschwert; was das bedeutet, wird die Wahlbeteiligung 1911 und der Ausfall der Wahl zeigen. Können sich die um Herrn v. Heydebrand aber nicht durchsetzen, so ist eine Spaltung zu befürchten, die übrigens auch im andern Falle nicht durchaus ausgeschlossen erscheint. Das würde aber neue Gegensätze zu den schon allzu reichlich vorhandenen bedeuten, Gegensätze, die wahrscheinlich besonders scharf ausfallen werden, da ja bekanntlich kein Zwist heftiger ist als der zwischen Brüdern oder ehemaligen Freunden. Damit würde die Parteizersplitterung bei den Wahlen noch größer werden. Aber auch vor und nach diesen würden eine Menge von Kräften gegen die bisherigen Gegner des Blocks brachgelegt werden, da sie eben in dem Bruderkrieg ihre Verwendung finden würden. Eine unglückliche Lage, aus der sich vorläufig leider noch kein Ausweg zeigen will.

* * *

Hyperfein.

Richard Nordhausen gibt im „Tag“ unter der Marke „Der indirekte Ball“ einen Kommentar zu den großen politischen Vorgängen und zu Fürst Bülows Politik, den wir unsern Lesern wegen seiner ganz eigenartigen Auffassung in Kürze wiedergeben möchten. Danach hat der Reichskanzler von vornherein nicht geglaubt, vom Freisinn 400 Millionen indirekter Steuern erlangen zu können, und durch künstliches Operieren mit der Erbschaftssteuer diese als Angel benutzt, um das Zentrum für die 500 Millionen in irgend ein Form einzufangen. Als Köder diente dabei die Aussicht auf seinen eignen Rücktritt, der ohnehin schon bei ihm beschlossene Sache gewesen sei. Deshalb wäre auch jede Einwirkung auf die Konservativen, um sie für die Steuer zu gewinnen, klüglich unterblieben. Jetzt habe das Reich die indirekten Steuern; die direkte in Form der Erbschaftssteuer werde baldigst nachkommen, sobald das zu erwartende Ergebnis feststände, daß der Ertrag der Finanzreform hinter dem Soll erheblich zurückbleibt. „Eine liberalisierende Regierung, die alle indirekten Steuern bereits im Sack hat, ist über Jahresfrist vielleicht schneller mit der Auflösung zur Hand.“ — Sehr geistreich gedacht; aber so sehr man auch wünschen mag, im Zentrum den Düpierten zu sehen, dürfte diese Auslegung der Geschehnisse doch wohl über das Ziel schießen. Sonst müßte ja Bernhards Groll von A bis Z gespielt sein, und der ganze Aufruhr im konservativen Lager basierte auf absichtlicher Irreführung der öffentlichen Meinung; dazu die politisch höchst bedenkliche Spannung zwischen nationalliberaler Partei und der Rechten; von der Gefahr, den Freisinn wieder in Negation fallen zu sehen, ganz zu schweigen. Das hieße denn doch mit gefährlichem Feuer gar zu leichtfertig spielen.

M. d. R.

* * *

Der Magen des Ministerpräsidenten.

Eine Woche, ehe Herr D. Georges Clemenceau ging, hatten vier Fünftel der französischen Kammer seiner allgemeinen Politik den Segen gegeben. Man war also überrascht, als plötzlich die Nachricht vom Sturze kam. Freilich — man weiß, daß auch die Gunst von Volksvertretern wie eine Wiege ist. Und auch Deputierte, die heute Hosianna rufen, haben die Wandlungsfähigkeit, morgen Crucifice zu schreien. Trotzdem — man war überrascht, auch als die Nachricht kam, daß der schlechte Zustand der französischen Marine dem Kabinet den Garaus gemacht. Gewiß — im letzten Jahrzehnt ist Frankreich unter den Marinemächten auf den vierten Platz gekommen, und Deutschland auf den Platz Frankreichs vorgerückt. Aber für die Publizität dieser Tatsache hat ja Herr Delcassé schon seit Monaten ausgiebig gesorgt, und dem einfältigsten Volksvertreter war diese Tatsache allmählich bewußt geworden. Eine Weile glaubte man also, die französischen Abgeordneten wären irrsinnig geworden. Dann wieder versicherte Jean Jaurès, der Kabinetschef müsse den Verstand verloren haben, als er Herrn Delcassé und damit das hohe Haus beleidigte. Und schließlich ist es als endgültige Wahrheit doch an den Tag gekommen: Clemenceau hatte seit acht Tagen seine Koffer für eine Reise nach Karlsbad gepackt. Alljährlich im Juli erprobte Clemenceau die Heilkraft des böhmischen Kurorts an seinem eignen Leibe. Schon als er anerkannter Ministerstürzer war. Heuer konnte er nun schon seit einer Woche nicht abreisen, weil die Kammer nicht zu schwätzen aufhörte. Das empörte ihn, und seine Magennerven revoltierten gegen die unendlichen Massen Marinekritik, die ihm Herr Delcassé in großen Dosen verabreichen ließ. Da nahm sich Herr Clemenceau vor, „denen da drinnen“ ein paar Ungeheuerlichkeiten an den Kopf zu werfen. Dann wollte er nach Karlsbad gehen. Er gab „denen da drinnen“ etliche erfrischend grobe Antworten und ging zu Herrn Fallières, um sich nach Karlsbad verfrachten zu lassen. Da bat ihn aber Fallières, die Geschäfte bis zur endgültigen Erledigung der Krise zu führen. Die kann noch dreimal so lange dauern, wie die Kammerdebatte über die Marinefragen. Herr Clemenceau kommt also doch nun später an die Thermen, als wenn er mit den armen Deputierten Geduld gehabt hätte. Aber die Karlsbader Quellen haben ihre abführende Wirkung schon bewiesen: denn das Ministerportefeuille ist weg. Die Demission des Kabinets Clemenceau ist also eine reine Magenfrage gewesen und hatte mit der Liebe der französischen Deputierten zum Vaterlande nichts zu tun.

Wer weiß, ob Fürst Bülow nicht wegen der Sehnsucht nach Norderney aus der Wilhelmstraße ausgezogen ist? Das werden noch die kommenden Mediziner entscheiden!

E. E. F.

* * *

Die blaue Reklame.

Hoher Herr Gerichtshof! Ich plädiere für mildere Umstände. Der Angeklagte Peter Ganter hat mit der Reklame für die „Doppelte Moral“ nichts Schlimmeres getan als seinerzeit der unsterbliche Hauptmann von Köpenick. Ganz Deutschland hat er zum Lachen gebracht, und in einer bestimmten Klasse hochgeachteter Mitbürger, die in den Adressenbureaus als wohlhabende Leute bezeichnet werden, hat er in sehr zuträglicher Weise das Gewissen geschärft und versteckte alte Heimlichkeiten, die einer fröhlichen Sünderzeit entstammten, aufs neue wachgerufen. Laden sie mich an Gerichtsstelle, und ich will, der reinen Wahrheit nach, bekunden, daß es unter meinen Bekannten ehrsame Zeitgenossen gegeben hat, die geradezu empört darüber waren, daß sie den berühmten Brief *nicht* erhalten haben. Der Absender hatte eine sorgfältige Auslese getroffen, und jeder „bessre“ Mensch mußte dabei sein, wie man bei einer Première dabei sein muß. Darüber hinaus hat Ganters Tat seine *wirklich kulturellen* Verdienste. Er hat *tausende von hochwohlgebornen Leuten veranlaßt, einmal im Jahre in einen Buchladen zu schicken*. Das Buch war nicht da, wie es nie da ist; sonst wären sie imstande gewesen, bare Mk. 8,— auf dem Altare ihrer Neugier und ihres ertappten Gewissens zu opfern. Wer will wissen, ob dieser Einzelfall nicht zur Gepflogenheit wird, so daß eine goldne Zeit der Ernte für den Dichter herannaht? Was will es dagegen besagen, wenn ein paar Schwiegermütter in Ohnmacht gefallen sind, weil sie befürchteten, daß verheimlichte Tage und Nächte aus dem Vorleben ihrer Kinder an den Tag kämen? Was macht man so viel Aufhebens von ein paar ohnmächtigen Schwiegermüttern, wenn dem Buchabsatz durch unerhörte neue Mittel, die nach den Worten des frommen Ignatius den Zweck heiligen, geholfen wird? Ist es nicht längst ein Trick auflagelüsterner Romanciers, die, wie ein bekannter Berliner Autor, sich sogar in der Literatur einen Namen erschlichen haben, „Schlüsselromane“ zu schreiben, um auf die Art einen bestimmten Interessentenkreis auf ihre Werke wild zu machen. Weiß man nicht, daß wirk-

Digitized by Google

liche Begabungen, denen die Muse das Brot versagt, mit verstellter Feder jahraus jahrein Schund- und Schauerromane für den Kolportagebetrieb schreiben müssen? In andern freien Berufen hat man die altväterische Ethik längst zum Plunder geworfen. Ärztliche Kapazitäten erschachern sich Patienten für ein Fünfgroschenstück, Advokaten reichen den Schiebern die Hand, um mit ihnen im Trüben zu fischen, und selbst an der Börse soll, wenn die Fama Recht hat, nicht immer mit ganz ehrlichen Mitteln gehandwerkt werden. Haben wir nicht längst eine „doppelte Moral"? und ist Herr Ganter schuld daran, daß er für seinen Roman keinen bessern Mann als Georg Fleck aus Deutsch-Wilmersdorf gefunden hat? Ganter hat ein ganzes Heer von Illiteraten und Böotiern mobil gemacht, allerhand Leute, die über die Lektüre ihres Tageblättchens, Cochonnerien und Detektivgeschichten niemals hinausgekommen sind. Wollt ihr wirklich in törichtem Aufbegehren auf diesen Mann einen Stein werfen, statt die Reihen zu schließen und Mann für Mann mit lauter Stimme für ihn einzutreten! Die Gant ist über den Ganter hereingebrochen, und jetzt steht er vor den Schranken, um seine mutige Tat geschickt zu verteidigen. Allein unter tausenden von Verlegern hatte er noch Idealismus in seiner Brust: er hoffte wirklich, mit der Literatur lasse sich noch ein Geschäft machen. Hans.

* * *

Der Kampf um die Talonsteuer.

Wenn auch vielleicht nicht in so intensiver Weise, wie für gewisse durch die Finanzreform betroffene Steuerobjekte, z. B. für die Zündhölzchen, die einen förmlichen „Run" des Publikums auf die glückliche Geschäftswelt entfesselt haben, sind die Wirkungen der Reform auch für die Besitzer von Wertpapieren bereits vor Inkrafttreten des Gesetzes in deutlicher Form zu Tage getreten. Man braucht nicht einmal ein besonders aufmerksamer Zeitungsleser zu sein, um zu erkennen, daß die öffentlichen Blätter seit einigen Tagen von Aufforderungen an die Besitzer von Wertpapieren wimmeln, den Umtausch ihrer Talons in neue Zinsscheinbogen vorzunehmen, um auf diese Weise der drohenden „Talonsteuer" zu entgehen. Vom 1. August 1909 ab werden die Kuponbögen von Wertpapieren aller Art, mit Ausnahme von deutschen Reichanleihen und bundesstaatlichen Anleihen mit einem Steuersatz von 1% des Nominalwerts der Papiere belegt, und die Emittenten der verschiedenen Wertpapiere sind eifrig bemüht, den Beteiligten noch die Segnungen des gegenwärtigen Zustandes zu teil werden zu lassen, wodurch namentlich auch die Kontroverse über die gegenwärtig so lebhaft diskutierte Frage vermieden wird, wer eigentlich die neue Steuer zu zahlen gesetzlich verpflichtet sei. Um so angelegentlicher werden sich mit dieser Frage diejenigen zu beschäftigen haben, die der Zukunft alles vorbehalten müssen.

Die Art und Weise, wie die Aussteller von Wertpapieren in den seitherigen Bekanntmachungen, in denen sie zum Umtausch auffordern, diese Frage zu beantworten suchen, läßt auf alles andere als auf Einheitlichkeit schließen. Während die Aktiengesellschaften ziemlich durchgängig zu erkennen geben, daß nach dem 1. August die Aktieninhaber die Steuer zu tragen haben würden, haben die Hypothekenbanken sich bereit erklärt, die Steuer selbst zu übernehmen, wohingegen aus den Mitteilungen industrieller Gesellschaften, Kommunen, sowie namentlich ausländischer Aussteller nicht immer ganz deutlich zu erkennen war, wie diese Aussteller sich zu dieser Frage stellen. Zieht man die bestehenden Verhältnisse in Betracht, so kann es eigentlich keinem Zweifel unterliegen, daß die Inhaber, die Besitzer der Papiere, und nicht die Aussteller der neuen Steuer unterworfen sind. Bei Aktien ergibt sich dieses ohne Weiteres; denn ob die Steuer von der Gesellschaft als solcher getragen wird, oder ob sie der Aktionär bezahlt: auf alle Fälle fällt sie dem Aktionär zur Last. Was die zweite Art von Wertpapieren, die Schuldscheine, betrifft, so kann es nach der Lage der Sache wohl keinem Zweifel unterliegen, daß auch hier die Inhaber, die Besitzer getroffen werden sollten. Denn die Schuldscheine stellen für die Inhaber einen Besitz, für den Aussteller dagegen Schulden dar: es wäre doch widersinnig, anzunehmen, daß der Gesetzgeber die Absicht gehabt hätte, Schulden und nicht den Besitz zu versteuern. Zweitens beweist die Entstehung der Talonsteuer aus der Kotierungssteuer deutlich, daß man die Besitzer treffen wollte; denn bei der Kotierungssteuer sollten zwar die Aussteller abgabepflichtig sein mit dem Rechte jedoch, die Steuer bei der Einlösung der Zinsen und Dividenden wieder abzuziehen. Drittens endlich kann man dem Gesetzgeber schon deshalb nicht unterstellen, daß er prinzipiell die Aussteller habe treffen wollen, weil dann die Absicht auch für die ausländischen Aussteller bestanden hätte, eine Absicht, die als ausgeschlossen gelten muß, da der deutsche Gesetzgeber für Ausländer keine Gesetze erlassen kann. Dieser Sachlage nun entspricht es vollkommen, wenn der erste Redner über die Talonsteuer, der Abgeordnete Speck, im Reichstage erklärte, daß die Steuer eine Garantie dafür biete, „daß die neuen Steuern diejenigen Kreise treffen, die nach Ansicht der Mehrheit des Reichstags von ihr getroffen werden sollen. Es sind das die gleichen Kreise, die von dem sogenannten Kotierungsstempel getroffen worden wären: die Besitzer des mobilen Kapitals." Und weiter erklärte dieser Redner: „Deshalb sind meine Freunde der Meinung, daß gerade die Besitzer solcher Papiere und der Dividendenpapiere bereit sein müssen, Opfer zu bringen."

Ist somit in diesen Worten das Prinzip der Frage, daß die Besitzer der Papiere die Steuer tragen sollen, deutlich ausgesprochen, so muß es um so rätselhafter erscheinen, daß derselbe Abgeordnete gleich darauf die Frage der — Abwälzung der Steuer erörterte. In Bezug auf die Schuldscheine ist er der Meinung, daß „wenn auch der Aussteller der neuen Bogen, die zu stempeln sind, also die Gesellschaft, die Steuer vorzulegen hat, so tut sie dies doch nur als Vermittler der eigenen Wertpapiere, ist also auch berechtigt, den vorgeschossenen Betrag der Steuer dem Inhaber der Papiere nachträglich anzurechnen. Es wäre mir von Interesse zu erfahren, ob das Reichsschatzamt diese Ansicht teilt, andernfalls wäre es ja wohl geboten, bei der dritten Lesung noch eine entsprechende Bestimmung in das Gesetz aufzunehmen." Also auch durch diese Art der Ausführung gab dieser Redner zu erkennen, daß die Besitzer die Steuer tragen müßten. Das Reichsschatzamt aber, auf dessen Stellung zu dieser Frage der Redner so bedeutendes Gewicht legte, um eventuell weitere Bestimmungen in das Gesetz aufzunehmen, scheint den Standpunkt des Redners nicht ohne Weiteres geteilt zu haben, denn sein Vertreter, Sydow, erklärte:

„Die Frage des Herrn Vorredners, wie es wohl bei den Obligationen werden würde, kann man nicht von vornherein in einer bestimmten Richtung beantworten. Was die rechtliche Seite betrifft, so kann das Gesetz die Frage nicht regeln. Das richtet sich nach dem Rechtsverhältnis zwischen Emittenten und Inhabern der Schuldverschreibung. Es steht manchmal darin, daß die Ausweisung frei von allen Kosten und Spesen geschieht, es steht auch manchmal etwas anderes darin. Daher läßt sich durchs Reichsgesetz keine allgemeine Bestimmung treffen. Die Frage läßt sich überhaupt nicht einheitlich beantworten, sondern die Antwort wird sich nach dem Verhältnis richten, das zwischen dem Emittenten und dem Inhaber des Papieres besteht."

Der Schatzsekretär vermeidet es also in der bestimmtesten Form, auf die Frage, wer bei Schuldscheinen die Steuer zu tragen habe, eine positive Antwort zu geben, er will vielmehr die Entscheidung von dem Vertragsverhältnis zwischen Aussteller und Besitzer, insbesondere davon abhängig machen, ob in der Schuldverschreibung die Zusicherung einer kosten-

Digitized by Google

freien Aushändigung der Kuponbogen enthalten ist. Das heißt also, daß nach der Ansicht des Schatzsekretärs der Aussteller zur Zahlung der Talonsteuer verpflichtet ist, wenn er die Verpflichtung der kostenfreien Ausgabe der Kuponbogen übernommen hat. Diese Ausführungen des Schatzsekretärs (deren Richtigkeit hier dahingestellt bleiben mag), die den Aussteller der Papiere zur Entrichtung der Stempelsteuer verpflichten wollen, wenn er sich selbst zur kostenfreien Aushändigung der Kuponbogen verpflichtet hat, gewinnen nun ihre Bedeutung durch die Erklärungen des Ministers Delbrück, der unter Hinweis auf den § 42 des Börsengesetzes, beziehungsweise auf die Ausführungen des Bundesrates hierzu, betonte, daß die Zulassung von Wertpapieren zum Börsenhandel unter anderem zur Voraussetzung hat, daß die Aushändigung der neuen Zinsbogen kostenfrei erfolge. Wenn also nach den Ausführungen des Schatzsekretärs die Aussteller derjenigen Papiere, die sich zur kostenfreien Ausgabe der Kuponbogen verpflichtet haben, die Talonsteuer zu zahlen verpflichtet seien, so würde nach den Ausführungsbestimmungen des Bundesrats zum Börsengesetz, daß die kostenfreie Ausgabe des Kuponbogens die Voraussetzung der Börsengängigkeit eines Papieres sei, somit als erstes Ergebnis folgen, daß die Aussteller sämtlicher an den Börsen zugelassener Wertpapiere zur Zahlung der Steuer verpflichtet sind! Wie man diese Konsequenz auf die ausländischen Aussteller anwenden will, ist freilich eine offene Frage, umsomehr, als diese davon ausgehen können, daß der deutsche Gesetzgeber nicht beabsichtigt haben kann (eben weil er gänzlich dazu außerstande ist), Ausländer deutschen Steuergesetzen zu unterwerfen. Aus den Ausführungen der beiden Minister aber würde sich ergeben, daß die bloße Börsenfähigkeit eines Papieres genügen würde, um den Aussteller zur Zahlung der Steuer zu verpflichten.

Es ist zu vermuten, daß dieses wohl auch bei den später auszugebenden Papieren das Ende vom Liede sein wird, und daß in Zukunft nach berühmten Mustern des Auslandes die Emittenten sich veranlaßt sehen dürften, die Talonsteuer bei der Ausgabe der Papiere zu übernehmen. Die Geschwindigkeit freilich, mit der dieses insbesondere die Hypothekenbanken in Deutschland getan haben, nimmt sich wie eine förmliche Aufforderung an den agrarischen Gesetzgeber aus, bei der ersten Gelegenheit eine neue Auflage der Talonsteuer zu veranstalten.

Ernst Heinemann (Berlin).

Bethmannlied.

Die Neugier tobt bei allen Leuten,
Soweit man preußisch denken kann:
„Wer kann uns den Charakter deuten?
Was bringt der Mann? Was will der Mann?“
Seid stad, ihr Leut, nichts wird errungen,
Worüber man erstaunen könnt':
Er ist ein Mann der Mäßigungen,
Er ist Asthet und abstinent.

Man weiß, er ist kein Becherschwinger,
Mit Würde pflegt er den Verstand,
Er drehte niemals „faule Dinger“,
Als Säugling las er schon den Kant.
Der „Meinung“ scheint er feind, der frechen,
Politisch auch begriff er schon:
Man lebt vor allem von Versprechen,
So bleibt man in der Tradition.

Auch soll man keinem nahetreten,
Soweit man auf Agrarier blickt,
Man soll auch laut fürs Zentrum beten —
Auf, Telegramme abgeschickt!
Nur dies sind noch Begeisterungen,
Zum Wohl des Staats empfunden gern —
Sonst ist man Freund der Mäßigungen
Als treuer Diener seines Herrn.

Terentius.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Friedrichstr. 110–112
Oranienburgerstr. 54–56a
Passage-Kaufhaus
Betriebsgesellschaft m. b. H.

Für die Leser der „Gegenwart“. Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

SPORT-KRAVATTEN
in karr. Mustern
8 Stück 1.–

HERREN-TASCHENTÜCHER
Prima P.K. Qualität
mit bunter Kante
½ Dutzend 1.25

LODENHÜTE
vorzügl. Qualität
in modernen Formen 1.65

HERREN-HANDSCHUHE
Suède imit., Marke P.K.
Gelb und farbig
Paar 1.10 65 Pf.

MACO-HEMDEN
mit farb. Einsatz
1.65

P.K. ZIGARREN
Specialmarke
„Culsura“
hochfein, 10 St. 1.20

ZIGARETTEN-ETUIS
in reichster Auswahl
Stück von 90 Pf. an

Bitte zu wenden!

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—**Bremen-Genua** u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

An das
Passage-Kaufhaus
Berlin.

BESTELLSCHEIN.

Unter Nachnahme bitte ich mir zu senden:

.....

.....

.....

.....

Unterschrift .....

Adresse .....

Bei Aufträgen von 15 M. an erfolgt der Versand franko.
Nichtgefallendes ist von Ihnen sofort kostenlos zurückzunehmen und der dafür entfallende Betrag zurückzuzahlen.

Passage-Kaufhaus

Besonders empfehlenswerte P. K.-ARTIKEL

AKTENMAPPE
schwarz und braun
Kunstleder mit 2 Druckkn. 3.50 **2.90**

P. K. Füllfederhalter
m. Ia. 14 kar. amerikanischer Goldfeder **3.50**

P. K. KOPFBÜRSTE
gar. reine Borste
unerreichte Haltbarkeit Stück **1.30**

HERRENSCHIRM
Reinseiden,
extra dünnes Gestell, mit Futteral **4.90**

P. K. Briefordner
prakt. System **75 Pf.**

HERREN-SOCKEN
FIL D'ECOSSE
Moderne Muster Paar 95, **65 Pf.**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 32. Berlin, den 7. August 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Das spanische Schicksal.

Dreihundert und zwanzig Jahre sind vergangen, seit Philipp der Zweite unter Medina Sidonia und Martinez de Recalde die vielbewunderte Armada gegen die jungfräuliche Königin sandte, um den Tod der Maria Stuart zu rächen. Vor den Orkney-Inseln und an den schottischen Klippen fanden die spanischen Schiffe den Untergang. „Gott hauchte sie an und sie wurden vernichtet." Dem König Philipp aber legt der deutsche Dichter die resignierten Worte in den Mund: „Gott ist über mir; ich habe gegen Menschen, nicht gegen Sturm und Klippen sie gesandt." Diese Worte waren der Schlußsatz zu dem Epos von Spaniens Größe. Vor zehn Jahren aber, da wurden noch die armen Trümmer zerschlagen, da konnte Cervera, der in dem Hafen von Santiago die letzte Flotte seines Volkes vernichtet sah, seinem jungen Könige erklären: „Das ist alles, was ich von der spanischen Jugend und der Armada wiederbringe." Kuba ging verloren und zugleich die Philippinen; das große Kolonialreich, in dem einst die Sonne nicht unterging, ließ kräftigeren Nationen das Erbe.

Jetzt schlägt wieder, wie in den Tagen Karl Martells, das Schwert der Barbaren gegen die Pforte des Landes. Tausende liegen bereits in ihrem Blute, und täglich häufen sich die Niederlagen. Aber die Not des Landes weckt nicht mehr das Ehrgefühl, die nationale Leidenschaft wie damals, als das spanische Volk der zäheste und erfolgreichste Gegner des ersten Bonaparte wurde, in jenen Tagen von Sevilla und Saragossa, als Juan Battista de Arriazza seine glutvollen cantos patrioticos schrieb und San Miguel für das „heilige Bataillon" die Riego-Hymne schuf: „Und das Weltall soll staunen beim Schall unserer Lieder und schau'n in uns wieder die Söhne des Cid." Es ist nicht mehr ein flüchtiges Abenteuer, das Spanien heute durchlebt, es ist auch nicht eine schnell verflackernde Revolte, die jetzt Stadt und Land durchtobt: Man hört das Schreiten des Schicksals, das sich vollenden will, das unaufhaltsam geworden ist, weil dem Volke, das in dem so reich ausgestatteten Lande wohnt, die Lebenskraft und das Recht zum Leben verloren ging. Es ist ja möglich, daß die letzte Katastrophe noch einmal aufgehalten wird, nicht durch die eigene Kraft des Volkes, sondern durch die Hilfe von Fremden, aber unvermeidlich ist sie dennoch, und eine lange Zeit der Schrecken wird sich über das Land ergießen.

Wo die Wurzeln des Verhängnisses ruhen? — In seiner Geschichte jener Zeit, da der Abfall der Niederlande und der Sieg der Oranier den spanischen Waffenruhm vernichtete, hat Friedrich Schiller geschrieben: „Wohin die Inquisition ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so wie in Spanien, hat sie in keiner anderen Weltgegend gewütet. Die Toten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche, treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volkes hinterlassen, das vor vielen anderen, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war." Die Bigotterie wird immer die Tatkraft lähmen, diese Bigotterie, die eben noch, wo die Sturmflut bereits hereinbricht, den spanischen König dazu treibt, den Verwandten aus dem Hause zu stoßen, nur weil er ein junges protestantisches deutsches Fürstenkind sich zur Lebensgefährtin erkor, die Bigotterie, die stets die legitime Mutter der Unduldsamkeit war, die jede Freiheit der Forschung hemmt, dem Geiste Fesseln auferlegt, die unzerreißbar sind, die jeden Fortschritt aus ihrem Reiche fernhält. Statt zur Arbeit ruft sie zum Gebete; sie zähmt und bricht den Willen und schafft jenen Fatalismus, der stets auf Wunder harrt. Trostlose Armut, Verkommenheit, innere Zerrüttung, das sind die Früchte, die der von der Inquisition zerfurchte Boden Spaniens trägt.

Überall ringen und kämpfen die Völker, ihre politische Stellung zu erhalten und ihren wirtschaftlichen Rang zu behaupten. Spaniens ganzer Güteraustausch umfaßt kaum etwas anderes, als das, was die Natur ohne Mühe von selbst darbietet. Die Landwirtschaft liegt danieder und

Digitized by Google

spiegelt in ihrer dürftigen Verfassung getreu den Nationalcharakter wieder. Der castilische Bauer quält sich nur noch für seinen Pachtherrn; die Industrie, die hier und da bescheiden aufgeblüht ist, ist von Fremden begründet; von all den Schätzen, die der einst so gewaltige Kolonialbesitz dem Mutterlande brachte, ist nichts mehr zu finden. Gewiß, auch die Scheiterhaufen flammen nicht mehr, und die Inquisitoren verbrennen nicht mehr Ketzer und Hexen. Aber der Geist jener Zeiten, in denen Peter Arbuez das Land durchzog und Ignatius von Loyola den Jesuitenorden schuf, weht uns auch heute noch aus allen Winkeln entgegen. Es ist wiederum nur eine natürliche Reaktion, daß gerade in diesem Lande die revolutionären Kräfte sich am stärksten bemerkbar machen. Denn völlig läßt sich doch der Geist und der Wille eines ganzen Volkes nicht in Bande pressen, die Naturkraft bäumt sich empor, und je schrecklicher die Öde war, desto grimmiger wird die Gewalttat. Seit langen Jahren besteht in Spanien eine starke republikanische Unterströmung, die vor vierzig Jahren schon einmal einen kurzen Sieg erfocht, als sie die Königin Isabella zur Entsagung trieb und als sie später den König Amadeus nach einem kurzen Herrschertraum zum Verzicht auf die Krone zwang. Fast ein ganzes Jahr hindurch ist Spanien eine Republik geblieben, ein Jahr allerdings, das stürmischer war, als all die Zeiten, die jemals über das unglückliche Land dahingebraust sind. An ihren eignen Utopien ging schließlich die Republik zugrunde. Ihr Programm, das die Selbstverwaltung der einzelnen Provinzen, die Aufhebung des stehenden Heeres, die völlige Trennung von Staat und Kirche umfaßte und nach der Weise des Robespierre die Menschenrechte proklamierte, war dem eigentlichen Volkscharakter so fremd, daß es keinen Bestand haben konnte. All der feurige Idealismus und die glänzende Rhetorik eines Castellar, der grimme Zornmut eines Zorilla konnten die Republik nicht vor dem Zusammenbruch retten. Es war immerhin ein bescheidenes Glück, daß nicht Don Carlos und seine Leute die Erben waren. Denn mehr noch als das jetzige Königtum hätte ein Königtum dieses Hauses die völlige Herrschaft der Pfaffen bedeutet.

Der Widerstand gegen das Schicksal, der natürliche Protest gegen die geistliche und wirtschaftliche Versklavung hat nun in Spanien über die sozialdemokratische Bewegung hinweg einen exzentrischen Anarchismus gezeugt, dem manches Opfer, dem vor zwölf Jahren in Santa Agueda auch der glänzende Don Antonio Canovas del Castillo erlag. Merkwürdig überhaupt, daß die anarchistische Bewegung gerade in den Ländern der lateinischen Rasse ihre zahlreichsten und eifrigsten Anhänger gewann. In Italien hat vor allem Malatesta die blutigsten Lehren gepredigt und Verbände gegründet, die nur in der Weisheit des Michael Bakunin das Heil erblicken. In Spanien hat der Bund der mano negra, der schwarzen Hand, den Anarchismus gepflegt. Er nennt sich selbst in seinen Satzungen einen Rachebund der Besitzlosen gegen die Ausbeuter, deren Vernichtung mit Dolch, Gift und Feuer betrieben werden müsse. In Barcelona, Santander und Madrid, in den Provinzen Alicante und Murcia, in Andalusien, in der kornreichen Niederung des Guadalquivir, überall hat dieser Bund sowie die Federacion de los Trabagadores Anhänger gewonnen, und all die Grausamkeiten, mit denen man sie zu unterdrücken versuchte, haben ihre Zahl nicht vermindert. Immer wieder erinnerten Bombenattentate an ihre Existenz und ihre ungeschwächte Energie. Sie bilden auch jetzt die Kerntruppen unter jenen entfesselten wilden Scharen, die nicht nur in Barcelona, sondern in einem großen Teil des Landes sich gegen das Königtum erheben. Als der Krieg gegen die Vereinigten Staaten drohte, da konnte Maria Christine noch mit ihrem Knaben, wie einst Maria Theresia in Ungarn tat, in den Cortes erscheinen und mit dem „Vertrauen ihres Mutterherzens“ die Hoffnung aussprechen, daß „das spanische Volk sich um den Thron des jungen Königs scharen und ihn mit unüberwindlicher Gewalt stützen wird“, da konnte sie die Thronrede mit den Worten schließen: „Mit der gegen einen Angriff von außen her einigen und geschlossenen Nation und mit der Hilfe Gottes werden wir ehrenvoll die Krise bestehen, die man ohne Grund und ohne Gerechtigkeit gegen uns heraufzubeschwören sucht.“ Und jetzt? Die Riegohymne ist verhallt, man vernimmt nicht mehr den Klang ihrer ehernen Worte: „Des Kriegsgottes Stimme ruft laut uns zur Rache, der Genius erwache hispan'scher Nation.“ Man richtet sich nicht mehr auf an Arriazzas „Prophezeiung des Pyrenäus“ und ihrer gewaltigen Poesie: „Verzweiflung macht den Heldenmut unsterblich, zum Schwert die Ketten und die Schmach zum Siege!“ O nein, die jungen Soldaten desertieren in Massen oder sie verbrüdern sich mit dem Volke, und die Reservisten und die Landwehrmänner verstecken sich in Schlupfwinkeln oder fliehen über die Grenzen, um nicht zum Straßenkampf oder in die öde Hoffnungslosigkeit von Mellila gesandt zu werden. Es ist der Niederbruch der nationalen Gesittung, der jetzt eintritt, wo die Flammen an den Mauern des Vaterhauses emporzüngeln.

Man hat ja noch einmal geglaubt, eine Rolle spielen zu dürfen, trotz der inneren Vermorschtheit, trotz aller Dürftigkeit des öffentlichen Lebens. Man ist in den Konzern des Königs Eduard getreten, man hat durch einen geheimen Vertrag mit Frankreich sich einen Teil des maurischen Erbes sichern wollen. Aber man bricht schon beim ersten Anlauf zusammen. Und über die Niederlagen hinweg, die man jetzt erleidet, und über die blutigen Szenen des Aufruhrs hinweg, die das Land erfüllen, blickt das Auge nur in eine weite

Digitized by Google

Wüste der Hoffnungslosigkeit, in der das Volk Philipps des Zweiten immer tiefer und tiefer versinkt, weil in ihm die Kraft des Widerstandes und die Energie des Willens längst getötet wurde.

Deutschlands Seeinteressen.

Von E. v. Liebert, M. d. R.

Noch niemals ist das Interesse des deutschen Volkes so lebhaft auf seine Macht zur See, auf seine Seegeltung und auf die ihm hierfür zur Verfügung stehenden Streitkräfte gerichtet gewesen als im verflossenen Halbjahre. Seit den Zeiten des Entstehens der norddeutschen Kriegsflotte, seit den ernsten Mahnungen unseres Kaisers, daß wir auch zur See gerüstet sein müßten, hat unser Volk zwar sein maritimes Herz entdeckt, es hat auch Freude empfunden an dem langsamen Aufsteigen der Seemacht, aber es war ihm immer noch kein rechter, heiliger Ernst mit dieser Frage. Die deutsche Nation war zu lange — gewissermaßen gewaltsam — von der See abgelenkt worden, sie wußte kaum, daß sie eine hundert Meilen lange Seeküste und 50 Küstenstädte besitzt. Wenn der Bewohner des deutschen Binnenlandes in einer politischen Versammlung hört, daß der Haushaltsetat für das Heer 800 Millionen und für die Kriegsflotte 400 Millionen Mark im Jahre 1909 anfordert, so erscheint sehr, sehr vielen die erste Forderung als hoch, aber berechtigt, oder wenigstens notwendig, bei der zweiten Forderung ist er zu der Frage geneigt, ob das nicht ein Luxusartikel sei, den man entbehren könne.

Erst die „Einkreisungspolitik" des Königs Eduard und die nun schon gar zu lange anhaltenden Alarmrufe und Drohungen der englischen Jingopresse gegen das still seinen Geschäften nachgehende, tief friedliche deutsche Volk haben den Leuten die Augen geöffnet. Sie fangen an zu begreifen und sich davon zu überzeugen, daß eine starke Flotte uns bitter not tut zum Schutz unsrer Küsten, unsers Überseehandels, unsrer Kolonien und des internationalen Rechts auf allen Meeren. Jetzt, wo die Gefahr ihnen tatsächlich auf den Pelz rückt und gelegentlich recht drohend wird, äußert sich doch die allgemeine Freude darüber, daß wir inzwischen still, aber tüchtig gebaut haben, daß wir bereits eine achtbare Flotte besitzen, daß diese von Jahr zu Jahr an Stärke und Gefechtswert zunimmt und gerade im kommenden Herbst um einen neuen hochbedeutsamen Schiffstyp bereichert wird. Augenblicklich rangieren die großen Seemächte folgendermaßen:*)

England	55 Linienschiffe		38 Panzerkreuzer	
	über 10000 Tonnen		über 5000 Tonnen	
Amerika	25	„	15	„
Frankreich	16	„	18	„
Deutschland	24	„	8	„
Japan	11	„	11	„

Dennoch rechnet man gegenwärtig bereits Deutschland als dritte Seemacht, weil seine 24 Linienschiffe mit 286 402 Tonnen den französischen 16 Linienschiffen um 80 000 Tonnen überlegen sind, und dies durch Kreuzer nicht ausgeglichen werden kann. Im Mai 1911 aber wird sich das Verhältnis folgendermaßen gestalten:

Deutschland 25 Linienschiffe u. 10 Panzerkreuzer mit 442363 Tonnen

Frankreich 15 Linienschiffe u. 19 Panzerkreuzer mit 396346 Tonnen.

Dies Ansteigen haben wir dem geräuschlosen systematischen Ausbau der deutschen Flotte nach Maßgabe des Flottengesetzes zu verdanken.

Im Herbst 1909 werden die beiden ersten deutschen Dreadnoughts, die Linienschiffe „Nassau" und „Westfalen" ihre Probefahrten beendigen und in die Hochseeflotte eingestellt werden. Ihre lange diskret behandelten Ausmessungen sind: Länge 137,7 m, Breite 27,1 m, Tiefgang 8,1 m, Wasserverdrängung 18500 tons, Geschwindigkeit 19 Knoten, Armierung 12—28 cm Geschütze, 12—15 cm, 16—8,8 cm Geschütze. Die großen 28 cm sind in sechs Doppeltürmen untergebracht. Da der Kaiser Wilhelmkanal noch nicht die ihm neuerdings zugedachten Abmessungen von 44 m Wasserbreite und 11 m Tiefe erhalten hat, so sind diese neuen großen Schiffe vorläufig auf den Kriegshafen Wilhelmshaven angewiesen, der neuerdings 3 große Trockendocks, eine dritte Einfahrt mit Doppelschleuse, einen Ausrüstungshafen und 3 Liegehäfen darbietet.

Neben jenen Linienschiffen erhält die Flotte an Zuwachs ferner im Herbst d. J. den Panzerkreuzer „Blücher", der 15 500 Tonnen Wasserverdrängung hat, über 24 Knoten läuft und mit 12—21 cm Geschützen ausgerüstet ist. Der Kreuzer „v. d. Tann" (F.) ist am 20. März d. J. vom Stapel gelaufen, G und H sind bei Blohm & Voß in Hamburg im Bau.

Auch die Torpedoflotte (im ganzen 144 Boote) ist in dauerndem Ausbau begriffen. Sie ist neuerdings um 11 große Torpedoboote vermehrt, die über 30 Knoten die Stunde laufen. Für den Bau und die Versuche mit Unterseebooten sind 10 Millionen bewilligt.

Die Zusammensetzung der Hochseeflotte ist bis zum Oktober d. J. folgende:

Flottenflaggschiff „Deutschland"

1. Geschwader	2. Geschwader
Hannover	Preußen
Schlesien	Schleswig-Holstein
Mecklenburg	Hessen

*) Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Elfter Jahrgang: 1909, Berlin. E. S. Mittler & S.

Digitized by Google

1. Geschwader	2. Geschwader
Zähringen	Elsaß
Wittelsbach	Braunschweig
Wettin	Lothringen
Kaiser Karl der Große	Pommern
Kaiser Barbarossa	Tender „Pfeil“
Tender „Blitz“	

Aufklärungsschiffe

1. Gruppe	2. Gruppe
Yorck	Roon
Gneisenau	Berlin
Danzig	Lübeck
Königsberg	Stettin
Hamburg	

Die Herstellung dieser stattlichen Seestreitkräfte hat die vom Reiche durch das Flottengesetz bereitgestellten Geldmittel nicht überschritten. Es sind seit der Wirkung der Flottengesetze für die deutsche Flotte 500 Mill. Mark weniger als für die französische und 2 Milliarden Mark weniger als für die amerikanische Flotte ausgegeben worden. Daß aber diese starke Seerüstung nicht etwa gegen eine bestimmte Nation und nicht für einen einzelnen Kriegsfall geschieht, sondern den allgemeinen Landesinteressen dient, dafür sei ein Wort des amerikanischen Kapitäns Mahan angeführt: „Daß die Organisation einer Militärmacht die Herausforderung zum Kriege in sich enthält, ist eine Täuschung, die durch die Erfahrung mit jedem neuen Jahre widerlegt wird. Die ungeheuren Rüstungen sind für Europa eine schwere Last; trotzdem stellen sie infolge der gegenseitigen Achtung und der Vorsicht, die sie allen auferlegen, eine sicherlich an Elend und wahrscheinlich auch an Geld sparende Alternative gegenüber den häufigen verwüstenden Kriegen, die der Ära der allgemeinen militärischen Rüstung vorausgingen.“ Das ist also dieselbe Ansicht, die in Deutschland so häufig schon ausgesprochen wurde, daß die für Heer und Flotte zu verausgabenden Summen die Versicherungsprämie gegen die Schrecknisse des Krieges darstellen. —

Während die aufsteigende Kriegsflotte jeden Deutschen mit Stolz und Freude erfüllt, bietet leider augenblicklich der deutsche Überseehandel und die Tätigkeit der Handelsmarine kein erfreuliches Bild. Nachdem die deutsche Handelsbilanz sich Jahrzehnte hindurch beständig aufwärts entwickelt und die stolze Ziffer von mehr als 16 Milliarden Mark erreicht hatte, ist mit der von Amerika ausgehenden Krise von 1907 ein Stillstand und Rückgang eingetreten. Der Aufstieg drückt sich in folgenden Zahlen aus:

	Deutsche Schiffe*)	Registertonnen
1888	3811	1 240 182
1898	3693	1 555 371
1908	4571	2 790 435

*) Segel- und Dampfschiffe zusammen.

Dagegen ist in den letzten Jahren ein Rückgang in der Ein- und Ausfuhr eingetreten, der nicht nur das Deutsche Reich, sondern alle Staaten betroffen hat. Den Höhepunkt bezeichnet das Jahr 1907, an dessen Ende die Krisis eintrat. Für Deutschland lauten die Zahlen:

	Einfuhr	Ausfuhr
1906	8 439 000 Tonnen	6 479 000 Tonnen
1907	9 003 000 „	7 095 000 „
1908	8 077 000 „	6 481 000 „

Leider ist für 1909 bisher noch kein neuer Aufschwung festzustellen.

Diese Weltkrisis muß durchgehalten und überwunden werden. Nauticus bemerkt hierzu: „In den überseeischen Ländern äußerte sich die Krisis zunächst in der Weise, daß die Kaufkraft dort plötzlich nachließ. Dies hatte naturgemäß eine Verminderung unsrer Ausfuhr von Fertigfabrikaten zur Folge, wodurch die Seeschiffahrt sofort in Mitleidenschaft gezogen wurde. Mit dem Rückgang der Ausfuhr wurde eine Verminderung der europäischen Fabrikationstätigkeit notwendig, und dadurch trat wieder eine Verringerung des Verbrauchs an Rohstoffen ein. Von diesen Rohstoffen entstammt aber ein sehr erheblicher Teil eben jenen überseeischen Wirtschaftsgebieten, so daß auch hierdurch wieder eine Beschränkung in den von der Schiffahrt besorgten Warentransporten herbeigeführt wurde.“

Die bedeutende Verminderung der Auswanderung nach Amerika im Jahre 1908, die Verringerung des sonstigen Personen- und Frachtenverkehrs haben für alle großen Schiffahrtlinien eine schwere Depression herbeigeführt. Nicht nur in Hamburg und Bremerhaven, sondern ebenso in den britischen Häfen liegen die atlantischen und sonstigen Dampfer auf, bringen keinen Ertrag, sondern zehren vom Kapital. Eine Anzahl englischer Häfen (Grangemouth, Hartlepool, Blyth u. a.) vermochte die Zahl der Schiffe nicht unterzubringen, sondern mußte sie mit Ballast in norwegische Häfen senden, um sie dort aufliegen zu lassen!

Viele Staaten suchen ihrer Schiffahrt künstlich aufzuhelfen durch Schiffahrtsubventionen, eine Politik, die in den letzten Jahren weitere Fortschritte gemacht hat. Die hierfür verausgabten Summen belaufen sich in Frankreich auf 50 Mill., Japan 25, England 22,5, Italien 18, Oesterreich-Ungarn 14, Rußland 9, Deutschland 8, Spanien 6, Holland 1,75 Mill. Mark. Auf die Registertonne der Handelsflotte des betreffenden Landes kommen dabei in Frankreich 38,10 Mark, in Japan 29,5, Italien 18,30, Rußland 7,60, Deutschland 2,90, England 1,90 Mark. Man ersieht hieraus, daß Deutschland sehr bescheiden in dieser Richtung vorgeht und daß sein Handel nicht künstlich gehoben und gesteigert wird, sondern auf natürlichen Grundlagen ruht. Diese Beobachtung gibt auch die Sicherheit für eine Überwindung des Rücklaufs und für neue aufsteigende Richtung.

Digitized by Google

Aus einer hochinteressanten Monographie über „Marokko und seine Beziehungen zur deutschen Volkswirtschaft“ sei noch hervorgehoben, daß die deutsche Flagge im Verkehr mit Marokko die dritte Stelle einnimmt, daß in den ozeanischen Häfen Marokkos, in Mogador 17,5, in Saffi 25, in Mazagan 18,5, in Casablanca 18,5, in Larasch 25 vom Hundert des Seeverkehrs auf deutsche Schiffe und Waren fällt. Der Aufsatz behandelt Marokko als ein hoffnungsvolles, jungfräuliches Land, das auf fast allen Gebieten des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft wirtschaftliche Zukunftswerte von hoher Bedeutung bietet.

Jeder, der sich für die wirtschaftliche Entwicklung seines Vaterlandes und insbesondre für Seehandel, Schiffahrt und Kriegsmarine interessiert, findet des wissenswerten ein reichliches Maß in dem schon so lange bewährten „Nauticus“ aufgespeichert.

Doppelte Moral.

Von **Adolf Petrenz** (Berlin).

Peter Ganter, der zum Genie hochgetrommelte Glücksritter mit der aufschneiderischen Ader, dem Größenwahn und Verfolgungswahn seine merkantilen Talente verpfuschten, und den die Verliebtheit in sich und seine Idee so wirblig machte, daß er vom Turm fiel, ist immerhin glimpflich genug davongekommen. Ein Jahr Gefängnis, wovon nur noch 3 Monate übrig bleiben, dazu eine minimale Geldstrafe, das ist zunächst alles. Dabei waren die Anträge des Staatsanwalts, wenigstens inbezug auf die Freiheitsstrafe, wirklich nicht extravagant. Auf das Pathologische Ganters braucht man ausführlich nicht einzugehen, Schrenck-Notzing hat ihn ja mit guten Strichen gezeichnet: den Schreibwütigen, Prozeßsüchtigen, Aufschneiderischen, Renommistischen auf der „Höhe der Menschheit“. Interessant ist, wie er alle Menschen in drei Klassen, drei verschiedene Geistes- und Behandlungsschichten teilt. Zunächst sich, das einsame, überragende Genie, den Lenker der Geschichte, der spielend die Figuren der schematischen Masse hin- und herschiebt, gewissermaßen das Subjekt der Gesetzgebung. Dann das Objekt der Gesetzgebung: diese Masse selbst, deren Idiotie für ihn ebenso fest steht wie ihre Schlechtigkeit, die er ganz summarisch und ohne Differenzierung behandelt. Nein, nicht ganz, es gibt noch eine dritte Klasse, so eine Art halberleuchteter Zwischenstufe. Zu ihr gehören die mit der gezackten Krone, die Buchhändler und die — Staatsanwälte. Denen schickt er keine blauen Briefe. Nicht etwa aus Schläue, Gott bewahre, nur weil er es für eine „Frevelei“ an dieser erleuchteten Behörde halten würde, sie mit solchen Wischen zu belästigen. Ein bißchen doppelte Moral, Herr Ganter!

* * *

Man verglich diesen Ganter mit dem Eroberer des Köpenicker Rathauses. Da tat man dem denn doch Unrecht. Der Schuster machte Köpenick zur Weltstadt, der Ganter blieb im Binnensee. Er schnatterte eine bissige Gesellschaftssatire ins Land, allenfalls für den Simplizissimus geeignet, während jener für ein Witzblatt schrieb, das unmöglich ist, weil es nur alle hundert Jahre herauskommen könnte. Der Schuster war ein Sünderhannes toller Art, aber trotzdem sympathischer, als diese gefrorene Geldgier. Immerhin, eine kecke Satire hat auch der Ganter geschrieben. Wer auf die Schlechtigkeit, auf die Eitelkeit oder das böse Gewissen seiner geliebten Mitchristen spekuliert, der ist noch selten hereingefallen. (Wenn der Ganter doch hereinfiel, lag es nicht an den Mitchristen, sondern an ihm.) Schlechtigkeit und Eitelkeit waren ein bißchen abgegrast, und so machte er in — bösem Gewissen. Ein relativ neuer Trick. Er schleppte die Skelette aus dem Hause, und als die große Stunde kam, als die Uhr zwölfe schlug, da ging er los, der Totentanz der Geängsteten, und ihr Geheimstes sprang wider Willen ans Licht. „Her mit dem Buch, hier sind sieben Mark fünfzig!“ Es war getan fast, eh' gedacht. Der Buchhändler rät ab, sagt, es sei ja alles Schwindel. Tut nichts, die Steeplechase des bösen Gewissens rast ohne Besinnung. Alles durcheinander: die Ministersgattin neben dem Bäckermeister, der Leutnant neben dem Universitätsprofessor, die Frau des Herrn Stadtverordneten neben dem Geheimen Hofrat. Es gibt Blitzlichtaufnahmen von allerlei Seelen-Nuditäten, ein groteskes Bild von bitterem Sarkasmus. Waren nun aber jene, die also verzweifelt durcheinander rannten, wirklich alles Leute, die Schlimmes in ihrer Seelenregistratur bargen? Lauter faule Köpfe und angeschlagne Töpfe? Gott bewahre! Meist sicherlich harmlose Menschen, vielleicht gar selbstquälerische Peinlichkeitskrämer, die trotz redlichster Selbstprüfung nichts ganz Schwarzes an sich fanden. Aber vielleicht könnten andere...? Vielleicht die „öffentliche Meinung“? Um alles in der Welt keinen Skandal! Die „Welt“ könnte ja anders denken. Ibsen ist tot, es leben die Stützen der Gesellschaft! Doppelte Moral.

* * *

Von seiner Ethik wird Herr Ganter ja wohl selbst nicht allzu große Stücke halten; aber auch mit seiner Ästhetik ist es „hundsmiserabel“ bestellt, um den Ausdruck zu gebrauchen, den er selbst für seinen Musterroman prägte. Welche doppelte Moral, den Leuten ein Zeug vorzusetzen, das er selbst am liebsten zerrissen hätte, obwohl er schon 5500 Mark dafür gezahlt hatte, soviel

Digitized by Google

Geld, daß er dafür schon etwas halbwegs Anständiges hätte haben können. Das war unklug und geschmacklos. Aber vielleicht sagte er sich in seiner übertriebenen Geringschätzung des Publikums: „für dies Volk ist das Schlechteste gerade gut genug?“ Das wäre auch unklug. Nur, wenn wirklich gewisse literarische Werte vorhanden waren, wenn ein mystisches Dunkel literarisch sich gebender Andeutungen den naiven Leser verwirrte und kopfscheu machte, wenn er nicht klug daraus wurde, immer von Neuem grübelte und sich sagte: „Ich verstehe zwar nicht, was sich da auf mich beziehen soll, aber ich bin wohl zu dumm dazu, ich werde mal den X fragen gehn“, nur dann hätte sich ein Versagen an andern Punkten des Gefechtsfeldes, hätten sich die Gegenstöße von Presse, Polizei, Postbehörde, Buchhandel noch einigermaßen ausgleichen lassen. Statt dessen ersteht der Mann mit dem „überragenden Genie“ ein wahres Jammerbild von Roman, für das der jetzige Straßenpreis von 30 Pfennigen noch als Liebhaberwert bezeichnet werden muß, ein Machwerk, das auch der ängstliche Philister auf den ersten Blick als Blüte erkennt. Und der geniale Geschäftsmann bietet dafür 25000 Mark, einen Preis, für den er hätte einen Künstler dingen können. Einen Künstler dingen? Es gibt auch so etwas. Auch unter „Künstlern“ findet man — doppelte Moral.

* * *

Nicht viel mehr Begabung wie für das Ethisch-Ästhetische hat Herr Ganter für das Historisch-Materialistische, und gerade auf diesem Gebiet lagen die Fußangeln, die ihn niederrissen. Er hatte nicht aus der Geschichte gelernt, daß der Realpolitiker auch das Unwägbare in seine Berechnung einstellen, daß er mit allerlei Möglichkeiten rechnen müsse, daß das „l'homme machine“ eine bloße Theorie sei, daß man 400000 Menschen nicht im mechanischen Ramsch behandeln könne, und er war andrerseits trotz seines grenzenlosen und ehrlichen Materialismus doch nicht materialistisch genug, sich von sich selbst zu befreien und über seinem Werk zu stehn. Und so begab es sich, daß es gerade seine beiden einzigen halbwegs sympathischen Züge waren, die ihn stürzten: seine Menschenverachtung und die Freude an seiner Idee. Seine Menschenverachtung ließ ihn den Gegner blindlings unterschätzen, ließ ihn in der Massenpsyche ein Räderwerk sehn, das prompt funktionieren müsse. Die Verliebtheit in seine Idee, auf die er hypnotisiert hinstarrte, von der er sich berauschen ließ, nahm ihm die notwendige Eiseskühle auch seinem Trick gegenüber. So materialistisch und kalt er anderen und allem um sich herum gegenüberstand, so phantastisch lebte und webte er in seinem Gedanken, den er überschätzte. Wer nicht fähig ist, das nil admirari auch auf sich und sein Vorhaben zu erstrecken, der lasse die Hand von solchen Späßen. Er hätte sie sich vorher aus den Dingen und aus sich selbst ableiten sollen, diese — doppelte Moral.

* * *

Der Prozeß hat auch seine sehr ernste Seite. Das ist weniger der Schreckschuß in die Gesellschaft, mit seinen verhältnismäßig harmlosen Folgeerscheinungen, es ist der Hintergrund. Dieser Hintergrund, von dem der Moloch des Nur-Mammonismus sich als widriger und schmieriger Schattenriß abhebt. Reichtum schändet ebenso wenig, wie Armut schändet. Verachtung und Liebe wachsen ja oft auf einem Holz, und so sehr man auch innerlich den Mammon verachten mag, — haben will man ihn doch gern. Aber das gerechte Streben nach wirtschaftlicher Steigerung hat nichts gemein mit jenem wüsten Goldhunger, der alles Gefühl für die Gesamtaufgaben und die Gesamtkultur ertötet, für den nichts, aber auch rein gar nichts sonst da ist auf der Welt. Und auf diese stiere Mammonomphaloskopie — um deutsch zu reden — warf gerade wieder dieser Prozeß erschreckende Schlaglichter. Da liegt im Organismus des Staates unter der Maske bürgerlichster Wohlanständigkeit eine Enklave, die rein gar nichts sonst fühlt und will, als „möglichst schnell reich werden“. Um jeden Preis und mit jedem Mittel. „Das will doch jeder!“ sagt erstaunt Herr Bernstein. Oft genug trifft man im Großstadtleben die Type dieser bewußten und absichtlichen völligen Verblödung für die inneren Werte und Ziele der Nation. Moloch ist groß, und Ganter ist sein Prophet. Man komme nicht mit Amerika. Gott solle Deutschland bewahren vor endgültigem Amerikanismus: aber da drüben hat all das wenigstens Größe und Stil, ist nicht so subalterner Art, wie bei uns. Man sehe die fesellose Bewunderung für Peter Ganter, die im Herzen des Zeugen Kronheim schlummert, dieses reinsten und naivsten Typs des Wahr- und Wappenspruchs: „Geschäft ist Geschäft.“ Mit verklärten Augen blickt er zu seinem Heros auf: Der wird es noch einmal zu etwas Großem bringen.

Nicht die politischen Parteien allein sind es, die Deutschland zerklüften. In zwei Heerlager scheiden sich die Deutschen, in die Nur-Mammonisten vom Schlage Ganters und alle diejenigen, die noch nebenbei etwas fühlen und erstreben, mögen sie als Torys oder Sozialdemokraten, als Zentrumsleute oder Liberale auf ihre Art ihr Land glücklich machen wollen. Der Ekel vor den Drohnen des Staates, die es ablehnen, Gesamtinteresse zu haben, sollte uns noch wichtiger sein, als die Niederkämpfung seiner Feinde. Auf der einen Seite steht ein Ideal irgend welcher Art, auf der andern liegt die Wüste. Es gibt da keine Verständnismöglichkeit. Wir haben eine doppelte Moral.

Digitized by Google

Technisches Museum.

Von Joseph Aug. Lux (Dresden).

Das Modernste, das ich in München gesehen habe, war das Technisch-Historische Museum. Nicht das Gebäude, denn es ist eine alte Staatsbauschablone aus einer verhältnismäßig anständigen Zeit; aber der Inhalt! Wunder über Wunder, unaufhörliches Erfinden, Verbessern, Entdecken, Fortschreiten, Gestalten gleichsam aus biologischer Notwendigkeit, furchtlosem Denken, bewußtem Streben, ein organisches Wachsen, darin jede Gebärde von Leben erfüllt ist. Hier dient alles einer organischen Idee, seit vielen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag und in die Zukunft hinein. Und das zur selben Zeit, da die Architektur der leeren Geste und dem hohlen Pathos huldigte. Viele Jahrhunderte vergingen, ohne daß daran gedacht wurde, aus dieser stillen, ungeheuren technischen Vorarbeit und Gestaltungsweise die künstlerischen Konsequenzen zu ziehen. Die Gotik hatte diesen Geist und verkörperte in Stein bis 1250 ungefähr das, was heute rein konstruktiv in den modernen Ingenieurwerken auflebt, nur mit dem Unterschied, daß in den heutigen Großkonstruktionen die kongeniale künstlerische Komponente fehlt. Die Architektur aber hat seit 1250 den Umweg über die Antike angetreten, eine Rückbildung durch die ganze Renaissance, eine Verirrung, von der sie sich heute noch nicht erholt hat, heute weniger denn je. Denn in der Renaissance kamen doch ein paar große Kerle, Bramante, Alberti, Palladio, die das Zeug hatten, den Imperatorenwahnsinn der italienischen Duodezfürsten zu befriedigen und den Kristall der antiken Baukunst zum Kristall der Renaissancearchitektur umzubilden, wenn inbezug auf diese der Vergleich mit dem Kristall nicht gar zu hoch ist. Die alte Bauform ist fertig und abgeschlossen, der letzte und höchste Grad des Ausdruckes, der nicht mehr weiter zu entwickeln ist. An dem Kristall ist nichts mehr zu vollenden, es gibt an ihm nichts mehr zu steigern, man kann ihn höchstens zerschlagen. Und wenn schon die Renaissance einer Dekomposition gleichkommt, um wieviel mehr ist es in der Architektur des letzten Jahrhunderts der Fall, die ausschließlich auf das Dominospiel mit stilistischen Fetzen der Vergangenheit hinausläuft! Alles Schöpferische in der Architektur ist mit der Gotik stehen geblieben und auf das technische Konstruktionsgebiet übergegangen, das uns auf eine schöne Zukunft hoffen läßt. Das wird ein neues Weltwunder sein, wenn der Zauberer kommt, der diesem Inhalt ein neues Gehäuse gibt, dieses Ingenieurgenie, das, mit der Gestaltungskraft des Künstlers begabt, nicht im stilhistorischen Refrain schwelgt, sondern dem technischen Gedanken der Sammlung den technisch-künstlerischen Ausdruck in der Architektur verleiht und zugleich Lage, Ort, Nachbarschaft, Landschaft, Verkehr, Zugang, übersichtliche Musealanordnung, Labilität der Aufstellungsmöglichkeit und hundert andre berechtigte Wünsche zu berücksichtigen versteht, eine Leistung von durchschlagender Kraft, deren Wesen Ausdruck ist, wie alles in der Kunst. Ich bin überzeugt, daß es nur aus jener Richtung kommen kann, über die uns der Inhalt des Technisch-Historischen Museums und die eklatante Größe der heutigen Großkonstruktionen aufklärt, wenn noch jenes immanente formschöpferische Element hinzukommt, das nicht von außen hineingetragen werden kann, sondern von innen herauswachsen muß. Also technisch-stilistisch, konstruktiv-künstlerisch, ohne die übliche Posamentierarbeit der Zieratenanhängerei, Allegorien und Embleme, die nur stören, weil sie uns nichts zu sagen haben. Es wird eine Freude sein, den Bau eines solchen technischen Museums, der auf den adäquaten technisch-stilistischen Ausdruck gestellt ist, erstehen zu sehen. Es wird ein neuer Wendepunkt in der Entwicklung sein. Deutschland wird es machen, München ist vorläufig nicht so weit, es denkt an den Neubau noch nicht.

Aber die in Wien sind so weit. Es ist unheimlich, zu sehen, mit welcher Schnelligkeit die paar großen Aufgaben, an denen die gebundenen schöpferischen, erfinderischen Kräfte frei werden können, in Angriff genommen werden. Staat, Kommune und noch einige Macht- und Geldfaktoren schießen ein Millionenkapital zusammen, mit einer Freude, die erhebend und des Gedankens, dem es gilt, durchaus würdig ist. Wenn es so fortgeht, sind in ein paar Jahren die paar großen Aufgaben erledigt, die es noch gibt, und die nächste Generation muß, wenn sie schaffen will, wieder ans Niederreißen denken. Wenn nun das so eifrig Betriebene auf eine vorbildliche Weise geschieht, dann haben wir ein gutes Recht, auf unsre Größe stolz zu sein und auf den Vorsprung, den wir in der Kultur gewinnen. In der Tat ließ sich die Sache sehr gut an, es wurde eine Konkurrenz unter den Architekten ausgeschrieben, die ans Tageslicht bringen sollte, wie weit der Künstler auf eine solche wunderbare Aufgabe gerüstet ist. Also ein Fall, bei dem alle beteiligten Faktoren, Förderer, Juroren, Künstler und jeder zeitgenössische Mitdenker, an dem Preis der Unsterblichkeit teilnehmen kann. Man durfte auf den Wettstreit sehr gespannt sein, der eine Fülle von neuen, anregenden und wertvollen Ideen versprach und obendrein die Beteiligung der Besten erwarten ließ, einer stillschweigenden Aufforderung gemäß, die in der sinngemäßen Neuerung besteht, von dem zwecklosen üblichen Versteckenspielen mit Namen abzugehen und die Einreichung der Konkurrenzprojekte mit offenem Namen zu verlangen.

Und nun geschieht etwas völlig Unerhörtes, das der menschlichen Logik fast unfaßbar ist. Von

Digitized by Google

den eingelaufenen Projekten, über 20 an der Zahl, mit teilweise sehr interessanten Lösungen, wenn auch keines von absolut durchschlagender Größe und Kraft, wurden drei oder vier Entwürfe, als die von der Jury anerkannten, prämiiert, mit Ehre, Preis und vielleicht schon Auftrag ausgezeichnet, und zwar, das ist das Wahnwitzige, wenn nicht noch Schlimmeres, ausgerechnet die drei, vier schlechtesten Projekte! Die drei, vier schlechtesten Projekte, deren gemeinsames Merkmal darin besteht, daß ohne Rücksicht auf die Lage, auf die Zufahrt, auf die technisch-stilistische Forderung, auf die eigenartigen Bedingungen des Inhalts, auf die geforderte ästhetische Unterordnung in der Schloßnachbarschaft, ein sperriger, weder dem Baugrund noch den inneren Anforderungen eines solchen Museums entsprechender Kasten hingestellt werden soll, der künstlerisch in der protzenhaften, größenwahnsinnigen und dennoch kleinlich gesinnten Übertrumpfung der in ihrer Einfachheit überwältigenden Schönbrunner Architektur kulminiert. Man müßte sich in die Prämiierung finden, wenn nichts Besseres da wäre. Nun aber befindet sich in der Spreu nicht nur ein Weizenkorn, sondern gleich drei, vier. Relativ gute Leistungen mit verschieden gearteten Teilvorzügen. Jeder einzelne dieser drei, vier Entwürfe mehrere Kirchtürme hoch über den prämiierten. Höchst anerkennenswerte Ansätze, die, wenn auch nicht immer klar formuliert, immerhin ein instinktiv tastendes Ergreifen des Wesentlichen, worauf es ankommt, bedeuten. Und das beste dieser Projekte? Warum es verschweigen? Es ist von Österreichs größtem Baukünstler, von Otto Wagner, hervorragend durch einen unübertrefflichen Grundriß, von anderen Vorzügen zu schweigen. Dagegen soll sich eine Jury verschließen können, und aus Trotz oder aus Gründen, die außerhalb der künstlerischen Beurteilung liegen, die absolut schlechtesten herausgreifen dürfen? Was geht hier vor? Alle Maßstäbe dehnen und verkrümmen sich unwillkürlich, alle Sicherheit schwindet, weil eines aufhört, was den schwankenden Dingen Halt gibt: das Vertrauen, das aufhören muß in diesem Fall. Das einzig Erhebende in dieser Erniedrigung war, daß sich die Architektenschaft der heterogenen und gemäßigten Verbände wie ein Mann zusammenschloß gegen das Prinzip der Vergewaltigung. Denn jeder, dem die Sache heilig ist, mußte sich zugleich auch sagen: Heute dir, morgen mir! Die Welt kann nicht bestehen, wenn nicht Gerechtigkeit ist.

Um was es sich handelt, ist ein ethisches Moment, ohne das im Leben wie im Schaffen nichts Rechtes gedeihen kann. Wenn auch Kunst und Ethik zwei Stämme sind, die nach verschiedenen Richtungen wachsen und daher nicht miteinander verwechselt sein wollen, so haben sie dennoch eine gemeinsame Wurzel, wenn ihr Gedeihen groß und für das Dasein ersprießlich sein soll. Was macht es, daß München in seiner baulichen Entwicklung zum Unterschied von Wien täglich schöner wird? Weil etwa dort die größeren Künstler sitzen? Gar keine Spur. Ich möchte sagen, die größeren Künstler sitzen in Wien. Oder weil dort weniger Kliquenwesen, weniger Meinungsverschiedenheiten, weniger Widerstreit herrscht? Auch das ist es nicht. Wer München kennt, weiß auch, daß nirgends in der Welt so viel Antagonismen vorhanden sind wie gerade dort. Und woher trotzdem diese augenscheinliche Einmütigkeit, dieses geschlossene Vorwärtsgehen, dieses von allen Parteien leidenschaftlich vertretene Prinzip, München immer schöner, immer edler im Sinne des Fortschrittes, immer ausdrucksvoller zu gestalten? Es kommt von der unverbrüchlichen Rechtschaffenheit her, die alle Körperschaften, künstlerische, administrative, politische verbindet und in dem Kräfteparallelogramm eine Resultante zeitigt, die ein bewundernswertes Zielbewußtsein nach dem Höheren, Besseren, Entwicklungsmäßigen im Stadtbau Münchens aufweist. Wie sieht es dagegen in Wien aus? Allerdings sind dort eine Menge Faktoren, die es edel meinen: Künstler, die ernst zu nehmen sind, wenn sie auch untereinander eine große Verschiedenheit aufweisen, zum Glück vielleicht; alle sind von der heißesten Liebe zu ihrer Stadt beseelt und möchten sie schön und groß, all ihren Schwestern voran sehen. Und dennoch muß der Österreicher blutenden Herzens erleben, daß dieses seiner vielen natürlichen Gaben wegen vielbesungene Wien verschachert und betrogen wird. Ja, verschachert und betrogen! Bedarf es der Beweise? Man sehe sich Straße für Straße, Haus für Haus das ungeheure Groß-Wien entlang nur einmal an, diese erbärmliche Gesinnung, die sich mit hohlen Lügnerphrasen auf jeder Fassade in Stuck und Plunder brüstet und der edlen Physiognomie der Stadt ein Brandmal aufgedrückt hat, daß man Mühe hat, sie wieder zu erkennen. Wer hat da noch den traurigen Mut zu widersprechen? Wo ist die edle Einfachheit, die den wahrhaft Vornehmen auszeichnet, geblieben? Wo ist die Größe der Gedanken, die auf anderen Gebieten des Fortschrittes, in der Technik, in der Wissenschaft, in dem Organisationsgeist unserer Zeit, so eklatant wird? Wo ist der Traum der Künstler, die diesem inneren Wesen den sinnfälligen Ausdruck geben wollen?

Wenn ich das große Übergewicht, das die Bauentwicklung moderner Städte und namentlich Münchens vor Wien voraus hat, untersuche, so stellt sich heraus, daß in diesen deutschen Bauentwicklungen nicht allein die große künstlerische Kraft den Vorsprung gewinnen half, sondern die noch größere sittliche Kraft. Ich kann mir nicht denken, daß in Deutschland auch nur ein Konkurrenzfall wäre, bei dem es nicht mit der höchsten Anständigkeit zugeht und bei dem die Mitwirkenden, auch wenn ihre größere Leistung unverstanden bleiben sollte, nicht wenigstens den Trost haben

Digitized by Google

sollen, daß die Preisrichter nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt haben. Das ist eine so primäre Forderung, daß alles, was diesem Leben Hoffnung und Entwicklung gibt, jeder ideale Gedanke, jedes schöne Streben, jeder Versuch, die Kultur und die Schönheit der Erde zu heben, verzweifelt zusammenbrechen müßte, wenn dieses Fundament der allverbindlichen Anständigkeit plötzlich fallen würde. Das kann in Deutschland gar nicht passieren. Geschehnisse, wie sie dieser Art in Wien vorkommen, gehören in das Gebiet des Unsittlichen. Über Kunstprinzipien kann man streiten, man kann verschiedener Meinung sein, und jeder kann ein klein wenig recht haben. Aber über den ethischen Grundsatz der Anständigkeit gibt es keinen Meinungsstreit. Und darum sage ich: Fort mit einer Jury, die diesem Grundsatz ins Gesicht schlägt!

Detlev v. Liliencron.

Von Professor Dr. **Alfred Klaar** (Berlin).

II.

Er ist vorzugsweise der Dichter von 1870, obgleich er erst in der ersten Hälfte der achtziger Jahre literarisch hervortrat und obgleich er keine Preis- und Jubellieder über deutsche Schlachten und Siege, in denen er mittat, gesungen hat. Er war eben kein Mann des Prologstils und kein lyrischer Volksredner. Was in ihm arbeitete und sich in ihm verdichtete, das waren und sind neue Seiten des Volkslebens, die in jener kriegerischen, glücklichen Zeit hervordrängten: eine neue Romantik der Pickelhaube, die die des alten Helmbusches verdunkelt, eine neue jungfräuliche Ritterlichkeit, eine moderne Abenteuerfreudigkeit, die sich am kecken Wagen und Siegesmut von gestern emporrankte.

Das ist der Kern des Liliencronschen Wesens, der Geschichte und der Anschauungsweise des Dichters; aber der Autor der „Adjutantenritte“ und der „Sommerschlacht“ wäre freilich kein dichterisches Naturell, wenn nicht hunderte von verschiedenfarbigen Strahlen aus diesem Kern hervorbrächen. Nur der Arme haftet am äußeren Leben; dem Reichen schärft es den Blick und die innere Anschauung für Alles, was später an ihn herantritt. Der Zusammenhang Liliencrons mit dem Kriege von 1870 und der geschichtlichen Epoche, die durch dieses Weltereignis gegeben war, ist nicht darum bedeutend, weil die Erinnerung an die großen Tage, die er mitgelebt, überall bei ihm durchschlägt, sondern weil sein Werden und Wachsen in dieser Umgebung ein ganz eigentümliches, zugleich ritterliches und modernes Ideal des männlichen Wesens in ihm erzeugt hat, das ganz und gar unserer Zeit angehört und von niemandem so treu wie von ihm gespiegelt worden ist. Ein Ideal! Das klingt freilich wie ein Verstoß gegen die bündigen literargeschichtlichen und ästhetischen Einteilungen, die aus Liliencron eine Zeit lang einen Führer der modernen „Realisten“ gemacht haben. Es verhält sich genau so wie mit Heinrich von Kleist, der der bequemen Ordnung zu Liebe ein „Romantiker“ sein muß, weil ihn sein Herz zur deutschen Vergangenheit und zur Naivetät der chronikalen Überlieferungen hinzog. Seine Eigenart wurzelt freilich ganz anderswo, er ist der stimmende Geist all unsrer Charakteristiker, die nach Unmittelbarkeit ringen und denen ein kräftiger Naturlaut mehr gilt als alles überkommene Pathos. Nun wollte man Liliencron zu den „Realisten“ pressen; für jeden, der ihn kennt und erkennt, wehrt er sich dagegen mit den edelsten Organen seiner Natur.

Es ist immer dieselbe Verwechslung: weil er Neues sieht, weil seine Gesichtspunkte und sein Gesichtsfeld neu sind, will man das Sehen selbst, mit dem doch jeder Künstler seit Menschengedenken angefangen hat, an ihm neu finden. Wenn das totgehetzte Wort vom Realisten überhaupt einen Sinn haben soll, dann bedeutet es doch wohl, daß der Künstler, der so genannt wird, sich ausschließlich oder überwiegend an die Wirklichkeit hält. Aber nichts könnte weniger für Liliencron stimmen. Wohl hat er zwei große scharfe Augen für das Geteil der Erscheinungen, die ihn anregen; aber mehr als die meisten modernen Poeten gehört er zu jenen, die mit drei Augen sehen, nämlich auch mit dem inneren phantastischen, das um die Grenzen und Ecken unserer harten Sinnenwelt herumblickt, das zugleich im Lebensbuch und in den Wolken liest und alles Wirkliche mit Geschöpfen der Einbildungskraft vermengt. Gerade dieser Zug des Phantasierens über ein Alltagsmotiv, des kecken Fabulierens, das den nächstbesten Eindruck der Außenwelt als den Einschlag für ein märchenhaftes Gewebe gebraucht, ist bezeichnend für ihn. In das Lichtergewirr des Bahnhoftreibens leuchtet ihm der Stern Jupiter hinein, mitten in der Glut des Südens träumt er sich in die ruhige und melancholische Pracht einer Ostseelandschaft hinüber, all seine tolle irdische Sehnsucht überträgt er auf seinen Lieblingsstern Aldebaran, ein Rauchwölkchen „Unter den Linden“ in Berlin zaubert ihm die Erinnerung an eine ergreifende Szene in das gespreizte Modegetue hinein, und auf dem Schlachtfeld breitet er über das Elend der Kreatur den schönen golddurchwirkten Schleier der heroischen und idyllischen Verklärung. So ist er weit mehr Romantiker als der dazu gestempelte Kleist, der die Motive zwar wundersam steigert, aber nicht phantastisch vermählt. Von ihm — v. Liliencron — gilt in der Tat, daß er, wie man mit Recht den Romantikern nachsagte, eine zweite Welt aus der wirklichen herausspinnt.

Freilich ist er ein Romantiker von eigener

Digitized by Google

Art, keiner, auf den das gute, böse Wort Schopenhauers von der konventionellen Poesie, die man Romantik nennt, zutrifft, keiner, den alte Bücher oder weichliche Weltflucht dazu gemacht haben, sondern einer, den die jüngste Gegenwart zum Träumen und Schwärmen bringt und der mitten im Getümmel unsrer Tage den kecken Mut zum Phantasieren findet. Wie er so geworden, darüber schweigt sich zunächst die Literatengeschichte aus. Die kühnen Reiterattacken des jungen Offiziers sind geschildert; das sonstige Leben des Dichters ist bisher wenig aufgeschlossen. Liliencron hat darüber nur Andeutungen gemacht, und die Forschung hat sich nach dieser Seite hin seiner noch nicht bemächtigt. Eigentlich aber ist all sein Dichten ein aufgeblättertes Leben: mit poetischer Freiheit erschließt er sein Innerstes, und unter den Gedichten wie den von ihm mitgeteilten Erlebnissen aus Sturm und Drang des Krieges sind gewiß manche, die ihn ganz unmittelbar persönlich angehen.

Die Handbücher besagen, daß er am 3. Juni 1844 in Kiel geboren wurde, als blutjunger Offizier den Krieg von 1866 mitgemacht, dann 1870 mitgekämpft hat und daß er beide Male verwundet in die Heimat zurückkehrte. Schleswig-Holstein ist sein Heimatboden; Hamburg-Altona war sein frei gewählter Aufenthalt. Im übrigen gilt vollauf von ihm das alte Wort: sein Leben war sein Dichten.

Liliencron hat Gedichte und Romane, Dramen und Epen veröffentlicht; durch alle diese Mannigfaltigkeit der Formen geht vor allem eine Meisterschaft hindurch: die der Episode. Er ist nicht der Dichter der großen ausgeführten Pläne, der gerundeten Erfindungen, sondern der der kecken Attacken und der genialen Einfälle, er war kein Moltke, er war ein Zieten der Literatur. Seine Virtuosität — das Wort im besten Sinne genommen — liegt nicht in der Verknüpfung der Situationen, sondern in der Schlagkraft, mit der er uns dieses und jenes Bild vor Augen zauberte und über dem Irdischen das Walkürenhafte, über dem Sichtbaren das Unsichtbare in seine Darstellung hinein zu bannen wußte. Es wäre nicht zu viel damit gesagt, wenn man seine Werke der Reihe nach aufzählte. Das eigenartige Temperament des genialen Draufgängers, das durch fast alle hindurchstürmt — das ist das Entscheidende. Mit seinen „Adjutantenritten“ sprengte er toll und kühn in die Literatur hinein; es ist ein Tempo, daß die Funken nach allen Seiten stieben, eine Pracht der Naturlaute, die nur so vor den Augen flimmert, ein plastisches Nachbilden rascher Erlebnisse, das die Pulse fliegen macht. Die Dramen, die sich anreihen, haben die Bühne nicht erobert, weder „Knut der Herr“, noch „Die Ranzow“ und „Die Pogwisch“, noch „Die Merowinger“; die Bühne heischt Feldherrnpläne, nicht Husarenstückchen. Eine Kleistische Ader ist in all diesen Dramen, aber nicht das Nervensystem dieses großen Dichters, das sich ganz an die Gestaltung hingibt und sich im Durchleben großer Schicksale verzehrt. Weit näher liegt ihm die Epik, die nicht so viel Konzentration verlangt und die Möglichkeit gewährt, in einzelnen Situationen und Stimmungen zu schwelgen. Seine Romane, vor allen „Breide Hummelsbüttel“ und „Mit dem linken Ellbogen“, von denen der eine im Anfang seiner literarischen Laufbahn, der andere in den Jahren seiner größten Reife entstand, enthalten Juwele von stimmungsvollen Schilderungen, kostbaren Naturlauten aus zwei Sphären, dem Junkertum und dem Bauerntum, geniale Ausblicke und entzückende Charakterstriche und sind doch keine geschlossenen Kunstwerke: mehr Bilder aus dem Leben als Lebensbilder, die uns vollständig gefangen nehmen. Das bairische Mädel, das sich recht und schlecht durch die Welt schlägt, der verschwenderische Junker, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, erleben mancherlei Köstliches, ehe die eine durch Gift, der andere bei einer Lebensrettung durch einen Schnellzug aus der Welt geschafft wird — aber der angebliche „Realist“ hetzt uns doch mehr durch Abenteuer hindurch, als daß er uns ein organisches Leben nachfühlen und nachleben ließe. Das kunterbunte Epos „Poggfred“ ist überaus charakteristisch für seinen Schöpfer, eine Tafel mit Leckerbissen für den Kenner, aber ein Werk, das nie volkstümlich, nie Gemeingut der Genießenden werden kann. Es ist ein Seifenblasengedicht von prächtigen Formen und Farben, eine kecke Sportübung der Einbildungskraft, die mit dem Inhalt Fangball spielt, so daß er nie die Erde berührt, wo er Vollkraft und Wirklichkeit gewinnen könnte, eine geniale Phantasterei voll Bildkraft im Einzelnen und kein Gebilde im Großen, ein Spiel, das uns neckt und lockt und verspottet, wenn wir uns in dem Labyrinth nicht zurechtfinden. Lauter Zwischenfälle und kein Fall, an den wir uns klammern können. Interessantes, das keinem Interesse Halt gewährt. — Byrons Pilgerfahrt ist eine zielbewußte Wanderung, verglichen mit diesen genialen poetischen Rösselsprüngen, die den Leser matt machen, ohne ihn zu besiegen. Das Buch wird freilich immer literarisch merkwürdig bleiben; denn in ihm steckt der ganze Liliencron mit seiner Stärke und seinen Schwächen, mit seiner imponierenden Sprachbeherrschung, die das Spröde überwindet, das Konkrete, dem die Gewohnheit auswich, poesiefähig macht, und mit seiner schrullenhaften Sprungfertigkeit, mit seiner Kraft, sich und den Leser in ein Bild hineinzubohren, und seinem chevaleresken Eigenwillen, der uns im Stich läßt, wenn die Spannung ihre Lösung verlangt, mit seinem Ideal moderner Ritterlichkeit und seinem Pochen auf die Herrennatur, das mitunter ins Don Quichote- und Fanfaronhafte hinüberschweift. Die Freude an dieser Virtuosität aber wird doch zuletzt nur auf engere Kreise beschränkt bleiben.

Digitized by Google

Die Stärke Liliencrons, seine Anwartschaft auf zukünftige Volkstümlichkeit, ja — ich gebrauche das Wort mit Vorsicht — seine moderne Klassizität liegt in seinen Gedichten und in seinen kurzen novellistischen Stimmungsbildern. Die Wandeldekorationen einer großen Zeit hat er wie kaum ein Zweiter in seinen Kriegsbildern vor unsere Sinne gestellt, die kecken und stolzen, die übermütigen und melancholischen, die leidenschaftlichen und philanthropischen Stimmungen des Schlachten- und Lebenskämpfers von heute hat er meisterhaft festgehalten; darin ist er ein großer Künstler, einer, der das Innerste erschaut, der alle Erscheinungen, in denen es sich offenbart, im Fluge nachbildet. Von dem volkstümlichen Gedichte „Die Musik kommt“ bis zu dem Bekenntnis der opferwilligen Treue, die nur in Freiheit dient, wie es im Cincinnatus niedergelegt ist, von den poetischen Großstadt-Idyllen bis zu den hochgestimmten Aldebaran-Träumereien setzt er im eigensten Tone ein, keck und sicher im Griff, voll Anempfindung für den Naturlaut, neckisch und tiefsinnig, volkstümlich und überlegen, wie es ihm die Stimmung eingibt, aber immer voll Kraft, das Augenblicksbild zu ergreifen und blitzartig zu beleuchten. Dabei hat er alle Einseitigkeit des originellen Künstlers; sein Ideal ist weder das aller Zeiten, noch das des ganzen Volkes, aber er betrachtet und bildet es mit dem ganzen Herzen des Mannes und mit dem Auge des Künstlers. Alle längst vergangenen deutschen Kriege, zumal der dreißigjährige und der siebenjährige, haben Elend und Roheit oder doch Entzweiung zurückgelassen. Der Krieg von 1870 war ein Triumph der durchgebildeten inneren Kraft und der edlen Reife, und sein Erfolg war Einigkeit, Aufschwung und Blüte der friedlichen Arbeit. Die Wurzeln dieses Riesenerfolges liegen freilich tiefer als in dem glorreichen kriegerischen Ereignis; aber der Poet verherrlicht die Entfaltung, wie sie ihm in der Farbe des lebendigen Erfolges entgegentritt. Die Krieger- und Rittergestalt der modernen deutschen Zeit, den Mann der Kraft, dem des Gedankens Bläße nicht fremd ist, den stolzen Märtyrer der Zucht, der im Gehorsam die Idee empfindet, den „gebildeten Offizier“, wie Goethe sich so einfach ausdrückt, hat Liliencron erfaßt und verherrlicht, wie ihn nur ein Deutscher erfassen und bilden kann. Der feudale Zug, der dabei zuweilen durchschlägt, eine gewisse Enge, in der die Auffassung emporstrebt, ein Zug von Nietzschescher Überhebung und junkerhafter Ausschließlichkeit, die doch immer wieder durch freie Menschlichkeit gemildert wird — all dies gehört zum Gesamtbilde, dem er starke individuelle, geschichtlich unverwelkliche Züge gegeben hat.

Die Meisterschaft der Form versteht sich dabei von selbst; Liliencron übt sie mit Bewußtsein; auch hierin ist er keck und übermütig. In seinem Roman „Breide Hummelsbüttel“ und in einem seiner Gedichte spottet er der überlebten Formen und pocht auf den natürlichen Fluß der Rede, auf die volkstümlichen Kürzungen, auf die lebenstreuen Ansprachen, die uns zur zweiten Natur geworden sind. Er durfte es tun; denn es war ihm gegeben, das Moderne zur Klassizität zu erheben. Für manche hat er darin den Ton angegeben; aber von keinem der Lyriker neben und nach ihm läßt sich sagen, daß er ihm darin gleichgekommen ist.

Charakteristischerweise hat Liliencron Mühe gehabt, sich durchzusetzen. So gewöhnt oder verwöhnt ist die Zeit in literarischer Beziehung, Töne der Vergangenheit zu hören, daß sie sich anfangs sträubte, ihren eignen Ton in der Poesie zu vernehmen. Liliencron hatte schon seine besten Gedichte geschrieben, als sich um die Mitte der achtziger Jahre erst eine Bewegung erhob, die für ihn Aufmerksamkeit und Anerkennung warb. Aber dann ging es rasch und sicher vorwärts. Viele seiner Gedichte sind längst populär; andere tragen den Beruf in sich, es zu werden, und einige seiner Träumereien, die ihrer ganzen Natur nach nur für den Kreis von Auserlesenen bestimmt sind, die in der dünnsten Luft der Phantasiewelt den Atem nicht verlieren, werden nichtsdestoweniger nicht vergessen werden, weil der Grundton ihrer Stimmung ein unvergänglicher ist. Nicht alles ist ihm gelungen; aber was ihm gelang, ist so charakter- und lebensvoll, daß man mit Zuversicht sagen kann: sein Ton wird durch die Zeiten klingen!

Der Rattenfänger.

Von Carl Busse (Berlin).

Ach, mir ist, ich hör ihn blasen
Auf der beinern blassen Flöte;
Kindernarr und Rattenfänger
Lockt er nächtens laut und leis!
Vor dem Fenster streift's den Rasen
Schlurrend bis zur ersten Röte,
Und mein Herz wird immer bänger,
Immer enger wird der Kreis!

Heimlich schmeichelnd um Erhörung,
Horch, wie lockt das Lied des Bleichen!
Meine Wärme soll ich geben,
Denn er selbst ist kühl und kalt.
Und in Schauern und Betörung
Zieht's mich hin zu seinen Reichen —
Hab Erbarmen, liebes Leben!
Leben, ach, er hat mich bald!

Digitized by Google

Die Wasser in Wein verwandelt.

Legende von Fjodor Sologub.

Das Gerücht ging dem Propheten voran. Das Volk harrte eines Wunders. Die Weisen aber schwiegen. Sie wußten, daß das Volk nicht ohne Wunder leben kann.

Klein und arm war die Stadt, in die der Prophet an dem Morgen ankam, da ein junges Paar seine Hochzeit feierte. Die Freunde hatten sich zum Festmahl versammelt. Auch der Prophet und seine Mutter waren geladen. Aber der Prophet war betrübt, und der festliche Lärm freute ihn nicht. Traurig sahen seine Augen auf das junge Paar, denn er wußte, daß ihr Haus leer sein werde.

Die Lippen der Braut erbebten in süßer Wonne, als der Kuß des Bräutigams sie berührte ....

Jung und schön saßen die Neuvermählten an der Spitze der Tafel, und irdische Freude leuchtete aus ihren dunklen Augen. Leise sprach die Braut zum Propheten, der neben ihr saß:

„Lehrer, zeige auf meiner Hochzeit zu meiner Freude ein Wunder!“

„Erbitte von deinem Herzen Wunder!“ antwortete ihr der.

Sie verstand nicht. Sie harrte und mit flehenden Blicken und dem unschuldigen Lächeln einer Glücklichen bat sie um ein Wunder. Und sie flüsterte dem Lehrer zu:

„Wir wissen ja, daß du für andre Wunder getan hast und selbst für dich, als du klein warst, zu deinem Zeitvertreib. Du formtest Vögel aus Lehm, und ihr Gesang war süßer und wohlklingender als der der Nachtigall, und dann gabst du ihnen die Freiheit, und sie flogen fort.“

„Meine Teure,“ sprach der Lehrer, „die Erscheinung des Wunders enteilt so schnell. Eben war es noch dunkler, toter Lehm, — nun ist's der hellsingende Vogel, — und fort ist er. Auch deine Freude wird zu dir kommen.“

Da wartete sie wieder.

Die Gäste waren laut und lustig, und schon war der ganze Wein ausgetrunken. Sie riefen nach Wein, und es war keiner da.

Die Mutter des Propheten sprach zu ihm:

„Sie haben keinen Wein. Es sind arme Leute. Es ist nicht gut, wenn die Gäste sie schelten und schmähen: das war eine Hochzeit und fehlte an Wein.“

Alle Blicke richteten sich auf den Propheten. Er erhob sich und ging leise auf den Hof hinaus zum Brunnentrog. Der mit Steinen gepflasterte Hof war noch feucht und regenblank. Der Brunnentrog war übervoll. Die letzten Regentropfen kräuselten seine Oberfläche. Das qualmende Licht einer Teerfackel färbte den steinernen Rand glänzend rot, das Wasser aber erschien schwer und schwarz.

Der Prophet schwieg. Vom Hause klang das Lärmen und Schreien und wilde Lachen der trunkenen, aber noch immer dürstigen Gäste herüber, Der Festgeber, die Eltern des Bräutigams und die Freundinnen der Braut standen neben dem Wundertäter. Die Mädchen hatten aus Bescheidenheit beinahe gar keinen Wein getrunken; aber sie hatten viel getanzt, und es schwindelte ihnen vom Tanz und der lärmenden Trunkenheit der andern.

„Hier ist viel Wasser,“ sprach der Festgeber, „es fehlt uns aber der Wein. Wenn du, Lehrer, es willst, so wird sich dieses Wasser in Wein verwandeln.“

„Wenn ich nun aber nicht will?“ fragte der Lehrer.

Das Gesicht des Festgebers verfinsterte sich, und seine Augen blickten, als hätte er Seltsames vernommen.

Da riefen die Mädchen mit heller, weicher Stimme:

„Du wirst wollen, Lehrer!“

„Zeige uns ein Wunder!“

„Wir haben noch nie ein Wunder gesehen.“

„Verwandle doch dieses Wasser in Wein.“

Und neugierig sahen sie auf den Lehrer und sahen auf das Wasser, und ungeduldig warteten sie, daß der Lehrer ihnen ein Wunder zeige, und daß es gelinge.

Zögernd und ungern nur tauchte der Prophet die Hand ins Wasser. Schwer bewegte sich das Wasser, und der rote Widerschein der flackernden Fackelflamme glitt drüber hin. Da schien's, als ob des Propheten Händen eine Kraft entströmte, die das Wasser färbte und es in Wein verwandelte.

Die Jungfrauen jauchzten hell auf. Der Festgeber aber schöpfte einen Becher aus der Flut, trank und sprach:

„Es ist Wasser geblieben, wie es war.“

Da wurden die Jungfrauen verlegen. Der Prophet aber sprach gelassen:

„Mein Freund, heiße die Diener die Becher mit diesem Wasser füllen und sie den Gästen reichen. Mögen sie trinken.“

Und so tat der Festgeber. Die Jungfrauen aber wußten nicht, was sie denken sollten, und wußten nicht, ob das Wunder gelungen war, oder ob es noch zu erwarten sei. Verwirrt kehrten sie ins Haus zurück und harrten, was da kommen werde.

Da jubelten die an den Tischen Sitzenden:

„Nun bringt man uns Wein!“

„Es ist so viel, — das reicht bis zum frühen Morgen.“

„Laßt uns den Wein auf das Wohl der Neuvermählten und des Propheten trinken!“

Und die, die noch nüchtern waren, flüsterten

Digitized by Google

einander zu, der Wundertäter wäre zum Brunnentroge gegangen, um das Wasser in Wein zu verwandeln.

Und sie tranken. Die einen lobten den Wein und fanden, daß er besser wäre als der, den sie zuerst getrunken. Die andern schalten, der Wein wäre zu stark mit Wasser gemischt. Und wieder andre lachten und spotteten, das sei ja nur einfaches Wasser.

Der Wundertäter saß da und schwieg.

Und da goß sich eine der Jungfrauen Wein in den Becher, trat zu ihm und sprach:

„Lehrer, sage mir, ist das Wein oder Wasser?"

„Sieh selbst zu und trinke, wenn du magst," antwortete ihr der Wundertäter.

„Was sind denn meine Augen! und was bin ich selbst!" sprach die Jungfrau. „Die Engel stehen um dich her und bewachen dich, und ich seh' sie nicht. Die Sterne führen am Himmel kreisend ihre Chöre um dich, ich aber höre ihren Hymnus nicht. Was bin ich denn? Sprich du, und ich werde dir glauben."

Da entgegnete der Lehrer:

„Trinke dieses Wasser und glaube ehrlich, und dein Herz, das Wunder schafft, wird es in wirklichen Wein verwandeln, wie es keinen köstlicheren gibt in der ganzen Welt."

Die Jungfrau leerte den Becher bis auf den Grund, und ihr Antlitz erstrahlte in heller Freude. Trunken vom Wasser, wie von starkem, süßem Wein, weinte sie vor Entzücken, pries laut den Wundertäter und tanzte und drehte sich im Kreise und klatschte mit den Händen. Stumpf starrten die Trunkenen ihrem Tanze zu und klatschten lässig den Rhythmus. Und sie riefen:

„Ja, schöner Wein! Der Wundertäter versteht, scheint's, was vom Weine."

Die Alten aber, die nüchtern noch waren, begriffen nicht, worüber sich dieses vom Wasser trunkene Mädchen freute, und lächelten nur über ihre Tränen und ihr Frohlocken.

Da stand der Wundertäter auf und verließ das Mahl und ging mit seiner Mutter in jenes Haus, wo er die Nacht verbringen wollte.

Die Jungfrau folgte ihnen. Sie sang, rief laut, sie tanzte und warf sich vor dem Lehrer zu Boden und küßte seine Füße, und tanzte wieder und lachte und weinte. Als sich hinter dem Wundertäter die Türe des Hauses schloß, da lief sie vor Freude schluchzend zur Stadt hinaus und lag die ganze Nacht am Bach im feuchten, warmen Grase und weinte vor unsäglicher Freude. Süß sang die Nachtigall über ihrem Haupte, es dufteten die Rosen, und am Firmamente schritten die Sterne im Reigen.

Am Morgen erst kehrte das Mädchen heim, ewig froh und ewig betrübt. Lachend und weinend pries sie fortan den Propheten. Man nannte sie eine Wahnsinnige . . .

Sie wurde bedauert. Aber auch beneidet, — man wußte, daß sie große Geheimnisse und herrliche Wunder geschaut, daß sich der Himmel vor ihr geöffnet, und daß Gott mit ihr gesprochen.

(Aus dem Russischen von E. Ch.)

Fatale Bundesgenossen.

Ein Mahnruf.

Im Kampfe gegen die Schundliteratur erhält die gute Sache fast Tag für Tag Zuzug. Immer neue Fähnlein rücken ins Feld und stoßen mit dem Kampfruf zu dem großen Heere. Sieht man all die flatternde Seide, so möchte man schon an den letzten Sieg der Sache glauben. Allein, wenn dann die Kämpen das Visier herablassen und ihr Antlitz zeigen, so erweist sich's leider, daß recht fatale Bundesgenossen in der Schar sind, Bundesgenossen, die man nicht früh genug und nicht derb genug aus den Reihen weisen kann.

Solch ein fataler Bundesgenosse ist die „Jugendpost", in der gegen die Schundliteratur zu kämpfen Herr Victor Laverrenz mit hohem Pathos sich brüstet. An den Pranger mit dem fatalen Bundesgenossen, der sich rühmen darf, einen „Ausschuß zur Verbreitung gediegener Jugendlektüre" hinter sich zu haben, „dessen Mitglieder hervorragende Persönlichkeiten der deutschen Literatur- und Geisteswelt sind"! Sie kämpfen gegen die Schundliteratur, Herr Laverrenz? Herab mit dem Visier, und lassen Sie uns einmal Ihr wahres Antlitz sehen. Ich greife aus Ihrer Erzählung, deren Titel so harmlos klingt: „Jung Erichs Fahrten und Abenteuer" nur ein paar besonders interessante Stellen heraus. Zum Beispiel:

„In diesem Moment sprengte Erich heran; doch noch hatte er die Stelle nicht erreicht, wo sein Kamerad gestürzt war, da traf ein faustgroßer Stein die Schauze seines Pferdes. Eine aus der Hütte tretende Negerin hatte das Wurfgeschoß mit bewunderungswürdiger Treffsicherheit und großer Wucht geschleudert.

Das Pferd wieherte in rasendem Schmerz hell auf und machte einen fürchterlichen Satz, fiel zu Boden, überschlug sich und stürzte den schauerlichen Felsenabhang hinunter, in dessen Tiefe ein reißender Bergstrom brodelte."

* * *

„Mit allen möglichen Mitteln, durch blödsinniges Schreien und heftige Bewegungen versuchte das Gesindel, die Pferde scheu zu machen, damit diese stürzen und die Reiter abwerfen sollten.

Doch Solgert gebrauchte das Messer. Er stachelte die beiden schon nahezu erschöpften Tiere durch Stiche zu wahnwitzigem Laufe an. Sie gaben ihre letzte Kraft her und sprengten blindlings in voller Karriere gegen die Neger an.

Ein baumlanger Kerl mit unheimlich leuchtenden Augen und Zähnen, die wie bei einem Raubtier zum Beißen gefletscht waren, sprang herzu und faßte nach den Zügeln.

Aber der Bootsmann hatte die Bewegung wohl bemerkt. Er hielt dem schwarzen Halunken das Messer entgegen und riß ihm bei dem sausenden Ritt den ganzen Unterarm auf, so daß er, laut aufbrüllend, wie ein zu Tode getroffener Stier krachend auf den Erdboden niederschmetterte."

* * *

„Endlich konnten Solgert und Meffert den unglücklichen Kameraden nicht mehr halten. Der Haifisch gab sich einen plötzlichen furchtbaren Ruck mit der Schwanzflosse, und mit gellendem Aufschrei, die Gesichtszüge von Schmerz und Entsetzen entstellt, die Finger gekrümmt, als

Digitized by Google

wollten sie nach irgendeinem letzten Halt suchen, verschwand der unglückliche Johnsen in der Tiefe."

* * *

„So unappetitlich ihnen diese Speise auch sonst erschienen wäre — aus dem blutigen, zerfetzten Körper des Tieres hingen die Eingeweide heraus — so stürzten sie doch jetzt mit einem wahren Heißhunger darüber her und aßen das Fleisch roh, wie es dalag; fehlte ihnen doch jedes Mittel, es irgendwie, wenn auch noch so einfach, zuzubereiten."

* * *

„Jungens!" preßte Solgert hervor, als er fühlte, wie ihm das kalte Naß bis über die Hüften emporstieg, indem er nur mit äußerster Mühe ein Schluchzen zu unterdrücken vermochte. „Es wäre ein Jammer, wenn wir auf so hundsföttische Weise krepieren müßten. Gott, was ist an mir altem Kerl gelegen! Für mich ist's ohnehin bald Zeit abzuschrammen. Aber ihr! Ihr seid noch so jung, guckt eben erst in das Leben hinein und sollt hier so elendiglich ersaufen? Es ist ein Jammer, ein wahrer Jammer!"

* * *

„Dieser gelbbraune Halunke mit seinen schwarzen Gallenaugen ist mir im höchsten Grade verdächtig," sagte er leise, natürlich in deutscher Sprache, zu Erich und Hugo. „Habt ein wachsames Auge auf den Kerl, denn Gutes ist es nicht, was er im Schilde führt. Ich verstehe mich einigermaßen auf dieses Gesindel. Bin früher oft genug mit dergleichen Gelichter zusammengetroffen. Der Klabautermann mag mir das Genick umdrehen, wenn dieser Halunke nicht einen Streich vorhat, gegen den ein Überfall der Puelschen ein wahres Kinderspiel ist."

* * *

„Mit schlecht verhehlter Gier hatte der Baqueano die beiden Lederbeutel, die bis zum Platzen mit Goldstücken gefüllt waren, entgegengenommen, und umkrallte sie jetzt mit seinen dürren, sehnigen Fingern wie der Geier seine Beute, oder vielleicht noch besser gesagt, wie der Teufel seine Seele. Und nicht ohne spöttische Beziehung erwiderte er, indem seine spinnenartigen Hände das gleißende Metall betasteten:

„Verlaßt Euch darauf, Sennor!"

* * *

Wie nennen Sie das, Herr Laverrenz? Heraus mit der Sprache! Nun, ich will's Ihnen sagen: wir nennen das Schundliteratur; das — und Ihre ganze „Erzählung für die Jugend" ist so — ist ganz Stil Buffalo Bill, Nick Carter und Konsorten, nicht um ein Jota besser. Und darum sage ich: Sie sind ein fataler Bundesgenosse. Darum, und weil Sie, das Verwerfliche dieser Art bemäntelnd, Ihrer Erzählung die „Vorbemerkung" voranzuschicken sich nicht scheuen: „Die nachstehend geschilderten Erlebnisse Erich Marquardts und seiner Kameraden gehören nicht, wie von seiten einer interessierten Konkurrenz behauptet worden ist, zu den landläufigen See- und Indianergeschichten, die der freien Phantasie entsprungen sind, sondern bewegen sich auf vollkommen realem Boden und sind der Wirklichkeit möglichst getreu nachgebildet. Schilderungen von Naturereignissen und Städten, Mitteilungen aus dem Tier- und Pflanzenreich, sowie der Länder- und Völkerkunde, sind überall eingestreut, die letzteren hauptsächlich nach Berichten, die ernste Forscher im „Globus", Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von Karl Andree und Dr. Kiepert, Braunschweig, niedergelegt haben."

Die „ernsten Forscher" sollen Gelegenheit haben, Ihnen ihre Meinung über Ihre „Schilderungen von Naturereignissen und Städten" u. s. f., wie Sie in merkwürdigem Deutsch schreiben, einmal nachdrücklich zu sagen.

Aber schließlich: wer ist Herr Laverrenz, und wenn hundertmal dieser oder jener hohe Herr seine Werke „angenommen" hat, wie der Autor sich etwas dunkel ausdrückt? Das Fatalste und geradezu Gefährliche an diesem Bundesgenossen sind seine Eideshelfer, seine Mitschuldigen. Haben die Mitglieder dieses Ausschusses zur Verbreitung der „Jugendpost" sich vorher (wie es ihre Pflicht gewesen wäre) davon überzeugt, was sie mit ihrem Namen und ihrem Ansehen decken müssen? Wie steht's damit: Herr Felix Dahn, Ludwig Fulda und Gustav Falke, Herr Prof. Dilthey, Richard M. Meyer, Ludwig Gurlitt, Herr General-Intendant Graf Hülsen-Haeseler, Ernst v. Possart, Baron zu Putlitz .... wie steht's damit: halten auch Sie alle diese Proben für „Jugendlektüre", geeignet zum Kampfe gegen die Schundliteratur?! Ist das überhaupt Deutsch, was Laverrenz schreibt:

„Daß ihr Gesundheitszustand bei so ungewohnter Kost nicht gerade der beste war, läßt sich denken; und auf die Dauer mußte er eine schwere Störung ihres körperlichen Wohlbefindens im Gefolge haben."

Seite für Seite kann man dem Autor solches Deutsch nachweisen. Eignet sich das zum Kampfe gegen die Schundliteratur?

Und damit komme ich zu einer zweiten Schar fataler Bundesgenossen: den Übersetzern. Da ist z. B. in einer mir im übrigen durchaus sympathischen Sammlung von Volksbüchern für die Jugend eine Übersetzung von Coopers „Pfadfinder" erschienen und von berufenen Beurteilern empfohlen worden. Diese Übersetzung, die ich zufällig näher ansah, bringt auf wenigen Seiten folgende Perlen:

„Der Wind ist stark genug, die Aufmerksamkeit in der Unsicherheit, welche mehr oder weniger das Dunkel begleitet, rege zu erhalten."

* * *

„Wir wußten von dem Weg nicht mehr, als ob wir nie darüber gekommen wären."

* * *

„Mabel machte ihrer Freundin Vorwürfe für dieselbe Handlung, welche die Absicht hatte, ihr Dienste zu leisten."

* * *

„Die Wilden in Oberkanada werden diesen Winter mit indianischen Gütern nicht weit springen."

* * *

„Dies war einer der Momente, wo man Jahre durchlebt."

* * *

„Ihre Ohren, welche durch die Aufregung ihrer Gefühle außerordentlich geschärft waren."

* * *

„Mabel benahm sich bei diesem erdrückenden Auftritte mit jener ungewöhnlichen Seelenstärke, welche ihr Geschlecht in solchen erregenden Momenten zu entwickeln geeignet ist. . . Sie benetzte die vertrockneten Lippen ihres Vaters mit Wasser."

* * *

„Er ist so wenig gefallen, Leutnant, daß er vielmehr zur Höhe dieser Befestigung gestiegen ist. (Er steht nämlich auf dem Dache des Blockhauses.) Ich betrachte dieses Blockhaus als einen Umstand und denke nicht daran, ihn von mir zu werfen."

* * *

„Seine Züge drückten die volle Ansicht seines Innern aus."

* * *

„Es ist eine Heillosigkeit," sagte Cap, „daß der junge Bursche auf diesem Frischwasser da oben französisch kann."

* * *

„. . . . in Mabels Seele erweckt, und die letztere fühlte sich zu einem genaueren Verkehr geneigt, da sie überzeugt war, daß diese ungewöhnliche Erscheinung ihr Bestes beabsichtigte."

* * *

Ist nicht auch dies „Schundliteratur" zu nennen? Was würde wohl ein Lehrer sagen, wenn ihm ein Schüler Derartiges in einem Aufsatze schriebe?

Dr. Adolf Heilborn.

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Neustadt-Landau.

Die erste Probe ist gemacht, das Exempel ist richtig: Die Sozialdemokratie allein konnte die Erbin der Früchte sein, die während der letzten Session herangereift sind, sorgsam gepflegt und gefördert durch bürgerliche Torheit. Es ist, wie es ist: Während die Möpse bellen und sich beißen, trägt Kater Murr die Mahlzeit weg. Verwirrung, Verbitterung, grimmiger Haß unter den bürgerlichen Parteien, das ist der letzte Gewinn einer Periode, bei welcher konservativer Eigensinn und liberale Kurzsichtigkeit gleichmäßig zu Gevatter standen. Die Wähler gehen nicht mehr zur Urne, oder sie wählen zum Zeichen ihres Widerwillens gegen das ganze politische Treiben den Genossen. Tausende sind während des Hauptkampfes wie während der Stichwahl der Urne ferngeblieben, andere Tausende freilich, die Kanzel und Beichtstuhl und sonst nichts in der Welt fürchten, sind gehorsam der Parole der Kapläne gefolgt, haben ihr Zentrumsgewissen unter dem Segen der heiligen Jungfrau in den Dienst der Rache gestellt, den Genossen in die Stichwahl gebracht und ihn schließlich im Triumphzuge in den Reichstag gebracht. Sein Erscheinen verstärkt zwar nicht den neuen Block, aber man schlägt doch dem verhaßten Liberalismus eine tiefe Wunde, man packt ihn an seiner empfindlichsten Stelle, man beweist, daß auch die jüngsten Ereignisse ihm keine neue Kraft gegeben haben. Mit einem Wort: Das Zentrum ist wieder obenauf und stellt sich in die vorderste Reihe der Kämpfer für Gott und die Religion, für Kaiser und König, indem es einen Sozialdemokraten in den Landtag schickt. Dieser Tag von Neustadt-Landau aber soll den edlen Herren der Kirche nicht vergessen werden, dafür wird man sorgen. Und wenn sie wieder einmal sich als die berufenen Schützer der monarchischen Institutionen aufspielen und die Augen verdrehen und von der Notwendigkeit sprechen, dem Volke die Religion zu erhalten, dann wird man ihnen den Verrat von Neustadt-Landau in die Ohren gellen, wie es auch unvergessen bleibt, daß sie aus deutschnationalem Pflichtgefühl ihre Emissäre in den Osten sandten und den polnischen Kandidaten gegen einen deutschnationalen Katholiken unterstützten.

* * *

Das Jubiläum der Universität Leipzig

ist in schöner Harmonie von Volk und Fürsten gefeiert worden. Nur im Tschechenlande ist man entrüstet, weil ein Führer der Deutschen in Böhmen den Doktorhut erhielt und weil Professor Wundt in einer bedeutenden Rede unseren ringenden Stammesgenossen jenseits der schwarzgelben Pfähle die tatkräftigen Sympathien der Deutschen im Reiche in Aussicht stellte. In den heiligsten Gefühlen gekränkt könnte freilich auch der Klerikalismus sein, der die voraussetzungsvolle Wissenschaft pflegt und predigt und der jetzt aus dem Munde Bindings, vor einem katholischen Könige gesprochen und von ihm gebilligt, die Worte des Leibniz vernehmen mußte: „Die Wahrheit darf man keinem verkümmern, so wenig wie die Luft, die wir atmen, und das Licht, das wir schauen." In dem Kampfe gegen Schell, Ehrhardt, Merker und all die anderen ist ja gerade die Lehre, daß die Freiheit der Forschung ihre Grenze am kirchlichen Dogma, die Wissenschaft ihre Schranke am Glauben finden muß, dauernd das Leitmotiv gewesen; jetzt aber klingt von der Leipziger Hochschule her, von dort aus, wo doch einst die Pflegestätte der Scholastik war, das hohe Lied der wissenschaftlichen Freiheit, tönt diese Rede, die gerade die Unabhängigkeit der Wissenschaft von jedem fremden Willen als den rocher de bronce stabiliert, auf dem sich die Zukunft unseres Volkes aufbauen muß. Dieser frohe und freie Geist, der die Rede des Leipziger Rektors durchwehte, der jede Fessel für den Entdecker und für den Verkünder des Entdeckten ablehnt, ist der natürlichste und grimmigste Feind jenes Geistes, der von der Index-Kongregation über die Berge herüberdringt und die besten Geister der katholischen Kirche, wie einst Galileo Galilei, zum Widerrufe und zur Verleugnung der erkannten Wahrheit führt. Dieser Geist, den Binding verkündet, schafft keinen Leidensweg, auf dem die Schell, die Schnitzer und Tremel ihr Kreuz gen Golgatha schleppen. Und fast schien es, als habe der Redner seine Worte gerade in bewußter Feindseligkeit gegen diesen Geist der Unduldsamkeit gesprochen, der aus den Augen der Hyänentheologen lugt, der den Modernismus erschlagen und den Staat zum Hausknecht der kirchlichen Gewalt degradieren will. Als der bayrische Pfarrer Tremel sich vor seinem Generalvikar und den Domkapitularen verantworten mußte, da wurde es ihm zum Verbrechen gerechnet, daß er sich zu religiöser Toleranz bekannte, daß er die Freiheit der Kunst ehren wollte, daß er die kanonische Vorschrift wohl auf die kirchliche Regie, aber nicht auf staatsbürgerliche Angelegenheiten bezog. Schnitzers materielle Existenz wurde vernichtet, er wurde vom Katheder des Lehrers gestoßen, weil er das Wissen nicht zum Sklaven des Glaubens machen wollte, und er muß als Friedloser und Gebannter ruhelos die Welt durchwandern. Bindings Rede ist das Programm der protestantischen Weltanschauung, und es war als solches gedacht. Und seine ernsten Worte bilden den eigentlichen und besten Gewinn der Jubiläumsfeier.

* * *

Das Gabelfrühstück,

das die sieben Schwaben bei ihrem Könige eingenommen haben, dürfte wohl das Hauptstück in der Diskussion des Leipziger Sozialistentages werden und wieder einmal Gelegenheit geben, das Rezept von Laodicea anzuwenden und die Lauen zwar nicht auszuspeien aus dem Munde, aber doch anzuspeien mit dem Munde. Fast die gesamte sozialistische Presse nimmt gegen die Sünder Partei, die ohnehin schon auf dem vorigen Parteitage durch ihre Verteidigung der Budgetbewilligung unliebsames Aufsehen und den Zorn der Olympier erregten. Aber es scheint doch, als ob die Sorge um eine süddeutsche Sezession unter Vollmar, dem ungekrönten König von Bayern, der Kritik einige Fesseln auferlegt. Denn man vernimmt so gar nicht den sonst so beliebten Sauherdenton, es klingt vielmehr wie Resignation und fromme Mahnung im Stile des alten Uttinghaus: „Ach Uli, Uli! Ich erkenne sie, die Stimme der Verführung! Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen! Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein die echte Perle deines Wertes hin!" Es sind der Hofgänger schon zu viele geworden, in Darmstadt, in Gotha, in Karlsruhe, in Wien sogar, und jetzt auch in der schwäbischen Hauptstadt. Und ob nicht selbst der wackere Singer ganz, ganz tief im innersten Schrein seines Herzens die Hoffnung hegt, dereinst vielleicht als Vizepräsident des Reichstags doch noch einmal Kniehosen und Wadenstrümpfe anlegen zu dürfen? Ach, man darf nicht schelten, auch auf die lustigen Sieben von Stuttgart nicht, schon deshalb nicht, weil doch selbst die völlig Unentwegten von Berlin erst neulich zu den Salben und Seligkeiten von England zogen, in der Guildhall im Schmucke der goldenen Ketten auf den König prosteten und in Windsor über das glatte Parkett der Fürstengunst schlidderten. Li.

* * *

Wen trifft die Schuld?

Herr v. Zedlitz hat im „Tag" die Frage aufgeworfen: „Wen trifft die Schuld?", die Schuld, daß die Reichsfinanzreform ohne den Block zustande kam. Herr von Zedlitz gibt eigentlich keine Antwort auf seine Frage. Er überläßt es dem Leser, Stellung zu nehmen, aber er schält doch den springenden Punkt heraus, auf den es ankommt. Waren die Liberalen bereit, 400 Mill. Mk. indirekte Steuern zu bewilligen? Wird diese Frage verneint, so ist die Haltung der Konservativen gerechtfertigt, denn dann konnte nur gemeinsam mit dem Zentrum dem Reich die

Digitized by Google

unbedingt nötige Hilfe geschafft werden. Ist die Frage aber zu bejahen, wie die Liberalen behaupten, dann sind diese im Recht, daß sie die Konservativen beschuldigen, Bülow gestürzt und den Block zerrissen zu haben. Herr v. Zedlitz meint, die Konservativen hätten es leicht gehabt, hier den Beweis zu führen, sie hätten nur zu erklären brauchen: „Wir bewilligen die Erbschaftssteuer, sobald die Linke die Sicherheit bietet, daß 400 Mill. indirekte Steuern vom Block bewilligt werden.“ Das war aber gerade der Stein des Anstoßes. Die Liberalen wollten — und das war ihr schwerer Fehler — zu der Verständigung über die indirekten Steuern nicht die Hand bieten, ehe die Besitzsteuer gesichert war. Die Konservativen aber wollten unter keinen Umständen die Erbschaftssteuer bewilligen, weil sonst ihre Fraktion zersprengt wurde. Geschah das aber, blieb eine unversöhnliche Minderheit der Konservativen, dann gab es keine Blockmehrheit mehr. Eine solche Probe auf das Exempel konnten die Konservativen also nicht machen, weil sie die Erbschaftssteuer nicht annahmen, gleichviel ob die Linke 400 Mill. indirekte Steuern bewilligte oder nicht. Deshalb war die Finanzreform unmöglich im Block, und deshalb standen die Konservativen nur vor der Wahl: entweder Verständigung mit dem Zentrum oder Scheitern der Finanzreform durch ihre Schuld. Da wählten sie mit Recht die Aktion mit dem Zentrum als kleineres Übel — und kleinere Schuld. Die Liberalen aber würden die Konservativen ganz anders ins Unrecht gesetzt haben, wenn sie keinen Zweifel an ihrem positiven Bewilligungswillen gelassen hätten. Wenn Herr v. Zedlitz meint, die Liberalen hätten nur 240 Mill. an Tabak, Bier und Branntwein bewilligt und wären die Antwort schuldig geblieben, was sie zur Ausfüllung des Fehlbetrags von 160 Mill. an annehmbaren Steuern vorschlagen würden, so irrt er. Die Liberalen waren zur Aufrechterhaltung der Zucker- und Fahrkartensteuer, sowie zur Erhöhung des Kaffee- und Theezolls bereit. Eine Verständigung über die 400 Mill. Mk. indirekte Steuern konnte also im Handumdrehen vollzogen werden, wenn das Kampfobjekt der Erbschaftssteuer nicht gewesen wäre. Hätten aber die Liberalen zuerst in die Verständigung über die indirekten Steuern eingewilligt, so hätten sie die Konservativen in eine Zwangslage gebracht und zur Bewilligung der Erbschaftssteuer gezwungen. So kann man Herrn v. Zedlitz' Frage: „Wen trifft die Schuld?“ nur dahin beantworten: „Die Schuld trifft beide Teile.“ Dr. A.

* * *

Der ungarische Hauptmann von Köpenick.

In Budapest spielt man gern im Kaffeehaus Hasard. Es ist zwar verboten, aber umsomehr tut man's. Die Polizei kümmert sich weiter nicht darum. Wollte sich die Polizei darum kümmern, so kämen die Budapester niemals aus dem Arrest. Diese Respektlosigkeit vor der Polizei ärgerte einen Mann in mittleren Jahren, dessen Name bisher unbekannt ist. Mit elf Genossen betrat er das Kaffee Kiraly und forderte die anwesenden Spieler — etwa zwanzig an der Zahl — auf, alle Wertgegenstände und alles Geld, das sie bei sich hätten, auf den Tisch zu legen, und zwar: „Im Namen des Gesetzes!“ Die Budapester, die sich vor der Polizei so wenig fürchten, rückten augenblicklich mit dem Geld und den Wertgegenständen heraus. Der Gauner stellte nämlich seine Rotte zunächst als Mitglieder der Budapester Staatspolizei vor. Natürlich gab er seinen Worten auch mit dem Vorweisen etlicher geladner Revolver Nachdruck. Die Budapester Schwindler arbeiteten eigentlich mit noch primitiveren Mitteln als der Hauptmann von Köpenick. Sie schlugen schon aus der Phrase „Im Namen des Gesetzes“ Kapital. Und eigentlich mit mehr materiellem Erfolg. Denn erwischt wurden sie bisher nicht. Trotzdem Budapest ist nur ein dürftiges Plagiat von Köpenick, und die Budapester Detektives haben aus der feinen Köpenicker Komödie einen groben Schwank gemacht. Bei der Übersetzung ins Magyarische ist aller Humor verflogen. Wie etwa, wenn sich Oskar Blumenthal an die Umdichtung eines Lustspiels von Molière macht oder mindestens an die Bearbeitung des „Don Quichote“. Das Schwankmotiv ist, statt der Wendung „Geld oder Leben“ das furchtbare „Im Namen des Gesetzes“ zu gebrauchen. „Geld oder Leben“ hätte zwar auch gewirkt, aber wahrscheinlich wäre es dann doch zu einem Kampf auf Leben und Tod gekommen. Da die Räuber „Im Namen des Gesetzes“ sagten, war natürlich an einen Widerstand nicht zu denken. Denn am Ende waren es wirklich Detektives, und dann konnte man natürlich wegen Wachebeleidigung „eingehen“, wegen Vergehens gegen die Staatsgewalt, wegen Amtsehrenbeleidigung und dergl. Das war doch noch gefährlicher als ein Revolverschuß. F.

* * *

Das Bankett auf dem Strich.

Die ehrenwerten Herren Taft und Diaz, die Präsidenten der Vereinigten Staaten und Mexikos, haben den heißen Wunsch, einander zu begrüßen. Sie sind von früher her gute alte Bekannte und wollen wahrscheinlich wieder einmal von alten Zeiten reden, da sie noch jünger waren. Vielleicht wollen sie sich auch über die hohe Politik unterhalten. Das ist aber nicht so leicht durchführbar, wie sich das ein Laie denken mag. In den Vereinigten Staaten gilt nämlich ein Gesetz, wonach der Präsident während seiner Amtszeit die Republik nicht verlassen darf. Solch ein Präsident darf sich also eine Karlsbader oder Marienbader Kur nicht leisten, und Löwen jagen kann ein Präsident erst dann, wenn er kein Präsident mehr ist. Aber Taft ist ein schlauer Mann und hat in dem Konflikt zwischen Gesetz und Freundschaft einen Ausweg gefunden. Die beiden Herren werden also auf der Brücke über den Rio Grande zusammenkommen, die Mexiko und die Vereinigten Staaten miteinander verbindet. Genau in der Mitte der Brücke werden die Bürger des Städtchens El Paso den beiden Präsidenten ein Bankett geben. Auf der nordamerikanischen Seite wird Taft drei Stühle belegen, auf der mexikanischen Diaz. In Nordamerika sollen aber nicht alle Menschen mit diesem Bankett einverstanden sein. Zumal die Völkerrechtslehrer befürchten allerhand Zwischenfälle und Grenzüberschreitungen. Es ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß sich Taft vergißt und seine Hand ins Nachbarreich streckt, um sich mexikanischen Essigs oder Öls zu bemächtigen. Und wird es zu vermeiden sein, daß die beiden Herren beim Toastieren einen Irrtum begehen? Kann es dabei nicht geschehen, daß Taft in Mexiko anstößt? Es ist schon im Alltagsleben schwer, die Grenzen nicht zu überschreiten. Wie schwer wird es erst bei diesem Diner sein, den Strich in der Mitte nicht zu berühren? F.

* * *

Die „ungetreuen“ Haremsdamen.

In der Villa Allattini in Saloniki werden die Fäden der Intrige weitergesponnen. Der unruhige Kopf Abdul Hamids weiß immer Neues auszuklügeln. So wollte er vor kurzem zwei seiner Haremsdamen verstoßen, weil sie, nach seiner Behauptung, mit andern Männern kokettiert hätten. Nun ist aber die Bewachung eine so strenge, daß den Wächtern dieser Vorwurf unhaltbar schien, und als die Odalisken mit Sack und Pack die Villa verlassen wollten, wurden sie aufs strengste untersucht. Da fand es sich, daß sie etwa 60 000 Frank bei sich versteckt trugen, Gelder, mit denen natürlich neue Bestechungs- und Aufruhrversuche gemacht werden sollten. Daß solche Versuche geglückt wären, ist nicht zu bezweifeln; denn der Unzufriedenen, die von des Exsultans Gnaden ein verschwenderisches Leben geführt haben und jetzt darben müssen, gibt es gar zu viele. Detlef Stern (Stambul).

* * *

Der trutzige Abiturient.

Die ganze löbliche Versammlung, das hochpreisliche Kollegium der alten Gelehrtenschule in der Stadt der Meistersinger mag nicht schlecht Augen gemacht haben, als der Abiturient Miesbach, statt eine wohlgesetzte Dankesrede zu halten, statt die übliche Valedictio aufzu-

Digitized by Google

sagen, sich Gymnasium, Gymnasialzeit und Gymnasiallehrer „vorknöpfte“ und ungeschminkt herauserzählte, was er über sie auf dem Herzen hatte. Er allein? Nun wir, die wir doch auch „durch die lateinische Schul' gelaufen“, die wir zwölf Jahre lang soviel gelernt haben, daß wir mindestens zwei Jahre brauchten, um den größten Teil des Krams zu vergessen, wir empfinden, daß er sprach, was auch wir auf dem Herzen hatten. Ja leider, trotzdem man uns in die Feinheiten der griechischen Prosodie eingeweiht und mit der Kenntnis des jonischen und dorischen Dialekts beglückt hat, sind wir nicht kalokagatoi im Sinne unsrer Lehrer geworden und sagen oft: „Gott sei Dank, daß wir diese Jahre nicht noch einmal zu durchleben brauchen.“ Natürlich hat mulus Miesbach unangemessen gehandelt und, wenn es nach dem collegio ginge, würden sie ihm wegen der beliebten „sittlichen Unreife“ das Maturitätszeugnis entziehen, aber ebenso sicher ist, daß der junge Mensch vielen alten aus der Seele gesprochen hat. Wie singt Hans Sachs in den „Meistersingern?“

„Dem Vogel, der dort sang,
Dem war der Schnabel hold gewachsen;
Macht' er den Meistern bang,
Gar wohl gefiel er doch Hans Sachsen.“

Der heutige Gymnasialbetrieb trägt schwere Schuld. Und mehr als Reden und Aufsätze erwachsener Männer tut dies die Valedictio Miesbachi dar. Dr. M. P.

* * *

Mein verehrter Herr!

Herr Rittergutsbesitzer Fritzl, angesessen bei Stallupönen, ist mit Recht entrüstet. Als Peter Ganter seine blauen Briefe verschickte, redete er ihn mit „mein verehrter Herr“ an. „Diese Anrede gilt bei uns in Ostdeutschland als vertraulich. Sie kann sich mir gegenüber, der ich ein Gut von 2436 Morgen besitze, nur ein guter Bekannter erlauben, von einem Fremden ist es eine Unverschämtheit.“ — Stolz lieb' ich den Ostelbier. Aber schade, daß er sich nicht näher expliziert hat. Man bleibt in peinlichster Ungewißheit, bis zu welcher Morgenzahl die Anrede „mein verehrter Herr“ noch zulässig ist, und von welcher an das „Hochzuverehrender Herr Rittergutsbesitzer“ zu beginnen hat. Die bisher gebräuchlichen Briefsteller und Titulaturregister lassen ganz im Stiche. Nach ihnen könnte Herr Fritzl am Ende nur „geehrter Herr“ angeredet werden, und das wäre einfach entsetzlich. Wenn er nur 2400 Morgen besäße, dann ginge es vielleicht an, aber ausgerechnet 2436, da muß sich ja in einem gerecht denkenden Menschen alles empören. „Menschen müssen sich einmal aneinander reiben .... Höflichkeit aber ist das Fett, welches das Unangenehme des Reibens vermindert oder erleichtert“, sagt der alte Karl Julius Weber; hoffen wir, daß Herr Fritzl allezeit sein Fett kriegt.

Dr. M. P.

* * *

Opernsommer.

Es gehört nun einmal zum guten Ton, im Sommer wenigstens eine Bayreuth- oder Prinzregententheater-Festvorstellung mitdurchgähnt zu haben, und so ist die Oper zum hauptsächlichen Kassenfüllsel des Sommers geworden. Ganz neuerdings möchte nun die unfestliche Reichshauptstadt auch zu gerne ihre Festspiele haben. Der Berliner ist in Kunstdingen ein großes Kind. Was er anderswo sieht, das will er auch haben, natürlich viel schöner, viel weltstädtischer. Wenn es ginge, würde er am liebsten spiritistisch den Geist Richard Wagners sowie aller berühmten Wagnersänger von der ersten Festspielzeit wieder zum Leben beschwören und dann als Eintritt für diese „nur allein echten“ Berliner Wagnerfestspiele „unter persönlicher Mitwirkung Richard Wagners“ mindestens 200 Mark für den Platz verlangen!

Aber es kommt leider immer so ganz anders ..... Mit Festspielen allein lockt man erstens einmal überhaupt keine Fremden in eine Stadt, deren landschaftlich überaus reizvolle Umgebung lediglich durch das Verschulden ihrer dafür nur teilweise empfänglichen Einwohner in einen rettungslos üblen Ruf gekommen ist. München ist sicherlich in erster Linie der Alpennähe wegen „die“ deutsche Fremdenstadt geworden. Dann erst hat man von diesem Fremdenandrang nutzbringende Anwendung gemacht und das Prinzregententheater gebaut, wobei ich natürlich die Pietätsgefühle, die bei dieser Schöpfung Ernst v. Possart beseelt haben, nicht etwa antasten will. Berlin ist nicht Fremdenstadt genug, um wirkliche Festspiele hervorbringen zu können, zum mindesten nicht im Sommer. Da herrscht die graue Ferienstimmung auf den Straßen, nicht bloß im diesjährigen, verregneten Hochwassersommer, sondern auch sonst, wenn die Trockenheit der Berliner Straßenstimmung noch durch tropische Hitze gesteigert wird. Echtes Strohwitwertum durchzittert die Berliner Sommerluft, und aus dem Stadium philiströser Bierkonzerte wird Berlin im Juli und August sobald nicht herauskommen. Vor allen Dingen „Musike“, nicht etwa Musik im höheren oder gar im festlichen Sinne! Weiter fehlte den Sommer-Berlinern nichts! So ein schönes frisches Glas „Schultheiß“ oder „Patzenhofer“ und dazu ein forscher Marsch, meinetwegen auch ein schönes Potpourri aus „Lohengrin“! Darüber gibt es nichts! Und wenn noch so viele Mottls und Feinhalse und Demuths und Lilli Lehmanns und Sembrichs sich ihre Lungen wund singen resp. ihren Arm lahm dirigieren —, draußen die Gartenkapelle macht doch die Sache in der Stullen- und Bier-Pause viel gemütvoller und gemütlicher, und man kann wenigstens seine Zigarre dabei rauchen, und „Mutter“ kann dabei stricken, und man kann reden, ohne zur Ruhe gewiesen zu werden! ... Und doch hat Herr Gura nun schon zum zweiten Male den Mut, eine Sommeroper bei Kroll zu eröffnen und Festspielpreise zu verlangen, die er allerdings wohlweislich dem vorsichtigen Portemonnaie des Berliner Publikums anzupassen weiß, indem er die Preise in vier Klassen, genau wie bei den preußischen Staatsbahnen, einteilte, damit jeder Stand die Möglichkeit erhalte, die Meisterwerke Wagners und — Bellinis zu hören. So ist eben ein leidiger Potpourri-Charakter (wie draußen im Garten) in diese Sommeroper bei Kroll gekommen. Es ist keine Volksoper, aber es sind auch beileibe keine Festspiele, die wir da hören und die wir vor allem sehen. Wenn ich die Ankündigungen der Weltberühmtheiten auf den Kroll-Programmen lese, fällt mir immer die Plakattafel in einer süddeutschen Universitätsstadt ein. Da kam ich einmal im Winter hin und wollte den Abend nutzbringend ausfüllen. Und mein Blick fiel auf die Ankündigung eines Gastspieles der Frau Prevosti als „Carmen“. Umgeben von namenlos namenlosen Namen prangte das Wort „Prevosti“ spöttisch, fast wie eine Selbstironie, auf der Plakattafel; die Vorstellung am Abend entsprach denn auch den Erwartungen. Es war Provinz, im trübesten Verstande dieses im allgemeinen vielleicht bereits zu sehr entwürdigten Begriffs, aber ... „Man“ hatte nun auch einmal in dieser Stadt die Prevosti gehört! .... Beim besten Willen kann ich auch in der Art, wie in der Gura-Oper die Weltberühmtheit um mittlere Durchschnittskräfte gloriolenhaft herumarrangiert wird, nichts als verkapptes Provinzialentum erblicken. Nur der Eifer der Gastdirigenten, — alles tüchtige, junge, hochstrebende Kräfte, zumal der temperamentvolle Gille aus Wien! — verklärt gleichsam die ganze Vorstellung, so daß die Leistungen zu wachsen scheinen. Namentlich der wundervollen „Meistersinger“-Aufführung unter Felix Mottl und mit dem herzenswarmen Fritz Feinhals als Hans Sachs erinnere ich mich mit großer Freude. Aber dann wieder die Tristaniade „Sâwitri“ von H. Zumpe, in der der Herr Direktor auf allgemeines Verlangen eine Hauptrolle selbst darstellte! Zufällig war ja diese Bekanntschaft nicht uninteressant, so wenig Dauerkraft allerdings der Musik des langjährigen Wagnerjüngers Hermann Zumpe innewohnt. Aber es war wenigstens eine Erstaufführung, freilich keine festliche. Den Chören, diesen — wie sagt man doch gleich? ... richtig ... diesen wackren Chören, die von Verdi und Rossini und höchstens noch von dem „Lohengrin“-Wagner herkommen, stand der Angstschweiß auf der Stirn, als sie die kompliziert rhythmisierten Zumpeschen

Digitized by Google

Chöre im ersten Akt dieser Todüberwindungsoper mit stilvollster Todesverachtung sangen und dabei laut zählten und zuletzt dennoch stolperten! . . . Wiederum überragte eine Darstellerin, Frl. Hummel als Sâwitri, ihre Umgebung turmhoch! . . .

In der Morwitz-Oper im hohen Norden der Reichshauptstadt zählt wenigstens der Kapellmeister laut mit und sein Taktstock unterstützt aufs deutlichste, aufs Dirigentenpult hämmernd, den Gesang der „Edlen" in Halévys „Jüdin". Und die Primadonna, die die Titelrolle sang, machte zwar ihrer alttestamentarischen Rolle äußerlich zu viel Ehre, aber sie drängte sich wenigstens nicht hervor, und gar der famose Darsteller des Eleazar, Herr Maier, ragte nicht wie ein Star, sondern wie ein hoffnungsvoll aufgehender Stern aus einem Ensemble hervor, in das er doch wiederum hineingehört, weil da alles auf äußerstes Anspannen begrenzter Durchschnittskraft eingestellt ist. In den Vorstellungen dieser Morwitz-Oper erblicke ich echte Berliner Volksopern-Festspiele, weil hier nirgends ein Bruch, nirgends eine Lücke klafft, weder auf, noch vor der Bühne. Es ist eine echt berlinische Harmonie; man spürt das gut bürgerlich-altfränkische Behagen an der Lieblingsmusik der anspruchslosen Opernfreunde. Und wenn man draußen bei Morwitz seine „Stulle" in der Pause verzehrt, dann hat man wenigstens das dazugehörige graue deutsche Provinzjacket, nicht aber den Smoking an, der zu gerne Paris-Londoner „Grand Opéra"-Illusionen vorgaukeln möchte und der doch nur wie Warenhaus-Hausball-Eleganz wirkt! Marcello.

* * *

Aviatik und Baupolizei.

Blériot hat auch das Berliner Polizei-Präsidium in sehr starke Aufregung versetzt. Der Baupolizei ging vom Präsidium ein Schreiben zu, in dem es u. a. heißt: „Es ist zweifellos nötig, daß wir mit der Zeit mitgehen. Berlin soll nicht nur die schönste Weltstadt, es soll auch die praktischste Weltstadt sein. Die Flugtechnik der neuesten Zeit ist nun soweit gefördert worden, daß bald jeder Automobilbesitzer sein Automobil verkaufen und sich einen Flugapparat anschaffen wird. Im Laufe von 2—3 Jahren kann diese Umwandlung der Fahrapparate vor sich gegangen sein. Diesem Umwandlungsprozeß dürfen wir nicht müßig zuschauen. Wir müssen zunächst alles Mögliche versuchen, um der Aviatik gute Landungsstellen in der Stadt zu verschaffen. Es genügt nicht, wenn die Gleitflieger auf freiem Felde vor den Toren der Stadt zur Erde niederkommen; die Gleitflieger müssen auch mitten in der Stadt landen können. Auf öffentlichen Plätzen ist natürlich die Landung eine Unmöglichkeit; auf dem Potsdamer Platz würde durch eine Landung zweifellos eine ungeheure Verkehrsstörung hervorgerufen werden — ganz abgesehen von der eminenten Gefährdung des menschlichen Lebens. Aber — auf den Dächern der Stadt ist eine Landung von Flugapparaten wohl denkbar und auch ausführbar, wenn die Dächer eine den Flugbedürfnissen angepaßte neue Konstruktion erhalten; die Herren Aviatiker hätten dann gleich Gelegenheit, mit dem Fahrstuhl in die Tiefe zu fahren und sich ohne Zeitverlust zum nächsten Hotel oder Restaurant zu begeben. Der Fremdenverkehr würde also durch die neuen Konstruktionen auf den Dächern in beispielloser Weise gefördert werden. Wir bitten demnach um architektonisch und technisch empfehlenswerte Dachkonstruktionen für den erwähnten Zweck, damit wir gleich die Hausbesitzer im Zwangswege veranlassen können, die nötigen Änderungen vorzunehmen." Als ich das las, rieb ich mir vergnügt die Hände und rief laut und energisch: „Donnerwetter! Haben wir eine vorgeschrittene Polizei! Die ist energisch und kulturfördernd und versteht es, für alles Neue sich ins Zeug zu legen! Das deutsche Volk kann stolz darauf sein, daß im Berliner Polizei-Präsidium solche Schriftstücke kursieren können!" Nun sollte ich natürlich über die Sache schweigen — aber meine Begeisterung für derartige Regierungsmaßnahmen ließ das nicht zu. Und ich erklärte, daß ich darüber im Interesse der Luftsache nicht schweigen würde. Da kraute sich ein alter Baurat hinter den Ohren und sagte: „Dann lesen Sie auch die Erwiderung der Baupolizei." Ich tat das natürlich sehr gerne und las da u. a. folgendes: „Es geht nicht gut an, gleich sämtliche Dächer der Stadt für die Landungszwecke der Aviatiker herzurichten. Wohl aber ließen sich Landungsdächer in den verschiedenen Stadtbezirken anlegen. Diese Landungsstellen könnten aber nicht auf Kosten der Hausbesitzer hergestellt werden, da diese ja zunächst ihre Erlaubnis zur Herstellung der Konstruktionen geben müssen. Wir werden die neuen Dachkonstruktionen in der Zeichnung vorlegen und empfehlen, die erste Ausführung auf dem Polizei-Präsidium am Alexanderplatz anzubringen. Dann wird die Sache sofort zu einer öffentlichen Angelegenheit werden. Und die Stadt wird dann gern das Geld für die übrigen Dachlandungsstellen zur Verfügung stellen." Tränen der Freude rollten mir über beide Wangen, als ich dieses Dokument des Fortschritts gelesen hatte.

Paul Scheerbart.

Ein Asmodi-Traum.

Der weiße Zar der Reußen
Fährt mutig durch die Welt,
Und der Monarch von Preußen
In Nordland Umschau hält.

King Ede, der Niebesiegte,
Erklimmt die bemmische Bahn,
Und Reisefieber kriegte
Der mächtge Bulgaren-Chan.

Zu Leipz'ch im feinsten Stile,
Da kabs ä Jubelfest —
Da sind der Fürschten viele,
Kleich vierzehn Stück gewest.

Sie saßen versammelt, nu äben,
Da dacht' ich mit Seelenschwung:
Durch all' das Gereise kommt Läben
In die Bevölkerung.

Wie — — wenn's nun plötzlich käme,
Daß durch ein Mißgeschick
Jede einzelne Krone nähme
Einen falschen Weg zurück?

Zum Beispiel: Niklas den Großen
Säh' man nach England ziehn,
Und mit Ede, dem Beispiellosen,
Würde beschenkt Berlin??

Wenn jählings würde verwechselt
So Thron wie Krone und Mensch?
Und wenn ein Fürst, der sächselt,
Plötzlich spräch niederländsch? — —

Dies ist, weeß Kneppchen, ne schwere
Hochhundstagsphantasei,
Und das Ergebnis wäre
Erschröcklich nebenbei.

Digitized by Google

Zum Beispiel: Germanien müßte
An Dreadnoughts ersticken schier,
Ne gräßliche Steuerkiste,
Sie stände uns stracks befür.

A Kiste, die sich getraute
Zu heben kein deutscher Christ —
Dagegen die selbstgebaute
Ein Kinderschächtlein ist.

Und englisch müßten wir lernen,
Goddam, ein schlechter Tausch,
Und müßten uns auch entfernen
Von deutschem Freiheitsrausch.

Und kriegten in Englands Namen
Zugleich den Weltreichspleen,
Besäßen sehr hagere Damen
Und Niggermelodien —

Und kriegten berockte Soldaten,
Wie sie der Schotte kennt,
Und würden plötzlich beraten
Durch ein zollfreies Parlament. . . .

Doch würde verwandelt auch Alles,
Zwei Güter blieben uns doch! —:
Der ehrliche deutsche Dalles
Und das liebliche Zentrumsjoch.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Der Tempel-Verlag. Unter dem Namen Der Tempel-Verlag haben die Verleger S. Fischer in Berlin, Eugen Diederichs in Jena, Hans v. Weber in München, Carl Ernst Poeschel und Julius Zeitler in Leipzig, sowie Georg Hartmann in Frankfurt eine Vereinigung ins Leben gerufen, deren Ziel es ist, Ausgaben deutscher Klassiker in mustergültigen Texten und in wirklich gediegener Form zu wohlfeilen Preisen zu veröffentlichen. Diese Ausgaben werden in einer besonders und ausschließlich dafür bestimmten Fraktur von E. R. Weiß, dem ausgezeichneten Buchkünstler, gedruckt. An der Spitze der Tempel-Ausgaben wird eine Göthe-Ausgabe erscheinen, die den größten deutschen Klassiker technisch wie textlich in vollendeter Gestalt zur Darstellung bringt.

Ludwig Pfeiffer: Ein Beitrag zur Geschichte der Menschheitsprüfungen in vier Teilen. I. Kriegskulturwirtschaft. E. Pierson's Verlag, Dresden. 1909. Preis Mk. 2,50.

Julie Kühne: Gesammelte dramatische Werke. Bruno Volger, Leipzig-Gohlis. 1909. Preis Mk. 4,—.

K. Solff: Der Kampf ums Luftmeer. Ein moderner Mythen-Zyklus. Illustr. von Fritz Koch-Gotha. 2. Aufl. Hesperus-Verlag, Berlin W. 30. Preis geh. Mk. 2,—; geb. Mk. 2,80.

Wilhelm Brandes: Anno Neun. Ein vaterländisches Festspiel. Benno Goeritz, Braunschweig. 1909. Preis Mk. 0,50.

Wilhelm Eichbaum-Lange: Ferne Fahrt. Reisebilder aus Brasilien und Ostasien. Verlag der Lauppschen Buchhandlung, Tübingen. 1909. Preis Mk. 3,—.

Ferdinande Freiin v. Brackel: Gedichte. 6. Aufl. Herausgeg. von E. M. Hamann. J. P. Bachem, Köln a. Rh. Preis geb. Mk. 4,—.

Heinrich Münz: Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrrevier. G. D. Baedeker, Essen (Ruhr). 1909. Preis Mk. 3,60.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Friedrichstr. 110–112
Oranienburgerstr. 54–56a
Passage-Kaufhaus
Betriebsgesellschaft m. b. H.

Für die Leser der „Gegenwart". Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

SPORT-KRAVATTEN
in karr. Mustern
3 Stück 1.—

HERREN-TASCHENTÜCHER
Prima P.K. Qualität
mit bunter Kante
1/2 Dutzend 1.25

LODENHÜTE
vorzügl. Qualität
in modernen Formen 1.65

HERREN-HANDSCHUHE
Suède imit., Marke P.K.
Gelb und farbig
Paar 1.10 65 Pf.

MACO-HEMDEN
mit farb. Einsatz
1.65

P.K. ZIGARREN
Specialmarke
„Culsura"
hochfein, 10 St. 1.20

ZIGARETTEN-ETUIS
in reichster Auswahl
Stück von 90 Pf. an

Bitte zu wenden!

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa u. Nicolajeff bezw. Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, **Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—Bremen-Genua u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

An das
Passage-Kaufhaus
Berlin.

BESTELLSCHEIN.

Unter Nachnahme bitte ich mir zu senden:

.....

.....

.....

.....

Unterschrift.....

Adresse.....

Bei Aufträgen von 15 M. an erfolgt der Versand franko.
Nichtgefallendes ist von Ihnen sofort kostenlos zurückzunehmen und der dafür entfallende Betrag zurückzuzahlen.

Passage-Kaufhaus

Besonders empfehlenswerte P. K.-ARTIKEL

AKTENMAPPE
schwarz und braun
Kunstleder mit 2 Druckkn. 3.50 **2.90**

P. K. Füllfederhalter
m. Ia. 14 kar. amerikanischer Goldfeder **3.50**

P. K. KOPFBÜRSTE
gar. reine Borste
unerreichte Haltbarkeit Stück **1.30**

HERRENSCHIRM
Reinseiden,
extra dünnes Gestell, mit Futteral **4.90**

P. K. Briefordner
prakt. System **75** Pf.

HERREN-SOCKEN
FIL D'ECOSSE
Moderne Muster Paar 95, **65** Pf.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 33. Berlin, den 14. August 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Der Mäusefraß im Zentrumsturm.

Herr Julius Bachem, der Sprößling einer alten Zentrumsfamilie, stellte neulich als Überschrift zu einem stark sentimentalen und arg bekümmerten Artikel die Frage: „Was geht vor?“ Und doch weiß er genau, vielleicht besser noch als irgend ein andrer, welche Antwort auf diese Frage zu geben ist. Denn sie geht ja sein Eigenstes an, sie berührt mit ihren Fittichen die Gegenwart und das künftige Schicksal der Partei, auf die er und seine Familie in solchem Maße eingeschworen sind, daß einer ihrer bedeutendsten Söhne einstmals gen Osten zog, um einem Polen den Sieg über den deutschen Landmann zu bereiten. Und in der Tat ist die Antwort nicht allzuschwer zu finden: Eine kleine Zahl von Männern, denen man eine feurige klerikale Gesinnung und ein ehrliches Bekenntnis zum katholischen Glauben leider nicht absprechen kann, hat aus einem gewissen Idealismus heraus den freilich für jedes fremde Auge leicht durchsichtigen Schleier von dem Zentrumsbilde gelüftet, und während sonst mit schöner Hartnäckigkeit an der Vorstellung festgehalten wurde, daß in dem Schoße dieser Partei auch jeder gute Protestant sorglos sein Haupt zu Ruhe betten könne, haben die Unvorsichtigen den katholisch-konfessionellen Charakter des Zentrums offen bekundet. Zuerst war es nur ein neuer Mann, Herr Bitter, der erst seit kurzem dem Reichstag angehört, auf den man alle Schuld häufen, für den man das Holz zum Scheiterhaufen heranschleppen konnte: „Ertöne, Drommete, zur heiligen Klage! O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage, o nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!“ Aber dann fand sich auch Herr Roeren dazu, einer der Senioren, der sich nicht nur um Poeplau und Wistuba und um Stuebels caudinisches Joch, sondern auch um die Rettung bedrängter Seelen vor dem Anblick nackter Götterstatuen und Tizianischer Venusbilder verdient gemacht hat. Und so ist der Fall schwer und trübe geworden. Kinder jammern, Mütter irren.

Wie es gekommen ist? Am Osterfeste traten im heiligen Köln, in der Stadt der elftausend Jungfrauen, hervorragende Zentrumsführer zusammen, um zu beraten, wie man die Zentrumsbewegung von jedem Abirren auf weltliche Pfade fernhalten und auf den engen Pfad beschränkter Tugend zurückführen könne. Da sprach Herr Bitter davon, daß die Zentrumsfraktion zu viel Leisetreter, zu viel mandatssüchtige Streber, zu wenig Charaktere habe, da nannte er die in der Partei wirksamen Arbeitersekretäre „anmaßende und selbstsüchtige Vertreter einer einseitigen Interessenpolitik“, da schalt ein andrer Redner auf den Modernismus, dessen innerste Idee die Protestantisierung der katholischen Kirche sei und der auch die unbewußte Tendenz der „Bachemschen Bewegung“ bilde, da rief man, wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, so nach der stärkeren Hilfe der Bischöfe und Kapläne, auf daß rein und unverfälscht der katholisch-konfessionelle Charakter des Zentrums gewahrt werde. Es sind die Eiferer, die sich zu dieser Sitzung zusammenfanden, Zeloten, die keine Konzessionen und Kompromisse kennen, heilige Sebastians, die sich lieber von den eigenen Freunden mit Pfeilen spicken lassen, als daß sie zuschauen, wie die große und edle Sache des Zentrums gefälscht wird.

Gefälscht? Durch wen? Blickt man in das Reichstagshandbuch und in die Liste der Mitglieder des Zentrums, dann findet man eine gewaltige Anzahl von Kaplänen und Dechanten, von Stadtpfarrern und päpstlichen Protonotaren, von römischen Kämmerern, Domherren, Erzpriestern und Benefiziaten. Man findet aber neben den Welfen, die ihre staatsfeindliche Gesinnung in natürlicher Wahlverwandtschaft zum Zentrum führt, keinen einzigen Protestanten, auch niemanden, dem man eine heimliche Neigung zum Ketzertum zutrauen darf. Denn der Einzige, der jemals als Lutheraner dem Zentrum beitrat, Herr v. Gerlach, jener Konzessionsschulze, den man immer wieder uns triumphierend vorführt, ist längst in das Grab gesunken. Sind nun jene Pröbste, Dechanten und Protonotare die Feinde? Soll wirklich Hildebrandt wieder gegen Hadubrandt die Lanze werfen? Soll Don Manuel abermals sich gegen Don Cäsar erheben und Donna Isabella in Schädlers Maske klagen: „Ach, ein verderblich Schicksal kehret all mein Hoffen in sein Gegenteil mir um“? Immerhin, der Kampf ist entbrannt,

Digitized by Google

und Herr Roeren wehrt sich, wie einst gegen Dernburg, mit aller Kraft seiner Haut. Was er und seine Freunde vertreten, das ist in ihrer Definition des Zentrums gegeben, das sie einen Turm nennen, „aufgebaut auf dem Fundamente der katholischen Weltanschauung“, und in der Erklärung: „Wir wissen, daß Religion und Politik nichts miteinander zu tun haben, wir wissen aber auch, daß sie nicht von einander losgelöst werden können, und daß das Zentrum, wenn es von der katholischen Grundlage herabgleitet, unrettbar verloren ist. Um schalen Witz und leere Redensarten sollen wir nicht die Reichtümer unsres Hauses preisgeben, und auf den Ruf hin: „Heraus aus dem Turm!“ Das Zentrum muß bleiben auf dem festen Boden der katholischen Weltanschauung, dann ist es unbesiegbar!“

Und die Gegner? Sie nennen das Vorgehen inopportun, sie klagen, daß es Verwirrung und Unfrieden in der Partei stifte und den schlimmsten Feinden Wasser auf die Mühle treibe, sie schelten die Aktion verwerflich, und da sie fürchten, daß das Gewand der Wahrheit doch allzu kenntlich ist, so suchen sie durch Spott und Hohn die Eiferer zu vernichten. Ob denn indirekte Steuern, ob die Banderole, ob der Wertzuschlag bei Tabak, ob die Talonsteuer, ob der Kohlenausfuhrzoll katholisch seien? Fragen, die nur klug scheinen und doch herzlich töricht sind. Denn nicht um die einzelnen Steuern, sondern darum handelt es sich, daß das Zentrum hier wie überall die politischen Einzelfragen dem Gesichtspunkt einer Vermehrung der hierarchischen Macht unterordnet. Es hat sich hier darum gehandelt, das Zentrum wieder zum entscheidenden Einfluß zu führen, und dieses Ziel war nur zu erreichen, wenn man den Fehler des Liberalismus ausnutzte, wenn man in die Bresche sprang und gleichzeitig sich als starken Keil in den Block hineintrieb. Wenn jetzt aber offen der katholische Charakter des Zentrums betont wird, den man ja auch im Lager des Herrn Bachem oft genug ganz ruhig zugesteht, indem man jeden Gegner des Zentrums als einen Gegner des katholischen Glaubens hinstellt, dann fürchtet man auch auf der andren Seite ein Erwachen und Erstarken des evangelischen Bewußtseins, das Fürst Bismarck noch in Jena aufrief und das doch gerade in den preußischen Konservativen auch unter der Asche einer Opportunitätspolitik lebendig geblieben sein sollte. Man fürchtet „als naturnotwendige und unausbleibliche Folge“, daß sich im deutschen Parlament ein antikatholischer Block, und zwar „ein fester, dauernder antikatholischer Block bildet, welcher entweder, wie in Frankreich, die katholische Kirche brutal vergewaltgen oder, wie in Italien, im öffentlichen Leben völlig beiseite setzen würde“. Man fürchtet also die Erstarkung des Blockgedankens durch die Entzündung des evangelischen Bewußtseins an der Leuchte, die von den Herren Roeren und Bitter durch die künstliche Dämmerung getragen wird.

Freilich hat auch Herr Bachem selbst oder doch ein Sprößling seiner Familie einst mit dem Kardinal Manning erklärt, daß der Kampf zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche auf märkischem Sande dereinst entschieden werden wird; allerdings hat er hiermit die letzte Sehnsucht auch des Zentrums offen beleuchtet, aber darüber gleitet man hinweg, wenn solches Bekenntnis unbequem wird. Bis freilich ein Mann von dem Ansehen Roerens die Bühne betritt und erklärt, daß er für den Charakter des Zentrums gar nicht eine neue Bestimmung gefunden, sondern nur gesagt habe, wie sein Charakter nach dem eignen Programm und der eignen Praxis aufgefaßt werden muß. Da sollte auch die eisernste Stirne der Wirkung des Mannesmannschen Verfahrens erliegen, zumal da schon die Erinnerung an die von der Zentrumspresse selbst gefundenen Schimpfwörter gegen jeden Katholiken, der sich nicht zu der angeblich interkonfessionellen Partei bekennt, als da sind „Auchkatholiken“, „Namenkatholiken“, „Taufscheinkatholiken“ und „Reformsimpel“, eine allzu deutliche Sprache reden. Wie ist es denn? Warum haben wohl die katholischen Gewerkschaften vom Papste vergebens die Zustimmung zu einem Zusammenwirken mit den Protestanten zu erwirken gesucht? Doch nur damit der katholische Charakter dieser Bewegung, deren Führer doch im Zentrum sitzen, rein und fleckenlos bewahrt bleibe. Warum hat der Jesuitenpater Pesch gegen die Interkonfessionalität geeifert? Warum hat der Ruf des Herrn Bachem selbst: „Heraus aus dem Turm!“ so gar keine Wirkung geübt? Weil eben trotz allen Leugnens das Zentrum eine katholisch-konfessionelle Partei ist und bleiben wird, solange noch ein Tropfen Wasser den Rhein herunterfließt. Und warum erhebt man sich jetzt so besonders heftig gegen die Wahrheit? Weil man sich gerade am Tische der Macht niederzulassen sucht, weil man bei den neuen konservativen Bundesgenossen kein neues Mißtrauen erwecken und sie nicht auf die Bahnen der sächsischen Konservativen drängen oder gar Steine zu einem antikatholischen Block herbeitragen will. Man macht mobil, aber man will seine Geschütze nicht frühzeitig demaskieren.

Die tatsächliche Lage in Bezug auf die Wahlreform in Preußen.

Von **Freiherr v. Zedlitz u. Neukirch**, M. d. L.

Die Ausführungen von Prof. Dr. Delbrück über Autorität der Regierung und Änderung des preußischen Wahlrechts legen eine Erörterung der in letzterer Beziehung vorhandenen tatsächlichen Verhältnisse nahe. In dieser Hinsicht kommt zu-

Digitized by Google

nächst in Betracht, welcher Inhalt dem auf die Wahlfrage bezüglichen Absatze der Thronrede bei Eröffnung der letzten Landtagssession beiwohnt. Zu ihrem Verständnis muß man vor allem die am 9. Januar vorigen Jahres von dem Ministerpräsidenten abgegebene Erklärung heranziehen. Ob es richtig ist, daß, wie behauptet wird, sogar deren Wortlaut im Staatsministerium festgestellt und von der Krone gebilligt worden ist, kann dahingestellt bleiben, sicher ist jedenfalls, daß es sich um eine namens des Staatsministeriums, das die Verantwortung für jene Thronrede trägt, abgegebene Erklärung handelt. Fürst Bülow lehnte damals die Einführung des Reichswahlrechts in Preußen mit der größten Entschiedenheit ab, er erblickte darin sogar eine ernste Gefahr für das feste Gefüge der preußischen Monarchie. Man wird wohl in der Annahme nicht fehlgehen, für diese Auffassung sei die Erwägung mitbestimmend gewesen, daß in Preußen ein Appell an das Nationalgefühl, wie er im Reiche, wenn der Reichstag versagte, sich noch immer als wirksam erwiesen hat, nicht möglich ist, mithin das im Reiche vorhandene Sicherheitsventil gegen die Gefahren des Reichswahlrechts fehlt. Statt des gleichen Wahlrechts ist vielmehr die Abstufung des Wahlrechts nach dem wirklichen Gewicht der Stimmen programmatisch festgelegt, die nähere Ausführung des Programmsatzes aber von dem Ergebnisse eingeleiteter Erhebungen abhängig gemacht worden. Sehr viel weniger bestimmt lautete die Erklärung inbezug auf die Stimmabgabe; der Übergang zum geheimen Stimmrecht könne nicht in Aussicht gestellt werden. Bald darauf hat Fürst Bülow sich aber hierüber so ausgesprochen, daß die Änderung der Stimmabgabe jedenfalls nicht ausgeschlossen erscheint.

Gar nicht erwähnt ist am 9. Januar v. J. die Wahlkreiseinteilung; man wird aus dem gänzlichen Schweigen über diesen Punkt schließen müssen, daß die in der Thronrede zugesicherte Wahlreform sich auf die Wahlkreiseinteilung überhaupt nicht erstreckt.

Der Gedanke einer allgemeinen Neueinteilung der Wahlkreise nach der jetzigen Bevölkerungszahl ist auch im Abgeordnetenhause gänzlich aussichtslos; wie in früheren Jahren, so sind auch in der letzten Tagung die bezüglichen Anträge mit sehr großer, aus der Rechten und dem Zentrum bestehender Mehrheit abgelehnt worden. Die Minderheit ist überdies gespalten, Linksliberale und Sozialdemokraten treten allein für eine radikale Umänderung der Wahlkreiseinteilung ein; die Nationalliberalen haben, wohl infolge der schlechten Erfahrungen bei den letzten Wahlen, ihre bezüglichen Forderungen wesentlich eingeschränkt. In diesem Punkte liegen die tatsächlichen Verhältnisse also durchaus zugunsten der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes.

Die Frage, ob die geheime Stimmabgabe im Abgeordnetenhause eine Mehrheit finden würde, wenn sie von der Regierung vorgeschlagen würde, ist mit unbedingter Sicherheit nicht zu beantworten. Die durch Initiativanträge angeregte Einführung der geheimen Abstimmung ist mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen abgelehnt, später aber eine Bittschrift auf deren Einführung der Regierung zur Berücksichtigung überwiesen worden. Erscheint die geheime Abstimmung als Teil des Wahlreformplans der Regierung, so ist die Verwandlung jener starken Minderheit in eine Mehrheit wahrscheinlich, wenn nicht taktische Rücksichten zu einem andern Ergebnis führen. Für manchen, der noch zuletzt ablehnend votiert hat, ist sicherlich die Frage sehr diskutabel, wenn sie in Zusammenhang mit einer ihm im übrigen genehmen Wahlreform von der Regierung gebracht wird. Die Möglichkeit entgegenstehender taktischer Rücksichten liegt beim Zentrum. Dieses ist grundsätzlich für die geheime Stimmabgabe, bei der der geistliche Einfluß sich schrankenloser geltend machen kann, als bei der öffentlichen Abstimmung; seine Mitglieder werden, soweit sie anwesend sind, bestimmt für das geheime Stimmrecht stimmen; wieweit sie aber anwesend sein werden, hängt davon ab, ob die Zentrumsleitung dessen Annahme oder Ablehnung im Machtinteresse der Partei für zweckmäßiger erachtet. Für die Beantwortung dieser Frage kann leicht die Stellung zu den Konservativen ausschlaggebend sein.

Für Änderungen auch erheblicher Natur in der Bewertung der Wahlstimmen wird die Regierung auf eine Mehrheit rechnen können, selbst wenn die unbedingten Anhänger des gleichen Stimmrechts sich gegen jede Abstufung des Wahlrechts ablehnend verhalten sollten. In den größeren Städten und den sonstigen Zentren der Industrie weist das Dreiklassensystem schon jetzt Auswüchse auf, deren Beseitigung dringlich ist. Seine Reformbedürftigkeit wird noch ungemein sich steigern, wenn erst die neueingeführten Steuern mit ihrer weiteren starken Progression mit Ablauf der dreijährigen Zwischenzeit ihren provisorischen Charakter verlieren. Eine Änderung des Wahlsystems, welche seiner plutokratischen Entartung vorbeugt und dem Mittelstande wieder seinen vollen, von dem Gesetzgeber des Dreiklassensystems gewollten Einfluß sichert, wird daher sicher grundsätzliche Zustimmung finden. Ebenso wohl die Heranziehung andrer Momente für die Bewertung der Stimmen, als die bloße Steuerleistung. Hier werden sich nach mehrfachen Äußerungen Herrn von Heydebrandts auch die Konservativen nicht ganz versagen. Freilich wird die Aufrechterhaltung der Stimmenverhältnisse auf dem flachen Lande wenigstens in der Hauptsache wohl die Voraussetzung und somit die Grenze für ihre positive Mitwirkung bilden; ob sie für mehr als Flickwerk nach Art der Wahlgesetznovelle von 1893 zu haben sein würden, erscheint mithin zweifelhaft. Sehr

Digitized by Google

viel wird hierin, wie im allgemeinen, von den Vorschlägen der Regierung und dem Nachdruck abhängen, den sie dahinter setzt.

Wollte die Regierung sich nach den Anregungen Professor Delbrücks bei ihren Wahlreformvorschlägen vornehmlich von der Rücksicht auf die Stabilisierung ihrer Autorität gegenüber den Konservativen leiten lassen, so würde sie im Abgeordnetenhause wahrscheinlich Aussicht auf Erfolg haben, wenn sie mit der Einführung der geheimen Stimmabgabe eine Wahlreform vorschlüge, welche auch für das flache Land der westlichen und mittleren Provinzen sowie für die übrigen Landesteile, in denen der Großgrundbesitz mehr zurücktritt, gangbar ist, aber vor den jetzigen Stimmverhältnissen in den östlichen Landesteilen mit starkem Großgrundbesitz nicht Halt macht. Eine Frage von solcher Bedeutung wie die preußische Wahlrechtsfrage kann zweckmäßig aber nicht vorwiegend nach wie immer gewichtigen Rücksichten der Tagespolitik behandelt werden.

Pariser Eindrücke.

Von **Hans Bethge** (z. Z. Paris).

Wenn man von Berlin nach Paris kommt, ist man immer wieder erstaunt und entzückt über die so warm und mächtig zugleich pulsierende Art des öffentlichen Lebens. Die Berliner neigen zwar zu der Meinung, das Leben und Treiben auf der Leipziger Straße und dem Potsdamer Platz sei heute nicht minder weltstädtisch als das Getriebe auf den großen Boulevards an der Seine; aber sie irren sich. Das Leben in Paris ist nicht nur rein äußerlich stärker: es ist vor allem auch innerlich großzügiger, dabei viel wärmer, farbiger und sprudelnder. In Berlin gehen die Wogen auf der Straße weder so schäumend, noch so hoch. Überhaupt ist der Pariser in viel stärkerem Grade ein Mensch der Straße als der Berliner; denn Paris ist in seinem Gesamtcharakter schon eine ziemlich südliche Stadt. Alles drängt nach der Straße hin. Die Cafés, deren es in Paris bekanntlich unzählige gibt, haben ausnahmslos breite „Terrassen“ auf den Trottoirs, wo man sich niederläßt, um beschaulich das Leben an sich vorübertreiben zu lassen. Alle Obst- und Gemüsehändler, die Fleischer, Buchhändler, überhaupt fast alle Kaufleute breiten ihre Waren mit Vorliebe auf Tischen vor den Häusern aus, man sieht in den Quartieren des Volkes, wie Batignolles oder Montmartre, Garküchen auf der Straße, in denen fettige Kuchen und Fische gebacken werden, fliegende Händler schreien ihre Waren aus, und Zeitungsjungen brüllen dahinrennend mit wilder Stimme die Namen ihrer Blätter, so daß man oftmals durch die große Stadt einer viel südlicheren Gegend dahinzuschreiten glaubt.

Vor allem aber spürt man immer, daß man, im Gegensatz zu Berlin, durch eine Weltstadt von jahrhunderte-alter Kultur sich ergeht. Berlin ist sauber, abends vortrefflich beleuchtet, modern und korrekt, Paris ist weniger sauber und abends jammervoll beleuchtet; aber es ist angefüllt mit alter, monumentaler Schönheit. Wunderbar großlinig ist die ganze Anlage der Stadt. Welche köstlichen Dimensionen und Prospekte übersieht man, wenn man oben auf der Place de l'Étoile am Triumphbogen steht, und welch ein feierlicher, erhabener Blick von der Place de la Concorde aus nach allen Seiten hin: nach dem mächtigen Komplex des Louvre, der einst so üppige Königswillkür sah und jetzt dem Volke gehört und keinem König mehr; nach dem würdevollen, griechischen Säulenbau der Madeleine-Kirche, die ursprünglich von Napoleon als eine Ruhmeshalle errichtet ist, und in der jetzt die Pariser Eleganz ihre Sünden beichtet und um die Mittagszeit die Messe hört; nach der gleichfalls gräcisierenden Chambre des Députés hinüber, jenseits der Seine; und vor allem die breite Avenue der Champs Élisées hinauf, über den ewig rollenden Wagenkorso hin, nach dem majestätisch aufragenden Bilde des Triumphbogens, dem Wahrzeichen der Napoleonischen Erobererherrlichkeit, einem der monumentalsten und ergreifendsten Profile, die man überhaupt in Städten sehen kann. Und während man diese mächtige Avenue hinaufsieht, denkt man bewegt daran, daß auf diesem Wege die siegreichen deutschen Truppen vor nun schon mehr als einem Menschenalter in die schöne, bezwungene Stadt einzogen, gerade auf den Louvre los. Aber daß sie unter dem Triumphbogen, der so stolz die Napoleonischen Siege auf seinen großen Quadern eingegraben trägt, hinschritten, das gönnten ihnen die Pariser nicht, dieser Gedanke schnürte ihnen das Herz entzwei. Sie rissen deshalb das Pflaster an dieser Stelle auf und machten die Passage unmöglich, so daß die „Prussiens“ nicht durch die porta triumphalis Frankreichs fortschreiten konnten, sondern sie umgehen mußten, was sie mit Lächeln taten. Und ein anderes Bild taucht auf, während man betrachtsam auf der geräumigen Place de la Concorde steht: hier in der Mitte des Platzes, wo jetzt die Nadel der Kleopatra in die Lüfte ragt, erhob sich einstmals die wild gefräßige Guillotine, die in wenigen Tagen tausende von Köpfen, darunter den eines Königs, in den Sand rollen sah, kommandiert von der Raserei des zu lange unter der Fuchtel gehaltenen Volkes. Man steht auf historischem und blutgetränktem Boden, wenn man auf der Place de la Concorde steht. Dieser Platz — der freilich in architektonischem Sinne kaum ein Platz zu nennen ist, sondern nur eine weite Fläche — ist umsäumt von Frauenstandbildern, die die wichtigsten französischen

Digitized by Google

Städte darstellen. Auch das Denkmal der Stadt Straßburg ist unter ihnen. Die Statue ist ganz bedeckt mit Totenkränzen aus künstlichen Blumen, wie sie die Pariser lieben, und schwarze Trauerschleifen hängen daran. Französische Fahnen umgeben das Standbild und ein Schild ist angebracht, darauf liest man die trotzigen Worte: Qui vive? France! Quand même! Dies Standbild, ein Wallfahrtsort aller chauvinistischen Patrioten, gibt dem unglücklichen Revanche-Gedanken fortwährend Nahrung.

Die Architektonik des Pariser Straßenbildes ist bestrickend durch ihre einfache Vornehmheit. Die Häuser zeigen eine ganz traditionelle Uniformität, keins sucht sich vor dem andern durch besondere Eleganz oder besondern Schmuck hervorzutun. Man kennt die malerischen Straßenprospekte der großen französischen Impressionisten. Die Avenue de l'Opéra, die Rue royale und die großen Boulevards haben sie, meist aus dem Fenster einer höheren Etage gesehen, immer wieder mit allen Reizen des Lichtes und der Atmosphäre auf die Leinewand gebracht. Alle besseren Häuser in Paris sind aus Sandstein errichtet. Und dieser Sandstein bleibt ohne Schmuck. Bei uns gestattet man jedem Maurermeister, seiner Geschmacklosigkeit nach Belieben zu fröhnen, indem man ihn die Häuserfronten durch die banalsten Stuckornamente verunzieren läßt. Wir sehen es mit an, und es fällt uns gar nicht ein, diesen barbarischen Leuten zu wehren, wir finden ihre protzigen Geschmacklosigkeiten womöglich noch schön. Diese Maurermeister sollten sich einmal die Pariser Straßenfronten ansehen! Durch stillschweigendes Übereinkommen baut man die Häuser einer Straße genau gleich hoch, so daß die Dächer (die aus Blech sind, man sieht so gut wie keine Ziegel in Paris) und ihre Gesimse eine lange, gerade Linie bilden. Niemals bemerkt man ein geschmackloses Ornament. Von all dem furchtbaren, trivialisierten „Renaissance-Dekor", unter dem wir besonders in dem letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts zu leiden hatten, und von dem wir noch jetzt nicht frei sind, findet man in Paris keine Spur. Der einzige Schmuck dieser vornehmen Sandsteinhäuser, die sich durch eine überaus sichere Gliederung ihrer Frontflächen auszeichnen, besteht in den kleinen eisernen Balkonen, die sich vor jedem Fenster befinden. Vor der obersten Etage — es ist zumeist die sechste, die Pariser Häuser sind höher als die Berliner — läuft ein Balkon ganz durch. Und da die Häuser einer Straße gleich hoch sind, so läuft dieser Balkon oben die ganze Straße entlang, was einen sehr traulichen und dabei architektonisch strenglinigen Eindruck macht. Auch die Pariser Straßenecken sollten sich die Berliner Baumeister einmal ansehen. Sie würden, wenn sie noch nicht ganz verbildet sind, erkennen, daß diese einfach abgeschrägten Pariser Ecken, die weder durch „Schmuck" noch durch einen Turm zu „wirken" den Ehrgeiz haben, in ihrer Schlichtheit viel schöner sind, als die mit geschmacklosem Pomp emporgetürmten Ecken der großen Berliner Straßen. Die Berliner Baumeister suchen immer nach etwas Besonderem, wodurch sie in die Augen fallen. Die Pariser bauen mit wundervoller Diskretion, und es ist nicht ihr Streben, den Nachbar zu übertrumpfen. In neuester Zeit scheinen freilich auch die Pariser Architekten etwas angekränkelt zu werden. Man sieht manche Häuser neusten Datums, die einen Vergleich mit den ruhigen älteren Bauten nicht mehr aushalten.

Das Innere der Pariser Häuser ist weniger erfreulich. Es ist zwar in geschmacklicher Hinsicht einwandsfrei, aber in praktischer Hinsicht voller Mängel. Die Zimmer sind klein, die Korridore dunkel wie die Nacht, die Türen schließen nicht, die Kamine sind hübsch, aber sie rauchen, die Toilettenräume sind erbärmlich, die Treppen halsbrecherisch, und die Küchenherde sind die ständige Qual der Köchinnen und Hausfrauen. Was diese Innenanlagen betrifft, sollten die Pariser Baumeister getrost einmal zu uns nach Berlin kommen. Hier würden sie, wenigstens in allen neueren Häusern, kennen lernen, was Behaglichkeit und Solidität der wirtschaftlichen Einrichtungen bedeuten.

Die Pariser sind äußerst konservativ, und die Formen eines neuen kunstgewerblichen Stiles, um den sich die Engländer und wir, die zweifellos modernen Völker, so emsig bemühen, sucht man bei ihnen vergebens. Sie zeigen gar nicht die Absicht, neue Formen zu finden, und sie ignorieren völlig, was wir auf diesem Gebiete geschaffen haben. Der Stil ihrer Möbel ist noch immer ancien régime. Wenn man in den Magasins du Louvre die Möbelabteilung betrachtet, so findet man eine Zimmereinrichtung im Stil Louis seize neben der anderen aufgebaut, immer dasselbe, in merkwürdiger Monotonie. Es soll allerdings in Paris einige Leute geben, die, von englischen Moden beeinflußt (alles Englische gilt heute an der Seine unbesehen als chik), sich im nouveau style eingerichtet haben, aber sie sollen sich totunglücklich dabei fühlen und sich nach ihren alten Möbeln zurücksehnen.

Daß der Pariser bei Ausschmückung seiner Wohnräume gemeinhin den reizenden alten Kunstgegenständen, wie sie besonders das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, vor den neuen den Vorzug gibt, kann man ihm freilich nicht verdenken. Wie stark die Nachfrage nach alten Kunstsachen ist, erkennt der fremde Liebhaber voll Verwunderung und Entzücken, wenn er durch gewisse Stadtteile, besonders durch das quartier latin hinwandert. Ein Laden mit schönen alten Dingen des Kunstgewerbes reiht sich hier an den anderen, in ganz verwirrender Fülle, überall winken einem köstliche Porzellane und bunte Fayencen aus den Schaufenstern, überall sieht

Digitized by Google

man die wundervollen kolorierten Kupfer des achtzehnten Jahrhunderts, Miniaturen, Modestiche, Bücher, Rahmen, Spiegel und tausend andere Sachen. In Berlin haben wir, wenn es hoch kommt, ein paar Dutzend solcher Läden, in Paris gibt es zahllose. Wenn man durch manche Straßen des quartier schlendert, meint man, daß es in Paris überhaupt nichts weiter als alte Kunstgegenstände gibt. Wochenlang kann man herumbummeln, und immer wieder entdeckt man neue Läden mit neuen Reichtümern. Frankreich scheint ganz unerschöpflich an solchen Sachen alter Kunst zu sein. Man wird ganz krank von all diesen verlockenden käuflichen Kostbarkeiten, wenn man Liebhaber solcher Dinge ist. Dazu kommen die ungezählten Läden mit neuen und alten Büchern. Paris ist eine bücherkaufende Stadt, im Gegensatz zu Berlin, wo der Bürger sein Bedürfnis nach Büchern noch immer in schmutzigen Leihbibliotheken deckt. Zumal auf dem linken Ufer der Seine, dem gelehrten Viertel, wimmelt es von Buchhändlern und Antiquaren. An den Kais entlang, auf der Sandsteinrampe der Seine, locken die ungezählten Kästen der Bouquinisten, angefüllt mit alten Schwarten zu 10 Centimes bis 500 Francs das Stück.

Läden mit frischen Blumen sucht man in Paris fast vergeblich. Merkwürdig, dies Volk, das der Freude so zugeneigt ist, findet an frischen Blumen keinen besondren Gefallen. Die Kränze, die es seinen Toten spendet, bestehen aus frostigen Glasperlen, die die Formen von Blumen vorzutäuschen suchen. Auch auf den Gräbern werden keine Blumen gepflegt. Es gibt für unser Gefühl nichts Kälteres und Trostloseres als die Pariser Friedhöfe mit den unwirtlichen Gräbern, auf denen sich immer nur Steine, die sich nicht selten zu kleinen Kapellen zusammenschließen, erheben, ein ganzer farbloser Wald von frierenden Steinen... Um wieviel schöner ruhen unsre Toten unter den von liebenden Händen gepflegten Rosen und Vergißmeinnicht und unter dem Schatten der Trauerweiden.

Man flaniert durch die Straßen von Paris hin und ist umgeben von einer Sprache, die ein gutes Abbild des französischen Wesens ist: diese graziöse Sprache ist blaß, nicht tief, aber außerordentlich nuanciert, so daß sie aus ihrer Armut Profit zu schlagen weiß und durch die wundervollen Nuancen zu einem großen Reichtum gelangt. Sie ist klar, natürlich, pointiert und geordnet. Die deutsche Sprache ist tief, aber ungeordnet. Und das Wesen der beiden Völker entspricht ihren Sprachen durchaus. Die Franzosen haben nicht die philosophische Tiefe der Deutschen, aber sie haben die Heiterkeit, und Renan sagt, daß die gaité gauloise vielleicht die wahrste aller Philosophien sei. Die Franzosen sind ein künstlerisches Volk; aber es gibt doch zu denken, daß es ihnen noch niemals geglückt ist, einen Künstler allerersten Ranges hervorzubringen. Das künstlerische Niveau ist höher bei ihnen als bei irgend einer andren Nation der modernen Zeit. Aber sie haben nicht einen einzigen Namen, den sie den großen ewigen Namen der Germanen an die Seite setzen könnten: Shakespeare, Rembrandt, Beethoven, Goethe. Frankreich ist das Land der Genies zweiten Grades.

Neue Berliner Bühnen.

Gründungen und Absichten.

Eine hundstagliche Betrachtung von **Erich Schlaikjer** (Gr.-Lichterfelde).

Es ist eine Tatsache, die auch öffentlich mehrfach hervorgehoben worden ist, daß das Theatergeschäft in den letzten Jahren so ziemlich alles zu wünschen übrig gelassen hat. Es sind eine Reihe von Bühnen gegründet worden, die den Berlinern den Weg zu den Theatern der innern Stadt abnehmen sollten. Es läßt sich indessen durchaus nicht behaupten, daß die Berliner die gebotene Gelegenheit mit allzu heftiger Begeisterung ergriffen hätten. Sie haben sich vielmehr ganz vortrefflich beherrschen können; sie haben im allgemeinen die Bühnen an der Peripherie wie die Bühnen in der innern Stadt mit der gleichen kalten Gelassenheit behandelt. Es ist infolgedessen ein Problem geworden, wie der Theaterfaulheit der Berliner abzuhelfen sei, und eine Reihe von neuen Gründungen, über die wir aus zuverlässiger Quelle unterrichtet sind, sucht neue Lösungen für das alte Problem.

Man hat richtig erkannt, daß es mit der bequemen Lage der Bühne durchaus nicht getan ist. Die geschäftlichen Neugründungen der letzten Jahre haben diesen Umstand in einer Weise in Rechnung gesetzt, der in der Praxis leider keine Bestätigung gefunden hat. Es nützt nichts, dem Publikum den Weg ins Theater zu erleichtern, wenn man ihm nicht gleichzeitig einen Spielplan bietet, der sein Interesse rege macht. Wenn man aber den Spielplan der Berliner Bühnen inbezug auf Konsequenz und unerschrockne Gestaltung überfliegt, ergibt sich sofort, daß Berlin nicht etwa zuviel, sondern im Gegenteil zu wenig Bühnen hat. Daraus ergab sich wieder die Notwendigkeit neuer Gründungen, und alle diese Gründungen zeigen, wie sie aus einer gemeinsamen Betrachtungsweise stammen, auch eine gemeinsame Tendenz. Sie gehen alle darauf aus, aus den einzelnen Strömungen des Berliner Theaterlebens die letzten Konsequenzen zu ziehen. Sie wollen mit der Planlosigkeit und Inkonsequenz brechen, die sonst auf dem Gebiet des Spielplans herrschend gewesen sind. Sie haben die aktuellen Theaterereignisse der letzten Jahre genau studiert,

Digitized by Google

sie haben sorgfältig erwogen, was die sachverständigen Direktoren ins Feuer führten, um zu dem ersehnten Erfolg zu gelangen, sie haben die markanten Geschmackskriterien der Direktoren ergriffen und begriffen, sie haben aus ihnen ein festes künstlerisches System gemacht und hoffen, mit diesem System zu erreichen, was die allzu willensschwachen Direktoren bisher nicht haben erreichen können.

... Es sei zunächst von einer Bühne geredet, die im Grunde nicht viel Neues bietet, die aber doch durch eine stärkere künstlerische Entschlossenheit einen angenehmen Fortschritt bedeutet. Wie man allgemein weiß, haben in Berlin die sogenannten „deutschen" Dramen am wenigsten Aussicht, gespielt zu werden. Es besteht unter den Direktoren ein stillschweigendes Einvernehmen, den Berlinern die Anhänglichkeit an ihre deutsche Heimat abzugewöhnen und sie in die Weite des internationalen Auslands hinauszuführen. Es muß anerkannt werden, daß dahinter ein ideales Pathos liegt. In einer Zeit, in der das Geschäft sowieso danieder liegt, ist es immerhin anzuerkennen, daß man aus kunstpädagogischen Rücksichten den deutschen Bestand an Dramen auszuscheiden unternimmt. Unsere Direktoren haben in diesem Punkt weit mehr Idealismus, als man gemeinhin anzunehmen gesonnen ist. Es ist einfach nicht wahr, daß sie in erster Linie in ihren Beutel wirtschaften. Es ist vielmehr wahr, daß sie für die gute Sache des Auslands mehr als einmal Opfer gebracht haben. Immerhin haben sie es zu einer eigentlichen festen Entschiedenheit auch nicht bringen können. Sie haben eine wohl erwogene und durchaus richtige Tendenz verfolgt, innerhalb der anerkennenswerten Tendenz aber hat ihnen die eiserne Entschlossenheit des Charakters gefehlt. Sie sind dann und wann schließlich doch in den deutschen Schlendrian zurückgefallen — sei es nun, daß der Geist in ihnen für eine kurze Weile eingeschlummert war, oder sei es, daß sie in momentaner Schwäche den beschränkten Vorurteilen des Publikums glaubten entgegenkommen zu müssen. Die neue Bühne nun will den bereits bestehenden Zustand in eine feste und unangreifbare Form bringen. Sie will die sogenannten „deutschen" Dramen programmatisch und ganz ausschließen, um den schädlichen nationalen Instinkten des Publikums in keiner Weise entgegenzukommen. Da alle andern Bühnen im Grunde auch Auslandsbühnen sind, wird sie unsers Erachtens einen schweren Stand haben; es ist eben zu einem geschäftlichen Gemeinplatz geworden, daß man deutsche Dramen nicht spielen soll, aber die unerschrockne Klarheit ihres Programms kann unter allen Umständen auf unsere Achtung Anspruch machen. Es bestand zunächst die Absicht, das neue Unternehmen als „Internationale Schaubühne" zu bezeichnen. In der richtigen sachlichen Erkenntnis aber, daß durch den Ausschluß des Deutschtums der Begriff der Internationalität im Grunde verletzt ist, hat man den so anziehenden Namen wieder fallen lassen müssen. Man hofft indessen, daß sich in der deutschen Sprache ein Name schon finden wird, man hofft es um so mehr, als man der deutschen Sprache nur mit diesem einzigen Anliegen zu kommen gedenkt.

Künstlerisch interessanter ist eine neue intime Bühne, die von einer Gemeinde Berliner Literaten geschaffen werden soll. Es handelt sich um eine Gemeinde, die in Berlin seit langem ihre künstlerischen Zirkel abhält, die sich aber im Laufe des letzten Winters zum erstenmal in einer organisierten künstlerischen Gesellschaft zusammengefunden hat. Die jungen Künstler, im allgemeinen sind es Dichter, bekennen sich zu der Ansicht, daß alles Leben aus der Erotik stammt, und daß darum auch die Erotik als der eigentliche und einzige Lebensinhalt anzusehen sei. In der Schlafkammer nimmt alles Menschliche seinen Ursprung; die Mysterien der Schlafkammer sind die Geheimgeschichte der Menschheit. Da nun das Weib, was man ja als wissenschaftlich feststehend erachten darf, in erotischer Beziehung viel tiefer und vor allem viel einseitiger begnadet ist als der Mann, huldigen die jungen Dichter dieser Richtung einem überschwenglichen Frauenkultus. Das Weib ist ihnen ganz allgemein heilig. Die höheren Grade der Verehrung genießt sie aber nur, wenn sie sich in einer Weise erotisch betätigt, die bei den Gläubigen einen frommen Schauder hervorzurufen geeignet ist. Je stärker und vor allem auch je vielseitiger ein Weib erotisch tätig ist, um so inbrünstiger steigen die exaltierten Gebete der Dichter empor. Sie verehren am meisten das erotisch ausschweifende Weib. Sie küssen wie andre Gläubige den Pantoffel, nur ist es nicht der Pantoffel des Heiligen Vaters, sondern der zierliche Pantoffel einer schönen Sünderin. In einem vornehmen Klubzimmer des Westens, in dem sie ihre sogenannten „fleischlichen Andachten" abzuhalten pflegen, ist die Gründung der neuen Intimen Bühne angeregt worden. Sie wird noch im Laufe dieses Winters ihre sogenannten „Schlafkammerspiele" beginnen.

Eine neue Kleistbühne ist ebenfalls in sichere Aussicht genommen; wenn wir recht unterrichtet sind, ist das Grundstück bereits erworben worden. Das neue Unternehmen aber bewegt sich so sehr in den Bahnen des Herkömmlichen, daß es für uns nur von geringem Interesse ist. Es ist ein hervorragender Kleistforscher gewonnen worden, der die hektographierten Notizen an die Presse versenden soll. Eröffnet wird mit der „Herrmannsschlacht"; von der zweiten Vorstellung an bleibt „Charleys Tante" dauernd auf dem Repertoire, und alle zwei Jahre findet an einem Sonntag Nachmittag vor der reiferen Schuljugend die Aufführung eines Kleistschen Dramas statt.

Digitized by Google

Der hervorragende Kleistforscher wird eine populäre Einführung schreiben, die dem Programm beigelegt wird. Das Unternehmen hält, wie man sieht, die Vorsicht für den bessern Teil der Tapferkeit; es knüpft lediglich und fast ängstlich an bereits bewährte Vorbilder an.

Einen ganz andern Anspruch auf unser Interesse hat ein neues, vornehmes Theater, das den Theaterbetrieb von der ökonomischen Seite her vereinfachen will. Es ist in fachmännischen Kreisen längst bekannt gewesen, daß am Theater das schwache Geschlecht im Punkt der Finanzen überaus kräftig sein kann. Einsichtige Direktoren haben darum schon immer mit den weiblichen Gagen sehr gespart, auch haben sie soviel zurückhaltenden Takt bewiesen, sich in die Kostümangelegenheiten der Damen nicht hineinzumischen. Es ist nun bereits im letzten Winter einem klugen Direktor gelungen, diesen Teil des Theaterbetriebes in sehr vielversprechender Weise auszubauen. Er hat im intimen Kreis den Grundsatz aufgestellt, daß die Kunst von der Schönheit leben müsse, und daß man die Schönheit immer noch am sichersten im Boudoir einer hübschen Schauspielerin fände. In der Finanzpolitik eines Theaters, fügte er lächelnd hinzu, sind die schönen Schultern auch immer zugleich die tragkräftigsten. Der Erfolg gab ihm insofern recht, als es ihm in der Tat gelang, einen nicht geringen Teil seines Etats auf die schönen, aber tragkräftigen Schultern seiner Schauspielerinnen abzuwälzen. Er zahlte zunächst an bestimmte Damen überhaupt keine Gage, was allein schon eine Vereinfachung der geschäftlichen Aufstellung ermöglichte. Er fühlte sich aber viel zu sehr als Pfadfinder, als daß er dabei hätte stehen bleiben sollen. Er ließ sich vielmehr von einzelnen Damen etwa 10000 Mark in bar auszahlen, von denen die Damen alle Monate einen kleinen Posten zurückerhielten. Da er das Geschäft planmäßig betrieb, erleichterte er auf diese Weise nicht nur seinen Gagenetat, sondern kam auch in den Besitz eines hübschen Betriebskapitals. Das geplante neue Unternehmen soll nun insofern eine Erweiterung erfahren, als man das Engagement nicht nur auf Schauspielerinnen, sondern auf die schönen Schultern schlechthin ausdehnen will. Eine stattliche wohlgewachsene Blondine, deren Tragfähigkeit hinreichend erprobt ist, hat sich bereits mit einer namhaften Summe an der Direktion beteiligt. Sie kann nicht spielen, sie kann nicht singen, sie kann nicht tanzen, aber sie kann sich ausziehen und lebende Bilder stellen. Die neue Bühne, die mit einem fashionablen Publikum rechnet, wird irgendwo Unter den Linden liegen und den Namen „Das feine Theater" führen. Sie wird ganz besonders von Finanzkreisen und vom Staatsanwalt mit Spannung erwartet.

Nochmals die Rutland-Hypothese.

Zu der Entgegnung des Breslauer Shakespeareforschers Prof. Dr. G. Sarrazin (vergl. Nr. 30) auf seinen Aufsatz: „Die Shakespeare-Rutland-Theorie" (in Nr. 23) schreibt uns Karl Bleibtreu:

Die Einwände des Herrn Prof. Sarrazin beweisen nur eins: daß er nämlich mein Buch „Die Lösung", auf das es doch allein ankommt, überhaupt nicht gelesen hat. Selbst den so kurzen Artikel in der „Gegenwart", in dem ich ausdrücklich betonte, ich könne hier nur in wenigen Linien das Bild zusammenfassen, las er offenbar nur ganz flüchtig. Alle von Sarrazin berührten Dinge, auch die Briefe des Knaben, sind in dem Buche notiert. Mißversteht er wirklich, worüber ich klage? Ich behaupte, daß das Archiv von Belvoir noch allerlei enthält, was der historischen Kommission vorenthalten wurde, wofür deutlich zeugt, daß wir von Lady Sidney, die so berühmt gewesen sein soll, absolut nichts Dokumentäres erfahren.

Weil sich Sarrazin nicht die Mühe gab, das Buch zu lesen, weiß er nicht, daß ich teils die Abfassungszeit der Shakespeareschen Jugenddramen auf Grund unwiderleglicher innerer Gründe viel später ansetze — Romeo ist nicht vor Rutlands italienischer Reise verfaßt, die letzte maßgebende Form des „Hamlet" nach Rutlands dänischer Reise —, teils schlechterdings nichts Besonderes darin finde, daß ein Genie mit 17 Jahren die unreife Sinnlichkeit von „Venus und Adonis", mit 20 hingegen das Hohelied der Liebe im „Romeo" austönt.

Der Klatsch Ben Johnsons über Rutlands Hochmut und so weiter wird in meinem Buche ausführlich besprochen, mit der Logik, daß gerade dies zu meiner These passe. Von Rutlands angeblich unglücklicher Ehe schweigt übrigens Sarrazin völlig, obschon dies sehr wichtig ist.

Wenn Sarrazin Briefe des 13jährigen Goethe oder Byron vorweisen könnte, deren Ton sich im geringsten über den von ihm zitierten des Knaben Rutland erhebt, so würde selbst dies (in einem andern Brief wünscht das Kind größere Kleider, weil es so sehr wachse) nichts bedeuten. Denn ein kurzer Brief Jung-Rutlands über seine Audienz bei der Königin ist so gentlemanlike, daß man wirklich von Frühreife reden kann.

Ei, ei, in Cambridge kann also der junge Lord „Shakespeare" nicht kennen gelernt haben? Und doch lebte damals „der süße Shakespeare" erwiesenermaßen in Cambrigde, wie das Buch „Polimenteia" 1595 feststellt?! (Natürlich aber nicht der Stratforder!) Der „gemeinsame Freund Southampton", schon wieder! Möchte Sarrazin vielleicht verraten, woher er etwas von der Busenfreundschaft Southamptons und des Stratforders

Digitized by Google

weiß?! Sie ist eine Erfindung, die sich auf gar nichts stützt als auf die Widmung der Jugendepen, über deren Wortlaut Sarrazin Ausführliches in meinem Buche findet.

Ich kann doch wohl verlangen, daß jemand, der mich widerlegen will, mich auch wirklich gelesen hat.

Karl Bleibtreu (Zürich).

Ein Dichter des neuen Rußlands, Fjodor Sollogub.

Von **Ludwig Rubiner** (Berlin).

Aus Dostojewskis Dichtwerk stiegen zum erstenmal die runden Türme Rußlands auf, rot von altem Gold und Blut, und eine Luft heiß von Geschrei. Als der „Idiot" erschien, hätte Europa den Atem anhalten müssen: hier setzte die Zeit von neuem ein. Die Kultur Europas war im Werke Dostojewskis zerstört worden; denn sie war durchschaut, und die ererbte Hemmungslosigkeit selbstverständlicher Gesellschaftsformen war aufgelöst. Aber im Roman vom Idioten schossen alle mitschwingenden Töne, die über dieser buntgefleckten Wut der Auflösung bisher geheim schwebten, zu einem neuen, hellen Lichtstrahl zusammen. Dies war die erste Erkenntnis von der ungeheuren Abenteuerlichkeit in den täglichen Erlebnissen des modernen Menschen. Die erste Schilderung von dem Schlachtlärm seiner Entrückungen auf den verborgenen Wegen seiner maßlosen Vereinsamung. Das Buch zeigte den Weg der neuen Jahrhunderte an. Die furchtbare und in letzten Fernen tobende Entrücktheit Dostojewskis warf wie ein harter, greller Scheinwerfer die geheimen Ahnungen der neuen Zeit als Tatsachen von roher, primitiver Nacktheit mit riesigen Dimensionen in den Raum. Dinge, an denen deutsche Romantiker nur zärtlich versteckt unter den Kostümen ihrer Fabeln zu tasten gewagt hatten. —

Seit dem Tode Dostojewskis war die russische Literatur eine sehr private Angelegenheit Rußlands. Man hat Europa ohne Grund und auch vergeblich für die höchst nationalen Eigentümlichkeiten russischer Dichter zu interessieren versucht. Aber es geschah peinlicherweise, daß Nichtrussen sofort jenen bekannten Ton analysierender Erzählung überall wiederfanden, der (seit seiner ersten ursprünglichen Schwingung in Dostojewskis Werken) heute den fatalen Eindruck macht, als schreibe die russische Literatur sich von selbst weiter.

Jener alte Dichter, der jetzt in Rußland durch die Popularisierung selbstverständlicher Gefühlswandlungen der Zeit als Prophet lebt, wird für Europa zum Dichter nur durch eine grenzenlose Energie in der stärksten Konzentration negativer Eigentümlichkeiten. Tolstojs Dichtung gibt nicht das, was er sieht, sondern drängt zusammen, was er nicht sehen will. Und man erinnert sich noch sehr einer trübseligen Beschämung, die in den letzten Jahren der Dichtung Rußlands schnell das jäh erwachte Interesse Europas nahm, als man erkannte, daß einige, in kleinsten Formen feurige Dichter zu Ruhm nur durch eine gewisse, exotisch gelaunte Mode gekommen seien.

Unter den kleinen Feuerwerken psychologischer Amüsements konnte kein Mensch im Westen sehen, daß drüben in Rußland in Wahrheit etwas sehr Wesentliches vorging. Plötzlich war — und nie begreiflich für den Westeuropäer — das uralte Byzanz aus der Erde gewachsen, und heilige Kuppeln stehen auf einmal inmitten einer neuen und rohen Zivilisation. Der traditionelle Humanismus Europas wird wie selbstverständlich abgedrängt — das ist das Testament Dostojewskis. Dort drüben steht heute der Anfang einer Kultur ohne italienische Renaissanceformen, eine Kirche ohne die Traditionen des europäischen Christentums, und das Rudiment einer Philosophie ohne Hellenismus.

Dieses neue Rußland hat heute schon einen Dichter.

Fjodor Sollogub schrieb in keinem seiner Werke nur einen einzigen Satz, in dem mit bewußter Abstraktion von diesen viel verschlungenen Relationen Rußlands die Rede wäre. Aber alle Dichtungen Sollogubs sind, wie die Werke eines großen Musikers, aus allen verborgen dahinlaufenden Kontrapunkten gewebt, die plötzlich in einer überraschenden Stimmung ihre innere Bedeutung und ihren Einklang offenbaren. In einem Gedicht:

„Ich erhebe die schlaflosen Blicke
Und hänge den Mond in die Himmel" — —

solche Worte hat man aus Rußland noch nicht gehört.

Dieser Mann wagt alles Neue, aus einem mächtigen Gefühl jener wilden, neuen, doch schon so ornamental starrenden Kultur, die ihn zu ihrem Dichter machte. Er wagt ein Drama zu schreiben, in dem an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Menschen sich jedesmal dieselbe Handlung abspielt. Noch ist sein Roman „Leichenzauber" nicht übersetzt, in dem eine noch nie gewagte Darstellung von unerhörten Unwirklichkeiten nur durch die Schilderung zu einer offenbar längst gekannten und selbstverständlichen Wirklichkeit zu werden scheint.

Sollogubs Roman „Der kleine Dämon", sein erstes größeres Werk, das deutsch erschien*), leitet erst langsam in diese neue Wirklichkeit der Ornamente des Denkens hinüber. Noch steht die Welt der alten Realität. Hier kämpft das Alte, das Erlernte, Geübte, die Tradition des Ichs noch

*) Übersetzt von Reinhold v. Walther. (Verlag von Georg Müller, München.)

Digitized by Google

gegen neue Instinkte. Aber das Schlachtfeld ist das Ich selbst. Ich, der Leser, fühle, wie um mich gefochten wird; aber die Kämpfer kommen aus meinem eignen Ich, und wer auch siegt, es geht um mich — ich bin verloren!

Ich bin hier der Schulmeister Peredonow.

In diesem Buche erkenne ich, der Leser, auf einmal mit großer Furcht, daß ich auch ein Schulmeister bin. Ich weiß alles besser, ich bin voll einer niederträchtigen Pedanterie, spreche in langen Sätzen Dinge aus, die meine Mitmenschen schon längst aus der Privatlektüre ihrer Fibeln kennen, und ich möchte den andern, der mir, weiß Gott, dasselbe sagt, nicht zu Wort kommen lassen. Ich ahne, daß er mich durchschaut, und ich bin mißtrauisch. Ich wittre natürlich Intrige oder Betrug, und darum muß er mich betrügen, wo ich blind bin vor Eitelkeit oder Hoffnung. Ich wende meine ganze Kraft aufs Mißtrauen, und darum habe ich viel Zeit dazu; so bleibt keine Minute mehr zur Besinnung, man hat nur noch Zeit, die andern ganz mißzuverstehen, ihnen unrecht zu geben, aufzupassen. Am folgenden Tage liegt die Zeit wie ein grauer Schleier da, ich bin darum von Wut voll auf die andern, beobachte scharf die Halluzinationen meines verdorbenen Magens, fühle mich ausspioniert und suche rasch, noch ehe der Tag zu Ende geht, meine Eitelkeit zu stillen. Ich werde ein verzerrter Schöpfer, mein Mißtrauen schafft aus den Menschen geheimnisvoll lauernde Kampfwesen, die feindlich bewegt sind nach den Plänen meines eignen Gehirns. Aus allen kleinen Dämonen meiner verdorbenen Nerven baue ich mir ein ganzes Leben der Welt. Aber dieses neue und eigne Leben rächt sich für seine Erschaffung, es beginnt wirklich zu sein. Es tritt heraus aus dem Zustande des boshaft Visionären, und die Menschen werden umhüllt von den Trieben, die ich aus ihnen deutete. Jeder tut das, was meine kleine Nebenbei-Schurkenhaftigkeit in ihm ahnte. Aber die Schachbrettpläne meines Gehirns werden durchkreuzt von der neuerwachten Aktivität der andern, die ich doch erst weckte, Ich! Wäre die schmerzhafte und betäubende Wut nicht geringer, wenn sie mich nach meinen eigenen Plänen betrögen? — Jetzt, hier reckt sich das fremde Leben, das ich erst schuf, blitzschnell gegen mich. Es geht genau so, wie ich es wußte, doch anders. Ich werde schamlos betrogen — hatte mein Mißtrauen nicht alles Recht? — aber der Betrug ist schamloser, weil er in unerwarteten Kreisen geht. Ich fürchtete natürlich Intrigen, ich suchte vorzubeugen, doch nun kommen die Intrigen, wo ich sie nie voraussah. Meine Schöpfung, das Leben, das meine verstörte Phantasie in die Wirklichkeit hinauswarf und zur Wirklichkeit macht, biegt ab von meinen Plänen. Diese Wirklichkeit lenkt heraus aus den abgefahrenen Schienen meiner Vorstellung. Das Unerwartete der fremden Lebensaktivität ist mein Feind. Diese ungeahnte Ausbiegung der neuen Wirklichkeit bedeutet Angriff. So stehen die notwendig und ruhig ablaufenden Vorgänge der Realität, die von mir erst ihren Weg getrieben wurden, gegen die krampfhaften Ausschleuderungen meines Denkens. Dies ist der Kampf, in dem mein Denken gegen das Vordringen der Wirklichkeit immer mühsamer und absonderlicher werden muß. In diesem Schädel surrt das Treffen spitzklirrender Waffen, das Summen wird ein großes, reines Getöse, und die Welt wird grauer und schwimmend, mein Blick ist gedunsen. Verruchtheit ist eine Gestalt und auch Schurkerei ist eine Person; mein Denken ist eine wieselkleine, fix hin und herschießende blasse Pflanze. Es läuft unter die Türen, hinter die Tapeten. Durchdringe ich die Dinge, fühle ich sie, bin ich in ihnen? Es ist keine Zeit mehr, der Kampf raste zu Ende. Hier siegte die Wirklichkeit, der Körper ist zerstört, und die kleinen Dämonen eines Nebenlebens, unbeachteter Nebengedanken schufen den großen Dämon eines neuen toten Lebens, den Wahnsinn. —

Der Schulmeister Peredonow, der in Wahnsinn an sich selbst endet, das ist Ich, der Leser. So groß ist die Dichtkraft Sollogubs, daß man, in diesem Falle scheinbar klinischer Besonderheiten, nur sich findet. Man erkennt, ohne es zu ahnen, entsetzt die Allgemeingültigkeit dieses Lebens der kleinen Dämonen. Man sieht zum ersten Male, wie aus Trieben, die versteckt und mißgeachtet ein geheimes Schnörkelwesen lebten, sich allmählich eine besondere und mächtig wirkende Figur des Lebens formt.

Das ist eine ganz russische Form des Fühlens. Rußland erscheint uns wie eine Erinnerung an unglaubwürdige, phantasmagorische Träume. Man blickt auf eine Bühne der Verwandlungen, erlebt, ehe man noch daran glauben kann, ein Land, in dem die nervösen Schmerzzuckungen der Wirklichkeit in einen schattenhaften Urwald trübflatternder Nebel verhuschen; wo die Abenteuer der Phantasie zu einer erstaunlich selbstverständlichen Realität werden. Hier hat alles ein zweites, verborgenes Leben. Mitten im Rußland der Wirklichkeit herrscht — wer glaubt es? — das scheinbar unwirkliche Reich der Dichter. Die Dichter sind in diesem abenteuerlichen Lande, in dem die Duma als ein spukhaftes Theorem erscheint, Volksführer von fast utopischer Macht. Sie sprechen, und Sekten bilden sich nach ihrem Wort, verborgene Leidenschaften schießen zu Weltanschauungen herauf, vergessene Neigungen werden organisiert. Das geht so telegraphisch schnell über riesenweite Flächen hin, als ob in diesem Lande alle Leute lesen könnten, und das Unterrichten von hundertdreißig Millionen Menschen nicht Privatsache wäre! —

Nur Dostojewski hatte diese Gefühlsform Rußlands erfaßt, diese Zwieform des Nebeneinander von den Leben der Realität und der

Digitized by Google

Phantasie. Bei ihm tauchte die russische Gefühlsform hinab unter die wilden und mächtigen Folterwerkzeuge der Analyse, so daß auf dem Urgrunde aller Auflösung jede Besonderheit eines rein nationalen Lebens schwand, und nur das Allgemeingültige des Psychischen blieb.

Aber niemand ist der Tradition Dostojewskis gefolgt. Seit dem Tode Turgenjews haben die russischen Dichter nie mehr jene sonderbare Melodie internationaler Effekte vergessen können, die in der Einigung von französischer Form und russischem Stimmungsinstinkt kadenzierte. Das bedeutendste Organ der modernen russischen Literatur, die Monatsschrift „Wjessy“ könnte auch von einem Kreise russophiler Pariser geschrieben sein.

Nun steht Sollogub in der Tradition Dostojewskis. Aber er ist, wie jeder große Erbe in den Künsten, ganz unabhängig vom Vorbilde. Dostojewski ist gar nicht das Vorbild, sondern Sollogub hat plötzlich diese vergessene Form des russischen Fühlens wieder gefunden und erkannt. Es ist alles ganz anders bei Sollogub. Brachte furchtbarer Enthusiasmus in der Entdeckung von unsichtbaren Scheiterhaufen des Psychischen Dostojewski zu den „Dämonen“, so wird bei Sollogub die Abpendelung des Gehirns zum „kleinen Dämon“. Bei Sollogub steht alles in einer sehr kleinen Welt, kommt von kleinen Motiven und geht zu Folgen, die an sich für die Welt wenig bedeuten.

Aber hier taucht — wie immer ein ewiger Dualismus — die ungeheure Dichtkraft Sollogubs hervor, und diese Dinge, die so wenig für die Welt bedeuten, werden zu bedeutsamen Ereignissen der erschreckten Hirnlichkeit, die Erlebnisse des Körpers werden zu Phantomen der Phantasie, das Russische wird zum Abenteuer des Menschlichen. Dieses Buch legt man am Schlusse der Lektüre als gleichgültige Spukhaftigkeit weg, aber nach Wochen steigt unerwartet der dröhnend schwingende Wiederklang eines großen Dichtwerkes auf.

Zwei Gedichte.

Von Knut Hamsun.

Wiedersehn.

Wie wunderbar, daß ich ihr heute früh begegnet bin;
Seit ich sie sah zum letzten Mal, — wie lange ist es her!
Sie blieb nicht stehn, sie nickte nicht, sie fragte nicht, wohin;
Und stand mir einst so nahe doch, — sie weiß es wohl nicht mehr.

Geh langsam aus dem Wege, Freund, geh, der Verführerin,
Ein Zittern läuft durch deine Knie, laß niemand sehn, wie sehr.
Und den verschlissnen Saum des Rocks, geschwind, verstecke ihn!
Gib Haltung dir, als wärst du doch ein halber Millionär!

Ich sah ihr dunkles Auge neu in jäher Glut entbrannt;
Allein, mein Blick war doppelt scharf und schneidend kalt wie Stahl
Für jeden Eid, den sie erlog und dem sie sich entwand.

Gott helfe mir, sie hat entfacht gewiß zum zweiten Mal,
Den ich schon längst erstickt geglaubt in mir, den alten Brand;
Nun will ich wahrlich löschen ihn — gebt her mir den Pokal!

Abdullahs Hoffnung.

Das Sommerleben will vergehn
und farbenprächtig verfluten.
Die Sorbusbäume im Haine stehn
in brennend roten Gluten,
wie tröpfelnde Wunden anzusehn,
die unverbunden verbluten.

Von naher Kapelle läutet hohl
die Glocke für die Toten.
Wir werden ohne Gnaden wohl
zum letzten Appell entboten.
O läute nur immer! Lebt wohl, lebt wohl!
Wir grüßen morgen die Toten.

Es wartet auf uns eine andre Welt,
wo unter schattenden Bäumen,
von tausendfachem Licht erhellt,
in paradiesischen Räumen
für jede Seele ein eignes Zelt,
wo Quellen melodisch schäumen.

Die Huris stehn im Olivenhain
mit lieblich lächelndem Munde,
wie Lilien, umleuchtet vom Morgenschein;
sie heilen heimliche Wunde.
Ach, lüde die Glocke zuerst mich ein,
noch heute, zu dieser Stunde!

(Deutsch von Heinrich Goebel, Hildesheim.)

Digitized by Google

Der Sumpfkäfer.

Von Werner Peter Larsen (Berlin).

Ich bin oft im Museum für Naturkunde. Oft und gern, denn es läßt sich gut nachdenken, wenn man durch die stillen Säle geht, wo jeder Winkel ein Stück Leben birgt und mit beredten Worten spricht von Werden und Vergehen.

Ich durchstreife sie alle und vergesse nur selten einen.

Nie aber verlasse ich das Haus, ohne in dem Saal gewesen zu sein, der den Insekten gehört. Da hängt gleich links vom Fenster ein Kasten, ganz mit Käfern gefüllt, und sehe ich ihn, überkommt mich die Erinnerung und führt mich um Jahre zurück, und ich sehe wieder das alte, verstaubte Zimmer, und vergessene Gesichter — nicken — und winken — — —

I.

Wir waren unser acht in dem kleinen Hinterzimmer, dessen einziges Fenster hinausging auf einen finstren, schmutzigen Hof.

Meist sahen wir ihn nicht einmal, denn das Glas war mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt und gewährte kaum den Sonnenstrahlen Einlaß. Kam jedoch ein Regen und spülte die Scheiben rein, so konnten wir durch die gewonnenen Guckl̈öcher all das Gerümpel sehen, das sich unten herumtrieb: rostiges Eisen, Tonnen mit zerquetschten Bäuchen, Wagenräder, Konservenbüchsen . . .

Das alles lag gerade unter uns, und wir brauchten nur hinauszublicken, um uns daran zu erfreuen.

Wenn wir jedoch das Gesicht an die Scheibe drückten und uns Mühe gaben, konnten wir bis ans andre Ende des Hofes sehen, wo unter dem Giebel des Daches die abscheuliche Uhr hauste, die jede Viertelstunde heiser aufkrächzte, daß es einem durch Mark und Bein ging.

Wir haßten sie. Aus tiefster Seele. Denn sie regierte unser Leben mit einer Pünktlichkeit, wie es keine zweite Uhr getan hätte, und voll unerbittlicher Macht.

Morgens, kaum daß ihr achter Schlag verklungen war, nahmen wir unsre Plätze an den bekleckten Tischen ein, und abends, genau um dieselbe Zeit, erhoben wir uns, müde, hungrig, zerschlagen, froh, wieder einen Tag in der Tretmühle hinter uns zu haben.

Wir waren unser acht, je zu zwei an ein Schreibpult gekettet, auf dem sich vor und hinter und über uns so ungefähr alles erhob, was erschaffen ist, das Leben zu verleiden: Rechnungen, Kreditauskünfte, staubige Bücher.

Als ich mich das erstemal an mein Pult setzte und redlich abmühte, wie mir geheißen war, in den Welthandel einzugreifen, sagte ich unwillkürlich ganz laut:

„Das hältst du nicht aus. Lieber Schweine hüten. Heuschrecken essen. Alles. Nur nicht das!“

Und legte den Kopf in die Hände und begann nachzudenken, wie es dahin gekommen sei, daß Deutschlands Kreditverkehr, der sich solange glatt abgewickelt, nun absolut nicht mehr auskommen konnte ohne mich. Und nahm die Feder und begann wieder zu rechnen, fünf und sieben und vier und neun. Aber nicht nur für Deutschlands Kreditverkehr . . .

Mir gegenüber, östlich von dem großen Tintenfaß, saß ein Herr, der mich interessierte.

Ein kleines, verblichenes Männchen mit ängstlichen Bewegungen, rutschte er den ganzen Tag auf dem Schreibsessel hin und her, fand stets etwas zu durchblättern und auszustreichen, erledigte mit weitgehendster Sorgfalt selbst die einfachsten Dinge und — das war sein Hauptmerkmal — hatte nie einen Augenblick Zeit.

Erst spät abends, wenn die andern die Arbeit beiseite schoben und mit müdem Gruß verschwanden, hob er vorsichtig, gleichsam verwundert den Kopf, sah nach der Uhr, schloß Schreibzeug und Papiere ins Pult und blieb meistens noch einen Augenblick sitzen, mit müden Falten um die Mundwinkel und blöden Augen.

Er war mir ein Rätsel. Lebte er überhaupt? War er wirklich ein Mensch, wie andre, aus Fleisch und Blut? Oder nur ein sinnreich konstruierter Automat, der, zieht man ihn morgens auf, tagsüber seine Arbeit tut? Ich konnte ihn nicht deuten . . .

— — Einmal in der Mittagspause habe ich ihn gefragt, wie lange er an dem Pult schon arbeite.

Er sah mich erschreckt an, und der blöde Ausdruck kam in seine Augen.

„Sechsundzwanzig Jahre,“ sagte er.

„Sechsundzwanzig?“ fragte ich und merkte, wie mir zu schwindeln begann. „Hält denn ein Mensch das aus?“

Er zuckte die Achseln.

„Wenn er muß . . .“

„Und Sie haben gemußt?“

„Hm,“ machte er, „wenn Sie wollen — ja. Sehen Sie, heute bin ich schon vernünftig. Heute rechne ich um Jahre voraus. Aber früher . . . da war ich wirklich ein verdammter Kerl. So einer . . . wissen Sie . . . von den Schwärmern. Immer träumen und Luftschlösser bauen und dann hinaus — in die Wälder und geschwelgt und gedacht — Gedanken, die die Welt aus den Angeln gehoben hätten, hätten sie nur den Stützpunkt gehabt. Aber der fehlte.“

Er lachte kurz auf, ein täppisches Lachen.

„Was glaubt man nicht alles zu können, wenn man jung ist? Man hat so viel Ziele und Gedanken. Aber dann kommt das Leben, schlägt sie platt. Und dann ist's aus. Dann steigt man still vom Himmel herab, — zieht Alltagskleider an . . . begräbt die Träume und wird klein.“

Digitized by Google

Er sah flüchtig nach der Uhr. Es war noch Zeit.

„Als ich jung war . . . Wenn Sie mir damals gesagt hätten, das Leben sei so und so und mir die rosa Brille abgerissen, ich hätt's nicht ertragen oder nicht geglaubt. Aber wenn's allmählich kommt, Schlag auf Schlag, so hier ein bißchen und da ein bißchen, ist's leichter. Da wird man hineingezogen und gepufft und gestoßen und gedreht, bis man windelweich ist. Windelweich, junger Mann! Muß es zufrieden sein, an einer andern Stelle zu landen, als man gehofft hat und obendrein Gott danken, überhaupt zu landen. Denn der Mensch ist schwach."

Er ging auf sein Pult zu und kramte in den Papieren.

Es schlug zwei.

Da setzte er sich hin und machte eine Kreditauskunft über Loeb Nathanson aus Posen, der eine Maschine kaufen wollte gegen 20 000 in bar und 10 000 in Wechseln, die gern genommen wurden und so sicher waren, wie Gold.

II.

Nun habe ich es: er wollte Naturforscher werden; die ganze Familie sei so gewesen. Keinem ist's geglückt . . .

Ein komischer Mensch. Die ganze Woche — Maschine. Er merkt nicht, wie die Eintönigkeit der Arbeit sein Hirn ausdorrt, das arme Hirn, das von oben bis unten angefüllt ist mit Zahlen und Firmen, die da drinnen sechsundzwanzig Jahre Alleinherrscher sind. Nie machen seine Gedanken einen Seitensprung, nie überschreiten sie das Gebiet, an dessen Grenze Kreditfähigkeit und Jahresumsatz stehen. Er hört nicht, sieht nicht, fühlt nicht. Ist nicht denkbar ohne das Krächzen der Uhr, die ihm vom Giebel herab Zeit und Leben zuteilt, nach der er sich bewegt und stille steht, arbeitet und schläft. Ich glaube, wenn die Uhr stehen bliebe, er würde ebenfalls hilflos stehen bleiben und nicht wissen, was zu tun. Oder ich würde ihn ins Leben stellen, wo es schäumt und braust, und sagen: „Greif zu!" Da müßte er untergehen. Er hat zu lange am Schreibpult gesessen. Er darf sich nur noch als Bindeglied fühlen, das sich willenlos mitziehen läßt, nie an eignen Willen und Kraft denken, die man längst erdrückt.

Man wird zu leicht, wenn das Ichgefühl schwindet. Da bläst der Wind einen fort.

Einmal Sonntags habe ich ihn durch den Wald gehen sehen mit Botanisiertrommel und Schmetterlingsnetz. Er ging aufrecht und frei und schien nicht derselbe.

Durch die Büsche wankte ein Schmetterling heran. Da kam es in ihn wie Recken und Dehnen, er hob das Netz und setzte ihm nach — der alte Mann! — durch Dornendickicht und Hügel und ich hörte, wie er Worte ausstieß, ein Gemisch von Schluchzen und Jubel.

Abends, als ich heimging, sah ich ihn wieder. Er stand vor einem Ameisenhaufen und betrachtete das wimmelnde Hin und Her. Und hatte eine so tiefsinnige Silhouette auf dem Abendhimmel.

Ich ging vorbei und dachte: „So ist der Mensch. Er hat zwei Kleider. Und Leben ist Privatvergnügen."

III.

Eines Morgens kam er aufgeregt ins Bureau. Er ging einigemale auf und ab, um sich zu verpusten, dann machte er sich an die Arbeit. Aber es ging nicht recht.

Ich sah seine Hände beben, die Augen leuchten.

„Haben Sie heute Mittag Zeit?" fragte er ganz unvermittelt.

Ich bejahte, und er nickte befriedigt. Dann arbeiteten wir weiter.

Als die Hofuhr eins krächzte und auf Gängen und Treppen Schritte erklangen, traten wir hinaus.

Draußen brauste die Weltstadt. Fußgänger wogten, Automobile fauchten, Wagen rollten vorbei.

Er nahm meinen Arm und zog mich im Gedränge fort.

„Wohin?"

„Zu ihm", sagte er und stürmte vorwärts.

„Zu wem?"

Er ließ mich los und blieb stehen. In seine Züge kam Staunen.

„Sie wissen nicht —?"

„Nein."

Er schüttelte mitleidig den Kopf.

„Wirklich nicht?"

„Wirklich nicht."

Er lachte auf.

„Das nicht zu wissen! Ja, was wissen Sie denn?"

Und plötzlich beugte er sich zu meinem Ohr und flüsterte: „Er ist angenommen!"

„Wer?"

Er hörte die Frage nicht. Er stürmte vorwärts und stammelte etwas in hastigen Worten.

Der Lärm um uns übertönte alles, ich konnte nichts verstehen. Eins aber war klar: es war etwas mit ihm vorgegangen, stärker als er, das ihn aus dem Boden gerissen, in dem er gewurzelt, und nun rüttelte und schüttelte und fortzuwehen drohte, wie der Herbstwind das Samenkorn.

Er schleppte mich durch Straßen und Gassen, rechts und links, kreuz und quer, rempelte Menschen an, lief Kinder über den Haufen und mäßigte erst den Schritt, als sich vor uns das Museum für Naturkunde erhob.

Als wir die Treppen hinanstiegen, lächelte er stolz. Dann legte er die Stirn in Falten, setzte eine gelehrte Miene auf und zog mich — unaufhörlich brummend und murmelnd — durch Gänge und Säle in das Zimmer, wo in schwarzen Glaskästen Käfer und Schmetterlinge stehen.

Digitized by Google

Links vom Fenster hängt da ein großer, mit Käfern gefüllter Kasten. Zu ihm zog er mich hin.

Ich warf einen Blick hinein und konnte mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn die ganze Gesellschaft plötzlich anfinge zu krabbeln.

„Sehen Sie ihn?“ fragte mein Begleiter.

„Wen?“

Er deutete auf die Mitte des Kastens.

Ich folgte der Richtung des Fingers und sah ein verschwindend kleines Käferlein, unter dem ein Täfelchen klebte mit der Aufschrift: Geschenk des Herrn K. Lehmann.

„Ihrer?“ fragte ich erstaunt.

Er schien verletzt.

„Gewiß meiner. Wessen denn sonst? Sie sehen doch: Lehmann. Es ist ein Sumpfkäfer, einzig in seiner Art. Schier unmöglich zu fangen. Eine Kostbarkeit, ein Juwel!“

Er begann mit den Händen zu fuchteln, lief auf und ab.

„Ich wußte ja, daß es kommen würde! Fühlte es. Die ganzen Jahre, die Jahrzehnte hindurch! Sehen Sie ihn an! Ich sage nicht zu viel: ein Juwel! Schier unmöglich zu fangen! Da haben sie zugegriffen! Ja . . . er kann doch noch was, der Lehmann! Wenn er auch das Leben verpufft hat! Doch noch etwas andres, als Auskünfte machen! So etwas, verstehen Sie wohl, ähä . . . in der Wissenschaft . . .“

Er lachte auf, rostig und hohl.

Ich sah ihn an. Kein Zweifel: er war krank.

Er zitterte am ganzen Leibe, sein Gesicht war fahl, aus ihm glühten fieberhaft die umränderten Augen.

„Kommen Sie“, sagte ich und zog ihn fort.

Zuerst sträubte er sich, dann versank er in Gedanken und schritt still neben mir her ins Bureau. — — —

Und die Tage kamen und gingen und hatten alle dasselbe Gesicht, einer wie der andre: müde und grau.

Lehmann war wie ausgewechselt.

Er, der früher die Pflichttreue selbst gewesen, der sich nie erlaubt hätte, nur eine Minute zu vergeuden, saß jetzt oft stundenlang, am Federhalter kauend, kraftlos zusammengesunken und träumte.

Die Schreiber steckten die Köpfe zusammen.

Was mochte es sein? War er in der Gunst des Chefs gefallen, hatte Nathanson in Posen falliert? Sie dachten hin, dachten her, hätten es so gern gewußt. Und konnten es nicht ergründen.

Das war die Zeit, da meine Katastrophe eintrat. Da ich zum Chef hinaufging, ihm sagte, fünfundsiebzig Mark sei ein recht kleines Gehalt, und ich hoffte, er werde Abhilfe schaffen.

Der Gute! Ich sehe ihn noch heute im Lehnstuhl sitzen, die Stirn runzeln, wie ein Großpapa, und mich angucken, als wolle er mich fressen.

Die Rede mißfiel ihm.

Denn er meinte, fünfundsiebzig Mark sei fürstlich bezahlt, und ein ordentlicher Mensch könne noch was davon sparen. Und es betrübe ihn tief, daß er sich getäuscht habe: er habe nicht geglaubt, ich sei auch von der Sorte, sondern ein . . . anständiger Mensch.

Nach dieser Audienz übergab ich ihm seine Bücher, machte einen Kratzfuß und ging.

Gleich darauf trat die Krisis ein. Banken krachten zusammen, der Welthandel stockte, an den Börsen herrschte Panik.

Das hatten sie nun davon. — — —

Ich wollte das Hinterzimmer mit seinen Insassen eigentlich nicht wiedersehen. Aber dann mußte ich doch noch mal hinauf.

Ich stieg die Treppe hinan, durchschritt den Korridor, trat ein.

Alle saßen an ihren Plätzen. An meinem Pult lehnte ein alter, verhärmter Mann. Lehmanns Platz war leer.

„Wo ist er?“ fragte ich.

Niemand antwortete. Nur die Uhr krächzte heiser, und der Schreiberlehrling tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

Da verstand ich. Sie hatten ihn weggebracht.

Bald darauf hörte ich, er sei gestorben.

An Größenwahn . . .

Randbemerkungen.

Prinz Ludwig der Deutsche,
der schon manches gute Wort gesprochen, der schon oft sich als eine innerlich selbständige Persönlichkeit gezeigt, und der auch einst den wachsenden Gefahren des Absolutismus gegenüber die mutige Wendung fand: „Wir sind keine Vasallen!“ hat jetzt zum Schrecken aller, die Gott und sonst noch recht viel in der Welt fürchten, eine Art von alldeutschem Programm aufgestellt. Man mag darüber streiten, ob sein Ahne, der erste Ludwig, bei aller Deutschtümelei wirklich das starke deutsche Bewußtsein gehabt hat, das ihm der Enkel nachrühmt; immerhin hat er einen gewissen alldeutschen Sinn bei der Arbeit für den Zollverein bewiesen. Das ist auch gleichgültig. Von Bedeutung ist es aber, daß jetzt ein bayrischer Prinz von einem Sohne seines Hauses es als höchste Tugend rühmt, daß er in viel größerem Zuge ein Deutscher war, als heute viele den deutschen Namen auffassen, daß in seinem Sinne Deutschland ein so weitgehender Begriff gewesen ist, wie das deutsche Sprachgebiet. In diesem Gedanken findet also, wenn Reden nicht nur Augenblicksphrasen sein sollen, der künftige bayrische König das Leitmotiv seines künftigen Handelns. Eine gute Hoffnung für die Zukunft, in der nicht mehr der Deutsche im Ausland vergebens um sein Recht zu ringen braucht, in der aber auch deutsche Stammesgenossen, die einem fremden Staate angehören, sich im Kampfe um ihr Volkstum der Sympathien auch in Königsschlössern sicher fühlen dürfen!

* * *

Herr Mathias Erzberger
sitzt am Steuer der Geschichte. Er hat es uns selbst verkündigt, als er jüngst in einem französischen Blatte erzählte, daß er das Einvernehmen von Cherbourg „befür-

Digitized by Google

wortet" habe und daß sich jetzt die Dinge genau „in der von ihm angegebenen Richtung" entwickelten. In Marokko, am Balkan und sonst überall. Das Einvernehmen von Cherbourg geht freilich auf die Kündigung des deutsch-russischen Neutralitätsvertrages, also auf eine Zeit zurück, in der dem jungen Mathias Erzberger noch das Hemdchen hinten aus dem Hosenschlitz lugte. Aber was tut's? Er ist im innerpolitischen Leben Herr der deutschen Entwicklung geworden, und er fühlt sich in der gleichen Rolle auch auf dem internationalen Boden. Er tritt nicht hervor, seine Bescheidenheit verbietet ihm, in Björkö zu erscheinen, in Hemmelmark mit dem Zaren und dem Prinzen Heinrich zu frühstücken, in Cherbourg die Zusammenkunft des Gebieters aller Reussen mit Herrn Fallières durch die Schlußverse der „Bürgschaft" zu verschönen und in Cowes die Flottenparade abzunehmen; er geht auch nicht zu den Komitatschis von Mazedonien, er vermeidet den heißen Boden Kretas und den noch heißeren Boden, auf dem die Rifkabylen vielleicht doch nicht in genügender Ehrfurcht vor dem Propheten von Buttenhausen erstarren. Aber seine Hand ist doch überall zu spüren, wie die des Jesuiten im „Ewigen Juden" oder wie die des Kardinals in den „Drei Musketieren". Was auch auf der Welt geschieht, stets flüstert Mathias Erzberger dem erstaunten Hörer geheimnisvoll zu: „Ich habe es so befürwortet", „alles bewegt sich in der von mir angegebenen Richtung".

* * *

Eine jungkonservative Partei

soll gegründet werden. Neben der Hansa und dem Bauernbunde würde also der Groll über die jüngsten Ereignisse eine dritte, und wenn es etwa zur Spaltung unter den Polen kommt, noch eine vierte neue Organisation schaffen. Ein Zeichen dafür, daß es sich nicht um eine vereinzelte, rasch abgeschlossene Episode unsrer politischen Geschichte, sondern um Ereignisse handelt, die ihren Schatten noch weithin über die Zukunft werfen würden. Wird aber die Spaltung innerhalb der konservativen Partei einen starken Umfang annehmen? Man darf es deshalb bezweifeln, weil gerade die Elemente, die eine Reformation der konservativen Partei an Haupt und Gliedern wünschen, die Überzeugung haben dürften, daß eine Heilung nur aus dem Innern heraus, nur dann vollzogen werden kann, wenn man versucht, hier das Übergewicht des Bundes der Landwirte zu brechen und gewisse antiquierte Anschauungen des altpreußischen Konservatismus auszumerzen. Von diesem Gesichtspunkt aus haben auch die sächsischen Konservativen eine Sezession vermieden, sie, die zum großen Teil wie auch jetzt ihre beiden Vertreter im Reichstag, Dr. Wagner und Dr. Giese, ohnehin schon längst in dem Geruche standen, modernen, also jungkonservativen Anschauungen zu huldigen und eine Popularisierung der Partei herbeizuführen. Hier trifft man auch ein stärkeres geschichtliches Verständnis für das Wesen des Zentrums, also eine innere Übereinstimmung mit den Männern, die aus der Umgebung von Berlin her zur Gründung einer konservativen Volkspartei aufrufen. Und in der Tat liegt hier einer der Kernpunkte. Denn auch jetzt, in dem Kampfe um die Finanzreform, hat das unzulängliche Verständnis der preußischen Konservativen für das Wesen des Ultramontanismus die Hauptschuld an den Ereignissen getragen und zugleich von neuem bewiesen, daß man doch auch die Parole der Januarwahlen: „Gegen Schwarz und Rot!" nur mit halbem Herzen vertreten hat. Es wäre in der Tat dem vaterländischen Interesse von größerem Nutzen, wenn die Politik der Verärgerung nicht zu einer erneuten Sezession, sondern zu dem erfolgreichen Versuche einer Verjüngung der alten Partei führte. Die nötigen Elemente sind zweifellos vorhanden, und wenn sie bisher auch in den Hintergrund gedrängt waren, so dürften die Vorgänge im Lande sie doch ermutigen und stärker in den Vordergrund führen. Sie haben vor allem den nationalen Idealismus auf ihrer Seite, der doch trotz des Überwucherns der wirtschaftlichen Selbstsucht immer noch einen recht starken Faktor im Leben des deutschen Volkes bildet. Wenn daher das Berliner Bundesorgan höhnisch von einer „Vereinigung der neuen Pankower Konservativen" spricht und hierbei auf die volkstümliche Rolle des Berliner Vorortes anspielt, so könnte der Vers: „Wir wollen nach Pankow geh'n, da ist es wunderschön!" ihm doch öfter in die Ohren klingen, als ihm lieb ist. Li.

* * *

Die grösste Gefahr für England.

Es gibt kein Land, das England feindlich ist, kein Volk, das Krieg mit England wünscht. Zu allerletzt denkt man in Deutschland daran, kriegerische Abenteuer, die wir überhaupt nicht lieben, mit den Engländern hervorzurufen. England hat nur eine Gefahr, die allerdings sehr groß ist. Nur die Engländer selbst gefährden England. Es ist die alte Geschichte vom Schäfer und dem Wolfe. Alle Tage schreien die Engländer „Der Wolf kommt", und das wird solange dauern, bis er wirklich da ist.

England beschwert sich, daß die Seerüstungen der andern Nationen, namentlich der Deutschen, ihm immer neue Rüstungsopfer auferlegen und übersieht, daß umgekehrt England immer anfängt zu rüsten, und daß die andern Nationen ihm nur folgen müssen, weil sie den englischen Flotten nicht wehrlos gegenüberstehen wollen. Man spricht in England von einer „Verständigung" über die Rüstungen. Darunter verstehen die Engländer, daß die übrigen Nationen sich verpflichten sollen, keine Schiffe zu bauen, die die englische Seeherrschaft bedrohen, diese Seeherrschaft jedoch muß ungeschmälert bleiben — die übrigen Völker aber, besonders Deutschland, sagen sich, wir bauen unsre Flotten zu unsrer Verteidigung. Wenn England es für nötig hält, für jedes unsrer Schiffe 2 oder 3 seinerseits zu bauen, so ist das seine Sache, wir können es daran nicht hindern; aber England darf sich dann über Opfer nicht beschweren, die es sich selbst auferlegt. Nur in einem müssen alle Nationen, besonders auch die deutsche, dem englischen Beispiel folgen. Wir dürfen hinter der Qualität der englischen Schiffsbauten nicht zurückbleiben, sonst werden wir verteidigungsunfähig. England baute die ersten „Dreadnougths", alle andern Flotten folgten, und nun beklagen sich die Engländer, daß anderswo ihr Beispiel Nachahmung finde. Handelt es sich um eine Schraube ohne Ende, so sind es immer die Engländer, die an der Schraube zuerst drehen. Die Engländer bauen nun statt 4 Dreadnougths deren 8. Noch besser wäre es, sie legten gleich 16 auf Stapel. Je mehr sie bauen, desto besser, desto eher wird das englische Volk vielleicht die Gefahr erkennen, in die es sich selbst stürzt. In Deutschland machen die englischen Schiffsbauten gar keinen Eindruck. Wir bauen unsre Flotte gemäß unsern Bedürfnissen, gleichviel, ob die Engländer 4 oder 30 oder gar keine Dreadnougths bauten. Es ist völlig unrichtig, daß seit dem Erlaß des deutschen Flottengesetzes irgendeine Beschleunigung oder Vermehrung unsrer Schiffsbauten eingetreten wäre. Die Engländer würden aus dem Häuschen gehn, wenn wir eine Vermehrung der Bauten eintreten ließen; jedes deutsche Kriegsschiff mehr fassen sie als Bedrohung auf, jedes englische Kriegsschiff mehr ist uns willkommen, weil es die Hoffnung vermehrt, daß die Engländer endlich überdrüssig werden, eingebildeten Gefahren zu Liebe derartig schwere Opfer zu bringen. Hoffentlich gelingt es auch endlich die allgemeine Dienstpflicht in England einzuführen, das würde den Weltfrieden vollends verbürgen.

Würde Deutschland seine Flotte zum Angriff gegen England bauen, so würden wir gegen die 8 englischen Dreadnoughts eine Flottenvorlage zu erwarten haben. Daß daran bei uns kein Mensch denkt, sollte den Engländern ein Beweis sein, daß ihre Rüstungen gegen die „deutsche Gefahr" ein Kampf gegen Windmühlen sind. Für den englischen Hochmut mag es kränkend sein, daß Deutschland nicht wehrlos bleiben will, sondern die ihm gebührende Seegeltung sich zu verschaffen weiß, aber dazu ist der Engländer doch ein zu guter Rechner, als daß er

Digitized by Google

darüber einen Krieg beginnt, bei dem er nur verlieren kann. Ein Krieg Englands gegen uns ist ein Unding, so lange England nicht kontinentale Bundesgenossen hat. Diese hat es gesucht, aber nicht gefunden. Und nun mag man an der Themse tun und lassen, was man will, Deutschland ist so stark, daß es für die Engländer unangreifbar bleibt. Auch die jetzt zu bauenden Dreadnoughts werden altes Eisen werden, und die britischen Steuerzahler werden es schließlich satt bekommen, immer tiefer in die Tasche zu greifen, weil irgendwo in der Welt ein Kriegsschiff gebaut wird, was England doch nicht zu hindern vermag.

Wenn die Engländer sich vor sich selbst schützen, droht ihnen keine Gefahr. Das europäische Gleichgewicht schützt sie besser als alle Dreadnoughts. England entwickele sich als Vormacht des europäischen Friedens, dann hat es die erste Friedensmacht der Welt, Deutschland, stets an seiner Seite, und England und Deutschland verbündet, sind imstande, den europäischen Frieden gegen jede Störung zu sichern. Vielleicht begreifen die Engländer schließlich, daß es viel sicherer und viel billiger wäre, Deutschland zum Freunde zu haben, als vergebliche Einkreisungsversuche zu machen und Dreadnoughts zu bauen. Wir Deutschen können ruhig abwarten, bis Einsicht und Vernunft den eingebildeten Kranken, John Bull, überzeugen, daß er gesund ist, wenn er sich nur selbst gesund fühlt, und daß er keine andre Gefahr zu fürchten hat, als die, welche von ihm selbst ausgeht. Arendt.

* * *

Frankreich und Deutschland.

Der Präsident der französischen Republik hat die Deserteure von Casablanca, deren Verhaftung unter Mißachtung der Beauftragten des deutschen konsularischen Agenten erfolgt war und bekanntlich zu einer Entscheidung des Schiedsgerichtshofes im Haag geführt hatte, gänzlich begnadigt. Diesen Ausgang der Angelegenheit hatte man in Deutschland durchaus erwartet. Der gedrechselte Spruch der Perücken im Haag war mit großem Unbehagen aufgenommen worden, sein schlechter Eindruck wird nunmehr leichter verwischt werden. In Paris hat man wahrscheinlich ebenso das Unzureichende in der Begründung jener Entscheidung gefühlt und sich durch die Begnadigung innerlich erleichtert. Denn daß man mit dieser Maßnahme etwa einen Akt von Courtoisie gegen Deutschland ausüben wollte, wagen wir nicht zu hoffen. Dazu ist die Stimmung in den breiten Schichten der Bourgeoisie nicht geeignet, wie sich unter anderm in folgendem Vorgang dokumentiert. Es war am Tage nach Echterdingen in einem großen Hotel in der Schweiz. Alle anwesenden Deutschen und Schweizer gaben ihrem Bedauern über das Mißgeschick des energischen Grafen lebhaft Ausdruck; die Franzosen aber schwiegen völlig und lenkten, sowie in ihrer Gegenwart das Gespräch auf die Sache kam, sofort ab. Das waren aber nicht ein paar Menschen, sondern etwa fünfzig Personen aus den verschiedensten Gegenden Frankreichs; das Erlebnis sagt viel, gerade so wie das Benehmen beim Radbod-Unglück. Herr Constant d'Estournelles der jetzt wieder in Dänemark für die Friedensidee Propaganda machen wollte, aber tatsächlich durch seine Beteuerung der guten Gesinnung Frankreichs gegen die Dänen wohl nur deren Ambitionen auf gewisse Regulierungen gestärkt hat, findet also bei seinen eigenen Landsleuten noch viel zu tun. M. d. R.

* * *

Japan und China.

Mit der gelben Gefahr ist es wirklich nicht so schlimm. Vor allem: jeder Überschwang und so auch jede Art und Abart des Imperialismus trägt den Todeskeim in sich. Ein siegreiches Rom wird üppig, verderbt, schwach. Auch die Japaner erlebten ihr Gründungsfieber, auf Formosa ihren Tropenkoller und im Parlamente bestochene Abgeordnete. Sodann ist die gelbe Welt durchaus nicht einheitlich. Sie stellt keinen Volksbund dar, nicht einmal einen Rassenbund. Denn die Kinder der aufgehenden Sonne sind von völlig andrer Rasse als die des himmlischen Reiches. Es kann zugegeben werden, daß auch verschiedene Rassen zu gemeinsamem Angriff aufgestachelt werden können, wie Araber und Berber: aber der gemeinsame Glaube, der Islam, schweißt sie zusammen. Napoleonische künstliche Vereinbarungen dagegen, sie zerbrechen. So wird auch China niemals mit dem Land der zehntausend Inseln einig gehen. Li-Hung-Tschang war ein kluger Prophet, als er schon Ende der 90er Jahre einen Zusammenstoß der Russen und Japaner in der Mandschurei voraussah und hinzufügte, China werde von dem Stoße nur Nutzen ziehen. Die mandschurische Frage hat auch jetzt in erster Linie den Anlaß zur Wiedererstarkung chinesischen Selbstgefühls gegeben. Ohnehin glauben sich, trotz 1894 und trotz Schimonoseki, die Zopfträger noch immer hoch erhaben über die „Affen der Bildung des Westens". Noch 1900 mußte der japanische Gesandte in Peking entschiedenen Einspruch dagegen tun, daß seine Volksgenossen als Wo-en, die Wo-sklaven (Wo waren barbarische, schmierige Tungusen des 2. Jahrhunderts), amtlich bezeichnet würden. Aber kein Einspruch hilft gegen die Tatsache, daß Japan seine halbe Kultur von China hat, eine Tatsache, die allerdings von den Bezopften ungebührlich betont und übertrieben wird. Im übrigen wird es zu keinem blutigen Ernst kommen: Katsura ist zu besonnen und rechnet zu gut.

Wirth.

* * *

Ein Engländer in Deutschland.

Was würde mir in London geschehen, wenn ich folgendes täte: ich bin nach meiner Meinung im Bureau eines Verkehrsinstitutes nicht rasch genug abgefertigt worden und schreibe deshalb an eine große Londoner Zeitung eine Beschwerde. Darin spreche ich zunächst von dem „überall bekannten hochmütigen Tone der englischen Beamten", spotte dann über einige staatliche Einrichtungen Englands und erzähle schließlich, wie ich, unter Hervorhebung des Umstandes, daß wir in Deutschland bessere Einrichtungen hätten, jenen Beamten zurechtgewiesen habe. Wie würde es einem damned foreigner und gar German gehen, wenn er solchen Brief schriebe? Ich glaube, er würde halb totgeschlagen werden, und wenn er diesem Schicksal entginge, so geschähe das nur deshalb, weil kein Blatt ein so insolentes Schreiben abdrucken würde. In Berlin aber schreibt ein „Freund" der betreffenden Zeitung einen langen Salm, spricht von dem „überall bekannten preußischen Unteroffizierston", erklärt, daß im Lande Preußen „St. Bureaukratius vom Militärpaß oder der bunt beklebten Invalidenkarte ebenso unzertrennlich ist wie die Biene vom Honig" und freut sich, „daß wir in England von derartigen Legitimationen nichts wüßten". Das Blatt aber, das der unverschämte Fremdling mit seiner Zuschrift beehrt, sagt demütig dienernd: „Weniger preußische Strammheit und mehr Kulanz wäre wohl hier besser am Platze gewesen." Es ist charakteristisch, was ein Engländer, der unsere Gastfreundschaft genießt, sich herauszunehmen wagt, noch charakteristischer, daß er darin die Unterstützung einer großen Zeitung findet. Daß es ein sehr zweifelhafter Vorzug der Engländer ist, keine Militärpässe zu haben und keine Invalidenkarten, und daß dies auf dem dort sehr schwer empfundenen Mangel der allgemeinen Dienstpflicht und der deutschen Arbeitergesetzgebung beruht, sei nur nebenbei erwähnt. Dr. P.

* * *

Anwaltstarif und Standesehre.

Der Disziplinarsenat des österreichischen obersten Gerichtshofes hatte vor kurzem darüber zu urteilen, ob ein Anwalt die Ehre seines Standes verletzt, wenn er ein Honorar unter dem Anwaltstarif annimmt. Einem Advokaten war nämlich die Schändlichkeit zur Last gelegt worden, er nehme für die Vertretung seiner Klienten niedrige Honorare und vertrete arme Leute sogar ohne Entgelt. Diese Preisunterbietungen wären eine illoyale Konkurrenz. Der beschuldigte Advokat erklärte vor dem Disziplinargericht, es sei richtig, daß er kleine Honorare und einen großen Klientenkreis hätte — daß Umgekehrte wäre ihm

Digitized by Google

übrigens lieber. Der große Klientenkreis rekrutiere sich nämlich aus den Ärmsten der Armen, die überhaupt gar nicht imstande seien, nach dem Advokatentarif zu zahlen. Da bleibe ihm gar nichts anderes übrig, als das zu nehmen, was die Leute zahlen können. Denn etwas sei besser als gar nichts. Wenn man bedenke, daß seine Einnahmen nicht einmal zur Deckung seiner bescheidensten Lebensbedürfnisse ausreichen, so könne von einem illoyalen Wettbewerb gar keine Rede sein. Der Disziplinarrat der Anwaltkammer erkannte jedoch in der Annahme von Honoraren unter dem Tarif eine Verletzung der Standespflichten und fällte einen Schuldspruch. Das Ansehen der Advokatur ist gefährdet worden! Wenn man bedenkt, welche schrecklichen Folgen solche unentgeltlichen Vertretungen haben können, muß man eine Geldstrafe für durchaus angemessen erachten. Wenn dergleichen nicht bestraft würde, könnte es nächstens den armen Leuten, die absolut nichts zahlen können, in den Sinn kommen, die Anwaltsstuben wie die Heuschrecken zu überfallen. Sie könnten sich am Ende gar einbilden, daß jeder Wiener Anwalt so schändlich sein könnte, ihnen seinen Rechtsschutz unentgeltlich zu gewähren. Es wäre in der Tat der Ruin des ganzen Standes. Denn die armen Leute würden nicht lange bei einem Anwalt um die Vertretung ihrer Sache betteln, sie würden sie fordern und drohen, zur Konkurrenz zu gehen. Der Stand wäre vernichtet; denn gegen die Organisation der prozeßführenden Bettler wäre einfach kein Mittel gewachsen. Diese Schmutzkonkurrenz war im Advokatenreich, wo bekanntlich sonst alles in schönster Ordnung ist, der einzige wunde Punkt. Daß Referendare und Assessoren von ihren Chefs keine hundert Mark Gage bekommen, ist in Ordnung. Und daß Anwälte das Zehnfache dessen verlangen, was ihre Leistung wert ist, kann man nur als trockene und loyale Erfüllung der Standespflichten bezeichnen. E. F. (Wien).

* * *

Das Recht aufs Schiessen.

Ein Wiener Komponist, der ein Haus besitzt, hatte einen Mieter, der sich damit vergnügte, im Garten ein Grammophon unaufhörlich spielen zu lassen. Davon ging vor einigen Tagen dem Hausherrn und Komponisten die Geduld aus, und er gab auf das unvermeidliche Grammophon ein paar Schüsse ab. Er schoß dem Ungeheuer mitten in den Rachen. Das Grammophon ist zerstört, mehrere Personen wurden ohnmächtig, und der Grammophonbesitzer bekam einen Nervenchok. Trotzdem möchte ich auf Freisprechung des Schuldigen plädieren und den mutigen Mann zum Ehrenmitglied des Antilärmvereins ernannt sehen. Denn seine Schüsse dröhnten nur wenige Augenblicke. Dann war Ruhe um das Grammophon, das er mitten in der Blüte seines kakophonischen Wirkens geknickt hat. Wenn der Komponist auf den Einfall käme, seinem Richter ein billiges Grammophon zu kaufen, kann er nach meiner Meinung nicht schuldig gesprochen werden. Eine Verleitung zum Selbstmord ist ja nicht strafbar. Ich halte es aber für sicher, daß der Richter selbst zum Revolver greifen würde. Entweder um sich selbst oder das Grammophon zu entleiben. Ein gutes Grammophon mag ja eine ganz nette Sache sein, wenn man sie löffelweise genießt — in ganz kleinen Rationen. Es gibt aber billige Sprechmaschinen, aus denen der Sänger so heiser singt, daß einen unwillkürlich das Bedürfnis anwandelt, selbst zu gurgeln, und wenn dann dem Sänger eine Primadonna und der Primadonna ein Waldhornsolo, dem Waldhornsolo eine Soloszene und dieser das Couplet folgt: „Geh', kauf mir ein Automobil, das ist so herrlich und kostet nicht viel", so darf man schon schießen. Das muß einem erlaubt sein. Gehört zu den primitivsten Menschenrechten, mit denen man einfach geboren wird, die man nicht erst erwerben muß. Was darf man denn eigentlich sonst gegen eine benachbarte Tochter mit einem verstimmten Klavier machen? Auf Grammophone sollte überhaupt und auf Klaviervirtuosen dann geschossen werden dürfen, wenn sie falsch spielen. E. F.

* * *

Chirurgische Justiz.

Es gibt eine juristische Medizin, warum soll es da nicht eine medizinische Justiz, eine chirurgische Justiz im Speziellen geben. Zwar bestraft man unter unzivilisierten Nationen Verbrecher durch Amputation nützlicher und angenehmer Körperteile; aber das geschieht auf roh empirischem Wege und ohne höheren Zweck, als den der Strafe allein. Herrn Viand-Bruand, einer Leuchte der französischen Ärztewelt, ist es vorbehalten geblieben, diese Mängel zu beseitigen und die Chirurgie mit der Jurisprudenz zu verschmelzen. In der Chronique médicale empfiehlt er als radikales Mittel gegen die Apachen, „auf die sicherste und schmerzloseste Weise die Reproduktionsfähigkeit der Gewohnheitsverbrecher zu beseitigen." Und von andrer ärztlicher Seite wird dieses Mittel gleichfalls empfohlen und darauf hingewiesen, daß schon die Röntgenstrahlen hinreichten, die von Viand-Bruand empfohlene Operation völlig schmerzlos durchzuführen. Es lebe die Wissenschaft! Die Humanität lebe gleichfalls! Wir verdammen die Applikation von ungebrannter Asche, die ja nur ein einfaches Hausmittel ist, und bevorzugen das Allerneueste aus dem reichen Heilmittelschatz der modernen Medizin. Ungeahnte Ausblicke eröffnen sich, da die Methode entwicklungsfähig ist. Schlechten Sängern und langweiligen Rednern werden die Stimmbänder zerstört, gewissen Schriftstellern die Schreibfinger in Gipsverband gelegt. Auch sollte man das radikale Verfahren Viands nicht auf Apachen beschränken, es gibt kein bessres, um das Wachstum oppositioneller Parteien zu verhindern. Da es schmerzlos ist, so darf sich ein Betroffener nicht einmal beklagen. Natürlich müssen alle Kunstregeln, muß die Asepsis streng beobachtet werden, die Exekution ist daher von praktischen Ärzten zu vollziehen, die Rang und Titel der Assessoren haben müßten. — Scherz beiseite, vor lauter Humanität fällt man in die Barbarei zurück.

Dr. M. P.

* * *

Nochmals „Der Unterrock in der Mädchenschule".

Die Naumburger Schulaffäre, die Heinrich Vollrat Schumacher in Nr. 30 der „Gegenwart" behandelte, hat den Direktor der betreffenden Schule, Herrn Prof. Dr. Borkowsky, veranlaßt, „im Einvernehmen mit dem Kuratorium der Anstalt" uns eine Erwiderung einzusenden, der vollinhaltlichen Abdruck zu gewähren für uns weder ein preßgesetzliches noch ein Gebot der Loyalität vorliegt. Soweit letzteres in Frage kommt, genügen wir ihm durch Wiedergabe der folgenden Sätze aus dem Schreiben des Anstaltsleiters: „Die Untersuchung hat ergeben, daß die Lehrerin, eine im Unterricht bewährte Dame, sich bei ihrer Kritik nichts Pflichtwidriges zuschulden kommen ließ. Diese Kritik ist vielleicht scharf gewesen, aber es ist auch festgestellt, daß Ausdrücke, wie „ordinär" oder dergleichen in der Klasse überhaupt nicht gefallen sind. Kein Lehrer hat in dem Aufsatz etwas Unmoralisches gefunden; lediglich das Ungeziemende des Tones ist gerügt worden." „. . . Ich machte amtlich bekannt, daß ich jederzeit zu einer mündlichen Auskunft in der Frage gern bereit sei: Niemand hat von diesem Anerbieten Gebrauch gemacht." „. . . Wie man den an sich unbedeutenden und nur künstlich aufgebauschten Naumburger Vorgang in Verbindung setzen kann mit den Berliner Schüler-Selbstmorden und dem Essener Klassengymnasium, bleibt hier völlig unverständlich." — Die Redaktion der „Gegenwart" hat die Erwiderung des Direktors dem Verfasser des Artikels vorgelegt und daraufhin von diesem eine ausführliche Gegenerklärung erhalten, aus der hier, nach demselben Herrn Professor Borkowsky gegenüber zur Anwendung gebrachten Grundsatz nur das wirklich Wesentliche in Folgendem wiedergegeben sei: „Ich konstatiere: was auch immer die Lehrerin mit ihrem Ausdruck „ordinär", der feststeht, gemeint haben mag, so hat sie sich zweifellos derartig ausgedrückt, daß aus ihren Worten die rohen Elemente der Klasse Veranlassung nahmen, über das Kind herzufallen; sie haben es mit Ausdrücken wie: „Unanständig! Ordinär! Unmoralisch! Du mußt aus der Schule! Du

Digitized by Google

verdirbst uns!“ usw. regaliert und für die Verbreitung der verleumderischsten Gerüchte durch die ganze Stadt derartig gesorgt, daß schon ein paar Stunden später die Eltern des Kindes von andern über die beschimpfenden Gerüchte orientiert wurden. Das ist nicht „künstlich aufgebauscht“, sondern Tatsache. . . . Ich konstatiere ferner: „Ein Kind ist beschimpft worden im Anschluß an die Äußerung einer Lehrerin. Die Mutter hat beim Direktor Klage erhoben. Dieser hat nichts getan, um die verletzte Ehre des Kindes wiederherzustellen. Und was die Schlußbemerkung des Direktors betrifft, daß es dort völlig unverständlich bliebe, wie man den Naumburger Vorgang in Verbindung setzen könne mit den Berliner Schülerselbstmorden &c., so frage ich den Herrn Professor: „Wissen Sie denn nicht, daß diese Schülerselbstmorde fast durchweg aus verletztem Ehrgefühl entsprungen sind? Wie nun, wenn das Naumburger Kind aus seinem Gefühl der verletzten Ehre heraus einen unbesonnenen Schritt getan hätte? Sollte man warten, bis das Kind ertrunken war, um alsdann die Saale zuzudecken?“ „. . . Für eines danke ich Ihnen, Herr Direktor! Dafür, daß Sie jetzt endlich öffentlich zugegeben haben, daß kein Lehrer in dem Aufsatz etwas Unmoralisches gefunden hat. Sie haben aber nichts getan, um die Öffentlichkeit hierüber aufzuklären, damals, als jene Verleumdungen zirkulierten.“ L. K.

* * *

Theaterpraktiken.

Die jüngsten Vorgänge an zwei größeren Berliner Theatern lassen, wie Otto Bellmann sagt, „tief blicken“. An die eine Bühne wird ein reicher Dramaturg mit der alleinigen Aufgabe, fortwährend zuzubuttern, engagiert, bis ihm bei einem Riesendefizit von 200 000 Emmchen schließlich die Geduld reißt, und seine fromme Milch sich in gährend Drachengift verwandelt. Er geht zum Kadi: die berühmte einstweilige Verfügung, die von der nächsten Instanz mit tödlicher Sicherheit aufgehoben wird. Schließlich verständigt man sich, und es wird fortgewurstelt nach geradezu gemeingefährlichen Grundsätzen. Dramaturg, bleib bei deinem Leisten. Schreibe Waschzettel und sende die Dramen mit einer verbindlichen Redewendung als ungeeignet zurück. Das Komödiespielen ist für unsre jungen Herren aus Berlin WW. nachgerade verdammt teuer geworden, und es ist ein Jammer mitanzusehen, wie hier Geld verpulvert wird, das man wahrhaftig zu Kulturzwecken verwenden könnte.

Der zweite Fall, der das Lustspielhaus zum Mittelpunkt hat, ist krasser, aber mit kühlem Blut betrachtet, eigentlich nicht halb so schlimm. Es handelt sich hier um eine nicht ganz reinliche, aber absolut private Affäre zwischen dem Herrn Direktor und einem Mitgliede, mit dem er seit Jahren ein stadtbekanntes Verhältnis hat. Er soll von ihr, mit Wissen seiner Frau, Geld entliehen haben, ohne es zurückzugeben, und andre Scherze getrieben haben. Du mein Gott, wenn alle Theaterdirektoren in analogen Fällen angeklagt würden, die Szene würde dann wirklich zum Tribunal, und es gäbe eine neue Theaterstadt Moabit. Die Bühnengenossenschaft hat hier der Sache der Schauspieler mit ihrem blinden Eifer nur geschadet. Nein, meine Herrschaften, beim Theater geht es wirklich nicht reinlich zu, und heute weniger reinlich als je. Fast keiner unter den Direktoren unsrer Reichshauptstadt steht fest auf seinen zwei Beinen, und wenn es hier einmal ernstlich zu kriseln anfängt, so ist ein allgemeiner Theaterkrach ganz unausbleiblich. Unsre Bühnenleiter zahlen unsinnige Gagen für ganz mittelmäßige Schauspielkräfte, die sie überdies nicht einmal beschäftigen können oder spazieren gehen lassen, um sie fortzuärgern. Die Gründe für solche Engagements sind stets in der Finanzierung zu suchen. Unsre wackern Mimen haben eben Geldleute hinter sich, mit denen sie nur gegen fabelhafte Kontrakte herausrücken. Vielleicht schreibt ein mit diesen seltsamen Schiebungen vertrauter Dichter einmal den Theaterroman unsrer Zeit, in dem freilich von Kunst nur ganz obenhin die Rede sein darf. Nun rollt es weiter. Der Etat zwingt zur Heraufsetzung der Eintrittspreise. Herr Publikus sträubt sich ganz mit Recht, und da er der notwendigste Faktor im Spiele bleibt, erhält er gegen ein Trinkgeld Eintritt durch die Hintertür. Man nennt das dann Billetsteuer. Die Herrschaften täten gut daran, sich vorzusehen. Das Publikum hat ein ganz deutliches Reinlichkeitsgefühl und betritt keine Stätten, wo mehr hinter den Kulissen — immer am Staatsanwalt vorbei — agiert wird als auf der Szene. Noch ein paar Enthüllungen, zu denen ich nicht beitragen möchte, und das „Volk“ bleibt ganz aus. Der Direktor mag dann mit dem Teller bei seinen Freibilletlern sammeln gehen, oder er mag wie einst in der guten alten Zeit seine hübschen Kinder in die Häuser schicken . . . . .

Hans.

* * *

Germanische Mustergeduld.

Im November des Jahres 1909 ging in Bitterfeld der Steuerbeamte Knull zum Rentier Stull und sagte: „Es ist ja garnicht unmöglich, daß Sie ein wenig noch nicht besteuerten Kaffe haben. Sie dürfen nur 10 Kilogramm haben. Was darüber ist, muß versteuert werden. Machen Sie mal alle Schränke und Kommoden auf.“ Herr Stull holte sofort seine Frau und seinen ältesten Sohn und das Dienstmädchen. Und diese vier öffneten nun alle Behälter in der ganzen Wohnung. Herr Knull, der germanische Beamte, riß die Wäsche raus, schmiß die Kleider durcheinander, nahm in der Küche alle Büchsen und Schubladen und Kasten vor und suchte den Kaffee. Als er den gefunden hatte, sagte er zum Dienstmädchen: „Wiegen Sie mal den Kaffee; wir wollen doch sehen, wie viel es ist.“ Es waren drei Kilogramm. Herr Knull bat um ein Streichholz, es wurde ihm sogleich von Herrn Stull brennend überreicht. Der Beamte zündete sich eine Zigarre an und sagte: „Jetzt packen Sie nur wieder alles ein.“ Familie Stull tat, wie der Beamte befohlen hatte, und dieser ging schweigend und rauchend davon — zum nächsten Rentier, allwo er genau so verfuhr — wie bei Herrn Stull. Dann ging er auf den Markt, auf dem Nahrungsmittel verkauft wurden. In der Nähe des Marktes sah der Beamte fünfundzwanzig Herren mit photographischen Apparaten. „Warum,“ fragte er den nächsten Herrn, „stehen Sie hier mit den photographischen Apparaten?“ Da sagte der eine ganz bescheiden: „Wir sind Berichterstatter einer angesehenen Berliner Tageszeitung und haben den Auftrag, bei Ausbruch einer Revolution die Massenkämpfe zu photographieren. Wir sollen hauptsächlich in Raserei verfallende Fischfrauen photographieren.“ Herr Knull lächelte und rief dann laut: „Alle fünfundzwanzig Berichterstatter werden hierdurch aufgefordert, sofort ihre Sachen zusammenzupacken und mit dem nächsten Zuge wieder nach Berlin zu fahren. Hier bricht keine Revolution aus, selbst die Fischfrauen sind so ruhig — wie es gesitteten Leuten geziemt.“ Die Berichterstatter packten zusammen und eilten im Laufschritt dem Bahnhof zu. Da gab Herr Knull einem zehnjährigen Knaben eine schallende Ohrfeige. Der Knabe verbeugte sich und sagte: „Ich danke auch schön, Herr Knull.“ Die Fischfrauen klatschten in die Hände und riefen: „Bravo! Es lebe Herr Knull!“ Der Beamte lächelte abermals und ging in den alten Ratskeller und ließ sich ein gutes Frühstück vorsetzen. Er aß und trank. Als er gesättigt war, sang er mit gewaltiger Baßstimme: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin!“ Und alle Gäste des Lokals sangen mit. Und dann ertönten draußen die Kirchenglocken. Und alle Bewohner Bitterfelds beugten den Kopf ein wenig nach links und sahen freundlich gradaus.

Paul Scheerbart.

Digitized by Google

Himmelsverdüsterung.

Zwischen Schwanken, Zagen, Irren,
Mitten in den schlimmsten Wirren
Blick' ich aufwärts hoffnungsvoll;
Da das Irdische vergällt mir,
Such' ich eine bessre Welt mir — —
Da — aus seinem Motorzelt mir
Winkt der Aronaut wie toll.

Himmel, welch verrücktes Wandern,
Einer reiht sich an den andern,
Flugmaschine, Aroplan,
Aviatiker entschlossen
Gondeln, schiffen unverdrossen,
Segeln oder treten Sprossen
Aber Berg und Ozean.

Ha, ein wahres Luftgemorde,
Hier Rekorde, dort Rekorde,
Englisch, deutsch, Amerikä —
Italiener und Franzosen
Lüften ihre luft'gen Hosen
In dem Reich, dem herrenlosen,
Von Berlin bis Ninivä.

Zepp'linsaat! Schon wird mir bange,
Es erbleicht mir stracks die Wange,
Dumpf im Halse würgt der Kloß.
Täglich wird der Himmel bunter . . .
Auf, Pastoren, betet munter,
Betet uns die Kerls herunter,
Sonst gehn dort die Wirren los!

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Wir Luftschiffer. Die Entwicklung der modernen Luftschifftechnik in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Dr. Bröckelmann. Verlag von Ullstein & Co., Berlin.

Wenn irgend ein Gebiet der Technik, der Wissenschaft, des Verkehrs oder des Sports gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses steht, so ist dies die Luftschiffahrt, die auf diese vier Zweige menschlicher Tätigkeit gerade in jüngster Zeit einen weit ausgestalteten Einfluß ausgeübt hat.

Bei dieser Ausdehnung ihres Einflusses ist es natürlich unmöglich, daß ein einzelner die Fortschritte auf allen diesen Gebieten in sich aufzunehmen, zu verfolgen oder gar darzustellen vermag. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, die Schilderung dieser Fortschritte in der Weise vorzunehmen, daß er eine Anzahl hervorragender, um die Entwicklung der Luftschiffahrt durchweg hochverdienter Mitarbeiter um sich versammelte, von denen jeder das Gebiet bearbeitete, dessen Förderung er zu seiner speziellen Lebensaufgabe gemacht hat. Auf diese Weise ist es gelungen, dem gewaltigen Stoff in jeder Hinsicht gerecht zu werden und ein Werk zu schaffen, das in jedem einzelnen seiner zahlreichen Kapitel als autoritativ bezeichnet werden kann. Wir finden darin vom Werdegang des Luftschiffers sowohl wie von dem des Ballons an alles geschildert, was überhaupt auf die Luftschiffahrt, auf ihre Geschichte, ihre Entwicklung, ihre wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel, ihre Erfolge, ihren gegenwärtigen Stand und auf ihre Zukunft sich bezieht. Namen wie Süring, Berson, Erbslöh, Aßmann, Schaeck, Graf Zeppelin, Santos Dumont, v. Parseval, die alle mit Beiträgen vertreten sind, sprechen für sich selbst, und so können wir denn das vorliegende, prachtvoll ausgestattete und mit zahlreichen Abbildungen, Tafeln und Tabellen versehene Werk allen denen als glänzenden Führer bestens empfehlen, die sich für die Luftschiffahrt oder für einen besonderen ihrer vielen Zweige interessieren.

Dr. Albert Neuburger.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Friedrichstr. 110–112
Oranienburgerstr. 54–56a
Passage-Kaufhaus
Betriebsgesellschaft m. b. H.

Für die Leser der „Gegenwart". Besonders empfehlenswerte P.K.-ARTIKEL

SPORT-KRAVATTEN
in karr. Mustern
3 Stück 1.–

HERREN-TASCHENTÜCHER
Prima P.K. Qualität
mit bunter Kante
½ Dutzend 1.25

LODENHÜTE
vorzügl. Qualität
in modernen Formen 1.65

HERREN-HANDSCHUHE
Suède imit., Marke P.K.
Gelb und farbig
Paar 1.10 65 Pf.

MACO-HEMDEN
mit farb. Einsatz
1.65

P.K. ZIGARREN
Specialmarke
„Culsura"
hochfein, 10 St. 1.20

ZIGARETTEN-ETUIS
in reichster Auswahl
Stück von 90 Pf. an

Bitte zu wenden!

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa u. Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des **Norddeutschen Lloyd** verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—**Bremen-Genua** u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
UnterGarantie der StuttgarterMit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall-u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

An das
Passage-Kaufhaus
Berlin.

BESTELLSCHEIN.

Unter Nachnahme bitte ich mir zu senden:

.....

.....

.....

.....

Unterschrift.....

Adresse .....

Bei Aufträgen von 15 M. an erfolgt der Versand franko.
Nichtgefallendes ist von Ihnen sofort kostenlos zurückzunehmen und der dafür entfallende Betrag zurückzuzahlen.

Passage-Kaufhaus

Besonders empfehlenswerte P. K.-ARTIKEL

AKTENMAPPE
schwarz und braun
Kunstleder mit 2 Druckkn. 3.50 **2.90**

P. K. Füllfederhalter
m. Ia. 14 kar. amerikanischer Goldfeder **3.50**

P. K. KOPFBÜRSTE
gar. reine Borste
unerreichte Haltbarkeit Stück **1.30**

HERRENSCHIRM
Reinseiden,
extra dünnes Gestell, mit Futteral **4.90**

P. K. Briefordner
prakt. System **75 Pf.**

HERREN-SOCKEN
FIL D'ECOSSE
Moderne Muster Paar 95, **65 Pf.**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 34. Berlin, den 21. August 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Wird der Kurs der alte bleiben?

Herr v. Bethmann-Hollweg ist noch ein stiller Mann. Als er die höchste Würde im Deutschen Reiche erhielt, da waren die gewaltigen Stürme eben vorübergezogen, und er durfte unter den Rapport über die spärliche Ernte gerade noch sein Petschaft drücken. Als Herr Otto v. Bismarck einst von seinem getreuen Roon nach Frankreich hin das Telegramm erhielt, daß die Birne reif sei, als er dann auf dem Wege über Babelsberg den Mut seines königlichen Herrn wieder aufgerichtet hatte, da mußte er schon nach wenigen Tagen sich in den feurigen Ofen des preußischen Landtags stürzen, und schon nach wenigen Tagen hatte der neue Mann das neue Programm verkündet, daß nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse die großen Fragen der Zeit entschieden werden, sondern durch Eisen und Blut. Alle seine Nachfolger haben eine Schonzeit erbeten und erhalten, Bismarck allein hat ihrer nicht bedurft, und wenn er auch vorher nicht an leitender Stelle stand, so hatte doch seine genialische Kraft schon tiefe Spuren gegraben in dem Bewußtsein der Menschen, und seine „alte Reputation von leichtfertiger Gewalttätigkeit" gab der Zukunft schon bei seinem Eintritt in die Pforte das Gepräge der Kampfzeit. Jetzt, da Herr v. Bethmann-Hollweg der Steuermann des Reichsschiffes wurde, schwellt nur ein leises Sommerlüftchen die Segel: das Parlament ist heimgezogen, und der Zorn über die Ereignisse wird sanfteren Trieben das Feld räumen; denn auch die Schale des heißesten Zornes verdunstet im Laufe der währenden Tage. Herr v. Bethmann-Hollweg darf sich schonen und in Muße seinen Acker bestellen. Bis dann die herbstlichen Blätter von den Bäumen gefallen sind . . .

So muß man rückwärts schauen, wenn man die Zukunft, die Richtungslinien erkennen will, in denen sich der neue Mann und der neue Kurs bewegen wird. Aber wird es überhaupt sich um einen neuen Kurs handeln? Um einen völligen Wechsel des Systems wie damals, als Herr v. Caprivi, müde des Sternengefunkels am deutschen Himmel, die Welt durch ein Nachtlicht erleuchten wollte? Oder auch wie in den Tagen, da Onkel Chlodwig als Retter in der Not Giganten-Taten verrichten sollte und zach und müde das Schifflein ein wenig in die Fahrtrichtung des ersten Kanzlers zu lenken suchte? Oder wie in der ersten Maienzeit des Fürsten Bülow, der doch berufen war, Frische und Temperament in das müde Gleichmaß der Schillingsfürster Ära zu bringen? Sicherlich nicht. Denn Herr v. Bethmann-Hollweg wurde vom Fürsten Bülow doch nicht nur als ein begabter und tüchtiger Mann zur Nachfolge empfohlen, sondern auch deshalb, weil er in ihm den Schatzhüter seiner eignen Gedanken erblickte. Und in der Tat ist der neue Mann kein unbeschriebenes Blatt. Denn wenn er auch der Politik bisher nicht die entscheidende Richtung gab, so sind doch preußische Minister und deutsche Staatssekretäre noch keine Marionetten gewesen, die gedankenlos dem Drahte folgen: wenn Herr v. Bethmann-Hollweg energisch die Politik des Fürsten Bülow vertrat, so muß diese Politik auch seine eigene gewesen sein, und wenn er sie in den Parlamenten mit eifriger Rhetorik und mit vielen Gründen verfocht, so diente er doch nicht nur als Trompete, sondern er war selbst ein Musikant. Will man darum seine Wesensart erkennen, so muß man nach den Früchten forschen, die er bisher reifte.

Und da wird sich das Bild eines konservativen Staatsmanns moderner Prägung, nicht aber ein Bild ergeben, zu dem etwa die polnischen Besieger des Fürsten Bülow mit hoffnungsfrohen Blicken emporschauen können; auch nicht das Bild eines Mannes, der den mit rührender Beharrlichkeit in allen Fährnissen festgehaltenen Glauben der Linken erfüllen würde, daß endlich einmal ein liberaler Staatsmann, auch nur von Roggenbachscher Färbung, ihre Saat bestellen werde. Herr v. Bethmann-Hollweg ist nur selten in den Parlamenten aufgetreten, um zu grundsätzlichen Fragen das Wort zu ergreifen. Aber auch das Wenige genügt, um die Umrisse seiner Persönlichkeit scharf zu erkennen. So hat er sich mit allem Nachdruck zu der Polenpolitik des großen Kanzlers und des Fürsten Bülow bekannt, ja er hat sogar, als der Kampf um den vielgenannten Paragraphen 7 des Vereinsgesetzes und um das Verbot der polnischen Sprache tobte, mit starkem

Digitized by Google

Protest gegen jede andre Darstellung sich als den intellektuellen Urheber dieses Paragraphen bekannt. Und dieses Bekenntnis hat um so stärker gewirkt, als man ihm, der Jahre hindurch im Osten tätig gewesen, eine eindringliche Kenntnis des Polentums nicht absprechen konnte. Herr v. Bethmann-Hollweg aber wird auch als Kanzler die Altäre nicht stürzen, vor denen er gestern gekniet hat, auch nicht aus Dankbarkeit für die Männer, die so eifrig an der Grube seines Vorgängers schaufelten. Gerade er hat noch in letzter Stunde die schwankenden Elemente des Reichstags für den Gedanken der Repression des Polentums zu gewinnen gewußt. Und wie er hier die Autorität des preußischen Staates und den deutschen Charakter des Reiches festhielt und verteidigte, so auch in den Scharmützeln, in denen um die russischen „Schnorrer und Verschwörer", um das Schicksal der Silberfarb und Mandelstamm und die Tugend der Janina Berson gekämpft wurde. Auch in Zukunft wird „das unerschöpfliche Reservoir für revolutionäre Konspirationen", wie Herr Eduard Bernstein einst die russische Judenschaft nannte, ihre Wellen nicht ungehindert über das deutsche Land ergießen können.

Wie aber hat Herr v. Bethmann-Hollweg sich zu der Frage gestellt, die noch immer den Zorn im Busen der Linken am heftigsten erregt? Gerade damals, als er im Landtag in die Blütenträume der Linken mit rauhen Händen griff, hat man ihm den Namen des Philosophen gegeben, und dieser Name wieder entstammte seinem gedankenvollen Beweise, daß noch immer die großen Geister der Geschichte nnd des Wissens sich gegen das Recht und die entscheidende Geltung der Masse wandten. Und wenn er auch den Satz des Macaulay nicht zitierte: „Der ist nur ein kurzsichtiger Freund der unteren Volksklassen, der ihnen mit Eifer ein Wahlrecht zu verschaffen sucht, um sie allmächtig zu machen, ohne daß er ihnen die nötige Bildung gibt, die es verhindert, daß diese Macht zu einem Fluche für sie selbst und für den Staat wird", so war seine Rede doch ein entschlossenes Bekenntnis gegen die Durchführung des allgemeinen Wahlrechts auch in Preußen und zugleich eine kräftige Ablehnung des Caprivischen Gedankens, jede politische Aktion von den Wirkungen abhängig zu machen, die sie auf die Sozialdemokratie ausübt. Als damals Herr v. Bethmann-Hollweg sprach, da hatte die lustige Sieben noch nicht ihren Einzug gehalten, und der preußische Landtag hatte noch keine Sozialisten in seiner Mitte. Und dennoch ertönte am Schluß seiner Rede entrüstetes „Zischen Links". Hatte der Minister doch dem ewigen Doktrinarismus der Linken ruhig erwidert, daß es im historischen Leben allgemein gültige Formeln überhaupt nicht geben kann, und der Sehnsucht nach der Gleichmacherei das Wort Immanuel Kants, des „großen Aristokraten des Geistes", entgegengehalten, der es als das Prinzip jeder Gesetzgebung aufgestellt hat, „die Freiheit eines jeden auf die Bedingungen einzuschränken, unter denen sie mit jedes andern Freiheit nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann". Und er hat, wieder im Gegensatz zu der liberalen Doktrin, das Recht des Staates auf die Sicherung seiner Zukunft auch dann anerkannt, wenn die „Freiheit" der Einzelnen leidet. Er hat sich gegen jede Rücksicht auf die aura popularis, gegen die Nivellierung erklärt, und er hat das hohe Lied jener Kräfte gesungen, die den Fortschritt herbeiführen, die unsre materiellen und geistigen Güter produzieren, die der Gottheit lebendiges Kleid weben, und die im Kerne ihres Wesens doch keinen demokratischen, sondern einen aristokratischen Charakter tragen. „In gewissem Sinne," so meinte damals der heutige Kanzler, „beneide ich die Anhänger des Reichstagswahlrechts; es ist so furchtbar einfach, die Schablone ist vorhanden, nach der man ohne sehr viel Arbeit ein neues Gesetz würde vorlegen können, und man kann sich dabei auf Deutschlands größte Zeit und auf Deutschlands größten Staatsmann berufen." Aber die Voraussetzungen von einst, diese erhöhte Stimmung, dieses gewaltig wachsende Kraftgefühl, die nationale Freudigkeit haben andern Stimmungen Platz gemacht; einst vereinte das heiße Streben, der Qual der Zersplitterung zu entgehen, die ganze Nation zu gemeinsamen Zielen, heute jedoch würde die Auslieferung Preußens an die wechselnde Stimmung der Masse nur Bedürfnisse der Zerstörung erfüllen.

Das sind nicht Gedankengänge, die dem radikalen Liberalismus gefallen können, die ihn mit blindem Vertrauen auf eine neue Zeit erfüllen werden, in der die bundesstaatliche Tendenz, das gleiche Wahlrecht durchzuführen, auch auf Preußen übergreifen wird. Und vor allem: die Sozialisten werden es nur mit geringem Danke empfinden, daß er sie einst im Gegensatz zu jenen Kräften, die das Leben zur Höhe führen, als die Vertreter einer Bewegung hingestellt hat, die „schließlich alles Menschliche zu vernichten trachtet, weil ihr nichts Menschliches mehr heilig ist, weil sie keine Achtung vor den ewigen Gesetzen der Liebe und Treue zum Stamme ihres Volkes hat, vor dem gemeinsamen Herde und vor allem, was das Haus beherbergt, die nichts will, als ihre Macht zu etablieren auf den Fundamenten des Hasses und des Terrorismus". Herr v. Bethmann hat sich wiederholt zu einer kraftvollen und zugleich besonnenen Fortführung der Sozialpolitik bekannt, er hat eine Novelle zur Gewerbeordnung, das Gesetz über Arbeitskammern geschaffen und an der Revision des Versicherungswesens gearbeitet, er will auch den Enterbten geben, was ihnen zukommt, er zieht die Reform der Repression vor. Aber er wird der Sozialdemokratie niemals politische Zugeständnisse machen, er wird auch hier an dem Grundsatze festhalten, den Bismarck ver-

Digitized by Google

kündete: „Quieta non movere“, und mit größerem Rechte, als es nach der Entlassung des großen Kanzlers geschah, wird aus seinem Munde der Ruf erklingen können: „Der Kurs bleibt der alte!“

Zum Persönlichkeitsgedanken im Leben des Volkstums.

Eine Studie von H. Faubel (Hannover).

„Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.“

Wer diese Worte schrieb, war im höchsten Maße selbst Persönlichkeit und hatte in der langen Entwicklung seines Lebens den hohen Wert kennen gelernt, den eine in sich abgeschlossene Individualität darstellt, und als er sie schrieb, galt er schon als die bedeutendste Persönlichkeit seines Volkes. Persönlichkeiten sind Sprecher, Herolde der Volksseele, der großen Kämpferscharen, die auf dem Schlachtfelde des Lebens die einzelnen Volksindividualitäten verkörpern. Jede Entwicklungsstufe im Werdegang einer volkischen Einheit weist mehr oder weniger Persönlichkeiten auf, die eine Kristallisation der verschiedenen geistigen, sozialen und politischen Strebungen und Strömungen bedeuten. Sie sind gleichsam die ragenden Standarten im großen Wirrwarr des tobenden und brandenden Lebenskampfes der Völker, eines Lebenskampfes, der mit großen und abwechselungsreichen Intervallen über ein weites, unabsehbares Feld hingeführt wird. Wie auf dem Schlachtfelde die Massen der im blutigen Kampfe aufgelösten Kriegerscharen sich um die Fahnen sammeln, hier auch in schwerster Not den letzten moralischen Halt suchen, der sie Zaghaftigkeit und Todesfurcht überwinden läßt, so sind die großen Persönlichkeiten einer Epoche in der Entwicklung der Völker die Sammelpunkte, gleichsam die auf sich konzentrierenden Mittelpunkte, das Herz, zu dem alles Blut des Volkskörpers hinströmt. Jede Zeit lechzt nach Persönlichkeiten, die sie stolz als ihren Ausdruck postuliert. Allerdings ist nicht jede Zeit in gleichem Maße mit Persönlichkeiten begabt. Die augenblickliche Konstellation des ganzen wirtschaftlichen, geistigen und politischen Lebens läßt entweder Persönlichkeiten nicht entstehen, oder ein besonders in den Vordergrund der Allgemeinheit tretender Ausdruck der Volkskräfte läßt den Wert der Persönlichkeit, die bei uns jedenfalls auf dem geistigkulturellen Gebiete ihre Domäne hat, nicht so in die Erscheinung treten, oder vielmehr: läßt die Bedeutung, die sie für das Volkstum als solches hat, erst die spätere Generation erkennen. Unsere Zeit trägt den Stempel hastiger Maschinenzivilisation in sich, das Tagesleben mit seinen rasch wechselnden Erscheinungen, Erfolgen und Mißerfolgen läßt den von aufreibender Werktagsarbeit und ausgiebigem Genuß hingenommenen Menschen gar nicht oder sehr wenig zu innerer Ruhe und Kontemplation seiner selbst und der großen Zusammenhänge seines Volkes kommen. Der augenblickliche Erfolg spricht das Machtwort nicht nur für den sogenannten ungebildeten Menschen des Volkes, sondern auch für den Genußmenschen der begüterten Kreise. Die großen Zusammenhänge, in denen nun einmal das Volksleben und damit auch seines und das seiner Familie als Glied von Generationen sich naturnotwendig abspielt, bleibt für ihn, den raschen Erwerber, von wenig Bedeutung.

Der Wert der geistigen Persönlichkeit geht uns als den Angehörigen einer Zeit, deren Signatur rascher Tageserfolg ist, verloren, und wir müssen uns zu erinnern und vorzustellen versuchen, welches denn eigentlich diejenigen Individuen sind, die Grundstrebungen des Volkscharakters in sich verkörpern und damit das feste Fundament unsrer Zeit abgeben.

Welche Persönlichkeiten können wir nennen, die wir als Produkt unsrer Zeit bezeichnen und als Wegweiser unserer geistig-kulturellen Entwicklung betrachten dürfen, einer Entwicklung, die unbeschadet der Schwankungen und Wirrungen unsres Lagerlebens naturnotwendig ihren Weg verfolgt? Vergessen wir dann vor allem nicht bei der Betrachtung unseres heutigen Lebens, daß es sich abspielt unter dem schützenden Dach des Reichsgebäudes und daß damit aller geistigen, sozialen, künstlerischen Arbeit der gemeinsame Gedanke vorschwebt, daß sie im Interesse einer eventuell sich wieder anbahnenden spezifisch deutsch-germanischen Kultur getan wird, die bewußt alles Fremde auszumerzen sucht. Der Germane und Deutsche als Typ birgt die schroffsten Gegensätze in seiner Seele: neben gewaltiger, schrankenloser Phantasie der schärfste, die Wirklichkeit der Dinge unbarmherzig durchdringende Verstand, neben ungemessener Willenskraft seltene Gemütsweichheit, neben wilder Leidenschaftlichkeit und barbarischer Roheit ein streng gerechter, die höchsten sittlichen Forderungen erhebender Sinn, neben derbstem Realismus die Sehnsucht nach Schönheit und die edelste freiwillige Askese. Die großen Persönlichkeiten, die Blüten des Volksbaumes, werden natürlich in besonders hohem Maße diese Charaktereigenschaften in sich vereinigen und somit andeuten, in welcher Richtung die große Masse, die mehr oder weniger Instinkten unterworfen ist, die vorhandenen Kräfte leiten und veredelt verwenden soll. In diesem Sinne weist unsere Zeit vier Persönlichkeiten auf, die andeuten, in welcher Weise die im Volkstum rastenden Kräfte am besten verwendet, in welche Bahn die sprudelnden und rieselnden Quellen gelenkt werden können, in denen sich die gesunde und plastische Kraft des Volkes noch offenbart.

Digitized by Google

Schopenhauer, der Philosoph; Nietzsche, der Dichter-Philosoph, der Sprachkünstler; Böcklin, der Dichter-Maler; Hebbel, der große Dramatiker.

In Schopenhauer haben wir den schärfsten, die Wirklichkeit der Dinge unbarmherzig durchdringenden Verstand, gepaart mit der Sehnsucht nach Schönheit, neben Willenskraft einen die höchsten sittlichen Forderungen erhebenden Sinn. Der Mann, für dessen scharfen philosophischen Verstand Welt und Natur eine Objektivation des allen Dingen zu Grunde liegenden Willens in verschiedenen Abstufungen ist, für den der Wille gleichsam das Gebärende, das Prinzip der Elastizität ist, für den der Wille zum Leben das allerrealste ist, für dessen Ethik ist auch zugleich das Fazit die Selbstverneinung des Willens zum Leben, die entsagende Resignation. Wenn auch in dieser Philosophie ein Stück Schwächlichkeit steckt, so ist doch ihr Hauptgrundzug der des sittlichen Strebens und Arbeitens, des Insichversenkens in große Zusammenhänge und damit für unsere Zeit, die durch rasche Tageserfolge von den großen Zusammenhängen des Lebens, von den eigentlichen Quellen des Lebens hinweggezogen wird, als allgemeine Richtschnur, als eine Richtungslinie, auf die die bestehenden Kräfte hingelenkt werden können, zu gebrauchen.

In Nietzsche haben wir ein Prinzip, im Charakter seiner Werke und Sprache wilde Leidenschaftlichkeit und barbarische Roheit im Verein mit Sehnsucht nach Schönheit, im Ganzen das Prinzip ausgeprägtester Individualität. „Die blonde Bestie", das Prototyp der Kraft, wie sie im Germanen, in dem von ihm angestrebten Übermenschen verkörpert ist, ist für Nietzsche, den selbst kranken Mann, der hohe Gedanke. Der Übermensch, die durch Auslese, durch Kampf des Lebens herausgebildete hohe Persönlichkeit, ist das Ideal seiner Philosophie. Mit diesem Gedanken ist Nietzsche, obwohl dieser bei ihm infolge eigener krankhafter Veranlagung verzerrt und übertrieben, doch gerade zugleich ein spezifisches Produkt unsrer Zeit und zugleich ein Wegweiser zu dem, was wir anstreben sollen; wir sollen aus der Dekadenz unserer angekränkelten Zeit mit ihrem Mangel an frischen, selbständigen Persönlichkeiten zu bewußten Persönlichkeiten hindurchzudringen suchen. Wir sollten als Ganzes dahinstreben, das Prinzip unsrer Individualität gegenüber anderen Volksindividualitäten herauszukehren.

Ist Nietzsche durch seine Philosophie und durch das, was er anstrebt, durch seine Moral der Züchtung der Rasse der Herold, der uns zuruft, wohin wir unsre Kräfte lenken sollen — „das Leben selbst gilt mir als Instinkt für Wachstum, für Dauer, für Häufung von Kräften, für Macht; wo der Wille zur Macht fehlt, gibt es Niedergang" — der Vertreter deutsch-germanischer Individualität im Einzelleben und im Leben des Volkes als Kulturnation gegenüber anderen Nationen, so ist Böcklin, der dichtende Maler, ebenfalls eine durchaus germanische Individualität, die in ihrem Charakter unserer gesamten malenden Kunst und damit dem ästhetischen Empfinden weiter Kreise die Wege weisen kann. Wenn wir Böcklins Werke betrachten, finden wir eine durchaus mit Schopenhauers Philosophie verwandte germanische Auffassung. In der Kunst haben wir die ewigen Typen, die Urbilder dessen, was wir in den unendlich vielen Einzeldingen zerstreut finden, die der gewöhnliche Mensch, der nicht Denker, Träumer, Germane im höheren Sinne ist, zusammenhanglos ansieht. So ist Böcklin in besonders hohem Maße Ideen-Künstler, also echt germanische Natur. Etwas Mystisches, nicht ganz klar Abgetöntes liegt in seinen Gemälden, etwas Geheimnisvolles. In seinen Werken sehen wir die Natur, wie sie sich in den Augen, in dem inneren Seelenleben einer germanisch denkenden Träumernatur abspiegelt. In jedem seiner Bilder sehen wir nicht reine Natur an sich, wir sehen irgend eine höhere Idee in inneren Zusammenhang gebracht mit ihr. Es liegt ein arisch (indisch-)germanischem Gefühlsleben entsprechender metaphysischer Zug in seiner Kunst, wir werden religiös gestimmt und glauben etwas von dem heiligen Zusammenhang zu ahnen, in den der hoch metaphysisch angelegte Inder das Weben, Leben und Streben der Natur mit den organisch-physischen und psychischen Vorgängen des Menschen brachte. Es liegt Metaphysik, Religion, Sittlichkeit in Böcklins Kunst, er ist damit Germane und somit ein freudiger Beweis, daß auch unsere Zeit des im zivilisatorischen Maschinenbetrieb befindlichen Hastens und Treibens noch echt germanische Träumernaturen hervorzubringen vermag, die an Quellen und Gründen des Volkstums sitzen und ihm seinerseits die richtige Bahn weisen.

Zuletzt nennen wir Hebbel, den Sohn des trotzigen Dithmarschenstammes, der infolge seines Wohnens zwischen Meer und Heide, Geest-Marsch und Moor noch besonders stark den Stimmungen, Leidenschaften, die dem reinen germanischen Charakter eigen sind, zugänglich ist. Hebbel ist, wie in seinem Leben, so auch in seinen Werken eine echt germanische Kämpfernatur, die sich aus Trübnis und äußerer wie innerer Not zu den heiteren Höhen des Lebens hindurchringen mußte. Für ihn war das Leben im höchsten Sinne ein Kampf, nur des Kampfes wegen lebenswert. An ihm finden wir verkörpert, was den Charakter germanischer Kultur im allgemeinen ausmacht, mehr Gehalt als Form, niemals gleichmäßig, immer von starken Gegensätzen erfüllt, kampfdurchtobt. Wie er unserer Zeit als Mensch zum Vorbild dienen darf, unserer Zeit, die doch so viele weichliche Menschen zählt, so hat er uns auch besonders durch seine bedeutenden Dramen mit ihren gewaltigen, trotzigen Charakteren, die konsequent sich selbst durch die Irrwege, Kämpfe des Lebens hindurchringen, mit seinen Dramen, die einen hohen

Digitized by Google

sittlichen Lebensinhalt als Bedingung hohen Menschentums fordern, im Sinne Schillers ein Mittel gegeben, das auf die großen Massen des Volkes in mehr als einer Beziehung erzieherisch wirken kann. Das Trotzige, neben Leidenschaft und Kraft doch Sittliche, ist ein hohes Moment seiner dramatischen Dichtung, und der grade germanischem Wesen entsprechende Zug, die große Kraft und Leidenschaft hohen Zielen zu Liebe unterzuordnen, einzuschränken, ist ein für unsere Zeit bedeutsames Moment, das in der Lage ist, die Menschen, die im harten Industrie- und Werktagskampf zwischen Berufstätigkeit und rohem Genusse gedankenlos dahinleben, mit einem edleren Gedanken zu durchpulsen, sie daran zu erinnern, daß es etwas mehr gibt als bloße Augenblickserfolge, die doch nur an den Oberflächen des Lebens haften und geeignet sind, das wahre Menschentum zu töten.

„Nur der Dichter ist der wahre und eigentliche Mensch, nur von ihm ist für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten" — diese Worte Schillers sind von hohem ethischen Werte auch heute noch für das in Industrie und Großstadtleben aufgehende Volk zwischen Vogesen und Weichsel.

Vom Bildrahmen.

Ästhetische Studie von Dr. **Erich Everth** (Berlin).

Der Rahmen, nicht nur der so häufige, architektonisch geformte gibt dem Bilde stets etwas Zimmerähnliches, als wären da Wände, schirmende Decke und Fußboden. Einen eignen, heimischen Raum, fast den besondern Kabinetten für einzelne Werke ähnlich, hat so ein jedes Bild; ein wenig „Stubenluft" bekommt jedes, das so „zwischen seinen vier Pfählen" und „unter Dach" ist. Und diesen Timbre erhält es nicht nur durch die allgemeine Möbelähnlichkeit, die es mit der Rahmung gewonnen hat, auch nicht nur durch die vier Parallelen zur Zimmerwand, sondern vor allem durch das schützend abschließende Wesen des Rahmens, der flankiert und schirmt. So paßt das Bild zugleich zum Zimmer. Und das ist nicht allein um des letzteren willen gut, sondern auch, weil nun das Bild dort vertrauter, natürlicher erscheint. Solche Überleitung zum Wohnraum durch Anähnelung an dessen Geborgenheit vermeidet denn auch ein krasses, „hartes" Zusammenstoßen allzu verschiedener Sphären (Schein und Realität), also auch eine widerspruchsvolle und unlebendige Wirkung für die Darstellung. Jene deutliche Einfügung zwischen menschliches Gerät bildet ein „illusionsstörendes Moment", aber ein berechtigtes, stilistisches, wie man ähnliche in andern Eigentümlichkeiten des Rahmens gesehen hat. Bei Darstellungen der freien Natur ist sogar eine solche, der Art nach (nicht bloß räumlich) das Bild von der Umgebung abtrennende und zugleich mit ihr harmonisierende Überleitung durch zimmermäßige Fassung besonders nötig. Freilich erhellt anderseits an Interieurbildern der den Zimmercharakter eines dargestellten Innenraumes mehrende Eindruck des Rahmens vornehmlich leicht. Sieht man z. B. landschaftliche Natur in der Nähe des Bildes, etwa durchs Fenster, so könnte das Bild ohne jene domestikale Färbung, die der Rahmen gibt, momentan mit der Natur verwechselt und leichter von ihr „totgeschlagen" werden. Böcklin trug ja sogar Sorge, daß seine Werke nicht einmal in der Nähe von gärtnerischen Arrangements im Zimmer zu hängen kämen, da sie dieser Konkurrenz der Wirklichkeit nicht gewachsen seien.

Ja, selbst eine starke Bewegungsdarstellung wird im künstlerisch-illusionären Eindruck nicht geschädigt durch jene Angleichung an die Stube. Diesen Kunstcharakter mag man auch hier nicht entbehren, — wenngleich die Bewegung durch solche Schranken etwas gemildert wirken möchte. Denn namentlich Wahrheit hat solche stubenartige Begrenzung und Bindung bei bewegten Vorwürfen: regungslos still steht ja doch in der Tat alles im Bilde (man denke an Lessings Laokoon); darin liegen Grenzen der Bewegungsdarstellung in der bildenden Kunst, die nun durch die körperliche Grenze des Rahmens erklärt und natürlich erscheinen. Wo nicht etwas Neues ändernd und umwerfend eindringen kann, wie in der Natur jeden Moment, da motiviert das sozusagen der Rahmen erst und ermöglicht dabei doch die Bewegungsillusion ohne Widerspruch, d. h. ohne daß die dargestellte Bewegung tot und erstarrt erschiene. Ja, die Milderung des Bewegungseindrucks, z. B. durch einen besonders kräftigen Rahmen, hat schon als solche bei stürmischen Szenen Annehmlichkeiten; sie gibt die Verheißung, daß Auge und Bewußtsein ruhig verharren können und nichts aus dem Bilde hinausgelange — daher wir auch im Aufnehmen nicht hastig werden, nicht irritiert und nervös, wie man vor der Natur leicht gespannt ist, ob nicht etwas dem Gesichtskreis entschwinden werde. Innerhalb der Barriere oder Scheidewand des Rahmens kann nichts dazukommen, aber auch nichts hinweggehen und weggenommen werden, ein Eindruck, der ja auch in der inneren Komposition zu erstreben ist, auf den aber ein solches Hors d'oeuvre wie der Rahmen ebenfalls hinwirkt.

Kurz: auch im Innern und Einzelnen gibt sich durch den Rahmen alles harmonischer, z. B. nicht starr, sondern lediglich in glaubhafter Weise frei von allem Zusammenprall und Durcheinanderschütteln.

Aber weiter: der Eigenart aller Kunst überhaupt im Vergleich mit der Natur ist der Rahmen mit diesen Erhaltungsfunktionen gemäß und ähnlich.

Digitized by Google

Wird die Natur nicht von aller Kunst „aufgehoben“ (im Hegelschen Doppelsinn des Wortes) und hält nicht letztere scheinbar die vergänglichen Momente aus der Natur fest, wie etwa ziehende Wolken in reizvoller Konstellation? Das erfreuende Resultat eines solchen Fixierens wollen wir doch natürlich erhalten wissen. Und für die bildende Kunst (etwa gegenüber der Mimik oder der Dichtung) ist dieser konservierende Rahmen recht bezeichnend; denn der innerlich nicht transitorische Charakter jener Kunst hängt auch damit zusammen, daß sie Werke in dauerhaftem Material schafft, — zum Teil ja dauerhafterem, als die Stoffe der dargestellten Naturdinge selbst sind. Der Rahmen konserviert recht eigentlich und monumentalisiert sogar stets ein wenig, — man bedenke schon die dauernde Anbringung und festigende Straffung durch ihn. Bei monumentalen Darstellungen, die ja etwas zu verewigen trachten, paßt und hilft der Schutzausdruck größerer Rahmenanlagen denn auch besonders (vgl. Klinger); zudem pflegt alles Monumentale für besonders wertvoll zu gelten, und jedes Gute wünscht man zu erhalten.

Da wir von Werten sprechen: ein Wert ist bereits alles Künstlerische, als Geistgebilde genommen, und ein höherer, als es die abgebildeten Naturdinge uns meistens sind (mit Ausnahme des lebenden Menschen), — so daß denn auch die vermehrte Obhut im Vergleich mit der Natur nötig und verdient ist. Denn vor der letzteren eben haben die dargestellten Dinge im Rahmen die Umhüllung, die Enveloppe, die Einpackung voraus, — selbst die Flächenhaftigkeit der Malerei gibt so doch noch nicht die Entziehung gegenüber den Untastungen. Ein gemalter Blumenstrauß ist ja auch seltener als ein wirklicher; die Naturexemplare aller Gattungen sind zahlreicher als die Bilder davon und letztere so besonderer Behutsamkeit würdig.

Das Geisteswerk hat zudem qualitativ als etwas Psychisches, das es ist, gleichsam eine Zartheit, die es besonders empfindlich erscheinen läßt, und erleidet bei der Feinheit der Beziehungen, die im Kunstgebilde herrschen, schon durch kleine Beschädigungen erheblichen Abbruch. Dazu ist endlich das Dargestellte auch ausgesetzter als die Naturdinge: zunächst stoßen sich die letzteren nicht immer so sehr bei ihrem Wechsel, wo eben wie gesagt nicht alles festliegt, Wolken z. B. doch kaum, und wo das Material vielfach weniger spröde und dünn ist. Und dann: das Gemalte würde ohne Rahmen wie vor einer wirklichen Fläche und somit dieser gegenüber exponiert wirken — mehr wenigstens als die ganz frei stehenden Dinge in der Natur. Der Rahmen wiederum behebt auch letzteren Mißstand; er zeigt die Fläche deutlicher als bloßes Kunstvehikel an, hinter dem die abgebildeten Dinge liegen sollen, und nimmt durch diese körperliche Entziehung doch von den Illusionsinhalten nichts Wesentliches weg, verstärkt sie vielmehr, macht die Körper nur entfernter und die anstoßbare Fläche selbst etwas vergessen.

Aber selbst, wenn das Bild im Vergleich zur Natur den Rahmen nicht brauchte, so bekäme es durch letzteren immer noch allerlei neue Charaktere, ein plus, ein opus supererogatum; Qualitäten werden geschaffen; andre, die jedes Bild in sich hat, durch ihnen ähnliche verstärkt:

Akustisch z. B. herrscht vermöge der Rahmenwände gleichsam Stille im Bilde, die ja in der Tat als unvermeidliche Abstraktion gegenüber der Wirklichkeit da ist. „Wie des Lebens schweigende Phantome glänzend wandeln an dem styg'schen Strome“ (Schiller) — auch das ist durch den Rahmen einigermaßen erklärt, stilistisch natürlich gemacht. Nun scheint es angenehm verschwiegen dort drinnen, lauschig und heimlich, erfreulich für die dargestellten Personen. Sie erscheinen ungestört, was bei manchen Bildern so nötig ist. Geistige Arbeiter namentlich, die gesammelt und bei sich sind, Ruhe brauchen und stille sind, sperren sich gern ab gegen den Lärm. Aber überhaupt etwas Friedliches gibt der Rahmen ihnen, ein Behaglichsein und Sichwohlfühlen, ein Hinleben in Sicherheit. Geistesmenschen werden ja oft durch ein klausnerartiges Im-Gehäus-Sein charakterisiert. Nun, am Rahmen braucht es dazu keine besonderen Hinweise in den Formen, allenfalls ist bei Erasmusnaturen, die vom Schwarm möglichst weit sein wollen, der Binnen-, also gleichsam Doppelrahmen erwünscht. Eine vollends zimmerähnliche Ruhe geben die so häufig unten im Bilde angedeuteten rahmenähnlichen Fensterbrüstungen wie etwa bei dem Jünglingsporträt von Giorgione in Berlin oder dem Geiger von Sebastiano del Piombo. Auch der Dargestellte selbst wird ruhig und somit vornehm. Und wie man vor Leuten von Rang „ehrfürchtig schweigt“, sie nicht stören will, so empfindet man in solcher Rahmung Hochachtung vor dem Abgebildeten ausgedrückt. Geistiger Eminenz scheinen damit Belästigungen vom Leibe gehalten, als habe sie nichts zu tun mit gewöhnlichen Geistern und Dingen. Ja, bis zu religiöser Feierlichkeit kann solcher Eindruck sich steigern und als eine lautlose Scheu vor etwas Ewigem gedeutet werden, — wie dieses selber auch nicht in vergänglichen Lauten vernehmbar wird. Religiöse Darstellungen mögen ja überhaupt das Göttliche der Berührung mit der Außenwelt besonders enthoben zeigen. Dann leben die überirdischen Gestalten unabhängig, in olympischer Ruhe, ungerührt, unantastbar und selbstgewiß, erhaben und selbständig, sie scheinen ewig zu bestehen, unwandelbar, da nichts ihnen zu nahe treten kann: auch zu diesem Eindruck helfen stärkere Rahmungsanlagen. Bilder göttlichen und religiösen Inhalts dürfen doch auch möglichst wenig von außen bewegbar, verstellbar scheinen und herumstoßbar. — Doch alles inhaltlich Stille überhaupt in den Dar-

Digitized by Google

stellungen wird besonders verstärkt durch den Rahmen, etwa durch einen recht tiefen (und nicht bloß durch dessen ruhige Einzelformung).

Somit noch einmal: jedes Bild lebt und webt sozusagen in einer Sphäre abseits von der Welt und hat etwas Intimes; ja, es erscheint wie geschützt selbst gegen störende Blicke (von einigen Seiten ist es das ja wirklich, man wolle sich nur abermals einen recht tiefen Rahmen vergegenwärtigen).

„Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst," sagt Mörike. All diese besprochene Hütung stimmt ausnehmend zum allgemeinen Kunstcharakter der dargestellten Zustände und Stimmungen, d. h.: zu der nicht bloß spirituellen, sondern auch harmonischen Umbildung, die jeder, auch der „realste" Vorwurf, durch die künstlerische Formung erfährt. Mehr zu Kunst wird ein jedes Bild durch diese Faktoren der Rahmung, die zu all dem Phantasiewesen mit seiner Zartheit und glückvollen Eurhythmie der Lebensgefühle so durchaus passen. Die Inhalte bekommen etwas Ideelleres und Idealeres durch den Rahmen; denn sie sind dem Mechanischen mehr entrückt und entbehren verhältnismäßig eines der Hauptmerkmale des Materiellen — daß sich hart im Raume die Sachen stoßen, — gleichsam psychischer, geistiger werden sie. Mit gemein Materiellem haben sie keine Gemeinschaft und unmittelbare Berührung mehr. Wie sehr braucht zumal ein Gemälde visionären Inhalts den Rahmen! Aber da doch immer noch etwas Körperliches dargestellt bleibt, wird dieses Physische gleichsam nur der alltäglichen Daseinsweise enthoben, in eine Sphäre leichteren Lebens versetzt. Auch uns gegenüber ist es entzogen, hat es das Pathos der Distanz. Und bei etwas besonders Ideellem und ideal Dargestellten verlangen wir, nach seiner Eigenart und seinem Wert, besondere Aufwendungen.

Oder: kann man z. B. nicht sagen, daß schon jede Landschaft im Rahmen etwas von dem Glück des Idylls bekommt oder von einem heiligen Hain, einem Gefilde der Seligen, einem gefeiten und geweihten Bannbezirk, einem „Arkanum"? Wie etwas Paradiesisches, in der Wirklichkeit Enklavisches mutet sie an, eben wie Dinge aus dem Lande der Kunst sind. Die Gestalten dort drinnen, sie gleichen nun so leicht „vorgezogenen Geistern", dem Realen mit seinem beschwerlich fallenden Wesen und seinen häufigen Ortsveränderungen fern, dem rohen, rauhen und gewöhnlichen Leben nicht mehr ausgesetzt.

Das alles weist Ähnlichkeiten mit den höchsten Erlebungen der Kunst auf, wie sie Schopenhauer im dritten Buche des Hauptwerkes in seiner Erlösungsästhetik ausgemalt hat, oder wie wir von Hegel, in dessen Ästhetik die Freiheit eine große Rolle spielt, bei Kuno Fischer lesen: „Deshalb ist die Betrachtung des Schönen liberaler Art, ein Gewährenlassen der Gegenstände als in sich freier und unendlicher, kein Besitzenwollen und Benutzen derselben als nützlich zu endlichen Bedürfnissen und Absichten; daher erscheint auch das Objekt als schönes weder von uns gedrängt und gezwungen, noch von den übrigen Außendingen bekämpft und überwunden." Hegel zitiert Schillers „Ideal und Leben", und Fischer weist besonders auf die Stelle hin:

„Aber in den heiteren Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr."

Schiller spricht der Wirklichkeit und ihren Schmerzen und Kämpfen gegenüber von „der Schönheit stillen Schattenlanden", durch die „sanft und eben rinnt des Lebens Fluß". — „Ein solches Schattenreich ist das Ideal, es sind die Geister, die in ihm erscheinen, abgestorben dem unmittelbaren Dasein, abgeschieden von der Bedürftigkeit der natürlichen Existenz, befreit von den Banden der Abhängigkeit äußerer Einflüsse." „Zu dem Leben im gewöhnlichen Sinne des Wortes . . . gehört das Leiden . . . von diesen Bedürftigkeiten frei sein, heißt heiter sein, daher das Schillersche Wort, das Hegel wiederholt und sich aneignet: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

Und zu der *inneren* Reinigung von vergänglichen und unwesentlichen Zügen, von der auch Hegel beim Kunstwerk spricht, paßt die rahmende *äußere* Sicherung ebenfalls gut. Schillers Hauptbegriff in der Kunstlehre sowohl, wie in all seinem theoretischen Denken war gleichfalls die Freiheit; womit er über die Schönheit einer leicht aufstrebenden Vase ebenso wie in den Briefen über Don Carlos Geistvolles zu sagen wußte. Was er in jenem Gedicht von allem Idealen meint, gilt von dem Erleben der Schönheit auch:

„Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!"

Und von dem kummerlosen Dasein des Bildwerks ist das Wort gesagt:

„Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit."

Dem Betrachter das Glücksgefühl des Leichten und Freien zu gewähren, arbeitet daran die Kunst nicht auch nach Nietzsche, für den sie die Ergänzung zum Leben gibt, die vor uns gerade das hinstellt, was uns fehlt? — Schließlich kann man auch auf die Spieltheorien der Kunst, die ja von Kant-Schiller ausgingen, und auf die Lehre von den Scheingefühlen hinweisen: in allerlei größere Zusammenhänge der Kunstlehre und ihrer Geschichte also könnte man die bescheideneren Beiträge des Rahmens einstellen. —

Daß aber die geschilderten Wirkungen mit Mitteln der gewöhnlichen Wirklichkeit erreicht werden müssen, ist hier so selbstverständlich wie überall in der Kunst. Der realen Welt gehört das Bild an als Ding im Raume, und in

Digitized by Google

ihr müssen andere reale Sachen erst beiseite geschafft werden. Die Ellenbogen sozusagen, die das Bild dazu braucht, gibt ihm der Rahmen. So wird zugleich das Werk als Sache von dem Rahmen betont, auch darin ist Ausdruck. Zugleich aber hat die Kunst auch diese Erdenreste aufgehoben, sie spielen mit im Bewußtsein, aber in geläuterter Form, als gelöstes Problem, damit zugleich nur untergeordnet, nicht mehr störend stark. Auch in der Darstellung selbst sind ja Druckelemente oft angegeben, wirken aber eben durchaus nur „als Bild"; dargestellte Gedränge, sie bleiben natürlich kenntlich, behalten jedoch etwas Erleichtertes: denn drinnen unter der Wölbung des Rahmens scheint für den Verzicht auf weitere Expansion den Dingen mehr Ellenbogenraum und Atmungsmöglichkeit vorbehalten, als jemals für die Dauer im Leben gewährleistet ist, — also auch dieser „Stoff ist von der Form verzehrt", „Gehalt geworden", noch einmal Schiller zu zitieren.

Mörike.

Eine Studie von **Richard Schaukal** (Wien).

I.

Damals, als es noch deutsche Dichter gab — mich dünkt, die stürben langsam aus — lebte in Kleversulzbach ein stiller Pfarrherr. . . . Man könnte auch ganz gut geheimnisvoll: „Es war einmal" sagen und die Geschichte dieses einfachen Lebens wie ein richtiges Märchen leise erzählen. An Geschehnissen wäre es freilich recht arm, aber der milde Zauber einer fromm-gütigen Natur hauchte daraus und stimmte nachdenklich und seltsam wehmütig-glücklich, wie wir es alle gewesen sind in den Dämmerstunden des Märchenzaubers. Es scheint, als ob die Gottesgelahrtheit zu jener Zeit so recht der Boden für große Gedichte gewesen sei. Und sie vertrug sich prächtig mit der Pflege der hellenischen Heiligtümer, der humanistischen Bildung, die Ungeweihte heute wie Vandalen zu stürmen unternehmen. So ein treuer Seelsorger der Kultur ist Eduard Mörike gewesen; er, der wie kein zweiter von den bedeutenden Lyrikern unsrer Nationalliteratur — Hebbel ausgenommen — jenes Moment des Ewigen in seiner reifsten und einsamsten Dichtung besaß, das Schopenhauer das reine Anschauen nennt.

Gustav Kühl hat in einem ausgezeichneten Buch über den langsam, aber mit festen Schritten die Treppen zur Halle des Ruhmes emporgestiegenen Schöpfer des „Turmhahn", der „Idylle vom Bodensee", des „Mozart" in feinfühliger Art dieses „Dichterische" in die Sphäre behaglichen Begreifens hinabgetragen, so behutsam, daß dem elfischen Wesen auch kein Glanzstäubchen seiner schimmernden Flügel versehrt ward. Es ist erstaunlich, wie einer — Walter Pater hat in seiner Studie über „Giorgione" Ähnliches und mit ähnlich leichter Hand bewältigt — so überzarte Dinge ungefährdet in die Nähe des „kalten Feuers" der Vernunft zu bringen unternehmen konnte (notwendigerweise ist ein Traktat ja vorzüglich an das Denken adressiert). Indem er die Gestalt Mörikes leise aus einem der „familienfähigsten" Plaudergedichte aufsteigen läßt wie den Geist aus der Flasche, der mit Muscheln und Meertang behängten, braunroten, massigen Flasche, hat er ein künstlerisches Problem sozusagen auf dem Tische unter der Lampe demonstriert. Daß es sich empfiehlt, Mörike nicht bloß „an der Hand" seiner in vier schmalen Bänden vereinigten Werke, sondern aus seinem stillen gütigen Leben heraus der Liebe des zaudernden Lesers näherzuführen, erweisen die wunderbaren Briefe, die er geschrieben hat. Mag der künstlerisch Wertende, der der Gedichte reine Musik in seine Nerven aufnimmt — sie „wie aus dem Nichts entsprungen" —, ohne literarische Neugier nach ihrem Schöpfer hegen, auch er wird sich gestehen, daß ihr Zauber aus dem Allergeheimsten eines wahrhaft menschlichen Dichters strömt, wird dankbar sein für die beiläufigen Äußerungen dieses reinen Typus schlicht-großen Menschentums und wird, hat er sie einmal verkostet, ihrer nicht mehr entraten können, denn hier in diesen Briefen ist der „Kommentar" beschlossen zu jenen Sublimierungen einer göttlich überschwänglichen Psyche, der vergönnt war, ins unbegreifliche Jenseits aufzublühen wie ein Blumenanhauch an Fensterscheiben, sonderbar, ihr Gesetz in sich tragend und, ohne „Wissen" darum, ganz frei. Diese Briefe sind ohne allen Aplomb, ganz ohne ideales Publikum geschrieben, sie gehen aus einer Stimmung, einer Situation hervor, wie der Atem eines ruhig schlafenden Menschen aus seinem Körper steigt. Sie sind das Unmittelbarste, das sich denken läßt (ganz im Gegensatze zu den wie von einer Tribüne verlesenen monumentalen Briefen Goethes an Schiller in dem nie genug gepriesenen Briefwechsel ihrer merkwürdigen „Freundschaft"). Sie sind ohne Arg und voll Liebe; sie tragen den Schatten der leisesten Schwankung. Daß sie den Dichter, diesen wahrhaftigen Schöpfer des Augenblickes, diesen geheimnisvollen Spiegel aller kaum über den Rand seines Lebens geneigten Erfahrungen immer und überall „verraten", sei nur um der darin wahrhaft königlich verstreuten Schätze des Ausdruckes willen erwähnt. Der Genius dieser Briefe ist es, den man fast zärtlich betrachtet; dieser halb schalkische, halb seufzende Genius eines kleinen Gartens mit Rosenstaketen und blanken Glaskugeln unter dem blauen, blauen Sommerhimmel Mozarts; weiße, liebliche Wölkchen über ihn hinsegelnd.

Mörike war Pfarrvikar, ward von einem Örtchen zum andern verschlagen, endlich landet er,

Digitized by Google

von Jugend auf kränklich, in Kleversulzbach als Pfarrer. Eine große Liebe hat er begraben, inniger schließt er sich an die Schwester, an die Mutter. Bei Freunden findet er, der sorglichste Freundschaftspfleger, Genüsse der Mitteilung, des Miterlebens kleinster Alltäglichkeiten.

Briefe begleiten und spiegeln dieses leisplätschernde Leben. Johannes Mährlen und Wilhelm Hartlaub sind dem treuesten Hüter der Jünglingszeiten die nächsten. Sympathische, nicht eben hervorragende Persönlichkeiten. Nicht müde wird er, ihnen zu sagen, wie sein Herz an ihnen hängt. Mit Hermann Kurz, dem vergessenen schwäbischen Dichter, spinnt sich ein schon männlich gemessener Verkehr an. Wilhelm Waiblingers dämonische Gestalt wirft ihren Schatten, Tieck und Ludwig Schwab verknüpfen zwei Menschenalter. Die zeitgenössische Literatur spielt herein: Graf Alexander von Württemberg, Justinus Kerner, Wolfgang Menzel, Ludwig Uhland. Den Briefwechsel der Dioskuren liest der Vikar voll Andacht, er verkündet ihn begeistert. Hoffmannsche Manier kraust sich ihm unter der Feder in behaglicher Laune. Beethovens großer Name wird angeschlagen. Aber das Wesen dieser liebenswürdigen, zärtlich verweilenden, ungemein plastisch gestaltenden Briefe ist das Deutsch-Innerliche, Dankbar-Genießende. Wohl hat es in diesem Leben eines Theologen, den der Dichter ab und zu energisch an sein höheres Recht mahnt, Stürme gegeben. Mörike war nicht unbedingt seinem äußern Berufe gefügig. Da sich Schwierigkeiten der Ortswahl mannigfach geltend machen, ist er mehr als einmal fest entschlossen, den schwarzen Rock auszuziehen und sich der ungewissen Woge eines freien Literatenlebens anzuvertrauen. Wir haben wohl vor allem der — später zurückgegangenen — Brautschaft zu danken, daß der Dichter sein wohltätiges Joch auf sich nahm. Es ist immer undankbar, hinterher zu kombinieren, aber man darf mit einiger Sicherheit annehmen, daß Mörike, wenn auch nicht in der kleinlichen Tagesschriftstellerei untergegangen, doch nicht zu seiner sonnigen Höhe so mühelos herangereift wäre, hätte er sich der Muse mit allem, was er besaß, an den Hals geworfen. „Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon," hat Platen grausam gehöhnt. Aber die Zwiespältigkeit der „Berufe" hat den Deutschen bisher nicht die unbedeutendsten ihrer geistigen Führer gegeben (Goethe, Grillparzer, Hoffmann, Keller). Wir haben uns Mörike freilich nicht als einen pastoralen Abenddichter etwa im Stile Geroks vorzustellen, aber er brauchte ein wenig Last, um sich ihrer in der Poesie zu entladen. Später zieht er sich völlig von der pfarramtlichen Tätigkeit — andauernder Kränklichkeit wegen — zurück, aber seine beste Zeit liegt hinter ihm.

Man kennt die Freundschaft, die den Maler der „Melusine" mit dem Dichter der „Schönen Lau" in reifen Jahren verband. Hat ja Schwind, dieser seit Albrecht Dürer deutscheste der deutschen Künstler, sich von Mörikes Gestalten selbst zu Schöpfungen anregen lassen. Und keiner kann ihn, fast möchte man sagen, überschwänglicher dafür bedanken, als es der ci-devant-Pfarrherr von Kleversulzbach aus tiefstem Herzen vermochte. Den schönsten Ausdruck fand diese dankesfreudige Stimmung in jener poetischen Epistel, die mit den über alle Maßen wundervollen Zeilen schließt: „Man ist der großen Meister einer heimlich worden über Nacht." Rührend ist die Hingabe des allzeit bescheidenen Dichters an den rückhaltlos bewunderten, zeitlebens berühmteren Gefährten. Uns Nachlebenden aber will es schier bedünken, als sei Eduard Mörike doch der reichere Geber gewesen. Wie innig man an Schwinds treuer, lieber Art, der süßen Märchenträumerei seiner besten Stücke sich erlaben mag: Mörike erscheint uns heute mit seinen „besten Stücken" wie ein Riesenschatten am Horizont der kleineren Welt des — etwa mit unserm Stifter in einem Atem zu nennenden — Müncheners. — Schwind hat das Pfarrhaus von Kleversulzbach mit dem Stifte geschildert. Mörike weiß sich nicht zu nehmen vor Bewunderung. „Die Prosa will ihm nicht genügen", er schafft das Blatt in Versen nach, das Blatt, dessen Elemente er so viel reicher und voller dem Maler gespendet. Wenige Worte erklären den tiefgehenden Gegensatz: Schwinds halb allegorisch, halb idyllische Darstellung zählt sorgfältig Sichtbarkeiten auf, Mörike hat in dem ungleich schwerfälligeren Material der Worte den Hauch, den verschwebenden Unterton von Stimmungen heraufbeschworen („Ach nur einmal noch im Leben!"), hat den Alltag einer Pfarrerstube mit dem stillen Schimmer des großen Friedens der in Gott beruhigten Harmonie eines reinen Lebens umwoben („Der Turmhahn").

Ganz nebenbei gleichsam sind Mörikes unvergängliche Gedichte entstanden. Sie sind ein Zeugnis dieses in sich beruhigt ruhenden Geistes, der alle Wallungen der Menschenseele, ihre dunkelsten und hellsten Ewigkeitsspiegelungen in einer nur mit der Antike vergleichbaren, geordneten Sprache zu verdichten wußte, eines Geistes, der, wie uns seine Briefe erweisen, im Kleinsten gefangen, nicht befangen blieb, sondern sein Leben abgleiten ließ von der Spule wie fließendes Garn, unbekümmert um den Schöpfer, der es draußen jenseits der Zeit zu gewaltigem Bilde verarbeitet, gewaltig, weil es alles Weh und alle Lust des Menschenschicksals in großen Zügen zeigt. Daß ein kleines Erdenerleben dazu das bescheidene Material lieferte, ist nicht das Wesentliche. Wir alle sind Dichter, unbewußte Dichter der göttlichen Idee, die wir vorstellen, die einen ärmlich, blind und stumm, die andern geboren mit den geheimnisvollen Stimmen der Selbstbetonung: die großen Künstler.

Digitized by Google

Shakespeare, Bacon, Southampton, Rutland.

Professor Sarrazins Artikel in Nr. 30 der Gegenwart zwingt auch mich zu einigen Gegenbemerkungen. Es ist bislang eigentlich stets übersehen worden, daß doch die „Werke" Shakespeares ganz allein die Frage beantworten können, ob der Schauspieler Shakespeare, der wie ein Matrose Ohrringe trug, die unter seinem Namen vorliegenden Opera geschrieben haben kann. Durch alle diese „berühmten" Dramen geht ein so aristokratischer Zug, daß sie ein Schauspieler der damaligen Zeit nach meiner Überzeugung beim besten Willen nicht geschrieben haben kann. Überall wird in diesen Dramen die Geburtsaristokratie schlechtweg als das Höhere, das Volk aber stets als dumm, tölpelhaft und gemein hingestellt. In der Gestalt des Falstaff wird sogar auch der niedere Adel wie ein Vertreter der Plebs behandelt. Es ist einfach unsinnig, behaupten zu wollen, daß ein Schauspieler jener Zeit einen derart konsequent durchgeführten Aristokratismus innerlich besitzen und daher immer wieder zum Ausdrucke bringen konnte.

Shakespeares Dramen sind nach meiner Meinung von einem oder von mehreren Mitgliedern der englischen Hocharistokratie geschrieben worden. Für die letztere Ansicht spricht sehr viel; Southampton könnte, wie das schon behauptet worden ist, sehr wohl einige der Königsdramen geschrieben haben. Dann wäre es sehr einfach erklärt, warum Heinrich VI. schon 1592 fertig sein konnte. Und dann wäre es auch sehr einfach erklärt, warum der Autor nicht mit seinem Namen hervortrat. Außerdem zwang den Autor zur Anonymität auch seine überaristokratische Gesinnung; diese Aristokraten hielten es eben mit ihrem Standesdünkel nicht vereinbar, als „Schauspieldichter" mit ihrem höchstgebornen Namen vor den gemeinen Mann hinzutreten.

Das Wichtigste aber scheint mir folgendes zu sein: man sollte zunächst nicht mehr so unvorsichtig von der „ungeheuerlichen" Produktivität des sogenannten Shakespeare sprechen; alles, was er schrieb, ist wesentlich Bearbeitung vorliegender Stoffe — der damals sehr viel gelesenen italienischen Novellen von Bandello, Ser Giovanni, Giraldi u. a. m. Auch der Hamletstoff lag vollständig vor. Eine derartige Bearbeitung nimmt gar nicht so viel Zeit in Anspruch. Man lese doch Bülows Shakespeare-Novellen, und man wird mir zugeben, daß zur dramatischen Bearbeitung dieser glänzend konstruierten Geschichten wahrlich nicht ein allzu großer Genius gehört.

Dieses „Shakespeares" Bedeutung steckt nach meinem Empfinden eigentlich nur in seinem jongleurhaft verblüffenden Wortformalismus; der ist wirklich sehr bestechend. Das Inhaltliche erscheint mir überall so mager, daß ich heute über die maßlose Wertschätzung Shakespeares nur staunen kann. Daß seine Dramen auf der Bühne so viele unbestreitbare Erfolge erzielten, liegt nach meinem Dafürhalten in erster Linie an der Freiheit, die dem Regisseur und Schauspieler gelassen ist; man kann ganze Szenen auslassen, ohne dem Ganzen zu schaden — und man kann auch die Reihenfolge verändern — und man kann auch andre Worte bringen. Es ist somit nicht recht einzusehen, was uns eigentlich zur Bewunderung zwingen würde, wenn die eindringliche Kunst der Darsteller wegfiele. Diese macht bei Shakespeare Alles — und darum ist er der alte Gott der Schauspieler.

Wir aber, die wir nicht auf der Bühne mittätig sind, sollten den „Dichter" Shakespeare doch mit mißtrauischeren Augen betrachten. Was würde man wohl dazu sagen, wenn ein heute lebender Dichter nur vom Dramatisieren bekannter Novellen leben wollte!

Die Weltanschauung, die in den Shakespeareschen Dramen zum Ausdrucke kommt, ist eine pessimistisch-materialistische. Und dieser Weltanschauung wegen hat man früher gemeint, Lord Bacon sei vielleicht der Verfasser der Dramen. Das scheint aber unhaltbar, da die Werke, die unter Bacons Namen herausgegeben wurden, allzu nüchtern sind.

Rutlands Verse aber stehen denen, die unter Shakespeares Namen erschienen, ganz nahe.

Schließlich: der Name „Shakespeare" ist besonders durch Lessing und Goethe „berühmt" geworden — echte Deutsche, die immer dasjenige sehr lebhaft bejubeln, was ihnen ganz fern liegt. Für mich bedeuten Lessings Dramen mehr als die Dramen des sogenannten Shakespeare — oder Rutland — oder Rutland-Southampton .....

Paul Scheerbart (Berlin).

Zwei Gedichte.

Von **Christian Wagner** (Warmbronn).

Waldsee.

In dem Schatten dunkler Trauerföhren
Ruht ein See,
Mädchen steht hier, nimmer heimzukehren,
Klagt sein Weh:
Meine Mutter hat man heut begraben,
Bin allein;
Niemand will die Waise um sich haben,
Nennt mich sein.
Und da glänzt es von zwei weißen Armen,
Rauscht herfür;
Will sich niemand deiner hier erbarmen —
Komm zu mir!
Viele ruhn hier, frei von jedem Kummer,
Frei von Not,

Digitized by Google

Kühlend sind die Fluten, sanft der Schlummer,
Süß der Tod!
Nach der Heimat kannst du nicht mehr wieder,
Komm mein Kind:
Gib die Hand her, schließ die Augenlider,
's geht geschwind!

Stiefmütterchen.

Von Mutters frischem Grab so früh
Die Blumen schon. — O Ahne sieh!

Gib her den Strauß! — Was les ich draus?
Die Nelke welk? — Die Lieb flog aus . . .

Stiefmütterchen ich drinnen find:
Gott mög dich schützen, du armes Kind.

Jochem.

En Läuschen von **August Lähn** (Bremerhaven).

Sudder Brinkmannsch wir all en beten wat büllig un bequem. Sei set leiwer in ehr Achterstüwing un stippte Mulschelln in, as dat sei sick vel üm ehre Zyrupstunn un Rosinenschuv kümmern ded — wat irst üm den Duppelkümmel, Richtenbarger un annern geistlichen Vermünterungen unner Propp un Spund. Dorvör wir jo ehr Jochem Bradhiring dor un up denn' verlet sei sick. Dat kunn sei äwer ok. Jochem wir en dägten Kirl un let sick kein Arbeit verdreiten — wenn hei sick dor man nich vel bi tau rögen brukte.

Up de ein Sied von de Dehl was de Kramladen un up de anner Sied was de Schenkstuw, un hadd Jochem nicks mang de Kisten un Kasten tau dauhn, denn makte hei sick doch irgend 'ne Beschäftigung mang de Kruken un Buddels, wir dat ok man, dat hei sin nüdlich lütt Stülp von Näs' hegte un plegte un in de rechte zunftmäßige Klür tau hollen söchte. Jochem wir nämlich de faste Awertügung, dat tau enen echten un rechten Husknecht 'ne blage Näs', 'ne blage Schört un en Poor blage Strümp hüren deden — un af un an en blagen Mandag.

Uns' Jochem wir grad kein Jüngling mihr un de griese Esel kek em all niegierig achter de Uhren rut — äwer up dat Friegen hadd hei sick noch ümmer nich recht verstahn kunnt. As weck irnsthafte un verständnige Lüd' meint, sall dat en sekeres Teiken von grote Vörsicht un Awerleggung sin; äwer — wat weit ick, un wenn ick 't weit, denn segg ick 't nich. Wenn min lütt Fru dat tau hüren kreg, künn dat woll en ekliges Examen afgewen.

Na — Jochem wir also noch los un leddig, un wenn hei bi Licht beseihn ok man en lütten schrenkelbeinten Hüpper[1]) wir, dor hadd sick in Drümpelshagen am Enn doch woll ein or anner mitleidig Seel funn, dei em ut reine Barmherzigkeit de sweren Junggesellenstäwel von de Fäut trocken un sei in de weikſten un warmſten Ehstandsbambuschen steken hadd. Blot Jochem säd: Kolle Fäut hadd hei nich un wenn de Bambuschen manchmal ut Verseihn en beten knass'[2]) utfallen müchten, denn drückten sei em woll Liekdurns. Un dor wir hei äwerall kein Fründ von.

Dor wir nu tau dese Tied eine junge un erfohrne Witwe in Drümpelshagen, dei hadd dat grot up Jochem afseihn. Ick segg: 'ne junge Witwe! denn sei hadd ehrn Seligen irst vör'n halwet Johr unner de Jrr brächt — un ick segg: 'ne erfohrne Witwe! denn hei wir all de drüdd' wesen. Nu kek sei sick nah den vierten üm, un dat sull Jochem sin. Sei wir nämlich nich mihr recht vör all un jeden. Sei wir all wat in de Johren, un 'ne olle Wederher wir sei ok un de Lüd' säden — äwer de Lüd' seggt manchmal vel un denn sitt ehr de Bosheit licht tau vöddelst up de Tung.

Na, vör Jochem mücht sei äwer woll noch gahn. Un wat de Lüd 'ehr nich afdisputieren kunn, wir, dat sei so an'n dusend Dahler Geld up de Sporkass' hadd. Süh, un dat wir doch heil nett von ehr, un Jochem hadd sei jo ok ganz girn nahmen — de dusend Dahler, mein ick — wenn hei sick man tau Liesch hadd entfluten kunnt. Awer hüt dünkte em dat un morgen dünkte em dat nich. Dachte hei an de dusend Dahler, denn kem em ok Liesch noch tämlich schier un annehmlich vör; dachte hei äwer an Liesch, denn wulln em ok de dusend Dahler nich mihr recht smecken.

Liesch wir äwer bannig achter em her. —

Dat wir'n heiten Sömmernahmiddag un in de lütt Gaststuw wir dat so stickig un swäuig,[3]) dat de Fleigen an de Wand inslepen. Jochem hadd Finstern un Döhren apensmeten, dat dor doch en beten Tog dörchgahn sull, un hadd sick dat nahst up den Großvaderstauhl achtern Kachelaben bequem makt. Dor set hei nu un let sick dat wedder mal mit de dusend Dahler dörch den Kopp gahn, un je länger hei doräwer simmulierte, desto blanker schienten sei em in dat Hart. De ganz oll Stuw wir dor ordentlich hell von, un midden in dat fründliche Sülwerlicht stunn Liesch un sehg ordentlich leiblich ut. Ja — dat Beste wir doch woll man, hei langte tau un nehm sei.

„Dor lat sick noch schön Reims von snieden," säd Schauster Bänk, don hadd hei en Poor oll Stäwelschächt funn.

Nahdenken is en sur Geschäft. Jochem würd de Kopp swerer un swerer dorbi un sachten sackte hei em up de Bost. Un nich lang, dor orgelte Jochem vörfötsch dorup los un sagte de fetten Speck-

[1]) schrenkelbeinten Hüpper = schiefbeinigen Hüpfer.
[2]) knass' = knapp.
[3]) swäuig = schwül.

Digitized by Google

klüt untenanner, dei hei tau Middag hatt hadd. Dunner, wat wiren de ollen Dinger äwer tag, dat knurrte un gnurrte man so. Jochem äwer drömte, hei hadd sin Liesch up den Sagbuck leggt, un sned sei in luter blanke Dahlerstücken — rat! — chr! — rat! bi jeden Tog ein. Ne, wat gew dat nich 'n schönen Hümpel! Un je höger de Hümpel sick upstapelte, desto iwriger sagte Jochem.

Midden in des' plessierliche Arbeit würd hei äwer stürt.

Nu slag doch Gott den Düwel dot un mak min oll Mudderswester en Poor Fusthandschen dorvon! — kem dor nich Nahwer Grapengeter sin oll Säg nah de Stuw herin un sette sick patzig vör em dahl un klappte mit de langen Uhren, so verwagen as: „Sühst mi woll, Jochem Bradhiring? Wat makt din Arwten- un Bohnensäck? Ick hadd dor woll mal Appetit up!" Ne, un nu — Himmelhöllendunnertwirn! — nu wull em dat Undirt jawoll gor küssen! Dat güng Jochem denn doch äwer Kried un Rotstein.

„Täuw, du Racker!" fohrte hei in't Enn. „Ick will di bi Mul licken. Öh, kusch di! Wist du woll rut! Öh, öh! Täuw, ick will di schachten!" Bautz! stötte hei mit sin lütt Stülp von Näs' gegen den Kachelaben, un as hei nu de Ogen apenkreg, dor wir dat gornich Nahwer Grapengeter sin oll Farkenmudder —

Dor wir dat Liesch!

„Oh," smet sei den Kopp in'n Nacken, „dit is mi jo'n leiwlichen Empfang, Jochem Bradhiring!"

„Jh, Liesch, bü — büst du dat?" stahmerte Jochem un kek vör wild üm sick. „Wo — wo is denn —? Ick mein doch —. Ne, ick bün jawoll richtig indrust."

„Je, un du schienst bannig angenehm drömt tau hebben," spitzte Liesch.

Jochem full de schöne Hümpel blanke Dahlers unner den Sagbuck wedder in un smusterte: „Wat füll ick man nich, Liesching! Ick heww jo von di drömt."

Sei kek em mißtruschen in de Ogen.

„Soo? — Un denn smittst du mi sone Titulaturen in't Gesicht? Dit is mi jo sihr smeichelhaft, Herr Bradhiring."

„Jh, Liesch, dat füll jo gornich di gelln," verdeffendierte sick Jochem. „Dat gull jo Nahwer Klas sin oll Säg. Dat Dirt wir jo in de apenbore Affsicht, mi tau küssen."

Liesch gluterte hell up.

„Küssen wull di dat Dirt? Un denn wullst du nich mal still holln? Ne, Jochem, wat du ok vör'n Leckertähn büst! Wo du di woll hewwen wust, wenn ick di'n Kuß gew!"

Un dorbi buckte sei sick em so fründlich entgegen, dat hei hadd blot tautolangen brukt. Jochem äwer künn sick beherrschen; nich mal en höflich: „Na, prebier mal eins!" säd' hei.

„Ne, Liesch, wat du doch spaßig büst," stührte hei vörsichtig üm des' Klipp rüm. Un den langte hei nach den Henkelkorw, dei ehr staatschen äwer den Arm bammelte un nehm ehr denn af. „Äwer wat ick doch unkumplesant bün! Du steihst jawoll noch gor. Sett di doch en beten. Täuw, ick hahl di 'n lütten Pepermünt."

„Jh ne, Jochem, ick will mi hier doch nich in 'ne Zech gewen," wehrte sei mit Hänn un Fäut. Äwer Jochem let sick nich stüren un Liesch müßt dat man so bewenn' laten.

„Je, Jöching, wenn du dat denn gornich anners wist," zimperte sei un nehm em den Lökür af. „Gott, wenn mi dat man bekümmt?"

„Jh, Liesch, wat sull dat man nich."

„Je, Jöching, ick bün dat man gornich gewöhnt."

„Ach, Liesch, dat lihrnt sick all. Ick heww dat jo ok lihrnt," tröste Jochem.

„Ne, Jöching, dat lihrn ick nich mihr," schüddköppte sei un prauwte mit spitze Lippen, „dat lihrn ick nich mihr un wenn ick hunnert Johr ollt warden süll. Allens in 'ne Welt, blot kein Frugensminsch, wat süppt, Jochem. Gott ne, wenn ick doch noch mal heiraten sull, un min Taukünftige süll 'ne Schankwirtschaft bedriewen willn — min poor Kräten gew ick sacht dortau her — dorvör brukte hei nich bang tau wesen. Mi kunn jawoll einer den ganzen Dag mit'n Buddel Bramwin insluten un ick dachte noch nich mal, dat wecken dor wir." Un taur Bekräftigung nippte sei ein- or tweimal an ehren Pepermünt. „Süh, min leiw Jöching, wat min drei oll Kirls wiren — ick will ehr gewiß nicks Slichtes nahseggen — äwer ganz infamtige Swinegels sünd sei alle drei gegen mi wesen, un wenn ein unglückseliges Wiewje Ursak hatt hett, nah den Trost in'n Buddel tau langen, denn heww ick dat hatt. Äwer ne! Liesch, heww ick immer tau mi seggt, dat sünd Schickungen, dei mäut dragen warden. Wat weitst du, wat di dat Best' nich noch upbewohrt is. Dat is stets min Trost wesen, Jöching. Un süh, wenn ick mi noch mal entsluten süll — un wer weit, wat ick dauh, wenn de Rechte ankloppt, un wat denn nich? — ick heww min gaude dusend Dahler Geld up de Sporkass', un min Husstand is inricht, dat dor woll en Burmeister in sitten gahn künn — un wenn deijenige sick man en Hart nehmen will — vel Würd' brukt hei gornich tau maken —. Ne, wullst du wat seggen, Jöche?" unnerbrok sei sick un bögte sick tau em räwer.

Ne, Jöching wull nicks seggen. Jöching wir tau Maud', as set hei in'n Schockelreip[4]) un dat güng ümmer up un dahl mit em — ümmer up un dahl — un dat Schockeln kunn hei doch ganz un gornich verdrägen. Hei müßte unwillkürlich wedder an Nahwer Grapengeter sin oll Swienmadam denken un wat Liesch em nu woll küssen wull.

---

[4]) Schockelreip = Schaukel.

Digitized by Google

„Ne, Jöche, du heſt wat up'n Harten," ſmeichelte ſei un läd' em de Hand up't Knei un hadd em jowoll ok girn eins äwerſtrakt, „ick ſeih di dat an. Red' di man rein ut, min oll gaud' Jung. Tau mi kannſt du Tauvertrugen hebben. Süh — as wenn ick din Sweſting wir — ne, Sweſting! — wat ſnack ick —"

As ſei ſowiet in ehr Philoſophieren, full er in, dat ſei tau Hus 'n Grapen mit Swienfauder up't Füer hadd. „Ne, wo kann einer ſo vergetern ſin!" wunnerte ſei un langte nah ehrn Korw. „Du kunnſt jo woll bald denken, Jöching, ick wir blot herkamen, mi mit di tau kareſſieren un mi ſpandiern tau laten! Kumm, wäg mi man ſlink'n Pund Solt in, un'n beten Zigurren mäut ick ok noch hebben." Sei tüffelten nu beid' nah den Kramladen räwer un — na, kort un gaud, Lieſch köffte in, un as ſei ſick up nicks mihr tau beſinnen wüßte un endlich inpackt hadd, dor wir de oll Korw binah bet unner den Deckel vull von all de Tüten un Päckſchen.

„So geiht hei gaud," dachte Jochem un wiſchte ſick den Sweit af. „Nu kam ick jawoll bald tau 'ne lütte Stärkung. Verdeint heww ick ſei, un nödig heww ick ſei ok." Ja, Jöching, wenn dat all nah Verdeinſt gahn ded' —

„Huching!" krieſchte Lieſch, „ick bün hüt jawoll ſo vergetern, as 'ne junge Dirn, dei bi ehrn Leiwſten ſitt." Un dor fängt de oll Zanzel ok all an, ehrn Korw wedder uttaufliegen, bet ſei endlich en dickes Dirt von Steinkruk tau faten kriggt un vör Jochem up de Tohnbank ſtellt.

„Ach Gott, Jöching," paugt ſei un zuppt ſick verlegen an de Schört, „mi is dat jo ſchenierlich, äwer du warſt di dor jo nicks Slichtes bi denken. Süh, ick heww dat denn un wenn ſo mit dat oll dämlich Rheumatiſ'm in de Bein. Süh, un wat min Großmudding was, de hadd dat dor ok mit un min ſelig Mudding ok — dat mag jawoll rein arwlich ſin — süh, un de Beiden hewwt ſick dor ok ümmer mit kuriert, un min Größing pleggte tau ſeggen: „Lieſch, min Döchting, noch kennſt du dat nich un weiſt nich, wo dat deiht, äwer ick ſegg di, giww di üm allens in de Welt nich mit de ollen dämlichen Doktors un Apteikers af — ne, ſegg ick di — Franzſchen up Wacholderbeeren —"

„Ja," nickte Jochem in Gedanken, „ick glöw ok, dat giwwt'n ganz gauden Sluck —"

„Jochem Bradhiring!" rep Lieſch un ſlog vör Schreck de Hänn tauſam, „wo magſt du woll ſowat denken? Bewohr mi, dat wir jawoll min Dot, wenn ick dor'n Druppen von äwer de Lippen bringen ſull. Ne, Jöching, inriewen mäut'n ſick dormit — inriewen!"

„Je, Lieſch, de ſchöne Bramwin?" ſchüddköppte Jochem. „Wenn ick dat wir, ick ſöp em leiwer un rew mi mit de Kruk. Na, lat man, ick weit all Beſcheid." Dormit klappte hei de Luk apen, dei nah den Keller rinner führte, nehm de Krug un ſteg bedächtig de Ledder run.

„Man ok echten, Jochem!" rep ſei em nah. „Keinen, wo du all den Bedelmann ſin Kauh dörchjagt heſt."

„Goldecht, Lieſch!" kreihte hei taurüg. Un as hei wedder bi ehr wir un ehr de Kruk henlangte, verſekerte hei nochmal: „Goldecht, min Dirn, de brennt dörch Liev un Seel. Kann ick di ſünſt noch deinen?"

Ne, dat künn hei nich. Lieſch hadd dat nu hillt, ſei hadd jo doch den — Grapen mit Swienfauder up't Füer.

„Adjüs ok, Jöching!"

„Adjüs ok, Lieſch! Kumm gaud hen!" —

„Oh — ah!" hohjahnte Jochem. Un as hei dormit farig wir un ſick ordentlich utreckt hadd, don ſlurrte hei wedder nah de Schenkſtuw räwer un achter de Tohnbänk un gluckerte ſick'n Lütten in — em wir nämlich bannig drög worden. „Na, denn Proſt ok, Lieſch!" ſmuſterte hei un ſehg dorbi ſo veninſchen ut, as de Voß, de dat Lock taum Häuhnerſtall funn hett. Un denn tämte hei ſick noch'n Lütten un denn —

Lieſch äwer — je, Lieſch hadd dat jawoll gornich bet tau Hus aftäuwen kunnt mit — mit dat Inriewen.

Jochem lickte ſick nämlich noch de letzten Druppens ut de poor voſſigen Spielen, de hei ſtolz ſinen Snurbort näumte, dor bollwarkt dor wat up de Dehl un pruſcht dat äwer den Süll un fohrt up em los un kriggt em vör de Boſt taufaten un ſchüdd't em, dat em de Tähn in'n Kopp klätert.

„Gott ne, Lieſch!" röppt hei un ſöcht ſick los tau maken. Sei äwer höllt em as mit'n iſerne Tang'. Un wo ſehg dat Wiewſtück ut! Brun un blag wir ſei un de Ogen ſtunn ehr ſtier in'n Kopp, un dorbi blös ehr de witte Schum vör dat Mul un de Hubenbänner böhmten ſick up as giftige Slangen.

„Ne, Lieſch, wat is di?" rep Jochem. „Wat fehlt di?"

„Gu—gu—gurr—", röchelte ſei un fuckte em wedder hen un her, as wenn hei en äwerriepen Plummbohm wir.

„Dirn, mak mi doch kein Angſt! Di hett doch kein dull' Hund beten?"

„Gu—gurr—ga—". Dor hadd ſei äwer blos nah Jochem ſin Schört tau faten; dei hadd hei ſick liſtig apenbünzelt, ahn dat ſei dat markt hadd.

„Täuw, Lieſch," rep hei un lep nah den Schenkdiſch, „ick hahl di'n Glas Water."

Jochem, is dat nich en unäwerleggt Stück von di? Wo kannſt du di ſo in Gefohr begewen, du weitſt doch —

Patſch! hadd Jochem ſine Barmherzigkeit in't Geſicht.

„Gi—Giftmiſcher!" görgelte Lieſch.

„Jh, Lieſch, dat is jo man reines Water," ſtähnte Jochem un wiſchte ſick de Ogen ut.

„Hall-Hallunk! Murdbauw!" krieſchte Lieſch, de nu wedder mihr bi Aten kem. „Wa—wat heww

Digitized by Google

ick di dahn, dat du mi unschüllig Worm an dat Lewen wist?“

„So geiht hei gaud,“ knurrte Jochem un polierte sick de Backen. „Mi süppst du af un ick sall den Buck in't Water stött hebben!“

„So'ne hinnerlistige Kreatur!“ stähnte Liesch. „So'n Spitzbauw! Mi armes Wesen so tau malträtiern! Wat bün ick doch vör en gestraftes Minschenkind! Drei Kirls heww ick hatt, de den Düwel jawoll von de Schuwkor trünnelt sünd; mit den vierten äwer hadd ick den gläuhnigen Satan jo woll sülwst friegt! Äwer sowiet sünd wi noch nich, du schrenkelbeinte Pagelun; sowiet noch lange nich.“

„Segg doch blos, Liesch, wat heww ick di dahn?“

„Dahn?“ krieschte sei hell up. „Du Fusthandschen mi wat dauhn? Drei Kirls heww ick schacht, dat dat'n Hund jammern künn, un denn so'n Klas Abendsegen! Oh — ha!“

„Äwer Liesch —“

„So'n Teckelbein! So'n Vijolensnut! — Segg, du Niedertracht, wat hest du min des' Kruk gaten?“ Un dorbi höll sei em dat oll steinern Dirt unverwohrlings unner sin lütt Stülp von Näs', dat dat bald up de ein or anner Sied Schör geben hadd.“

„In de Kruck?“ verwunnerte sick Jochem. „Wat sull ick di dor woll rin gaten hebben? Franzschen Bramwin! Wat sünst?“

„Jh ne, franzschen Bramwin!“ lachte sei gell up. „Wer sull dat dacht hebben? — Am Enn is dat woll gor 'noch Häuhnermelk? — Du scheinheilige Jesuwiter! Scheid'water is dat! Vikt'rjol is dat! Rottengift is dat! Den Dot hadd ick dorvon hebben kunnt, du Kujon! Ach Gott, ach Gott!“ fung sei up einmal bitterlich tau weimern an, „de Seel in'n Liew hett mi de oll dämlich Kirl jawoll verbrennt. Min arme Kehl! Min arme Kehl!“ Un dorbi hadd sei sick, as wenn sei in den nächsten Ogenblick ümsacken wird.

„Ne, Liesch, wat du seggst!“ rep Jochem un kem ehr in Tauvertrugen up ehre ogenschienliche Swachheit wedder neger. „Din Kehl? Du warst doch woll nich —!“

Jochem, wohr di! Äwer Jochem wir jo woll ganz mit'n Dumbüdel slagen.

„Ne, äwer ok —“, slog hei sick vör den Kopp, „dat ick ok so vergetern bün — dat ick di dat ok nich seggt heww — 'ne Dirn, dat sull jo doch taum Jnriewen wesen — un ick hadd noch so schönen Miegimmigenspiritus[5]) stahn un dor heww ick —“

As Jochem wedder tau Besinnung kam, dor leg hei buten up de Strat un sehg binah ut, as hadd em so 'ne niemodsche Poststempelmaschin unner hatt, ▬▬▬ up beide Backen. Dat wir äwer nich andem, dat wüßte hei woll. Blos wo hei dörch dat Finster un up de Strat kamen wir, dat wüßte hei nich; un dat is em sin lewlang ok nich recht klor worden, wat hei dat sin Fixigkeit tau danken hadd or wat Liesch em tau gauderletzt rutsmeten hadd. Na, sovel is wiß, buten leg hei, un'n bangen Kirl wir hei ganz un gornich, wenn hei man blos Rum taum Lopen hadd. Un as hei nu sehg, dat hei ut dat düllste Gedräng rute wir un dat dat Finster nich vör Liesch ehr Kumplettigkeit inricht wir, dor kettelte em de Hawer un hei rappelte sick tau Höcht un stek sin Snut wedder nah dat Finster rin.

„Liesch,“ fragte hei so sachtmäudig, as hadd hei den ganzen Dag Honnig un Mahnöl lickt, „Dirn, hest du dat oll Rheumatismich denn in de Mag?“

Dunner ok, Liesch — de schöne Kruk! Ne, wo licht haddst du nich Jochem sin lütt blag Stülp drapen kunnt! Süh, nu is din oll gaude Kruk in dusend Schör un all de schöne Franzschen mit Ameisenspiritus löppt in den Stratendreck!

De schöne — schöne Bramwin! —

Wenn Jochem äwer späder up Rheumatismus tau snacken kam, denn pleggte hei tau seggen: „Kinnings, nicks beter as Franzschen mit Miegimmigenspiritus! Dat helpt jug den leibhaftigen Satan von'n Hals. Äwer en beten kostspielig is dat unner Umstänn. Mi hett dat gegen dusend Dahler kost.“

[5]) Miegimmigen = Ameisen.

Fatale Bundesgenossen.

Der Mahnruf des Herrn Dr. A. Heilborn in Nr. 32 dieser Zeitschrift tut hoffentlich seine Wirkung. Sämtliche „Eideshelfer“ und „Mitschuldige“ des Herrn Victor Laverrenz werden das mit mir wünschen. Davon ist Herr Dr. Heilborn ja auch überzeugt. Ebenso wird er sich schon gesagt haben, wie wir Armsten mitschuldig geworden sind. Er hätte daher auch so sagen können: Die Herren, die unterschrieben, haben selbstverständlich alle angenommen, daß Herr Victor Laverrenz seine Versprechungen halten würde; dafür bürgt ihr Name. Das Programm des Herrn Laverrenz, das ihnen vorgelegen hat, muß sehr gut gewesen sein, sonst hätten sie nicht unterschrieben. Die Herren sind also mit uns die Enttäuschten und werden das schmerzlich bedauern. Zu prüfen gab es für sie noch nichts als das Programm. Sie sind zu vertrauensselig gewesen. Aber Gurlitt wird sich gesagt haben, was Dahn und Dilthey unterstützen, kann nicht schlecht sein, und Falk und Fulda werden sich auf diese drei Namen verlassen haben usw. Pflicht der Herren wäre es freilich gewesen, sich zu vergewissern, ob die Herren Victor Laverrenz und sein Verleger die Leute sind, von denen eine Veredelung der Jugendlektüre zu erwarten ist. Bedenkt man aber, daß Männer wie die genannten namhaften Pädagogen und Schriftsteller unendlich oft, jahraus jahrein, als Eideshelfer für diese oder jene gute Sache angerufen werden, so wird man es milder beurteilen, daß sie einmal lässiger und im guten Glauben handelten. Sie werden

Digitized by Google

sicher künftig vorsichtiger sein oder selbst ganz darauf verzichten, je wieder als Eideshelfer aufzutreten. Zu beklagen wäre es vielleicht nicht, wenn die Herren Autoren und Verleger sich daran gewöhnten, sich ganz auf sich selbst und ihre gute Sache zu verlassen.

So hätte Herr Dr. Heilborn auch schreiben können, und er hätte mir und gewiß auch allen andern „Eideshelfern" und „Mitschuldigen" aus der Seele gesprochen.

Gustav Falke (Hamburg).

Randbemerkungen.

Die erste Pilgerfahrt zum Altreichskanzler
hat nun stattgefunden, eine matte Kopie aus vergangenen Zeiten der innersten nationalen Erhebung, wie der Name des „Altreichskanzlers", auf den Eremiten von Klein-Flottbeck angewandt, fast einen Schimmer der Pietätlosigkeit trägt. Immerhin hat Fürst Bülow die erwünschte Zurückhaltung und den rechten Takt gezeigt, als er auch nur den Anschein einer Nachahmung des grollenden Titanen vermied, der das Werk seines Lebens, zu qualvoller Tatenlosigkeit verdammt, von ungeschickten Händen bedroht sah. Fürst Bülow hat die Männer von Wilhelmshaven erst nach langem Drängen empfangen, und in seiner Rede hat er sich als „alten Beamten" bekannt. Anders als Bismarck, der wohl gerade die Würde des Beamten als eine Fessel, nicht aber als das Innerste und Eigenste seines Wesens empfand. Das Genie ist eben regellos und fesselos, es verschmäht das gewöhnliche Geleise, in dem sich auch das beamtete Talent bewegt; es sucht sich nicht nach den Regeln des Pedanten den Weg, sondern aus eigenem Recht und nach eigenem Willen. So waren auch die Huldigungen, die ihm nach der Entlassung dargebracht wurden, leidenschaftlich, stürmisch und fesselos, sie waren so ganz anders, als es im Textbuch der Bürokraten vorgezeichnet ist, es lag in ihnen etwas Explosives. In der Huldigung der Männer von Wilhelmshaven lag nichts davon, aber auch nicht in Art und Charakter des Mannes, der sie entgegennahm. Von der Ballustrade schaute neben dem Gefeierten nicht die Dogge, sondern Mohrchen, der getreue Pudel, herab.

* * *

Das Satyrspiel zum Steuerkampfe
hat jüngst die „Kreuzzeitung" geliefert. Einst trug sie die Fahne der bedrohten Sittlichkeit, einst rang sie, wie um das heilige Grab der eifrige Peter von Amiens, um das Erbe des Vaters, der Mutter und des majoratbesitzenden Onkels, um die Erhaltung des Familiensinnes gegen die staatszertrümmernden, alle Sittlichkeit verachtenden, an jedem Heiligtum rüttelnden, an jedem Obstbaum schüttelnden, den frommen Familiensinn niederknüttelnden Elemente, die gierig wie Habebald und Eilebeute mit Schwertern und Kolben wüten. Die „Kreuzzeitung" hielt es nur mit dem dritten der drei Gewaltigen, mit Haltefest, der also spricht: „Bald ist ein großes Gut zerronnen; zwar nehmen ist recht gut, doch besser ist's, behalten." Was aber geschieht jetzt? Dasselbe Blatt empfiehlt, freilich gestützt auf den heimlichen Gedanken, daß in Preußen eine konservativ-klerikale Mehrheit doch die Riegel vorschieben würde, die Einführung der Deszendentensteuer in den Einzelstaaten. Hier, im schwäbischen Böblingen, im bayrischen Tuntenhausen, im hessischen Butzbach wird also der Familiensinn, der monarchische Gedanke, die Freude an der Häuslichkeit und am Sparen nicht zerstört, sondern gefördert, wenn das Bäuerlein dem Staate seinen Obolus zahlt; im Deutschen Reiche aber geht alles zugrunde, verdorren Wald und Wiesen, versiegen alle Brunnen, aus denen die Liebe quillt, wenn der lachende Erbe betränt ein Zwanzigmarkstück zur Linderung der Finanznot steuert. Dort sind die Parlamente zwar gleichfalls dem allgemeinen Stimmrecht entsprungen, das nach dem Zeugnis des Herrn v. Heydebrandt zur Konfiskation des Privateigentums unaufhaltsam führen wird. Aber was tut es? Es muß nach der Vorstellung der „Kreuzzeitung" ein feiner Unterschied gemacht werden zwischen dem reichsdeutschen und dem partikularistischen Exekutor, und während die Daumenschraube des einen fürchterliche Schmerzen erregt, erweckt die des andern liebliche Gefühle der Wollust. Das Satyrspiel ist nicht übel. Nur daß vorher doch vielleicht noch hier und da ein gewisser Respekt vor der ethischen Seite des konservativen Kampfes gegen die Erbschaftssteuer bestand, während sich jetzt dieser Respekt in ein natürlich heiliges Lachen auflöst.

* * *

Herr v. Einem
ist den Weg alles Fleisches gegangen. Der Verbrauch an Ministern ist in den letzten Jahrzehnten zwar etwas reichlich gewesen: wer zählt die Völker, nennt die Namen? Man würde sicherlich dreijährlich wenigstens drei Mandeln zählen können. Und meistens hat man nicht einmal gewußt, wie bei Herrn v. Hammerstein-Loxten oder Herrn v. Heyden, warum sie kamen, noch, wie jetzt bei Herrn v. Einem, warum sie gingen. Wer über die Scharen der Entschwundenen blickt, über den mag es kommen, wie einst über Odysseus, da er in das Reich der Persephone stieg: „Doch es drängten daher unzählige Scharen der Geister Mit graunvollem Getös, und es faßte mich bleiches Entsetzen."

Aber Herr v. Einem gehört wenigstens zu den Ministern, deren Rücktritt nicht heimliches Raunen und Flüstern über höfische Intrigen und ministerielle Kabalen hervorruft, wie einst im Mai, als noch Philipp Eulenburg seine Freunde gesund betete und Herr v. Bronsart im Kampfe mit dem Militärkabinett unterlag. Das persönliche Moment, das immer in einem Überwiegen der Kabinette zutage tritt, ist eben seit den Novemberstürmen so völlig aus dem politischen Leben entschwunden, daß man dem Kaiser wirklich nur bewundernde Dankbarkeit für diesen Sieg über sein innerstes und eigenstes Wesen, für diese radikale Abkehr von den früheren Altären zollen kann. Der Rücktritt des Herrn v. Einem ist sicherlich durch keine Intrige und auch nicht, wie der des Fürsten Bülow, durch den Groll der Parlamente herbeigeführt worden. Denn außer den Genossen und Herrn Gädke hinterläßt er eigentlich keine Feinde.

Li.

* * *

Vom Feinde lernen.

Als sich anno 1840 nach der Thronbesteigung des vierten Friedrich Wilhelm von Preußen die unglückliche Wendung in der Polenpolitik vollzog, die an die Stelle der scharfen Flottwell-Grollmannschen Zügelung die Lockerung aller Scheu setzte, kehrte Dr. Carl Marcinkowski aus Paris, wo er sich mehrere Jahre lang vorsichts- und studienhalber aufgehalten hatte, nach Posen zurück. Unter kluger Benutzung persönlicher Schwächen und gründlicher Ausnutzung des politischen Systems legte er durch die Gründung des Marcinkowski-Vereins den Samen, aus dem der heute kräftig in Laub und Blüte stehende Baum des polnischen Mittelstandes herausgewachsen ist. Der Verein hatte und hat auch noch heute keinen andern Zweck, als befähigten jungen Polen zu ermöglichen, mittlere oder höhere Schulen zu durchlaufen, dann eine gute Ausbildung für ein Handwerk, irgend eine Technik oder sonstigen praktischen Beruf zu genießen, oder das Studium behufs späterer Niederlassung als Rechtsanwalt, Arzt oder Apotheker zu absolvieren. Die preußische Kurzsichtigkeit unterstützte diese Treibhauskultur des Mittelstandes in der ersten Zeit freundlichst, sogar materiell durch Erlaß des Briefportos, trotzdem doch der Umstand, daß auf Anregung von der Posenschen Dominsel aus die Geistlichkeit sich warm des jungen Vereins annahm, hätte stutzig machen müssen. So wuchs er schnell an und konnte in nunmehr fast siebzigjähriger Tätigkeit dem Polentum die Kerntruppen samt ihren Offizieren heranziehen, die heute seine Stärke bilden. Der preußische Staat hat

Digitized by Google

später versucht, mit denselben Mitteln Widerstand zu leisten, indem er seinerseits Stipendien an solche Studierende ausgab, die sich verpflichteten, einen bestimmten Teil ihrer späteren Amtszeit in der Provinz Posen zuzubringen. Aber er beschränkte sich dabei ganz oder in der Hauptsache auf spätere Beamte und führte infolgedessen einen Stoß ins Leere, da er nicht dahin traf, wo der Gegner sich festgesetzt hatte, nämlich in den gewerblichen Mittelstand hinein, sondern in die Beamtenhierarchie, die von den gefährlichen Elementen ohnehin ziemlich frei war oder doch leicht frei gemacht werden konnte. Nunmehr hat sich aber in Ostrowo, demselben Ort, von dem aus die Siedlungsgenossenschaft des Pfarrers Rosenberg ihren Ursprung genommen hat, ein deutscher Stipendienverein gebildet, der seit etwa zwei Jahren bemüht ist unter Leitung des Superintendenten Harhausen den Polen eine deutsche Jungmannschaft entgegenzustellen. Beide Unternehmungen sind der Unterstützung bedürftig und wert. Gerade jetzt, wo dunkle Wolken am nationalen Himmel aufgezogen sind, ist jede Nachricht von tatkräftiger Selbsthilfe doppelt freudig zu begrüßen, gerade jetzt aber ist es auch mehr als je nationale Pflicht, solche Anfänge durch aufmunternden Zuruf und werktätige oder klingende Beihilfe zu fördern.

* * *

Terrorismus.

Die Sozialdemokratie verlor an Zugkraft, als sich herausstellte, daß die den Arbeitern und andern versprochenen goldenen Berge nicht in einigen Tagereisen zu erreichen waren, sondern daß dieses Land Eden oder Ophir, wenn es überhaupt anders als in der Phantasie gewisser Leute existieren sollte, nur nach langer, langer beschwerlicher Fahrt unter erklecklichen Opfern auch an Reisegeld vulgo Beiträgen und Spenden aller Art in der Ferne gesichtet werden kann; und daß es fraglich ist, ob dann später vielleicht Enkel oder Urenkel hineinmarschieren, um möglicher Weise zu finden, daß das Ziel die lange Reise durchaus nicht verlohnte. Da mußten andre Mittel gefunden werden, um die schwankenden Nachläufer an der Leine zu halten und aus den heranwachsenden Generationen neue Bataillone auszuheben. Und die fand man auch. Für die ersten wurden die zahlreichen Pfründen in Konsumvereinen, Zeitungsredaktionen, Arbeitersekretariaten, Krankenkassen u. s. w. geschaffen, die teils durch tatsächliche Verleihung, teils durch die Aussicht auf eine solche kräftig wirkten. Für den Nachwuchs aber bildete man das scheinbar schon veraltete System des Rekrutenpressens mit modernen Mitteln und für moderne Verhältnisse zugeschnitten aufs feinste aus; man wandte den Terrorismus in seinen verschiedenen Formen an und erzielte damit die glänzendsten Erfolge, ohne daß die bedrohten Arbeiter und die oft schwer geschädigten Arbeitgeber oder gar die bürgerlichen politischen Parteien lange Zeit brauchbare Gegenmittel zu finden verstanden. Indessen seit einigen Jahren beginnt man doch auch auf dieser Seite zu lernen. Die starken Arbeitgeberverbände haben schon manchmal auch dem Terrorismus Widerstand geleistet, die sogenannten „gelben" Gewerkschaften machen ihrerseits Fortschritte und haben sich sogar schon einige Male erkühnt, sozialdemokratische Kontrolleure geradezu aus ihren Versammlungen hinauszubefördern, und schließlich hat für die bürgerlichen Parteien der „Reichsverband gegen die Sozialdemokratie" es in die Hand genommen, den Terrorismus dadurch zu bekämpfen, daß er alle zweifelsfreien Fälle zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringt. Unter anderem hat er ganz kürzlich erst ein Heftchen unter dem Titel „Sozialdemokratischer Terrorismus" erscheinen lassen (Verlagsanstalt Teutonia, 40 Pfg.), in dem 119 gerichtlich abgeurteilte Terrorismusfälle aus den letzten Jahren mit Angabe der jedesmaligen Nachrichtenquelle mitgeteilt werden. So geht man also auch diesem neuesten und wirksamsten Hilfsmittel der Sozialdemokratie von verschiedenen Seiten aus zu Leibe, und es ist nur der dringende Wunsch auszusprechen, daß niemand versäumen möge auf die eine oder andre Weise den Kämpfern gegen Unfreiheit, Zwang und Druck seine Unterstützung angedeihen zu lassen.

* * *

Militärische Surrogate.

Karl Eugen Schmidt (Paris) hat im „Tag" auf eine Arbeit des französischen Oberstleutnants Mangin (Revue de Paris) aufmerksam gemacht, die nach zwei Richtungen hin beachtenswert ist. Sie behandelt die immer wachsende Schwierigkeit, für die französische Armee die gewünschte Anzahl von Ersatzmannschaften aufzutreiben. Kürzlich wurden die Anstrengungen geschildert, die man in verschiedenen großen Verbänden turnerischen Charakters macht, um durch rationelle körperliche Jugendausbildung die Wehrfähigkeit des französischen Volks zu heben. Jetzt läßt Mangin durchblicken, daß man um jeden Preis die Kopfstärke des Heeres ungefähr auf gleicher Höhe mit der des deutschen halten will. Die Turkos und Zuaven von ehemals sind in den verängstigten Köpfen wieder aufgetaucht; aber man wagt nicht recht die Algerier in Massen ins moderne Kriegshandwerk einzuweihen, weil man nicht ganz sicher ist, daß die Lehrlinge ihre Künste nicht einst gegen ihre eignen Meister zu verwerten trachten möchten. Da hat nun der findige Oberstleutnant das Heil bei den Senegalesen entdeckt, von denen er zunächst jährlich 10000 Mann auszuheben vorschlägt, die nach seiner Meinung auch ausgezeichnet in Europa zu brauchen sein würden. Damit bekommen wir wieder einmal einen recht deutlichen Wink, der uns warnen muß, unsre vorhandnen Kräfte ungenutzt zu lassen, weil wir meinen, schon stark genug zu sein. Andrerseits zeigt sich aber auch, daß gerade wie im Jahre 1870 die ganze gerühmte Kultur und Bildung unsrer westlichen Nachbarn zum Teufel geht, wenn es sich darum handelt, den Deutschen doch noch eins auszuwischen; dann ist die wildeste Bande gut genug losgelassen zu werden, während man anno 70 ein Zetergeschrei gegen die Barbaren erhob, die es fertig brachten, ein paar Granaten nach Paris hineinzuwerfen, als die Festung sich anders nicht ergeben wollte.

* * *

Der deutsch-amerikanische Patentvertrag.

Herr Taft hat den Patentvertrag zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten unterzeichnet. Das hört sich so an, als ob hier ein amerikanisches Entgegenkommen von wer weiß was für einer Bedeutung vorläge. Tatsächlich aber bedeutet es nur die liebenswürdige Annahme eines Geschenkes, das der gute Deutsche ohne jede Gegengabe überreicht, so wie wir es mit Freundlichkeiten aller Art und Entgegenkommen in politischen und wirtschaftlichen Fragen ja leider nur zu oft erleben müssen. — Nach der deutschen Gesetzgebung kann unter Umständen der ausländische Inhaber eines Patentes für Deutschland gezwungen werden, die Fabrikation seines Patentartikels in Deutschland selbst vorzunehmen. Der Vertrag hebt nun diese Bestimmung für Amerikaner auf. Allerdings heißt es in dem Vertrage, daß diese Aufhebung eine gegenseitige sei. Aber die Union hat die entsprechende gesetzliche Vorschrift gar nicht. Also ein reines Geschenk für die Herren da drüben. Aber selbst wenn sie ein ähnliches Gesetz schaffen sollten, wären wir immer noch die gütigen, selbstlosen Geber. Denn die Amerikaner schützen sich gegen die Einfuhr ihnen mißliebiger Artikel sehr einfach durch einen maßlosen Zoll auf solche, wovon ja unsre Exporteure ganze Bände erzählen können. Und falls der Zoll noch nicht genügend wirkt, so hat man das noch trefflichere Mittel der Auslegung der Zolltarifbestimmungen, wie es ja Tausende von Malen gegen Deutsche zur Anwendung gebracht worden ist. Wir aber haben uns glücklich der einzigen wirksamen Waffe gegen die Überschwemmung mit amerikanischen Patentartikeln beraubt. Ein einziger Trost ist uns geblieben: der Vertrag ist jährlich kündbar. Kündigen wir aber, dann werden die da drüben ein fürchterliches Geschrei erheben, und einen erwünschten Anlaß zu neuen Repressalien daraus machen. Denn was man geschenkt erhalten hat, kann man ja als sein Eigentum betrachten, und wird es fort-

Digitized by Google

genommen, so ist das Diebstahl, auch wenn es der Geschenkgeber selbst zurücknimmt. Wann werden wir aufhören, unsre vornehmen Anschauungen in allen solchen Dingen im Verkehr mit dem ganz anders denkenden Auslande außer Kurs zu setzen und ihre Anwendung auf das Inland zu beschränken?

* * *

Psychologische Rätsel

geben nun nachgerade die Engländer auf. Die angeblich gesichteten Luftschiffe der Deutschen riefen eine wahre Panik hervor, die tatsächlich stattgehabte Landung des ersten Fliegers vom Kontinent her, die besonders wegen der Kürze der Zeit der Kanalüberschreitung ganz anders zu denken geben sollte, erregt maßlosen Jubel. Als vor einiger Zeit eine englische Zeitung die Geschichte von dem großen Bohrer brachte, der von Holland her deutlich hörbar sich unter der Nordsee nach England durchwühlte, konnte man daran glauben, daß es sich um eine Verhöhnung der Angsthasen, vielleicht sogar um bewußte Selbstironie handelte. Wenn nun aber der „Standard" eine lange Besprechung eines Riesenmagneten bringt, der in Deutschland erfunden und geeignet sei, ganze Schiffe aus dem Kurs zu ziehen, ihre Maschinen zu verwirren oder umzusteuern usw., so fragt man sich vergeblich, was das soll. Die Sache als Aprilscherz aufzufassen, liegt keine Veranlassung vor, auch diesmal eine Satire zu vermuten, ebensowenig. Für eine Verstärkung der Flotte würde eine solche Erfindung nicht sprechen; denn sie müßte jene so ziemlich wertlos machen können. Will man damit etwa der Bewegung für die Heeresverbesserung dienen? Da wäre die Blériotsche Landung doch wirklich besser zu verwerten. Die einzige befriedigende Lösung der Frage wäre die Annahme, daß der Berliner Korrespondent des „Standard" eine Kaltwasserkur nötig hat. Aber auch da steht ein Fragezeichen; denn man kann unmöglich glauben, daß eine große englische Zeitung in einer Zeit, wo aller Engländer Augen hypnotisch auf Deutschland gerichtet sind, einen solchen Mann gerade für Berlin gut genug halten sollte.

M. d. R.

* * *

Juristerei und Logik.

Beweisen und widerlegen sind entgegengesetzte Bestrebungen. Das eine sucht die Wahrheit, das andre die Unwahrheit eines Satzes darzutun.

Wenn ich nun sage, eine Behauptung *bedarf* keines Beweises, so heißt das, daß ihre Wahrheit ohne weiteres einleuchte. Und wenn ich sage, eine Behauptung bedürfe keiner ernstlichen Widerlegung, so heißt das, daß ihre Unwahrheit ohne weiteres klar sei. Und dann noch ein andres: Wenn ich sage, „der angebliche Graf", so heißt das, daß der Herr Graf bereits als Hochstapler entlarvt, oder doch, daß seiner Grafenkrone nicht recht zu trauen sei.

Und nun, lieber Leser, paß' auf! In den Entscheidungsgründen eines im Namen des Königs ergangenen Urteils läßt sich ein Kgl. Bairisches Landgericht wie folgt vernehmen:

„Daß jedenfalls im Jahre 1908 eine Mehrleistung stattgefunden habe, bedarf keiner ernstlichen Widerlegung" (d. h. also, diese Behauptung trägt den Stempel der Unwahrheit an der Stirne).

Ein paar Zeilen weiter unten aber fährt derselbe Gerichtshof fort:

„Das Kalenderjahr kommt nicht in Betracht, um so weniger als der *angeblichen* Mehrleistung im Jahre 1908 die entsprechende Minderleistung im Jahre 1909 gegenübersteht."

Ist das nicht, wie wenn ich sagte: Hier hat nie ein Baum gestanden, um so weniger, als er ein Jahr später abgesägt wurde.

Logik und Juristerei! Man sieht, die reputierlichsten Frauenzimmer geraten sich zuweilen in die Haare.

Eumäos.

* * *

Noblesse oblige.

Wer wagt es, etwas gegen den Berliner Magistrat zu sagen? Unsre Patres conscripti sind eine auserlesene Kollektion wackerer, anständiger Leute und man darf ihnen nicht einmal vorwerfen und nachtragen, daß sie Juristen sind. Denn sie machen von ihrer Jurisprudenz geringen Gebrauch, wie die Verträge zeigen, die sie für die Stadt abschließen, in großen Dingen, wie in kleinen, ob nun die Große Berliner der Gegenkontrahent ist oder der Besitzer eines Rummelplatzes. Auch diesem gegenüber sind sie hilflos, wie der jetzt spielende, amüsante Fall zeigt, daß die Stadt einem Platzpächter gegenüber, der auf dem gepachteten Terrain ein wahres Tohuwabohu inszeniert hat, nichts ausrichten kann. Man wird fragen, was hat diese Hilflosigkeit mit der noblesse zu tun? Nun, ist es wirklich der Stadt Berlin mit ihrem Riesenbudget würdig, daß sie jedes leere Fleckchen Land sofort verpachtet, um ein paar hundert Mark davon zu ziehen? Dieses Fleckchen wird immer in derselben Weise ausgenutzt: entweder es wird zum Rummelplatz oder zu einem Mühlendamm im Kleinen. Der erste Fall ist greulich, der zweite noch greulicher. Denn sofort entstehen dort eine Art massiver Buden, die allerlei Ramschwaren führen, die Gegend verschandeln und den reellen ansässigen Kaufleuten unerwünschte und unfaire Konkurrenz machen. Kann die Stadt die lumpigen paar Mark aus solchen Geschäften nicht missen? Sparsamkeit ist eine schöne Tugend, sie hat aber ihre Grenzen. Wäre es nicht vernünftiger, wenn solche leeren Plätze, bis sie bebaut werden, zu Schmuckplätzen hergerichtet würden? Von diesen haben wir wirklich nicht soviel, als daß nicht ihre (wenn auch nur vorübergehende) Vermehrung erwünscht wäre. Die Stadt Berlin soll nicht zweifelhaften Geschäften und unzweifelhaften Schaubuden um ein paar Silberlinge willen Unterschlupf gewähren — noblesse oblige.

Dr. M. P.

* * *

Das Lesebedürfnis in Berlin.

Vor kurzem ist ein Bericht über das städtische Bibliothekswesen erschienen. In ihm fiel die verschwindend geringe Zahl der weiblichen Benutzer auf: nur 9500 Frauen und Mädchen standen 154000 Männern gegenüber. Man äußerte, der Grund dieser Erscheinung beruhe auf Mangel an Zeit, weil das Mädchen der wirtschaftlich schwächeren Stände den ganzen Tag mit Hausarbeiten beschäftigt sei. Wir vermögen diese Auffassung nicht zu teilen. Die unverheiratete Berlinerin der ärmeren Klassen arbeitet daheim wenig, meistens gar nicht, sondern überläßt das der Mutter. Hockt sie beruflos zu Hause, so schläft sie nicht selten lange und vertrödelt die Zeit großenteils mit Nichtigkeiten, wie Haarfrisur, Toilette und Schwatzen. Ist sie in einer Fabrik oder im Laden tätig, so hat sie abends frei und noch mehr, wenn sie sich dem Kontor gewidmet hat. Die Mußestunden der Männer und Mädchen dürften sich also ziemlich gleich bleiben, und sollten sie sich wirklich zuungunsten der Mädchen verschieben, so rechtfertigt dies keineswegs das geradezu beschämende Auseinanderklaffen der Zahl. Will man die wirkliche Tätigkeit abertausender von Berlinerinnen während ihrer Freizeit beobachten, so braucht man sich nur nach den Zelten, nach Treptow, Halensee usw. zu bemühen, braucht man nur die weißen oder gelben Schuhe, die aufgarnierten Riesenhüte und die weißen Kleiderfähnchen zu sehen, die die keineswegs immer schönen Wesen zur Schau tragen; braucht man nur zu bewundern, wie sie vor jedem Spiegel, selbst vor Spiegelscheiben stehen bleiben und sich im Glanze unechter Locken oder nicht minder unechter Schmucksachen sonnen. Die zunehmende Veräußerlichung und Putzsucht sind es, die die Mädchen innerlich veröden und sie vom Lesen besserer Bücher fern halten, die sie den Hintertreppenromanen ausliefern. Ein ernster Bildungstrieb ist der Durchschnittsberlinerin völlig abhanden gekommen, am meisten findet er sich noch im Mittelstande. Dafür spricht auch, daß sich unter den Bibliotheksbenutzern 900 Kaufleute und 528 Schüler befanden, also dieselben Stände,

Digitized by Google

die in der Damenwelt stark vertreten sind, ohne daß sie der Bildungsanstalt zustrebte. Die eigentliche Masse des Berufs, die Arbeiterschaft, stellte nur 130 Leser: eine betrübend niedrige Zahl. Der Arbeiter liest eben vornehmlich nur sozialdemokratische Zeitungen und kannegießert nur zu gern in der Kneipe. Ein wirkliches Bildungsbedürfnis fehlt auch ihm. Hier wie dort beweisen die Zahlen. Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung (Berlin).

* * *

Aus der Finanzwelt.

Der verstorbene Abgeordnete Siemens, Direktor der Deutschen Bank, erklärte einmal bei einer Debatte im Reichstag über ein börsengegnerisches Gesetz, daß wenn die Gesetzgebung auch weiterhin einen ähnlichen Fortgang nähme wie bisher, das ganze Bankgeschäft sich mehr und mehr in die Großbanken verziehen werde, und daß man die Berliner Börse nicht mehr in der Burgstraße, sondern vielmehr in der Behrenstraße zu suchen haben werde. Mögen nun auch die hieraus gezogenen Folgerungen inbetreff des gegenwärtigen Ansehens der Berliner Börse hie und da etwas übertrieben sein — namentlich die Anschauung, daß die Berliner Börse schon zu einer Provinzbörse herabgesunken sei — so läßt sich nicht verkennen, daß der Konzentrationsprozeß m Bankwesen immer weitere Fortschritte gemacht und das Ansehen der Börse namentlich insofern beeinträchtigt hat, als sie nicht mehr wie in früheren Zeiten als ein Spiegelbild des eigentlichen Verkehrs betrachtet werden kann. Aber diese Veränderung kann man nicht im Zweifel sein. Eine große Anzahl von geschäftlichen Faktoren sind durch diesen Konzentrationsprozeß ausgeschaltet worden, und ihre Verminderung ist auch schon für das Äußere der Börse kennzeichnend, die im allgemeinen nicht mehr die Lebhaftigkeit früherer Tage aufweist.

Sicher ist es unrichtig, wenn man aus der Art, wie die Börse sich gegenwärtig äußerlich präsentiert, einen Rückschluß auf das deutsche Bankgeschäft ziehen wollte. Wer hierüber Kunde haben will, tut freilich besser, nicht an die Börse zu gehen. Wer sich gegenwärtig über das Bankgeschäft in Deutschland orientieren will, muß in die Wechselstuben der Berliner Banken gehen, deren es gegenwärtig wohl an zweihundert gibt, und selbst an den entlegensten Stellen der Stadt. Glaubwürdigen Versicherungen zufolge soll gegenwärtig in diesen Wechselstuben ein Betrieb herrschen, der dem Zuspruche, dessen sich gewisse Ausschanklokale Berlins zu erfreuen haben, in Nichts nachgibt. Ist es Absicht oder Zufall, daß gewisse Banken ihre Wechselstuben in Warenhäusern einquartiert haben, um ihrer Kundschaft die Möglichkeit zu bieten, sich von den Strapazen, die namentlich das Geschäft in Kolonialwerten mit sich bringt, in den „Erfrischungsräumen" dieser Warenhäuser etwas zu erholen? Kolonialwerte sind gegenwärtig atout, und die Engagements sollen darin ganz außergewöhnliche Dimensionen angenommen haben. Die Banken haben alle Veranlassung, das Geschäft zu begünstigen. Sie sind bei der Ausführung dieser Aufträge und bei der Prolongation im Auslande nicht an den Berliner Kurszettel gebunden und für den Käufer ist die Ausführung schwer kontrollierbar. In früheren Zeiten gab es noch keine Kolonialwerte; dafür gab es kleine Bankiers, die Aufträge erhielten, damit zur Börse eilten und hier die Aufträge durch den Makler ausführen ließen, und hieraus entwickelte sich der Verkehr der Berliner Börse. Der kleine Berliner Bankier soll angeblich nur noch im Märkischen Museum zu sehen sein, und das sogenannte Kommissionsgeschäft dieser Spezies gehört einer vorgeschichtlichen Periode an. Mit Hilfe eines erbarmungslosen Konkurrenzkampfes, in dem das Hauptmittel die Provisionsschleuderei war, ist den kleinen Bankiers der Garaus gemacht, und die Börse ist für die Banken jedenfalls entbehrlicher geworden. Man verständigt sich über den Ladentisch ebenso wie in andern Geschäften. Wozu auch brauchen die Banken eine Börse, um ihrer Kundschaft die Effekten, die sie alljährlich herausbringen, zu verkaufen? Dazu dienen die Wechselstuben. In früheren Zeiten mußte auch hier die Mittelsperson des Bankiers in Anspruch genommen werden, und obwohl die Banken diese durch eine Emissionsprovision zu gewinnen suchten, so gab es doch Bankiers, die hierfür kein Verständnis besaßen, und die, um eines einmaligen Verdienstes willen ihre Kundschaft nicht preisgaben, sondern in solchen Fragen immer noch unabhängige Berater des Publikums blieben. Die Banken sind hierzu völlig außer stande, weil sie Interessent und Ratgeber in einer Person sind. Sie haben die Kundschaft unmittelbar an der Hand und beraten sie auch. Man braucht heute nur einen Kapitalisten zu fragen, welche Papiere er sein eigen nennt, um sich darüber sofort klar zu sein, mit welcher Bank er arbeitet. In einer Beziehung freilich brauchen die Banken die Börse sehr wegen des amtlichen Kurszettels, den man jedoch ebenfalls besser den Kurszettel der Berliner Großbanken nennen sollte. Sie brauchen ihn wegen der Notiz. Mit wenigen Tausend Mark Effekten läßt sich bei dem oft völlig entkräfteten Zustand der Börse eine ganz brauchbare Notiz herstellen — entsprechend hoch, wenn sie Abgeber an die Kundschaft sind und umgekehrt. Alles natürlich in Gegenwart des laut § 2 des Börsengesetzes den Geschäftsverkehr der Börse überwachenden Staatskommissars, der auf diese Weise seine gründliche Ausbildung erhält zum — künftigen Bankdirektor!

Immer weiter bringt die Macht der Banken. Die deutschen Steuerzahler werden freundlichst eingeladen, die Steuern bei den Banken einzuzahlen. Dies ist der Anfang, man lernt sich kennen, und das Weitere findet sich. Manchmal freilich wollen die Resultate nicht im Einklang mit dem ungeheuren Apparate stehen, der notwendig ist, um 5—7% Dividende für die Aktionäre herauszuwirtschaften. Sollten dazu wirklich einige Dutzend Wechselstuben notwendig sein? Die Macht der Banken hat auch die Regierung gefühlt (siehe die Hibernia-Affäre) auch bei der letzten Emission der heimischen Anleihen ist der Wille der Banken entscheidend gewesen.

Aber in den Banken herrschen, wie in den Aktiengesellschaften überhaupt, wiederum Einzelne. Die Aktionäre bekommen ihre Dividende, das versteht sich; aber die „Einzelnen" sind doch die Hauptempfänger. Und so nimmt der Konzentrationsprozeß seinen Fortgang. Aus Amerika wird gemeldet, daß die Börsenspekulanten das Leben gewisser Finanzmatadore, wenn diese auf Reisen sind, mit hohen Beträgen versichern, die ihnen ausgezahlt werden, falls diesen Herrschaften und — ihren Engagements unterwegs etwas „zustoßen" sollte. Und hierin liegt die Hauptgefahr: daß der Verkehr immer mehr durch Einzelne reguliert wird, und daß er mit jedem Tage undurchsichtiger und unkontrollierbarer wird. Die Börse ist, wie schon bemerkt, längst kein Spiegelbild des Verkehrs mehr, und die amtliche Kontrolle, der sie seit $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten unterliegt, erhöht nur die Täuschung und ist niemandem erwünschter als den Banken. Ja, wenn man hinter jeden amerikanischen oder europäischen „Harrimann" einen Staatskommissar stellen könnte! Aber an der Berliner Börse! Zurzeit hat das Wort des verstorbenen Siemens mehr Geltung als seit langem: die Börse ist weniger in der Burgstraße und mehr in der Behrenstraße und ihren Dependancen zu finden, den Berliner Wechselstuben.

Mercator.

Die Kniehose.

Die Londoner Schneider haben beschlossen, für die Einführung der Kniehose Propaganda zu machen.

Nun endlich wird das Leben wieder klassisch,
Nachdem die Schneider Engellands getagt.
Weg mit dem Hosenrohr, das unparnassisch
Und schlotternd um die Männerwaden klagt!

Digitized by Google

Der Mensch der neuen Zeit fühlt wieder Tassisch
Und Schillersch, Goethisch, Wertherisch, kurz gesagt.
Die seidne Hose her, die bis zum Knie reicht,
In der der Mensch sofort an das Genie reicht!

Dazu den dünngetaillten Frack, den blauen,
Mit Silberknöpfen schäferlich geschmückt;
Und zarte Spitzen müssen zierlich schauen
Auf seinen Busen, den Belinde drückt.
Und einen Deckel läßt man sich noch bauen,
Der selbst King Edes Tailorherz entzückt:
Zylinderform. In Weiß. Geschweift elliptisch . .
Der Fingerring jedoch sei altegyptisch.

In Schnallenschuh'n, mit flatternden Geschnüren
Ergehe sich der Mann der neuen Zeit,
Auch einen Sechserdegen darf er führen,
Der anspielt auf soldatsche Tüchtigkeit.
Dazu noch zärtliche Watteau-Allüren —
So ist der Werther fertig und bereit:
Wien'risch, Pariserisch und auch Berlinisch —
Und alle drei sind echt, weil femininisch.

Schon seh ich den Bankier in Wertherhosen
Hibernia handelnd bei den Jobbern stehn,
Den Attaché, den zittrig-wadenlosen,
Sich in dem blauen Fräckchen windig drehn.
Und viele Michels in Apotheosen
Kann man begeistert degenschwingend sehn.
Es söhnt die Welt sich aus in Schäfertaten —
Die Schneider Englands nenn' ich Diplomaten!

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Herbert Eulenberg: Du darfst ehebrechen! Eine moralische Geschichte. 1909. Erich Reiß Verlag (Berlin-Westend).

Ich muß gestehen, daß ich schon seit Jahren nicht mehr an diesen verworrenen Dichter glaube. Seine Dramen nötigten einem einen kühlen Respekt ab durch ihre leidenschaftliche Draufgängerei. Ehe man sah, daß dieser Sturm und Drang nur ein eklektisches Epigonentum war. Ein Mischmasch aus einer in diesem Falle seltsam anmutenden Deutschtümelei, romantischer Sentimentalität (Münchhausen!) und Lenzschen Reminiszenzen. Neuerdings hat sich Eulenberg auch auf die Novelle geworfen. In dieser Geschichte, deren Waschzettel uns sehr naiv an die Kreuzersonate erinnert, dieses tiefaufwühlende allzumenschliche Bekenntnis einer faustischen Natur, wird mit sehr bewußter Prononzierung eines „gelassenen" goethischen Novellenstils (heiliger Wolfgang!) in höchst naiver Weise eine „Lanze" für die „Nebenwege" des Mannes in der Ehe gebrochen. Er hat natürlich eine sehr kluge und gute Frau, die ihm nicht nur für das Gewesene, sondern auch gleich für die ganze Zukunft Ablaß erteilt! Damit sein Gewissen sich nicht unnütz beschwert! Es kann ja sein, daß es Frauen gibt, die bei dieser übermenschlich selbstlosen großen Dummheit glücklich werden. Im allgemeinen kann man es einer Frau garnicht verdenken, daß sie sich nicht gern betrügen läßt; und daß das „böse Gewissen" nach einer Abschweifung beim Mann je direkte innere Zerstörungen angerichtet hätte, ist mir nicht bekannt. Die „Moral" dieser unreifen Chose ist die: daß die Männer nach wie vor Nebenwege einschlagen werden, die einen ohne besondere Reue, die andern mit mehr, daß eine kluge Frau nicht gleich bei einem kleinen faux-pas den Mann „mit dem Bade ausgießen" wird, daß aber im allgemeinen alles beim Alten bleibt trotz Herbert, dem „moralischen" Bekenner, und daß es ein Zeichen einer beispiellosen, ethischen Verwirrung ist, daß dieses belanglose Schriftchen „mit Umschlagzeichnung von J. J. Vriesländer" in die Öffentlichkeit trat. Paul Friedrich (Berlin).

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Nähret die Nerven mit NEOCITIN

Neocitin ist das beste Mittel zur Auffrischung der Nerven, insbesondere für Geistesarbeiter, und ist in allen Apotheken und Drogerien zu haben. Man verweigere ähnlich klingende teuere Präparate und verlange die Arbeit von Dr. Weinberg.
Neocitin, G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, **Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des **Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich** zwischen Hamburg-Altona—**Bremen-Genua** u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc. direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.
Berlin.

Détail-Verkauf:
Leipziger-Strasse 35 a, Ecke Charlottenstrasse und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.
Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Speziallisten gratis.

Le Spectateur

Monatsschrift für Geistesphilosophie

und ihre Anwendung auf das tägliche Leben, die wissenschaftliche Arbeit und die soziale Tätigkeit.

Jährlich (inkl. Porto) **6,85 Mk.**

Probenummern gratis und franko von

R. Martin-Guelliot
99 Brd. Raspail, **Paris VI.**

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. 140 cm breit. 3 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.

Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 35. Berlin, den 28. August 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Goethe als nationaler Erzieher.

Von Dr. Paul Liman (Berlin).

Nicht in Taten allein, vollbracht auf blutiger Halde, nicht nur in den Erfolgen der Staatskunst, nicht in der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens allein liegen die Wurzeln des geschichtlichen Werdens. Nirgends erschöpft sich das Leben der Nationen nur in der weithin sichtbaren Tat: längst haben die Historiker begriffen, daß sie auch den feinen, silberglänzenden Adern nachgehen müssen, in denen die Schätze der Kunst ruhen, wenn anders sie das Bild des Werdens und Vergehens vollständig darstellen wollen. Es muß der Sänger mit dem König gehen, die Künste müssen ihre Schwingen entfalten, das begeisterte Lied führt die Krieger auf das Schlachtfeld, und die Herrscher im Reiche des Geistes schüren in den Tagen der Not die heilige Glut und retten den Glauben an die Zukunft. Wer die Geschichte der Hellenen schreibt, der darf nicht an Äschylos und Sophokles vorübergleiten; in der Geschichte des deutschen Freiheitskampfes dürfen Fichte, Arndt und Schleiermacher, dürfen die Romantiker und Heinrich v. Kleist, dürfen Theodor Körner und Friedrich Schiller, darf aber auch Wolfgang von Goethe nicht fehlen.

Ja, auch Goethe nicht, von dem Heinrich v. Treitschke versichert, daß niemand die große Wandlung im deutschen Volksgemüte, die zur Erhebung gegen die Knechtschaft führte, das Erstarken des freudigen nationalen Selbstgefühls so mächtig gefördert hat, wie er, der doch die große Zerstörung, die über Deutschland hereinbrach, scheinbar als ein unentrinnbares Verhängnis sah, der einen Volkskrieg für unmöglich hielt, der Grauen vor Kleists dämonischer Unruhe empfand. Er ist nicht von der flammenden Begeisterung erfüllt gewesen, der Sohn des Frankfurter Patriziers, die Friedrich Schiller verzehrte. Klar, ruhig und gefestet steht seine Gestalt vor uns, Marmorkälte scheint sie zuweilen zu umwehen. Während Theodor Körner singend in den Tod zog, und Rückert seine ehernen Weisen erklingen ließ, während Graf Platen zu Dieuze in sein Tagebuch die zornige Klage über den Raub der Reichslande schrieb, während Schiller in den Tagen der Not den Arm der Deutschen durch den Hinweis auf die Taten der Schweizer Eidgenossen stärkte, ist aus der Leier Goethes kein Sturmlied, keiner jener Gesänge geströmt, die das Herz erfüllen und die Hand fortreißen zur Tat. „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen, das wäre nicht meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde wiehern hört, das hätte ich mir gefallen lassen.“ So schreibt der Achtzigjährige. „Aber es war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber würden sie eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affektiert.“ Aber er fügte auch hinzu: „Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem es Gott ihm gegeben.“ Die kosmopolitische Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts mochte ihn mit Skepsis gegenüber einer stärkeren nationalen Wiedergeburt erfüllen; aber wie er in den jungen Jahren der Straßburger Zeit einen ausgeprägt nationalen Standpunkt einnahm, wie er damals erklärte, an der Grenze Frankreichs alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig geworden zu sein, so gab er den Irrtum des späteren Alters frei und offen in „des Epimenides Erwachen“ zu: „Pfeiler, Säulen kann man brechen, aber nicht ein freies Herz!“ Da erklingt es von seinen Lippen begeistert: „So wissen wir uns ringsherum von fremden Banden los! Nun sind wir Deutsche wiederum, nun sind wir wieder groß!“ Es ist keine Differenz der Gesinnung, sondern eine Differenz des Temperaments, die Goethe von den andern schied; die Flamme schlug nicht sehrend aus ihm empor, sondern glühte in ihm als ein heiliges Feuer.

An der Erniedrigung Deutschlands durch die Waffen Napoleons trugen andre die Schuld; an der Erhöhung hat Goethe sein gutes Teil geschaffen. An den Stätten unsrer höchsten

Digitized by Google

philosophischen und literarischen Bildung wurde die Schlacht geschlagen, in der der Staat Friedrichs des Großen vor den von des Imperators eisernem Willen gelenkten revolutionären Kräften zusammenbrach; hier aber hatten sich in einer scheinbar nur ästhetisch gepflegten Kultur auch die sittlichen Kräfte entwickelt, von denen allein eine Wiederaufrichtung der Nation zu erwarten war. Was an physischen Kräften verloren war, das mußte durch geistige Kräfte ersetzt werden, und Königin Luise fand in den Unglückstagen von Tilsit und Memel Trost und Hilfe in Goethes „Wilhelm Meister". In den Jahren des Leids erschien „Faust", ein symbolisches Bild der vaterländischen Geschichte. „Wer sich darein vertiefte, übersah den ganzen weiten Weg, den die Germanen durchmessen hatten seit den dunklen Tagen, da sie noch mit den Göttern des Waldes und des Feldes in traulicher Gemeinschaft lebten, bis zu dem lebensfrohen Volksgetümmel, das aus unsern alten Städten, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht ins Freie drängte." Hier wurde uns das Bild des Mannes gezeichnet, der mit der Autorität den Kampf auf Tod und Leben wagt, der sich die Freiheit und das Leben verdient, weil er sie sich täglich erobert. Mitten in seinen Sorgen um die Neugestaltung des Staates hat sich der Freiherr von Stein in den Faust vertieft, Schelling und Hegel hofften von ihm die Frische eines neuen Lebens, und ein Patriot wie Barthold Niebuhr fand darin „den Katechismus, den Inbegriff seiner Überzeugungen und Gefühle". Schmerzlich hat man es empfunden, daß Goethe dem Bezwinger Deutschlands in Erfurt huldigend nahte, und immer wieder hat man sein Wort zitiert: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß!" Aber konnte ein Mann von seiner Art anders als bewundernd den ehernen Klang der napoleonischen Epopöe vernehmen? Hat nicht gleich ihm auch Byron und sein fürstlicher Freund Karl August in dem Korsen den Typus des Dämonischen bewundert?

Und doch hat er mit echter, zornglühender Empfindung sich gegen ihn erhoben, er hat, als Karl August den heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck heimlich unterstützte und verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere bei sich aufnahm, die prachtvollen Worte gefunden: „Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln. Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Szepter verlieren wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, und wäre sein Fall und sein Unglück gewiß, so soll uns auch das nicht irre machen. Mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn wie jener Lucas Cranach den seinigen ins Elend begleiten und in Treue an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu war. Ich will ums Brot singen, ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen, ich will in alle Dörfer und Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und Euch von dem Euren wieder heruntersingen." Friedrich Jahn hat in den Tagen des Leids Goethe den deutschesten Dichter genannt. Und dieser Mann hat wahrlich nicht das Haupt demütig gesenkt, sondern den Plan im Herzen getragen, als Gegenwirkung gegen die trübe Haltung der Rheinbundsfürsten einen Kongreß ausgezeichneter deutscher Männer nach Weimar zur Beratung zu rufen, wie in diesen Tagen der Auflösung die Bande deutscher Kultur und Sitte festzuknüpfen seien, die uns allein noch als Nation bewahrten. Nicht alle können sie den Tod auf dem Schlachtfelde sterben, die an ihrem Volke hängen, und nicht aus jeder Leier strömen die Klänge des Tyrtaeos. Es war Goethes Art, nicht auf den Tag allein zu wirken; nicht in die Breite, sondern in die Tiefe drängte sein Wesen.

Denn tief in seinem Grunde war dieses Wesen, deutsch und nur deutsch. Kein Dichter hat gleich ihm Worte für den tiefen, seelischen Zauber der Natur gefunden. Drüben, jenseits der Grenze, türmten sich schon die ersten Wetterwolken der Revolution zusammen, ihm aber wurde das Herz ruhig und groß, wenn er in der stillen graulichen Dämmerung des Lothringischen Gebirges hinaussah über die grüne Tiefe, wo „die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berge über mich herabhing, wo um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnisvoll zogen". Im Schatten von Erwins Dom erklang ihm die urwüchsige Sprache Götzens, und in mächtigen Szenen erhob sich jenes Werk, das wir kühn als eine der größten nationalen Taten bezeichnen dürfen. Schiller war es, der am Eingang des neuen Jahrhunderts Goethe dafür pries, daß er durch seinen „Götz" den einschnürenden Zwang falscher Regeln gelöst, daß er uns zur Wahrheit und Natur zurückgeführt habe. Erst mit dem „Götz" erlangt die nationale Richtung das Übergewicht, beginnt das internationale Dichtungsideal endgültig zu verblassen. Der Ruf, der als letztes Wort aus der umlagerten Burg Jarthausen erklingt: „Es lebe die Freiheit", erklang durch Jahrzehnte deutscher Dichtkunst und deutschen politischen Lebens.

Am Abend der Kanonade von Valmy, bei der auch Goethe sich dem Kugelregen aussetzte, antwortete er den fragenden Offizieren klar und bestimmt: „Von hier und heute geht eine neue

Digitized by Google

Epoche der Weltgeschichte aus.“ Aber wenn Klopstocks Oden schon voll Wonne die Morgenschauer von Galliens kühnem Reichstag begrüßten, der dem Vernunftrecht die Herrschaft vor dem Schwertrecht sichern sollte, wenn er begeistert den Bastillensturm besang, so hat Goethes tiefere Art doch einen starken Widerwillen gegen die Formen empfunden, in denen das Neue sich seinen Platz erkämpfte: „Die greulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewalttätig aufgelösten Zustände und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ich ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte.“ Aber er erkennt auch klar die Motive, die Notwendigkeit des Geschehenden: „wenn die Großen jammern, daß alles in Deutschland den französischen Freiheitsideen huldige, so sollten sie bedenken, daß sie selbst durch ihre Verachtung der deutschen Sprache und ihre Vorliebe für alles Französische die Schuld tragen. Hätten die Herrschenden das Volk redlich zum Menschlichen geleitet, so würden nicht Willkür und Roheit der Betrogenen sich breitmachen und Große wie Kleine gemeinsam schutzlos der Tyrannei der Menge preisgegeben sein.“

Goethe stand dem Leben und den in seiner Tiefe wühlenden Gewalten auf hoher Warte gegenüber, und er haßte das wirbelnde Treiben der Menge. Darum war er frei von Ekstase, darum war auch seine Wirkung niemals so volkstümlich und so direkt wie die Wirkung Schillers. Er hegte kein übertriebenes Hoffen, und er war darum gefeit gegen Enttäuschung. Als er gleich nach der Schlacht von Leipzig in einem Gespräch mit dem Historiker Luden den Vorwurf politischer Gleichgültigkeit zurückwies, da sah er nicht „Befreiung vom Joche der Fremden, sondern von *einem* fremden Joche“ voraus, und bald prophezeite er, daß die Führer im Kampfe gegen Napoleon jenen mißfallen würden, die die Throne umgaben, daß sie als Vertreter der Hütten alles gegen sich haben würden, was groß und vornehm in der Welt sei. Sechs Jahre später schrieb Prinz Wilhelm, der einst der erste Kaiser des neuen Reiches werden sollte: „Hätte die Nation gewußt, daß nach eilf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben werde: wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?“

Das, was der Dichter schafft, gehört der Menschheit; er selbst aber gehört allein seiner Nation. In ihr, im deutschen Volkstum, wurzelt auch Goethe, so frei auch vor seinem Geiste die Gefilde der Welt lagen. Deutsch war seine Sprache, deutsche Gefühlstiefe führt ihn in die geheimnisvollen Webestätten der Natur, deutsch sind die Lieder, die aus seinen Saiten quellen, deutsch ist die Lebensfreude, die ihn bis zur sinkenden Nacht erfüllt, deutsch sind die Frauengestalten, die er uns vor die Augen gezaubert, deutsch sind Götz und Egmont, Wilhelm Meister und Faust. Man hat Kant und seinen kategorischen Imperativ gepriesen, daß auf ihm die Erziehung unsers Volks zum Freiheitsrechte erwuchs. Aber ebenso hell und heller soll unter den Namen derer, die uns den Stolz wiedergaben, daß wir uns als Deutsche fühlen dürfen, der Name Goethes erstrahlen. Von ihm hat mitten in einer zusammenbrechenden Welt Ernst Moritz Arndt gesagt: „Einige ragen hervor aus allen, und einer so hoch, daß er wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe, der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der deutschen Vergangenheit und auf der andern ein Bild ihrer Zukunft.“

Froitzheims Friederiken-Werk.

Von **A. W. Stephani** (Straßburg).

Der Streit um Friederike Brion von Sesenheim kann bald sein hundertjähriges Jubiläum begehen. Seit fast 100 Jahren erproben unsre Gelehrten die Schärfe ihres kritischen Schwertes an dieser Frage. Die Laien, die genußfrohen Goethefreunde, leugnen beharrlich die Existenzberechtigung einer Friederikenfrage, während die Vertreter der Wissenschaft, da nun einmal soviel kritisches Blut geflossen, den Kampf zum Ende führen wollen. Es bildeten sich in diesem Kampfe zwei Lager: hier die privilegierten Goetheforscher, die Hüter des Goetheschatzes, die das Idealbild der Goetheschen Geliebten festhalten wollen, an ihrer Spitze Erich Schmidt; dort die Nichtzünftler, die die Freiheit der Forschung auf ihre Fahne schrieben und nachzuweisen suchen, Friederike sei nicht *das* deutsche Mädchen, das man in ihr verehre, weder nach Abstammung, noch in Sitten. Ihr Führer war Joh. Froitzheim. Er war es. Sein Tod riß vor Jahresfrist eine Lücke in die Reihen der freien Forscher. Das literarische Vermächtnis, an dem er über ein Jahrzehnt gearbeitet, sollte sein letztes Wort zur Friederikenfrage sein.*) Er glaubte, daß jetzt, da alle erreichbaren Akten vorliegen, seine Aufgabe und das wissenschaftliche Problem erledigt sei. Seine Forschung war allgemach soweit gekommen, daß es letzten Endes eine persönliche Angelegenheit geworden ist, an die Schuld oder Unschuld Friederikens zu glauben; denn es ist Froitzheim in seinem ersten Friederikenwerk (Gotha 1893) nicht gelungen, und es konnte nach andert-

*) Das Werk: „Autobiographie des Pfarrers Karl Christian Gambs. Mit einem Anhang: Zu Friederike von Sesenheim“ wird in Kürze bei Jos. Singer (Straßburg) erscheinen.

Digitized by Google

halb Jahrhunderten nicht mehr gelingen, den juristischen Schuldbeweis zu erbringen. Die historische Beweisführung ist in diesem Falle die einzig mögliche. So war es das Bestreben des eifrig suchenden Forschers, die Behauptungen und Gerüchte ergänzend zu belegen. Er tat dies im Laufe der Jahre in mannigfachen Aufsätzen*) und gibt nun in vorliegendem, nachgelassenem Werk eine Reihe von Nachträgen, die sich seit Erscheinen der ersten Schrift angesammelt haben, indem er sich gleichzeitig gegen die vielen Angriffe verteidigt.

Ehe ich darauf näher eingehe, will ich einiges über den ersten Teil des Buches sagen, die Autobiographie von Karl Christian Gambs, dem Großvater Emil Frommels. Es sind Mitteilungen über Streben und Irren eines Mannes, der durch hundert Fäden mit dem frischen Leben verknüpft war, der mitten in dem tosenden Sturm wiedererwachten Gefühls stand, der haltlos fortgerissen wurde im Strome des Allgemeinen, den nie die Muse über das Niveau des Tages hob. In ihm erscheinen jene kraftschäumenden Geniezeiten mit photographischer Treue festgehalten. In diesen Aufzeichnungen, deren Wert die Unmittelbarkeit und Unbewußtheit der nur für Frau und Kinder bestimmten Erinnerungen erhöht, liegt ein unscheinbares, für den Historiker aber unschätzbares Material. Die Geschichte des Milieus, die Geschichte der Massen ist die Aufgabe der Geschichtschreibung der Zukunft. Hier lassen uns die Werke unsrer Geisteshelden im Stich; denn es gilt einzudringen in das Wesen der Allgemeinheit, der Unberühmten, Namenlosen, deren Lebensäußerungen gerade im 18. Jahrhundert selten und spärlich überliefert sind. So bedeutet die Autobiographie K. Ch. Gambs' ein wertvolles Aktenstück zu solcher künftigen Historie. Wer freilich glaubt, der Einundsechzigjährige habe ein historisches Dokument geschaffen, das wie ein Kristallspiegel das damalige Leben in seiner überreichen Mannigfaltigkeit bunt und glänzend wiederspiegelt, das mit geistreicher Kunst blendende Streiflichter wirft, tiefes Dunkel grell erleuchtet, der wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Gambs wußte nichts von jenen Höhen genialischen Treibens, er blieb im Flachland. Und nun prüft er in behaglicher Greisenruhe mit Philisterblick den Lebensweg. Das wird manchen vielleicht enttäuschen. Der Historiker aber, der in liebevoller Vertiefung den Kern aus der verzierenden Schale moralischer Sentenzen und Tendenzen schält, wird über die Ernte erfreut sein. Es ist nicht meine Aufgabe, das Imponderabile, die Atmosphäre der Selbstbiographie hier zu sezieren; ich würde trotz aller Behutsamkeit aus einem farbenreichen, farbenfrischen Bilde ein totes Dispositionsgerippe machen. Aber ich will hier mit einigen Zitaten zu zeigen versuchen, daß auch die unteren Schichten des Volkes von der Geistesrevolution ergriffen waren, sich aufbäumten gegen die Verstandesherrschaft der Aufklärer und zwischen sentimentaler Mondschwärmerei und faustischer Lebensgier schwankten. So wurde auch der arme Theologe Gambs kreuz und quer genasführt, bis er „endlich fand, daß bei allen übersinnlichen Dingen der Glaube, d. h. nicht die mathematische, augenscheinliche, handgreifliche Gewißheit die Wahrheit bestimmt." Und wen ergreift es nicht ganz eigen, wenn er von der abgeflachten Wertherstimmung Gambs' liest: „Die sternenhelle Sommernacht wurde mit Lustwandeln ums Dorf herum und auf dem Kirchhofe, mit Deklamieren rührender Stellen, mit Blicken auf Mond und Sterne, mit Phantasieren über die Macht des Gefühls und des Treibens in höheren Sphären zugebracht." Aber dann ekelt es den Autor selbst vor diesen Tändeleien, die Stürme seines Bluts treiben ihn zu faustischer Verzweiflung: „Um meine Liebe (d. i. Friederike) und meine Zweifel zu vergessen, warf ich mich in die Arme der Sinnlichkeit."

Das sind gewiß keine neuen Gedanken: wieviel großartiger hat sie nicht Goethe ausgesprochen! Aber hier hören wir das Volk reden, in seinem natürlichen unbewußten Empfinden.

Ich versage es mir, weitere literarhistorische Schätze aus dieser Biographie auszugraben; ein Blick ins Register zeigt die vielen bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen Gambs zusammenkam. Und eines Zeitgenossen Urteil ist stets ein schätzenswerter Beitrag zur Wesenserklärung. Wir können somit in zusammenfassender Schätzung sagen: dieses Werk ist ein neuer Mosaikstein im Geschichtsbilde des 18. Jahrhunderts. Äußere Gründe waren die erste Veranlassung zu seiner Veröffentlichung. Schon 1893 hatte J. Froitzheim in „Friederike von Sesenheim" wichtige, auf Gambs' Liebelei mit Friederike bezügliche Stellen daraus veröffentlichen können, die aber in ihrer Echtheit angezweifelt wurden. Nun gab ein Zufall die ganze Biographie in Froitzheims Hände, er sah den Wert seines Fundes und wollte ihn der Öffentlichkeit nicht vorenthalten.

Einen weitaus kleineren Teil des Werkes nimmt der Anhang ein: Zu Friederike von Sesenheim. Wesentlich neue Momente ergeben sich kaum; das Ganze ist hauptsächlich nur eine Verteidigung, die Abrechnung der jahrzehntelangen Polemik. Am tiefsten kränkte Froitzheim das Verhalten von E. Martin, der als Pfleger des Sesenheimer Kultus sein eifrigster Gegner war, obwohl — horribile dictu — er selbst Froitzheim einen von Wilh. Scherer überkommenen Brief der alten Magd von Dr. E. Küß zeigte mit dem Bemerken, die Geschichte von Friederikens späterem Kinde habe wohl ihre

*) Den meisten Wert legte er, wie er mir einmal schrieb, auf seine in der „Gegenwart" erschienenen Arbeiten: 1901 Nr. 5, 1903 Nr. 30 und 39, 1902 Nr. 40, 1906 Nr. 43, die auch zum großen Teil in vorliegendem Buch aufgenommen sind.

Digitized by Google

Richtigkeit! Dem objektivsten Zuschauer werden da Zweifel kommen an der Ehrlichkeit der Überzeugung Martins, der soviel Opfer brachte für ein würdiges Friederikenandenken. — Von besonderm Gewichte ist die für Friederike ungünstige Aussage ihres Neffen Jacob Brion, Pfarrer zu Goxweiler. Seine Behauptungen werden erhärtet durch die Art, wie er sie machte und wem gegenüber er sie äußerte. Konsistorialrat Leyser brachte sie zuerst als persönliche Mitteilung J. Brions in seinem „Goethe zu Straßburg". Es entspann sich dann zwischen Froitzheim und Leyser ein Briefwechsel, in dem letzterer u. a. schrieb: „Wir (d. h. Leyser und Dr. W. Baum, Prof. der Theologie) machten den Besuch (bei Jacob Brion). Im Laufe des Gesprächs kam Dr. Baum auf meine Straßburger Goethe-Forschung zu reden und frug, was an dem fraglichen Gerüchte wahr sei. . . . erzählte Brion, er sei als kleiner Junge mit seinen Eltern nach Stephansfeld gefahren, wo eine Kinderbewahranstalt sich befand, ein Knabe sei herausgerufen worden, und die Mutter habe ihm gesagt, es sei Friederikens einziges Kind!" Bei einem persönlichen Besuche, den Froitzheim bei Leyser machte, führte dieser zur Belastung Friedrikens noch an, „Geheimrat Gockel*) in Karlsruhe habe ihm im Vertrauen geschrieben: Friederikens Fehltritt sei Familiengeheimnis". Und doch hatte eben dieser Geheimrat Gockel Lucius erklärt, er wisse keine Silbe von der ganzen Sache!

Das sind die Hauptergebnisse des Nachtrags, abgesehen von einigen kleineren Polemiken und Erörterungen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

Zieht man nun die Summe dieser und der früheren Untersuchungen, dann ist es eine stattliche Reihe von Zeugen, die gegen Friederike sprechen: Salzmann, Gambs, Niebuhr, Näke, Schweppenhäußer, Alexander und Florette Weill, Edmund Scherer, Neffzer, Küß' alte Magd und der eigne Neffe Jacob Brion, — um nur die wichtigsten zu erwähnen. Und wenn Froitzheim auch nicht den juristischen Beweis lieferte, wie ich schon anfangs ausführte: das allgemeine Urteil, und das hat ein sehr feines Empfinden, wird seinen Forschungen ein Ergebnis zuerkennen und ihm recht geben, wenn er am Schlusse sagt: „Ich kann es ruhig der Welt überlassen, zu entscheiden, ob mein Versuch, den späteren Leumund Friederikens in Frage zu stellen, wirklich als gescheitert zu betrachten ist, oder ob ich nicht vielmehr als Historiker das Verdienst in Anspruch nehmen darf, in einer viel umstrittenen Frage endlich der Wahrheit zu ihrem Rechte verholfen zu haben."

Es war nicht Froitzheims Absicht, sich noch weiter mit denen von der Zunft auseinanderzusetzen, die ein Ende der Polemik nur in seiner Niederlage erblicken. Aber wir, die wir nur mißmutig dem unfruchtbaren, für den tapferen Kämpfer doch unvermeidlichen, seine literarische Ehre verteidigenden Streit zuschauten, wir freuen uns des endgültigen Abschlusses und hoffen, daß auch die Gegner ablassen werden vom Windmühlenkampf; denn das ist solch ein Kampf gegen Tatsachen und ihre Kombination, die Überzeugung, den persönlichen Glauben.

*) Ein Großneffe Friederikens.

Mörike.

Eine Studie von **Richard Schaukal** (Wien).

II.

Man hat ihn den großen Lyriker „nach Goethe" genannt. Warum diese pedantische Reihung? Wenn es — was nicht zu bezweifeln sein dürfte — Rangordnungen in der Welt der Dichter gibt, ist doch die Zählung innerhalb einer „Klasse" der reinlichen Scheidung eben der großen Ordnungen nicht förderlich. Angenommen, die Scheidemauern zwischen den Lyrikern, Dramatikern und epischen Erzählern wären wirklich so hochaufstrebend, daß kein Beflügelter jeweils dort wie da sein wechselndes Heim haben, so undurchlässig, daß kein Schlankgeschmeidiger Lücken im Fachwerk durchschlüpfen könnte: hat einer innerhalb der imaginären vier Kategorien-Mauern wirklich jene Höhenschicht erreicht, die er vermöge eigenen spezifischen Gewichtes nicht mehr zu verlassen imstande ist — sei es nun um hinauf- oder hinabzugleiten — dann darf man das Sortieren „der Breite nach" füglich unterlassen. Mörike ist ein Lyriker ersten Ranges. In dieser reinsten Sphäre der Kunstdichtung schwebt er auch nicht um eine Spanne unterhalb der Stirnhöhe Goethes und, der Glorie des lyrischen Heiligenscheines teilhaftig wie dieser, mag er gelassene Zwiesprach Ebenbürtiger pflegen mit Hebbel, Hölderlin, Eichendorff, C. F. Meyer. Nicht die Masse, die Anzahl der Poemata, nicht ihr „Gegenstand", nicht die Weise machen es aus, daß einer also gewertet wird. Ein duftig gewebtes Element, das vorzüglich „Dichterische", entscheidet, ohne daß Berufung vorbehalten bliebe, absolut, denn noch immer kann man nicht umhin zu erinnern, daß das Dichterische nicht allen, die sich Dichter heißen oder unter dieser Marke rubriziert erscheinen, eignet. Nicht das sicherlich angenehme — es möchten sich übrigens hier Zweifler melden — Talent, Worte in einer Weise zu binden, daß sie, gemessen abgeteilt, Zeilen ergeben, die irgendwie, etwa durch den Reim, in sichtbarer Beziehung zueinander stehen, in hörbarer Schrittbewegung einander verschränken: nicht dieses offenbar gemeine (heißt verbreitete) Talent der mehr oder minder bedeutsamen Versifikation hat für strenger Wertende auch

Digitized by Google

nur einige Bedeutung. Noch weniger der Inhalt, dem solches Spiel mit Worten zum Vehikel der Mitteilung dient. Das „Dichterische" ist trotz den Dichtern nicht gemein geworden. Es war immer nur eine Gnade Auserkorener. Wir haben heute berückende Künstler des Wortes, die sein Glanz kaum jemals streifte. Und man stößt auf verstreute Klänge der Landstraße, die es aushauchen. Es ist eine sehr keusche und intangible Sache. Kaum kann man es mit Worten, die immer auf den Intellekt zielen, umschreiben. Es ist das höhere Prinzip Hoffmanns, das sich bei allem Geschaffenen irgendwie wenigstens einmal — und sei es im Tode — äußert. Wir finden es unter anderen Namen in allen Künsten und nicht nur in den Künsten, diesen Wiederholungen des großen Rhythmus, der alles Leben durchströmt: ebenso in Gesten, in Blicken, in Situationen. Liest man das Mörikesche Gedicht, das er später nicht sehr glücklich „Gesang zu Zweien in der Nacht" betitelt hat, oder betrachtet man, frei von stofflichen (anekdotischen) oder technischen (Kenner-) „Interessen", ein Gemälde wie das dem Giorgione zugeschriebene in der Wiener kaiserlichen Gemäldesammlung, dem unter vielen wechselnden vorläufig die Bezeichnung „Die drei Feldmesser" geblieben ist, oder hört man die melancholischen Takte, die des Hirten auf Kornwall (Tristan) einsame Weise zusammenstellen: es ist ein und dasselbe, in vielerlei Gestalten ein Einziges, Unsagbares, Mächtiges, Überirdisches.

Es sind unter seinen Versen, neben behaglichster Spießbürgertrippelei, solche, die ganz geheimnisvoll sind, von der wundervollen Undeutlichkeit für die beschränkte begriffliche Auffassung, die das Wesen der größten, in der Gnade einer überirdischen Stunde empfangenen Gedichte ausmacht. Ich möchte die wahrhaft Musikalischen daran erinnern, daß keine Kunst in ihren höchsten Darbietungen — man denke an manche Takte im „Tristan" — so fern jener unkünstlerischen Deutlichkeit des vernunftgemäßen Erkennens ist wie ihre schauernd verehrte Königin. Dieses Metaphysische besaß Mörike. Heine hatte es z. B. gar nicht. Hölderlin erlag der unheimlichen Macht. Sicher trägt der alte Goethe den erhabenen Beruf. Selten ist das „Metaphysische" so innig, all seiner Furchtbarkeit sanft entkleidet, herausgekommen wie bei Mörike. Deshalb nahen sich ihm auch die einfacheren unter den Genießern ohne Scheu, in ihre Schranken verwiesen zu werden. Wie ein ahnungsloses Kind diente dieser große Künstler seinem strengen Genius. Dafür leistete ihm der gerne Gefolgschaft im harmlosen Spiele der Idyllendichtung, die für den Großteil deutscher Mörike-Leser seine Marke bleibt. Und sein Leben erschließt das Geheimnis der künstlerischen Gnadenwahl: die stille Seele, die die Götter lieben.

Noch einmal: nicht die Hantierung der „drei Feldmesser" auf jenem unvergleichlichen Gemälde des Giorgione interessiert uns (so wenig wie daß auf Schwinds „Illustration" auch kein Detail der lieben Dinge fehlt, die in den Gedichten „vorkommen"); es ist auch durchaus nicht die wunderbare Farbe dieses abgrundtiefen und himmelhohen Gemäldes, die in dem des „Willens" entbundenen Beschauer die Ewigkeitsgefühle weckt: es ist die volle, aller Unzulänglichkeiten von Technik, Intellekt und Ressentiment entbürdete Übereinstimmung, der nur im Gleichnis der „vernunftlosen Musik" (Hoffmann) einigermaßen zu verdeutlichende Einklang aller Mittel einer besonderen Kunstgattung — hier der Malerei — der an das Bessere, Wesentliche in uns greift, uns das geheimnisvolle Wort vom Ebenbilde Gottes ahnen läßt. Lernt es bei Mörike, dem freundlichen, schlichten Manne, erschauernd verehren! Und seine lieben, gütigen, treuen Briefe werden das Übermenschliche an seinen dichterischen Geschenken mildern, sie können uns gleichsam versöhnen mit seiner Größe: sie zeigen, daß der Allgegenwärtige im Kleinsten wohnt wie in der Unendlichkeit des sternenbesäten Raumes.

III.

Niemals — die mystische Vermählung Schopenhauer-Wagner in Tristan ausgenommen — ist eine Transkription so durchaus notwendiges Ergebnis wesensverwandter Veranlagung gewesen, wie die dichterische Darstellung des österreichischen Maëstro durch den schwäbischen Landpfarrer in der klassischen Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag".

Scheinbar walten ebenso viele Gegensätze wie Hauptmomente. Hier das vieltürmige, glokkenerklingende Salzburg, die barocken Wasserspiele von Hellbrunn, das Wunderkind mit dem Galanteriedegen, hastende Weltfahrt des zarten Kunstzigeuners, das melancholisch-farbige Wien Canalettos, die sittsam-pedantischen Basteien, gestreifte Reifröcke und knisternde Réticules, gnädige Fürsten und blitzende Ordenssterne, Kerzenschimmer in Kaisersälen, Unrast und Leichtsinn, Todesfurcht und Triumphbogen, Spielpartien an glänzenden Mahagonitischen und diskrete Quartette zum dünnen Clavecin, Lorbeer- und Taxuswände in den götterbelebten Rondos mächtiger Schloßparks und wiederum Wiener Waldesluft mit knusprigen „Backhendeln" und kühlem Grinzinger im Zinnkrug; und Frauen, Frauen, enggemiederte, blau- und dunkeläugige, hoch toupierte, mit Schönheitspflästerchen und kleinen bemalten Gaze- und Elfenbein-Fächern, Gräfinnen und Primadonnen, das hoffähige Italienisch des Ancien regime, lüstern-tändelnde Libretti schmaler seidenfeiner Abbates, spiegelnde Parketten und venetianisches Glas neben mächtigen chinesischen Vasen, Don Juan und der leibhaftige Teufel, seltsam gepaart mit Leporello-Papageno-Kasperle

Digitized by Google

aus der Leopoldsstadt, Logentum und Josef-Harun al Raschid, ein fieberhaftes Dasein, von kleinen grausamen Pendulen zu Tode gehetzt, der ein tragisches Defizit der Tagesgloria hervorkehrt: das Massengrab des Vergessens und ein pietätvoller Totengräber, der sich höchst privater Weise den Schädel des größten Oesterreichers als braves Andenken für Kinder und Enkel zu sichern erlaubt. Dagegen dort Eduard Mörike: Rebenhügel und weit ins Land wandernde Landstraßen-Alleen, Konvikt und Jean Paul-Schwindsche Posthornsehnsucht, genaue Vikarspflicht in spießbürgerlicher Kachelofeneinsamkeit, Catull und Properz an rinnenden Wässerlein sonnendurchsponnener Gehölze, Schwab-Kerner-Strauß-Bedächtigkeit und farbigartige Sprüchlein auf Vogeleiern und in pedantischen Stammbuchkränzlein, schwesterlich-keusche Betreuung des schlafrockschleifenden Haustums, stille, treue Liebe mit vertrocknendem Herbariumsduft, währende Stubenvögelkränklichkeit bescheiden verweichlichter, langsam beschauliches Fett ansetzender Glieder; langsam beschauliches gart, ein Zentrum für brillenbewehrte Bibliothekarpassionen und sparsam genossenen, soliden Konzertmechanismus, deutsche Literaturgeschichtsklitterung vor wohl geplätteten Tabliers lernbeflissener blonder Theologentöchterchen, endlich eine Moderato-Ehe und leiser Ausklang: eine schwergefügte Harfe, an der dumpf summend, längst zermürbt, eine der süßen Saiten nach der andern zerreißt ....

Und dennoch die beiden, fern einander um ein Menschenalter und ein, zwei versunkene Kulturen, fern einander im aufbauenden Gewebe geistig-leiblicher Zucht, fern in Lebens- und Schaffenszielen, fremd scheinbar, ja Antipoden als Produkte verschiedener Himmelsstriche und Jahrhundertlüfte, dennoch e i n Klang, ein goldener, tiefer, voller Klang — diese beiden Noten, gleichmäßig stark und nicht um ein Tausendstel Intervall eine hinter der andern verspätet, ganz gleich angeschlagen, schwellend zusammen und verklingend rein und in hundert Fernen kommender Tage, liebliches Echo weckend in Hainen und Gärten, von allen Vögeln des Himmels, schlichten und buntgefiederten, jubelnd begleitet, begleitet auch schwärmend von allerfeinsten, zerbrechlichsten Lyren der Gottheit und ihren Wundern nachträumender Künstler. Fragte aber einer, der die beiden nicht kennte, nach dem Warum dieser seltsamen Zwillingschaft, wäre dem voreiligen Formelspäher nur dieses eine zu sagen: sie waren ganz unbefangene Künstler, reine Gefäße der göttlichen Gnade. Jener, Mozart, der lauterste Musikant, ganz Musikant, nur der selig-unselige Dirigent dieses seines unerschöpflichen lust- und leidbewegten Seelen-Orchesters, — dieser, Mörike, der leichteste aller Lyriker, leicht, wie ein Vogel leicht ist, der fliegen kann, ohne klug-ersonnenen Apparat, kraft eigenen Gesetzes, Hymnen jubelnd fliegen kann bis hoch an die Wolken im wirbelnden Sonnenlicht, und der hinwiederum hüpfend auf dünnem Stängelchen mitten auf der Straße, tief zwischen ungefügten Ackerschollen bescheiden zwitschernd das Bröselchen, die Krume der leiblichen Notdurft pickt.

Wer ist der unbefangene Künstler, das reine Gefäß der göttlichen Gnade? Frei und leicht, sich aufschwingend ins Grenzenlose ohne „Zweck", sich niederlassend hernachmals zu Zwecken des wirklichen Lebens, selbstverständlich als Flieger wie als Wandler, sich selbst getreu in jeder Äußerung der ungebrochenen Einheit, in der er sich selbst, in der er Gott besitzt.

Mag Mozart der feinste, geheimnisvollste Techniker der Intervalle sein — in den Intervallen lebt das Gesetz der Tonkunst —, Mörike der feinste, geheimnisvollste Techniker der Motion der Worte — in der Bewegung der Worte, nicht in ihnen selbst, den abgezählten, lebt das Gesetz der Dichtkunst, die in lebendigen Worten immer wieder neue Organismen erschafft —: sie sind beide „natürlich", das heißt Natur, und also, bei aller Unfaßbarkeit ihres seelischen Nebelkerns, dem Gemeinsten faßlich, freilich den „Graduierten" im Reiche des Geistes in Graden nah und näher, fern und ferner. In Mörike und Mozart ist wie in Typen das Schema ihrer spezifischen Kunst Fleisch geworden, also Symbol der „Idee" ihrer Künste. Immer wird im Lebendigen das Schema Symbol, erstarrt anderseits das Symbol im Logisch-Begrifflichen zum Schema.

In der naiven Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" hat der eine den andern gefangen im Moment, da dieser, für jenen, den Empfänglichen, deutlich, den imaginären Brennpunkt „betrat", den die Strahlen der Kunst ins Leben projizieren: Mörike, der intuitive Dichter, ist das Prisma, das Werk, die große Novelle, schwebt gewichtlos, wie jedes echte Kunstwerk, im Luftraum der Imagination: erst im Beschauer gewinnt es sein ureigenes Dasein, da es (das Material ist nur Substrat) rein im Verhältnis lebt (das je nach dem „Beschauer" anders lautet). Und wir werden mächtig an die Lehre vom heimatlosen Unsterblichen erinnert, das sich immer wieder herbergen läßt von „dieser Maschine" des Körpers. Denn Mörike, der „zufällige" Schwabe, hat Mozart aus sich heraus gesetzt als ein ganz eigenes Erlebnis, ein Ereignis der persönlichen Schöpferpsyche. Was kümmert uns das Drum und Dran des — wundervoll „echten" — Kolorits! Mögen Biographen datieren und berichtigen: das Wesentliche im Künstler, dem Prototypus des Menschen, ist das göttliche Rätselhafte der Sendung. Und diese Sendung, die künstlerische Mission Wolfgang Amadeus Mozarts, kaiserlichen Kapellmeisters, hat Mörike wie ein Destillateur des Geistigen in dem köstlichen Flakon seiner historisch-unhistorischen Novelle aufbewahrt. Wann

Digitized by Google

immer man den zierlich bebänderten, feingeschliffenen Stöpsel lüftet von der edel geformten Karaffe: ein Hauch des Mozartschen strömt aus ihr, der sich — das Wunder der gewichtlosen Übergänge im Zwischenreich der Künste — ins Musikalische kondensiert: die höhere Form der Erscheinung Mozarts, des Komponisten, wird ganz durchsichtig klar vor unsern bezauberten Blicken, aber alles — dies ist das Klassische der einzigartigen „Transkription" — in der Atmosphäre Mörikes, dieser balsamischen Luft beruhigter Morgen- und Abendstimmung, gesättigt vom unhörbar, unsichtbar darin verbreiteten Sprühregen einer antikisierenden Fontaine, Ludwigsburger Barock; und wiederum im silbernen Menuettschritt gleitet das seidig-kühle Wien-Schönbrunn Cannalettos, wahlverwandt, vorüber. An einer Stelle jedoch hat der Dichter, wie sonst in seinen Versen wohl noch hie und da (diese sind die zauberischsten deutscher Zunge) ganz unmittelbar an das Sterblichen Entrückteste gerührt: das Geheimnis der künstlerischen Überschattung. In jener unvergleichlichen, sozusagen wortlos-schleiernden Szene, da Mozart, indem er die Orange greift, sich in die Träume verliert, die musikalisch Gestalt gewinnen. Und noch einmal in der ganz leise nachzitternden Schlußpassage der melodiösesten aller Novellen, wenn Eugenie das Spinett schließt, an dem wenige Stunden vorher noch, eine wundersame Erscheinung, der menschlichste Meister gesessen hatte, und ihr das alte Lied in die Hände fällt mit den unsagbar traurigen Worten der Todesahnung. Wie sich aber über der heiteren Grazie dieses orangenduftenden Ausschnittes aus einer imaginären Biographie langsam der Horizont mit fernen Wolken überzieht, das Licht der sonnigen Gärten gelber wird und drohender, das kann nur der ganz erfühlen, der Mozarts Entwicklung vom spielerischen Parlando des perlenden Dur zum schattenden Moll der Todesbangigkeit in einer Seele erlebt, die „Orplid, mein Land," die Heimat heißt und der das Leben nur eine künstliche Fuge bedeutet über das Thema Vergänglichkeit.

Neudrucke.

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Ein geistreicher Franzose hat vor einigen Jahren, als man sich vor Veröffentlichungen ganzer Briefwechsel, Tagebücher und einzelner Schriftstücke kaum mehr retten konnte, von einer „Fureur de l'inédit" gesprochen und vor Betätigung einer solchen Wut gewarnt. Seitdem ist die Lust, Unbekanntes zu edieren, einigermaßen geschwunden und hat der Neigung Platz gemacht, zu dem immer wieder Aufgelegten, ewig Gangbaren weniger Bekanntes und Verschollenes in neuer Gestalt zu gesellen. Damit ist der Literatur ein wirklicher Dienst geschehen. Viele Bücher: Erzählungen, Briefe, Dichtungen, die der gebildete Leser nur vom Hörensagen kannte, weil sie entweder nur in umfangreichen, kostspieligen Sammlungen oder in älteren unzureichenden Ausgaben existierten, sind nun durch billige Editionen einem großen Kreise wieder zugänglich geworden. Dies könnte dazu dienen, ein zweites französisches Wort wahr zu machen: „le vrai inédit est l'imprimé", das wirklich Unbekannte ist das Gedruckte. Denn wenn man sorgsamer, als die meisten es tun, das längst gedruckt Vorliegende zu benutzen versteht, so gelangt man in der Tat zu den schönsten Resultaten.

Das gilt gleich von der ersten Sammlung, die hier besprochen werden soll, den „Briefen des jungen Schiller" (ausgewählt und eingeleitet von Max Hecker. Insel-Verlag, Leipzig).

Wer kennt eigentlich diese Briefe? Was Schiller, gewiß einer unsrer meisterhaftesten Epistolographen, später an Körner, Lotte, Humboldt, Goethe schrieb, ist vielen Gebildeten bekannt; die Jugendbriefe dagegen, die lange Zeit verstreut, erst seit etwa einem Jahrzehnt in Jonas' mit großer Mühe und unendlicher Sorgfalt zusammengestelltem Werke vereinigt wurden, sind der großen Menge unbekannt. Der neue Herausgeber hat nicht etwa die Arbeit seines Vorgängers abgedruckt, sondern, wenn er auch nichts wesentlich Neues hinzufügen konnte, manches Unwichtige ausgeschieden, so daß er die 350 Seiten der Jonasschen Ausgabe auf 258 beschränkte; er hat ferner die Briefe an Schwester und Schwager, sowie an die Familie Wolzogen mit den handschriftlichen Originalen und der ersten gedruckten Publikation verglichen und manche Fehler der früheren Herausgeber entfernt. Er hat lehrreiche Anmerkungen beigegeben und eine stimmungsvolle Einleitung vorangestellt. Während den jungen Goethe ein eigener Glanz umstrahlt, die volle Daseinsfreude, Glück und Anerkennung ihn begleitet, steht als gespenstische Gesellin neben dem jungen Schiller die Not. Innere und äußere. Er ist sich seines Weges nicht so klar bewußt, wie sein begünstigter Nebenbuhler. Er leidet durch Verfolgungen von seinem Herrn, dem Herzog von Württemberg. Seelenpein packt ihn in seiner Liebe, man denke nur an die Aufregungen und Nöte bei Charlotte v. Kalb, Dürftigkeit und Mangel infolge unzulänglicher Einnahmen und hartherziger Gläubiger. Es ist rührend, ihn in diesem Kampfe zu begleiten, und geradezu herzerhebend, seinen Mut, seine Fähigkeit zu beobachten, sich immer wieder aufzuraffen. Der Abgang nach Dresden — damit schließt unsre Sammlung — wohin er bekanntlich durch liebenswürdige und hochherzige Schreiben Körners gerufen wurde, führt den Dichter zwar nicht in gesicherte Stellung, noch keineswegs auf des Lebens Höhe; aber doch bereitet sich eine neue Epoche für ihn vor, und man scheidet beruhigt von dem

Digitized by Google

Kämpfer, weil man seiner Kraft vertraut. Die Sammlung ist weitesten Kreisen zu empfehlen.

Keineswegs so unbekannt wie die Schillerschen Jugendbriefe sind „Fichtes Reden an die deutsche Nation“ (eingeleitet von Rudolf Eucken, Insel-Verlag, Leipzig). Sie wurden vor hundert Jahren gehalten und damals zuerst gedruckt. Sie sind oft genug wiederholt, und da sie auch bei Reclam und in andern billigen Sammlungen zu finden sind, jedem leicht zugänglich. Aber die neue Ausgabe ist sehr geschmackvoll und wird schon wegen ihrer anmutigen Ausstattung eine Zierde jeder Bibliothek werden. Zum Lobe dieser geistvollen, erhabenen und mutigen Auseinandersetzungen — man muß bedenken, daß sie in Berlin gehalten wurden unter den Späheraugen der gewalttätigen Franzosen — braucht kaum etwas hinzugefügt zu werden. Sie sind ein hochwichtiges Kulturdenkmal und werden als solches im Zusammenhang mit der Fichteschen Philosophie von dem berühmten Herausgeber voll gewürdigt. Nur schade, daß er die historische Bedeutung dieser Reden nicht genügend feststellt und das mannigfache aus den Akten geschöpfte Material sich nicht in dem Maße zunutze macht, wie es zur Förderung der Erkenntnis in weiteren Kreisen hätte geschehen sollen und können.

Vormals ein Lieblingsbuch der Frauenwelt, oftmals auch in billigen Ausgaben verbreitet, sind Wilhelm v. Humboldts Briefe an eine Freundin (zum erstenmal nach den Originalen herausgegeben von Albert Leitzmann, Insel-Verlag, Leipzig) seit Jahren in Mißkredit gekommen. Vielleicht hat in diesem Falle die Forschung, die sonst zur Aufklärung und zur Beliebtmachung mancher Veröffentlichungen beiträgt, geschadet. So lange man nämlich nicht wußte, wer die Briefempfängerin war, konnte man, zumal da es bekannt war, daß der Briefschreiber diese Korrespondenz vor den Augen seiner Nächsten geheim hielt, allerlei Romantisches sich zusammenfaseln. Nun, da man weiß, daß Charlotte Diede, die Empfängerin, eine etwas armselige, nüchterne, nicht übermäßig anziehende und zudem anspruchsvolle Frau war, hat man das Interesse an den ihr bestimmten Darlegungen verloren. Auch die Breite, der lehrhafte Ton der Auseinandersetzungen, die vielfachen sentimentalen Bemerkungen, lauter Dinge, die unsre Vorvordern erfreuten, haben in der neueren Zeit ihren Reiz eingebüßt. Jetzt aber, da die Romantik in weiten Kreisen eine stattliche Anhängerzahl gewonnen hat, kann der Briefwechsel wieder auf größere Teilnahme rechnen. Auch ist die neue Ausgabe im Gegensatz zu den bisher in dieser Übersicht erwähnten, eine wirklich veränderte, die des Neuen viel bringt. Alle früheren Editionen der Humboldtschen Briefe mußten sich damit begnügen, den von der Empfängerin, Charlotte Diede, in den vierziger Jahren gegebenen Text zu wiederholen; der neue Herausgeber, ein Gelehrter, der in erster Linie bei der monumentalen Edition von Wilhelm v. Humboldts Werken beschäftigt ist, hat das Glück gehabt, einen großen Teil der Originale einzusehen. Dabei hat er die Entdeckung gemacht, daß Charlotte vieles ausgelassen hatte, was ihr anstößig schien, und mancherlei nach Gutbefinden geändert hat. Er gibt also zum erstenmal den wirklich authentischen Text der Briefe. Dadurch wird freilich das Bild dieser Empfängerin noch um ein paar Striche verdunkelt; aber die Briefe selbst erscheinen nun wirklich, wie sie geschrieben wurden, und lassen uns mehr als zwei Menschenalter, nachdem diese gediegenen, lehrreichen, gemütvollen Auseinandersetzungen über Literarisches und Religiöses, weise Betrachtungen über Menschenleben, Wissenschaft und Natur geschrieben wurden, die ganze Fülle der Liebenswürdigkeit Humboldts, seine wahrhaft große Natur erkennen. Der Gelehrte möchte zwar wünschen, daß Leitzmann mehr, als er es wirklich getan, die einzelnen Veränderungen, Zusätze und Auslassungen ersichtlich gemacht hätte. Der gebildete Leser wird dem Herausgeber und dem Verfasser der unterrichtenden Einleitung und der belehrenden Anmerkungen aufrichtig dankbar sein.

Eine geradezu entzückende Neu-Ausgabe, entzückend durch ihr altertümliches Papier, ihren dem Original nachgeahmten Einband, Format und Druck — das Ganze in einem Kästchen ruhend — ist die der „Volksmärchen der Deutschen“ erzählt von J. K. A. Musäus (Verlag von Bruno Cassierer, Berlin). Das einzige, was der Kritiker daran aussetzen könnte, wäre, daß nicht ein Wort seitens des Herausgebers oder des Verlegers hinzugefügt wird, keine Einleitung, keine Anmerkung, keine Notiz über das ehemalige Erscheinen des Werkes. Es soll nicht etwa eine Beeinträchtigung dieser wirklich herzerquickenden typographischen Leistung sein, der ich den besten Erfolg und die weiteste Verbreitung wünsche, wenn ich für die Leser, die das Buch nur vom Hörensagen kennen, ein paar Notizen hinzufüge. Musäus führt uns in den Anfang der Weimarer Glanzzeit. Er ist 1735 geboren, 1787 gestorben, lebte seit 1765 als Pagenhofmeister, seit 1770 als Professor am Gymnasium in Weimar. Er hatte schon mit manchen Schriften Erfolg gehabt, mit seinem „Grandison II.“, seinem physiognomischen Reisen“, als er wirkliche Berühmtheit sich durch die Volksmärchen errang, die in fünf Bänden (Gotha 1782—86) erschienen. Die Märchen waren nicht ganz neu, sondern schlossen sich an Bestrebungen an, wie sie damals in Deutschland und im Auslande bestanden, dahingehend, alte Stoffe wieder zu beleben. Neu war Musäus darin, daß er nicht nur alte Märchen aus Kinderbüchern oder aus mündlichen Quellen wählte, sondern mehr neuere Lokalsagen aufsuchte. Er verwischte den altertümlichen Ton und vernichtete die naive Anschauung.

Digitized by Google

Man könnte die Märchen daher, wie ein moderner Beurteiler gesagt hat, eher Märchennovellen als alte Volksmärchen nennen, und man erkennt in ihnen besonders die Tendenzen des 18. Jahrhunderts: das aufklärerische Streben ebensowohl, wie das Verlangen nach Belehrung und moralischer Unterweisung. Ihr großes Verdienst besteht in dem kunstvollen Aufbau der Handlung und der psychologischen Motivierung der Vorgänge, in der strengen Charakteristik der Personen, vor allem in ihrer schönen Sprache, die, um wiederum mit dem schon angeführten Beurteiler zu sprechen, „durch Einfalt und Leichtigkeit, wie durch Anmut und phantastischen Reichtum und Farbe und Bilder bezauberte". — Der Wiederabdruck einer solchen Sammlung, die nicht mehr im Buchhandel erhältlich war, ist förmlich einer Neuentdeckung gleich zu achten; die Verlagshandlung verdient durch ihre Tat uneingeschränktes Lob.

Lenz, der unglückliche Straßburger Gefährte Goethes, hat vor 80 Jahren und länger ein einziges Mal eine Gesamtausgabe erhalten. Seitdem ist viel über ihn geschrieben worden, Auswahlen seiner Werke, Sammlungen seiner Gedichte, mancherlei Unbekanntes von ihm ist zum erstenmal veröffentlicht. Nun treten gleichzeitig zwei Gesamtausgaben ins Feld.*) Beide sind typographische Meisterwerke. Die Cassierersche Ausgabe besticht durch einen höchst eleganten Einband, die Müllersche durch großes Format, herrlichen Druck, schöne künstlerische Beilagen. Die Anordnung beider Ausgaben ist sehr verschieden. Während der erste Band der Berliner Edition die Hauptkomödien: den „Hofmeister", den „neuen Menoza", die „Soldaten", die „Freunde machen den Philosophen" und einige kleinere enthält, bringt die Münchener von diesen dramatischen Werken nur den „Hofmeister", dagegen die Gedichte ziemlich vollständig und, wie schon im Titel bemerkt ist, einzelnes Prosaisches. Der Hauptunterschied der beiden Sammlungen aber ist folgender: der Herausgeber des Berliner Buches begnügt sich mit einer Vorrede von sieben Seiten, verzichtet dagegen auf alle weiteren Zutaten; der Münchener, dessen Vorrede zwar noch kürzer ist als die seines Berliner Kollegen, bietet mehr als zwei Bogen Anmerkungen. Diese verzeichnen die ersten Drucke, die Handschriften, soweit es sich um Ungedrucktes handelt, geben selten Varianten, häufig Notizen über Entstehungszeit der einzelnen Werke und Ähnliches. In der bekannten Streitfrage über die Autorschaft der sogenannten Friederikenlieder wandelt der Herausgeber seine eigenen Wege. Bei andern Gedichten weist er häufig den bekannten Lenz-Forscher Falck ab; doch hätte er sich bei dieser nicht ungerechten Ablehnung Worte wie „Veralberung" sparen können. — Aber den inneren Wert beider Ausgaben wird man ein abschließendes Urteil erst dann fällen können, wenn sie im ganzen vorliegen. Bei einem so eigenartigen Schriftsteller, wie Lenz ist, halte ich viel reichlichere Anmerkungen, Quellenbelege und anderes für durchaus notwendig. Eine Würdigung des Dramatikers und Lyrikers, eine Gegenüberstellung des merkwürdigen Dichters mit den Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern dünkt mich keineswegs so überflüssig, wie die Herausgeber meinen. Hoffentlich bringen sie beide diese unentbehrlichen Beigaben nach. Einstweilen seien diese beiden Konkurrenzausgaben froh begrüßt und gelobt und die mutigen Verleger, die Prachtleistungen geschaffen haben, zur Fortsetzung ihres kühnen Unternehmens ermuntert.

*) Gesammelte Schriften von Jacob Michael Reinhold Lenz. In vier Bänden. Herausgegeben von Ernst Lewy. I. Band. Dramen, Berlin, verlegt bei Paul Cassierer. — J. M. R. Lenz, Gesammelte Schriften, herausgegeben von Franz Blei. I. Band. Gedichte. Dramen. Anmerkungen über das Theater. München, Georg Müller.

Goethe-Klatsch.

Von **Rudolf K. Werdermann** (Berlin).

Man läßt bei Schilderungen Goethes gern außer Acht, daß er in einer ausgesprochenen Provinzstadt lebte, in der ein anspruchsvoller Hofhalt mit zwei Herzoginnen residierte, in der sich Parteien bildeten, Intrigen geführt wurden — überhaupt in der jeder Einwohner, der etwas auf sich hielt, seinen eignen Schutzheiligen bei Hofe hatte, den er auf ein besonders hohes Postament stellte. Bei dieser gewissen Intimität, die sich in kleineren Staaten immer zwischen dem Hof und der „guten Gesellschaft" herzustellen pflegt, wußte sich der Hof durch ein sehr gepflegtes würdevolles Zeremoniell Achtung zu verschaffen, das das gesellschaftliche Leben in einem ernsten, gemessenen Rhythmus verlaufen ließ. In diese Stimmung platzte plötzlich als Gast des Herzogs der junge Doktor Goethe hinein, dessen einzige Ansprüche bisher in der Abfassung einiger poetischer Werke bestanden, die unter Frauen und jungen Leuten allerdings einiges Aufsehen erregt haben sollten. Der junge Advokat brach in einer sehr seltsamen Tracht ein, der „Werthermontierung", die aus „einem blauen Frack mit Messingknöpfen, gelber Weste, Lederbeinkleidern und Stulpenstiefeln, Zopf und Puder" bestand, so wie ihn uns der Chodowieckische Stich vom Jahre 1776 zeigt, und schien garnicht geneigt, sich den provinziellen Gepflogenheiten anzupassen — im Gegenteil, seine extravagante Kleidung machte Epoche und er selbst verführte den jungen Herzog zu tollen Streichen; die jüngere Hofgesellschaft schien von einer epidemischen Tollheit ergriffen zu sein, alles

Digitized by Google

wollte sich genialisch, enthusiastisch benehmen. Und die erste bedeutendere Tat des Gastes war, den Weimaranern als Generalsuperintendenten Herder zuzuführen, der ja durch seine literarischen Fehden und sonderbaren Ansichten nicht unbekannt war, für eine ernste Gemeinschaft jedoch durchaus nicht geeignet schien. Es ist bekannt, wie nur die mehr als entschiedene und unsanfte Art des jungen Herzogs die Berufung Herders durchsetzte. Das empörte natürlich den noch nicht verdorbenen Teil der Weimarer Gesellschaft auf das Höchste. Und das Schauspiel, das der junge Goethe gab, mit seinen Flirten, den Liebhabervorstellungen zu Wasser und zu Lande, von denen man ab und zu gerade soviel zu sehen bekam, um ausrechnen zu können, wieviel Geld wieder unnütz verschwendet wurde, hätte gar nicht der hellen Farben bedurft, um Verachtung und entsetzte Tuschelei bei ihnen hervorzurufen. Mit Goethes wachsender gesellschaftlicher Position nahm der Klatsch mehr zu als ab. Es ist nicht uninteressant, in den zahlreich erhaltenen Briefen dieser Epoche dem gereizten Lebensernst der Weimarer Gesellschaft nachzuspüren. Und je weniger anständig sich die Schreiber benehmen, je behaglicher sie sich in dem fetten Schlamm ausdehnen, um so heiterer denken wir an das schöne und bezeichnende Wort Friedrich Hebbels: Wer Kot nach den Sternen wirft, dem fällt er selbst ins Gesicht.

Als betriebsamster Verbreiter von Klatschgeschichten darf der Oberkonsistorialrat Böttiger gelten, den man in neuster Zeit allerdings zu „retten“ versucht. Böttiger war ein sehr gelehrter, sehr geschäftiger und sehr häßlicher Herr, der von einem unüberwindlichen Drang besessen war, sich gegen jedermann gefällig zu erweisen, überall eine Rolle zu spielen. Er war ein unübertrefflicher Schnell-Leser, der große Detailkenntnisse hatte und die nicht zu unterschätzende Fähigkeit besaß, in die einfachsten Dinge die seltsamsten Nuancen hineinzuphantasieren. Tieck hat ihn später für seine ästhetische Pedanterie im „Gestiefelten Kater“ mit guter Laune karikiert. Herr Überall, Herr Ubique, wie der Goethe-Schiller-Briefwechsel ihn nennt, war mit allen Größen Weimars vertraut und alle, außer Wieland, schüttelten ihn zu gelegner Zeit ab. Goethe benutzte ihn eine Zeitlang zur Erledigung seiner geschäftlichen Angelegenheiten, und Schiller bediente sich gelegentlich seines historischen Wissens; aber man bekam seine untertänige Wichtigtuerei bald satt, und als der Unglückselige es gar wagte, wider den Stachel zu löcken und eine eigne Meinung zu haben, erledigte ihn Goethe mit der majestätischsten, olympierhaftesten Gebärde, und der Arme floh so schnell wie möglich nach Dresden, wohin er sich jahrelang informatorische Briefe über Weimarer Verhältnisse schreiben ließ. Diese Affäre, von Kotzebue im Berliner „Freimütigen“ zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht, gehört zum heitersten Teil der klassischen Skandalchronik. Goethe hatte an dem ihm unterstellten Theater ein Trauerspiel von A. W. Schlegel aufführen lassen, und dies allerdings recht mißlungene Opus fiel unter achtungsvollem Schweigen — der einzigen Mißfallensäußerung, die Goethes strenges Regiment dem Publikum gestattete — entscheidend durch. Böttiger unterzog das Trauerspiel einer sehr zurückhaltenden, aber immerhin ablehnenden Kritik, die nebenbei mit den achtungsvollsten Lobsprüchen für Direktion und Personal gefüllt war — kaum erfuhr jedoch Goethe davon, als er vom Herausgeber der Zeitschrift den bereits fertig gedruckten Bogen zur Durchsicht erbat. Ein paar Stunden später — ich folge mit Absicht der aufgefärbten Darstellung des übrigens gut informierten Kotzebue — ein paar Stunden später erhielt dieser „ein zweites Billet des drohenden Inhalts, daß, wenn dieser schon gedruckte Bogen nicht sogleich kassiert werde, Herr v. Goethe zu dem Herzoge gehen und seine Entlassung von der Direktion des Theaters ansuchen wolle ... Dabei wurde ein peremtorischer Termin, nämlich bis vier Uhr nachmittags, angesetzt“. Dem Herausgeber blieb natürlich nichts andres übrig, als Böttiger den Aufsatz zurückzugeben. Die Wirkung ist leicht erklärlich. Goethes Despotie machte die gute Gesellschaft rasend, aber was konnte man tun? Für jedes Zischen im Theater standen Husaren in Bereitschaft! Böttigers Rache war die eines gereizten Bürgers: er zeichnete all die kleinen Anekdötchen auf, die in Weimar herumliefen, und die sein Sohn nach seinem Tode mit einigem Pathos herausgab. Diese Quelle speist zum Hauptteil den Goethe-Klatsch.

Das beliebteste Thema war natürlich Goethes Verhältnis zu Christiane Vulpius. Böttiger strahlt vor moralischer Überlegenheit, wenn er der Dame Vulpia etwas anhängen und Goethe so an seiner empfindlichsten Stelle treffen kann. Er gibt sich die denkbarste Mühe, über ihre Beschränktheit und Unerzogenheit keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Um den Kontrast des kultivierten Weltmanns mit den Wirtschaftsdamenallüren Christianens anschaulich werden zu lassen, erzählt er mit inniger Schadenfreude: „Neulich fand es die Dame Vulpia für geraten, Schweine, deren Geruch ihm eine Pest ist, einzustallen. Hier drang indes sein Widerwille durch und die circeischen Gesellen wurden sogleich geschlachtet.“ Es war eine brennende Frage in allen Salons, ob „Goethe Dem. Vulpius, seine bisherige Maitresse, einmal heiraten werde“. Zahllos waren natürlich die Anekdoten, die man an die hierdurch beeinflußte schiefe Stellung Goethes zum Hof knüpfte. „Als vor einiger Zeit ein junger Goethe aus dieser Verbindung in die Welt gewandert kam, bat Goethe den Herzog zum Gevatter, der es zwar annahm, der Taufe aber nicht beiwohnte.“ Im übrigen schildert Böttiger auch Christianens Äußeres als durchaus unbedeutend. „Die Vulpius

Digitized by Google

ist übrigens eine kleine, unansehnliche Person, die mit dem wohlgewachsenen, männlich schönen Goethe nicht wenig kontrastiert." Der schlechte Geschmack des gekränkten Oberkonsistorialrats ist durch die vorhandenen Bildnisse Christianens leicht festzustellen.

Ist dieser Klatsch mehr einfältig und engherzig, als von bösen Absichten veranlaßt, so ist der folgende Bericht schon bösartiger, der selbst von Freunden des Goetheschen Hauses kolportiert wurde. Die Herrschaften mußten natürlich für die Legitimierung Christianens durch Goethe irgendein pikantes Motiv finden, und so benutzte man folgenden sicherlich wahren Vorfall, um durch eine falsche Beleuchtung auf seine Kosten zu kommen. Es handelt sich um die Einnahme Weimars durch die napoleonischen Truppen im Jahre 1806, in deren Verfolg Goethes Ehe mit Christianen geschah. „. . . Es ist nicht wahr, daß Wieland und Goethe aus Achtung gegen ihren berühmten Namen eine Wache bekommen haben. Goethe ward allerdings geplündert, und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn teils dadurch, teils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte. D a f ü r (so gesperrt!) hat er sie geheiratet und der Herzog hat nachher seine Einwilligung dazu gegeben." Die Niederträchtigkeit liegt natürlich darin, daß man die Ehe als einen Akt von gleichsam notwendiger Dankbarkeit, vielleicht sogar gegen Goethes Wunsch und Willen hinstellt, überhaupt Christianens Benehmen etwas Dienstbotenhaftes gibt.

Weit weniger peinlich ist der Klatsch, der sich aus der Zeit der „Genieperiode" erhalten hat: vor und unmittelbar nach Goethes Ankunft in Weimar. Böttiger plaudert mit verständlichem Neid davon, wie Goethe, dem schönen Mann, die Frauen das Geleit bei seinen Ausflügen gaben und in „Darmstadt setzte er sich vor Mercks Haus, wo auf einer steinernen Treppe einige Bänke vor der Haustür standen, um den um ihn versammelten Mädchen Genieaudienz zu geben, die oft länger als eine Stunde dauerte." Oder er berichtet solche Streiche, wie Goethe und der Hof Fensterscheiben von innen mit großen Talern einwarfen, die sie nachher allerdings durch Bediente sorgfältig einsammeln ließen. Die gärende, stürmische Art des Götzdichters zeichnet sehr anschaulich eine Episode, die Böttiger aus dem Munde Bertuchs, des Herausgebers des anfangs erwähnten Journals, hat. „Goethe wälzte sich damals oft in Bertuchs Zimmer im Schlosse auf der Erde, band sich die langen Haare auf, um einen recht tragischen Nimbus zu bekommen, und tragierte so nach Herzenslust." Und aus der gleichen Zeit: „Eine gewisse Gemeinschaft machte die Genies den Quäkern und Heilsbrüdern ähnlich. So schickte Goethe oft zu Bertuchs Frau und ließ sich ein Schnupftuch holen. Hatte er keine weiße Kanevasweste und Hosen (was damals Genietracht war), so ließ er sich aus der herzoglichen Garderobe sein Bedürfnis holen. Versteht sich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft schickte er in ein Haus und ließ sagen, er würde heute abend da essen." Wie sich romantische Neigungen überhaupt in diesen dumpfen Gehirnen spiegelten, zeigt die Schilderung der Schweizerreise. „Zu den kostbarsten Geniestreichen gehört eine Schweizerreise zu Pferde, die der Herzog mit Goethe machte. Man nahm, um kompendiös und wohlfeil zu reisen, kaum ein paar Hemden in einem Mantelsacke mit, bezahlte aber alle Bedürfnisse desto teurer auf dem Wege. In Stuttgart kam man auf den Einfall, an den Hof zu gehen. Plötzlich mußten alle Schneider herbei und Tag und Nacht an Hofkleidern arbeiten." Am liebsten aber rächte sich die Eitelkeit für nicht genügende Beachtung durch kleine Mitteilungen über Goethes unheilbaren Egoismus. Das „Büchlein von Goethe", ein schöngeistig bemühtes Pamphlet, nuanciert diesen Vorwurf durch die sonderbarsten Erzählungen, mehr Raisonnement jedoch als Mitteilung von Tatsachen. Böttiger ist massiver. Selbst die Freundschaft mit Schiller muß ihm herhalten. „Goethe hatte den Wunsch, in Verbindung mit Herder und einigen andren Weimarischen Gelehrten ein Musterjournal herauszugeben. Da dies aber nicht ging, verband er sich mit Schiller, den er früher gar nicht ausstehen konnte, und das um so lieber, als er von diesem die kritische Philosophie in Quintessenz vorgetragen erhielt. Goethe quetscht gern solche Zitronen aus."

Diese Geschichten lieferten natürlich ein reiches Material für langweilige Abende und ein pikantes Gewürz für Briefe. Es findet sich kaum ein literarischer Memoirenband dieser Periode, in dem nicht ein paar dieser Anekdoten eine Rolle spielen. In Weimar durfte man ja nicht murren und mußte die zarteste Rücksicht auf den Hof nehmen, obschon Goethe sich nicht einen Augenblick besann, der Öffentlichkeit einen Affront zu bieten. Und als er während seiner Theaterleitung das Publikum einfach entmündigte — es gibt wirklich keinen andern Ausdruck —, erreichte diese private Erbitterung ihr Höchstmaß. Sonderbar, daß so geringfügige Anekdoten über Goethes amoureuse Abenteuer in der Zeit seiner Theatersouveränität verbreitet sind, was Goethes Äußerung zu Eckermann nur zum Teil verständlich macht: „Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. — Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: n i c h t w e i t e r! — Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war . . . Hätte ich mich in

Digitized by Google

irgendeinen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magneten an seiner Seite hat." (Eckermann, 22. März 1825.) Dafür sprudelte der Quell der Klatschgeschichten, die seine Despotie illustrieren sollten, um so reicher. Man erzählte, wie er und Schiller, während der letzten sechsstündigen Probe des Wilhelm Tell, in der herzoglichen Loge zuschauend, „einen Toast auf ihre Meisterschaft in Champagner tranken und die armen Schauspieler hungern und schmachten ließen". Die Unwahrscheinlichkeit dieser Anekdote ist längst erkannt: aber sie charakterisiert sehr scharf die Haltung, wie sich die Weimarische Mediokrität mit ihren Größen abfand. Man glaubte diese Anekdoten so lebhaft, daß selbst ein — man kann hier ruhig sagen: serviler Goetheaner wie der Satiriker Falk, der sich nach Goethes Tode in den Kulissen seines Namens zur Schau stellte, sie als authentisch weitergab. Der Kotzebuesche „Freimütige" in Berlin machte sich ein Vergnügen daraus, diese Theateranekdoten in Tönen sittlichster Entrüstung breitzutreten. „Um mit Anstand ein gebührendes Klatschen zu bewirken," schreibt Kotzebue, „hat der Herr Direkteur (Goethe) ungefähr in der Mitte des Parterres sich einen ausgezeichneten runden Sessel machen lassen, auf welchen er sich im Notfalle setzt, die Arme so hoch als möglich in die Höhe streckt und so laut als möglich das Signal zum Klatschen gibt. Da nun der Herr Direkteur zugleich in andrer Rücksicht bedeutenden Einfluß hat, so geben alle diejenigen wohl auf ihn acht, die jenen Einfluß scheuen oder gern benutzten; und sobald das Signal erschallt, stimmen sie pflichtschuldigst ein." Einmal bewies Kotzebue sogar, daß „Goethe kein Deutsch verstände"! Obwohl Goethe seine bühnlichen Talente nie verkannte, behandelte er ihn doch zu bemerkbar von oben herab: und gerade diese nachlässige Geste vertrug Kotzebues Eitelkeit nicht. Während das Weimarer Theater von seinen Stücken geradezu lebte — der Mode nachgebend führte Goethe unter seinem Direktorium 87 Stücke von ihm auf —, mußte er sich in den Xenien verspottet sehen, fühlte er sich sorgfältig gemieden, und als nun Goethe gar umfangreichere Änderungen in einem seiner Werke vornahm — es waren die auch heut noch gespielten „Deutschen Kleinstädter" —, weil er seinen Schwager Vulpius und die Schlegel parodiert glaubte, da brach Kotzebues Ärger in einem temperamentvollen Funkenspiel aus, und neben einer sehr überlegenen, relativ zurückhaltenden und objektiv bemühten Anzeige der Affäre in seinem Journal ließ er ein Pasquill erscheinen, das allen Weimarer Klatsch in lebhaftesten Farben auffrischt: „Expektorationen." „Goethe der Große sitzt auf einem bequemen Throne, die Hände über den Bauch gefaltet" und empfängt im tiefsten Negligé zwei Besucher, „tüchtige Räucherpfannen", wie sie „Falk der Kleine", sein Kammerdiener, anmeldet: A. W. Schlegel den Wütenden und Friedrich Schlegel den Rasenden. Es beginnt eine tolle Beweihräucherung Goethes, die dieser wohlgefällig immer wieder anfeuert, und endlich wird die Vernichtung aller Andersdenkenden beschlossen, vor allem die des mit so großem Beifall aufgenommenen, nicht umzubringenden Kotzebue. Zum Schluß befiehlt Goethe, daß man ihm räuchere, „die Gebrüder springen auf und räuchern. Goethe entschlummert in einer Dampfwolke. Er träumt, er sei zum Papst ernannt worden" usw. Die Verse sind recht witzig, und aller Klatsch ist betriebsam ausgenützt, zweifellos ist Kotzebue einer der talentvollsten Schriftsteller, die je in der deutschen Literatur ein anrüchiges Dasein geführt haben. Der Goethe-Klatsch im „Freimütigen" war eine gern gelesene Lektüre — entschädigte er doch für die Langeweile, die die aus Bildungsrücksichten betriebene Lektüre der Werke Goethes eintrug. Zufällig sind wir unterrichtet, wie Goethe sich zu diesen boshaften Anzapfungen verhielt. Böttiger berichtet von einem Gespräch über dieses Thema mit dem schon erwähnten Falk. „Goethe sah nie ein Blatt des „Freimütigen". Man drang es ihm auf. Er gab es ungelesen zurück; hat aber darum es keineswegs verschworen, einmal Rache an jenem Gesindel zu nehmen." Er gab eine Karikatur an: Goethe mit einigen andern Kunstfreunden wandelt in den „Propyläen" (der Goethischen Kunstzeitschrift) unter den Säulengängen vornehm gutmütig herum. Unten befindet sich Kotzebue in der Haltung Nicolais auf Werthers Grab, „indem er sehnsuchtsvoll hinaufblickend spricht:

Ach könnt' ich doch nur dort hinein,
Gleich sollt's voll Stank und Unrat sein."

Kotzebue ließ dafür keine Gelegenheit vorübergehen, Goethe etwas anzuhängen: Als Goethe um den Jahreswechsel 1804/05 von einer schweren Krankheit ergriffen wurde, deutet er geheimnisvoll die Gerüchte an, denen man in unsrer Zeit wissenschaftliche Grundlagen zu geben bemüht ist. „Man sagt, er habe sich bei der letzten Vorstellung der Racine-Schillerschen Phädra erkältet (im Original so mit Wohlbedacht gesperrt). Allein es ist dieser Zufall dem sehr ähnlich, dem er schon vor einigen Jahren beinahe unterlegen wäre, und ob er gleich durch seine auch im Physischen höchst kräftige Natur . . . auch diesmal gerettet wurde, so ist doch unsre ängstliche Besorgnis, daß so etwas wiederkehren könnte, nicht gering." Über die moralische Persönlichkeit Kotzebues sind die Akten geschlossen: das abschließende Wort sprach A. W. Schlegel in der „Ehrenpforte" aus, einem Pasquill, das sich gegen Kotzebues Verhöhnung der romantischen Schule richtete und ihn zugleich für den famosen „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn", das skandalöseste und witzigste Pamphlet

Digitized by Google

deutscher Sprache (Neuausgabe bei J. Zeitler in Leipzig), züchtigte:

In Bahrdt warst du bemüht, den niedern Haufen
Mit Zoten und Pasquillen zu erkaufen:
O Schand und Spott,
Du Sansculott.

Die chronique scandaleuse hat natürlich im Organismus der menschlichen Gesellschaft ihre deutlich erkennbare Bestimmung: als die einzige Möglichkeit des Philisters, gegenüber dem genialen Menschen zu einer neidlosen Lebensführung zu kommen. Sie verkleinern Goethe nicht, sie vermenschlichen ihn nur. Denn durch die falschen Beleuchtungen und schiefen Moralen ahnt man doch die wahren Motive, die in der Glorie des Goethischen Lebens allerdings andre Inhalte zeigen. Aber sie zeigen einen Menschen — und das ist es, was in unsrer Zeit nicht energisch genug betont werden kann — in einer Zeit, wo pedantische Schulmeisterei bemüht ist, Goethe, dieses Wunder an Menschlichkeit, zu einem fanatischen Steingötzen erstarren zu lassen, um den eine Wolke kühler Majestät schwimmt, die jede Menschlichkeit gierig verzehrt. In deren antiken Faltenwurf jedes Aufatmen des Menschen verschlungen wird — und dort berechnende Genialität setzt, wo heiße Menschlichkeit einen menschlichen Fehler beging.

Aus dem Zyklus Tiefurter Frühling.

Von **Ernst Schur** (Groß-Lichterfelde).

Der Pavillon.

Im grünen Garten liegt ein grauer Pavillon,
Durch hohe Fenster dringt der Blick,
sieht alte Bilder stumm
an bunten Wänden hängen.
Sonst nichts. Sonst alles leer,
Und niemand tritt herein.

So steht die alte Halle sinnend,
drin Frohsinn einst
und junge Geister tobten.
Nun ist das alles still geworden.
Kein Laut — tot ist die Freude.
Alles still und tot.

Auf harter Schwelle
lag ein kleines Vögelchen.
Ich trat heran — zartgrün der Flaum,
die Flügelfedern grau.
So kümmerlich gestreckt auf dem bemoosten Stein.
Die kleinen Krallen krampfhaft angezogen.
Das war wie ein Symbol: verklungen sind die Lieder.

Von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch
zog über weiten Wiesenflächen
still — von einst — ein Hauch.

Besinnung.

Heilig bist du, starker Wille,
der du diese Räume schufst,
Baum und Strauch so mild belebst —
Kaum gefühlt, ins Nichts entschwebst,
Wo du ahnungsvoller rufst.

Heilig bist du, starker Wille,
der, solang er wachend ist,
selig sich ins Ganze gießt;
wenn die Zeit vorüber ist,
still — ins All — zurückefließt.

Goethes Gartenhaus.

Eine Erinnerung von **Paul Friedrich** (Berlin).

Die Stätte, die ein edler Mensch betrat,
Sie ist geweiht für alle Zeiten.

Weimar! Wie eine Mythe, wie der Nachhall eines Märchens aus alter Zeit klingt es heute an mein Ohr. Mitten im brausenden Jagen des großstädtischen Treibens, dem seelischen Ringen und Straucheln in einer Welt der krassesten Gegensätze, der verworrensten Stimmungsdissonanzen entsteht eine geisterhaft tiefe Stille, sobald das Wort Weimar fällt. Es dauert eine geraume Zeit, bis ich mich ganz seines Inhalts bewußt mache, bis ich weiß, daß dieses stille Zauberwort aus einer versunknen Welt für mich mehr bedeutet als ein von den Schauern geistiger Pietät umrauschter Name, daß es zugleich für mich Heimat und Kindheit war.

Und erst allmählich wachsen die Schatten geliebter Toten wieder lebendig um meinen Sinn. Großmütterchen sitzt wieder neben dem weltfremden Knaben, der großäugig verträumt in der Berliner Mietsstube stand und auf das Klingeln der Pferdebahnen draußen horchte, aus dem ihm eine neue Lebensmelodie klang, während die gütige alte Frau in ihrer Jugend weilte und von bedeutenden Zeiten und Menschen sprach. Sie hatte an dem Paradetotenbette Goethes gestanden, selbst ein Kind damals noch, wie der, der ihren Worten nun lauschte, und hatte nur eine unbewußte Empfindung mitgenommen, vor etwas Außergewöhnlichem, Unalltäglichem gestanden zu haben. So sehe ich heute all das Fortlebende, das Erbe der Großen, wie es das Kind in seinem Unverstand erlebte.

Denke doch keiner, daß der Knabe altklug in den Schätzen der nahen Vergangenheit wühlte. Goethe und Schiller waren ihm Namen wie Löffel und Teller — darum taufte das Kind im ersten Spieltrieb seine beiden Füße nach ihnen. Das hohe Dioskurenstandbild vor dem Weimarer Theater gehörte so ganz selbstverständlich mit ins Leben, wie die buckligen Frauen auf dem bunten Töpfermarkt.

Digitized by Google

Nicht die Gestalten der Großen waren es, die zum Herzen sprachen. Auch ihre Werke waren noch ein unbekanntes Paradies. Aber eins sprach stark und unverlöschlich und grub sich tief in des Kindes mimosenhafte Seelenwelt: ein weißes, niedriges Häuschen an einer sanft abfallenden, smaragdgrünen Wiese, durch die leise plätschernd ein Bächlein rauscht, umweht von Heu- und Blumenduft, ganz in lautlose Sonnenstille getaucht, darin nur hin und wieder der eigentümlich märchenhafte schrille Lockschrei der Pfauhennen klang, die auf der Wiese wie in einem verwunschnen Bimini oder Avalun stolzierten.

Daß es so etwas im Leben gab — so weltabgeschlossen, so einsam und doch so ganz selbstgenügsam — das blieb und wich nicht aus dem Herzen.

Dann kamen Jahre des Erwachens und des Sich-Behauptenmüssens gegen die feindliche Welt der Großstadt — Kämpfe mit andern Köpfen und Weltbegriffen — Angriff und Verteidigung. Und während die Kindheitserinnerung verblaßt war, weckte die alte gütige Frau, die einst an Goethes Totenbett stand, den geistigen Teil dieser versunknen Welt. Der Feuergeist des Freiheitsdichters Schiller wurde des Knaben innerer Wegweiser, wie die wandelnde Flammensäule den Juden in der Wüste. Worte umwoben und berauschten ihn, Heldengesänge und mannhafte Appelle an den Mut im Knaben.

Und lang schon hatte die gütige, weißhaarige Fee der Kindheit ihre Augen und ihre märchenkündenden Lippen geschlossen, und noch immer flammte das Feuer, das in Schillers Dichtung lebte, durch die Gärungen und Seelennöte des Jünglings, der sich im kalten Einerlei des Lebens nicht zurechtfand.

Dann kam der Umschwung. Allgemach wandelte sich der Jugendrausch in wesenlosen Dampf, aus dessen zerteilten, entflatternden Wolken das stille, ragende Jupiterhaupt Goethes herausstieg.

Und wieder wurde längst Entfallenes wach und der Blick des reifenden Mannes sah das kleine, weiße Haus an der grünen Parkwiese von dem hohen Schatten Goethes belebt, zu dem sich in der Zeit der sinkenden Sonne eine geisterhafte Frau gesellte, die ihm den Weg zur inneren Klärung in dieser weltverlorenen idyllischen Stille wies. Das war es, was von diesem verwunschnen Häuschen so lebendig auf das Kind gewirkt, dies Nachleben einer durch Leid und Irrungen erstrittnen Stille, eines „sich vor der Welt-Verschließens ohne Haß".

Hier lebte nicht nur der Friede der von dem Sturm der Zeit unberührt gebliebnen Natur, hier webte und rauschte nicht nur der sanfte Fall der Ilmwellen, hier sprachen Geisterstimmen hoher, verklärter Menschensöhne von den Geheimnissen des Lebens und der Liebe, hier wehte ein beseelter Friede mit unsichtbaren Flügeln um das ahnungslose Kinderherz.

Darum steigt auch heut, so oft der Name Weimar klingt, dies weiße Geisterhäuschen an der grünen, baumumschatteten Ilm-Wiese vor allem andern vor dem Mannesblicke auf, und wie eine tiefe und lebendige Mahnung rauschen die Wellen der plätschernden Ilm:

Gehe nicht unter im Tag und im Endlichen! sei auch du vor allem Mensch, fühle, daß Reifsein alles bedeutet, und ruhe auch du nicht eher, als bis du in deinem verworrenen, rastlosen Leben einen Ort gefunden, wo du dir selbst gehörst, wo heilige, seelenverjüngende, sonnige Stille herrscht — wie hier!

Randbemerkungen.

Die Episode von Kreta
ist vorüber. Der Frieden der Welt ist wieder einmal gerettet. Die griechische Großmannssucht hat dem jungtürkischen Elan, hat dieser Stimmung weichen müssen, die wie noch immer nach großen Umwälzungen einen kriegerischen Charakter trug. Nur liegt in dem ganzen Vorgang nichts recht Heroisches, zumal in dem Schlußakte nicht, in dem man gewaltige Schiffe die Fluten des Meeres durchfurchen sah, um aus ihrem Bauche ein paar hundert Matrosen auf die kretischen Gestade auszuspeien, wo man alsbald diese Matrosen am Werke sah, nicht eine unrechtmäßig gehißte Flagge, die schon längst entfernt war, wagemutig herabzuholen, sondern einen Flaggenstock zu Brennholz zu zerhacken. Die griechische Volksseele kochte zwar in Gestalt von einigen Milizen ein wenig empor, die nach diesem schrecklichen Akte hinliefen, um die Scheite wieder zusammenzuleimen: aber als „der Gendarm mit schnurrigbärtiger Miene" sich umdrehte, da zog man sich zurück, und „es verstummten alle Murmeler". Die Schilderung, die der alte Aeschylos von seinen Landsleuten gibt, klingt etwas anders, als diese neueste Epopöe hellenischen Heldenmutes. „Ihr Söhne der Hellenen! Geht, befreit das Vaterland, befreiet Weib und Kind, der Götter Heiligtümer und das Grab der Ahnen! Solche Preise gilt es jetzt!" So heißt es bei der Schilderung der Salaminischen Schlacht in den „Persern". Jetzt lautet die These anders.

* * *

Der Kampf um Marokko
hat eine neue Wendung genommen. Bu Hamara, der große Unruhestifter, der den Franzosen so bequem war, weil er ihnen die Vollmacht zur Invasion verschuf und dauernd erhielt, ist seiner Macht beraubt und kann fortan nur noch wie weiland Gelimer, der letzte König der Vandalen, mit seiner Laute trauernd durch die Lande ziehen, und, wenn er den siegreichen Sultan auf seinem Hochsitz erblickt, gleich jenem in den Ruf ausbrechen: „O Eitelkeit, o Eitelkeit der Eitelkeiten!" Was übrigens auch schon der Prediger Salomo bemerkt haben soll. Die Vollmacht der Franzosen ist jetzt zerrissen, aber wohl nur gläubige Kinder werden der Meinung sein, daß die Franzosen, auch wenn der Anlaß entschwunden ist, beglückt und froh das Land verlassen werden. Denn daß die Akte von Algeciras verfaßt worden sind, um als irgendwie wichtiges Staatsdokument und als Richtschnur politischen Handelns in der Geschichte fortzuleben, das dürfte doch selbst Apella nicht glauben. Und auch Herr v. Bethmann-Hollweg nicht, der jetzt allen Grund hätte, sich in die Muße von Hohenfinow die Akten aus jenem kleinen spanischen Städtchen nachsenden zu lassen, sei es auch nur, um den Kontrast zwischen der Lohengrinfahrt nach Tanger und dem Inhalt dieser Akten, zwischen Fanfare und Chamade, zwischen einem buntbewimpelten Schiff mit tausend Masten und einem müh-

Digitized by Google

sam geretteten Boote kennen zu lernen und über den zwei Wegen Schillers zur Tugend zu sinnen: „Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.“ Die Franzosen werden in Marokko bleiben und Ruhe stiften, wo schon Ruhe herrscht, und wir werden dem getreuen Pudel gleichen, der betrüblich zuschaut, wie der Kater mit dem Knochen davonzieht. Li.

* * *

Musäus, Blériot und Zeppelin.

Wer kennt nicht des alten Musäus schalkhaftes Märchen von den Schwanenjungfrauen, denen ein Schleier, ein „luftiges Gewand aus verdichteten Lichtstrahlen des Äthers gewebt, das alle Eigenschaften der reinsten Feuerluft besitzt, die irdische Körperschwere zu überwinden und mit leichtem Flug bis an die Wolken zu erheben“, Flugvermögen verleiht? Der Dichter hat seinem Märchen vom „Geraubten Schleier“ mit Anspielung auf den kurz vorher erfundenen „Feuerluftballon“ der Annonayer Papierfabrikanten den Untertitel: ein „Märchen à la Montgolfier“ gegeben und nach seiner Art allerlei Interessantes aus der Chronique scandaleuse jener Tage in das Märchen verflochten. So steht denn in diesem Märchen auch eine Stelle, die heute wieder eine ganz merkwürdige „Aktualität“ gewonnen hat. Dem suchenden Einsiedler-Ritter ist die schöne Braut Kalliste mit Hilfe ihres Schleiers als Schwan entflohen. Nun heißt es: „Aber wenn sie aus dem Fenster davonfliegt, wer kann ihr da nacheilen außer den Pariser Luftschwimmern? ... Die kurzsichtigen oder neidischen Vielwisser der englischen Sozietät mögen so schief und verächtlich von dem aerostatischen Wunderkinde ihrer Nachbarn urteilen, als sie wollen, so liegt doch klar am Tage, daß eine luftige Maréchaussée, die Pech und Schwefel herabregnen ließe, dem leidigen Schleichhandel an den britischen Küsten ungleich zuverlässiger Einhalt tun würde als die schwerfälligen Küstenbewahrer und alle papiernen Beschlüsse des zänkischen Unterhauses.“ Der gute Musäus hat also die Rudolf Martin — Baden Powellsche „Luftinvasion“ schon vor mehr als 125 Jahren vorausgeahnt und Blériots Kanalflug im Geiste gesehen. Und noch an einer andern Stelle hat das Märchen besonderes Interesse für uns. Wir erfahren nämlich, daß auch damals schon nach Vernichtung der Ballons durch Feuer „zum Behuf aerostatischer Versuche fleißig subskribiert“ worden ist, „um sich der herrlichen Erfindung des Luftballs statt eines Transportschiffs zu bedienen“ — und da haben wir die Parallele zum „Zeppelin“ und dem Echterdinger Unglück. Musäus beruft sich für diese Mitteilung auf „öffentliche Zeitungsnachrichten“, und diesen Zeitungsnachrichten ist zu entnehmen, daß dem Pariser Chemiker Charles, der als erster sich des Wasserstoffgases zum Auftrieb der Ballons bediente, zweimal durch Sammlung in wenigen Tagen die stattliche Summe von 10000 Franken zur Schaffung neuer Luftballons überreicht wurde. W.

* * *

Das Erwachen Wiens.

Seit einigen Tagen geht's in Wien hoch her. Jeden Tag gibt's Krawalle. Jeden Tag in einem andern Bezirk. Und jeden Tag muß die Polizei ausrücken, und manchmal begibt es sich, daß sogar Blut fließt. Ohne Verwundungen schließt so ein Krawall doch nie. Und was ist der Grund dieser Krawalle? Die Deutschen und die Tschechen wollen sich halt „a bisl raufen“. Das ist alles. .. Nur Einer, der Wien kennt und diese Zustände, in denen Österreich jetzt lebt, vermag dieser Sache auf den Grund zu sehen: diese Zustände, die schon berüchtigt sind, und die man auf das Konto der unglücklichen Lage Österreichs setzt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Tschechen in Österreich, speziell in Niederösterreich, immer zahlreicher werden, und es ist ferner nicht zu leugnen, daß sich nahezu der ganze Wiener Gewerkstand aus Böhmen zusammensetzt. Nun wollen „die Böhm“ für ihre Kinder in Wien eigne Schulen haben. Aber die Deutschen sagen: Halt! das geht nicht. Wenn da eine Jugend aufwächst, die tschechisch ist, so gehen wir der Gefahr entgegen, daß nun auch bei uns in Niederösterreich die Verhältnisse derartige werden, wie sie in Deutschböhmen sind, das mehr böhmisch ist als deutsch. Wir werden ein Embryo werden. ... Und die Deutschen haben entschieden recht, wenn sie sich aus Leibeskräften gegen das Überhandnehmen der Tschechen in Niederösterreich wenden. Kein rechtlich Denkender wird dies verneinen. .... Nun, bisher wäre alles in Ordnung. Jetzt, aber eine zweite Frage: ist es deshalb nötig, daß es zu Kämpfen kommt, die schließlich die ganze Kultur einer Stadt hemmen müssen? Besonders einer Stadt wie Wien, die wie keine andere sofort Feuer und Flamme für jede Hetz ist. Könnte nicht einfach die Behörde die Angriffe der Tschechen zurückweisen? Muß das die Bevölkerung selbst tun? Aber das ist so österreichisch, so echt österreichisch: dieses Sich-nicht-trauen der Behörden, die dann dennoch tun müssen, was sie schon längst hätten tun müssen. Ehe das Richtige geschieht, muß man sich sträuben, muß unbedingt und unter allen Umständen blöd und dumm sein!

Ungemein komisch ist es, wie dieser Kampf geführt wird. Unsagbar lächerlich ist es. Den Kampf führt lediglich — die Jugend von Wien. Die Alten aber sitzen hinterm Bier und schimpfen auf die „verflixten Böhmaken“. Und der Jugend sind alle Helfer willkommen, selbst die so berüchtigten „Plattenbrüder“. ... Wien hat etwas Leben bekommen. Das beste Geschäft aber machen die Wirte. Denn jeden Tag sind beide Partei stockhagelschwer betrunken. Wie wär's, wenn auch die Berliner oder Münchener Gastwirte so etwas inszenierten, gerade jetzt, da durch die Biersteuer ihr Konsum so leidet? Steffen (Wien).

* * *

Eine Revolution in Monte Carlo.

Im kleinsten Staate Europas bereiten sich, wie aus sichern Zeichen zu schließen ist, große Dinge vor. Und kein Prophet kann sagen, wie das enden soll. Wenn ich heute von einer gewaltigen Umwälzung der bestehenden Ordnung im Fürstentum Monaco spräche, glaubte man höchstens, daß die zukünftigen Ereignisse die Tendenz haben, den Operetten- und Possenfabrikanten ins Handwerk zu pfuschen. Aber die Symptome sind in der Tat bedenklich. Es wird berichtet, daß 725 Monegassen eine Erklärung gezeichnet hätten, die dem Fürsten Albert Honorius in den nächsten Tagen überreicht werden soll. Die Monegassen fordern durchaus nicht die Trennung von Kirche und Staat, weder die Einsetzung eines Parlaments, noch den Bau von 12 Dreadnoughts, sondern sie wollen das Recht haben, Croupiers des Kasinos zu werden. Diese Freiheit war ihnen bisher verweigert worden. Als nämlich Karl XIII. im Jahre 1856 die Eröffnung des ersten Spielsalons erlaubte, verhehlte sich der hohe Herr nicht, daß die Reichtümer, die die Fremden ins Land bringen würden, nur dann im Lande blieben, wenn die Bewohner in ihren Menschenrechten um die Freiheit verkürzt würden, ihren Gewinn aus dem Fremdenverkehr selbst am Roulette und am Trente-et-quarante-Tisch zu verlieren. Die Bewohner Monacos sollten lediglich Statisten des Spielunglücks der andern sein, und ihnen selbst sicherte der erste Souverain von Monaco das ewige Glück dadurch, daß er ihnen für alle Zeiten den Spielsaal verbot. Sie sollten weder Steuern noch andre Abgaben entrichten, sie sollten weder durch bürgerliche, noch durch militärische Pflichten belastet werden, sie sollten sich an den herrlichsten Boulevards der Welt, an den wunderbarsten Gärten, an den vollkommensten hygienischen Einrichtungen erfreuen, ohne auch nur einen Pfennig beizusteuern, kurz, sie sollten die glücklichsten Bürger der Welt sein, — nur Roulette und Trente et quarante sollten sie nicht spielen dürfen. Aber dieses idyllische Leben genügt den Monegassen nicht. Sie wollen noch mehr Geld verdienen und streben nach den ertragreichen Posten der Croupiers. Wenn ihre Forderung nicht bewilligt wird, werden sie den Spielsaal stürmen, und es wird eine Armee gebildet werden müssen, und es werden Steuern erhoben und Dreadnoughts gebaut werden, und die Presse Monacos wird verlangen, daß das Land,

Digitized by Google

das vom Meere und zu Lande erreichbar ist, mindestens eine so starke Flotte brauche wie England. So zeigt wieder einmal das Beispiel der neusten Revolution, wie wunderbar gütig die Herrscher für das Volk sorgen, und wie unwürdig die Völker sind. E. F.

Die Prophetennacht.

Die ganze Nacht hindurch war ich nur mit alten Propheten zusammengewesen, und die hatten mir fürchterlich die Ohren voll gestöhnt — erst kam der Jesaias und dann der Jeremias und schließlich der alte Habakuk; die redeten von der Zukunft so viele haarsträubende Dinge ... es war einfach entsetzlich. Und als ich endlich wieder zu Hause war und in meinem Bett lag, sah ich plötzlich neben meinem Bett in meinem uralten Pastorensessel mit Ohrstützen wieder einen alten Herrn sitzen, und ich fragte ihn beim trüben Schimmer der Oellampe: „Sind Sie auch ein Prophet? Ich kann bei dem schwachen Nachtlicht nicht ordentlich sehen.“ Da sagte der alte Herr mit prächtig tönender Stimme: „Ich bin der alte Goethe und will Ihnen auch noch etwas von der Zukunft sagen; das scheint mir in dieser schweren Zeit doch notwendig.“ „Furchtbar liebenswürdig!“ sagte ich leise. Und er fuhr fort: „Sie haben ja heute schon genug von den kommenden Dingen gehört. Es wird nicht grade angenehm sein, in den Jahren 1910—1913 in Europa und Amerika zu leben — an den anderen Orten der Erde auch nicht. Der Trubel wird, wie das ja schon eine alte Prophezeiung kundtut, erst Ende der zwanziger Jahre aufhören. Da muß man aber wissen, wie man sich in derart aufgeregten Zeiten zu verhalten hat. Als ich vor hundert Jahren den Napoleonsspektakel mitmachte, da dachte ich, das sei schon für die Beteiligten sehr nervenangreifend. Aber das war gar nichts gegen die Zeit, die Ihnen bevorsteht. Heute sind *alle* an den Ereignissen des Tages beteiligt. Ein Zurückziehen in einen stillen Rentierswinkel wird's bald nicht mehr geben. Die große französische Revolution war auch nur ein Kinderspiel gegen das, was jetzt kommt. Ich bin auch ein Prophet, wie Sie sehen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es banal ist, die kommende Zeit einfach als eine revulutionäre hinzustellen — das Schlagwort genügt nicht mehr. Alle Anschauungen von Welt und Leben werden sich verändern, man wird plötzlich mit ganz anderen Augen alles ansehen — und viele werden vollständig die Fassung verlieren. Nun will ich Sie aber nicht noch mehr erschrecken als Jeremias und Habakuk. Ich will Ihnen nur sagen, wie man sich zu all dem Neuen verhalten soll. Vor hundert Jahren schützten wir uns gegen den Ansturm des Neuen durch behagliche Rentiersallüren. Die aber genügen heute nicht mehr. Heute ist es das Beste, mitten in den Strudel hineinzugehen und die Augen offen zu halten und überall mitzutun, denn ein Entrinnen gibt's nicht. Das lenkbare Luftschiff wird viel mehr umwerfen, als Sie ahnen. Auch die Ernährungsgeschichte wird in Kürze ganz anders aussehen; der Chemiker wird die neue Nahrung in seinem Laboratorium herstellen. Die Mächtigen der Erde werden plötzlich nur daran denken, sich durch gute und große Taten populär zu machen. Die Roheit wird auf der andern Seite ganz unglaubliche Blüten erzeugen — das Entsetzliche wird vielen als ein Alltägliches erscheinen. Und da sage ich Ihnen nun mit großem Ernst: Ziehen Sie sich *nicht* von diesem Weltgetriebe zurück! Gehen Sie kühn mitten in den Strudel hinein, damit sie sich an alles gewöhnen und auf dem Laufenden bleiben. Es genügt nicht, nur die Zeitungen zu lesen. Ziehen Sie sich zurück, so werden Sie von vielen Ereignissen dermaßen überrascht werden, daß Ihre Gesundheit unter den Ueberraschungen bald begraben sein wird. Dies ist das, was ich Ihnen sagen wollte. Handeln Sie danach. Nur nicht so Rentier spielen, wie *wir* das vor hundert Jahren taten. Eine andere Zeit verlangt eine andere Lebensphilosophie. Ich bedaure ja lebhaft, daß alles künstlerische Schaffen unter diesen Entwicklungsstürmen ganz andere Formen annehmen muß — aber auch diesen ließe sich eine klassische Nüance anheften. Denken Sie darüber nach.“ Er erhob sich und ging hinaus, und ich starrte lange in das Nachtlicht — bis der Morgen graute. Da pustete ich das Nachtlicht aus. **Paul Scheerbart.**

Laverrenz und seine „Jugendpost“.

Gustav Falke, der in Nr. 34 der „Gegenwart“ auseinandersetzte, wie sein Name unter den Laverrenzschen Aufruf zur Bekämpfung der Schundliteratur (d. h. zur Begründung der „Jugendpost“) gekommen ist, und zugleich in seiner Zuschrift die Hoffnung aussprach, daß mein Mahnruf seine Wirkung tun werde, bittet mich um Veröffentlichung nachstehender Erklärung:

> Herr Victor Laverrenz verbreitet ein Schreiben „*Zur Klarstellung!*“, worin er behauptet, ich hätte in meinen Briefen an ihn zugegeben, daß ich die „Jugendpost“ gar nicht kannte, als ich sie angriff. Das widerspricht den Tatsachen. Ich erwarte von Herrn Laverrenz, daß er diese Behauptung öffentlich zurücknimmt, und bitte die Presse um weiteste Verbreitung dieser meiner Erklärung.
>
> Hamburg-Großborstel, 22. 8. 09.
>
> Gustav Falke.

Dies gibt mir Anlaß, zu der leidigen Affäre Laverrenz noch ein paar Worte zu bemerken.

Laverrenz verbreitet auch ein umfangreiches Schreiben, in dem er *meinen Mahnruf* als „*bestellte Arbeit*“, mich selber als *Denunzianten* bezeichnet. Er sagt in seinem Rundschreiben unter anderm wörtlich, man könne sehen, „*bis zu welchem Grade von Unverfrorenheit Leute gelangen, wenn sie ihre Machwerke als ‚wertvolle Jugendlektüre‘ anzupreisen die Stirne haben*“ (!!). Da ich sein Vorgehen gar nicht besser charakterisieren kann, so teile ich einfach diesen Satz aus seinem Schreiben hier mit. Er fordert mich schließlich auf, ihm mit dem Flederwische zu antworten. Da er das ausdrücklich wünschte, habe ich ihn in einem Rundschreiben*) ehrlich gefledert, und er wird nun wohl fürs erste genug haben.

Ich will nicht unterlassen, an dieser Stelle ausdrücklich zu betonen, daß auch andre Unterzeichner des Laverrenz-Aufrufs zur „Jugendpost“-Affäre Stellung genommen haben, und zwar in weit schärferen Ausdrücken als Gustav Falke, so daß ich Bedenken trug, diese Schreiben hier zu veröffentlichen.

Und endlich: Laverrenz zwingt mich, zur Kennzeichnung seines Angriffs auf Falke und mich noch eine vielleicht nicht ganz unwesentliche, jedenfalls aber amüsante Mitteilung zu machen. In der „Jugendschriften-Warte“, dem Organ der „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften“, macht Viktor Blüthgen darauf auf-

*) Ich stelle dieses Rundschreiben gern jedem, der sich für die Affäre Laverrenz interessiert, auf Wunsch zur Verfügung.

Digitized by Google

merksam, daß — seltsames Zusammentreffen! — der Verlag der Laverrenzschen „Jugendpost“ und der Texas-Jack-„Literatur“ in einem und demselben Hause sind. Ei, ei, Herr Laverrenz! Und weiter äußert Blüthgen den Verdacht, daß auch der Autor von „Jung-Erichs Fahrten“ und der jener von Laverrenz mit soviel ehrlichem Pathos bekämpften Schundliteraturerzeugnisse — der Stil ist ganz der gleiche — ein und derselbe sei.

Dr. Adolf Heilborn.

Goethe an die Philologen.

Eine Geisterstimme.

Als ich den Werther noch schrieb, da fing es schon an, das Gekrabble —
Nun da ich schlafe schon lang, krabbelt's viel ärger fürwahr.
Dreh ich im Schreine mich um, so seh ich Millionen von Brillen
Eifrig von sorgender Stirn auf mich gerichtet, doch blind.
Götter, wie wimmelt's umher: schwimmend in Meeren von Tinte
Doktors, Professors zu Hauf und der Dozenten Geschwärm.
Jeglicher schnuppert und schnappt, ob nicht ein Blättchen zu haschen,
Das man vielleicht noch nicht kennt, noch nicht im Drucke gesehn,
Stände wer weiß auch was drauf oder auch nichts oder schließlich
Stammt' auch das Blättchen vom Ort, den ich als „Hof“-mann benutzt.
Wissenschaft nennen sie das, und „Philologie“ klingt's noch tiefer,
Wenn es mit besserem Recht Nicolaismus auch hieß'.
Dieser war lieber mir noch; er kramte und suchte wie Jene,
Aber er schimpfte dabei, ließ einen „Teutschen“ dazu . . .

Hat man nach langem Geschrei nun wieder gefunden ein Fetzchen,
Flugs kommt ein Jahrbuch drumrum, Dissertationen dazu.
Sechzigtausend Gehirn' grübeln dann tagens und nächtens,
Winken einander sich zu, reißen sich's wild wieder weg.
Eh' dann ein Mond noch vorbei, bin ich aufs neu schon edieret
Wegen des Fetzchens Papiers, das ich am locus benutzt.
Tempelausgaben entstehn, mit attischen Titeln verbrämte
Krempelausgaben dazu; „Liebhaber“ schlingen es ein.
Eine drängt immer die andere fort und am Ende
Steh ich bei Protzen umher, bibliophiles Gespenst . .
Koste an dreihundert Mark oder auch mehr und darüber,
Freu mich der Nachbarschaft auch gleichfalls Gemordeter sehr.
Immer „Mehr Goethe!“-Geschrei — doch Ihr, was tut Ihr, Ihr Armen?
Mit jedem vierzigsten Band bin ich dem Volke entrückt.
Ha, so verpflegt Ihr mich wohl, nudelt mich recht germanistisch,
Und ich ersticke noch an eigener Vollständigkeit.
Wartet und höret gut zu, Ihr Sammler allen Gekritzels,
Hiermit nun räche ich mich: — —: 's fehlt ja ein Zettelchen noch!
Haltet am Steiße Euch fest, dem philologisch genährten:
's fehlt ja ein Zettelchen noch, ach, und Ihr wißt nicht den Text!

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Neue Goetheliteratur.

Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken in vierzig Bänden. Bd. I 1757—1773. Verlag von Georg Müller (München). Preis des Bandes kartoniert Mk. 5.—.

„Wenn man von einigen alten Editionen absieht, muß von fast allen Goethe-Ausgaben gesagt werden, daß sie in Druck, Papier und Einbänden ihres Gegenstandes nicht nur unwürdig, sondern wie mit Absicht schlecht sind. Unter der Devise „Klassiker-Ausgaben“ hat sich ein bücherischer Schematismus nach dem Grundsatze Billig und Schlecht der Größten unsrer Literatur bemächtigt, der beschämend ist. Dem Ephemeren ist oft eine kostbare Ausstattung zuteil geworden, und für unser bleibend Bestes hat man das schlechteste Gewand gerade gut genug gefunden. Der neuerwachte Geschmack an guter Druckarbeit und die wiedererworbenen Mittel, solche zu leisten, legen die Verpflichtung auf, unser ganzes Können an den Schrein zu wenden, der unser höchstes geistiges Gut enthält. Die Propyläen-Ausgabe wird auf ein mit Goethes Unterschrift als Wasserzeichen versehenes, für diese Ausgabe hergestelltes reines Hadernpapier in der Offizin W. Drugulin in alter Ungerfraktur gedruckt, mit keinem andern Schmuck und Zierart, als dem guter Druckarbeit.“ Dies ist der eine Teil des Programms, dessen Erfüllung der famose Münchener Verlag sich zum Ziel gesetzt hat. Die zweite Abweichung von der Überlieferungsschablone beruht darin, daß die Propyläen-Ausgabe das Werk Goethes in der zeitlichen Aufeinanderfolge des Entstehens bringen wird, ohne es jedoch „pedantisch in peinlicher Befolgung eines Tagesdatums zu zerstückeln“. Statt aller philologischer Kommentare bringt die Propyläen-Ausgabe gewissermaßen im Texte und als die besten Erläuterungen, weil sie vom Dichter selber herrühren, Briefe und Tagebuchstellen, die sich auf die Schriften und Hauptmomente in Goethes Leben beziehen. Dadurch wird sie zur organischsten aller bisherigen Goetheausgaben — nur für die Gedichte hat, wenn ich mich recht erinnere, Harnack schon etwas Ähnliches geschaffen — und recht eigentlich zum „Goethe“ aller derer, die den Dichter als solchen auf sich wirken lassen wollen. „Sie bestimmt sich dem lebendigen Genusse und nicht gelehrter Forschung.“ Wenn die gesamte Ausgabe das hält, was Schönes und Großes der erste Band verspricht, wird sie (von der doch philologisierenden Amalienausgabe abgesehen) in der Tat die erste Goethes würdige Ausgabe sein, und wir brauchen nicht mehr mit Neid und Bedauern auf die englischen Klassikerausgaben (man betrachte nur einmal die wundervolle neue Dickens-Nationalausgabe) zu blicken.

Wilhelm Bode: Goethes Leben im Garten am Stern. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von E. S. Mittler & Sohn (Berlin).

Ich bin auf die Goethe-Philologen nicht gut zu sprechen. Sie gleichen fast alle nur zu sehr dem Mephisto, wenn er dem Schüler rät:

„Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben“ u. s. f.

Gewiß gibt es auch Ausnahmen; aber sie sind zu zählen.

Digitized by Google

Eine, die glänzendste vielleicht, ist Wilhelm Bode in Weimar. Mit jeder neuen Goethe-Publikation Bodes wächst die Freude an diesem Goetheforscher, dem Erforscher des Menschen im Dichter. Seine Goetheforschung ist nicht nur für den kleinen Kreis von Kärrnern bestimmt, sie trägt nicht ab, sie baut auf. Und wenn wirklich das „Verständnis" für Goethe im Wachsen ist, so darf sich Bode vielleicht das Hauptverdienst daran zuschreiben. Was ist das nun wieder für ein prachtvolles Goethebuch, dieses Buch von Goethes Gartenhaus und Goethes sechsundfünfzig Weimarer Jahren! Welche Fülle von Goethe-Wissen, welche Fülle von neuen Ideen, neuen Gesichtspunkten bringt dieses Buch, das Bode nicht uneben eine Fortsetzung von Goethes „Aus meinem Leben" nennt. Von der Freude, die Bode erfüllte, da er dies Gartenhaus-Buch schuf, strömt warmes Mitempfinden auf den Leser über. Das Weimar Goethes gewinnt Fleisch und Blut, es wird lebendig und lebt, und wir leben mit und in ihm. Es ist ein Buch Goethes würdig, und das ist wohl das beste, was man von einem Goethebuch sagen kann. Und wie der Inhalt, so ist auch die Form, das Gewand des Buches des Dichters wert. Noch einmal: dies Buch von Goethes Gartenhaus ist ein köstliches Kleinod.

Adolf Heilborn.

Siegmund Feldmann: Paris gestern und heut. Kulturporträts. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. (Berlin.)

Dies Buch ist eine Sammlung von Feuilletons aus 20 Jahren pariser Lebens und Beobachtens. Es enthält literarische Profile, Silhouetten aus der politischen Welt und romanhafte Schicksale von den Nachkömmlingen des zweiten Kaiserreichs und den smarts und Dandys des republikanischen Boulevardbummels. Die Feuilletons sind mit echtem Seinewasser getauft, sie sind in einem trefflichen Stil, stark mit Esprit und Humor gewürzt geschrieben und atmen die gallisch leichte Lebensluft. Tiefer dringend ist aber leider fast nichts. Das liegt am Stoff. Wer Paris kennt, wo der Flitterrock eines Variétésterns und die neuste Modekreation einer Kokotte „das Leben" repräsentiert, 100 Jahre nach der unermeßlichen Epopöe des kleinen Korporals und den Donnern von Wagram, der wird sich nicht wundern. Trefflich sind einzelne der Bourgeoispolitiker gezeichnet, so Delcassé, Clemenceau und der dicke Bürger Fallières, den der respektlose Stift des Herrn Feldmann als „Haufen" bezeichnet. Hier ist guter Blick, scharfe Erkenntnis der Vorzüge dieser leitenden Franzosen, von denen die besten die kühle logische Klarheit des gallischen Rationalismus verkörpern, zu der die Modetroddel und Spleenkönige der Boulevards mit ihren abenteuerlichen Schicksalen in scharfem Kontrast stehn, als die „natürlichen Söhne" der Romantik, die in ihnen wie in einer tragischen Burleske ausklingt. Auch einige der großen Amoureusen hat Feldmann nicht vergessen, so Mathilde Bonaparte, die Gräfin Castiglione und Isabella die Vielgeliebte; aber in diesem Hexensabbat amüsanter Wachsfiguren heben auch die runde Otero und die dünne Cleo die angebeteten Beine. Am schwächsten sind die Dichterprofile, unter denen sich auch manches findet, was kein Interesse mehr bietet. Aber ein vorzüglicher Satz ist dem Autor auch hier geglückt. Er sagt von Victor Hugo, dem gallischen Goethe: „Er ist der Magier des Gemeinplatzes, den er durch die Macht seiner Vision unter die Sterne versetzt." Das ist vortrefflich formuliert! Feldmanns Essays haben trotz vielfach weit zurückliegender Entstehungszeit den Reiz der Unmittelbarkeit nicht eingebüßt und geben in unterhaltender Form einen Einblick in das Wesen unsrer Nachbarn, deren geistige Vorzüge durch die absolute Verplebeisierung in Staat und Kunst außerordentlich gelitten haben, so daß heute außer dem wohltuenden Schliff der Formen und dem auch schon stark anglikanisierten „Schick" der petites femmes (trotz Anatole France, dem unheimlichen Heiligen) verdammt wenig übrig geblieben ist.

Paul Friedrich (Berlin).

Gustav v. Wallberg: Monna Lisa Gioconda. Ein Künstlerroman aus der Zeit der Renaissance. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig. 1908.

Harold Morré: Die Drei! Roman. Hesperus-Verlag, Berlin W. 30. Preis geh. Mk. 2,—; geb. Mk. 3,—.

Romantis: Rankende Rosen. Gedichte. Joh. Franz Weber, Köln. 1909.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Nähret die Nerven mit NEOCITIN

Neocitin ist das beste Mittel zur Auffrischung der Nerven, insbesondere für Geistesarbeiter, und ist in allen Apotheken und Drogerien zu haben. Man verweigere ähnlich klingende teuere Präparate und verlange die Arbeit von Dr. Weinberg.

Neocitin, G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, **Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—Bremen-Genua u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc. direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.
Berlin.

Détail-Verkauf:
Leipziger-Strasse 35 a, Ecke **Charlottenstrasse** und **Königstrasse 46,** Ecke **Hoher Steinweg.**

Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Spezialisten gratis.

Le Spectateur

Monatsschrift für Geistesphilosophie

und ihre Anwendung auf das tägliche Leben, die wissenschaftliche Arbeit und die soziale Tätigkeit.

Jährlich (inkl. Porto) **6,85 Mk.**

Probenummern gratis und franko von

R. Martin-Guelliot
99 Brd. Raspail, Paris VI.

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. 140 cm breit. 3 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.

Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ayornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Eduard Riesen, Friedenau. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 36. Berlin, den 4. September 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Das Recht der Begeisterung.

Von Dr. **Paul Liman** (Berlin).

Es liegt ein eigentümlicher, psychologischer Reiz darin, den Gründen nachzugehen, die in den Tagen, da Graf Zeppelins Luftschiff den Weg vom fernen Süden Deutschlands zur Reichshauptstadt antrat, das sonst so nüchterne, aller Exaltiertheit abgeneigte deutsche Volk aus der Werkstatt des Arbeitstages herausrissen und in einen Taumel stürzten, wie ihn selbst die großen Tage unsrer Geschichte nur selten gesehen haben. War es das Bedürfnis, sich einmal dem ewigen Gleichmaß des täglichen Dienstes zu entziehen und wider die Regel einen Festtag zu feiern? War es nur eine leichtfertige Stimmung? Oder steckte in diesem Trubel mit seinen mancherlei Wunderlichkeiten nicht doch etwas Großes und Gutes? Wird nicht auch hier wieder der Satz erhärtet, daß die Völker nicht so leicht durch umsichtige Bewegungen als von großen Gefühlen bestimmt werden? Und zeugen seine Leidenschaften wirklich immer nur von Schwäche und nicht auch von seiner inneren Kraft?

Es ist in der Tat ein Zeichen der innern Gesundheit eines Volkes, wenn es einer so einheitlichen, von aller Skepsis freien, starken und selbstlosen Bewegung fähig ist, wie sie jetzt durch das ganze deutsche Volk ging. Alle ihre Wurzeln sind gesund und fruchtverheißend, und es soll die Genugtuung auch nicht durch den Gedanken verringert werden, daß das Übermaß der Begeisterung vielleicht seinen ersten Grund in der Dürftigkeit der Gegenwart, in dem Mangel an großen, leuchtenden Zielen, an starken, das Maß überragenden Persönlichkeiten findet. Denn das ist gewiß, daß, je grauer der Tag ist, desto freudiger jeder den Nebel durchdringende Strahl begrüßt wird. Wir, das scheinbar so kühle Geschlecht, tragen doch eine stille und unbezähmbare Sehnsucht nach dem Außerordentlichen in uns, und während wir der Götter spotten, verlangen wir nach einem Hauch aus ihrem Munde; während es uns treibt, zu nivellieren und der Masse und ihren anspruchsvollen Forderungen das Recht der Persönlichkeit zu opfern, während unsre ganze Zeit darnach strebt, das Prinzip der politischen Gleichheit auf das gesamte Leben auszudehnen, bleibt in uns doch der Respekt vor der starken Individualität, die schließlich allein die Entwicklung des geschichtlichen Daseins bestimmt, mit alter Kraft lebendig. Das alte aristokratische Prinzip der höheren Bewertung der Individuen wird keine Demokratie vernichten, und die Zeiten, in denen der Massenwille das Beil des Prokrustes schwingt, werden immer öde sein. Jetzt ist wahrlich auf die außergewöhnliche Anspannung der Kräfte in dem Kampfe um die Errichtung des Deutschen Reichs eine Zeit der Ermattung, des Sinkens der politischen und sittlichen Kräfte gekommen; die Persönlichkeiten sind dahingegangen, die ihr Volk mit einem Hauche ihres starken Wesens zu erfüllen und fortzureißen verstanden, und wenn auch eine unvergleichliche Periode des wissenschaftlichen Fortschritts gekommen ist, so wird die Phantasie des Volkes doch nur durch den Anblick der Tat und der handelnden, nicht der grübelnden Persönlichkeit fortgerissen. Die Zeit nach Friedrichs des Großen Schlachten war eine Zeit des Sinkens und Versinkens, und doch hat in ihr Immanuel Kant die „Kritik der reinen Vernunft" geschrieben.

Auch Graf Zeppelin ist ein Forscher und Grübler gewesen; aber aus Forschen und Grübeln sollte ihm erwachsen, was am Anfang alles Volkslebens steht: die Tat. Der Mann, der im großen Kriege keck gegen die Feinde ritt, hat seine Zahlen niedergeschrieben und Hebelkraft und Wirkung der Maschinen nur berechnet, um wie Faust aus der Stille des Studierzimmers in das freie, blühende und starke Leben hinaus zu treten. Und es ist ihm geschehen, was so vielen geschah. „Wenn geniale Menschen", sagt Stuart Mill, „einen starken Charakter besitzen und ihre Fesseln sprengen, so macht die Gesellschaft, der es nicht gelungen ist, sie zur Trivialität herabzudrücken, aus ihnen Warnungszeichen, auf die man mit feierlichem Schauer als auf Beispiele wilder Verirrung deutet." Das ist auch dem Grafen Zeppelin geschehen. Und vielleicht hat man ihm noch einmal so hell zugejubelt, weil das deutsche Volk im Innersten fühlte, daß es viel, sehr viel an ihm gut zu machen hatte. Denn ein Menschenleben hindurch, und das ist das Größte an ihm, hat er nicht nur mit der unge-

Digitized by Google

heuren Schwere des Problems und mit der Dürftigkeit seiner Mittel, nicht nur mit den furchtbaren Zweifeln gerungen, mit denen jede große Seele, mit denen in schlaflosen Nächten selbst ein Mann von Bismarcks stählerner Willenshärte zu kämpfen hatte, sondern auch mit dem Spotte derer, die als die ewig Alltäglichen dem Satze des Satirikers neue Beweiskraft zu schaffen suchen, daß ein wahres Genie am leichtesten daran erkannt wird, daß alle Dummköpfe ein Bündnis gegen es schließen. Aber gerade so bleibt die Tat das einzige und ausschließliche Eigentum ihres Schöpfers, und sie, die seine Zeitgenossen sind, haben einen bescheidnen Anteil erst damals gewonnen, als der Anblick des ersten Erfolges den Zweifel besiegte und das Unglück von Echterdingen das Auge für die Größe des Geschaffnen erschloß. Hier hatte das deutsche Volk nicht nur durch die Summen, die es zahlte, sich wirklich einen Anteil an dem großen Werke erworben. Es hatte den Verlust des Einzelnen als einen Verlust der Gesamtheit empfunden, es hatte nicht mehr kalkuliert und gerechnet, sondern es hatte mit blitzendem Auge wieder den Blütenbaum des Idealismus in seinen verödeten Garten gepflanzt. Das deutsche Volk wurde groß, indem es dem Großen huldigte. Dem „Kreuzige“ ist das „Hosianna“ gefolgt, die spottende Skepsis versank vor der Ehrfurcht; der wunderliche Kauz wurde einer von denen, um deren Haupt der Hauch der Ewigkeit weht.

Und gerade aus diesem Gegensatz ist wohl die ungeheure Volkstümlichkeit des Grafen Zeppelin geboren, diese Volkstümlichkeit, die so rasch erwuchs, und die heute seinen Namen bis in die letzten Hütten trägt, die es verständlich macht, daß auch das Herz des Kaisers ihr unterliegt, die auch dann nicht einmal bedroht wird, wenn ein Übermaß von höfischen Feiern Nebel um ihren Träger breitet. Sie erwächst aus sich selbst, ganz unantunlich, wie der Holländer sagt, ganz unbewußt, ganz frei von dem Gedanken der Nützlichkeit, vielleicht sogar im Gegensatz zu diesem Gedanken. So ist die gewaltige Bewegung, die den Fürsten Bismarck noch über das Maß seiner positiven Verdienste hinaushob und seinen Namen erst so recht tief in die Herzen grub, zu einer Zeit entstanden, als es kaum nützlich war, sich zu ihm zu bekennen; so stieg der Name Dewet zu den Höhen einer wundersamen Volkstümlichkeit empor, als nüchterne Erwägung uns die Nützlichkeit der englischen Freundschaft lehren mußte. Das sind unwägbare Empfindungen, die sich ebensowenig wie das Wesen des Genies nach Schlußsatz und Kettenregel richten, die das außergewöhnliche Geleise suchen, weil sie dem Außergewöhnlichen gelten. Gewiß ist die Menge zuerst gegen das Große feindlich, weil sie in ihm die Revolution gegen das Bestehende fühlt, das, bequem und verstandesgerecht geworden, die stabile Masse durch das Gesetz der Gewohnheit beherrscht, weil es ein Gericht ist über sie selbst und ihre Trägheit. Aber zuletzt ist das Freie und Jugendliche, das in der Tat ruht, doch immer der Sieger, und was uns zuerst niederdrückt, das erhebt uns zuletzt.

Hier aber tritt doch mit ungeheurer Kraft die Vorstellung in unser Bewußtsein, daß mit dieser Tat des einzelnen Mannes sich der Entwicklung des gesamten Menschheitslebens ganz neue Perspektiven eröffnen, deren letzte Strecken ein menschliches Auge noch kaum zu erkennen vermag. Horaz hat noch gemeint, daß der Mann mit Eichenholz und dreifachem Erze gepanzert war, der zuerst den gebrechlichen Nachen den Meereswogen vertraute: längst ist der Mensch der Herr des Meeres geworden. Nur das weite Reich der Luft hat seinem Willen, hat auch dem Genie eines Lionardo widerstrebt, wie es schon früher den Sohn des Daedalus strafte, als er der Sonne entgegenstieg, wie Euphorion, Faustens Sohn, versinken muß, als er eben, sich über Staub und Wellen erhebend und zur Himmelsferne steigend, aufjubelt: „Und ein Flügelpaar faltet sich los! Dorthin! Ich muß! Ich muß! Gönnt mir den Flug.“ Am Geburtstage Goethes ist das Schiff des Grafen Zeppelin über die deutsche Erde geflogen, und Goethe, obwohl er doch selbst einen tiefen Blick in die unergründlichen Wunder der Natur getan hat, hat uns gekündet:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Sie hat sich gesträubt, sie hat verwundet und getötet, aber Hebel und Schrauben haben gesiegt, und dieses triumphierende Gefühl, das aus dem Bewußtsein der Solidarität alles Menschentums und alles Menschengeistes erwächst, hebt das Gefühl und weitet das Herz auch all der Unbeteiligten, die gestern noch des Mühens spotteten. Und wieder engt sich dieses allgemeine, kosmopolitische Glücksgefühl in dem Stolze zusammen, daß der Vollbringer des Werkes ein Deutscher war, ein Mann der unsers Blutes ist, und der den Glauben lügen straft, daß unser Volk jetzt, nach einer Zeit der unvergleichlichen Taten und des kraftvollen Vollbringens, nun für alle Zeit müde und dem Niedergang verfallen sei. Gegen dieses nationale Glücksgefühl wehrt man sich auch dort vergebens, wo die internationale Phrase die Kraft des nationalen Persönlichkeitsgefühls seit langem zu zerstören sucht. Gerade hier, in solchen Weihestunden, zeigt sich die unbesiegliche Kraft, die der nationale Gedanke ausstrahlt, der sich auch hier wieder nicht als etwas Krankhaftes und etwas Künstliches, sondern als eine apriorische Kraft unsers Empfindens erweist, wie Raum und Zeit aprioriſche Begriffe unsrer Erkenntnis sind.

Digitized by Google

Der Skandal von Halle.

Von Dr. Otto Arendt, M. d. R.

Unter den Niederlagen, die die Sozialdemokratie bei den Wahlen von 1907 erlitt, war kaum eine so schmerzlich, wie der Verlust von Halle, das zu den festesten Burgen der Sozialdemokratie gezählt wurde. Schon 1890 wurde in Halle ein Sozialdemokrat gewählt, seit 1896 war das Mandat dauernd sozialdemokratisch, 1903 siegte der Sozialdemokrat ohne Stichwahl und 1907 unterlag er dem Freisinnigen Schmidt. Es war die starke Beteiligung der bürgerlichen Wähler, die diesem zum Siege verhalf; das beweist eine Gegenüberstellung der Wahlergebnisse von 1903 und von 1907.

		Stimmen	
	Wahlberechtigte	Sozialdem.	Bürgerliche
1903	47 984	20 439	19 434
1907	53 415	21 941	25 249

Statt einer Mehrheit von 1000 eine Minderheit von 3000 dank einer Mehrbeteiligung von 7000 Wählern. Es liegt auf der Hand, daß nur bei einer gleich starken Wahlbeteiligung die Sozialdemokratie abzuwehren ist, die gerade bei dieser Nachwahl alles daransetzen wird, um die Niederlage von 1907 wieder gut zu machen.

Dieses Ziel aber wird die Umsturzpartei, wie die Dinge jetzt stehen, sicher erreichen; denn an Stelle der Begeisterung und des nationalen Aufschwungs von 1907 ist eine schwere Enttäuschung und Entmutigung getreten. Man ist im Begriff, den Roten das Mandat sozusagen ohne Schwertstreich zu überlassen.

Das muß als ein politischer Skandal ersten Ranges, als ein Verrat an der vaterländischen und nationalen Sache bezeichnet werden.

Die erfolgreiche Abwehr der Sozialdemokratie in Halle mußte die Umsturzpartei entmutigen und ihren Niedergang vor den nächsten allgemeinen Wahlen und bei diesen besiegeln. Das Mandat war im Besitz der freisinnigen Volkspartei und nur diese kann hier gegenüber den Sozialdemokraten erfolgreich sein. Die Konservativen, die Agrarier — mit Halle wählt der Saalekreis, der 55 000 Seelen ländliche Bevölkerung, also ein Viertel der Gesamtbevölkerung des Wahlkreises aufweist — sind durchaus bereit, den Freisinnigen gegen den Sozialdemokraten zu unterstützen, wie sie dies 1907 bis auf den letzten Mann getan haben — die Freisinnigen aber versagen gänzlich. Die Linke, die so dringend die Reichstagsauflösung forderte und glaubte, daß ein liberaler Hauch durchs Land ginge, könnte hier ja unter den günstigsten Verhältnissen die Probe aufs Exempel machen. Aber statt des Aufschwungs der Liberalen zeigt sich ein Niedergang, der fast als Vernichtung bezeichnet werden kann, und über die hier ein offenes Wort gesprochen werden muß. Ist es nicht ein beispielloses Armutszeugnis für die Stadt Halle und für die Freisinnigen, daß es nicht möglich war, eine geeignete aussichtsreiche Kandidatur für Halle aufzustellen! Eine Großstadt mit Universität, hochentwickelter Industrie, bedeutendem Handel und reger Gewerbetätigkeit vermag keinen Kandidaten aufzutreiben. Das ist der Skandal von Halle — und die freisinnige Volkspartei vermag keinen Kandidaten ihrerseits zu beschaffen, der imstande ist, das Mandat für die Partei zu retten, sie ist zu einer Verlegenheitskandidatur gezwungen, von der jeder weiß, daß sie die Niederlage besiegelt. Das ist die geistige Bankerotterklärung des Freisinns.

Alle Achtung vor dem Berliner Stadtverordneten Reimann, der bereit ist, in Halle in die Bresche zu springen und die für ihn gänzlich aussichtslose Kandidatur zu übernehmen; aber darüber muß sich doch die Parteileitung der Freisinnigen klar sein, daß die Aufstellung eines in Halle und Berlin gleich unbekannten Berliner Stadtverordneten als Kandidaten für Halle nur den Charakter einer Zählkandidatur haben kann und mit dem Verzicht auf das Mandat gleichbedeutend ist. Die Folge dieser Kandidatur kann nur sein, daß die Wahlbeteiligung eine anormale wird, und daß die Niederlage der bürgerlichen Parteien größer wird, als es ihr Sieg 1907 war. Das aber muß im ganzen Lande der sozialdemokratischen Bewegung neuen Zündstoff zuführen. Deshalb ist die Nachwahl in Halle keine lokale Angelegenheit: das ganze Reich hat ein Interesse daran, daß dieser Skandal vermieden wird. Und noch läßt sich Hilfe schaffen. Die Wähler sehen nicht nur auf die Partei, sondern auch auf die Person. Für den Berliner Stadtverordneten Reimann, von dem niemals zuvor jemand außerhalb des engsten Berliner Freisinnsklüngels je etwas hörte, kann sich die Wählerschaft Halles unmöglich begeistern. Es handelt sich hier nicht um die Person. Herr Reimann ist so unbekannt, daß niemand etwas gegen seine Person einwenden kann; aber wie die Dinge einmal liegen, verlangen die Wähler, daß der Kandidat entweder im Wahlkreise selbst bekannt und geachtet ist, oder daß er doch wenigstens bereits eine hervorragende Stellung inne hat, die ihn berechtigt, das Reichstagsmandat anzustreben. Daß Herr Reimann zu den Berliner Stadtverordneten gehört, ist in Halle keine Empfehlung.

Es kann für Herrn Reimann kein Opfer sein, von der Kandidatur angesichts der Stimmung der Wähler rechtzeitig zurückzutreten. Dann ist die Bahn frei, und dann muß es sich zeigen, ob die Stadt Halle, und ob der deutsche Liberalismus wirklich außerstande sind, einen geeigneten Kandidaten zu finden. Ist das unmöglich, dann räsonniere man nicht länger über das Überwiegen der Agrarier im Reichstag. Denn das ist sicher: es gibt keinen ländlichen Wahlkreis im Deutschen

Digitized by Google

Reich, wo nicht eine ganze Reihe intelligenter Landwirte bereit und geeignet wären, ein parlamentarisches Mandat zu übernehmen. Will also Industrie, Handel und Gewerbe, wie es bei der Gründung des Hansabundes hieß, eine bessere Vertretung im Reichstag erreichen, so möge man in Halle einmal den Befähigungsnachweis antreten. Fällt das Hallesche Mandat wieder einem Sozialdemokraten anheim, dann beschwere man sich nicht über mangelnde Vertretung. Vor allem sollte der Hansabund hier zeigen, was er kann. Mit „Organisieren" ist es nicht getan, wenn die Organisatoren nicht im Kampf bestehn. Mitglieder und Beiträge sammeln kann doch nicht das Endziel der Bewegung sein. Wenn der Hansabund in Halle erfolgreich eingreift, dann hat er damit seine Existenzberechtigung nachgewiesen. Unterläßt er es, einzugreifen, dann kann man nur sagen, schade, um das Geld, das da verpulvert wird. Der Hansabund kann einen günstigeren Boden als in Halle kaum je wieder finden; die Schlacht ist dort verloren ohne sein Eingreifen. Erringt er einen Sieg, so ist es sein Verdienst, und der Erfolg entscheidet, der Hansabund kann dann bei allen künftigen Wahlen auf Beachtung rechnen, und das muß doch sein Ziel sein, wenn er nicht die Zahl der vielen überflüssigen Vereine in Deutschland um eine Hauptnummer vermehren will.

Der Skandal von Halle ist viel zu groß, als daß nicht die öffentliche Meinung energisch von allen, die es angeht, Rechenschaft fordern wird, wenn man wirklich die Dinge so weiter treiben läßt. Es ist eine Tatsache, die in Halle jeder kennt, daß viele Tausende von Wählern zu Haus bleiben, wenn nicht noch in letzter Stunde ein geeigneter Kandidat aufgestellt wird. Wenn weder Stadt und Universität Halle, noch Freisinn und Hansabund einen Kandidaten finden, dann ist der Sieg der Sozialdemokratie in Halle unabwendbar — und Handel, Gewerbe und Industrie haben es verdient, daß sie im Reichstage noch schwächer vertreten werden, als bisher.

Die Griechen und das Meer.

Eine Studie von Dr. B v. Hagen (Jena).

Thalatta, Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen.

I.

War es nur der trockne Bericht eines so nüchternen Schriftstellers wie Xenophon, der Heine eine hellenische Stimmung beim Anblick des deutschen Meeres eingab? Sicherlich nicht. Wenn 10 000 Griechenherzen der Anblick des Meeres gleichermaßen bewegte, so mußte das Meer schon für die Väter und Großväter dieser Männer eine ungeheuer große Bedeutung gehabt haben. Es war mit dem Griechenvolke verwachsen und das Griechenvolk mit ihm. Geschichte und Dichtung hatten das Verhältnis bedingt. Die Geschichte mit ihren zu allen Zeiten die Menschen packenden Tatsachen und die Dichtung, die an die Herzen pocht und in ihnen ihr ewiges Leben führt. Auch Heine hat etwas gefühlt von der großen hellenischen Meeresdichtung, von Poseidon und Amphitrite und den Okeaniden — und „auf weißer Düne am einsamen Strand" die Odyssee gelesen.

„Und ich las das Lied vom Odysseus,
das alte, das ewig junge Lied,
aus dessen meerdurchrauschten Blättern
mir freudig entgegenstieg
der Atem der Götter
und der leuchtende Menschenfrühling
und der blühende Himmel von Hellas."

Wir verstehen das θάλατται θάλατται der Griechen vom Jahre 403 nur dann, wenn wir uns klar werden, was das Meer in Geschichte und Dichtung der alten Griechen, ihrer Vorfahren, bedeutet hat.

Wo die Griechen zum ersten Male das Meer erblickt haben, können wir nicht absolut sicher entscheiden. Die wissenschaftlich begründetste Annahme ist die, daß die Ursitze der westlichen Indogermanen, zu denen bekanntlich die Griechen gehören, im südlichen Rußland zu suchen sind. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß es eben jener Pontos, den die Griechen im Jahre 403 so freudig begrüßten, das schwarze Meer also gewesen ist, das die westlichen Indogermanen zuerst mit der Würze des Salzes vertraut machte, das aber zugleich sie abschrecken mußte, den gebrechlichen Kiel den schaukelnden Wogen anzuvertrauen. Denn obwohl der Ausdruck für Schiff in den sämtlichen indogermanischen Sprachen vorhanden ist, haben wir doch nur an Fluß-, nicht an Seeschiffahrt für jene Zeit zu denken. Ἄπλους, ungeeignet für die Schiffe noch der homerischen Zeit, nennt Strabon jenes Meer, das auch πόντος ἄξενος, das ungastliche Meer, heiße wegen seines stürmischen Charakters.

Die Seeschiffahrt mußte sich anderswo entwickeln. — An jener reichgegliederten, einzigartigen Küste der östlichen Hälfte der Balkanhalbinsel, von der eine natürliche Brücke von zahllosen Inseln den zagenden Schiffer anlockt und hinüberruft nach einem neuen Kontinent, nach Kleinasien.

Das ist Griechenland, das besiedelt zu haben der ewige Ruhm der Hellenen bleiben wird. Jene einzigartige Halbinsel, im Osten, Süden und Westen von den blauen Fluten des Meeres umrahmt, so meerumschlungen, so meerdurchdrungen infolge seiner Küstengliederung, daß es kaum einen Punkt gibt, der mehr als 60 Kilometer von der Küste entfernt wäre. Der Reichtum an Gebirgen, der Mangel an Ebenen wies sie an den Strand, ließ ihre Blicke über die wogende See hinüber schweifen nach den klaren Linien der Berge, der Inseln des ägäischen Meeres. So wurden diese

Digitized by Google

Inseln und der Saum der kleinasiatischen Küste besiedelt. Vom europäischen Hellas aus ist Kleinasien besiedelt worden, und die Schichtung der griechischen Stämme von Süden nach Norden in Kleinasien ist durchaus analog der Schichtung der Stämme an der Westküste des ägäischen Meeres.

Natürlich hat dieser Prozeß Jahrhunderte gedauert. Abgeschlossen ist er um den Anfang des 1. Jahrtausends vor unsrer Zeitrechnung. Denn Ilias und Odyssee setzen Griechen an der kleinasiatischen Küste voraus. Alle Städte liegen am Meere, keine einzige mehr als 30 Kilometer vom Strande entfernt. Zahllose Buchten und gute Häfen garantieren den Schiffen einen Ankerplatz, die Etappenstraße der Inseln unterstützt den Verkehr von West nach Ost und umgekehrt. Das Meer und diese reiche Küstengliederung schuf so die Grundlage des Handels. Das alles ist eigene griechische Tat. Alle Vorstellungen, als ob die Griechen Schiffahrt und Handel von andern Völkern gelernt hätten, sind irrig. Die Terminologie der Schiffahrt — das beweist uns Homer — ist rein griechisch. Die homerische Nautik kennt fast alle Bestandteile des Schiffes und seiner Ausrüstung, die die antike Seefahrt überhaupt entwickelt hat, nur den Anker nicht.

Kann ich vom Meer in den homerischen Dichtungen reden, ohne Stückwerk zu geben? Ist nicht der Niederschlag der gesamten historischen Vorgänge, der Besiedlung der hellenischen Küsten- und Inselwelt, in seinen unsterblichen Dichtungen der belebende Hauch seiner meerfrohen Kunst? Als ob's nicht jedes Kind wüßte, daß es keine schöneren Seegeschichten gibt, als die Irrfahrten des Odysseus, dem die Götter bald guten, bald bösen Wind senden, dem Poseidon das Floß zerschmettert und Leukothea ihren Schleier gibt, der sich mitten im Wogendrang einen Balken erhascht, auf dem reitet „wie auf dem Rosse der Reiter", und der dann zwei Tage und zwei Nächte lang schwimmt, bis ihm Athene das rettende Ufer zeigt. Wem bleibt nicht dauernd das Bild in die Seele geprägt, wie er, an die Klippe geschleudert, sich anklammert und festhält, in der Hoffnung, der nächsten Woge Macht siegreich zu bestehen, wie aber die nächste Woge stärker ist als er und ihn losreißt, „gleichwie der Polyp seinem Lager entrissen wird".

„Kiesel hängen und Sand an seinen ästigen Gliedern.
Also blieb an dem Fels, von den angeklammerten Händen
abgeschunden die Haut; und die rollende Woge verschlang ihn."

Der Dichter, der solches vermag, weiß auch die glückliche Landung an der Flußmündung so überzeugend zu schildern, daß wir auch da den göttlichen Dulder mit unserm Herzen begleiten und traurig zusehen, wie ihm die Kniee und die nervigen Arme zittern und alle Glieder geschwollen sind und salziges Wasser aus Nase und Mund läuft.

Und wer kennt sie nicht, die meerumspülten Inseln, die uns Homers Kunst in so scharfumrissenen Linien gezeichnet hat, die Insel der Kalypso und der Zauberin Kirke und die Gestade der Sirenen? Freuen wir uns nicht alle, wenn wir's lesen, wie zuletzt doch nach allem Wogenbraus das flinke Schiff der ruderliebenden Phäaken den schlafenden Odysseus birgt in der friedlichen Bucht des Phorkyshafens seiner Heimat Ithaka. Ja, Ithaka selbst, kennen wir es nicht besser aus Homer als alle Forscher, die sich heute dort mühen, den Phorkyshafen und den Hafen der Stadt zu finden?

Durchs ganze Mittelmeer führt uns Homer vom windigen Troja bis zum Aigyptos, von Kreta, dem Zentrum jener gewaltigen vorhellenischen Kultur, die wir die mykenische nennen, bis zum fernsten Westen und Norden. Aber wohin er uns führt, überall zeigt er uns den Menschen in seinem Verhältnis zum Meere. Denn er weiß, welche Wirkung das Meer auf den Menschen übt, vor allem auf den erregten, der nicht ein noch aus weiß; denken wir an Odysseus bei Kalypso, wie er meergewandt am Ufer steht, sein Heimatland mit seiner Seele suchend, wie es Böcklin allein zu malen vermochte, oder an den verlassenen, einsamen Strandwanderer, der sich nach seiner Landung im eignen Ithaka nicht zurechtfindet. Das Meer spricht seine Sprache zu diesem Unglücklichen. Auch dem Gekränkten, Beleidigten weiß es etwas zu sagen. Denken wir an Chryses, den Agamemnon gekränkt, der an den Strand des weitaufrauschenden Meeres eilt, bis ihm das Meer und ein seufzerreiches Gebet die Spannung seiner Seele endlich löst. Oder an den um Briseïs klagenden, in seiner Ehre verwundeten Achilles, wie er weinend am Meeresufer sitzt und in das finstere Wasser blickt, bis Thetis, seine Mutter, zu der er gebetet, aus dem Meere taucht und sich zu ihm setzt, ihn zu trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Und ein anderes Bild steht uns vor Augen. Derselbe Achilles, abgejagt von der Schleifung des Hektor, legt müde sein Haupt am Strande nieder, da wo der Sand von den Wellen reingespült war, und das Plätschern der Wellen wiegt ihn, den Helden der Schlacht, in süßen Schlummer. Kein zweiter griechischer Dichter hat so mit dem Meere gelebt. Wenn wir kein Wörtchen über sein Leben wüßten: daß er das Meer geliebt hat, sollte uns genügen, von ihm zu wissen. Wie wäre sonst seine Sprache so meerdurchdrungen! Denken wir an seine Gleichnisse, die er so gern vom Meere nimmt. Es sind die großartigsten der Ilias, wo der Kampf der gegen einander stürmenden Helden grandios mit dem Kampfe der Wellen und Klippen verglichen wird. Fürwahr, auf „feuchten Pfaden" führt uns sein Dichterwort. Im „schnellen, meerdurchfahrenden Schiff" führt er uns über die „göttliche Salzflut". Delphine spielen auf dem „fischreichen

Digitized by Google

Meere", dessen Oberfläche einem „breiten Rücken" vergleichbar ist. Begrenzt aber wird der „unendliche Pontos" von einem mannigfaltigen Gestade, und die wogende See brandet bald plätschernd und rauschend, bald tosend und ächzend an den Strand. Tiefblau wogt das Wasser des griechischen Meeres um den Kiel des „schwärzlichen" Schiffes; der schneeweiße Schaummassen leuchtend darüber spritzt. Veilchenfarbig nennt Homer das Meer, veilchenblau ist dessen charakteristische Farbe. Seine meist spiegelglatte Oberfläche strahlt oder glitzert im Sonnenschein oder dehnt sich lichtblau in die Ferne, wo es „luftfarben" in kaum unterscheidbarer Horizontlinie in den „ehernen Himmel" übergeht. Bei bedecktem Himmel erscheint das Meer noch tiefer blau, so schwarzblau, wie griechischer Rotwein. Kein Wunder, wenn dann auch die Ferne grau in grau erscheint; grau und öde heißt dann auch das Meer. Endlich wird's auch Nacht auf dem Meere, Gewitter und Stürme tosen hernieder, und wir hören den rollenden Donner näher kommen. Kein Eindruck des Meeres und seiner Majestät, der nicht im Homer seinen höchsten dichterischen Ausdruck gefunden hätte.

Klein erscheint uns das Weltbild Homers, und doch ist es groß in der Auffassung, daß die bewohnte Erde rings von Wasser, vom Okeanosflusse, umgeben sei. So sehr die Geographie in den Anfängen steckt, wir haben schon eine leidlich klare Vorstellung vom Mittelmeer und seinen Grenzen, mögen dieselben noch so verzeichnet sein. Das Weltbild klärte und weitete sich in demselben Maße, wie griechische Kultur sich ausbreitete. Das ägäische Meer ward zu eng, wie einst den ersten Kolonisten der hellenische Boden zu eng geworden war. Das 7. und 6. Jahrhundert wird das Zeitalter der großen hellenischen Mittelmeerkolonisation. Jonien war die Seele dieser ganzen kolonisatorischen Entwicklung. Die Tuchmanufaktur brauchte Rohmaterial, in Hellas fehlte es an großen Weideplätzen, also an der nötigen Wolle. Man fand sie in den herdenreichen Steppen Südrußlands am schwarzen Meere. Ebendaher importierte man Fische, ein billiges Volksnahrungsmittel, aus der Landschaft Pontus das Getreide. So entstanden Kolonien am Hellespont, an der Küste des schwarzen Meeres, auf der Krim, an den wichtigen Flüssen Dnjestr, Dnjepr und Don. Milet faßte in Ägypten Fuß, ein hellenisches Quartier finden wir in Memphis. Auch das hellenische Mutterland beginnt seine Tätigkeit. Neben Joniern von Milet kolonisieren nun die jonischen Städte auf Euböa, Chalkis und Eretria. Zur Beschaffung von Rohmaterial wenden sie sich nach dem metallreichen Thrakien. 32 Städte werden dort von Chalkis aus gegründet: die Halbinsel heißt Chalkidike. Megara und Korinth, beides Zentren des Seeverkehrs, gehen ebenfalls ans Werk. Byzanz ist eine Gründung des kleinen Megara. Und hinter den Doriern stehen bald die Jonier zurück. Nach Westen geht die Ausbreitung, nach Westen weist ja das Meer und seine Strömung selber die Schiffer.

Im Münchner Glaspalast.

Von **Willibald Kost** (München).

Erfahrene Besucher des Glaspalastes zu München können darin nicht leicht mehr unangenehm enttäuscht werden. Viel eher angenehm; und so fühlen wir uns diesmal bei den Wanderungen durch die beinah achtzig Räume des übermenschlichen Kunstbehälters. Für die Internationale Kunstausstellung, die nur alle vier Jahre und heuer zum zehnten Male unternommen wird, muß die Münchner und die mit ihr verbündete übrige deutsche Kunst bedeutend enger zusammenrücken als bei den einfachen Jahresausstellungen. Die eine Hälfte des Palastes wird dem Ausland zugewiesen, in die andre ist noch die Sezession zugezogen, die sonst in ihrem Tempelhaus am Königsplatz für sich allein Besucher anlockt. Das Ergebnis ist, daß jede der Münchner Künstlergruppen, namentlich aber die weitaus mitgliederreichste der „Genossenschaft", immerhin um etwas schärfer sichten muß.

So sehen wir in den Genossen-Sälen diesmal die verhältnismäßig niedrigste Qualität erfreulich spärlicher und das Bessere nicht so weit von einander hängen. Daß die wohlbekannten Alten uns nichts Neues zu sagen haben, kann uns nicht überraschen. Freundlich begrüßen wir drei Bildchen Defreggers, einen weitern Grützner-Mönch im Weinkeller, reizende Kätzchen vom Katzen-Adam, Tiger und anderes Getier von Meyerheim-Berlin, unwahrscheinlich altertümliche, wohlgestrichelte Genresachen von Seiler und einen ganzen Raum voll angenehmer Bildnisse von Friedrich August Kaulbachs Hand. Weiter bemerken wir gute bildhafte Landschaften von Strützel, Wenglein u. a., von H. v. Petersen namentlich ein flott vor dem Wind fliegendes Segelschiff auf hoher See, von Schmutzler kecke, im Ton noch zu lärmende Phantasiestücke, von Frank Kirchbach ein älteres, vortreffliches Kopfbildnis seines verstorbenen Bruders, des Schriftstellers Wolfgang Kirchbach, und manches noch von ähnlichem Wert und andrer Herkunft, dazwischen freilich noch immer genug unpersönliche, halbe, taube Kunst. Kallmorgen-Berlin, von Düsseldorf Eugen Kampf mit einer beseelten „Flandrischen Landschaft", Hermanns „Kirche in Dordrecht", Reusing mit tüchtigen Bildnissen, von Königsberg Albrecht mit der stimmungskräftigen „Weiten Landschaft in Norddeutschland", von Dresden Eugen Bracht, Claudius („Böhmische Dorfmusikanten", mit trefflicherer

Digitized by Google

Behandlung des Kerzenlichts) und andere haben im Bereich der Künstlergenossenschaft Gutes ausgestellt.

Als Gäste der Münchener Sezession sandten Breyer und Fritz Burger-Charlottenburg temperamentvolle Bildnisse, Kuehl-Dresden lichtlockere Interieurs, Hegenbarth (ebenda) Tier- und Landschaftsstücke, Dettmann-Königsberg ein großes Gemälde „Mädchen von Föhr", das durch die Betonung eines genrehaften Vorgangs (Schuhbinden) sich viel von seiner Wirkung nimmt. Burmester-Ratzeburg macht einige Sensation durch eine riesige, etwas leere Ringkampfschilderung, Slevogt mit einer persönlichkeitstarken, doch auch wieder forciert genialischen „Kleopatra", Corinth mit einem zusammengeketteten Akt-Par von bekannter Derbheit der Fleischbehandlung.

Die Münchner Sezession zählt noch immer die meisten rein künstlerisch arbeitenden Kräfte. Im einzelnen wird allerdings auch hier das Wunderbare nicht zum alltäglichen Ereignis. Mit dem Nachwuchs geht es noch immer sehr langsam voran, während die ältesten der Vereinigung abwesend (wie Stuck) oder nicht hervorragend vertreten sind; so Uhde, F. v. Keller. Das stärkste Bild der Münchner Sezessionisten ist Schramm-Zittaus verblüffend lebendige Gänseherde in blendendem, formenlösendem Licht. Von Zügel, dessen Schüler Schramm war, ist wieder ein prachtvolles Ochsengespann zu sehen, von Groeber eine famose Gruppe Malschüler, von Jank die „Eskorte" aus seinem Reichstagsbild und ein großes, kühles Jagdbild, von Samberger drei ungleichmäßig geratene Charakterköpfe, des weiteren unterschiedlich vortreffliche, nur meist noch immer der Skizze ein bißchen zu nahe bleibende Landschaften von Pietzsch, Hübner, Buttersack, Crodel, Landenberger, Stadler und mehreren anderen, Bildnisse von Winternitz, dem halbfranzösischen Draufgänger Weißgerber, von dem wundervoll schlichten alten Karl Haider (eine garnicht „sezessionistische", aber sicher vortrefflich gemalte „Dame mit Rose").

Bei der Luitpoldgruppe finden wir wieder feintonige Naturstücke von Völcker, unruhig-imposante Hochgebirgs-Szenerien von Baer, allerlei beachtenswerte Landschaften von Küstner, Horadam, Hans Heider, gediegene Bildnisse von Thor u. a. — Im einstigen Lenbachsaal zeigen die „Bayern" (die aus der Luitpoldgruppe hervorgingen) ein gutes Niveau ohne herausragende Einzelarbeiten. Marr fesselt nicht sehr tief durch sein originell gedachtes großes Bild „Der Dekorationsmaler" (Maler vor einer reichbemalten Dekorationswand). Rieth strebt in seiner Hausmusikgruppe „Largo" energisch weiter von der Illustration fort zum Bild hin. Reife Bildnisse der Brüder Schuster-Woldan, Werke von Urban, E. Liebermann, Blos und Hans von Bartels (bretonische Motive in Aquarell) repräsentieren bekannte Spielarten malerischen Könnens.

Die Scholle bekundet ebenfalls dieselbe Verfassung wie im vergangenen Jahr. Höchstens mit dem Unterschied, daß Fritz Erler heuer ein paar Bilder mehr oder Leo Putz ein paar weniger geschickt hat und daß dieser seine weiblichen Akte ein klein wenig minder extravagant arrangiert, während Erler nun noch deutlicher als zuvor den dekorativen Hintergrund als Grundlage für die Tonstimmung seiner frischgemuten Bildnisse betont. Adolf Münzer, den uns mittlerweile die Düsseldorfer weggeholt haben, erweist in intensiv erfaßten Bildnissen und Gartenstimmungen ein unermüdetes Ringen mit dem Reinmalerischen. Von Püttner, der immer trübere Farben mischt, sind kleine, ausgezeichnete Atelier-Ausschnitte da, von Weise eine sehr respektable sinnbildliche Darstellung „Mutter Erde".

Von den vielen Plastikern der Münchner Vereinigungen und ihrer Gäste seien erwähnt: Bermann, Beyrer, Hahn, Oppler, Schreyögg mit Bildniswerken, Metzner, Waderé, Th. v. Gosen, Lederer (Schildhalter vom Hamburger Bismarck-Denkmal und Arbeiterfiguren vom Essener Krupp-Denkmal), Behn (zierliche Raubtierbronzen), Dupon, F. v. Miller (ein nicht sehr vergeistigter „Christus auf schreitendem Pferd").

Im Auslandsbereich fällt die ungenügende Vertretung Frankreichs auf. Unpersönliche Bravheit und redlicher Kitsch dürfen diesmal die Hauptrolle spielen. Mitten drin macht etwa ein kleines, virtuoses Bildchen wie Bérauds rote Stimmung „Im Club" oder ein eleganter Wurf wie Avys dramatisiertes Speisetisch-Stilleben „Schon Tag!" sich vorteilhaft bemerkbar. — Aus Italien kam wieder viel Genre großen Formats mit oder ohne Rührung. Sehr selten sind starke Leistungen, die eine so ruhige Beherrschung der modernen malerischen Anschauung samt zugehöriger Technik offenbaren, wie Coromaldis durchsonnte Flußgegend („Heimkehr von der Arbeit"). Auch Titos sanftbewegtes „Lagunenbild", Sartorellis Sumpflandschaften, Bazzaros „Nach dem Sturm", Bellonis „Leben im Hafen", Giustis trockenes Bildnis eines Engländers verdienen Beachtung. — Außerst rassig, mit Grandezza (auch in den Maßen der Leinwand) und südlichem Farbenprunk treten die Spanier auf. Unter so vielem, das gebieterisch Anerkennung fordert, vermag man sich nur weniges Einzelne auszulesen; so etwa: Lopez-Mezquitas sehr unmittelbar wirkende Bildnisgruppe „Meine Freunde", das stolze Bildnis eines Grafen von Benedito-Vives, desselben „Während der Predigt" oder Martinez-Cubells „Fischer von Cantatrico".

Zum erstenmal haben sich die Bulgaren (Schneelandschaft und repräsentative Manöverbilder von Vesin verdienen Nennung) und die Türken (sympathische Anfänge) im Glaspalast eingefunden und je ein Sälchen besetzt. Noch mehr als bei ihnen befremdet der Mangel an

Digitized by Google

nationalem Charakter in der Malerei der nationalstolzen Ungarn. Man sieht sie von verschiedenen fremden Kulturen beeinflußt; und das stimmt ja auch. Neben dem geschickten Porträtisten László, dem münchnerisch anmutenden Strobentz u. a. ist namentlich Perlmutter zu beachten; seine ländlichen Bilder mit schweren, unfreudigen Farben haben echte Bewegung, organischen Charakter.

Das heilige Rußland zeigt wieder viel Begabungen und größtenteils fortdauernden Eklektizismus. Das Malerische und das Gefühlsmäßige verschmelzen sich harmonisch in Krijitzkis „Wintermorgen“: eine leere Schneestraße in verschneitem Dorf mit Spuren von Morgenröte und mit weiter Perspektive. Landschaften von ähnlichen Qualitäten schufen Kolesnikow (ein noch sehr spätwinterlicher „Frühling“; vortrefflich der kaum eisfreie Fluß und der angetaute Uferschnee), ferner Bialgnitzky (russische Melancholie ohne Sentimentalität), Dubowoskoi u. a. Mouraschko gibt eine grell belichtete Impression von russischen Dorfmädchen im Jahrmarktstreiben. Ein fesselndes Aquarell von Kustodiew (Katalognummer 1861) hält die Erinnerung an „Das Manifest der Befreiung 1861“ fest.

In der dänischen Sonderausstellung spüren wir unverhältnismäßig viel Kraft und malerische Kultur. Am stärksten aus Hammershois äußerst schlichten und äußerst beseelten Interieurs, Architekturen und Landschaftsproben, aus dem nicht mehr unbekannten lebensfrischen Gruppenbildnis „Kunstrichter“ von Ancher, aus Paulsens kleinen feinen, grauen Seestücken und anderen Naturbildern, aus Johansens prächtigen Studien zur „Akademiesitzung“, bedeutend weniger aus den tollen Spektralanalysen Willumsens. — Unter den Schweden enttäuscht Zorn diesmal gleichwie vor einem Jahr. Fjaestads Schneelandschaften unter bläulichen, goldenen, rosigen Sonnreflexen wirken trotz der punktelnden Stilisierung lebenswahr. Larsson bietet mit seiner ganz köstlich leicht und heiter erscheinenden Aquarellserie „Ein Künstlerheim“ eine der reinsten Ausstellungsfreuden.

Malerische und allgemein-kulturelle Überlieferung trifft man auch in den holländischen und den belgischen Sälen. Bei den Holländern sind: der alte Meister Israels (Frau mit Söhnchen), Vonnoh mit seinem vornehm empfundenen Frauenbildnis, Akkeringa („Netzflickerinnen“), Buysse mit dem lichtvollen „Fluß in Flandern“, Mesdag, Breitner u. a. mit rühmenswerten Marinen. Bei den Belgiern: Leempoels, Khnopff („Alte Zeit“, ein ernst stilisiertes Brügger Triptychon in Aquarell und Wachs), Struijs („Marienmonat“; Wohnraum mit andächtigem Weiberl in subtilster Kleinmalerei), Wauters, Smits u. a. Tüchtige.

Die Abteilung der Schweizer dokumentiert eine gewisse Einheitlichkeit durch eine Mischung bäuerlicher Robustheit mit feierlichem Stil-Ernst. Die von Hodler ausgegangenen Anregungen scheinen mitverantwortlich zu sein für diese Bevorzugung harter, greller Farben, für die Vereinfachung der Beleuchtungsprobleme und die archaisierenden Umrißlinien. Hodlers vielbesprochene „Heilige Stunde“, die seltsame Gruppe steifer und häßlich in kaltes Blau eingekleideter Frauen, bleibt ein Experiment gewollter Primitivität und wird keineswegs zum wuchtigen Höhenwerk. Auch Jeannerets riesige Tafel „Gleichheit“ mit acht Mähern bei einem Mohnfeld erreicht die Monumentalität nicht; dazu besagt das stattliche Werk seelisch zu wenig. Arbeiten mehr oder weniger verwandter Richtung stammen von Buri, Hartung, Dalleves, gute Landschaften und Szenen minder forcierten Stils von Meyer-Basel, Thomann, W. L. Lehmann, H. B. Wieland; von Welti fesselt der Mosaikentwurf in Aquarell für ein Grabmal.

Die Österreicher endlich geben schon durch die eigene dekorative Ausstattung ihrer Räume zu erkennen, wieviel Wert sie auf Eleganz und Schmiß, auf Dekoration legen. Ein gut Teil ihrer Bilder bestätigt das. Ein „Clou“ für die Sensationssucher, aber als Bilder unmöglich ernst zu nehmen sind Klims zerstilisierte, opalisierte, selbstkarikierte Symbolismen. Hucks „Erwachen“, eine Versammlung ruhevoller Adler im Frühlicht, hat einen monumentalen Zug. Das goldstrotzende Barock-Interieur von Moll, die drollig-absonderlichen „Teufel“ von Blastimil Hofmann, Reichels Temperagemälde „Schlafende“ und „Madonna“, auch Orliks „Stilleben“ und Tichys „Brunnen der Liebe“, eine personenreiche Symphonie in Bläulich mit nicht durchweg überzeugender Bewegung, nebst einer Anzahl flotter Bildnisse, aparter Landschaften wären eingehenderer Betrachtung würdig, als ihnen hier werden kann.

Halten zu Gnaden; die Schuld für die unvermeidliche Lückenhaftigkeit der gesamten Überschau liegt wohl bei denen, die da über 2700 Kunstwerke in ein einziges gläsernes Übermagazin versammeln...

Der Pilger.

Ein Epilog zu Julius Słowackis hundertstem Geburtstag.

Von **Ignaz Jeżower** (Groß-Lichterfelde).

Heimlich — bei Nacht — war er aufgebrochen. Alles schlief. In ihrem Traum von Blut stöhnte die Erde. Der Märzwind jagte heulend hinter ihm her ... Bald komme ich zurück, vertröstete er sich. Doch der Wanderstab, den er ergriffen hatte, wuchs ihm plötzlich in die Hand hinein, fest und tief, und wurde ein Teil seines Körpers, wie die Hände, wie die Augen. Fortan mußte er pilgern von Ort zu Ort; durch fremde Länder führte ihn

Digitized by Google

der Stecken, doch nicht ins Vaterland zurück. Nie wieder hat er mit körperlichen Augen der Heimat Fluren gesehen, nie wieder den Fuß über die Schwelle des Vaterhauses gesetzt. Einsam und traurig irrte er umher. Erst der Tod gab ihm Rast und Ruhe.

Die erste Station, die er machte, war Breslau. Er wartete hier auf einen Paß und mußte sich längere Zeit hindurch strenge polizeiliche Aufsicht gefallen lassen. Endlich kam aus Berlin die Weisung, daß man ihm einen Paß gewähren könne. Er durfte weiter ziehen. In Dresden übergab ihm ganz unerwartet ein Unbekannter wichtige politische Papiere, die er so schnell wie möglich in London dem General Grouchy einhändigen sollte. Drei Stunden später war er schon unterwegs — kam in Calais nach Abfahrt des Dampfers an, mietete, um keine Zeit zu verlieren, einen Dampfer, setzte die Reise fort und stieg, von den am Ufer versammelten Engländern bestaunt, würdevoll ans Land . . .

In den völkerreichen Städten, in die er kam, fühlte er sich einsam, begegnete gleichgiltigen Gesichtern. Wie Chateaubriands René mußte er seine Gefühle herabstimmen und kleiner werden, wenn er mit Menschen verkehren wollte. Er war zu groß und mußte nach ihrem Bilde werden und jedesmal sein Haupt unter das Schwert der Mittelmäßigkeit, des Durchschnitts, legen, um nicht zu überragen. So tat ihm Einsamkeit not. Trauer, Enttäuschung, Bitternis kamen über ihn. Sein Herz ward stachlig, seine Zunge ein Dolch.

Im Gegensatz zu jenem Ritter Norfolk aus der Shakespeareschen Richardtragödie, der in der Fremde die Muttersprache zu verlieren fürchtete und sich zur Stummheit verurteilt sah, fand er erst in der Fremde seine Sprache. Von den Versen, die beim Verlassen des Vaterlandes das Gewicht seines Reisekoffers auf sechsundvierzig Pfund erhöhten, sind zwei Dramen („Mindowe", „Maria Stuart") und die Dichtungen „Der Mönch", „Der Araber", „Hugo", „Johannes Bielecki" uns bekannt. Doch in der Fremde erst wurden ihm Lied und Ton.

Das Urteil, das Mickiewicz über die ersten zwei Bände von Słowackis Dichtungen abgegeben hatte, wurde übernommen und zuletzt zum Dogma, wie Goethes Urteil über Kleist. Słowacki schuf weiter, türmte einen Berg auf den andern, doch das Urteil von Mickiewicz ragte zum Himmel hinauf. „Wunderschöne Poesie" — hatte Mickiewicz geurteilt — „ein Gebäude von schöner Architektur, eine erhabene Kirche — doch wohnt in dieser Kirche kein Gott." Daß dann in dieser Kirche die Götter der heidnischen Slaven („Lilla Weneda", „Balladyna", „König Geist") Wohnung nahmen und der ritterliche Gott des streitenden Christentums („Mindowe") schon wohnte, und in diese Kirche Christus selbst, der sich in Leiden offenbarte („Anhelli", „Gespräch mit Mokryna Mieczyslawska"), wieder eingekehrt ist, sollte unbeachtet bleiben. Und der Maßstab, den Słowacki an seine Dichtungen anlegte, war, ob er sie Christus vorlesen könnte. „Ich muß Dir gestehen" — schrieb er an die Mutter — „ich würde vor Christus weder die Dichtung „In der Schweiz" noch andre persönliche Dichtungen mit Begeisterung zu deklamieren wagen; doch die Beschreibung der Schlacht im dritten Akt der Salomea oder das Drama des Wernyhora im fünften Akt würde ich ruhig vortragen." (Gemeint sind die Stellen aus dem Drama: „Der silberne Traum der Salomea.")

So ging er verkannt durchs Leben und hatte einen weiten Weg, den er zurücklegen mußte. Paris, Genf, Rom, Neapel sind die Stationen seiner Passion; Ägypten, Syrien, Palästina hat er durchwandert; auf dem Kamel ist er durch die Wüste geritten, auf heißem Wüstensand hat er sich gelagert, zweimal die Quarantäne (einmal in El-Arisch, ein andermal in Livorno) durchgemacht, Meere durchquert, eine Nacht am Grabe Christi geweint, einige Wochen die Einsamkeit mit den Mönchen auf dem Libanon geteilt. Und als er im Trappistenkloster kurze Zeit geweilt, fühlte er sich ein größerer Trappist als diese schweigenden Mönche; denn er hatte nicht Worte, er hatte Gedanken zum Schweigen gebracht und manch heiße Begierde des Herzens im Keim ersticken gelernt. An allen Orten konnte er den Hymnus, den er bei der Einfahrt in Alexandrien gesungen hatte, anstimmen, den Hymnus: „Ich bin traurig, o Gott!" Überall leuchteten in die dunklen Nächte seiner Einsamkeit die Blitze der heißen Sehnsucht hinein.

Alle seine Gefühle beichtete er in seinen Briefen der Mutter. In ihm war der Wunsch nach Ruhe, wuchs und wuchs und sollte ungestillt bleiben. Den Wanderstab möchte er aus der Hand legen, in der Heimat sich niederlassen. Sein Traum ist: ein kleines, stilles Haus, eine Lindenallee, ein Bienenkorb, der Gesang der Schnitter, ein Vogelnest auf dem Dach, Malven im Garten, einige Bücher im Schrank.

Der Lebenssturm trieb ihn weiter. Die Botschaft des Mystikers Towiański brachte ihm einen Augenblick des Friedens; doch er konnte nicht blind „das Wort" übernehmen und suchte als „Republikaner des Geistes" nach einem eignen . . . ! Nach achtzehn Jahren der Trennung erfüllte sich seine Sehnsucht, er konnte mit der Mutter für einige Tage in Breslau zusammentreffen. Der Mutter hat er in seiner letztwilligen Verfügung alles verschrieben. „Ich habe keine Gegenstände, an die ich mich gewöhnt habe, und die Einsamkeit während meiner letzten Krankheit hat mir alles verleidet. Deshalb sehe ich nichts, was ich meiner Mutter schicken könnte, außer der Bibel im schwarzen Einband, die die letzten Jahre hindurch stets neben meinem Bette lag, und die mich oft, wenn ich in der Nacht aufgewacht bin, getröstet hat." Im Testament nannte er sich: „der Verbannte Polens", dessen Kräfte „durch Arbeit und

Digitized by Google

Traurigkeit geschwächt wurden". Am 9. April 1849 war seiner Wanderung ein Ende gesetzt. Er ist an der Schwindsucht gestorben. Ein Begräbnis neunter Klasse wurde ihm zuteil.

Doch sein Sieg kam — wie er ihn vorausgesehen hatte — nach dem Tode. Das Gebet des achtjährigen Knaben, Gott möchte ihm ein schweres Leben voll Leiden und Prüfungen auferlegen, doch ihm dafür ewigen Ruhm schenken, ist erhört worden.

Heute übt er in der Literatur und im Geistesleben seines Vaterlandes den stärksten und unmittelbarsten Einfluß aus. Die jungpolnischen Dichter — vor allem der Neuromantiker Wyspiańśki — sind seine Schüler. . . Das Urteil von Mickiewicz, die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen, das Widerstreben der Nachkommen, konnten seinen Sieg aufhalten, nicht brechen. Noch wirft man mit Steinen nach ihm. Brandes hat ihn einen „Pfau" genannt, ihn, der eine Kunst für Lebendige erträumte und seiner Mutter entgegengerufen hatte: „Bete zu Gott, dem Allmächtigen, Tag und Nacht, um eine Dichtung für lebendige Menschen. Wer als Erster mit einer solchen Poesie kommen wird, dem werde ich aus allen meinen Büchern ein Postament schaffen und werde selbst mich ihm unter die Füße legen, auf daß er höher zu stehen komme und die Wahrheit stets von oben schauen könne." — Stanislas Graf Tarnowski, der Präses der Akademie der Wissenschaften, vergiftet durch die perfiden Urteile über Slowackis Schaffen, die in seinem Lehrbuch der polnischen Literaturgeschichte enthalten sind, das noch nicht selbständige Denken der Gymnasialjugend. „Hier (in Genf) —" heißt es z. B. — „beschloß er (Slowacki), sich an Mickiewicz durch eine Dichtung zu rächen, durch die er „Dziady" übertreffen würde: er schrieb den „Kordyan"." Und doch heißt es im Briefe an die Mutter, in dem er ihr den Druck von „Kordyan" anzeigte: „Und ich drucke ohne Namen, so wird es einen gleicheren Kampf mit Adam (Mieckiewicz) geben." — Die polnische Akademie der Wissenschaften gibt in lateinischer Sprache die Kirchenväter aus dem elften Jahrhundert heraus, und im Ossoliński-Museum in Lemberg verfaulen in Säcken noch unveröffentlichte Manuskripte von Slowacki. — „Vielleicht wird man mir einmal im Westminster unsers Landes irgend einen Winkel gewähren", träumte der Dichter; doch der Kardinal Puzyna verweigerte die Erlaubnis zur Beisetzung der sterblichen Überreste des Dichterkönigs, die nach dem Vaterlande überführt werden sollten, auf dem Wawelschloß, dem polnischen Westminster.

„Denn ich kann meinen Zustand und Charakter des Wanderers nicht ändern — und muß bis zum Tode nur ein Pilger bleiben. . . Doch ich bitte Euch — harret stets meiner, haltet Eure Lampen bereit und angezündet und wartet, bis ich an Eure Tür pochen werde."

Die Lampen sind gerichtet und voll Öl. „So wartet nun, weil ihr den Tag nicht wisset noch die Stunde."

Dann ist er nicht umsonst gepilgert. —

Nietzsches Selbstbekenntnis.

Eine Studie von **Felix Lorenz** (Berlin).

Die Sucht nach Gott keimte in den ersten Atmungstagen der Menschheit. Alle Weisen klommen ihr in dieser Sucht voran; sie wurden Lehrer wie Plato oder versunkene Priester wie Buddha Gautama. In den Geist des Urwesens sich hineinzufühlen, in die letzten Geheimnisse seiner Kreise einzutauchen, erlebte Dante seine Gesichte, verzückten sich die Mystiker, die kindlich frommen wie die erzenen Ringer, in dem Gewoge ihrer Visionen. Novalis sang von der einen Flut, in der wir uns „auf geheime Weise tief in Gott hineinergießen". War das der Begriff „Gott", gegen den in schäumenden Dithyramben Nietzsche anstürmte? Jener Gott, dem die Denker von Orient bis Occident als der Einheit des Lebens opferten?

Nietzsche konnte den kleinen Gott der Menge meinen, nicht den der Helden, die damit ihr heimlichstes Wesen vollfüllten, den Gott des Plato, des Buddha, des Christus, des Dante. Gegen diesen *erlebten* Gott sich anzuwerfen, waren auch seine Geschütze und Türme nicht kriegerisch genug. Diese „Feinde" konnten ihm mit den bloßen Harnischen der Erkenntnisse drohen, die sie in ihren glühenden Ekstasen erobert hatten. Aber er vermochte den von Priestern gekrönten Idolgott ins Wanken zu bringen, den obersten Kritiker, der Sündenkittel und Moralmäntel verteilte. Über diesen drang er hinaus, weil er ihn mächtig mit eigenen Gegenkritiken umdröhnen und stumm machen konnte — ein Riesenintellekt kämpfte gegen den kleinen Verstand der Gewohnheit, und es bedurfte nur der Aufstellung umgekehrter Währungen, daß er Triumphator wurde. Aber er näherte sich zuletzt der furchtbaren Verblendung, nach der Entronung des alten einen *neuen* Gott aufzustellen: *der er selbst war*. Sein letztes in ihm war Gotteswahn. Als er den „Übergott" in sich keimen fühlte (er hat das Wort, das ich hier sage, selbst nicht mehr gewagt), brach er zusammen, Säulen und Dach seines Tempels stürzten über das Haupt, das sich so hoch erhoben hatte. In seinem mächtigsten Rausch, vor der Tat, die seine höchste werden sollte: — die Umwertung aller Werte — stieß ihn die Hand des unsichtbaren Lichts in die Nacht. Aus diesem Rausch aber haben wir noch ein Selbstbekenntnis, das *erst jetzt* nach zwanzig Jahren unvermutet über uns hereinbricht, eine Selbstabrechnung über das Leben und dämonische Wollen des revolutionärsten Geistes, den das Jahrhundert gebar.

Digitized by Google

„Ecce homo — wie man wird, was man ist“ *), das ist Nietzsches Vermächtnis. Es ist wirklich ein Hereinbrechen, wie alles andere in diesem großen Ausnahmeleben unerhört und beispiellos. Ein Buch des beglückten Dionysossohnes, als den er sich hier feiert; ein Buch des Überschwanges und der höchsten Selbstgenugtuung des trunkenen Genies, das schon erschreckend nahe dem Abgrund hinjauchzt. In dem goldenen Herbst des Jahres 1888, der schon die „Götzendämmerung“, die „Dionysos-Dithyramben“, den „Antichrist“ geboren hatte, in jenem Turiner Herbst, den er selbst als den gesegnetsten seines Lebens bezeichnet hatte, war der Plan in ihm gereift, die Summe dieses Lebens zu ziehen. An seinem vierundvierzigsten Geburtstag begann er. Zunächst dachte er dabei nur an eine Abrechnung für sich selbst, dann aber fühlte er, daß diese Konfession die wichtigste Vorbereitung zu dem geplanten Umwertungswerke sein müsse, „vor dem die ganze Erde in Konvulsionen liegen werde“. Zwei Wochen später schreibt er an Peter Gast: „An meinem Geburtstag habe ich wieder etwas angefangen, das zu geraten scheint und bereits bedeutend avanciert ist. . . . . Es handelt mit einer großen Verwegenheit von mir und meinen Schriften; ich habe nicht nur damit mich vorstellen wollen vor dem ganz unheimlich solitären Akt der Umwertung — ich möchte gern einmal eine Probe machen, was ich bei den deutschen Begriffen von Preßfreiheit eigentlich riskieren kann.“ Und wieder später: „Die Frage der Preßfreiheit ist, wie ich jetzt mit aller Schärfe empfinde, eine bei meinem Ecce homo gar nicht aufzuwerfende Frage. Ich habe mich dergestalt jenseits gestellt, daß die Anwendung eines Kodex eine Komödie sein würde. Übrigens ist das Buch reich an Schärfen und Bosheiten, weil ich mit aller Gewalt mich als Gegentypus zu der Art Mensch, die verehrt worden ist, präsentiere: — das Buch ist so „unheilig“ wie möglich.“

Neben dem Drang, so in einer Generalschau über sich selbst hinzublicken (seit früher Jugend lag dieser Drang in ihm, und man weiß, wie oft er ihm nachgab) war es, wie die Briefe verraten, wieder die alte Kampflust gegen die kleinen Gesetze und Spießbürgerangelegenheiten der Zeit, denen er die äußerste Steigerung seiner „Jenseitsstellungen“ androhte. Seine drei Erzfeinde: Deutschtum, Christentum und Idealismus scheinen für ihn noch wutreizender geworden zu sein. Er hat den Zorn aus den sieben Einsamkeiten Zarathustras. So ist dies Letztlings-Werk noch einmal eine Verkündigung des ingrimmigsten Widerspruchsgeistes — aber sein Wesentlichstes äußert sich doch als der Tanz und Rausch des dionysischen Schwärmers. Wild genug, daß auch die Schmerzen zur Wonne werden. „Man büßt es teuer, unsterblich zu sein, man stirbt dafür mehrere Male bei Lebzeiten —“ sagt er im Selbstpreis über seinen Zarathustra — hört man nicht aus dem scheinbaren Schmerzruf das taumlerische Hochgefühl einer unerhörten Siegesgewißheit? In jeder Zeile dieses Bekenntnisses sieht man ihn die purpurne Freudenfahne schwingen: Vor seinem Zarathustra war keine Weisheit; bis dahin war alle menschliche Offenbarung und Kunst vergeblich. In den Wolken steht er, alles niederlachend und sich selber die höchsten Kronen reichend. Der Schwärmer, wie er ihn in der „Geburt der Tragödie“ verkündete: In der Verzauberung sieht sich der Sohn des Dionys als Satyr, und als Satyr wiederum schaut er den Gott.

Nietzsches Gottessucht ist natürlich und zunächst die Überwindung des theologischen Gottes. Er macht deshalb auch in seinem Vermächtnisbuch immer wieder den starken Gott der Erde zum Riesen, vor dem die Götter zusammenschrumpfen. Nieder mit den Göttern und Götzen, den verdorbenen Wahrheiten, Fäulnissen, Absud von Allzumenschlichem. Eine neue Gigantomachie ist im Gange, der Menschenriese und Jenseitsverlacher siegt — der Mann, der „Ecce homo“ schrieb, lacht am meisten. Das Schlußwort dieses Buches ist sein letzter Kampfruf: Dionysos gegen den Gekreuzigten. Und dann erlebt man das Schauspiel, daß der Pastorsohn, der als Fünfzehnjähriger vom christlichen Himmelsfrieden sang und sich dann auf seine Sternensuche machte, endlich, von seiner eigenen Herrlichkeit erschöpft, vor sich niederfällt und sich anbetet. Als er „die ungeheure Aufgabe der Umwertung“ begonnen hatte (Sils Maria, September 1888), liegt er vor seinem Schöpferbilde erstaunend auf den Knieen, . . . „jeden Augenblick meiner Unsterblichkeit gewiß und Zeichen für Zeichen mit der Sicherheit eines Schicksals in eherne Tafeln grabend“. Dann setzt er in Turin, seinem bewiesenen Ort, seiner Residenz von nun an, das neue Moseswerk fort und verkündet: „Am 30. September großer Sieg; siebenter Tag; Müßiggang eines Gottes am Po entlang.“

In neuerer Zeit ist wohl keine größere Erschütterung als in diesem Buch zu finden, das von einem Ende handelt und das doch einen Anfang einleiten sollte! Wo ist die Selbsterhabenheit je so im Taumel tragischer Vernarrung erschienen! So viel Sonne er hier zu sich herabreißen will, so viel Schatten des nahen großen Dunkels fallen schon über seine Schultern, seine Ekstase ist schon von jenen physiologischen Störungen abhängig, die ihn kurz nach dem Vollenden dieser fünfzig Schreibseiten zusammenbrechen ließen. Aber noch einmal sammelt er hier die dämonischen Wuchtigkeiten in sich („ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit“), um in rasendem Vorwärtsstürmen alles Unbändige herauszuschreien, bald mit einem höhnischen Loki-Gelächter, bald mit der visionären Wut

*) Leipzig, im Inselverlag. Herausgegeben von Raoul Richter.

Digitized by Google

des Propheten. Das Buch ist überall ein Schauspiel.

Es ist auch ein Aufbau in diesem Schauspiel. Der eine und einzige Spieler erklärt erst sein Werden, um dann die Szene mit seinen Handlungen zu erfüllen. Er legt erst einen Stationenweg durch seine Psyche zurück, taucht in ihre Tiefen wie ins Inferno, wandelt glückstrahlend, aber mit einem irren Ikarus-Lächeln, mit einer verdächtigen Absturzgeste die Höhen seiner Himmel ab. Aber immer wieder ist unsre Bewunderung vor der überhellen Klarheit da, mit der er sich selbst auseinanderzulegen vermag.

Die Widersprüche in sich sucht er dadurch zu lösen, daß er sich für seinen eigenen Doppelgänger erklärt; als summa summarum hält er sich für gesund, als Spezialität für dekadent. Die merkwürdigste Umkehr seines Lebens, die in seinem sechsunddreißigsten Jahre die Schriften „Menschliches, Allzumenschliches“ und die „Morgenröte“ zeitigte und mit ihnen plötzlich eine Begeisterung für die nützliche Moral des Sokrates brachte — eine Umkehr, die niemand zu begreifen vermochte — beweist er aus der körperlichen Herabgekommenheit jener Zeit, die mit einer eminenten Dialektikerklarheit seines Geistes mitten in Krankheitsmartern verbunden war. Aber Dialektik ist nach ihm ein Dekadenzsymptom, darum hat er sich erst wieder zur „Gesundung“ durchgerungen, als Sokrates in der „Götzendämmerung“ wieder der elende Hanswurst für ihn geworden ist.

Nun erkennt er seine Wohlgeratenheit und legt das Zeugnis von sich ab: Der Wohlgeratene errät Heilmittel gegen Schädigungen; er nützt schlimme Zufälle zu seinem Vorteil aus; er sammelt instinktiv aus allem, was er sieht, hört, erlebt, seine Summe; er ist immer nur in seiner Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Landschaften verkehrt. . . Er glaubt weder an „Unglück“ noch an „Schuld“: er wird fertig mit sich, mit anderen, er weiß zu vergessen — er ist stark genug, sich alles zum Besten gereichen zu lassen. „Wohlan, ich bin das Gegenstück eines Décadent, denn ich beschrieb eben mich!“ sagt Nietzsche, der schon Gezeichnete . . .

Die Erfahrungen, die er erzählt, tragen alle das Gewand seiner umwertenden Erkenntnisse. Die Missetaten, die an ihm verübten, sind nicht aus bösem, nein aus gutem Willen an ihm begangen. Seine Erfahrungen sollen ihm ein Recht geben auf Mißtrauen gegenüber den sogenannten „selbstlosen“ Trieben; er wirft den Mitleidigen vor, daß ihnen Scham, Ehrfurcht und Zartgefühl vor Distanzen leicht abhanden kommt, daß Mitleiden im Handumdrehen nach Pöbel riecht — und daß mitleidige Hände unter Umständen geradezu zerstörerisch in ein großes Schicksal greifen können. Zarathustra wird von einer Versuchung zum Mitleid heimgesucht — aber „hier Herr bleiben, hier die Höhe seiner Aufgaben rein halten vor den viel niedrigeren und kurzsichtigeren Antrieben, welche in den sogenannten selbstlosen Handlungen tätig sind, das ist die Probe, die letzte, die ein Zarathustra abzulegen hat — sein eigentlicher Beweis von Kraft.“

Vielleicht ist keine von Nietzsches Umwertungen so zu einem bequemen Angriff formuliert wie diese. Er redet selbst nur von der „unter Umständen“ gültigen Zerstörerkraft des Mitleids, aber wie dialektisch unzureichend er hier diese einzig unantastbare Herrlichkeit des Menschen erfaßt (deren Hilfe auch schon das Genie gebraucht hat, ohne zerstoßen zu werden), das kann ihn sein vergötterter Held selbst lehren. Wie oft ist Zarathustra nicht Mitleid mit sich selbst! Und ist das weniger Mitleid?

Beim Widerspruch schätzt er die Grobheit am höchsten, denn sie ist für ihn dessen humanste Form. Er selbst hält sich für kriegerisch: „Angreifen gehört zu meinen Instinkten“, und er teilt seine interessante Kriegspraxis mit: er greift nur Sachen an, die siegreich sind; solche, wo er alleinsteht; niemals Personen. Es ist wichtig genug, daß er gerade dies erklärt: daß er sich der Person nur wie eines starken Vergrößerungsglases bedient, mit dem man einen Notstand sichtbar machen kann. („So griff ich David Strauß, genauer den Erfolg eines altersschwachen Buches, so griff ich Wagner an, genauer die Falschheit, die Instinkt-Halbschlächtigkeit unsrer Kultur.“)

Seine Selbstsezierung geht weiter: es eignet ihm eine unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeitsinstinktes, so daß er die „Eingeweide“ jeder Seele physiologisch wahrnimmt. Seine Humanität besteht nicht darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es auszuhalten, daß er ihn mitfühlt; seine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung. Es wird offenbar, wie er, der Idealverächter, sich immer mehr in sein selbsterrichtetes Ideal Zarathustra hineingesogen hat. „Ich habe Einsamkeit nötig, Rückkehr zu mir; mein ganzer Zarathustra ist ein Dithyrambus auf die Einsamkeit. Der Ekel am Menschen, am „Gesindel“ war immer meine größte Gefahr.“

Nun stürzt er mit den geschliffensten Waffen heran, um darzutun, warum er „so klug ist“. „Gott, Unsterblichkeit, Erlösung, Seele, Jenseits, lauter Begriffe, denen ich keine Aufmerksamkeit schenkte. Gott ist eine faustgrobe Antwort, eine Undelikatesse gegen uns Denker; im Grunde sogar bloß ein faustgrobes Verbot an uns: ihr sollt nicht denken!“ Viel wichtiger ist ihm die Frage der körperlichen Ernährung, die man zum Handgebrauch so formulieren kann: Wie und wo hast gerade du dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von Kraft, von virtus im Renaissancestil zu gelangen? (Man sieht, Cesare Borgia ist ihm immer noch der äußerste Vollender.) Mit boshaftem Grinsen verzeichnet er, wie er in Deutschlands klassischer Bildungsküche

Digitized by Google

so schlecht gegessen habe. Aber er meint die Frage auch real ernsthaft. Die deutsche Küche ließ die Mehlspeise zum Briefbeschwerer entarten, und die Nachgußbedürfnisse der Deutschen machen ihm die Herkunft des deutschen Geistes verständlich: aus betrübten Eingeweiden. Seine Freude ist die Küche Piemonts, und statt der Alkoholika fließen ihm die lauteren Brunnen von Turin und Sils. Von starkem Interesse ist es, ihn seine Entwicklung so energisch aus den vitalsten Bedingungen der Ernährung und des Klimas darstellen zu hören; er nennt seine Unglücksorte: Naumburg, Leipzig, Basel, Venedig.

Seine Vorlieben geistiger Art zählt er auf: Heine (wegen seiner göttlichen Bosheit, „ohne die das Vollkommene nicht zu denken ist"); Shakespeare, weil er den Typus Cäsar konzipiert hat, und endlich seinen früheren Haschischbringer Wagner. Bedeutungsvoll ist, daß er ihn hier noch einmal den großen Wohltäter seines Lebens nennt. „Daß wir tiefer gelitten haben, auch aneinander, wird unsre Namen ewig wieder zusammenbringen!"

Über alle Ablehnungen, von denen die schlimmste in einem furchtbaren Haß gegen die Deutschen zutrage tritt („alle großen Kulturverbrechen von vier Jahrhunderten haben sie auf dem Gewissen") — über tausend Rutenstreiche und Nadelstiche, die er nach rechts und links verteilt, rettet er sich schließlich in trunkenen Preisstrophen über sich selbst in sein angeblich Positives. Noch sieht er unterwegs flüchtig auf das Weib, die liebenswürdige Mänade, das gefährliche kleine Raubtier, an dem Güte schon Entartung ist, noch tut er ein paar Große ab von der Gattung des bösartigsten Idealismus („Ibsen, die typische alte Jungfrau") — und dann sitzt er als selbstherrlicher Satyr-Gott brütend über dem Gebirge seiner Werke, satanisch-großtönender Verkündigungen voll: „Ich bin der erste Immoralist. Ich bin das Schicksal. Ich bin der Antichrist."

Wie Nietzsche jedes einzelne seiner geschaffenen „Schicksalswerke" zerlegt, das wird das Wichtigste an diesem Vermächtnis bleiben. Niemand könnte je eine berufenere Einführung in diese Welten ohne Grenze geben. Wie sie der Dichter hier aufschließt, werden sie erhellt in ihrer grausigen Schöne, die wie das Phantom eines Gottzauberers umherschwebt und die in ihrer Freiheit vom Gesetz nur eine Wahrheit für jene wenigen Augenblicke wird, in denen der arme Sterbliche einmal Thyrsusschwinger sein darf.

Der Selbstgott Nietzsche begeistert sich hier an seiner Kunst, zu sehen, zu dichten, zu wissen, zu schaffen. Nur weniges sei aus diesen wilden Begeisterungen hier wiedergesagt: „Die Kunst des großen Rhythmus, zum Ausdruck von übermenschlicher Leidenschaft, stammt erst von mir; mit einem Dithyrambus wie dem letzten des dritten Zarathustra, „die sieben Siegel" überschrieben, flog ich tausend Meilen über das hinaus, was bisher Poesie hieß. — Ich sah zuerst eine aus der Fülle geborene Formel der höchsten Bejahung, ein Jasager ohne Vorbehalt, zum Leiden selbst, zur Schuld selbst, zu allem Fragwürdigen und Fremden des Daseins selbst. Dieses letzte, freudigste, überschwenglich-übermütigste Ja zum Leben ist nicht nur die höchste Einsicht, es ist auch die tiefste." Er erzählt von der Geburt seines Zarathustra, von der „heiligen" Stelle bei Silvaplana, wo es wie ein Blitz über ihn kam — und daß er achtzehn Monate mit ihm schwanger ging. Zarathustra ist ihm der Typus der großen Gesundheit, er kam ihm als Offenbarung, als eine Entzückung. Ausführlich gibt er die Inspiration wieder: als ob die Dinge selber herangekommen wären und sich zum Gleichnis angeboten hätten. In Rom, wo er „jenes einsamste Lied dichtete, das je gedichtet worden", das Nachtlied, hört er immer die Worte um sich tönen: „Tot vor Unsterblichkeit . . ." Und dieser Erhöher aller irdischen Kräfte betont immer wieder, wie das ganze Werk mit seiner guten körperlichen Verfassung zusammenhing: der Leib war begeistert, die Seele war aus dem Spiel!

Der Froniker in ihm hat wohl nie einen furchtbareren Ausspruch getan, denn die Identität von Wahrheit und Ironie gibt er hier als Beweis seines Unsterblichen an . . .

Die letzte Steigerung seines außermenschlichen Bewußtseins bedingt schließlich das Bekenntnis: „Dieses Werk steht durchaus für sich. Mein Begriff „dionysisch" wurde hier höchste Tat; an ihr gemessen erscheint der ganze Rest von menschlichem Tun als arm und bedingt." Vor sich selbst erschauernd, steigert er seinen Taumel so weit, zu verkünden, daß Goethe, Shakespeare, Dante in dieser ungeheuren Leidenschaft und Höhe nicht zu atmen wissen würden. „Es ist kein Augenblick in dieser Offenbarung der Wahrheit, der schon vorweggenommen, von einem der Größten erraten worden wäre . ."

* * *

Der „Menschengott", der solche Sprache redete, sank wenige Wochen nach der Vollendung seines Schlußgesanges zu diesem Werke von „Ruhm und Ewigkeit", nach den brausenden Worten: „denn ich liebe dich, o Ewigkeit!" in die grenzenlose Nacht. Seine Freunde hielten den schon begonnenen Druck dieses Bekenntnisbuches auf. Peter Gast übergab es später der Schwester des Dichters — im ganzen ruhte es zwanzig Jahre in seiner Stummheit. Die Motive zu diesem langen Zurückhalten sind nicht bekannt geworden. Um so lauter reden heute, wo Nietzsches Leben und Werk ein Abgeschlossenes geworden, seine letzten stürmischen Abschiedsworte an die Welt, deren Umsturz er heißen wollte. Sie sind in der alten, am höchstem Griechentum erwachsenen Kraft

Digitized by Google

und in der edelsten Form gesprochen, aber in all ihrer übermäßigen Sonne schon düster umweht von acherontischem Grausen.

Gedichte.

Von **Karl Ernst Knodt** (Bensheim).

Sonnensegen.

Bei so viel Sonne muß man segnen
Die ganze weite Erdenwelt,
— Wie Gott belichtet und läßt regnen,
Soweit es seiner Huld gefällt.

Es tritt die Gottheit erst ins Leben,
Sobald das Licht in dich tritt ein,
— Und jedem kannst du Sonne geben,
Und Allen wirst du Segen sein.

Sprüche.

Wenn die goldne Morgensonne
Flammend leuchtet durch die Welt,
Wer gedenkt dann noch der Lampe,
Die zur Nacht die Stube hellt?

*

Wenn jeder Altar hier auf Erden
Nur Einen wahren Beter findet,
Dann muß es endlich Morgen werden,
Wär auch die weite Welt erblindet.

*

Die Wahrheit liegt nirgends fertig gebucht;
Doch der ist ihr nahe, der ehrlich sie sucht!

Der fromme Dieb.

Von **Sigfried Siwertz** (Stockholm).

Vater Guérin erwachte an einem Ostersonntag spät und sah die zitternden Sonnenreflexe auf dem Boden seines kleinen, schmutzigen Verschlages in einem Gäßchen des Quartier latin. Da machte er das Fenster auf und schaute hinaus. Unten lag der Asphalt blank vom Nachtregen, aber hoch oben zwischen den Dächern und den Rauchfängen war der schmale Himmelsstreif eisig blau.

Er rieb sich die Hände und beschloß, in die Sonne zu gehen. Bald saß er vor einer kleinen Kutscherkneipe, die große, feuchte Serviette sorgsam um den Hals gebunden. Er fühlte die milde Sonnenwärme über seine Hand gleiten und räusperte sich bedeutsam, als der Kellner mit dem Wein und der dampfenden Knoblauchsuppe herbeigeeilt kam.

Vater Guérin war Antiquar unten am Quai. An Wochentagen saß er in grünen Pantoffeln und einem schwarzen, wollnen Halstuch auf einem kleinen Klappstuhl vor seinem Bücherlager. Das war in einer Reihe von Kisten an der Barriere unter den zartgrünen Bäumen des Flußufers untergebracht. Alle möglichen Bücher hatte er, und zu allen möglichen Preisen, von zwei Sous bis zu vier Francs. Ein Brillat-Savarin lag dicht neben Homer, Marquis de Sade und Pascal rieben ihre Rücken aneinander, und ein gesammelter Victor Hugo zerdrückte ein paar arme, dünne Symbolisten. Das Ganze war von Lithographien und Holzschnitten, die die zurückgeschlagenen Kistendeckel bedeckten, gekrönt.

Unten murmelte und flüsterte die olivgrüne Seine.

Vater Guérin hatte selbst allerlei gelesen. Er glaubte nicht wenig von der Klugheit und dem Wissen zu besitzen, die das Alter zieren. Im übrigen hatte er ein sehr abwechslungsreiches, man könnte beinahe sagen, abenteuerliches Leben hinter sich. Seine Jugend war recht bewegt gewesen. Ich will nicht beschwören, daß ihm das Innere der Gefängnisse vollkommen unbekannt war. Aber die Jahre hatten einen Schleier über diese alten Widerwärtigkeiten gebreitet, und ich glaube nicht, daß seine Erinnerungen ihm nennenswertes Unbehagen verursachten.

An diesem Ostersonntag aber hatte er infolge äußerer Umstände einen kleinen Rückfall, und von dessen Folgen will ich erzählen.

Vater Guérin hatte langsam und würdig seine Mahlzeit beendet, und da ihn doch ein wenig fröstelte, beschloß er, einen Spaziergang zu machen.

Er war schon auf dem Platze vor Notre-Dame angelangt. Da türmte sich im Westen eine gewaltige, weiß glänzende Wolkenwelt auf. Sie wuchs blitzschnell und beschattete alles. Dann kam der erste Windstoß und rüttelte und zerrte an den Zeltdächern des Restaurants, und schon war auch Platzregen und Hagel da.

Vater Guérin suchte in der Kirche Zuflucht. Er tauchte gravitätisch einen Finger in das Weihwasser, stand einige Augenblicke an die Schranke gelehnt und sah die hundert kleinen, gelben Flämmchen an, die die schmalen Wachslichter vorne am Altar, hinter dem Gewühl der Kirchenbesucher, krönten.

Dann faßte er seinen Entschluß, steuerte mit gesenktem Kopf durch den Mittelgang und fand einen freien Stuhl.

Vor ihm saß eine kleine Dame unter einem sehr großen und prächtigen Hut. Verbotne Früchte hingen in verlockend roten Büscheln zwischen Chiffon und Seide. Diese allzu früh entfaltete Frühlingspracht hatte offenbar *auch* vor dem Hagel Schutz gesucht.

Der Geistliche sprach ein Gebet, und Vater Guérin erhob sich mit den andern. Nicht ohne

Digitized by Google

einen Schatten von Mißbilligung bemerkte er, daß die Dame vor ihm ganz gedankenlos sitzen blieb. Was hatte man mit so wenig Andacht in der Kirche zu suchen?

Aber was war denn das? — War da nicht die Börse dieses unerzogenen Wesens in dem kleinen Handtäschchen zu sehen, das halb offen über der Stuhllehne hing?

Man setzte sich wieder. Es war recht dunkel in dieser Ecke der Kirche. Alle sahen gerade vor sich hin auf den Altar.

Vater Guérin rückte auf seinem Stuhl hin und her, und starrte wie verhext die Börse an. Sie sah nicht leer aus. Er ahnte ihre süße, vielversprechende Schwere in der Hand. Vergeblich kämpfte die weise Bedächtigkeit des Alters gegen den neu erwachenden Jungendüberschwang. Wenn ich dieses eitle Weib strafte, murmelte er, und machte gleichzeitig unbewußt einen Überschlag über alle Vorteile, die ein solcher Coup ihm bereiten konnte — besseres Mittagessen für längere Zeit, Feuer im Kamin an den kalten Tagen, die gewiß noch kommen würden .... vielleicht sogar ein kleiner Besuch bei dem Mädchen im Nachbarhotel. Er seufzte schwer. Seine Hand war schon in dem kleinen, gestickten Seidentäschchen und zog sich rasch mit ihrer Beute zurück ...

Aber nun ward Vater Guérin von einer plötzlichen Angst befallen. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Welche Unbedachtsamkeit! Er, der doch glaubte, ein kluger und ehrenfester Mann geworden zu sein! Wenn man nun kam und für die Armen sammelte, dann würde die Dame ihre Börse suchen und dann ... Er mußte sofort aufstehen und gehen. Gehen ... aber er vermochte es nicht. Der Gedanke an das Spießrutenlaufen durch den langen Mittelgang jagte ihm Schauer über den Rücken. Er war schon im Begriff, das Geld unbemerkt wieder zurückzustecken ... Da brach die gesegnete Frühlingssonne mit einer ganzen Welt von Strahlen durch die gemalten Kirchenfenster, und die Dame stand plötzlich auf und ging, ohne zu bemerken, daß ihr Täschchen offen und leer war.

Ein Gefühl der Befreiung durchströmte den Alten. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Er wagte nicht, das Portemonnaie herauszunehmen, aber er wog es unten in der Tasche. Es war schwer, und er streichelte es zärtlich.

Mächtig brauste die Orgel durch die Hallen und hob und trug mit ihrem schwellenden Jubel.

Als Vater Guérin wieder die Augen aufschlug, erstrahlte die Kirche im Pomp der Auferstehung. Eine Prozession nahte, von zwei prächtig gekleideten Kirchendienern eröffnet, deren Stäbe taktmäßig auf das Pflaster schlugen. Auf den hohen Kerzen, die die kleinen, lieben Chorknaben trugen, schwankten dicke gelbe Flammen. Das große Rubinkreuz auf dem goldgestickten Meßgewand des Bischofs ließ Vater Guérin schwer aufatmen. Seine Augen trübten sich, als er die grandiosen Falten in den glattrasierten Gesichtern der Geistlichen sah. Ja, ja, viele fromme Mahlzeiten, viel guter stärkender Wein! ...

Noch immer tönte Orgel und Chor durch die strahlenden hohen Wölbungen. Die heilige Jungfrau unter dem Baldachin sah hold lächelnd auf all die geopferten Kerzen zu ihren Füßen. Wie schön sie doch war, die jugendfrisch strahlende Jungfrau Maria, so recht danach angetan, einen alten Mann zu entzücken.

Das gewaltige, gemalte Fenster über dem Seitenschiff glänzte schmelzend rot und himmelblau in seiner dunklen, steinernen Spitzeneinfassung. Vater Guérin verlor sich in diese wohlabgerundete und formenklare Welt schöner Linien und strahlender Farben. Sie wurde ihm unbewußt zu einem Bilde der Vollendung des Universums. Matt von dem Erfolg, der Musik und dem glänzenden Licht sank er zusammen. Lange saß er schweigend und wußte selbst nicht recht, was er empfand. Die grenzlose Güte der Vorsehung durchdrang ihn wie der Duft eines starken und süßen Weines. Das Herz schwoll ihm in der Brust. Er griff sich mit seinen armen, gierigen Fingern an den Kopf. Was war das? Er wurde ganz demütig vor Glück. Mit gefalteten Händen und tränenden Augen fiel er auf die Kniee und betete in einem Rausch von Jubel und Zerknirschung zu dem unendlichen Schöpfer.

Seither ging Vater Guérin oft in die Kirche.

(Deutsch von Franzis Maro.)

Randbemerkungen.

Der Streit um Bülows Sturz

wütet weiter, aber einen wirklichen Nutzen hat die endlose Debatte nicht gebracht. Denn darüber täuscht doch keine Rabulistik hinweg, daß die Konservativen, auch wenn sie den Kanzlersturz nicht als Ziel erwählten, sich doch über die Folge ihres Handelns und darüber klar sein mußten, daß Fürst Bülow in demselben Augenblick den Staub der Wilhelmstraße von seinen Füßen schütteln mußte, in dem nicht nur die Erbschaftssteuer fiel, sondern auch der Block zusammenbrach. Gewiß, es mochte ein verhängnisvoller Fehler des vierten Kanzlers sein, daß er sich so völlig auf den einen, finanziell nicht einmal übermäßig bedeutenden Teil der Reform festlegte; aber es war einmal geschehen, und so mußte eine Niederlage auch den Sturz herbeiführen. Fürst Bülow selbst hat stets betont, daß die Ernennung wie die Entlassung der Minister lediglich von der Krone abhängte; aber er hat auch in dem bekannten Interview ebenso wie früher darauf hingewiesen, daß politische Situationen entstehen können, unter denen ein Minister, der Überzeugungen hat, nicht im Amte bleiben kann. Daß ein solcher Augenblick gekommen war, wußten die Konservativen, und sie wußten auch, daß ihre Taktik den Sturz des Kanzlers herbeizwingen werde. Wozu also das lange Gerede? Es wäre doch keineswegs unhonorig, wenn die Konservativen ruhig erklärten, daß sie, vor die Alternative gestellt, zwischen der Bewilligung der Erbschaftssteuer und dem Sturz des Kanzlers, also zwischen der Preisgabe eines Prinzips und einer nach ihrer Ansicht

Digitized by Google

wohl zu ersetzenden Persönlichkeit zu wählen, sich für den zweiten Fall entschieden haben. Nur daß freilich dann der Geruch einer konservativen Neigung zum parlamentarischen Mehrheitsregimente aufsteigen und sich auch durch die schärfsten Räucherkerzen nicht vertreiben lassen würde. Und um diesen Geruch nicht aufkommen zu lassen, deshalb krakehlt man jetzt über die sehr klare Frage, wer denn nun eigentlich den Kanzler gestürzt hat.

* * *

Herr Bassermann,
so wurde gemeldet, sei mandatsmüde. Das Gerücht ist alsbald dementiert, und die Mitteilung verbreitet worden, daß er nur seines jetzigen Wahlkreises Rothenburg-Hoyerswerda müde sei. Und man fügt hinzu, daß der eigentliche Grund nicht in ihm selbst, sondern in der Wählerschaft gelegen sei, die eben von dem süddeutschen Advokaten nichts mehr wissen wolle. Natürlich fehlt es nicht an einer Fülle von Kommentaren über diese neue Ceres, die durch alle Lande eilt, um die verlorene Tochter zu entdecken. Man fühlt es offenbar gar nicht, wie jämmerlich im letzten Grunde die Tatsache ist, daß bei dem Vorwalten der Kirchturminteressen und der eigentümlichen Vorliebe der Wählerschaft für Lokalgrößen selbst für die bedeutendsten Männer des Parlamentes und für verdiente Parteiführer leidlich gesicherte Wahlkreise kaum zu finden sind, und man achtet auch kaum darauf, daß eben hierin einer der entscheidenden Gründe für das Sinken des geistigen Niveaus der Parlamente beruht. Wäre es denn zum Beispiel möglich, für einen Mann wie den Grafen Posadowsky, der doch die Struktur und die Bedürfnisse des Staatslebens in ganz andrer Weise überblickt als irgend ein bayrischer Bierwirt oder ein schlesischer Kossät, einen parlamentarischen Sitz zu erlangen? Wer nicht parteipolitisch abgestempelt und zugleich im Kreise angesessen ist, der wird wie ein Bettler, wenn er wirklich anzuklopfen wagt, von der Türe gewiesen. Welch tiefe Ironie aber liegt darin, daß man jetzt, da angeblich ein so starker liberaler Hauch durch die Lande geht und stolze Hoffnungen jede liberale Brust schwellen, mit der Leuchte des Diogenes und wohl auch mit seinem Erfolge auf die Suche geht, um für den hervorragendsten Führer der Linken einen Wahlkreis zu suchen!

* * *

Der Bauernbund
hat sich sein Haupt gewählt. Er hat sowohl auf Herrn Gothein wie auf jeden andern Bannerträger des Manchestertums verzichtet und sich einen Abgeordneten erkoren, der wirtschaftlich durchaus das Programm des Fürsten Bismarck vertritt und sogar im heißen Wahlkampf zu Marburg Herrn Hello v. Gerlach zur Strecke gebracht hat. Man will also offen vor aller Welt feststellen, daß der Bauernbund keineswegs eine Fortsetzung der alten freisinnigen Bauernvereine bilden soll, wie sie früher in Pommern tätig waren. Man will im Gegenteil den Bund der Landwirte und die in ihm immer stärker zu Geltung gelangenden, auf die Bevorzugung der Interessen des Großgrundbesitzes gerichteten Tendenzen auf dem eignen Gebiete und mit den eignen Waffen bekämpfen; man will aber nicht den toten Leichnam des Freihandels zu galvanisieren versuchen. Hat doch der natürliche Groll über das Vorgehen der Konservativen gegen die Erbschaftssteuer nicht plötzlich aus den bäuerlichen Anhängern des Zolltarifes Gläubige des freihändlerischen Evangeliums gemacht, sondern nur die politische Stimmung soweit radikalisiert, daß dort, wo bisher ein Zweifel an der Gottähnlichkeit des jeweiligen konservativen Kandidaten niemals bestand, die Augen sich plötzlich öffneten und nach neuen Männern verlangten. Der Bauernbund soll eben nur ein Protest gegen die Allmacht des Bundes der Landwirte und gegen die rücksichtslose Ausnutzung dieser Allmacht für einseitige Interessen sein. Li.

* * *

Der katholische Strandklub.

Das Meer galt bisher für interkonfessionell, und die Erholung, die man an seinem Strande fühlt, desgleichen. Herr Regierungsbaumeister Krinel aber, der z. Zt. im Ostseebade Sellin weilt, ist damit nicht zufrieden. Er ist Vorsitzender des „Katholischen Strandklubs“ und eifrig bemüht, den Schäflein seiner Herde eine alleinseligmachende Erholung zu verschaffen. Bald ladet er alle Katholiken zu einem Ausfluge, bald zu einem Familienbade ein und paralysiert so den ungünstigen Einfluß, den das Baden von Katholiken und Protestanten im selben Meere ausübt. Auch verfehlt er in seinen Bekanntmachungen nie, darauf hinzuweisen, daß die „Germania“, „Kölnische Volkszeitung“ und die „Schles. Volksztg.“ im Lesesaal ausliegen. — Und dann kommen die Herrschaften und beklagen sich über mangelnde Parität, Zurücksetzung und dergleichen. Dr. P.

* * *

Die Theaterdirektoren als Kritiker.

In Wien spricht man zu allen Zeiten viel vom Theater. Nichts ist hier dem Menschen wichtiger als die Dinge des Theaters. Eine Operettenpremière ist geradezu ein historisches Ereignis, das alle Federn Wiens in Bewegung setzt, und wenn eine kleine Theaterprinzessin ihren Liebhaber wechselt, so werden daran Erwägungen geknüpft, wie wenn im deutschen Reich ein neuer Kanzler kommt. Infolgedessen halten sich aber auch alle Wiener für geborene Kritiker. Die absolutesten Laien — sogar die Theaterdirektoren — bilden sich ein, vom Theater etwas zu verstehen. Dieses Verständnis dokumentieren sie gelegentlich in sonderbarer Art . . . Herrschte da vor drei Jahren im Operettenreich eine große Sterilität. Keine Operette erreichte mehr als hundert Aufführungen, und fast schien es, als wären alle toten Operettenkomponisten ausgeplündert. Das gesegnete Operettenland war eine Wüste geworden. Da kamen die Leiter des „Theaters an der Wien“ auf eine geniale Idee. Sie machten sich daran, die großen unbekannten Operettenkomponisten zu entdecken. Sie schrieben hohe Preise für die besten Operetten aus, und da Theaterkritiker und Schauspieler und Regisseure und Dichter und Professoren von der wahren Operettenkunst allein nichts verstehen, setzten die Direktoren nicht auch ihren Kassierer, sondern nur sich selbst ins Preisrichterkollegium. Und die Weisen fanden so eine wunderbare Operette. Schleunigst kauften sie die Direktoren dem unbekannten Autor zur Aufführung ab. Eine preisgekrönte Operette, das ist schon des Schweißes der Edlen wert. Wenn das dem Publikum nicht mehr imponiert, dann zieht überhaupt nichts mehr! Und die Reklametrommel wurde für den unbekannten Autor geschlagen, daß es nur so eine Art hatte. Kurz: das kommende große Ereignis warf seine Schatten voraus. Da geschah aber ein Wunder: noch ehe der unbekannte Autor den Direktoren reichen Tantièmensegen ins Haus brachte, stellte sich heraus, daß die „lustige Witwe“ von Franz Lehar das genialste Werk ist, das die Welt je sah. Was natürlich den unbekannten Preisgekrönten nicht hinderte, seine Operette für weit genialer zu halten. Die Direktoren waren allerdings andrer Ansicht. Sie erklärten die von ihnen preisgekrönte Operette für einen Schmarr'n und wollten sie um keinen Operettenpreis aufführen. Da verklagte der Autor das Theater. Die Direktoren wurden verurteilt; sie haben aber ihre Meinung über die Operette keineswegs wieder geändert, sondern sie wollen demnächst die preisgekrönte Stümperei aufführen. Auf den Theaterzettel werden sie aber keineswegs drucken, daß sie die Operette einmal mit einem Preis ausgezeichnet haben, sondern daß sie das Werk nur auf gerichtlichen Befehl aufführen, also so unschuldig sind, wie ein neugeborenes Kind. Ja — auch eine preisgekrönte Operette sieht ganz anders vor einem Massenerfolg aus als nachher.

Ernst Friedegg, Wien.

Digitized by Google

Der Traum des Aviatikers.

Er hatte sehr viele Krebse gegessen und schlief nun sehr unruhig; er träumte von großen roten Luftballons mit großen roten Krebsscheren, die immerzu auf- und zuschnappten. Es knirschte in der Luft, und er saß am Waldesrande auf einem harten Stein und starrte die roten Krebsscherenballons an. Da kam ein alter Minister mit langem schneeweißen Bart, in Gehrock und Zylinder, und sagte zu dem Aviatiker: „Sie haben was Schönes angerichtet. Sie sollten tüchtig ausgeklopft und dann ausgestopft werden, damit man Sie als Ober-Monstrum im Museum für veraltete Staatseinrichtungen ausstellen kann — im Glasschrank — gegen Extra-Entree — das haben Sie verdient.“ Der Mann auf dem Steine wollte sich erheben, konnte aber nicht, mühsam rief er: „Was wollen Sie von mir?“ Der Minister hüstelte höhnisch und meinte: „Tun Sie nur nicht so unschuldig. Sie wissen ganz genau, was Sie angerichtet haben, Sie — Geheim-Anarchist.“ Da wurde der Mann auf dem Steine sehr wütend und brüllte wie ein Stier: „Was wollen Sie von mir? Ich weiß nicht, was ich angerichtet habe; ich weiß gar nichts!“ Wieder hüstelte der Minister sehr höhnisch und sprach dann mit donnernder Stimme: „Ich bin ein Minister und weiß alles. Ich weiß, daß Sie die besten Gleitflieger hergestellt haben — und damit haben Sie das Unglück in die Welt gebracht. Wollen Sie das leugnen? Können Sie das leugnen? Wissen Sie nicht, was die Folge war? Wissen Sie das nicht?“ „Ich weiß,“ sagte der Mann auf dem Steine, „wie ich schon vorhin bemerkte, gar nichts. Drücken Sie sich gefälligst deutlicher aus. In welchem Staate sind Sie denn eigentlich Minister? Sie kommen mir so sonderbar vor.“ Da versetzte der alte Herr: „Ich bin Minister in einem Staate, der gar nicht mehr existiert. Sie haben mich ruiniert mit Ihren Gleitfliegern. Es existiert überhaupt kein Staat mehr. Kennen Sie denn nicht das Museum für veraltete Staatseinrichtungen? Tun Sie doch nicht so. Da ist alles mögliche zu sehen.“ Jetzt wurde der Mann auf dem Steine ungeduldig. „Mein Herr,“ sagte er grimmig, „wenn Sie mir jetzt nicht bald sagen, was eigentlich los ist, so sollen Sie sehen, was passiert. Ich stehe auf!“ „Sie können ja gar nicht aufstehen!“ rief jetzt lachend der Minister, „Sie sind ja angeschmiedet auf Ihrem Stein. Sie verbüßen ja schon die erste Höllenstrafe — weil Sie die Vaterländer umgebracht haben.“ Der Angeschmiedete sagte nun ganz ruhig: „Ich habe die Vaterländer umgebracht? Ach so! Jetzt verstehe ich die Geschichte. Sind wirklich schon so viel Gleitflieger da, daß alle Menschen nur noch in der Luft herumfahren? Das wäre ja köstlich. Das wäre ja die Erfüllung meiner Träume. Reden Sie, Herr Minister, ich vergehe ja vor Ungeduld. Gibt's tatsächlich keine Vaterländer mehr?“ Der Minister strich sich seinen langen weißen Bart mit der linken Hand sorgfältig von oben nach unten und sagte gutmütig: „Die Reichen fahren in lenkbaren Luftschiffen, an denen sich Krebsscheren befinden — rückwärts fahren sie immer — das ist symbolisch für die Wohlhabenheit. Die arbeitende Bevölkerung fährt in Gleitfliegern. Und da nun kein Mensch mehr zu Hause ist — die Gleitflieger sind ja heutzutage noch billiger, als es früher die Fahrräder waren — so kann er zu Hause nicht mehr besteuert werden — und darum haben die Staaten aufgehört zu existieren — Vaterländer gibt's nicht mehr — jedermann ist ewig im Auslande — Frau und Kind auch — überall gibt's nur noch Fremde. Jeder Mensch wird Fahrgast genannt oder Luftonkel. Das alles wissen Sie nicht? Haben Sie denn zehn Jahre geschlafen? Es scheint mir beinahe so. Sie machen einen sehr verschlafenen Eindruck. Nun — vielleicht ist das auch eine Strafe für Ihr Verbrechen. Sie werden noch mehr Strafen bekommen. Bleiben Sie nur da sitzen.“ Der Minister drehte sich um und ging kerzengerade in Gehrock und Zylinder dem nahen Walde zu. Der Mann auf dem Steine blickte zum Himmel und sah plötzlich Millionen von Gleitfliegern herunterfliegen — Eskimos saßen auf den Gleitfliegern. „Aha!“ sagte der große Aviatiker, „das ist die große internationale Völkervermischung. Deshalb bin ich angeschmiedet.“ Er machte die Augen zu und schlief weiter.

Paul Scheerbart (Berlin).

Zur Klarstellung.

Herr Victor Laverrenz, der Herausgeber der „Jugendpost“, nötigt mich, noch einmal mich mit ihm zu befassen. Ich wies schon kurz seine unerhörte und auch wohl von keinem geglaubte Behauptung zurück, ich hätte in meinen Briefen an ihn zugegeben, daß ich die „Jugendpost“ gar nicht kannte, als ich sie angriff. Es scheint mir aber doch zweckmäßig, noch ein paar Worte zur Klarstellung zu sagen.

Herr Victor Laverrenz schreibt: „Er kennt nämlich, wie er in seinen Briefen an mich zugibt, die „Jugendpost“ gar nicht, trotzdem ich ihm selbst eine Anzahl Nummern zur Prüfung zugeschickt habe. Er hat sie offenbar nicht gelesen, zum mindesten keinen Einwand dagegen erhoben.“ Man beachte: „offenbar“ und „zum mindesten“. Aber doch die Unterstellung, ich hätte zugegeben.

Eigentlich mißbrauche ich meine Zeit, wenn ich noch ein Wort weiter sage. Aber vielleicht lohnt es sich. Und es ist ja auch der Sache wegen.

Also „Zur Klarstellung“ kurz dieses:

Ich zeige Herrn Laverrenz meinen Entschluß an, zurückzutreten. Er antwortet am 15. August (die Daten sind sehr wichtig) in einem vier Seiten langen Brief, in dem er mich bittet, noch zu warten, er bereite eine Entgegnung vor, die mir in einigen Tagen zugehen würde. Und dann schreibt er u. a. auch: „Ich muß annehmen Sie kennen die Jugendpost gar nicht, sonst würden Sie sich von ihr nicht abwenden wollen.“

Darauf schreibe ich ihm am 16. August nur kurz, daß ich meine Zuschrift an die „Gegenwart“ schon abgesandt hätte, aber sofort mit dieser selben Post an Dr. Heilborn schriebe, er möchte meine Erklärung noch zurückhalten, ich wollt erst Herrn Laverrenz hören. Umgehend schreibe ich das, eiligst, ohne auf weiteres einzugehen, schreibe es überhaupt nur aus Courtoisie; denn was konnte seine Entgegnung an meinem Entschluß ändern? Es war nur ein ritardando der Ritterlichkeit.

Daraus also, daß ich mich in seinem eigensten Interesse kurz fasse, nur auf das zunächst Wichtige beschränke, konstruiert er offenbar ein Eingeständnis, daß ich die Jugendpost nicht kannte. Anders kann es gar nicht sein.

Am 17. dankt er wieder in einem vier Seiten langen Brief, daß ich meine Erklärung noch zurückhalten wolle. Ich mußte ihm aber umgehend schreiben, daß Herr Dr. Heilborn gemeldet, sie sei schon in Druck, es ginge nicht mehr, und ich müsse ihn nun also bitten, meinen Namen zu streichen. Seine inzwischen eingetroffene Entgegnung „Bestellte Arbeit“ könne auch an meinem Bedenken nichts ändern.

Am 19. schreibt er wieder einen langen Brief. Er will, „um zunächst das Formale zu erledigen, meinen

Digitized by Google

Namen streichen". Am Schluß dieses Briefes steht dann: „Und nun richte ich an Sie die letzte Frage: Haben Sie selbst die Jugendpost gelesen? usw."

Gleichzeitig mit diesem Brief bringt mir die Post einen vom 20. Beide Briefe tragen den Poststempel Berlin, 20. 8. 09. L. hatte inzwischen meine Auslassungen in der „Gegenwart" gelesen. „Diese trennen uns für immer", schreibt er und schließt: „Ich habe Sie gefragt, ob Sie die „Jugendpost" kennen. Die Antwort sind Sie schuldig geblieben. Das spricht für sich selbst."

Ich antworte umgehend, wie die Sachen liegen. Und eben habe ich dem Briefträger, der mir die neue Post bringt, diese Antwort mitgegeben, er ist noch nicht zum Hause hinaus, halte ich schon eine gedruckte „Klarstellung" von Herrn Laverrenz in Händen, worin er jene unerhörte Anschuldigung ausspricht. Diese Klarstellung ist aber schon vom **18. August** datiert, wo er von mir noch nichts weiter in Händen hatte, als die in seinem eigensten Interesse sich auf das Nötigste beschränkenden Mitteilungen. So eilig hatte es Herr Victor Laverrenz! Und so leichtfertig erlaubte er sich, mir eine Handlungsweise anzudichten, die mich als in unerhörtem Maße gewissenlos darstellen mußte!

Was nun die Sache der „Jugendpost" selbst anbelangt, so begnüge ich mich mit folgender Erklärung:

Die Erzählung des Herrn Victor Laverrenz in der „Jugendpost" „Jung Erichs Fahrten und Abenteuer" bürgt mir nicht dafür, daß er der berufene Leiter eines Unternehmens ist, das die „Jugendlektüre" veredeln will, daß er der Kapitän ist, unter dessen Flagge auch ich segeln möchte. Daß ihm auch gute Beiträge geschickt wurden, daß so und so viele Behörden die „Jugendpost" empfohlen haben — das sind naive Einwendungen gegen die Angriffe, die eine literarische Kritik gegen ihn, den Herausgeber, zu machen hat. Eine Behörde kann andre Maßstäbe anlegen, ich nur den literarischen.

„Der Sturm fegte vom Meer her über die Küste dahin und brachte einen fast eisigen Wind mit." (Heft 6, Spalte 10.) Dieser fast eisige Wind, den der Sturm mit sich bringt, genügt allein schon, das Interesse für die „Jugendpost" und ihren Leiter bei mir abzukühlen bis auf den Gefrierpunkt. Wenn Herr Victor Laverrenz übrigens in seiner Entgegnung „Bestellte Arbeit" Otto Ernst als Eideshelfer zitiert, so sei ihm bemerkt, daß Otto Ernst mit der „Freude an der spannenden Handlung" nicht die Freude am schlechten bombastischen Stil meint. Ich kenne Otto Ernst als langjähriger Freund ganz genau und weiß, daß das auch für ihn zweierlei ist. Spannende Handlung wissen sämtliche Gegner des Herrn Laverrenz aufs höchste zu schätzen.

Und nun noch eins: warum ich nicht schon früher sprach? Ich war von Anfang April bis 15. Mai auf Reisen. Nach meiner Rückkehr nahmen mich die aufgesammelte Korrespondenz und dringende Arbeiten ganz in Beschlag, die Drucksachen, wie Probehefte u. dgl. mußten erst noch liegen bleiben. Anfang Juni dann machten mich die Angriffe der „Jugendschriften-Warte", die mir ein Freund brachte, erst wieder auf die „Jugendpost" aufmerksam. Dringende Arbeiten aber, mit denen ich im Rückstand war, gingen vor. Dann überschattete Lilien-crons Tod noch andres als nur die „Jugendpost". Und so kam es, daß ich erst auf den Angriff der „Gegenwart" hin zur Sache Stellung nahm. Inzwischen hatte ich freilich meinem Töchterchen, dem sie in die Finger geraten war, die Jugendpost wieder weggenommen. Das sei nichts für sie, sagte ich, obgleich ich nur erst einen flüchtigen Blick in diese Hefte geworfen hatte. Wie leichtfertig! wird Herr Laverrenz mit Emphase ausrufen. Aber der gute Geschmack hat eine feine Nase.

Das ist nun alles, was ich in dieser Sache zu sagen habe, und weiter kein Wort. Victor Blüthgen hat sich in der „Täglichen Rundschau" ja auch deutlich genug ausgesprochen. Herr Victor Laverrenz schrieb mir zwar, Victor Blüthgen hätte seine Äußerungen zurücknehmen müssen. Nun, ich habe auch den »Non olet«-Artikel der „Täglichen Rundschau" gelesen. Der aber hat mir das Bild nur vervollständigt.

Hamburg-Groß Borstel, 25. August 1909.

Gustav Falke.

Der Wundermacher.

Der Techniker wird viel geehrt,
Weil oben er nach unten kehrt,
Weil sich geschwängert zeigt zumeist
Von Prachtideen sein Übergeist.

Er rast die ganze Welt herum,
Macht halb verrückt das Publikum,
Steigt unters Wasser, in die Lüfte,
Braucht Dampf und Donner, Draht und Düfte.

Die Technik schluckt die Bürger ein
Wie arme kleine Würmelein.
Das Riesenschiff fliegt droben munter,
Der Schiffer aber — t hinunter.

Denn er beherrscht die Dimension,
Er achtet Bettler nicht noch Thron,
Reserveleutnant nicht noch Säbel —
Er zieht bloß irgend einen Hebel . . .

Dann sieht selbst ein Jurist ein,
Daß die Juristen gar nichts sein,
Ihr Fell ist rasch davongeschwommen,
Wenn bloß die Ingenieure kommen.

So wird kein Gegenstand gesch'n,
Den nicht die Techniker verdreh'n.
Zwar geh'n dabei entzwei die Knochen,
Allein —: 's ist ein Rekord gebrochen!

Vom Auto bis zum Röntgenstrahl,
Vom Farbenbild zum Mittagsmahl,
Das man in Pillen schluckt und Tropfen,
Blüht heut dem Techniker der Hopfen.

Er steht im Dienste der Kultur,
Wenn er maschint die Kreatur,
Daß sie herumrast wie besessen,
Nicht denkt an Schlafen, Lieben, Essen!

Digitized by Google

Es macht der Mann vor nichts mehr halt,
Da er selbst Amorn stellte kalt:
Denn er verdammt die Liebesneugung
Und sinnt auf künstliche Erzeugung.

Da mach ich aber nicht mehr mit —
Kerls, bleibt vom Leibe mir drei Schritt!
Ich lobe fort der Frauen Namen,
Die in der Technik Waisendamen.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von Martin Buber. Verlag Eugen Diederichs (Jena).

In diesem Buche handelt es sich um Gefühlsüberschwänglichkeiten, die wie ein Sturm mit sich reißen, auf fremde unbetretene Gebiete führen und alle unsre Begriffe erweitern. Was wir als Höchstmaß der Begriffe: Schönheit — Glückseligkeit — Traurigkeit — Gewalt empfanden, wird beim Lesen des Buches bald als unzulänglich erkannt. Da wird von Dingen geredet, die nach einem „Hineinschlüpfen in Gott" erlebt wurden, d. h. in Augenblicken, in denen der Geist sich über das Bewußtsein des Irdischen, des Begrenzten, hinausreckt in das All — und dieses All mit sich selbst als eine Einheit empfindet. Es wird auch von dem langen, qualvollen Ringen um jene Erhebung in die Unendlichkeit geredet, und in wehmütigen Worten wird das leidvolle Erwachen geschildert. Das aber, was dazwischen liegt, ist mit keiner Glückseligkeit zu vergleichen. Der Ekstatiker empfindet sich nur als Seele und hat kein Bewußtsein mehr von seiner Leiblichkeit. Er fühlt sich so erleichtert von der hemmenden Last des Leibes, daß er sich mit Gott stürmisch vermählt und im Drängen von einer ungeheuren Empfindung zur andren kein Ende finden mag. — Vor der Gewalt der Darstellung schweigt der Verstand. Seine Einwendungen wären auch alle ganz nichtig. Es ist wenig wert, ob ein Psycholog vielleicht einen der Ekstatiker als hysterisch bezeichnet und damit die Gemütsstimmung erklärt zu haben glaubt, aus der heraus jene Bekenntnisse entstanden. Die Hauptsache: das Bekenntnis an sich, kann nicht erklärt werden. — Die tiefsten Gefühle, die ein Mensch erleben kann, sind in diesem Buch geschildert. Die reinsten Offenbarungen über das Transzendentale. Also geht das Buch alle Menschen an und ist nicht nur für einen beschränkten Kreis herausgegeben. — Die Sammlung macht den Eindruck künstlerischer Geschlossenheit. Nirgends zu viel und nirgends zu wenig. Der Herausgeber läßt die bedeutendsten Ekstatiker aller Zeiten und aller Völker zu Worte kommen. Da sind sie beisammen: Inder, Perser, Klosterfrauen des Mittelalters, Chinesen, Holländer; da sind Fürsten und Bürger, Gelehrte und Ungelehrte, Junge und Greise. Alle Rang- und Zeitunterschiede sind geschwunden. Alle einen sich in ihren Offenbarungen. — Der Herausgeber sagt in seiner Einleitung viel Schönes über das Wesen der Ekstase. Das Buch ist sympathisch ausgestattet und so dauerhaft kartoniert, wie es sich für ein Werk gehört, an dem man lange zu lesen hat. Albert Helms (Blankenese).

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart", Berlin W 9. Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Literaturpflege im Hause. Ein anerkannt vortreffliches und bequemes Hilfsmittel, die moderne Literaturbewegung in Deutschland und dem Ausland leicht und zuverlässig zu verfolgen, ist die jetzt im 12. Jahrgang erscheinende Halbmonatsschrift für Literaturfreunde „Das literarische Echo", (Berlin, Egon Fleischel & Co.), über die unsre Leser einen ausführlichen Prospekt diesem Hefte beigefügt finden.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN

Hotel der Kaiserhof

Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG

Hotel Atlantic

Restaurant Pfordte

Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an

1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

W. DITTMAR, Möbelfabrik

Berlin C. Molkenmarkt 6. Gegr. 1836.

Formen und Ausführung im engsten Anschluss an die Wünsche und den Geschmack der Gebildeten unter besonderer Berücksichtigung des Künstlerischen. Die Preise sind sehr billig.

Die Firma hat in einer Filiale in der Tauentzienstr. 10 eine dauernde Wohnungs-Ausstellung, die täglich 9—1 und 3—7 geöffnet ist. Sonntags 12—2. Abbildungen hiervon gern kostenfrei.

Die eigenen Fabriken der Firma Berlin O., Cadinerstrasse 20, stehen gern zur Besichtigung offen.

Wie richte ich meine Wohnung ein? Heft mit erläuternden Abbildungen und Preisverzeichnisse mit Abbildungen werden gern kostenfrei gesandt.

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W, Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische** Körperschaften des öffentlichen Rechts insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	**736,306,124 M. 16 Pf.**
Kommunal-Darlehnsbetrag	" " " "	**143,999,450 " 49 "**
Umlaufende Central-Pfandbriefe	" " " "	**705,206,450 " — "**
Umlaufende Kommunal-Obligat.	" " " "	**134,148,100 " — "**

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß. Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel**-Papiere, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc. direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.
Berlin.

Détail-Verkauf:
Leipziger-Strasse 35 a, Ecke Charlottenstrasse und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Speziallisten gratis.

Le Spectateur

Monatsschrift für Geistesphilosophie

und ihre Anwendung auf das tägliche Leben, die wissenschaftliche Arbeit und die soziale Tätigkeit.

Jährlich (inkl. Porto) **6,85 Mk.**

Probenummern gratis und franko von

R. Martin-Guelliot

99 Brd. Raspail, Paris VI.

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. 140 cm breit. 3 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.

Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 37. Berlin, den 11. September 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Der Glockenguß zu Breslau.

Trotz allem, trotz dem Segen des Papstes und der Bischöfe, trotz dem Weihrauchdunste und dem kirchlichen Gepränge, trotz all der gewaltigen Scharen, die durch die Straßen von Breslau zogen, ging doch ein Hauch der Ermüdung von diesem Katholikentage aus, der nur der Religion dienen soll und doch nur einen politischen Charakter tragen kann. Aber eben, weil man dies bestreitet, weil gerade jetzt im eignen Lager der Kampf um das Wesen des Zentrums entglomm, und weil man die These um so klarer zu halten suchte, daß zwischen der Partei und der Tagung eines konfessionellen Volksausschnitts eine reinliche Scheidung bestehe, deshalb zog man sorgsam am Graben entlang und hütete sich nach Kräften hinüberzuspringen. Und deshalb waren die Reden so leer und die Tagung so wenig bewegt. Nur dann wurden die Augen größer, und dann lauschten auch die Nichtbeteiligten mit größerem Eifer, wenn doch einmal die Forderungen des Tages zu ihrem Rechte kamen.

Sonderbar aber, daß an diesen dem Schicksal des deutschen Katholizismus gewidmeten Tagen (an denen doch, wie uns versichert wird, nicht nur die Keule des Gebetes geschwungen und die Haubitze des Glaubens abgeschossen werden soll, an dem man auch mit allen geistigen Waffen kämpfen und alle Streitfragen mutig lösen will) so sorgsam an der von den Modernisten geweckten Bewegung vorübergeschlichen wird. Ist diese Bewegung so bedeutungslos, daß man einer Besprechung entraten darf, so ist der Zorn nicht verständlich, mit dem man sie von Rom aus bekämpft; ist sie ernst zu nehmen, so müßte man auch auf den großen katholischen Tagen Stellung zu ihr nehmen. Nur daß es schwer sein würde, ihr mit den üblichen, die Menge betäubenden, sanft die Gewissen einschläfernden Phrasen den Boden zu rauben: die Wissenschaft würde sich schnell als rissig erweisen, die gegen die Wissenschaft kämpft und sie zum Tode verdammt.

Man hat nicht von Schell und Schnitzer, von Ehrhardt und Merkle gesprochen, von all diesen tapfern und klugen Männern, die von der Sehnsucht erfüllt sind, die mittelalterlichen Hallen der römischen Kirche mit einem Hauche modernen Geistes zu erfüllen, die keine Rebellen gegen die Autorität des Papstes sind und nicht den Glauben bekämpfen, die vielmehr mit leidenschaftlicher Liebe an diesem Glauben hängen, und die dennoch vom Vatikan her vom Blitzstrahl getroffen und von deutschen Bischöfen als Männer gescholten werden, die sich „frecherweise als geistliche Bandenführer aufspielen“. Warum man schweigt? Damit zu den sorgsam behüteten Massen kein Hauch von diesem Geiste dringe, der nach den Worten des Papstes aus der „zügellosen Wißbegierde und dem Ehrgeiz des Individualismus“ stammt, den man nicht zu widerlegen, sondern nur durch Machtworte zu bannen vermag. Man hat in Breslau Worte der Sehnsucht gesprochen, daß doch nun endlich einmal „der“ Dichter des Katholizismus erscheinen und eine aus katholischem Geiste geborene Literatur erstehen möge, und einer der Führer, Freiherr v. Hertling, hat schon vor Jahren gefragt: „Sollen wir schließlich wie Fremdlinge unter unsern Zeitgenossen herumwandeln? Und sollen wir das Kostbarste unsres inneren Lebens nur dadurch vor Verderben bewahren, daß wir uns fern halten von all den Errungenschaften und Interessen der modernen Welt? Wie können wir hoffen, Einfluß auf unsre Zeitgenossen zu gewinnen, wenn wir die Argumente wiederholen, mit denen die Männer des dreizehnten Jahrhunderts die Irrtümer ihrer Zeit bekämpften, wenn wir in einer längst verklungenen Sprache früherer Jahrhunderte mit ihnen reden!“ Auf diese Klage wird es niemals einen Trost geben, weil es im eigensten Wesen des kirchlichen Katholizismus liegt, sich abzuschließen, nicht zu dulden, daß die Fluten des Lebens über die Schranken brausen, sich nicht zu entwickeln, sondern starr zu bleiben, an Voraussetzungen festzuhalten, nicht aber vorurteilslos an Erlebtes und Neuzuerlebendes heranzutreten.

„Siehe, die Füße derer, die sie begraben wollen, stehen schon vor der Tür!“ — so schrieb einer von denen, die herausdrängten aus der dumpfen Luft des Turms, und er hat sich als Prophet erwiesen. Darum will der Dichter nicht kommen, der doch die freie Luft und das endlose

Digitized by Google

Reich der Gedanken braucht, der keine Fesseln tragen, der nicht wie ein Rauchfaßträger sich kommandieren lassen will. Die Edikte des Papsttums und seine Encykliken, die Index-Kongregation, die geistliche Zensur — das zermalmt nicht nur den Modernismus, sondern es erstickt jedes freie geistige Leben. „Von ihrem Standpunkte aus kann die römische Kirche ein inneres Verhältnis zur Wissenschaft überhaupt nicht haben. Sie weiß von vornherein alles besser, ist über allen Irrtum erhaben und von menschlicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit so wenig abhängig, daß sie, sie allein, den Prüfstein und Maßstab aller Wissenschaft abgibt und den Wahrheitsgehalt aller, auch der profanen Forschung nach der Übereinstimmung mit ihren Lehren bestimmt. Der Gelehrte mag forschen, Jahre und Jahrzehnte lang, der römische Monsignore entscheidet; der heilige Geist bildet das Monopol der Prälaten", so klang es in grimmiger Ironie aus den Worten Schnitzers, dem man alsbald auf seinem Wege in die weite Welt das Geleit bis zur Pforte der Mauer gab, hoffend, daß er einst wie Schell und die andern den Boden der Heimat, die er verließ, die Fliesen der Kirche küssen würde. Die Gebundenheit, die Fesselung durch das Dogma zerstört das Wesen der Wissenschaft und wird es ewig hindern, daß „der" katholische Dichter erscheint, wie schon ein wilder Widersinn in dieser Verbindung von Konfession und Kunst liegt. Ist Goethe, ist Schiller ein evangelischer Dichter gewesen? Wenn „persönliches Erleben" schon protestantisch ist, wenn jeder vorwärts strebende Individualismus schon den Bannstrahl herausfordert, dann sind die großen Klassiker aller Zeiten auch längst schon, ehe Luther kam, auch Dante und Tasso, auch Wolfram und Walther Protestanten gewesen.

Aber es ist gerade das Merkzeichen der Breslauer Tagung gewesen, daß man der Abgeschlossenheit des kirchlichen Katholizismus noch stärkere Schranken zu ziehen, das geistige Leben noch weiter zu verengern und so den mythischen Dichter des Katholizismus noch immer weiter in den wesenlosen Schein der Zukunft zu drängen suchte. Selbst in dem an sich berechtigten Kampfe gegen die Unsittlichkeit in Wort und Bild tritt solche Tendenz immer wieder hervor. Wenn man im Konvikt die Lektüre von Goethes „Faust" mit harten Strafen belegt, wenn man gegen die Venus von Milo, gegen die Werke des Guido Reni, des Palma Vecchio oder des Paolo Veronese zu Felde zieht, wenn man Menzel, Lenbach und Begas, Böcklin und selbst Uhde gleich den Großen der Renaissance mit der sittlichen Glanzwichse des Klerikalismus aufputzt, wenn man Paul Heyse und Gottfried Keller auf den Index setzt, auf dem sich die vornehmsten Werke Goethes längst befinden, so haftet diesem Kampfe für Reinheit und Sitte das Siegel der Prüderie und der geistigen Rückständigkeit an; dann will man auch hier die Bewegungsfreiheit der Geister nur hemmen und dieselben Schranken ziehen, die man der Wissenschaft zu schaffen sucht. Man will eine christliche, aber nicht eine natürliche Kunst; man will eine klösterliche, aber nicht eine freie Kunst, die sich im Sonnenlicht entwickelt. Kommt sonst im höheren Sinne, wie Goethe in den Anmerkungen zu „Rameaus Neffe" sagt, alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich selbst bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will, und wird es hierzu vor allem durch den inneren Trieb und die eigene Überzeugung gestimmt, so ertönten in Breslau nur Hymnen auf die Kunst, die das Christentum bestimmt und das Dogma vorschreibt. Und deshalb ertönte zugleich die Klage, daß diese Kunst so gar nicht kommen wolle. „Hunderttausende von Heiligenbildern werden alljährlich in den deutschen Diözesen an die Jugend verschenkt. Wie billig ist das alles jetzt herzustellen!" So rief der Kunstästhet der Breslauer Tagung. Höret es, deutsche Künstler, und wenn ihr nach Brot geht, so malet den Leib des heiligen Sebastian und die Leidensgeschichte und die Verklärung der himmlischen Sibylla!

Abschließen, einengen, Hürden errichten, das ist die Tendenz der Breslauer Tagung gewesen. Sie wird ewig bestritten, auch jetzt von denen, die gegen Bitter und Roeren wüten; aber sie tritt doch immer wieder mit voller Schärfe hervor. Sie fordert im Seebade Juist den besonderen katholischen Strandkorb, sie fordert gesonderte Schulklassen für Knaben und Mädchen, gesonderte Fakultäten, gesonderte Friedhöfe, sie sendet die Jugend zu fanatisch polnischen Lehrern katholischen Glaubens, ehe sie diese Jugend dem protestantischen Landsmann anvertraut. Sie will für den Handwerker nicht nur Innungen, sondern eine katholische Organisation, wie sie für die Gesellen längst geschaffen wurde; sie will auch die Industriellen nach der Konfession organisieren, sie will den Arbeitgeber in Handel und Industrie zwingen, bei der Auswahl der Arbeitskräfte nur konfessionelle Rücksichten sprechen zu lassen. Das Zentrum, dessen Führer Spahn, Trimborn und Hertling, Giesberts und Erzberger, Fritzen und Roeren und tausend Kapläne sind, ist interkonfessionell; die Katholikentage aber, deren Führer wieder die Spahn und Trimborn, Hertling, Giesberts und Erzberger, Fritzen, Roeren und tausend Kapläne sind, errichten vor jeder Berührung mit dem Protestantismus die Warnung: „Achtung! Ausweichen!"

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und Tat!

Digitized by Google

Unbestimmte Verurteilung.

Von Georg Stammer (Berlin).

Auf verschiedenen Gebieten moderner Strafgesetzgebung haben die Vereinigten Staaten von Amerika den europäischen Ländern gegenüber einen bemerkenswerten Vorsprung. Einer der bedeutsamsten ist die bei uns in Deutschland über einzelne Fachkreise hinaus so gut wie unbekannte „Unbestimmte Verurteilung“. Unser deutsches Strafgesetz steht unter der Devise der „Vergeltung“. Wer ein Vergehen oder Verbrechen begangen und dadurch die öffentliche Gemeinschaft geschädigt hat, soll durch die öffentliche Gemeinschaft, die durch den Richter vertreten wird, eine Strafe erleiden, die das begangene Unrecht als gesühnt erscheinen läßt. Die möglichst vollkommene Vergeltung ist bei uns das Ideal der Gerechtigkeit. Anders in Amerika. Die amerikanischen Strafgesetze haben die „Zweckstrafe“ zu ihrem Ideal erhoben, das heißt: der Rechtsbrecher soll so bestraft werden, daß der durch die Strafe beabsichtigte Zweck, ihn wieder zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu machen, möglichst erreicht wird.

In der Praxis zeitigen diese beiden Strafsysteme nun höchst bemerkenswerte Unterschiede. Der Dieb, der in Deutschland z. B. ein Pferd stiehlt, wird zu einer bestimmten Freiheitsstrafe verurteilt. Die Strafe wird dem begangenen Übel angepaßt, und es wird dabei vom Richter wohl erwogen, ob der Dieb aus Not oder Gewinnsucht, mit Überlegung oder aus plötzlicher Eingebung gehandelt hat, ob er von freiem Felde oder aus doppelt und dreifach verschlossenem Stall die Pferde mit sich genommen u. s. f. Der Art der Tat und dem Maß der Schuld entsprechend, fällt das Urteil aus, und der Mann wird, sagen wir, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Wie er die Strafe absitzt, ob er sich den Regeln des Strafhauses fügt, ob er Reue zeigt, ob er fleißig im Gefängnis arbeitet, dem Schulunterricht, dem auch ältere Gefangene unterworfen sind, dem Gottesdienst mit Hingebung folgt, ob er pünktlich, gehorsam, sauber, pflichttreu ist oder alles dies nicht, das ist völlig einerlei. Hat der Rechtsbrecher seine Zeit abgesessen, so öffnen sich ihm die Pforten zur Freiheit. Und wenn er am Entlassungstage Gott und die Welt verflucht und dem Direktor der Anstalt zuschwört, so bald wie möglich erst recht eine neue Untat zu begehen — es gibt kein Mittel, die Person in der Haft zurückzubehalten, sie wird auf die Menschheit losgelassen; sie hat ihre Strafe verbüßt und ist frei!

Ganz anders in Amerika. Der Richter der Vereinigten Staaten verurteilt einen Rechtsbrecher lediglich zur Freiheitsstrafe. Damit ist der Mann der Gefängnisverwaltung überliefert, und diese stellt unter Kontrolle des Staates und einer Vereinigung freier Bürger ein Erziehungs- und Besserungsverfahren an dem Manne an, das er mit Erfolg absolviert haben muß, — sonst sieht er unter Umständen niemals die Freiheit wieder.

Der Verurteilte wird in der Strafanstalt der untersten von drei Klassen zugeführt. Es wird ihm bedeutet, daß er bei täglicher Pflichterfüllung, die sich auf Gehorsam, Pünktlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, Fleiß bei der Arbeit und in der Schule, Aufmerksamkeit beim Gottesdienste u. s. f. erstreckt, täglich einige „Gutmarken“ erhalten werde. Nach Erlangung einer bestimmten Anzahl Gutmarken wird ihm die Versetzung in die II. Klasse, später die in die I. Klasse und weiterhin eine probeweise Entlassung auf Ehrenwort in Aussicht gestellt. Der Verurteilte weiß vom ersten Hafttage an, daß er nur durch beständige Arbeit an sich selbst, die sich dadurch zeigt, daß er allen und sämtlichen Anforderungen gerecht wird, zur Freiheit kommen kann. Jede Verletzung der Vorschriften, jede Auflehnung und Selbstvernachlässigung verlängert die Haft; jeder Tag treuer Pflichterfüllung bringt dagegen den Häftling der ersehnten Freiheit näher. Es gibt keinen größern Ansporn für einen Gefangenen, als den Lohn einer baldigen Freiheit, und keine Strafe stellt alle mehr oder weniger unwürdigen Disziplinarmittel so sehr in den Schatten als die ständige Verlängerung der Haft durch fortgesetzt eignes Verschulden. Wer sich im Strafhause nicht so weit in der Gewalt haben kann, daß er sich fügen und unterordnen lernt, ist für die Freiheit unbrauchbar, wo jeder zügellose Trieb den Mitmenschen so unermeßlichen Schaden zufügen kann. Wer dagegen in der Strafanstalt durch ein monatelanges oder jahrelanges, tadelloses Verhalten dargelegt hat, daß er gelernt hat, sich zu beherrschen und Gutes anzunehmen, so daß ihm dies gleichsam zur Gewohnheit geworden ist, der kann der Freiheit und damit der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben werden. Aber nicht ohne weiteres geschieht das. Der praktische Amerikaner entläßt den Häftling erst probeweise auf Ehrenwort und gegen die Verpflichtung eigner Berichterstattung unter staatlicher Kontrolle. Die Person bleibt unter dem Urteil der Freiheitsstrafe, hat aber die Freiheit und gewinnt sie vollends, wenn sie sich sechs, neun oder zwölf Monate, je nach Art ihrer Vergehen und ihrer Vergangenheit, in der Freiheit tadelfrei bewegt hat. Wöchentlich oder monatlich muß der Entlassene an die Anstaltsleitung über sich selbst berichten; diese ermuntert ihn, steht ihm bei mit Zuspruch, Rat und Tat, zieht ihn aber zur Fortsetzung der Strafhaft wieder ein, wenn er sich draußen schlecht geführt, getrunken, skandaliert oder gar neue Straftaten begangen hat. Die Polizei überwacht diese probeweise Entlassenen und attestiert ihre Berichte. Die erzielten Resultate sind die denkbar besten.

Diese „unbestimmte Verurteilung“, wie sie in Amerika in einer Reihe von Staaten seit einigen

Digitized by Google

Jahren üblich ist und immer mehr Anhänger findet, sucht nicht die Schwere des Verbrechens, sondern die Person des Verbrechers unter Strafe zu stellen. Die Freiheit dem, der sie gebrauchen kann ohne Schaden für andre; wer aber während der Strafverbüßung dargelegt hat, daß er in der Freiheit eine Gefahr für seine Mitmenschen ist, der bleibt in Haft, bis er sich völlig in sich selber geändert und gebessert hat. Der Mensch ist der Gewohnheit zugänglich. Andauernder Zwang zur Arbeit an sich selbst, wie ihn höchst genial amerikanische Fachleute erdacht und in Szene gesetzt haben, vermag viel und vielleicht alles. Und wem auch dies nicht hilft, der bleibt am besten in den Strafhäusern geborgen, damit er nicht der Menschheit unermeßlichen Schaden verursache.

In Europa ist der „unbestimmten Verurteilung" die ihr gebührende ernste Beachtung schon vielfach, aber noch lange nicht genug zuteil geworden. Der nächste „internationale Gefängniskongreß", der im September 1910 in Washington tagt, beabsichtigt sich mit dieser wichtigen Frage ganz ausführlich zu beschäftigen.

Pfadfinder der Neuzeit.

Vom General d. Infanterie z. D. v. d. Boeck (Cassel).

Schon seit geraumer Zeit wird bei uns wie in andern Ländern von Männern, denen das Wohl der Menschheit und im besondern das ihres eignen Volkes am Herzen liegt, in Wort und Schrift für eine zweckmäßigere Heranbildung der reiferen männlichen Jugend Propaganda gemacht. Und in der Tat ist bisher in den Entwicklungsjahren vom Kinde zum Manne (14. bis 18. Lebensjahr) in den meisten Ländern, auch in Deutschland, noch zu wenig geschehen, um das heranwachsende Geschlecht mit den körperlichen und moralischen Eigenschaften auszurüsten, deren es zur Lösung der inmitten der wirtschaftlichen Kämpfe immer schwerer werdenden zukünftigen Berufsarbeiten so dringend bedarf. Die Gefahr, daß die Jugend körperlich zurückgehe und geistig verrohe, ist leider immer drohender geworden.

Der britische Generalleutnant Baden-Powell hat mit scharfem Blick diese auch in seinem Vaterlande hervorgetretnen Mißstände erkannt. Im Burenkriege, während der Belagerung von Mafeking, hatte ihm ein Korps von Knaben ausgezeichnete Dienste als Übermittler von Befehlen und Nachrichten geleistet. Dies gab ihm nach Rückkehr in die Heimat im Frühjahr 1908 die Anregung zur Organisation der „Boy-Scouts". Scout bedeutet im Englischen den Späher und Kundschafter der Truppen, der gegen den Feind aufklärt, ihn beobachtet und die eigene Abteilung bei Tage und Nacht an die Stellung des Feindes heranführen muß.

Bei Baden-Powell handelt es sich nun keineswegs darum, solche Kriegsspäher heranzuziehen, sondern vielmehr die männliche Jugend zu Friedens-Scouts heranzubilden. Er versteht darunter Vorkämpfer der Kultur, die, besonders in noch unkultivierten Ländern, an der Spitze der Zivilisation schreiten, ihr überall die Pfade bahnen, die also Pfadfinder im besten Sinne des Wortes sind. Das Suchen und Finden des richtigen Lebenspfades, der zur Gesundheit und Kraft, zur körperlichen und moralischen Festigung der Jugend führen soll, das soll die Bedeutung des Wortes „Pfadfinder" sein. Darum ist auch beabsichtigt, einer in Deutschland angestrebten gleichen Organisation, von der später noch die Rede sein wird, den Namen „Pfadfinderkorps" zu geben.

Baden-Powell bezweckt mit seinem System die körperliche und moralische Erziehung. Er weist nach, daß alle großen Pfadfinder der Nation ihre Erfolge nur erreichen konnten, wenn sie Findigkeit, Disziplin, Selbstvertrauen, Bedürfnislosigkeit, Selbstlosigkeit, körperliche Regsamkeit und Gesundheit, Ritterlichkeit, Edelmut und Vaterlandsliebe in sich vereinigten. Diese Eigenschaften will er die jungen Pfadfinder lehren. Auch mit allen Erfordernissen des Lebens im Felde sollen sie praktisch vertraut gemacht werden. (Pionier-Arbeiten, Hüttenbauten, Baumfällen, Kochen, Backen, Wege finden, Rudern, Karten lesen, Höhen und Entfernungen schätzen, alle Arten von Signalen geben und verstehen, Beobachten der Tiere und der Natur u. a. m.)

Der Pfadfinder der Neuzeit kann nur etwas leisten, wenn er gesund und kräftig ist. Deshalb lernt er zunächst die Regeln einer hygienischen Lebensführung, die Stärkung des Körpers durch Leibesübungen, Jugendspiele und Körperpflege, die Pflicht der Vermeidung von Schädlichkeiten (Rauchen, Trinken und Ausschweifungen aller Art), sowie die Tugenden der Beharrlichkeit und Willensstärke sich zu eigen zu machen. Damit ist auch der Übergang zum moralischen Gebiet gegeben. Der Pfadfinder soll jeden Tag mindestens ein gutes Werk tun, und wenn es noch so geringfügig ist, z. B. ein Kind oder eine alte gebrechliche Frau über eine belebte Straße führen. Überhaupt ist Hauptpflicht eines jeden Pfadfinders die Betätigung wahrer Ritterlichkeit. (Stete Hilfsbereitschaft, Höflichkeit, Selbstzucht, Mut, Ehrerbietung und ein mitfühlendes Herz.) Die Hilfsbereitschaft erfordert den Willen und die Kraft, seinen Mitmenschen bei allen Unglücksfällen Hilfe zu bringen. Die Pfadfinder müssen daher in der ersten ärztlichen Hilfeleistung bei Unfällen geübt sein. Unter dem Begriff Patriotismus lernen die Knaben ihre Pflichten gegen ihr Vaterland und ihren Landesherrn, die Geschichte sowie die Staats- und Verwaltungseinrichtungen des Landes kennen.

Digitized by Google

Diese Belehrung wird nun an freien Nachmittagen, Sonn- und Feiertagen, sowie in den Ferien praktisch betrieben. Eine Störung des eigentlichen Unterrichts darf dabei selbstverständlich nicht eintreten.

Baden-Powell hat den gesamten Lehrstoff und die Grundzüge seines Systems in einem vortrefflichen Handbuch: „Scouting for Boys" niedergeschrieben, das innerhalb Jahresfrist einen Absatz von 200000 Exemplaren gefunden hat. Nach diesem Handbuch ist zu gleichem Zweck vom Stabsarzt Dr. A. Lion und andern eine Abhandlung verfaßt worden, die den Titel: „Das Pfadfinderbuch" trägt und kürzlich im Verlage der ärztlichen Rundschau, München, erschienen ist. Dieses Buch, das mir die Anregung zu diesen Zeilen gegeben hat, schließt sich zwar ziemlich eng an das erwähnte Handbuch von Baden-Powell an, hat aus ihm aber alles ausgemerzt, was wohl dem englischen Volkscharakter entspricht, dem deutschen aber fremdartig erscheinen würde. Dahingegen haben eigene Erfahrungen und Beobachtungen der Mitarbeiter Berücksichtigung gefunden.

Aus dem reichen Inhalt des in erster Linie für Deutschlands Jugend bestimmten Buches sei hier nur einiges kurz angeführt. In den ersten Kapiteln werden wir in das Wesen und die Aufgaben des Pfadfinders im einzelnen eingeführt, wie sie vorstehend nach dem Inhalt des Vorworts schon in großen Zügen skizziert wurden. In einem weiteren Kapitel werden die Grundzüge der persönlichen Hygiene erörtert, um dem jungen Pfadfinder Anhaltspunkte dafür zu geben, wie er sich Willensstärke und Kraft erwerben kann. Da eine wesentliche Eigenschaft des Pfadfinders die Ritterlichkeit besonders auch gegen Frauen sein soll, so ist ein ganzes Kapitel, das den Titel: „Der Ritterspiegel" führt und von Professor Dr. L. Kemmer bearbeitet ist, diesem Gegenstand gewidmet. Auch die Frage, wie der Pfadfinder seinem Vaterlande nützen kann, ist eingehend erörtert. In sehr zweckmäßiger Weise sind den einzelnen Abschnitten Hinweise für den Lehrmeister angegliedert. Im Schlußwort wird die Einrichtung eines Pfadfinderkorps für Deutschland behandelt. Da eine derartige Organisation für deutsche Leser von besonderm Interesse sein dürfte, so möchte ich noch mit einigen Worten darauf eingehen.

Der Verein „Jugendsport in Feld und Wald" hat sich die Aufgabe gestellt, die vom General Baden-Powell geübte Methode auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. Er geht dabei von dem Gesichtspunkte aus, den bestehenden Jugendorganisationen (wie den Vereinen „Wandervogel", „Alt-Wandervogel", der „Jugendwehr" usw.) nicht etwa Abbruch tun zu wollen, sondern im Gegenteil die Ideen des Generals Baden-Powell deutschen Verhältnissen anzupassen und bei den bereits vorhandenen Jugendvereinen einzuführen. Bei dem Verein „Alt-Wandervogel" ist das bereits gelungen, und wenn die Zeitungsnachrichten zutreffend waren, haben Mitglieder dieses Vereins kürzlich sogar schon einen Besuch bei den Scouts-Boys in England gemacht.

Der Verein „Jugendsport in Feld und Wald" hat für die Organisation eines deutschen Pfadfinderkorps folgendes Programm aufgestellt:

1. Die unter der Leitung der Berliner Zentrale in den Städten und Gemeinden von ganz Deutschland geschaffenen Ortsgruppen des Vereins sollen jungen Leuten von 14—18 Jahren, ohne Ansehen des Standes, der Schulbildung und der Religion, eine anregende und lehrreiche Beschäftigung in der freien Natur bieten.
2. Um die Schul- und Arbeitszeit nicht zu verkürzen, sind hierfür nur die Sonntage, soweit angängig auch die Sonnabend-Nachmittage und die Ferien zu benutzen.
3. Die nächsten Ziele der Ausbildung sind: Schärfung der Sinne und der Beobachtungsgabe, sowie Erwerbung praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten in handwerksmäßigen, landwirtschaftlichen und andern Dingen.

Die Mittel zur Erreichung dieser Ziele werden im „Pfadfinderbuch" angegeben.

Diese vorstehend erörterten Bestrebungen für eine zweckmäßigere Heranbildung der männlichen Jugend sind von Gegnerschaft nicht verschont geblieben. Baden-Powell wurde zuerst von den Friedensfreunden angegriffen und beschuldigt, unter der englischen Jugend einen blutdürstigen und kriegerischen Geist zu schüren. Baden-Powell erwiderte, daß aus seinem Handbuche klar und deutlich hervorgehe, daß es sich bei seinem System um die Erziehung der jungen Leute zu guten und brauchbaren Staatsbürgern handle. Er fügte hinzu: „Auch wenn ich für eine militärische Erziehung der Jugend eingetreten wäre — was ich nicht getan habe —, so würde ich auch darin keinen Schaden erblicken können. Ich habe niemals wahrgenommen, daß gediente Soldaten besonders zur Begehung von Verbrechen hinneigten, sondern gesehen, daß sie im Gegenteil gewöhnlich sehr nützliche Eigenschaften beim Militär gelernt haben, die auch dem bürgerlichen Leben zugute kommen . . ." Baden-Powell sagt dann weiter, daß er auf Grund eigner Erfahrungen den Krieg hasse, aber ein starkes Geschlecht für die beste Friedensbürgschaft halte. Sein ganzes System verfolge überhaupt nur friedensfreundliche Ziele, indem er ein Gemeinschaftsband — eine wahre Entente cordiale — zwischen der englischen Jugend und der aller Länder, auch der Deutschlands, schaffen wolle.

Auch bei uns haben diejenigen Männer, die sich der heranwachsenden deutschen Jugend annehmen und das System Baden-Powells auf Deutschland übertragen wollen, Vorwürfe über

Digitized by Google

Erziehung zur Kolportage-Romantik, Räubersehnsucht, Mystik des Indianerwigwams und der Sklavenjagden u. a. m. hinnehmen müssen. Im „Pfadfinderbuch“ ist aber nicht eine einzige Stelle, die solche Behauptungen stützen könnte. Wenn sich die Bestrebungen zur Errichtung eines deutschen Pfadfinderkorps in den Grenzen halten, die das hiermit warm empfohlene „Pfadfinderbuch“ ihnen zieht, dann werden diese Bestrebungen der deutschen Jugend nicht nur keinen Schaden, sondern großen Nutzen bringen.

Die Griechen und das Meer.

Eine Studie von Dr. B. v. Hagen (Jena).

II.

Noch ins 8. Jahrhundert fällt die Besiedlung italischen Bodens durch die Griechen. Kyme in der kampanischen Ebene fiel die Aufgabe zu, hellenische Kultur zu vermitteln, neben dem Handel mit den italischen Volksstämmen brachte es das griechische Alphabet, das die Grundlage für das römische Schrifttum werden sollte. Dasselbe Kyme gründete Neapolis, das heutige Neapel. Aber „Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu allem“, Sizilien, jener „überklassische“ Boden, wie Goethe es nannte, dem in der Meeresdichtung „Nausikaa“ das hohe Lied hätte erklingen sollen, Sizilien, das ihm zuerst die Odyssee ein „lebendiges Wort“ werden ließ.

Zeugen doch noch heute zahllose Reste am ganzen Saum der Insel davon, daß alle die Städte, die noch heute der Reisende staunend bewundert, griechischen Ursprungs sind. Ein zweites Hellas war in Italien entstanden, und die Städte um den tarentinischen Golf erzählen uns ebenso wie der gewaltige Tempel zu Poseidonia, dem heutigen Pästum, von der großen Zeit, da das Mittelmeer eine hellenische See war. Diese Hellenisierung des Mittelmeerbeckens bedeutet zugleich den Sieg der arischen Rasse über die semitische in Sprache und Sitte.

Die Welt im Großen spiegelt sich aber auch in der Welt der Gedanken. Das Bild der Welt und des Menschenlebens wurde nun auch im Geist und Gemüt des einzelnen ein freieres und vielgestaltigeres. Eine jener unumstößlichen Tatsachen, daß merkantile Entwicklung immer die beste Grundlage für die Entfaltung der intellektuellen und künstlerischen Ideen ist. Die Weitung des Weltbildes, die Meere und Küsten umfassende griechische Welt schuf nun auch dem Geiste eine freiere Weltanschauung. Genau so wie die Entdeckung Amerikas den geistigen Horizont erweiterte, und die Reformation immer zugleich mit ihr als Befreiungstat gepriesen werden wird. So gelangte der griechische Geist zur Philosophie, zur Wissenschaft. Milet, die Kaufmannsstadt, ward die älteste Stätte wissenschaftlicher Forschung auf Erden. Hier lebte Thales, der Begründer der physikalischen Welterklärung. Als bedeutendste griechische Handelsstadt, als Mutterstadt von 90 Kolonien, als natürlicher Hafen des lydischen Sardes, ward es eine Sammelstätte für alles Erfahrungswissen, für die ἱστορία. Schiffer, Kaufleute, Abenteurer befinden sich in seinen Mauern. Was haben die mit eignen Augen von der Welt gesehen, was bringen die mit! Mit Fabeleien ist es nun vorbei. Die Kritik, die Herz und Nieren prüft, setzt ein. Hekatäus schreibt hier seine Geschichte, wie er sie für wahr hält. Xenophanes geht den Göttern selbst zu Leibe und erkennt Gott als ein geistiges Wesen. Herodot, der Vater der Geschichtsschreibung, wird an der kleinasiatischen Küste geboren. Die Medizin wird hier Wissenschaft. Hippokrates von Kos macht den ersten wissenschaftlichen Versuch, die Abhängigkeit der menschlichen Physes von der sie umgebenden Natur zu erweisen. Das jonische Alphabet siegt hier über alle andern und wird die Grundlage für das Schrifttum der Völker Europas.

Politisch freilich sah es schlimm aus: Fehde von Städten untereinander, Tyrannenherrschaft und Tyrannensturz, Athen in ewigen Verfassungskämpfen gefangen. —

Ein Zusammenstoß kam: zwei Mächte stießen mit furchtbarer Wucht auf die hellenische Kulturwelt: Carthago und Persien. Carthago auf Sizilien, wo die hellenische Kultur den Sieg über die semitische davontrug, Persien in jenem denkwürdigen Angriffskriege von 490.

Die Gefahr war trotz des Sieges von Marathon ungeheuer. Es galt gegenüber der Übermacht, die den Persern besonders die Verfügung über die maritimen Streitmittel der östlichen Griechenwelt, Phönikiens und Ägyptens, gewährte, alle Kraft auf die Entwicklung einer nationalen Marine zu konzentrieren. Athen hatte den Mann, der der Situation allein gewachsen war, Themistokles, das größte politische Genie der Griechen, von dessen Persönlichkeit als Staatsmann uns Thukydides eine Schilderung gegeben hat, die einmal Sybel auf unsern Altreichskanzler, den Fürsten Bismarck, angewandt hat. Themistokles war es, der zuerst die Notwendigkeit einer großen Flotte erkannte. Und so hat er denn, wie Eduard Meyer sagt, „die Tausende von Händen, die bisher militärisch nicht mitzählten, wehrfähig gemacht, indem er ihnen das Ruder in die Hand gab“. Und ewig wird es sein Ruhm bleiben, daß er „den behaglichen Zeiten kleinstaatlichen Stilllebens ein Ende gemacht und Athen zu einer Großmacht erhoben“ hat. Eine reaktionäre Partei, die der Flottenpolitik feindlich gesinnt war, wurde 483 durch die Verbannung des Führers derselben, des Aristides, gebrochen. Damit war die Bahn frei für des Themistokles Flottenvorlage, die ins Jahr 483 fällt. Von dem

Digitized by Google

Überschuß, den der Staat aus den Silberbergwerken Laurions zog, beschloß das Volk, auf Themistokles' Antrag, den Bau von hundert Trieren, das bedeutete eine Vermehrung der Flotte bis auf das dreifache ihres Bestandes. Großartige Hafenbauten (der Piräus wurde Kriegshafen) kamen hinzu. So wurde Athen die erste Seemacht und stand gewappnet da, als 480 der Zug des Xerxes erfolgte.

Im Frühjahr 480 überschritt Xerxes mit seinem Riesenheere, das mindestens hunderttausend Mann stark war, den Hellespont und rückte durch Thrakien und Thessalien vor, die Flotte (1207 Schiffe) fuhr bis Magnesia und hatte hier einen furchtbaren Sturm, bei Artemisium einen unentschiedenen Kampf mit der hellenischen Flotte zu bestehen. Thermopylä fiel dem Sieger in die Hände. Die Bevölkerung verläßt Attika, die Akropolis geht in Flammen auf, die persische Flotte steht vor Phaleron, also unmittelbar vor Athen. Es war der dunkelste Tag hellenischer Geschichte. Die Genialität des Themistokles hatte den engen Sund zwischen Salamis und dem attischen Festland für die Flotte zur Offensivstellung ausersehen; Xerxes — durch eine List zum Angriff gezwungen — konnte die numerische Stärke seiner Flotte in dem schmalen Fahrwasser nicht ausnützen, der linke griechische Flügel, den die Athener unter Themistokles' Leitung innehatten, brachte die Entscheidung, die Ruder der persischen Schiffe zerbrachen, ein Schiff nach dem andern wurde unbrauchbar, ein furchtbares Knäuel war der Anfang einer Katastrophe, wie sie für das Altertum einzig dasteht.

Athen die Retterin von Hellas, seine Verbündeten miterfüllt von dem erhebenden Bewußtsein, für die Freiheit gekämpft zu haben, die persische Flotte vernichtet, die Reste in fieberhafter Flucht, Xerxes selbst floh eiligst davon, mit einer Hast, wie sie den großen Korsen 1812 aus Rußland trieb.

Salamis entschied das Geschick Athens und der griechischen Nation. Salamis führt jene große Epoche der Geschichte Athens, jenes einzigartige Perikleische Zeitalter herauf, jene 50 Jahre, da Athen Zentrale der Weltkultur war. In diese Zeit fällt die endgiltige Zurücktreibung des persischen Feindes, die Befreiung Klein-Asiens und die Bildung eines attischen Seebundes, eines attischen Reiches — und die war die größte politische Tat der Griechen — in diese Zeit fällt die Blüte der schönsten und in ihren Wirkungen dauerndsten Schöpfungen von Dichtern und Künstlern. Diese 50 Jahre sind der leuchtende Menschheitsfrühling, wo die höchsten Werte menschlichen Lebens gefunden wurden.

Die großen Tragiker Äschylus, Sophokles, Euripides, die das alles erlebt und besungen haben, hat man (ein schöner Zug in der Sage) mit Salamis in Verbindung gebracht. Äschylus, der großartiger als irgend einer in den „Persern" den Tod der Helden in den Fluten gepriesen, kämpft mit in der Schlacht, Sophokles führt den Reigen der Knaben an, der bei der Siegesfeier den Päan singt, Euripides soll am Tage der Schlacht in Salamis geboren sein.

Ὦ κλεινὰ Σαλαμίς, weltberühmtes Salamis, so möchten wir mit Sophokles rufen, dein Name steht in der Geschichte der Seeschlachten mit ebenso leuchtenden Lettern geschrieben, wie in der Geschichte der alten Griechen. Dein Name hatte einen herzbewegenden Klang auch für die Griechen, denen trübere Tage beschieden waren. Auch die Zehntausend vom Jahre 403 haben diese Empfindung gehabt, darum tönte es auch so hell aus „jauchzendem Herzen":

Thalatta, Thalatta!

Thode.

Von Dr. **Adolf Grabowsky** (Berlin).

Man kann mit der Möglichkeit rechnen, daß Henry Thode Direktor der Nationalgalerie wird. Mit einer nur entfernten Möglichkeit allerdings, denn es gibt andre Männer, die bisher noch bessere Chancen haben. Aber wir wissen ja gut genug, wie häufig ein Außenseiter von hinten hervorschießt, die Tête nimmt und nachher mit mehreren Längen siegt. Das Sicherste ist immer, ein Pferd, dessen Sieg man absolut nicht wünscht, gar nicht zum Rennen zuzulassen.

Mit andern Worten: Es kommt heute alles darauf an, Thode zu disqualifizieren. Thode als Direktor der Nationalgalerie — das wäre so ziemlich das Schlimmste, was Berlin passieren könnte!

Zum Galeriedirektor gehört unumgänglich dreierlei: Wissen; schonungslose Sachlichkeit, was ebendasselbe ist, wie weiteste Toleranz gegen alle Könner; drittens: Sichnichtverblüffenlassen. Keine dieser Eigenschaften besitzt Thode, ja, wie gleich gezeigt wird, er ist geradezu entgegengesetzt veranlagt.

Thode ist Spezialist für die Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts. Er hat ein Buch über die trecentistische Kunst Italiens geschrieben, das uns über Giotto und seine Schule sehr viel Neues sagte. Er hat auch über die Nürnberger Malerschule des 14. und 15. Jahrhunderts — und damit z. B. über den Imhoffschen und Tucherschen Altar — wertvolle Forschungen geboten. Diese beiden Werke liegen 24 und 18 Jahre zurück. Was Thode seitdem geleistet hat, ist kaum der Rede wert. Über seine kleinen Arbeiten in den Knackfußschen Künstlermonographien hat man sich teilweise erheblich amüsiert. So z. B. ist seine verzückte, unkritische Beurteilung Tintorettos zu einem unversieglichen Quell der Heiterkeit geworden.

Digitized by Google

Was er als Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M. in den paar Jahren seiner dortigen Wirksamkeit geleistet hat, ist ebenfalls nicht allzu bedeutend.

Ein völliges Débâcle aber treffen wir an, wenn wir seinen Beziehungen zur modernen Kunst nachsteigen. Ich stehe dem Impressionismus ganz unabhängig gegenüber, habe sogar oft genug seine einseitigen Prätentionen stark bekämpfen müssen. Wer aber so ahnungslos vom Impressionismus sprechen kann wie Thode in seinem Buch „Böcklin und Thoma, acht Vorträge über neudeutsche Malerei", dem kann doch unmöglich das Türmeramt über die heutige Kunst anvertraut werden. Thode liebt die „idealistische" Kunst. Aber der Idealismus, den er sucht, und von dem er ausgeht, ist der ganz entsetzliche der guten Leute und der schlechten Musikanten. Von jedem Wasserglas verlangen sie Tiefe. Wenn sie anfangen zu sprechen oder zu schreiben, summen ihnen die Worte Religion und Kultur zu wie andern die Fliegen. Thode ist hierbei nur insofern originell, als er noch öfter als die andern auf das Wagnersche Gesamtkunstwerk kommt. Ja, er kommt eigentlich immer auf das Gesamtkunstwerk, wie Joseph Kohler auf den Neuhegelianismus. Auch Houston Stuart Chamberlain hat ja in die Wagnersche Familie hineingeheiratet, und auch ihm rutscht öfter als nötig Richard Wagner zwischen die Gehege der Zähne, aber Thode schlägt den Rekord.

Durch diese Art erreicht es Thode beinahe, uns Männer total zu verleiden, die er anbetet. Er hat ein paar Seiten über Böcklin veröffentlicht, die allerhand Zitate aus der Goethischen Pandora bringen und allerlei große Worte über Leidenschaft, sinnliches Empfinden, Genialität und ähnliches, die aber über den Maler Böcklin uns so gut wie gar nichts sagen. Thode hält wahrscheinlich alles, was er hier ausspricht, für höchst „poetisch", aber diese Art Poesie soll uns sachlichen Menschen von heute gewogen bleiben. Es ist eine Poesie für Studenten des ersten Semesters oder für Zöglinge von Töchterpensionaten.

Und damit bin ich schon auf die Sachlichkeit gekommen, die einen Galeriedirektor auszeichnen muß und die Thode in so hervorragendem Maße fehlt. Er wird natürlich sofort einwerfen, er sei eben eine Persönlichkeit. Ohne darüber mit ihm streiten zu wollen, habe ich doch immer die Meinung, daß die Persönlichkeit sich eben auf einer Summe großer Vielseitigkeiten aufbaut. Um aber in das Mannigfache eindringen zu können, dazu genügen nicht Worte, seien sie auch noch so schön drapiert, sondern es gehört Sachlichkeit dazu, ganz einfach amerikanische Sachlichkeit. Die hat Bode und die hat auch Tschudi, und eben die fehlt Henry Thode. Seine Poesie ist das poetische Schwänzchen, nicht die große Naturkraft des Überwinders von Tod und Leben, und er verlangt auch von der Kunst das poetische Schwänzchen. Forderte er die Poesie, wie ich sie verstehe, so würde er darüber gar nicht erst so große Worte machen. Hinter einem ganzen Künstler, sei er Dichter, Maler oder was sonst, stehen immer die Dämonien der Naturgewalt. Das unterscheidet die Künstler, die zählen, von denen, die überhaupt nicht in Betracht kommen. Näheres darüber möge man in meinem Böcklinbuche nachlesen.

Letzten Endes ist die Persönlichkeit stets nach einer Richtung hin ausgeprägt, auch Tschudi war das. Aber er war doch — eben als Persönlichkeit — tief genug, in alle Verzweigungen der bildenden Kunst einzudringen, die Berechtigung jedes tüchtigen Kunstwerkes einzusehen, mochte es ihm auch innerlich so fern stehen wie möglich. Er hat danach gehandelt und eine große Anzahl von Nichtimpressionisten in die Nationalgalerie eingeführt.

Thode hat das gerade Gegenteil unbeirrbarer Sachlichkeit. Er hält Thoma für einen großen Maler, weil er „deutsch" malt. Ihm käme die Inschrifttafel an der Nationalgalerie „Der deutschen Kunst" gerade recht: nicht was die deutsche Kunst bereichert, würde er heranschaffen — so hat Tschudi seine Aufgabe gefaßt —, sondern nur Werke jener deutschen Kunst der blonden Zöpfe, der Gaisblattlauben und der Wasserräder. Thode hat nichts vom Tempo dieser maschinendurchzitterten, bogenlichtüberfluteten Zeit an sich. Thode ist kein Amerikaner.

Er wird darauf stolz sein und von seiner inneren Einkehr reden. Aber seine immerfortige Einkehr bei sich selbst schützt ihn nicht davor, daß er sich von jedem schwarz-weiß-roten Tuch verblüffen läßt. Er rennt in jede Schlinge, falls sie nur in den deutschen Farben angestrichen ist. Er ist rettungslose Beute jeder nationalistischen Phrase. Er möge mit den Herrschaften seiner Art die ideelle Gemeinschaft, von der er immer spricht, aufs engste halten. Diese Bayreuther leben ja ohnehin mehr im Dunstkreise Walhalls als im Dunstkreise der modernen Hexenküche. Will er sich und die Seinigen ängstlich davor bewahren — er tue es. Uns lasse man ruhig in unsrer Berliner Hölle schmoren.

Falls aber doch das Verhängnis über uns hereinbricht und Thode eine Berufung an die Nationalgalerie bekommt, so möge er es nur wieder so halten wie 1901, nämlich ablehnen. Damals kam Wölfflin an seine Stelle in das Berliner Ordinariat für Kunstgeschichte, und wir sind mit dem Tausch sehr zufrieden gewesen. Thode aber richtete eine Ansprache an die Heidelberger Studentenschaft — worüber? Natürlich über „Kunst, Religion und Kultur". Wenn er seinen Zuhörern diesmal wieder eine so bittere Pille verabreichen sollte — uns kanns gleich sein. Wir fühlen uns mit großem Vergnügen weit vom Schuß.

Digitized by Google

Frankfurtische Dramaturgie.

Von Victor Klemperer (Oranienburg).

Als der Feuilleton-Redakteur der Frankfurter Zeitung, Dr. Fedor Mamroth, am 25. Juni 1907 im Alter von sechsundfünfzig Jahren starb, da wußte auch der für literarische Dinge besonders interessierte Teil des weiteren Publikums kaum viel mehr, als daß eben ein tüchtiger Journalist, ein geistvoller Kritiker geschieden sei. Denn was Fedor Mamroth an umfassenderen Schriften veröffentlicht hatte (die Feuilleton-Sammlung „Meilensteine", das Novellenbuch „Unter der Schellenkappe", das Drama „Sehnsucht"), war niemals sehr bekannt gewesen und längst fast völlig verschollen. Nur die Plaudereien und Kritiken, die er seit 1889 für die Frankfurter Zeitung geschrieben, waren viel und beifällig gelesen worden. Aber eben gelesen, wie man die Dinge unterm Strich der Tageszeitungen liest, sofern nicht der anerkannte Name eines Forschers oder Dichters zu Vorsicht, zur Gründlichkeit der Lektüre mahnt — gelesen ohne Versenkung, hingenommen als Bericht, allenfalls als geistreiche Plauderei. Wer wird auch in einem Feuilleton etwas anderes suchen, ein Kunstwerk, eine Dichtung? —

Da erwuchs dem allzu gering Bewerteten starke Hilfe: mit ebenso hingebender Liebe wie tatkräftiger Umsicht trat seine Witwe für ihn ein. Zu Ende 1907 gab sie seine reifsten Reisebilder unter dem Titel „Aus dem Leben eines fahrenden Journalisten" heraus, schickte auch dem Buche eine biographische Skizze voran, die nachdrücklich auf Mamroths frühere Veröffentlichungen hinwies, und ein Jahr später legte sie dann in zwei stattlichen Bänden, die den bescheidenen Namen „Aus der Frankfurter Theaterchronik" tragen, das kritische Lebenswerk ihres Gatten geschlossen vor.*) Da konnte, nein mußte nun der Leser erkennen, daß dieser Fedor Mamroth nicht nur ein Journalist und Rezensent gewesen, sondern auch ein ganzer und echter Dichter. Ein eigentümlicher freilich und kein glücklicher. Auf den üblichen Gebieten der Poesie versagt er. Sein Drama „Sehnsucht" befriedigt trotz wunderschöner Einzelheiten in keiner Hinsicht; „Unter der Schellenkappe" wird jeden enttäuschen, der die versprochenen Novellen in diesem Buche sucht, denn es enthält viel mehr Feuilletonistisches als eigentlich Episches; mit Gedichten endlich ist Mamroth kaum jemals hervorgetreten. Also doch nur ein Journalist? Ja — aber eben zugleich ein Dichter. Es ist merkwürdig und ganz eigentümlich, wie Mamroth all sein dichterisches Empfinden im Feuilleton ausgestaltet, wie er der witzigen Plauderei, dem trocken sachlichen Bericht, der scharfen Kritik vollkommen lyrische Ergüsse einzuschmelzen versteht, ohne deshalb das ästhetische Gefühl zu beleidigen oder gar lächerlich zu wirken. Man nimmt diese seltsame Mischung als etwas Selbstverständliches hin, weil sie eben für ihren Autor ein Notwendiges und also Selbstverständliches ist.

Der Grundton des Dichters Mamroth ist ein für seine Zeit durchaus charakteristischer. Er vermag an Leben und Lohn nach dem Tode nicht zu glauben; so fordert er alles Glück vom irdischen Dasein. Glück ist ihm die ungehemmte Entwicklung der Persönlichkeit zu Stärke, Schönheit, edler Eigenart; Unglück; jede Fesselung dieses Bestrebens. Staat, Gesellschaft und Kirche nennt er einmal im leidenschaftlichsten Ausbruch, der fast unvermittelt aus zierlicher Plauderei vorströmt, die ärgsten „Zwangsjacken". Aber er kennt eine ärgere: das eigne Ich mit seinen Skrupeln und Konflikten, das allerlei „Schaufensterscheiben" respektiert, ob auch sein ganzes Sehnen daran hänge, die dahinter ausliegenden schönen Dinge zu besitzen, und ob auch jeder Wächter, der den Diebstahl hindern könnte, weitab sei. Und weil er in sich selbst die ersehnte Stärke und Freiheit nicht findet, dazu wohl auch, weil ihm das Leben nicht hielt, was er erhofft, so ist dieser Dichter zumeist auf einen pessimistischen Ton gestimmt, bald auf den leidenschaftlich anklagenden, bald auf den wehmütig entsagenden, bald auf den spöttischen.

Unter allen dichterisch feuilletonistischen Hervorbringungen des Mannes, die in keine der üblichen literarhistorischen Rubriken passen, dürfte um ihres Stoffes willen die „Frankfurter Theaterchronik" den weitesten Leserkreis und die dauerndste Geltung finden. Von 1889 bis 1907, also während zweier schaffensreicher Jahrzehnte (Ansturm der „neuen Richtung", ihr Siegen und Altern, Romantiker, Symbolisten, Schönheitssucher), während all dieser Entwicklungen hat Mamroth seines kritischen Amtes gewaltet. Und nun muß der Laie nicht etwa denken, der Mann habe nur im Parterre eines, wenn auch besseren, so doch eben eines Provinztheaters gesessen. Wie die Dinge in der Gegenwart liegen, zog Mamroth aus seinem Provinzaufenthalt mehr Vorteile als Einschränkungen. Denn die großen Bühnen aller deutschen Städte haben doch heute ein ganz ähnliches Programm; sie bringen, was von deutscher Produktion und fremdländischen übersetzten Dramen in Berlin oder Wien gefallen oder interessiert hat. So kann also der Frankfurter Kritiker der Theatergeschichte seiner Zeit Schritt um Schritt folgen und seinen Berichten außerdem gelegentliche Bemerkungen über das Verhalten der deutschen und österreichischen Hauptstadt dem betreffenden Stück gegenüber beigeben. Damit ist aber der stoffliche Reiz der Theaterchronik keineswegs erschöpft. Das Frankfurter Theater beschränkt sich nicht auf die modernen Stücke; es ist den Klassikern zugetan, es hat an allerhand Ausgrabungen und Experimenten seine Freude, läßt auch

*) Beide Bücher erschienen bei Egon Fleischel & Co. (Berlin).

Digitized by Google

wohl Leute wie Redwitz, Raupach, Tempelten, Bauernfeld zu Worte kommen, Leute also, die nur noch sehr selten gespielt werden. Und endlich: das Frankfurter Theater spielt nicht nur, sondern es spielt auch oft genug gut, es hat tüchtige Kräfte, berühmte Gäste; sein Kritiker darf (wohl als erster) die Kunst einer Irene Triesch rühmen, er kann von Sonnenthal und Kainz, von Sarah Bernhard und Coquelin dem älteren berichten.

Aber natürlich würde all dies Stoffliche das Buch nicht zur Bedeutung erheben, wenn der mannigfaltigste Stoff nicht seinen sicheren Gestalter gefunden hätte. Und auch die üblichen Eigenschaften des tüchtigen Durchschnittsrezensenten als klare Analyse, scharfer Blick für Wesentliches, unbestochenes Urteil nach gutem Maßstab — auch diese Dinge würden nicht genügt haben, die Frankfurter Chronik zu etwas Höherem als bloßer Materialhäufung und engfachlich interessanter Lektüre emporzuheben. Mamroth schreibt einmal: „Alle Kunst beruht auf Wirkung des Persönlichen. Kein Schaffen vermag sich dauernd zu behaupten, wenn man in ihm nicht den Menschen spürt, der es mit seiner Seele und seinem Leben, also mit seinem Eigensten durchdrungen." Und diese Durchdringung mit Eigenstem ist eben Mamroth so völlig gelungen, daß seine Theaterchronik ein schönes Kunstwerk geworden ist: hinter und neben — nicht aufdringlich vor! — dem Kritiker steht ein Dichter.

Die erste Gerhart Hauptmann-Kritik des Buches gilt den „Einsamen Menschen". Es ist ein ruhig wägender Aufsatz, ohne Enthusiasmus, aber auch ohne Voreingenommenheit. Am Schluß der ausführlichen Studie wird die Frage aufgeworfen, warum denn Johannes Vockerath mit seiner Geliebten nicht lieber in die weite, offene Welt gehe, anstatt ins Wasser. Und dann fährt der bis dahin sehr ruhig erörternde Kritiker fort: „Wir hören den entsetzten Aufschrei: Ja, aber seine Pflichten gegen Frau und Kind? Wenn der Heine'sche Grenadier seinen Kaiser so sehr vergöttert, daß er sich in seinem Schmerze nicht mehr um Weib und Kind kümmert, so fühlen wir uns durch dieses Übermaß einer einseitigen Empfindung ganz und gar nicht abgestoßen. Um irgend eines Feldherrn willen sollte also ein Mann seine nächsten Pflichten verleugnen dürfen, um seiner selbst willen aber nicht?" Später, als er die „Versunkene Glocke" zu beurteilen hat, wendet sich Mamroth ganz von Hauptmann ab, in dem er einzig den Gestalter der Schwäche sieht. Und es sei doch, meint er, nur der „ein wirklicher Dichter, der nicht in seinem eignen kleinen Schicksal hilflos zerfließt", vielmehr den Mitmenschen zeigt, „nicht daß sie schwach sein sollen, sondern wie sie stark sein können". „Rebellen, Freiheitskämpfer sollen unsere Poeten sein, Berater, Ermutiger, Helfer, Mitschuldige, wenn es sein muß, — feig genug sind wir auch ohne sie, dafür sorgt schon die Welt, in der wir leben, und die Zucht, in der wir aufwachsen. Ein Dichter, der uns nichts gibt als seinen Mut, ist uns tausendmal lieber als ein Dichter, der uns alles gäbe und auch seine Schwäche."

Das ist fast das einzige Thema des Dichters Mamroth, aber in seiner Stärke und Schönheit, in den immer wieder neuen Anwendungen und Einkleidungen, die ihm zuteil werden, wirkt es auch immer wieder erfrischend und hinreißend. Dies ist auch das einzige, was Mamroths sonst entschiedener Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe Abbruch tun, was bisweilen (als rechte Leidenschaft eben!) seinen sonst so klaren Blick trüben kann: wenn er in einem Stück auch nur von ferne Einschränkungen oder nur Anzweiflungen der Persönlichkeitsrechte zu finden meint, dann ist es ganz zu Ende mit seiner Ruhe. So läßt er sich einmal zu einem durchaus unberechtigten Angriff gegen Friedrich Spielhagen fortreißen, der den Ausfall sicherlich mit nicht geringerem Vergnügen als Ärger hingenommen hat; mußte dieser Größere doch nicht nur ein freudiges Unschuldsgefühl empfinden, sondern zugleich auch sich eingestehen, daß er in seinen eignen ästhetischen Vorträgen und Schriften genau den gleichen Fehler begehe, nämlich vor allem nur in geringsten freiheitsfeindlichen Dingen sozusagen die Art des Stieres vor dem roten Tuche nachahme. Das Stück heißt „In eiserner Zeit" und bringt in starker, schlichter Handlung die traurigste Seite des Krieges, sein Zerreißen edelster Bande von Mensch zu Mensch, zum ergreifenden Ausdruck. Wohl irre gemacht durch den tragischen Tod der Heldin, einer Hamburger Patrizierin, die einen Offizier der Napoleonischen Armee liebt, wettert Mamroth los, als habe Spielhagen diese Liebe verdammt: „Recht hat sie getan, hundert- und tausendmal recht, und wenn Vaterlandsliebe nichts andres sein soll als eine Borniertheit des Empfindens, so lachen wir darüber, und wenn in dem vorgeblichen Widerspruch dieser beiden Gefühle die Tragik der Dichtung liegt, so schütteln wir uns vor Lachen, und wenn Charlotte Wilbek zugrunde gehen muß, weil sie die Pflichten gegen ihr Vaterland nicht mit den Pflichten gegen ihr Herz in Einklang zu bringen weiß, so lachen wir so lange, bis uns die Thränen in die Augen treten." Aus der gleichen Hingebung an das Recht der Persönlichkeit, die ungehemmte Entwicklung, den schönen freien Lebensgenuß dürfte seine Abneigung gegen betont preußisches Wesen, insbesondere gegen die künstlerische Vorherrschaft Berlins entspringen. Im Preußischen sieht er offenbar nur das Militärisch-Straffe, das Uniformierte, und es zieht ihn mehr zu der freieren, anmutigeren süddeutschen Art; in Berlin haßt er (der Ausdruck ist kaum zu stark) die despotische Stadt, die die übrigen so viel älteren Kulturstätten Deutschlands um ihre Eigenart

Digitized by Google

bringe. „Berlin ist die Zentralsonne geworden, von der alle Planeten ihr Licht empfangen. Was Berlin gutheißt, ist allerorts gelitten, und was in Berlin nichts gilt, gilt nirgends . . . Die Theater des Südens sind fast ausnahmslos zum Warenhausbetrieb übergegangen, beziehen ihre dramatischen Artikel fertig von der dramatischen Kunst in Berlin und haben für die Kunst um sie herum weder Zeit noch Sinn, noch Interesse . . .“ Gewiß liegt in solchen Entgleisungen (wozu ich auch diesen Ausfall gegen Berlin rechne; denn wo befindet sich nur die arme, entrechtete, heimatlos gewordene süddeutsche Kunst?) — gewiß liegt darin etwas Donquichotterie; aber es sind wohl niemals die schlechtesten und uninteressantesten Menschen, die durch die leidenschaftliche Hingabe an ein Ideal dem edlen spanischen Ritter in einem oder dem andern Zuge ähnlich werden.

Kann Fedor Mamroth derart hin und wieder zu Ungerechtigkeiten verleitet werden, die aber bei ihrem sichtlich guten Ursprung, bei ihrer schönen beredten Leidenschaftlichkeit dem Werke nicht zur Schande gereichen, ja, die auch keinen eigentlichen Schaden anrichten, weil der Kritiker in seinen Analysen immer durchaus ehrlich verfährt, so daß es also der Leser in der Hand hat, die Schlüsse des Autors zu prüfen — so überwiegt doch bei ihm ganz bedeutend die nach Menschenmöglichkeit objektive Kritik, und dies vollkommene Überwiegen hat seinen Grund darin, daß Mamroth durch kein ästhetisches Dogma gebunden ist, vielmehr das Schöne mit offnem Blick herausfindet, mit vollen Worten preist, wo immer es ihm begegne. Und auch die komplementären Eigenschaften, das Geringere als gering zu empfinden, sei es auch durch die Mode von heute oder durch jahrzehntelange Gelehrten-Abstempelung als klassisch unantastbar geheiligt, dazu der Mut, so ketzerische Ansichten gerade herauszusagen: auch diese fehlen dem Frankfurter Dramaturgen nicht. Er läßt sich von der Hauptmann-Verehrung nicht ins Schlepptau nehmen, er verbirgt seine Abneigung gegen das Käthchen von Heilbronn keinen Augenblick. Er bekundet eine überströmende Liebe für Ibsen und findet herzlich warme Worte für Holteis „Lorbeerbaum und Bettelstab“ . . . . . .

Ein gutes, doppelt inhaltreiches Buch ist diese Frankfurtische Dramaturgie, ein Kapitel Theatergeschichte und ein Stück Dichtung zugleich, ein ganzes Kunstwerk, das den Namen seines Verfassers durch lange Zeiten tragen wird.

Italienische Pastelle.

Von **Frida Schanz** (Berlin).

I.

Nur Silberfischchen sind im großen Netz,
So viel, als ob ein Silberbaum sie streute!
In gestenreichem, wichtigem Geschwätz
Stehn Fraun und Fischer um die arme Beute.
Seemöven blitzen weiß und perlengrau,
Ein Bübchen staunt, die Hände in den Taschen.
Der See liegt stählern. Nur im Uferblau
Zuckt's noch erregt, wie große goldne Maschen.

II.

Es ist so still. — Des Turmes Glockenspiel
Warf aus dem Schalloch Silber in das Schweigen.
Man sah die Glöckchen spielen, wie am Stiel
Maiglöckchen sich im leisen Winde neigen.
Die Höfchen tot, so weit ich Umschau halte.
Nur hier und da ein roter Blumentopf,
Ein faules Kätzchen, eine faule Alte,
Mir freundlich nickend mit dem Pudelkopf.

III.

Lichtwolken, weich ins Himmelsblau verblasen.
Die weiße Villa finstergrün umlaubt.
Veilchen im kräuterreichen Frühlingsrasen
Und rote Anemonen, Haupt an Haupt,
Ins ferne Land gekritzelt zarte Erlen.
Am Springborn der Zypressen schwarzer Kreis.
Buntfunkelnd ruhn noch ein paar Regenperlen
In der Kamelien kaltem, keuschem Weiß.

IV.

Die Piazetta schwirrt von Taubenflug.
Den kleinen Kartenhändler schelt ich weise:
Du bist nicht ehrlich! Pfui, du machst Betrug!
Forderst heut plötzlich doppelt hohe Preise!
Er hängt beschämt den Schwarzkopf, stürzt sich dann
Auf ein paar andre Opfer, presto presto!

* * *

Heut bietet er mir strahlend Rosen an.
Vuole rose? Oggi son onesto!

V.

Von blassem Grün umwoben, stehn die Erlen,
Verschlungen wie zu schlankem Schleiertanz.
Kastanienknospen glühn wie Bernsteinperlen,
Umzuckt von feuchtem, zartem Strahlenglanz.
Goldnes Gelock umfliegt die Trauerweide,
Die Träumerin des sanften Uferhags.
Rosinas Lachen glänzt wie rote Seide
Durchs weiche Leuchten dieses Nachmittags.

VI.

Ein rosa Haus mit grünen Fensterläden
Vornan im steilen, bunten Uferbild.
Die welschen Hängenelken wuchern wild,
Der Sonnenball spinnt lange Feuerfäden.
Die Felsen schwimmen blauend ineinander,
Die hohen Zinnen tragen rosa Schnee.
In Goldrot glüht der große Oleander,
Und wie sein klarer Spiegel liegt der See.

Digitized by Google

VII.

Aus dunklem Haustor funkelt Kupferkram,
Und Kirchensilber strahlt im Nachbarlädchen.
Ein Handelsmann mit blanken Fischen kam,
Aus allen Türen schreiten schöne Mädchen.
Gemüse lockt. Ein frischer Krapfenkranz
Hängt glänzend zwischen bleichen, großen Broten.
Tief aus dem Gäßchen zittert Kerzenglanz.
Schneeweiße Brüder tragen einen Toten.

VIII.

Ein gelbes Segel, das aus Silber taucht.
Der Uferweg voll breiter Ölzweigfuhren.
Gegen den Abendhimmel hingehaucht
Der hohen Kirchlein scharfe Miniaturen.
Die Rosen leuchten aus dem Klostergange,
In lila Duft verwebt sich See und Land. —
Drei blinde Mädchen wandeln Hand in Hand,
Die Köpfe schlank erhoben im Gesange. —

IX.

Auf allen Bergen liegt heut neuer Schnee.
Wie warme Kleiderfarben lockt die Kühle
Ins dichtgedrängte laute Marktgewühle! —
In blauem Schatten liegt der Weg am See.
Schneeweiße Stiere, denen um die Stirnen
Grellrote Troddeln wehn als Zauberschutz,
Ziehn, hoch umspritzt von schwarzem Straßenschmutz,
Blöcke von Marmor. — Silbern stehn die Firnen.

X.

Es hat geregnet! Einen wundervollen
Kristallnen Regen, drin der Frühling sitzt.
Millionen Spiegel blitzen aus den Schollen,
In deren jeglichem die Sonne blitzt.
Am Himmel Wolken, wie zerriss'nes Linnen,
Durch das vieltausend blaue Augen sehn,
Wie schön noch heut die Florentinerinnen
Auf den geschwungnen Arnobrücken gehn.

XI.

Sehr frostig ist der Tag, sehr eng die Gasse. —
Maronenöfchen glustern; Regen stiebt;
In einem düstern Torweg eine blasse
Zypressenschlanke Frau, die Kohlen siebt, —
Vornehm geneigt. — Die Grazien, ihre Paten,
Knüpften das dunkle Tuch der jungen Frau.
Am dunklen Kleide vorn ein Zweig Granaten,
Rubinrot leuchtend aus dem Bild in Grau.

XII.

Ein Vorhang weißer blendender Glyzinien
Umrahmt die Aussicht. Lebensbäume stehn
Steil in der Landschaft silberfeinen Linien.
Der Strom läßt seine fernsten Adern sehn.
Sein Wogen blitzt, wie Maschen einer Rüstung.
Der Ölhain steht, als ob er Silber spinnt.
Ein junger Mönch lehnt träumend an der Brüstung.
Laut lachend schilt ein junges Weib ihr Kind.

XIII.

Chorknaben knicksen. Weihrauchodem fliegt.
Die knospenschlanken Kerzenflammen ragen.
Mehr, immer mehr! Ein Dies irae liegt
Im alten großen Meßbuch aufgeschlagen.
Hinter dem bunten Fenster steht im Glanze
Die heiße Sommersonne. Eben trifft
Ein Farbenglanz, gleich einem blauen Kranze
Mit rotem Band, die große Notenschrift.

Blériot.

Eine Glosse von **Max Brod** (Prag).

An irgend einer Ecke irgend einer Stadt kleben ein paar gleiche Plakate: immer eine Lampe, die auf ihren Schrauben wie ein Automobil auf seinen Rädern zu rollen scheint, vorwärts, weil ein breiter Lichtstrahl vorwärts aus ihr dringt, angetrieben noch dazu von einem kleinen roten Teufelchen. Und dessen Schwanz ist Blériots Namenzug. So sehe ich's schon lange Zeit. Und wird es dunkel, und kommen die hübschen Mädchen vorüber, deren Versammlungsplatz „Hippodrom" nicht fernliegt; nun, so ist Paris fertig ... Doch bedeutungsvollere Bilder des Mannes, noch mehr Paris, sind in den letzten Wochen gekommen. Man studiert sie aufs gründlichste, man macht mit seinen Freunden förmlich einen Sport daraus, ja keines zu übersehn ... Da steht der Aviateur mit andern Herren vor irgend einem Teil seines Apparates, der zufällig auf dieser Photographie mit all dem Gestänge und der Luft dazwischen den Effekt eines hohen Bohrturms, aber liegend, macht. Auf andern Bildern hängen zwei Fahrräder unter der Maschine, vielleicht sind sie sehr unwesentlich, aber dem Laien, mir, fallen sie unauslöschlich auf. Überhaupt lese ich zu oft, daß ein Monoplan einem Vogel ähnlich sehe, und kann das doch nicht einsehn. Nur ganz von ferne würde ich den Vergleich mit einem Insekt zulassen, aber auch dies nur, weil Insekten eben etwas Unübersichtliches, nach allen Seiten Zergliedertes, ohne rechte Einheit sind ... Edler Blériot, in der nächsten illustrierten Zeitschrift ist der bläuliche Umschlag dieser Zeitschrift dein Hintergrund, alles wunderbar ausdrückend, das Meer, den Himmel, die Einsamkeit, die Berge, von denen du kommst, und zu denen du gehst. Und vor dieser fürchterlichen Unendlichkeit muß das Gesicht einen traurigen Blick bekommen, wiewohl das Kostüm doch dem des Mephisto in der Oper gleicht oder „Fledermäusen" nach Intention eines Ballettmeisters, vorzüglich die glatte Kappe, die so wenig Wange und gar keine Stirn frei läßt. So, widerspruchsvoll anzusehn, sitzt er in irgend einer flachen Höhlung der Flugmaschine in der unbequemen, doch sichtlich zweckmäßigen

Digitized by Google

Stellung, die Ruderer in englischen Rollbooten haben. Und nur die Hände, weil es noch Zeit ist, weil er erst in der nächsten Stunde fliegen wird, ruhn noch aus, die eine auf dem einem Knie, die andre zwischen den Knien. Alle Falten seiner Jacke sind schon, wie Segel im Wind, von Energie erfüllt, und nun scheint es mir Absicht, daß kunstvoll viele Falten in dem doch engen Rock und in den Hosen liegen. An alle Vorbereitungen und Mühe muß ich denken, und auch von diesen gibt es Bilder: die Ankunft im Bahnhof zu Calais, und wie der Apparat ängstlich aus dem Waggon gehoben wird, wie man ihn fortschafft, und wie man ein Zelt über ihn erbaut. Namentlich aber rührt mich eine Ansicht: auf dem leeren Strand stehn Blériot und Pierre Souvestre, mit dem Stock zeigt Blériot über das Meer hin den Weg, den er morgen nehmen will. Und es ist schlechtes Wetter, es bläst der Wind und drängt die Mäntel knatternd an die Beine, öffnet die Taschen und schlägt sie wieder zu. O, ich kenne diesen Wind, der auch mit Salztröpfchen gemischt ist, ich kenne ihn aus den Seebädern, und nie habe ich, wenn er so um mich flatterte, einen andern Gedanken gehabt als: das ist gesund, aber abends wird man mein Zimmer heizen müssen. Indessen hebt Blériot den Stock und zeigt über die grauen Wellen hin . . . Ich erlebe nun den Abschied mit, die letzten Kommandos, und jetzt läßt man den Helden allein in seiner Maschine, in seiner Not. Niemand kann ihm helfen, wenn auch alle knapp vorher noch zu ihm gesprochen haben, mit der Munterkeit (unter Kopfschmerz) des frühen Aufstehns — denn es ist vier Uhr morgens —, und wenn sie auch Büschel von Dünengras zertreten und die Operngucker an die Augen schrauben. Jetzt ist er ganz allein, wie ein Kranker in seinem Bett, er muß selbst mit sich fertig werden, die wohlwollendsten Besucher vom Bettrande her bleiben meilenweit entfernt . . . Ein schöner Anblick überdies, die Damen, deren Schleier von der breiten Hutkrempe aus unters Kinn geschlungen sind, so daß die Kopfform ins Ungeheure sich vergrößert. Und dann die treuen Mechaniker, . . . wenn das Insekt sich verkleinert, allmählich im unbegreiflichen Horizont sich verliert; einer steht auf den Fußspitzen, den Arm auf der Schulter des zweiten. Er scheint zu sagen: „Wenn er auch zu Grunde geht, wir zwei werden ihn nicht vergessen." Der andre öffnet eine Faust, etwas ist ihm entglitten, immer weiter entfernt sich sein Zeigefinger von seinem Daumen . . . Und nun das in aller Ruhe stürmende Meer, mit seinen Wellen, die wieder von Unterwellen gefurcht sind, wie man das schon tausendmal gesehn hat Jedoch nie mit diesem Pünktchen darüber im Himmel, das wie ein Fehler der photographischen Platte sich ausnimmt. Es ist eine gewöhnliche Meeresaufnahme, und wenn unsre gesamte Kultur unterginge, und nur dieses eine Bild ohne Unterschrift sich erhielte, so würden die gelehrtesten und aufmerksamsten Forscher der Zukunft nichts Besonderes daran entdecken können . . . Wir streiten darüber, wann Blériot während seiner Fahrt am glücklichsten gewesen ist. Die einen meinen, als er Dover sichtete, die andern, als er das Torpedoboot überholte, die dritten, als er allein zwischen Wasser und Himmel schwebte und nichts andres sah, und der einzige Mensch in seinem Revier war, ohne Bewußtsein seiner Richtung, seiner Schnelligkeit, seines Wegs. Was mag er damals gedacht haben . . . Doch es dauert nicht lange, da steigt zwischen Panzerschiffen das neue Fahrzeug komisch die Klippen empor. Ein Feld im Schatten, die Polizei, bald dann die Straßen von London mit so vielen nebeneinander gepreßten Strohhüten, daß man glaubt, mit Eisenbahnzügen über sie hinfahren zu können. Merkwürdig, daß die Menschen auf diesem Bild fast alle gleich groß sind. Vielleicht haben die Kleineren die Hoffnung aufgegeben, sich durchzudrängen, und da sie hinten nichts sehn, sind sie weggegangen . . . Die Huldigungen, die Begrüßungen dauern fort. Es ist das vergebliche Bemühen, die nur im Moment des Ereignisses, der Landung auftauchende und sofort vergehende äußerste Entzückung aller Zuschauer (und gar diesmal, da es nur zwei waren) irgendwie festzuhalten, zu verlängern wider die Natur. Eine seltsame Trägheit voll Anspannung muß daraus entstehn, wenn man so von seinem Platze, seinem Gefühle sich nicht wegrühren will. Der „historische Augenblick", zerzogen in „historische Stunden, Tage" . . . Und auch darin gleicht der erste Flug Calais—Dover allen historischen Taten, daß er gar nicht von Calais nach Dover ging, sondern von Baraques, nah bei Calais, nach Dover. Alle Daten der berühmten Schlachten, Kongresse, Erfindungen und Friedensschlüsse sind ja ungenau in dieser Art, es wird immer vorgesorgt, daß eine populäre Tradition und eine wissenschaftliche Feinheit der genauer Unterrichteten nebeneinander bestehen können. Und so gehört es sich auch.

Auf den Dächern Berlins.

Ein Epilog zur Zeppelinfahrt.

Von **Wilhelm Miessner** (Berlin).

Also vor allem keine Übereilung; denn wenn man zu spät kommt, kommt man immer noch viel zu früh. Dieser Satz hatte sich so fest in meinem Hirne eingenistet, daß ihn selbst der Gedanke an die kurze Strecke Bitterfeld—Berlin nicht daraus hatte vertreiben können.

Als ich am Sonntag, den 29. August um 10 Uhr die Straße betrete, eigentlich nur, um mir noch schnell Zigaretten zu holen, ist sie leer. Berlin schläft noch, denke ich. „Nein, Berlin ist

Digitized by Google

auf dem Dache," antwortet mir mein Hoflieferant, der an meinen verschlafenen Mienen meine Resignation erkennt. „Also ist es doch aus dem Häuschen!"

Irgend wo im Norden wußte ich einen Bekannten im Besitz eines Hauses, und da die Straßenbahnen auch leer waren, kam ich schneller an mein Ziel als ich erwartete. Ich schelle in der Wohnung, niemand macht auf. Sie werden auf dem Dache sein. Aber wie dorthin gelangen? Das Haus ist mir in all seinen Teilen und Aufgängen bekannt, aber das Dach rechnet man immer noch nicht zu den bewohnbaren Räumen. Das muß nun gründlich anders werden. Statt jener ominösen Tafel „Aufgang nur für Herrschaften" werden unsre Hausbesitzer eine andre anbringen, die etwa lautet „Aufgang zum Dach über die Freitreppe im vierten Stock der Vorderstiege". Mit solchen Zukunftsgesichten kletterte ich die erste beste Treppe hinauf. Eine eiserne Tür versperrte den Eingang zum Boden. Über mir hörte ich ein Getrampel von mindestens zwanzig Kindern und dreißig Großen. Man kann sie ganz deutlich von einander unterscheiden. Rufen hatte gar keinen Sinn. Mein Hämmern gegen die Eisentüre war vergebens.

Ich hatte wohl eine Viertelstunde gewartet und gelärmt, da öffnete sich das eiserne Ungeheuer knurrend von innen, und der Portier trat heraus mit einem großen Korb voll leerer Bierflaschen. Das also ist des Pudels Kern!

„Zeppelin ist da!" Unter Waschleinen hindurch, an Verschlägen vorbei, in denen altes Gerümpel sich fast über die Unrast verwunderte, die seine Sonntagsruhe störte und den Staub aufwirbelte, mit dem es sich für einen langen Winterschlaf zugedeckt hatte.

„Bitte hier hinauf!" Der Führer zeigte auf eine völlig verstaubte, wackelige Hühnerleiter. Meine Achtung vor meinem sonst so ordnungsliebenden Bekannten bekam eine gefährliche Erschütterung, als auf der siebenten Sprosse die Leiter beinahe unter mir zusammengebrochen wäre. Ein Preisausschreiben für neue Dachkonstruktionen steckte in meinem Hirn.

Ich kannte dieses Berlin nicht wieder. Es hatte seine ganze Einwohnerschaft zu solchen kleinen Wellblechdachluken hinausgeschüttet, von denen mir eine soeben beinahe auf den Kopf gefallen war, als ich mich schon im Himmel der Freiheit wähnte. Und wie die Toten auf Signorellis „Auferstehung" stiegen immer neue Ankömmlinge aus dem Boden hervor, dem ich eben glücklich entronnen war. Nur die Baupolizei schläft noch den Sonntag eines ahnungslosen Beamtendaseins. Wenn sie wüßte, was es von morgen an zu tun gibt! Wie in einer umgestülpten Flasche die Mikroben, so tanzten Männlein und Weiblein unter der Himmelsglocke umher.

Die Kamine wurden als Tische benutzt für den Mundvorrat und die Getränke, und die kleinen viereckigen Löcher in der Mitte als Aschenbecher. Ein besorgter Vater hatte seine fünf Rangen mit Seilen an dem größeren Tonrohr befestigt, das über die gemauerten Schächte hinausragte. „Vater, der Fritz hat sich losgemacht." . . . . schrie ein kleines Mädchen und ein Junge fragte, ob das alles Berlin sei: „Ich hab es mir größer gedacht," war seine schlagfertige Antwort auf den Bescheid, daß das alles Berlin sei.

Die Sonne war gnädig, sie verhüllte ihr Antlitz in grauweißen Dunstnebeln, sonst wären wir völlig in Dachpix versunken. So hatten nur die Damen ihre Kleider ein wenig zu raffen, und es sah sehr neckisch aus, wenn sie über die niedrigen Mauern stiegen und auf den Zehen umherwandelten, wie die schönen Schäferinnen des achtzehnten Jahrhunderts bei ihren Tänzen auf den grünen Rasenflächen eines Schloßparkes.

Ganz in der Ferne über dem Tempelhofer Felde zog der weiße Zeppelin seine Kreise, dann um die Kirchtürme und Schloßkuppeln der Innenstadt. Die Wimpel auf den Dächern, die Schornsteine schicken ihre bunten und schwarzen Grüße hinauf, er aber kümmert sich wenig darum. Die freie Luft ist sein Element und man bekommt auf den zwanzig Quadratmetern ebenem Dachboden eine ungeahnte Sicherheit. Was ist das gegen das Frei-durch-die-Lüfte-Segeln. Eine Sehnsucht packt uns und begeistert die Kühnsten zu den waghalsigsten Kletterkünsten auf schiefen Dachfirsten noch ein paar Meter hinauf, wo ein Schornstein den andern überragt. Dort sitzen sie und schweben fast in der Luft, irgend eine Fahnenstange, einen Kamin umarmend, oder Halt suchend auf den Steigeisen der Telephondrähte.

Vom Tiergarten her kommt er gerade auf unser Haus zu geflogen. Eben hoch in den Lüften, noch ehe man sich dessen versieht, ist er dicht über den Häusern der nächsten Querstraßen. An dem Kirchturm der Kapernaum vorbei, noch einen Bogen vor uns. Da versperrt er mit seiner ganzen Breitseite die Aussicht. Die Propeller sausen. Wie blitzende Schwerter rasen sie durch die Luft. Die Menge jubelt, es ist ein verhaltener Jubel, den die Luft fast erstickt. Der Atem stockt, Freude und Staunen und etwas wie Anbetung ist darin. Niemand hat je so etwas gesehen. Wieder eine Schleife, da hängt er wie eine Quecksilbersäule fast senkrecht in der Luft. Dann kommt er mit der Spitze auf uns zu. Man meint, er müsse uns von den Dächern fegen, wie ein Wind den Staub. So groß und rund steht er vor uns, als käme der silberne Mond am hellichten Tage zu uns herunter. Ein mächtiges Rauschen wie Meeresgetöse und ein Rattern der Maschinen. Der Himmel verdunkelt sich, und doch glitzert es dicht über uns wie Wetterleuchten. Über den Rand der Gondeln schauen Menschen herab, die

Digitized by Google

ebenso verwundert auf uns zu blicken scheinen, wie wir hinauf, indem wir unwillkürlich den Rücken beugen, um nicht umgerissen zu werden. Vorüber. Wir atmen auf. Hinter uns, wo die Häuser aufhören, neigt er sich noch einmal bis dicht über die Baumwipfel, und dann kommen wie lange Regenwürmer Seile aus der vordersten Gondel herunter und suchen den Erdboden. Zeppelin ist in Tegel.

Randbemerkungen.

Die lieben Schwaben
haben zwar nicht, obwohl bereits die Posaunen des Gerichtes von Leipzig erschallen, in Sack und Asche Buße getan für das Frühstück im Schlosse des Königs; aber sie haben doch für mildernde Umstände plädiert, indem sie der Weihe des Schlachthofs von Stuttgart mit der Begründung fernblieben, daß ein Hoch auf den König ein häßliches Geräusch für ihre Proletarierohren sei. Wenn sich dann auf dem großen Schauri im Pleiße-Athen Genosse Stadthagen gewaltig emporreckt und Schrecken sinnt und Wut blickt, und neben ihm, süß und milde, als blickte Vollmond drein, Frau Rosa Luxemburg thront, dann wird man auf diesen historischen Schlachthof, auf diese Stätte der Entsühnung weisen, auf der man aus einem finsteren Saulus wieder zu einem unentwegten Paulus, zu einem Prediger der reinen und unverfälschten Lehre wurde, daß ein Genosse zwar des Königs Schinkenbrötchen essen und seine Weine trinken, nie und nimmermehr jedoch in ein Hoch auf ihn einstimmen darf. Er darf zum Königshofe, aber nicht zum Schlachthofe gehen; er darf dort weilen, wo man das Rostbeaf speist, aber nicht dort, wo man es zubereitet; er darf mit sanften Instinkten frühstücken, aber er würde beim Anblick des Blutes im Schlachthof verwildern. Und hat er im Königsschloß siebenmal gesündigt, so wird ihm wegen des Schlachthofs siebenmal siebenzigmal vergeben werden.

* * *

Das nationale Blutfest,
von dem die „Leipziger Volkszeitung" milde am Sedanfeste sprach, ist zur Verherrlichung des Massenmordes wieder einmal gefeiert, die Blut- und Gewaltpolitik in den höchsten Tönen besungen worden, und sogar zahlreiche Proletarierkinder mußten den Sedanrummel vergrößern und „mit den Laternen, die sie zu Ehren des Tages anzündeten, ihren Eltern einen klatschenden Schlag ins Gesicht versetzen". Es ist in der Tat weit gekommen, wenn der Staat jetzt schon die kleinen Kinder zwingt, ihre Eltern mit Laternen zu schlagen, nur zur höheren Ehre der Blut- und Gewaltpolitik, nur „um den Aufstieg des Proletariats niederzuhalten!" Es ist eine Schande, den Massenmord zu verherrlichen, während man „mit verkleisterten Gehirnen" die Maifeier, dieses Frühlingsfest der Völkerbefreiung, herabzusetzen oder gar zu verhindern sucht. — So malt sich wirklich in den Köpfen der sozialistischen Führer die Welt und die Geschichte in denselben Tagen, in denen die Fahrt des Grafen Zeppelin das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, das doch den Ersten mit dem Letzten in Deutschland zu gleichem Schicksal verbindet, so stark erweckt und beleuchtet hat. Aber das ist nun einmal diese grauenhafte Methode, alles, was die Gemüter erheben kann, herabzuzerren, jede Erinnerung an die großen Taten der Eltern in den Kindern zu ersticken, und alles Werden und Vergehen als eine Blutschuld der regierenden Klassen, jede Erhebung des Volksgemütes als ein Zeichen der Borniertheit hinzustellen. Da fehlte freilich nur noch der „Deutsche Verband für Frauenstimmrecht" mit seiner Eingabe an den Bundesrat, den Sedantag als nationalen Feiertag aufzuheben, weil man die Empfindlichkeit der früheren Gegner schonen und die Erinnerung an eine blutige Schlacht nicht immer wieder wachrufen soll. Vielleicht setzt man auch hier sich für die Feier des Tages ein, an dem die Kommune die Geiseln erschoß, vielleicht hält man auch einen Weltfeiertag erst dann für gekommen, wenn der große Augenblick da ist, da der letzte Pfaffe an den Gedärmen des letzten Junkers aufgehängt und der letzte König in den Käfig Bu Hamaras gesperrt wird.

* * *

Das Denkmal von Mars la Tour,
das im Beisein deutscher Offiziere auf französischem Boden geweiht worden ist, dieses Denkmal mit seinem stolz krähenden gallischen Hahn, muß seltsame Empfindungen erwecken. Es bildet ein freundliches Pendant zu den Monumenten, die auf deutschem Boden zu Ehren der französischen Kämpfer, vor allem aber zu dem Zwecke errichtet werden, die Erinnerung an die schönen Tage festzuhalten, da die Bevölkerung der Reichslande noch unter französischer Herrschaft stand. Denn darum handelt es sich doch bei all den Bestrebungen des Verbandes, der sich ausdrücklich als „Souvenir français" bezeichnet, und der die Toten nur ehrt, um die Lebenden zu gewinnen, der den Gedanken der Revanche zwar nicht ausspricht, aber hell durch alle Worte klingen läßt, der vom Joche des Fremdlings fortwährend spricht, aber niemals den Deutschen nennt. Und es ist wenig erhebend, daß dieser trotz aller Vorsicht doch deutlichen Absicht der Provokation gegenüber die Herren in Straßburg immer noch die Politik der ausgesuchtesten Höflichkeit für der Weisheit letzten Schluß und die schwächlichste Nachgiebigkeit für einen Beweis der Stärke halten. Man läßt es zu, daß der Revanchegedanke in den Reichslanden rücksichtslos verkündigt wird, und man duldet es mit Frohmut und frommem Sinn, daß die Reden, die jenseits der Grenze gehalten werden, in zahllosen Exemplaren diesseits der Grenze verbreitet werden. Da aber den im Reichsland mächtig emporschießenden, in ihrem Wesen hochverräterischen Vereinen noch die Oriflamme fehlte, und die Pilgerzüge nach französischen Denkmälern scheinbar nicht genügten, so wurde auf deutschem Boden die Errichtung eines Denkmals gestattet, das die trauernde Lothringerin unter der Trikolore zeigt. Deshalb kräht der Hahn am Denkmal von Mars la Tour auch so schadenfroh und lustig in die Welt. Wie heißt es doch in dem alten Liede?

„In Welschland geht es närrisch her,
Da werden auch gewiß nunmehr
Des Reiches alte Lehen,
Die man mit harter Not behaupt't
Und die schon der und der beraubt,
In die Rapuse gehen." Li.

* * *

Zur Psychologie der höheren Schüler.
Das ausgehende neunzehnte Jahrhundert hat uns eine Psychologie des Kindes und eine Völkerpsychologie beschert, so daß wir instand gesetzt sind, auf Grund dieser Wissenschaften das Seelenleben der Kleinen wie die rassenhaften Erscheinungen in Religion, Sitte und Kunst der Völker schärfer und sicherer zu erkennen und zu beurteilen. Aber kein Gebiet der Psychologie ist bisher so vernachlässigt und unangebaut geblieben, als die Wissenschaft über das Denken, Fühlen und Wollen jener durch Besitz oder Intellekt ausgezeichneten Gruppe von jungen Männern, die unsre Gymnasien, Realgymnasien, Seminare und Realschulen bevölkern. Man hat, dem Zug der Zeit und einer energischen Anregung des Kaisers folgend, die Reform des höheren Schulwesens zwar in Angriff genommen, aber weiter als bis zu der Idee des retrospektiven (rückwärts schreitenden!) Geschichtsunterrichts hat man es nicht gebracht; im übrigen ist alles beim Alten geblieben. Warum? Weil man glaubt, eine derartige Frage vom grünen Tisch der Geheimräte lösen zu

Digitized by Google

können, weil man sich immer und immer wieder von der nur zu reichlichen Fülle des Wissensstoffes platt drücken läßt, ohne auch nur ein einziges Mal zu bedenken, daß die Schüler keine Gedächtnismaschinen sind, und daß sie nicht als Beutestücke einseitigen, unausstehlichen, nur auf Erreichung des Zieles erpichten Mathematikern, Philologen u. s. f. ausgeliefert werden dürfen. Die nervöse Hast und Hetze, mit der das Klassenpensum heruntergehaspelt wird, hindert vollständig jeden Versuch eines Studiums der Persönlichkeit der Schüler, das die Grundlage bilden sollte für das, was wir individualisierende Behandlung, was wir Erziehung, Charakterbildung nennen. Aber Wissen ist Macht; daher muß auch der rettungsloseste Hohlkopf in Coetus A damit vollgepfropft werden; wozu wäre auch sonst das Institut der Hauslehrer da! Aber wir fragen: sind nicht Gesundheit, geistige und sittliche Geradheit, Freude und Frische zum Leben und Beruf auch wichtige Dinge außer einer guten Zensur? Diese ernste Frage gilt ebenso der Schule wie dem Haus, das nur zu leicht geneigt ist, den Druck der Schule durch häuslichen Druck in bedauernswertem Übereifer und Ehrgeiz zu verschärfen und die Schulangst der Pennäler durch die eigene Angst vor dem Schultyrannen zu wecken und großzuziehen. Die Jungen fürchten sich in der Regel nicht so sehr vor der Schule, wie vor den Eltern, die der Tradition entsprechend ihren Sohn durchaus einem gelehrten Beruf zuführen möchten. So ist in vielen Fällen die Häuslichkeit nicht die Zufluchtsstätte und der sichere Port für den jungen Menschen: auch das Haus arbeitet oft nach dem Rezept: „Wer nicht geschunden worden ist, ist nicht erzogen.“ Auf dieses Konto des mangelnden häuslichen Verständnisses, elterlicher Liebe und kindlichen Zutrauens sind die weitaus meisten Fälle der auf dem Schulweg Strauchelnden zu setzen. Prof. Albert Eulenburg weist in seiner Statistik der Jugendtragödien nach, daß von 1258 genau untersuchten Schülerselbstmorden 473 aus Furcht vor Strafe und aus Angst vor der Prüfung erfolgten, während bei 120 Fällen Geistesstörung als Ursache in Betracht kommt. In 353 Fällen ließ sich die Veranlassung nicht genau feststellen. Doch ist es andrerseits eine viel beobachtete Tatsache, daß das Elternhaus absolut keinen Maßstab besitzt, um die Fortschritte und die Lebensführung ihres Sohnes zu beurteilen. In der leichtverständlichen Freude darüber, daß sie ihren Sohn überhaupt „untergebracht“ und versorgt sehen, gewähren sie ihm jede Bitte, lassen ihn an allen Vergnügungen teilnehmen, legen sich arme Familien willig jedes Opfer auf, damit der Sprößling nicht hinter den Kameraden inbezug auf standesgemäßes Auftreten zurückstehe — und überlassen in unbegreiflicher Sorglosigkeit der Anstalt allein die Kontrolle über Verwendung der Taschengelder, die Verhinderung des Schuldenmachens wie des Umganges mit leichtsinnigen Gliedern der Gesellschaft, bis eines schönen Tages der vollkommene Ruin aller ihrer Hoffnungen sie jäh aufschreckt. Und blitzartig leuchtet dann wohl ein Schülerselbstmord hinein in die Beziehungen des einzelnen und in das Schulelend unsrer Tage: dann erfahren aus etwa hinterlassenen Briefen und Schilderungen die zunächst Beteiligten, wie wenig sie doch orientiert waren; dann wachsen die Vorwürfe und Selbstanklagen ins Riesenhafte. Aber nur für kurze Zeit hält's nach; dann ist die Diskussion aus naheliegenden Gründen geschlossen. „Es ist ein ganz ungewöhnliches Ereignis, die Anstalt trifft gar keine Schuld, er war ein absonderlicher Kauz, er hatte verschrobene Ansichten, und glücklicherweise ist der Fall ganz alleinstehend“. So täuscht man sich über den Ernst der Situation hinweg und über die harte Notwendigkeit, mit dem falschen Ehrgeiz und der falschen Sentimentalität gründlich aufzuräumen; denn diese sind im wesentlichen neben der geschilderten, oft erschrecklichen Sorglosigkeit gegenüber der Führung der jungen Leute die Wurzeln des Schul- und Schülerelends. K.

* * *

Jwa.

Eine beliebig hohe Prämie für den, der errät, was Jwa bedeutet. Um es gleich vorweg zu sagen, Konversationslexikon und Fremdwörterbuch lassen im Stich, und weder Alt- noch Neuphilologen werden dahinter kommen, wenn sie nicht unsre Sportzeitungen studieren. Jwa ist aus den Initialen der Worte „Internationale Wintersport-Ausstellung“ — eine solche soll nämlich veranstaltet werden — gebildet und bald wird dieses Wort, wenn man einer ganz sinnlosen Zusammenstellung diesen Titel geben will, auf Tausenden von Plakaten prangen. Es ist eine wirkliche Epidemie: Leute, die stundenlang das blödeste Zeug reden können, tun, als wenn sie nicht Zeit hätten, drei oder vier ehrliche deutsche Worte hintereinander auszusprechen, und gebrauchen Phantasienamen wie Jwa. Mit Damuka für Deutsche Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung fing es an, dann folgte die Augur, Ausstellung für Geschäftsbedarf und Reklame, und das glorreiche Berliner Beispiel ahmte Klein-Paris mit dem hübschen Aba (Bauartikel) und das stolze Frankfurt, das sonst von Berlin nichts wissen will, mit der Ila nach. Und jetzt kommt Jwa an die Reihe, nachdem wir an der BzBg (Bahnamtlich zugelassene Bahngepäckbeförderung) unsre Freude gehabt haben. Das Ganze ist ein Unfug, und ein Bedürfnis nach einer solchen Art von Abkürzung besteht schon deshalb nicht, weil in der betreffenden Stadt niemand im Zweifel ist, welche Ausstellung gemeint ist, wenn man schlechtweg von der Ausstellung spricht, dieweil gewöhnlich nur diese eine besteht. Aber die Sache ist english fashion, und das genügt, um ihr bei den Deutschen Eingang zu verschaffen.

* * *

Ein neuer Modus der Jugendvergiftung.

Die Verbreitung von Schund- und Schandliteratur unter der Jugend durch gewissenlose Verleger und Schriftsteller ist gerade in diesen Blättern schon öfter entsprechend gekennzeichnet worden. Das schmähliche Geschäft findet aber immer neue Tricks, und auf einen solchen möchte ich hier hinweisen. Ein hiesiger Buchhändler stellt neben den bekannten erotischen und sexuellen Schmutzschriften in seinen Schaufenstern auch ernste wissenschaftliche und belletristische Werke aus, wie Forels Sexuelle Frage und Diderots Nonne und zeigt durch angeheftete Zettel an, daß er diese Bücher für 20 Pfennige die Woche verleihe. Es ist klar, daß dieser Biedermann, der sicher Kollegen hat, dabei nicht auf erwachsene Kunden und Leser rechnet, die, um sich zu belehren und unterrichten, nach solchen Büchern greifen, sondern auf unreife und halbwüchsige Knaben und Mädchen, die eine schädliche Neugier befriedigen wollen. Es ist geradezu empörend, daß sich gegen solche Niedertracht nichts tun läßt. Dr. P.

* * *

Definition des Theaters.

Seitdem sich die Komödianten aus Bohemiens zu wohlsituierten Philistern gewandelt haben, und das Theater ein regelrechter kaufmännischer Betrieb geworden ist, gilt es sogar bei manchen ernsthaften Menschen für einen Kulturfaktor. Wenigstens in deutschen Landen. Die Engländer betrachten das Theater als einen Sammelpunkt der Gesellschaft, und in Frankreich ist ein Theaterraum niemals etwas anderes als ein Salon, und sein Besuch ist eine Form des gesellschaftlichen Verkehrs im Winter. Die Franzosen plaudern freilich über das Theater in demselben Ton, in dem sie über andre Dinge des Lebens sprechen, aber die englischen Zeitungen berichten über eine Theateraufführung nie anders als über ein Lokalereignis. Weit größere Aufmerksamkeit als den Vorgängen auf der Bühne widmen die Reporter der großen englischen Journale dem Zuschauerraum, und die Toilette der Besucherin ist dem Berichterstatter wichtiger als das Spiel der Heroine. Ich glaube nicht, daß die englischen Theaterreporter weniger vom Theater verstehen als die

Digitized by Google

deutschen Kritiker, wenn sie auch Schauspieler und -spielerinnen und Stücke und Autoren nicht in Grund und Boden verdonnern. Die deutsche Kritik ist gelehrt, und jeder deutsche Theaterreferent, der etwas auf sich und seine Zeitung und sein Publikum hält, ist gewohnt, den Schauspielern, dem Autor, dem Regisseur und dem Direktor seine Meinung zu sagen. Die Direktoren hören diese Meinung zuweilen sehr gern. Nicht selten kommt es vor, daß ein Theaterdirektor die günstigen Kritiken sammelt, sie öffentlich ankündigt und sich mit ihnen geradezu ins Bett legt. Seine ganze Kalkulation baut sich auf guten Kritiken auf. Ich kenne keinen einzigen Direktor, der sich darüber je beschwert hätte, daß er und sein Theater zu günstig beurteilt worden sei. Es ereignet sich zuweilen sogar, daß einem Direktor eine scharfe Kritik gegen einen Schauspieler oder eine Schauspielerin sehr lieb ist. Ich kenne solch einen Pappenheimer. Wann er einen Mimen an die Luft setzen wollte, bestellte er sich bei einem befreundeten Kritiker eine böse Kritik gegen seinen Mißgünstling, und mit Hilfe dieser Kritik wurde er den Schauspieler, den er nicht mochte, spielend leicht los. Im allgemeinen aber sind Theaterdirektoren gegen schlechte Kritiken überaus empfindlich, und der tüchtigste Theaterreferent — der tüchtigste ist immer der, der am meisten lobt — wird sofort zum unfähigsten Gesellen, wenn er das geringste beanstandet. Da wird das größte Schaf unter den Direktoren zu einer Hyäne. Ein Leipziger Theaterdirektor verbot sogar vor kurzem einem Kritiker sein Theater. Er verbot dem Kritiker, sich ins Parterre zu setzen, still und ruhig seine Eindrücke zu sammeln und nach acht oder zehn Tagen in seiner Wochenschrift darüber seine Meinung zu sagen. Als sich der Mann eines Tages wieder einen Sitz kaufte, um sich die Sehenswürdigkeiten jener Bühne zu betrachten, ließ er ihn sogar im Zuschauerraum durch die Polizei verhaften, und verklagte ihn außerdem wegen Hausfriedensbruchs. Und merkwürdigerweise erhob die Staatsanwaltschaft in Leipzig die Anklage, und ein Leipziger Gericht verurteilte den verbrecherischen Redakteur und wegen Teilnahme am Hausfriedensbruch auch seinen Verleger. Wegen Hausfriedensbruchs! Obwohl sich der Mann ohne irgend eine Bemerkung auf seinen Platz setzte. Bisher dachte ich immer, das Theater sei ein öffentliches Gebäude, das gewissen polizeilichen Vorschriften unterworfen sei, die für den Direktor gelten. Eine Polizeivorschrift ist auch, daß man in den meisten Theatern nicht rauchen darf. Daß man ein Theater auch nicht absprechend beurteilen darf, ist eine ganz neue Regel, die wieder beweist, daß in Deutschland nicht alles, was nicht verboten ist, auch als erlaubt gelten darf. Im Gegenteil: da es nicht ausdrücklich erlaubt ist, eine Theateraufführung schlecht zu finden, ist dergleichen streng verboten. Auch andere öffentliche Gebäude darf der deutsche Staatsbürger nicht ungünstig beurteilen. Wer mit einem Bade, das er in einer öffentlichen Badeanstalt genommen hat, nicht zufrieden ist, darf diese Unzufriedenheit immerhin zu sich selbst äußern. Er macht sich aber entschieden eines Hausfriedensbruches schuldig, wenn er seine Unzufriedenheit in einer Zeitung äußert und in die Badeanstalt eintritt mit dem staatsgefährlichen Gedanken, in seiner Zeitung zu erzählen, daß es in der Badeanstalt nicht hygienisch zugehe. Auch andere öffentliche Orte dürfen nicht als unhygienisch bezeichnet werden.

Ernst Egon Friedegg (Wien).

Die gefährlichen Millionäre.

Die Sterne funkelten wie ganz neue Soldatenknöpfe, und wir fuhren langsam unterm großen Luftballon durch die stille Julinacht. Das ist schon drei Jahre her. Ich saß mit Herrn K. in der Gondel, und wir sprachen über die Lenkbaren. Herr K. sagte gravitätisch: „In drei Jahren sind wir so weit, daß Zeppelin von Friedrichshafen nach Berlin fahren kann. Und was dann folgt, ist das Ungeheuerliche. Die Lenkbaren werden dann bald schockweise hergestellt werden. Millionäre ohne Lenkbare gibt's dann nicht mehr. Aber — ich bin ein alter Schwarzseher; ich sehe immer nur die böse Kehrseite des Glänzenden.“ Ich fragte ganz naiv: „Ja, wie sieht denn diese böse Kehrseite aus?“ Da lachte Herr K. sehr bitter auf und sagte heftig: „Sie ahnen gar nichts. Sie überlegen sich gar nichts. Wenn die Millionäre im Lenkbaren fahren können, so können doch auch Verbrecher im Lenkbaren fahren. Das müssen Sie doch zugeben, nicht wahr?“ Ich fragte hiernach wieder ganz naiv: „Was sollen denn die Verbrecher im Lenkbaren anfangen?“ Und Herr K. erwiderte ganz ernst: „Dynamit können uns die Verbrecher auf den Kopf werfen, und zwar — zentnerweise. Und sie können das Dynamit genau dorthin werfen, wohin sie's gerade werfen wollen. Und dieses Dynamitwerfen ist, wenn's in dunkler Nacht geschieht, nicht einmal mit Lebensgefahr verbunden. Das müssen Sie doch zugeben, nicht wahr?“ Ich sah das natürlich nicht so ohne Weiteres ein und sagte das. Da wurde der Herr K. sehr heftig und rief in die stille Julinacht hinein: „Sie sehen ebenso wenig ein wie die andern Menschen. Denken Sie denn: die Terroristen werden sich nicht der Luft bemächtigen? Glauben Sie denn, daß sich diese Verbrecher immer nur auf der Erde ihre Schandtaten leisten werden, während die so bequem vom Lenkbaren aus von oben herab möglich werden? Das können Sie nicht einsehen?“ Ich meinte ganz ruhig dazu: „Na, so schlimm wird's ja nicht werden. Erdbeben, Krieg und Pest hat die Menschheit überstanden — warum sollte sie denn bei diesen Luftattentaten gleich ganz und gar aus der Fassung geraten? Außerdem — der Luftsport wird doch nicht gleich so billig sein, daß sich die Terroristen mit vielen Lenkbaren versehen können.“ Abermals lachte Herr K. sehr bitter auf und sagte scharf: „Wenn die Terroristen keine Millionäre hinter sich haben, dann sind sie ganz bestimmt nicht gefährlich. Sie werden aber Millionäre hinter sich haben. Haben Sie noch nicht gehört, wie sich diese reichen Herren in Paris amüsieren? Wenn die bezecht sind, schlagen sie alle Möbel des Lokals kurz und klein — alle Gläser und Teller — Fensterscheiben, Öfen und Türen. Solche überreizten Herren werden aber für die Terroristen zu haben sein. Und das ist das Gefährliche. Die verrückten Millionäre sind für die Menschheit das Gefährlichste.“ Da mußte ich herzlich lachen und sagte: „So können Sie alle Menschen für gefährlich erklären. Jeder Mensch kann verrückt und dem lieben Nächsten gefährlich werden. Warum die Millionäre ganz besonders gefährlich sind, sehe ich nicht ein.“ Herr K. machte da ein verschmitztes Gesicht und flüsterte ganz leise, als wenn wir Lauscher zu fürchten hätten: „Blech ist das, was Sie sagen. Luftattentate kosten viel Geld. Wenn das nicht da ist, sind sie unmöglich. Das Geld aber kann nur von verrückten Millionären zu Attentaten gegeben werden. Andre Leute haben doch nicht das Geld dazu. Demnach sind doch nur die verrückten Millionäre gefährlich. Die vernünftigen sind natürlich nicht gefährlich. Und die gewöhnlichen Menschen sind, solange sie nicht sehr viel Geld haben, auch nicht gefährlich.“ Diese Ansichten erschienen mir schließlich gar nicht so unlogisch, aber ich wollte mich dieser Logik nicht fügen. Wir sprachen noch bis zum Morgengrauen davon. Und erst ein gewaltiger Sonnenaufgang brachte uns vom Thema ab. Ich aber habe dieses Gespräch in den letzten drei Jahren nicht vergessen können oft träume ich davon — und im Traume geht dann alles wüst durcheinander — Bankhäuser werden gesprengt — ein Regen von Goldstücken fliegt über die Stadt usw. usw.

Paul Scheerbart.

Digitized by Google

Cook der Unbelohnte.

Die Frage ging durch manch Jahrhundert:
Wie man den kühlen Pol bereist?
Nun zeigt sich fast kein Mensch verwundert,
Daß Cook alldort zur Nacht gespeist.
Kein bischen Lärm wird wo geschlagen,
Kein Mensch will sich verrückt betragen —
Es murmelt bloß der Europä'r:
„Es freut mich sehr."

Im Grunde aber ist's ihm wurstig,
Er sieht: das Ding hat wenig Zweck.
Der Mensch ist zwar eroberungsdurstig,
Allein was tut er mit 'nem Fleck?
Man kann nicht mal dort Reichstag wählen,
Nicht mal die Reichsfinanzen zählen,
Auch kein Kanönchen geht dorthin —
Was hat's für Sinn?

Herr Cook wird also kaum gepriesen,
Obgleich so wild sein Tatensturm —
Auch ist die Sache nicht bewiesen,
Er ist weiß Gott ein Unglückswurm.
Er ward der Journalisten Speise,
Sein Fähnchen treibt im Nordpoleise . . .
Vielleicht reist er noch mal hinauf
Und hängt sich auf.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Walter von Molo: Die unerbittliche Liebe. Roman. Verlag: Schuster & Loeffler (Berlin).

Einen wilden Totentanz der Liebe möchte ich dieses mit rötestem Herzblut geschriebene, anklägerische und doch pantheistisch versöhnlich ausklingende Buch nennen. Der uraltewige Liebesschrei der Menschheit wird hier in seiner ganzen animalischen Triebwildheit laut; die unerbittlichen Konsequenzen jener blinden, echten Leidenschaftsliebe, die sich so gern die „freie" Liebe nennt, werden an dem Beispiel der Gemeinschaft zweier hart um das tägliche Brot kämpfender Menschen aufgezeigt. Aber daneben geht — leider in der sprunghaften, nervösen Parallelität aller nur einbändigen, (weil „mehr gekauften") Romane! — die Geschichte der Liebe des typischen, reichen Parvenüs und der in dem Ehejoch mit dem Zahlenmenschen verschmachtenden Frau „de trente ans". Nur lose Fäden spinnen sich von jenem eigentlichen Heldenpaar des Romanes zu diesem; aber das eine große Rätselwesen der Natur, das Kind, bildet das psychologische Bindeglied. Und so alt auch die Gegensätzlichkeit dieser beiden Liebespaare, so abgeklappert das Motiv sein mag, hier wirkt doch die Gegenüberstellung der vergeblich kindererssehnenden Gesellschaftspuppe und der von Frühgeburten schwer heimgesuchten Mutterfrau aus dem ärmlichen Mittelstande wie eine fürchterliche Anklage gegen die Unerbittlichkeit der Liebesgesetze, der Liebestyrannei. Eine heiße Sehnsucht nach freierer Familienweltanschauung durchglüht dieses Buch, dem die moderne Frauenrechtlerei nur das äußere Gerippe zu sein scheint für die Zukunftsgestalt der Gleichberechtigung nicht bloß der Geschlechter, sondern auch der Gleichberechtigung von Eltern und Kindern. Darin beruht zugleich auch die schier unerhörte Kühnheit dieses Romanes: in der förmlich chirurgenhaften Sezierung der immer aufs neue verheimlichten Scheu zwischen Eltern und Kindern, und die psychologische Durchführung des Seelenlebens eines Kindes der sogenannten Sünde scheint mir das Feinste, zugleich auch Versöhnlichste in diesem Romane zu sein, der spannend geschrieben ist, in einem ganz besonderen Sinne: die Gewitterschwüle des Zeugungsaktes in der Natur lagert über der Sprache und über der fiebrigen Fortentwicklung der Geschehnisse . . . . Arthur Neisser.

Grete Meisel-Hess: Die sexuelle Krise. Eine sozialpsychologische Untersuchung. Mit Titel und Einbandzeichnung von F. H. Ehmke in Düsseldorf. Verlegt bei Eugen Diederichs (Jena). Preis geb. 5 M. 50 Pf.

In diesem Buche wird an eine der brennendsten Wunden der Gegenwart Hand angelegt. Die schleichende, durch die monogame Zwangsehe einesteils und die sexuelle Anarchie anderenteils hervorgerufene sexuelle Krise der Gegenwart wird hier in ihren Ursachen und Folgeerscheinungen unverhüllt bloßgelegt und zugleich Heilmittel zu ihrer allmählichen Behebung zu geben versucht. An erster Stelle übt die Verfasserin eine Kritik der heutigen Eheverhältnisse, die sie mit Recht als unbefriedigend bezeichnet, da einerseits die schwere Scheidungsmöglichkeit unglückliche Verbindungen durch eine wahre Sklavenfessel zusammengekettet hält, anderenteils aber unsere kapitalistische Wirtschaftsordnung das Eingehen glückverheißender Vereinigungen teils vielfach außerordentlich erschwert, teils überhaupt unmöglich macht, oder Paarungen herbeiführt, die der Rasse zum Nachteil gereichen. Dadurch aber, daß die Ehe heute die einzige gesellschaftlich anerkannte und geschützte Möglichkeit der Lebens- und Sexualgemeinschaft darstellt, werden Millionen entweder sexuell ausgehungert oder durch die bestehende Regellosigkeit gefährdet, zahllose Glücksmöglichkeiten vernichtet, überdies durch die Verhinderung wünschenswerter Zeugungen wie durch die Schutzlosigkeit außerehelichen Nachwuchses die Rasse in hohem Grade verschlechtert. Zur Behebung dieses Übelstandes macht die Verfasserin eine Reihe beachtenswerter Reformvorschläge und zieht insbesondere gegen die allenthalben überwuchernde sexuelle Lüge mit großer Unerschrockenheit und Schärfe zu Felde. Sie ist sich dessen wohl bewußt, daß ohne eine Veredlung der sittlichen Anschauungen, eine Ehrfurcht vor der Zeugung eine wahrhafte Reform nicht möglich ist und warnt ausdrücklich vor unfruchtbaren Reformversuchen einzelner, die an der „kompakten Majorität" scheitern müssen. Dieser hohe moralische Ernst, der die Verfasserin auszeichnet, sichert ihrer Stimme auch dort achtungsvolles Gehör, wo man ihr nicht in allen Einzelheiten beizupflichten vermag. Außerdem berührt an dem Buche eine genaue Kenntnis der praktischen Lebensverhältnisse und Bedürfnisse und eine vollständige Beherrschung des einschlägigen Materials angenehm. Die Psyche des Mannes wie des Weibes ist wahr erschaut. Hier werden keine leeren Schreibtischphantasien und unreife, himmelstürmende Phrasen vorgebracht, sondern ein reich erfahrener, von sittlichem Gehalt erfüllter, die Not und das noch ungeklärte Verlangen der Zeit bis in seine innersten Keime erfassender Mensch zeigt sich am Werke, das reinere und glücklichere Gebäude künftiger Geschlechter in seinem Grundrisse aufzuzeichnen. Der Wert derartiger Bücher besteht nicht in erster Linie darin, wie sie geschrieben wurden — und dieses Buch ist gut geschrieben —, sondern vor allem, daß sie geschrieben wurden. Das vorliegende Buch, daß den ersten von drei, die ganze Sexualfrage umfassenden Bänden darstellt, verdient daher die herzlichste Begrüßung und die weiteste Verbreitung in allen Kreisen. Die Sexualreform, die die Verfasserin anregt, ist allerdings nicht von heute auf morgen zu lösen. Eben deswegen ist es schon ein nicht geringes Verdienst, daß mit ihrem Aufbau endlich einmal der Anfang gemacht wird. Es läßt sich der Verfasserin

Digitized by Google

vielleicht kaum eine größere Anerkennung zollen, als durch die Tatsache, daß ihr Werk an jene Worte Nietzsches erinnert:

Dies ist kein Buch; was liegt an Büchern!
An diesen Särgen und Leichentüchern!
Vergangnes ist der Bücher Beute:
Doch hierin lebt ein ewig Heute.
Dies ist kein Buch: was liegt an Büchern!
Was liegt an Särgen und Leichentüchern!
Dies ist ein Wille, dies ist ein Versprechen,
Dies ist ein letztes Brücken-Zerbrechen,
Dies ist ein Meerwind, ein Ankerlichten . . .
Viktor Wall (Wien).

Von dem seine afrikanische Forschungsreise schildernden Werke des Herzogs **Adolf Friedrich zu Mecklenburg: „Ins Innerste Afrika"** (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig) ist soeben die erste Lieferung erschienen, die die Vorbereitungen der großen Expedition sowie den Beginn dieser am Viktoria-See schildert. Durch die Veranstaltung einer Lieferungsausgabe (28 Lieferungen à Mk. 0.50) will die Verlagsbuchhandlung den weitesten Kreisen die Möglichkeit geben, in den Besitz des gerade für uns Deutsche besonders interessanten Werkes zu gelangen. Das Erscheinen des Gesamtwerkes, das geh. Mk. 14.—, geb. Mk. 15.— kostet, wird bereits für Ende September angekündigt.

Von **Eduard Engel** erscheint demnächst im Verlage der „Concordia" (Berlin W. 30) eine umfassende Arbeit über Goethe, die sich **„Goethe, der Mann und das Werk"** betitelt. Man erinnert sich der Aufsehen erregenden Arbeit Engels über Frau von Stein; sein Goethe-Werk wird, wie der Verlag mitteilt, über eine Reihe andrer wichtigster Lebensfragen Goethes ganz neue urkundliche Aufschlüsse bringen.

Fr. Naumann: Ausstellungsbriefe. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. Preis Mk. 3,—.

Arthur Roeßler: Von Wien und seinen Gärten. Karl Graeser & Kie. Preis Mk. 2,20.

Paul Langenscheidt: Im Blütenschnee. Lieder des Glücks. 2. Aufl. Verlegt bei Dr. P. Langenscheidt, Berlin-Gr.-Lichterfelde-Ost. Preis Mk. 2,—.

Rudolf Czapek: Die neue Malerei. Eine Kulturstudie. Strecker & Schröder, Stuttgart. Preis Mk. 1,60.

G. v. Stokmans: Auf eigenen Füßen. Roman. J. P. Bachem, Köln a. Rh. Preis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 4,—.

Wilhelmine Mohr: Kinder vor Gericht. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag, Berlin W. Preis Mk. 1,—.

Herm. Bahr: Tagebuch. Paul Cassirer, Berlin W. 10. Preis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 4,—.

Paul Jaeger: Liberale Weltanschauung. Eugen Salzer, Heilbronn. Preis Mk. 0,50.

Deutsche Liebeslieder vom zwölften bis zwanzigsten Jahrhundert. Ausgewählt von Walter Weichardt, geschmückt von Hugo Gugg. Einhorn-Verlag, München. Preis Mk. 1,75.

Balzacs Menschliche Komödie. Bd. 5 und 6. Glanz und Elend der Kurtisanen. Übersetzt von Felix Paul Greve. Verlag der Insel (Leipzig). Preis geh. je Mk. 4,—.

Alfred Günther: Phönix. Handzeichnungen, Dichtungen. Verlag von E. W. Bonsels & Co. (München). Preis geh. Mk. 3,—.

Prof. Dr. Aug. Pauly: Wahres und Falsches an Darwins Lehre. Verlag von Ernst Reinhardt (München). Preis geh. Mk. 0,80.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart", Berlin W 9. Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Patentiert

„Agfa"-Belichtungstabelle
für **Tages-** und **Blitzlicht.**
(In einem Instrument.)

Die „AGFA"-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt **ohne jede Berechnung,** durch einfache Schieberstellung,
für jede Platten- und Filmsorte
für Tageslicht
die richtige Belichtungszeit
für Blitzlicht
die nötige Menge „Agfa"-Blitzpulver.
Kompendiös. Leicht. Handlich.
à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa"-Platten Extra rapid
„Agfa"-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR"-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl.
26° W. = 13° Sch. Lichthoffrei.
Bezug durch Photohändler.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN
Hotel der Kaiserhof
Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG
Hotel Atlantic
Restaurant Pfordte
Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an
1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W, Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische** Körperschaften des öffentlichen Rechts insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	786,306,124 M.	16 Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450 „	49 „
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206,450 „	— „
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134,148,100 „	— „

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß. Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel-Papiere**, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc. direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.
Berlin.

Détail-Verkauf:

Leipziger-Strasse 35a, Ecke Charlottenstrasse und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Speziallisten gratis.

W. DITTMAR, Möbelfabrik

Berlin C. Molkenmarkt 6. Gegr. 1836.

Formen und Ausführung im engsten Anschluss an die Wünsche und den Geschmack der Gebildeten unter besonderer Berücksichtigung des Künstlerischen. Die Preise sind sehr billig

Die Firma hat in einer Filiale in der **Tauentzienstr. 10** eine dauernde **Wohnungs-Ausstellung,** die täglich 9—1 und 3—7 geöffnet ist. Sonntags 12—2. Abbildungen hiervon gern kostenfrei.

Die eigenen Fabriken der Firma Berlin O., Cadinerstrasse 20, stehen gern zur Besichtigung offen.

Wie richte ich meine Wohnung ein? Heft mit erläuternden Abbildungen und Preisverzeichnisse mit Abbildungen werden gern kostenfrei gesandt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 134.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 38. Berlin, den 18. September 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Rote Psychologie.

Einst in den Tagen, da das französische Königtum und der Gedanke des Feudalstaates zusammenbrachen, hat einer der ethisch-ästhetischen Revisionisten der großen Revolution, Pierre Vergniaud, in dem Saale, in dem wenige Tage später der alte Herrgott depossediert wurde, den Jakobinern mit heller Stimme zugerufen: „Man hat jenes seltsame System der Freiheit sich entwickeln sehen, nach dem man uns sagte: Ihr seid frei, aber denket wie wir, oder wir denunzieren euch der Rache des Volkes. Ihr seid frei, aber beuget eure Nacken vor dem Götzenbilde, das wir beräuchern, oder wir denunzieren euch der Rache des Volkes; ihr seid frei, aber verbindet euch mit uns, um die Männer zu verfolgen, deren Redlichkeit und Bildung wir fürchten, oder wir häufen auf euch lächerliche Beschuldigungen und denunzieren euch der Rache des Volkes!“ — Er wird sich immer wiederholen, dieser Kampf der Cordeliers und Jakobiners gegen die Gironde, der Marat und Robespierre gegen die Roland, der Condorcet und Pétion, der Guadet und Gensonne; und immer werden sie, die der revolutionären Stimmung gegenüber an dem Gedanken der Evolution festhalten, die Lehre vernehmen, daß es keinen so grimmigen Tyrannen gibt wie den Doktrinarismus der Masse, und daß dort, wo sie die Wächterin ist, die Unduldsamkeit nicht nur gegen das Wort, nicht nur gegen die Tat, sondern selbst gegen den Gedanken am Regimente ist. „Denket wie wir! Beugt eure Nacken vor unsern Götzen!“ — so klingt es immer wieder, und auch jetzt in Leipzig, den Bernstein und Schippel, den Heine, Braun und Calwer entgegen; so wird es klingen, solange eben die Masse in dem Drang nach Freiheit das Bedürfnis nach der Diktatur empfindet, solange sie sich zugleich dagegen empört, regiert zu werden und doch schon ein Gelüste nach Knebel und Peitsche hat.

Es ist kein Zufall, sondern es entstammt einer inneren Notwendigkeit, daß auf all diesen roten Tagen der Kampf um die Freiheit des sozialistischen Glaubens und um das Recht der Persönlichkeit tobt. Es liegt darin eine Art von Schicksalsnotwendigkeit, fast ein Spiegelbild der alten Legende von dem Kampfe der Titanen gegen die Götter, die in ewigen Händen die Herrschaft halten und sie brauchen, wie es ihnen gefällt. Franz Mehring hat einst das uralte Sklavengesetz der Demokratie in den rauhen Ruf geformt: „Den Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust!“ Es ist ein Verrat an der Partei und an den Glaubensregeln des sozialistischen Korans, die eigene Überzeugung zu vertreten; es ist ein Verbrechen, das wohl die Strafe der Hungerpeitsche verdient, das Eduard Bernstein ebenso wie das Ehepaar Braun, wie Göhre, wie Quarck und Schippel hart an ihrem Leibe büßen mußten. Die Erde darf sich nicht drehen, wenn das Dogma es verbietet. Einst hat Friedrich Engels die Anhänger Hegels also zu charakterisieren gesucht: „Die ganze Hinterlassenschaft dieses Mannes beschränkt sich für sie auf eine pure Schablone und auf ein Register von Wörtern und Wendungen, die keinen andern Zweck mehr haben, als sich zur rechten Zeit einzustellen, wo Gedanken und positive Kenntnisse fehlen.“ — Friedrich Engels hat hier ahnend das Bild jener historisch-materialistischen Schule gezeichnet, die jeder geistigen Entwicklung mit schwieligen Fäusten entgegentritt, die den Fortschritt nicht dort erblicken will, wo Meinung auf Meinung prallt, die den schöpferischen Wert des Widerspruchs und des Zweifels nicht kennt, die es nicht ahnt, daß dort, wo die Überzeugung vor dem Machtgebot schweigen muß, die geistige Verödung das Ende bilden wird. Die Spekulation auf die Gedankenarmut kann dann nur die tönende Phrase, den Superlativ, das starke Wort als Ersatzmittel suchen. Und zugleich wird man den Appell an die Vernunft durch den Appell an die Phantasie ersetzen. Immer wieder erblickt man darum die alten Klischees, vernimmt man die hallenden Worte von Freiheit, Gleichheit, Volk und Tyrann, Entrechtung und Unterdrückung. Alles, was besteht, das ist wert, zugrunde zu gehen, so lautet stets der Vordersatz. Den Nachsatz aber hat Bebel in seinem phantastischen Buche geliefert, hat Jean Jaurès in die Worte gefaßt: „In der neuen, von den großen Geistern des Sozialismus vorausgeschauten Gesellschaftsordnung wird die

Digitized by Google

Gerechtigkeit nicht um den Preis von Lebensfreuden erkauft; die rechte Organisation der menschlichen Kräfte wird ihre produktive Kraft vermehren, die Pracht der Reichtümer wird den Sieg des Rechtes bezeugen, und die Freude wird die Gerechtigkeit wie mit einem strahlenden Kranze umgeben."

„Es ist ein natürlicher und tiefer Haß, den instinktiv die gläubige Masse gegen die Zerstörer ihres phantastischen Glücks, gegen die kühlen Zweifler empfindet, die ihre Utopien entvölkern. Das sind ja die Männer, die ihnen die beste Kraft, die Siegeszuversicht, den Glauben nehmen, die den Fanatismus, der sie beseelt, und der allein die Wurzel der Erfolge bilden kann, in seiner ganzen Beschränktheit erweisen, die das lallende Wort vom ehernen Lohngesetz, das sich so tief in die Phantasie gedrückt hat, von der Katastrophentheorie, von dem Endziel, von dem Zukunftsstaat, in dem nur Milch und Honig fließen, ja sogar von der materialistischen Begründung alles Werdens und Vergehens zerstören; die der einfachen Formel, die so leicht begriffen wird, den Hinweis gegenüberstellen, daß nur aus ungezählten, einander durchkreuzenden Kräften als Resultante das geschichtliche Ereignis hervorgeht, daß die Probleme des Lebens ungleich reichhaltiger sind, als die dürftige Schulweisheit der Dogmatiker sich träumen läßt, ja, daß sogar das Evangelium der Internationalität nur eine große Lüge bildet. Hier ist selbst der große Jean Jaurès ein Ketzer, den die deutschen Großinquisitoren des Gedankens auf den Scheiterhaufen senden sollten. Denn er, der Franzose, hat die Doktrin des Marxismus mit den Worten zerstört: „Es gibt nur eine allgemeine und beständige Organisation, die die Rechte aller Individuen ohne Ausnahme, nicht nur der lebenden, sondern der noch kommenden Generationen zu sichern imstande ist. Und die allgemeine, unvergängliche Organisation, die auf einem bestimmten Teil des Planeten alle Individuen umfaßt, und die ihr Werk und ihre Gedanken auf die nachfolgenden Geschlechter erstreckt, das ist die Nation." Mit der Statuierung der Nation als des entscheidenden Faktors in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte wird wiederum eine große und beseligende Hoffnung zerstört, die Hoffnung auf die Wirkung der aufeinandergehäuften Massen, die durch ihre ungeheure Last den bestehenden Bau der Gesellschaft einst völlig zerdrücken werden.

Die Masse ist stets dogmatisch, sie glaubt im Lande der Nüchternheit zu leben und haust dennoch im Lande der Romantik. Sie wird sich darum, wenn es zur Abstimmung geht, stets als stärker erweisen, als die andern, die Intellektuellen, die Literaten, die selbst den Gedanken der Abrüstung bekämpfen, die in der Flotte nicht mehr ein unwürdiges Spielzeug und in den Kolonien nicht ein Brutnest aller Gemeinheit erblicken, die sogar lehren, daß wir unsre Absatzmärkte erweitern und uns die Verbilligung unsrer Rohstoffbezüge sichern müssen, die selbst vor dem Begriff der Weltpolitik nicht erschrecken und die Tatsache predigen, daß mit der Hochkonjunktur auch die Arbeiterlöhne wachsen, daß die ganze Lebenshaltung des Proletariats gestiegen ist, daß die agrarischen Schutzzölle keineswegs eine preissteigernde Wirkung ausüben, daß der Massenstreik eine romantische Torheit ist. Diese Literaten und Revisionisten verletzen die Religion der Masse, diesen Glauben an das Unbekannte, diese ewige Erwartung des Wunderbaren, diese Zuversicht auch, daß doch eigentlich sie, die Enterbten, die liebsten Kinder Gottes seien, denen nicht erst im Jenseits, sondern schon hier auf Erden ihr Recht und ihr Glück werden muß. Es ist die gleiche naive Stimmung, die auch durch all die wunderlichen Phasen der russischen Revolution dämmerte, und die das Wort des Hippolite Taine so stark unterstrich: daß jede Idee, bevor sie in das Gehirn des Volkes übergeht, in eine Legende übergehen muß, die ebenso widersinnig wie einfach und den Erfahrungen, Fähigkeiten, Hoffnungen und Befürchtungen der Masse angemessen sein muß. Pathos und Deklamation bilden die äußerlichen Hilfsmittel, bilden die Walze, unter der die logische Vernunft und die kühle Berechnung der Tatsachen unbarmherzig zermalmt werden. Man glaubt es, wenn von Bebel, diesem Märtyrer seiner eignen Vernunft, der den Wirklichkeitssinn im Fanatismus erstickt, bewundernd in der sozialistischen Presse geschrieben wird: „Er riß die Versammlung durch alle Höhen und Tiefen der menschlichen Gefühle, von Zorn und Grimm über die Niedertracht der bestehenden Weltordnung zum befreienden Lachen über die armseligen Tölpel, die sich einbilden, die größte Kulturbewegung der Menschheit, die Sozialdemokratie, niederhalten zu können durch die Zwirnsfäden ihrer Gesetze." Man glaubt an diese Hymne und man ist mit heiligem Zorne erfüllt gegen die Literaten und Akademiker, die dort drüben in der Ecke sitzen, und die über all dieses Pathos und all diese Deklamationen spöttische Glossen machen, die vielleicht sogar, wie ein Mitglied der höfischen Kamarilla über die Bauern der Duma, über die Gläubigen höhnen, daß „das heilige Vieh" sich zu regen beginne.

August Bebel wird stets der Sieger bleiben, und er wird doch seines Sieges niemals froh werden. Er wirkt auf die Masse mit der Pose des um die Schultern drapierten schwarzen Mantels, mit diesen großen, heftigen Gesten, mit diesen feurigen Worten von Kampf und Blut und Opferung, mit dieser Philosophie des Traumes. Aber er wird es nicht verhüten (und auch die andern nicht, die ihre Argumente durch die Ruppigkeit des Tones verstärken) daß die Ideen der Verhaßten, der Akademiker und Literaten, das

Digitized by Google

Werk der innern Zersetzung auch dann bis zum bittern Ende führen, wenn die Mehrheit der Partei auch tausendmal die Erde verhindern will, sich um die Sonne zu drehen.

Milchproduktion und Überskreuzregel.

Von Dr. Th. Zell (Berlin).

Auf dem Gute meines Vaters melkten nur Mägde. Um so mehr wunderte es mich, daß in den letzten Jahren auf großen Gütern immer mehr Männer, sogen. „Schweizer“, die Mägde verdrängten. Nun weiß ich sehr wohl, daß diese Schweizer eine Reihe von Vorzügen besitzen, die den Mägden abgehen; aber es wollte mir nicht recht einleuchten, daß ein Mann lediglich seiner größern Kraft wegen sich besser zum Melken eigne. Das letzte wird nämlich in wissenschaftlichen Werken als Grund dafür angegeben, daß der Mann besser zum Melken passe als die Frau. Sprach ich mit einem Landwirt darüber, weshalb man den Schweizern den hohen Lohn bewillige, anstatt Mägde zu halten, so wußte jeder einen andern Grund dafür anzugeben.

Hierbei fiel mir ein, daß viele Jäger der Hündin den Vorzug vor dem Rüden geben, da sie anhänglicher sei. Professor Gustav Jäger hat eine Unmenge Beispiele von andern Tierarten angeführt, bei denen die Überskreuzregel gilt, d. h. bei denen das Männchen unsre Frauen, das Weibchen uns Männer bevorzugt.*) Besonders trifft das zu bei Affen, Papageien, Elefanten usw. Da es nun allgemein bekannt ist, daß ein Stier sich viel leichter von einer Magd regieren läßt als von einem Knechte, so schien es mir nur eine natürliche Folgerung, die Überskreuzregel auch auf die Kuh auszudehnen, und ich verstand nun, warum der Mann an sich zum Melken besser geeignet sei als die Frau.

Die praktischen Engländer und Amerikaner haben ebenso wie die Schweizer diesen Zusammenhang längst erkannt, deshalb melkt dort der Mann. Denn darüber herrscht nur eine Stimme, daß die Milchergiebigkeit von dem psychischen Zustande der Kuh abhängig ist, da sie gegebenenfalls die Milch verhalten kann. (Hieraus geht auch hervor, daß Melkmaschinen niemals die „seelische Zuneigung“ ersetzen können.) Wenn also feststeht, daß der Kuh der Mann sympathischer ist als die Frau, wenn es ferner von dem Willen der Kuh abhängt, die Milch zu versagen, so muß man notgedrungen hieraus folgern, daß Männer sich zum Melken besser eignen als Frauen. Es ist demnach ein beklagenswertes Vorurteil, daß es in Deutschland eines Mannes für unwürdig gilt zu melken.

Hat man die Leute erst einmal auf diesen Zusammenhang gestoßen, dann kommen sie gewöhnlich nachträglich mit Erlebnissen, die die Überskreuzregel vollkommen bestätigen. Der Großstädter steht leider heutigestags der Tierwelt ziemlich fremd gegenüber und hat von diesem Zusammenhang gewöhnlich keine Ahnung. Aus diesem Grunde seien noch einige Fälle angeführt, die mir zu diesem Thema bekannt geworden sind. So erzählte mir kürzlich ein Landwirt folgendes: Wir hatten zu Hause einen Hengst, der so wild war, daß sich kein Mann ohne Furcht ihm zu nähern wagte. Deshalb haben wir oft darüber gestaunt, daß er sich von einer dreisten Magd streicheln ließ und dabei ruhig wie ein Lamm war.

Wie mir ein Bekannter mitteilte, besitzt ein Freund von ihm ein Pavianweibchen. Dieses hat seinen Herrn derartig ins Herz geschlossen, daß es durch sein Gebaren kundgibt, es möchte am liebsten mit ihm ein Schäferstündchen abhalten.

Von einer Löwenbändigerin hörte ich, daß sie, wie das auch bei Kolleginnen der Fall ist, niemals mit Löwinnen auftritt. Dagegen sind ihre Löwen gehorsam wie die Schafe. Wie sie selbst erzählt, verdankt sie diesen Erfolg lediglich dem Umstande, daß sie mit ihren Schülern „kokettiert“.

Eine weitere Bestätigung der Überskreuzregel entnehme ich der Zuschrift eines Rechtsanwalts. Er schreibt nämlich:

Im alten Badener Schloß oberhalb Baden-Badens befindet sich in der Schloßwirtschaft ein Affe, der jedesmal, so oft sich ein weibliches Wesen seinem Käfig nähert, sich scheu in den Hintergrund seines Käfigs zurückzieht und durch kein Zureden, insbesondere auch nicht seines Herrn (des Wirtes), sich bewegen läßt, an das Gitter heranzukommen, solange eine Frau in der Nähe ist. Der Wirt erklärte mir auf Befragen, der Affe sei früher von Matrosen erzogen worden und kenne, da er stets auf Schiffen gelebt habe, nur Männer. Diese unzureichende Erklärung befriedigte mich nicht. Ich lockte, sobald ich allein am Käfig war, das Tier ans Gitter und stellte fest, daß der Affe, der zu mir ganz zutraulich war und sich gern streicheln ließ, natürlich weiblichen Geschlechts war.

Noch interessanter ist ein andrer Fall, den Ludwig Ganghofer kürzlich in einer Jäger-Zeitung veröffentlicht hat. Ganghofer ist nicht nur Dichter, sondern auch als alter Jäger ein vortrefflicher Kenner der Tierwelt. Er hatte zunutzen seines Jagdreviers für schweres Geld einen Hirsch zwecks Blutauffrischung gekauft. Anstatt jedoch seine Neigung den Hirschkühen zu schenken, verliebte sich der „Michele“ getaufte Hirsch in eine Dienstmagd. Als er freigelassen war, wurde er ein

*) Auch Darwin und Brehm sind Anhänger dieser Überskreuzregel.

Digitized by Google

ganz gefährlicher Liebhaber. Doch lassen wir den Autor selbst erzählen:

„Schon machte der freigelassene Hirsch Miene, sich über das Almfeld zu entfernen, auf dem die frischen Tierfährten zu Dutzenden hin und her liefen. Richtig streckt er auch den Windfang zu Boden, fängt zu wittern an — und saust auf der scharfsinnig ausgemachten Fährte unsrer Küchenmagd schnurgerade zum Jagdhaus herauf.

Ununterbrochen schreiend, umkreist er im abendlichen Dämmerscheine den Lattenzaun von Hubertus und versucht mit Geweihstößen den Eingang in den Hof zu erzwingen. Kein Prügel, der ihm auf den Rücken geworfen wird, und kein Peitschenhieb, den ich ihm über den Windfang appliziere, vermag den hartnäckigen Verehrer der Hausmagd aus der Nähe des Zaunes zu verscheuchen. Wir setzen die Feuerspritze mit Hochdruck in Gang. Aber Michele scheint sich unter dem sausenden Wasserstrahl sehr wohl zu fühlen, beutelt nur manchmal das eiskalte Wasser aus dem Fell — und behauptet den Plan.

Nun setzen wir — von dem bösartig werdenden Michele im Jagdhaus belagert — alle Hoffnung auf die Nacht und auf das Hochwild, das allnächtlich bis zum Zaun des Jagdhauses herankommt. Da sind gewiß schon brunftige Tiere darunter! Und die Liebe wird siegen!

Aber das gab eine Schreckensnacht!

Seit Beginn der Dunkelheit hörte man den aufgeregten Michele ununterbrochen rings um den Zaun von Hubertus schreien. — Schreien? Nein! Das ist nicht der richtige Ausdruck. Es war ein ruheloses Geheul in den schaudervollsten Tonarten.

Auf Steinwurfweite vom Jagdhause entfernt äsen 14 Tiere auf dem Almfeld und schreckten fortwährend bei dem Höllenspektakel, den Michele aufschlug, während er unermüdlich den Zaun abtrottete und einen Weg zu der geliebten Hausmagd suchte. Die Tiere auf dem Almfeld ignorierte er vollständig. Seine bereits an Irrsinn grenzende Sehnsucht strebte nur immer nach dem Kammerfenster, hinter dem seine Dulcinea unter Stoßgebeten zitterte, und das er unter den 16 Parterrefenstern des Jagdhauses mit untrüglicher Sinnesschärfe herausgefunden hatte."

Der wertvolle Hirsch mußte schließlich erschossen werden.

Es mag uns Menschen ja nicht gerade sehr angenehm sein, daß die Tiere von ihrer Verwandtschaft mit uns felsenfest durchdrungen sind, so daß den Tiermännchen unsre Frauen und wir Männer den Tierweibchen begehrenswert erscheinen. Aber durch Stillschweigen läßt sich eine solche Tatsache doch nicht aus der Welt schaffen.

Es ist mir selbst nicht angenehm, daß sich in dem von mir über dieses Thema veröffentlichten Buche*) wegen der darin behandelten Frage alles um sexuelle Dinge dreht. Aber wenn gelegentlich in unsern Theaterstücken und in Romanen sexuelle Probleme in einer Weise erörtert werden, daß selbst Junggesellen dabei erröten müssen, so hat man keinen Anlaß, sich von der hier behandelten Frage aus sittlichen Gründen fernzuhalten, zumal die damit in bestimmtem Zusammenhange stehende Vermehrung der Milchproduktion von außerordentlichem nationalökonomischem Interesse ist.

*) „Unterscheidet das Tier Mann und Weib?" (Verlag Concordia, Berlin.)

Magallan.

Von **Karl Hans Strobl** (Brünn).

I.

Am 9. September 1522 staute sich am Molo von Sevilla eine gewaltige Menschenmenge. Auf den flachen Dächern standen die Leute Kopf an Kopf, aufgeregt, erwartungsvoll, eifernd, einander zurufend . . .

Bunte Farben fluten, Spitzenschleier wehen, Fächer klappen auf und zu. Der Himmel lächelt in Blau und Weiß. Ein Schrei schwillt an, läuft über die Menge hin, erstirbt. Gelächter. Ein Straßenjunge, der sich an einem der eisernen, gebauchten Fenstergitter in die Höhe gezogen hat, ist ausgeglitten und auf die Köpfe der Untenstehenden gefallen. In der Menge dreht sich ein toller Wirbel. Partisanen blitzen. Man macht den Behörden Platz. Die Vertreter des Königs schreiten durch die Gasse, an deren Seiten die Lanzenträger stehen, die Vertreter der Stadt Sevilla, die Hafenbehörde, die Herren vom indischen Amt. Sie schreiten dem Molo zu.

Dort draußen im engen Hafen liegt zwischen den anderen Schiffen, die wie ehrfürchtig ein wenig zur Seite gewichen zu sein scheinen, ein Wrack. Eine Karavelle mit morschen, von Würmern zerfressenen Planken, zersplitterten Masten, notdürftig geflickten Segeln. Die Galion ist von den wütenden Stürmen dreier Ozeane zertrümmert der Name neben der verstümmelten weiblichen Figur am Bug kaum lesbar. Aber jeder Sevillaner kennt diesen Namen und jauchzt ihm zu. Dieses Wrack ist die „Victoria" und an diesen Namen knüpft sich wahrhaftig ein neuer Sieg Spaniens, er bedeutet einen neuen Ruhm des Landes, strahlender als alle anderen Sonnen. Das Schiff hat eine kostbare Ladung der wunderbaren Gewürznelken heimgebracht. Zwischen den morschen Planken liegen viele hunderte von Zentnern des teuren Gewürzes verstaut und diese Ladung ist nicht von malaiischen oder arabischen Zwischenhändlern gekauft, sondern im Ursprungslande selbst, auf den Molukken eingenommen worden. Aber noch weit kostbarer ist der Glanz unvergleichlichen Heldentums, der über Spanien aufgegangen ist. Dieses Schiff ist das letzte einer Flottille von fünf Karavellen. West-

Digitized by Google

wärts ausfahrend und immer westwärts segelnd, ist es von Osten zurückgekehrt. Es hat eine Durchfahrt im Süden des neuen Festlandes aufgefunden, hat einen vollkommen unbekannten, stillen Ozean durchschifft und hat die Gewürzinseln auf westlichem Wege aufgefunden.

Damit ist der Beweis von der Kugelgestalt der Erde erbracht.

Nicht jeder Sevillaner weiß die Bedeutung dieses Beweises zu würdigen. Aber jedem pocht das Herz vor Stolz und Freude. Denn jeder weiß, welche Gefahren und Mühseligkeiten diese Seefahrer zu erdulden hatten, daß sie unablässig das starre, drohende Auge des Todes auf sich gerichtet sahen und daß sie den größten Helden aller Zeiten verglichen werden dürfen. Navigare necesse est, vivere non necesse est!

Jetzt steigen die Seefahrer ans Land. Ein jubelndes Schreien bricht los. Die Mützen fliegen, von den Balkonen regnet es Blumen, die Glocken von der Kirche unserer lieben Frau Santa Maria della Victoria und von der heiligen Maria dell' Antiqua beginnen zu läuten. Aber die Zurückgekehrten schauen nicht rechts und nicht links. Sie bleiben ernst und stumm. Sie ordnen sich zu Paaren. Es ist ein seltsamer Aufzug. Blasse magere Gesichter mit glühenden Augen, die aus dunklen Höhlen hervorsehen, die Hände, die wie im Fieber zittern, erzählen von unausdenkbaren Schrecken. Barfuß, in langen weißen Hemden mit geweihten Kerzen in den Händen schreiten sie durch das Spalier, um vor allem dem Himmel ihren Dank für die wunderbare Rettung abzustatten. Es ist ein Zug, der geradenweges aus den Gefilden des Todes zurückgekommen zu sein scheint. Ein Zug von stumpfgewordenen Menschen, die es verlernt zu haben scheinen, zu lachen und sich zu freuen. Seit vier Monaten, seit den schrecklichen Stürmen beim Kap der guten Hoffnung, ist die Mannschaft Tag und Nacht an den Pumpen gestanden. Seit viel längerer Zeit haben sie keine frischen Nahrungsmittel genossen. Sie haben es vermieden, die portugiesischen Hafenplätze anzulaufen, denn sie wollten sich von Portugiesen nicht helfen lassen, „weil der größte Teil der Mannschaft mehr auf Ehre, als auf das Leben hielt". Der Hunger und der Skorbut haben furchtbar aufgeräumt. Endlich haben sie doch vor einer der kapverdischen Inseln, Santiago, versucht, Lebensmittel einzunehmen. Aber der portugiesische Gouverneur hat zwölf von der Mannschaft gefangen genommen. Denn die Portugiesen wissen davon, daß die Spanier einen neuen Weg nach den Molukken gefunden haben und sie wollen verhindern, daß das letzte Schiff mit der Nachricht nach Spanien zurückkehre. Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte der Mannschaft ist die „Victoria" geflohen.

Nur achtzehn Mann sind zurückgekehrt.

Achtzehn von zweihundertfünfundsiebzig.

Die beiden ersten im Zuge der Zurückkehrenden sind Juan Sebastian del Cano, der Kapitän der „Victoria", früher Schiffsmeister auf der „Concepcion", und Francisco Albo, sein Pilot, der frühere Bootsmann auf der „Trinidad".

Die Kerzenflammen zucken im Sonnenlicht, fast unsichtbar, nur wie verirrte Seelen von Flammen . . . Von einem Balkon fällt aus der Hand einer verhüllten Dame ein zierlich gefalteter Brief vor del Canos Füße. Der Kapitän schaut nicht empor, seine Miene verändert sich nicht, achtlos schreitet er über den Brief hinweg, die Nachfolgenden treten das Papier in den Staub. Noch hat das Leben keine Macht über diese Menschen gewonnen.

Am Fenster eines der Häuser des kleinen Platzes vor Santa Maria della Victoria stehen zwei Männer. Ein Mensch mit wirren Augen und seltsamen Gesten und ein älterer Mann mit schweren Falten im kummervollen Gesicht. Es sind Ruy Faleiro, der Astronom, der die Berechnungen zu dieser Expedition geliefert hat, und Diego Barbosa, der Schwiegervater ihres ersten Führers. Nun erreicht die Spitze des Zuges den kleinen, heißen Platz vor dem Fenster. Diego Barbosa streckt die Hand aus und deutet auf Juan Sebastian del Cano: „Siehe, der Vollender", sagt er und es klingt Bitterkeit und Wehmut, Schmerz und Trauer in diesen Worten. Ruy Faleiro nickt und fährt mit der Hand plötzlich in die Luft.

Ihm haben die Aufregungen der Expedition, die Kämpfe um ihr Zustandekommen den Verstand verwirrt und immer beherrschender erhebt der Wahnsinn in ihm sein Haupt. Diego Barbosa aber hat seinen Schwiegersohn Magallan verloren, seine Tochter, die vor einem halben Jahr gestorben ist, als die Nachricht vom Tode ihres Gatten über Portugiesisch-Indien nach Sevilla kam, seinen kleinen Enkel und seinen Neffen Duarte Barbosa, der nach Magallans Tod zum Oberbefehlshaber gewählt, aber auf Zebu ermordet wurde.

Es ist drei Jahre her, daß in dieser selben Kirche die feierliche Fahnenübergabe stattgefunden hat. Magallan hat sie vor dem Bild der Jungfrau knieend aus den Händen des Assistente von Sevilla, Sancho Martinez de Leiva, entgegengenommen und hat beschworen, die kaiserliche Standarte in Ehren zu halten und die Reise als treuer Untertan Seiner Majestät, des Kaisers Karl V., zu vollführen. Nun bringt Juan Sebastian del Cano an seiner Statt die Fahne zurück.

Magallan aber liegt draußen auf einer der unzähligen Inseln dieser fernen unermeßlichen Meere, von Wilden erschlagen.

Die kleine Insel Mattan im Archipelagus der Philippinen hat den Tod des größten Entdeckers aller Zeiten gesehen, sie trägt heute ein Denkmal zu seinen Ehren.

Digitized by Google

Magallan ist in Wahrheit der größte Entdecker und der kühnste Seefahrer aller Zeiten gewesen. In seiner Persönlichkeit erreicht der Wagemut und die Abenteuerlust seines Jahrhunderts ihren Gipfel. Mit seiner Fahrt verglichen, sind die Unternehmungen des Cristobal Colon, des Vasco da Gama, des Amerigo Vespucci, des Ferdinand Cortes leichte und lustige Streiche. Beim Gelingen dieser Unternehmungen hat der Zufall oft genug mitgespielt, sie sind vom Glück begünstigt gewesen und sie sind unbedacht unternommen worden, leichten Herzens, weil man sich der Schwierigkeiten nicht bewußt war. Magallan aber hat seine Fahrt in voller Kenntnis der hundertfachen Gefahren gewagt, er hat mit weiten und wüsten Meeren, mit ungeheuerlichen Entfernungen geradezu gerechnet.

Magallan ist der beste Repräsentant der Menschheit, die begonnen hatte, zur Entdeckung der Erde auszuziehen. In ihm strömen alle guten und alle bösen Säfte seines Zeitalters zusammen und machen ihn zu dessen vollkommenstem Ausdruck. Was der Colleone unter den Condottieri, Lorenzo von Medici unter den Fürsten, Luther unter den religiös Erwachten der Zeit ist, das ist Magallan unter den Entdeckergenies der Renaissance.

Die Triebfedern seines Wesens und seiner Handlung sind der Ehrgeiz und die Habsucht. Ehrgeiz und Habsucht in jener innigen und untrennbaren Vereinigung, wie sie ein organisches Gefüge haben muß. Ehrgeiz und Habsucht, einander fördernd, stützend, anfeuernd. Diese beiden Kräfte geben Magallans Willen die unermeßliche Spannkraft, sie geben seiner Persönlichkeit die hinreißende Gewalt, sie speichern in ihm Energien auf, die sich manchmal in furchtbaren Explosionen entladen.

Magallans Wille, durch diese Kräfte in Feuer und Wasser gehärtet, ist wie Stahl. Wie eine ungeheure stählerne Welle, die Achse der Persönlichkeit, um die sich alles dreht, unverrückbar festgerammt, vor allen Erschütterungen gefeit. Magallans Psychologie ist starres System, ohne Schwankungen, ohne Abweichungen, ohne Fehlermöglichkeiten.

Von allem Anfang an steht Magallans Bahn klar vor seinen Augen. Von jenem Tage an, da er, der Sohn eines portugiesischen Edelmannes, als kleiner Junge an den Hof kommt, in eine aufgeregte, entflammte Atmosphäre, die alle von Ruhm und Gold trunken macht. Bei der Entdeckung Amerikas durch Cristobal Colon ist Magallan zwölf Jahre alt, bei der Auffindung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco da Gama achtzehn. Geographen, Astronomen, Mathematiker spielen am portugiesischen Hof eine große Rolle und sie werden auch Magallans Lehrer. Er lernt auch den deutschen Ritter Martin Behaim kennen, den großen Kosmographen voll genialer Ideen und trotzigkühner Hypothesen.

In Magallans Seele beginnt es zu gleißen und schimmern. Da ist dieses märchenhafte Indien, auf dessen Küsten Portugal seine Fahnen gepflanzt hat, dieses Land, wo Ruhm und Gold zu erwerben ist. Jenseits der Gebundenheit und Enge des höfischen Lebens lockt das Abenteuer. Mit fünfundzwanzig Jahren dient er seinem König im Kampf gegen dessen neue Untertanen. Er beteiligt sich an der Unterdrückung des arabischen Aufstandes an der afrikanischen Ostküste, an der Seeschlacht vor Diu, in der die Einmischung des Sultans von Ägypten in die indischen Angelegenheiten zurückgeschlagen wird, an der Expedition zur Erforschung und Eroberung Malakkas. Hier tut er sich zuerst so hervor, daß sein Name besonders erwähnt wird. Ebenso mutig als kaltblütig haut er seinen Freund Francisco Serrao aus einem Gewimmel malaiischer Boote heraus und entscheidet in einem kleinen Kahn mit vier Matrosen einen Kampf seines Schiffes mit einigen Dschunken. Seine Macht über die Mannschaft erprobt er kurze Zeit später, als zwei Handelsschiffe bei den Lakediveinseln auf den Grund geraten. Die Kapitäne, die Hauptleute, die vornehmen Händler verlieren den Kopf und flüchten. Magallan aber bleibt zurück, beruhigt die Besatzung und veranlaßt die Bergung der Güter auf eine Karavelle, die den Schiffbrüchigen nach acht Tagen zu Hilfe kommt.

Er nimmt noch an der Eroberung Goas und der endgültigen Einnahme Malakkas teil und kehrt, im Jahre 1512, nach siebenjährigem Dienst unter den Vizekönigen d'Almeida und d'Albuquergue nach Portugal zurück.

Dem Drang nach Abenteuern war fürs erste Genüge geschehen. Magallan will seinen Ehrgeiz nun im Strahlenglanz der königlichen Huld befriedigen. Und wie alle Edelleute, die dem König gedient haben, erhält er einen Ehrensold. Zunächst nur 1000 Reis (gegen 7 Mark) im Monat, später wegen seiner besonderen Verdienste in Indien 1850 Reis (ungefähr 13 Mark). Es ist wirklich nur ein Ehrensold, aber Magallan ist ganz zufrieden und verbringt seine Zeit mit neuen Plänen für indische Expeditionen. Im Kreise seiner Kameraden, solcher, die schon im Osten waren oder von dort kommen, sitzt er, über die sonderbaren Karten gebeugt, mit brennenden Augen auf die leeren Flecken starrend, die der Phantasie alle Spiele gestatten. Und so wird allmählich doch wieder die Sehnsucht nach dem Leben des Kriegers wach, die Sehnsucht nach Seefahrten und Lagerfeuern, nach Gefahren und nach Beute.

Eine Gelegenheit bietet sich ihm bald genug. Portugals christlicher König Dom Manuel will die Mauren Nordafrikas unterwerfen und rüstet ein gewaltiges Heer. Magallan beteiligt sich an dem Zug, kämpft und siegt und macht Beute nach Herzenslust. Aber seine Habsucht tritt hier in

Digitized by Google

einer Form auf, die vielleicht einige Bedenken erregen könnte, wenn sie nicht aus demselben Überschuß an zügelloser Kraft entspränge, wie sein Ehrgeiz. Als Anführer eines Streifkorps macht er mit noch einem Kameraden 800 Gefangene und erbeutet 2000 Stück Vieh. Hier kommt nun Magallan auf den Gedanken eines guten Geschäftes. Er verkauft sogleich wieder 400 Stück an die feindlichen Mauren. Damit man aber nicht hinter diese private Abmachung komme, soll er zum Schein verfolgt und überfallen und dabei sollen die verkauften Tiere im Dunkel der Nacht von den Käufern mitgenommen werden. Indessen wird aber Magallans und seines Kameraden Geschäftsgeheimnis doch irgendwie verraten. Es gibt Vorwürfe und Magallan kehrt, um weiteren Erörterungen zu entgehen, ohne Urlaub nach Portugal zurück. Das verschlimmert nur seinen Fall. Der Oberbefehlshaber führt Klage und der König ordnet eine Untersuchung an. Magallan wird zwar freigesprochen, aber es gefällt ihm nun doch nicht mehr in Afrika.

Er nimmt nun seinen dauernden Abschied und erwartet vom König eine Erhöhung seines Ranges und seiner Pension. Das ist die Naivität des Selbstbewußtseins, das durch solche Kleinigkeiten, wie die Vorfälle in Afrika, nicht vermindert werden kann. Magallan steht auf der Höhe des Lebens, sechsunddreißig Jahre alt, kraftvoll, erprobt und dem König zu jedem Dienst bereit, der ihm die Möglichkeit gibt, sich selbständig zu entfalten. Er weiß um seinen Wert und wartet auf den Ruf. Aber er wartet vergebens, der König will nichts von ihm, er hat keine Verwendung für diese Fülle von Energien, er hat nicht einmal Anerkennung für vergangene Verdienste.

Magallan wartet umsonst auf die Erhöhung des Ehrensoldes. Da kommt eine tiefe Erbitterung über ihn. Sein ritterlicher Ehrgeiz lodert im Feuer der Rache. Rache an diesem König, der nicht weiß, was er an Magallan besitzt.

Und nun tritt die große Wende in seinem Leben ein.

Graf Poccis Kasperlkomödien und die Marionettenbühne.

Ein Beitrag zur Geschichte des Puppentheaters.

Von Joseph Aug. Lux (Dresden).

Der erste Anblick der Münchener Marionettenbühne, die bekanntlich ein eigenes Gebäude hat, war für mich fast eine Enttäuschung. Ich hatte vor einigen Jahren in einem salzburgischen Ort der Vorstellung eines herumziehenden Puppenspielers beigewohnt, der mit ca. 80 cm hohen, grotesk geschnitzten Puppen den „Don Juan“ spielte. Das Groteske in der Gebärde, im Ausdruck, im gesprochenen Wort hob die Darstellung weit über das Wirkliche hinaus und gab diesen Puppen gleichzeitig wieder ein faszinierendes Leben, das stärker war, als der Realismus auf der Bühne je sein kann. Die besondre Kraft jenes Puppentheaters bestand darin, daß es auf den Wetteifer mit der Wirklichkeitserscheinung verzichtete; es gewann eine so große Lebenswahrheit und illusionäre Gewalt, weil es sich nur der in der Sache liegenden stilistischen Mittel bediente und in dem Kleinen jede Form so groß als möglich wählte. Das brachte mit sich, daß die Kleinheit überlebensgroß wirkte. Das habe ich auch in Papa Schmids Marionettentheater in München erwartet. Leider sind die Maßstäbe in München viel zu niedrig gegriffen. Der Bühnenausschnitt ist allzu klein geraten, was man für die hinteren Zuschauerreihen bedauern darf, und die Figuren sind ganz aufs Niedliche, Zierliche gestellt und sehen in einiger Entfernung schon winzig aus. Spielerei. Zwar sind ihre Größen nach menschlichen Proportionen im Einklang mit der Bühnenhöhe; aber gerade die Übertragung menschlicher Proportionen auf so kleine Verhältnisse erscheint mir als ein Grundfehler. Je kleiner die Bühne, desto größer müßten die Figuren sein, um die Kleinheit vergessen zu lassen. Die Größen müssen hier, der künstlerischen Wirkung zuliebe, geradezu im umgekehrten Verhältnis zur Natur stehen, erst dann wirken sie natürlich. Ein Puppentheater ist nur dann wahr, wenn es drastisch ist; es charakterisiert nur, indem es übertreibt, es steigert sich zur Größe nur durch die Kühnheit der Groteske, die sich auch in Proportionen ausdrückt. Bedenklich ist es schon, daß im Münchener Marionettentheater Operngläser gereicht werden. Das allein deutet einen Mißstand an, der wahrscheinlich noch gar nicht erkannt ist. Er liegt an diesem künstlerischen Gebrechen, ganz abgesehen davon, daß das Marionettentheater in erster Linie, wenn auch nicht ausschließlich, für Kinder da ist, und daß man Kindern Operngläser nicht in die Hand gibt, selbst dann nicht, wenn die Szenen schlecht wahrzunehmen sind. Als weiterer Verstoß gegen die künstlerischen Gesetze, die in der Eigenart dieser Sache liegen, erscheint es mir, daß die Kostüme und die Ausstattungen allzu ängstlich mit der Wirklichkeit konkurrieren. Das Empire beherrscht, wie in der Mode und auf der großen Bühne, auch diese kleine Szene. Dadurch empfängt dieses Marionettentheater ein wenig den Stempel eines kleinen Modells für eine große Bühne, was entschieden eine Beeinträchtigung ist und zur völligen Verkennung der selbständigen Geltung des Puppentheaters führt. Auf diese Weise wächst alles Kleine ins Kleinliche anstatt ins Größenhafte. Gerade das Gegenteil müßte getan werden. Die Wirklichkeit kommt nur insofern in Betracht, als die kleine Bühne ihre Überlegenheit an ihr zeigen

Digitized by Google

kann, indem sie sie verhöhnt, verzerrt, ins Burleske wendet und so dem Gelächter preisgibt. Dasselbe gilt für das Münchener Künstler-Puppentheater, das sich vor drei Jahren auf der Nürnberger Ausstellung produzierte und seither in allen deutschen Städten auf Gastrollen erscheint. Ob es mit Papa Schmids Theater identisch ist, weiß ich nicht, es ist für diese Frage auch belanglos. Im Wesen ist es dasselbe.

Und doch! Auch dieses kleine Spiel übte trotz seiner mir ganz offenbaren Gebrechen eine zauberhafte Wirkung, vor der man hilflos wird. Einmal passierte etwas ganz Großartiges. Eine Tanzeinlage wurde gemacht, zwei kleine Balletteusen in Tarlatanröckchen traten auf. Der Tanz war das Schönste, was ich auf der kleinen Bühne überhaupt gesehen habe. Er war so schön, weil er in Wirklichkeit überhaupt nicht getanzt werden kann. Er kommt im Leben nirgendwo vor, — nur auf der Marionettenbühne. Das ist das Entscheidende. Wenn man das auch von dem andern Spiel sagen kann, dann ist das Ziel erreicht. Beim alten volkstümlichen Marionettenspiel war es der Fall. Man denke an das Puppenspiel, das Don Quijote gesehen hatte. Man muß der Vorstellung eines Marionettentheaters beigewohnt haben, um das Abenteuer Don Quijotes mit dem Puppenspieler zu begreifen. In der Schenke stand der Puppenkasten, fertig und abgedeckt, mit brennenden Wachskerzchen besteckt, hübsch und glänzend anzusehn, und Meister Peter regierte die Drahtpuppen, während vorne ein junger Mann mit einem Stäbchen auf die Figuren zeigte und die Geheimnisse des Spiels erklärte. Das Drama, französischen Chroniken und spanischen Romanzen entnommen, handelt von der Befreiung der Melisendra durch ihren Gemahl, Herrn Don Gaiferos,

Gaiferos bei dem Brettspiel saß,
Und Melisendra ganz vergaß.

Die Zeitgeschichte spiegelt sich in der kleinen Bühne, Karl der Große und der rasende Roland gehen über die Szene; der Waffenlärm der Maurenkämpfe hallt nach, und an herzerquickenden Prügeleien ist kein Mangel. Es regnet Hiebe. Gaiferos hat die schöne Melisendra aus der Gewalt der Mauren befreit, Lärm und Getümmel erhebt sich hinter den Fliehenden: das Maurenvolk. Das konnte Don Quijote nicht länger ansehen. „Nimmermehr werde ich zugeben, daß, solang ich lebe, vor meinen Augen einem so berühmten Ritter und herzhaft Liebenden wie Don Gaiferos Gewalt angetan werde. Haltet ein, Ihr Lumpengesindel!“ Schrie es und hieb mit dem Schwerte ein, zerschmetterte, köpfte, verstümmelte, zerstückelte, als ob es nicht Puppen wären, sondern ein wirkliches Maurenheer. Sancho Panza beteuerte, nie habe er seinen Herrn so wütend und zornig gesehen.

Dieser tragikomische Ausgang ist durchaus nicht allein der etwas ausschweifenden Phantasie des fahrenden Ritters zuzuschreiben. Wenn der Puppenspieler versichert, sechzigtausend nagelneue Sachen gäbe es in seinem Kasten zu sehen, so war er noch nicht allzu unbescheiden. Er hätte auch sagen können, sein Kasten sei das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten. Wirkungen lägen darin verborgen, die von keiner großen Schaubühne erreichbar sind. Ein Puppenspiel ist mehr als bloßes Kinderspiel. Der Geist Don Quijotes lebt darin bis zum heutigen Tage. Während das große Theater immer größere Wirklichkeitstreue sucht und solcherart die Grenzen des Darstellbaren verengert, hält sich das Puppenspiel mit seinen unzulänglichen Mitteln von dem Wettbewerb fern zugunsten größerer Illusionsmöglichkeiten. Seine Vollendung liegt in der Unzulänglichkeit. Die Gliederpuppen sind ganz allgemeine Größen, menschliche Gleichnisse ohne Persönlichkeitswert, Symbole. Alle Märchenkünste machen sie wahr. An den Absichten der Dichtung können sie nichts verderben. Sie laufen nie Gefahr zu vergessen, daß sie bloß Stoff sind, unbelebte Materie, keinen andern Gesetzen unterworfen, als denen ihrer Natur und ihres Spiels. Sie haben zum Glück für die Darstellung kein eignes Bewußtsein. Sie haben eine Seele, die physikalisches Gesetz ist und Schwerpunkt heißt, der sich im Innern der Puppe befindet. Jede Bewegung, jede Erschütterung dieser Seele löst ein rhythmisches Spiel der Glieder aus, pendelartige Kurven, die sich um den Körper beschreiben. So klingt jede Bewegung in Harmonie aus: jede Linie ist Wohllaut, Schritt und Gebärde ist Tanz, sichtbare Musik. Und weil alles auf ganz natürliche, einfache Weise geschieht, liegt eine Unschuld in diesen Bewegungen, die, wie Heinrich v. Kleist sagt, nur Körpern zukommt, die entweder gar kein Bewußtsein haben oder ein unendliches. An Drähten gehoben, ist der Gliedermann antigrav, wie ein Gott, der Erdenschwere entlastet, von geheimnisvollen Kräften bewegt und befähigt, Dinge zu verrichten, die dem Sterblichen versagt sind. Das Wunder, die Lüge und wohl auch die Satire fanden im Marionettentheater die überzeugendste Darstellung, und es hat Epochen gegeben, da die elendsten Figuren mehr Erfolg hatten, als die besten Schauspieler ihrer Zeit. Die heiligen Mysterien, Rabelais, Gargantua und Pantagruel, die Faustsage gehörten zum beliebtesten Repertoire und fanden ein begeisterungsfähiges und dankbares Publikum. Goethe, der im Puppenspiel auf der Frankfurter Messe 1773 die lebhafteste Anregung zur Faustidee gefunden, spricht noch im Alter mit Wärme von dem kleinen Theater. Die freundlichen Erinnerungen seiner Knabenzeit gehören dem Puppenspiel an, das ein Freund des Hauses gefertigt und der Familie zum Weihnachtsgeschenk gemacht hat. Ein billiger Stoff ward verwendet: David erschlägt den Goliath. Das Staunen bei der ersten Vorstellung war groß, später kam die Lust des Forschens

Digitized by Google

hinzu. „Wie das zugehe? war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich schon das erstemal gesehen, daß sie sich nicht selbst bewegten, vermutete ich auch; aber warum das alles so hübsch war? Und es doch aussah, als ob sie sich selbst bewegten und selbst redeten. Und wo die Lichter und die Leute sein mochten? Die Sehnsucht war mächtig, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich die Hände im versteckten Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen. Die kleine Truppe wurde gemustert, König Saul im schwarzen Sammtrock mit der goldenen Krone sah steif und pedantisch aus. Jonathan mit glattem Kinn und seinem gelb und roten Kleid und Turban sah artiger aus. Der Prophet Samuel trug einen Leibrock, dessen Schillertaft einem alten Kleide der Großmutter entnommen war. Bald ging's an ein Umgestalten. Die Puppen sollten bewegliche Kleider haben. Man trennte die Läppchen vom Leibe und schaffte eine winzige Theatergarderobe an, wo die Reifröcke der Damen nicht vergessen waren." Auch hier liegt eine Warnung. Der Naturalismus führt über die Grenzen des Spiels, und die Erweiterung der Pläne zerstörte den Grund des kleinen Gebäudes. Das Puppenspiel hat eben auch seine Ästhetik, seinen eigenen Stil.

Daß gerade in dem kleinen Rahmen und mit den harmlosen, primitiven Mitteln sich die ungeheuersten Dinge darstellen lassen, daß Mächte beschworen werden können, die auf der großen Bühne versagen, daß die höchste Kraft im kleinsten Maß liegt, ein ungeheurer Zündstoff, ist eine Erkenntnis, die früh genug aufdämmerte und zu den Verboten führte, die im sechzehnten Jahrhundert die Protestanten wie die Katholiken gegen die Puppenspiele richteten. Aber gerade damals stand das Puppenspiel in der Blüte und hielt sich bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf gleicher Höhe. Schon das hohe Altertum kannte die Gliederpuppen und liebte sie. In Athen war zu Perikles Zeit das Theater des Bacchus der Schauplatz ihrer Handlungen, und Aristoteles beschreibt ausführlich die komplizierten Bewegungen, die diese Puppen ausführten.

Es ist leicht möglich, daß die Marionetten zur altheidnischen Gottesdarstellung zurückführen und in den Götzen und Götterbildern ihren Ursprung haben. Soviel steht fest, daß zu Römerzeiten bei den prozessionellen Umzügen unter den großen, grotesken Marionetten jene des Manducus bekannt wurde, ein Schreckgespenst mit großen Zähnen und beweglichen Kinnladen, das, aus dem Range der Götter herabgestürzt, als Nußknacker ein verlachtes und verächtliches Dasein führt. Der Name Marionette kam indessen erst zu Beginn des Mittelalters auf. Seit dem zehnten Jahrhundert fand in Venedig eine jährliche Zeremonie statt, „la festa delle Marie", zur Erinnerung an den von den Piraten verübten Raub von zwölf Bräuten. Die alsbald wieder befreiten Jungfrauen wurden durch acht Tage mit großem Pomp gefeiert. Jedes Jahr wurde die gleiche Anzahl Marien auf öffentliche Kosten ausgestattet. Die Sache kam schließlich zu hoch, man beschränkte sich auf vier, und zuletzt begnügte man sich mit der leeren Zeremonie, indem man die Jungfrauen durch Holzpuppen ersetzte. Der Name Maria ging auf die Puppe über und veränderte sich durch die der italienischen Sprache eigentümlichen Diminutive, in Marote, Mariotte, Mariole, Mariette, Marion und endlich in Marionette.

Seit dem zwölften Jahrhundert ist das Marionettentheater ein beliebtes Mittel der Volksbelustigung und Erbauung. Der Marionettenspieler wird eine typische Erscheinung der Landstraße. Der primitive Apparat, der von den ältesten Zeiten bis heutzutage im wesentlichen gleichgeblieben, gab dem Volke einen Zeitspiegel für Schimpf und Scherz, im Rahmen der kleinen Szene eine „affenteuerliche, naupengeheuerliche Geschichtsklitterung", daran der ungewaschene Volkswitz sein Mütchen kühlen und der Weise, der sich an den Torheiten der Welt krank geärgert, sich wieder gesund lachen konnte. Von der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts an war das Marionettentheater sogar hoffähig geworden, und in den menus-plaisirs Ludwigs XIV. kommt ein bedeutender Posten vor für Jean Brioché, den Puppen-Impresario und — Zahnbrecher.

Schließlich hatte sich das Puppenspiel die Literatur erobert. Daß Voltaire ein Liebhaber davon war, will weniger sagen, als daß einer der vierzig Unsterblichen, ein Mitglied der französischen Akademie, es nicht verschmähte, Theaterstücke für die winzige Bühne zu schreiben. Wir in Deutschland haben einen Meister der Marionettendichtung; es ist Graf Pocci, der seit einem halben Jahrhundert das Repertoire des Münchener Marionettentheaters versorgt. Diese „Kasperlkomödien", die nun in einer dreibändigen schönen Gesamtausgabe (im Verlag Etzold & Co., München) erschienen sind, haben den Stil, den ich für die große Marionettenbühne verlange. Wenn man diese Dichtungen für sich liest, losgelöst von dem lebendigen Zusammenhang mit der kleinen Bühne, durch die sie erst ihre Daseinsberechtigung empfangen und durch die sie allein lebensfähig werden, könnte man sagen, Franz Pocci habe sich die Sache sehr leicht gemacht. Er hat nichts erfunden und nichts erschaffen, sondern hat die Märchenstoffe, die ihm in die Hände kamen, einfach und unglaublich roh für die Bedürfnisse der kleinen Bühne zurechtgeschnitten und verballhornt. Seine eigentliche persönliche Schöpfung, wenn man sie als solche überhaupt bezeichnen kann, ist der Kasperl Larifari, die Personifikation des Münchener Volkswitzes, die lustige Person, die für die mitunter recht derben Späße sorgt. Er ist die stehende Figur, die eigentliche Angel, in der

Digitized by Google

sich die Stücke drehen. Er tritt immer als dienende Person auf, kennt nichts Höheres auf der Welt als essen, trinken und faulenzen, bildet aber mit seinem Mutterwitz das natürliche Gegengewicht zu den romantischen Verstiegenheiten. Auf diesem Kontrast beruht die eigentliche groteske Marionettenwirkung der Stücke Poccis. Bei aller anscheinenden Plumpheit und Verballhornung der alten Märchenstoffe schafft hier im Grunde ein sehr sichrer, künstlerischer Takt, der seine Aufgabe, seine Mittel und seine stilistischen Gesetze kennt. Die Märchenstoffe sind nicht von ungefähr oder bloß der Kinder wegen gewählt und bearbeitet, sondern weil die kleine Bühne das Unwirkliche, Übermenschliche nicht nur zuläßt, sondern vielmehr geradezu herausfordert. Und nicht zuletzt deshalb, weil die Romantik die natürliche geistige Heimat des Volkes wie der Dichtung überhaupt ist, die ihre Wurzeln an den mystischen Quellen nähren muß, wenn sie kräftig gedeihen soll. Der Kasperl Larifari ist nicht nur Münchener Lokalfigur, sondern zugleich ein Angehöriger jenes uralten Geschlechtes, das von Anfang an auf der Marionettenbühne zu Hause war und dessen Ahnherr im Altertum im Rang der Götter stand, ein Schreckgespenst, das, wie die Sage berichtet, gestürzt worden war und seither ein verlachtes und verspottetes Dasein führt. In allen Ländern und Zeiten hat er den Charakter und den Namen angenommen, die ihm als Spaßmacher das Volk und die Zeit gab. Er war sozusagen der Hofnarr des Volkes, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchte, und der, wenn er auch öfter Prügel dafür bekam, doch das Vorrecht hatte, die Wahrheit zu sagen, Mißstände geißeln, hohe Herren verspotten und Unsitten tadeln durfte, in Zeiten, da die Zensur streng war und kein anderer Ausweg blieb, als den Schimpf mit Scherz zu maskieren, und etwas ernst Gemeintes im Spaß zu sagen. Dieser Kasperl Larifari erscheint nun fast als die einzige naturalistische Erscheinung; aber im Zusammenspiel ist sie nur auf die parodistische Wirkung berechnet. Pocci tut das, was in diesem Fall einzig richtig ist, er vermeidet den Realismus der großen Bühne, und wo er die Wirklichkeit braucht, um seine Überlegenheit an ihr zu messen, da ahmt er sie nicht nach, sondern er entlarvt sie, offenbart ihre Schwächen und ihre Unzulänglichkeiten, verhöhnt sie und gibt sie dem Gelächter preis. Er bedient sich der Harmonie des Kontrastes wie Shakespeare, der dasselbe mit seinen Clown- und Rüpelszenen inmitten der tragischsten Augenblicke meint. Aber auch in den romantischen Bestandteilen seiner Stücke verfährt Pocci nicht anders als in den realistischen. Er steigert die romantische Empfindsamkeit bis zum unerträglichen sentimentalen Schwulst genau so, wie er den banalen Realismus des Kasperl über die Wirklichkeit hinaus übertreibt, und durch die Übertreibung überwindet. Genau so überwindet er durch das Übermaß die krankhafte Romantik. Keinen Augenblick kann man daran zweifeln, daß dieser sentimentale Schwulst nicht ernsthaft gemeint ist. Er tut dasselbe, was vor ihm mit größerer dichterischer Kraft und Selbständigkeit Ferdinand Raimund getan hat. Pocci als Marionettendichter mußte drastisch sein, um aus dem Kleinen ins Große zu wirken, er mußte komisch sein, um ernsthaft zu erscheinen, er mußte grotesk werden, um natürlich zu bleiben, und mußte das Banale sowie das krankhaft Romantische übertreiben, um zu seinen befreienden Wirkungen zu gelangen. Er hat den großen Stil, der der kleinen Bühne zukommt, und den sie in ihren besten Zeiten gehabt hat.

Die heimliche Zauberkraft der Puppen ist mit dem Ergötzen, das sie in volkstümlichen Marionettentheatern kindlichen Seelen gewähren, noch lange nicht erschöpft. Sie harrt der Wiederbelebung. Wir wissen, daß Maeterlincks mystische Spiele, deren Zartheit und tiefe Symbole von der Erdenschwere des Naturalismus auf der Bühne geradezu erdrückt werden, keine geeigneteren Interpreten finden können, als die Puppen, für die sie ja ursprünglich auch gedacht waren. Aber vielleicht auch Shakespeares Dramen, namentlich die Stücke, wo gleichgestaltete Personen mit raschem Szenenwechsel einander gegenübertreten, wie in der Komödie der Irrungen, können im Marionettentheater zu unerhörten Wirkungen gelangen. Anderseits könnte von hier aus der dem Puppenspiel angeborene Stil des einfachen und impressionistisch Dekorativen, auch auf die große Bühne, die im Bann des Naturalismus liegt, zurückwirken, und das sicherlich nicht zu ihrem Nachteil. Ich könnte mir in diesem Stile ein Theater denken, wo große, einfache und klare Farben im Hintergrund stehen, darauf sich die handelnden Gestalten in bleichen Gobelintönen und mit einfachen großen Gesten flächenartig und fast unwirklich abheben und die ganze Szenerie eine ungemein sanfte symphonische Begleitung der gesprochenen Dichtung bildet, auf die die ganze Aufmerksamkeit des Zuhörers hingelenkt werden müßte. — Jedenfalls ist eine gewisse Gattung von dichterischen Werken, die eine solche Bühne verlangen würde, vorderhand nur im Puppenspiel darstellbar. Denn gerade das Erschütterndste, das Übermenschliche, das Tiefsinnigste, läßt sich am besten in der kleinsten Projektion und in der größten Vereinfachung begreifen, also im Marionettentheater.

Der Dichter.

Nach Alexander Puschkin.

Hör nicht darauf, wenn dich die Menge preist!
Wie lange noch, Poet, und sie wird schweigen ...
Wenn auch des Beifalls Hymnen zu dir steigen,
Bleib fest im Herzen, bitter und vereist.

Digitized by Google

Bist du nicht Zar? So leb allein! Dein Geist
Vermag auch ohne Zuspruch, dir zu zeigen
Das Ziel, zu dem sich alle Wünsche neigen,
Ob frühen, ob es späten Lohn verheißt.

Er liegt in eigner Brust, du bist der Richter!
Gefällt dir dein Gedicht, o herber Dichter,
Der strenge sich sein Urteil selbst bemißt?

Bist du zufrieden? Laß den Pöbel schelten
Und den Altar bespein der heiligen Welten,
Den Dreifuß deiner Kunst voll Hohn und List.

Auf Puschkins Tod.

Ode von **Michael Lermontoff.**

Der Dichter fiel, der Ehre Knecht,
Zu schwer verleumdet von der Welt. —
Es traf die Kugel im Gefecht
Die Brust, die Rachedurst geschwellt.
Ja, seine Seele konnte nicht
Der Kränkung arge Schmach ertragen,
Er führte kühn sie vors Gericht . .
Wie stets allein — und ward geschlagen,
Geschlagen! . . . Doch nun laßt die Klage
Und eitler Lobessprüche Chor. —
Nicht Antwort heischt des Zornes Frage —
Das Schicksal lieh dem Tod sein Ohr.
Verfolgtet ihr denn nicht schon lange
Das freie Leuchten seiner Kunst
Und ließt erglühn aus eitlem Drange
Die kaum gelöschte Feuersbrunst?
Nun? Jubelt! — Er, der nicht gekonnt
Der letzten Qualen Not besiegen,
Erlosch, ein Licht am Horizont,
Und stürzte, der so hoch gestiegen.
Der Mörder traf ihn kalten Blutes —
Zu retten ihn sich niemand fand:
Ein leeres Herz schlägt gleichen Mutes,
Nicht bebt die Waffe in der Hand.
Und ist's ein Wunder? . . Aus der Ferne
Gleich Hunderten von flücht'gen Seelen
Kam er verschlagen, frech zu stehlen
Des Glückes und der Liebe Sterne.
Und er verachtete voll Hohn
Des fremden Landes Art und Sitten,
Gen unsern Ruhm kam er geschritten
Und fühlte nicht, daß er gestritten
Mit unsres Volkes bestem Sohn. —
— — — — — — — — —
Er starb, nun hüllt das Grab ihn ein,
Das Opfer stummer Eifersucht,
Wie jenen Sänger, dem mit Wucht
Er durfte edle Sprüche weihn,
Ihm, den die Roheit traf wie ihn.
Was mußte aus des Friedens Kreise,
Aus seiner Träume festem Gleise
Er in das schwüle Leben fliehn?
Warum hat er die Hand geliehn
Verleumdern, glaubte falschen Worten,
Er, der der Menschen Art durchschaute?
Den Lorbeerkranz mit goldnen Borten
Umwand der Troß mit scharfer Raute, —
Und Dornen, die das Laub versteckte,
Verwundeten sein teures Haupt,
Und letzten Stunden ward geraubt
Der Friede durch der Neider Sekte.
So starb er und er schrie nach Rache,
Voll Zorn ob Hoffnung, die ihn trog.
Ach seiner Liebe Glut verflog . . .
Ob jemals wieder sie erwache?
Des Dichters Bett ist eng zur Stunde . . .
Ein Siegel liegt auf seinem Munde.
— — — — — — — — —
Ihr Enkel, die mit plumpem Fuß
Ihr nach dem Beispiel roher Ahnen
Voll Stolz bewarft mit Staub und Ruß
Vom Glück verratne edle Fahnen!
Die gierig ihr den Thron umringt,
Der Freiheit Henker und des Lichts,
Auf starrer Satzung Wort ihr dringt, —
Euch gilt das Recht, die Wahrheit nichts . . .
Doch gibt's, ihr Frevler, ein Gericht,
Und euer harrt des Schicksals Spruch.
Er legt auf Ehre kein Gewicht,
Liest die Gedanken wie ein Buch.
Und alle Flüche im Verein
Erhöhn vergebens euren Mut,
Und euer Blut wäscht nimmer rein
Des Dichters königliches Blut . . .

Ins Deutsche übertragen von **Mario Spiro** (Berlin.)

Die goldene Venus.

Novelle von **Oskar Wiener** (Prag).

Der Mann mit dem Kukuruz ist ein Lump. Er sitzt irgendwo in einem Amte, widerwillig und mit einem Haß im Herzen gegen die gleichmütige Arbeit. Sein geringes Gehalt pflegt er in zwei, drei Nächten durchzubringen, überhaupt Geld hält nie in seinen Händen. Er streut es lachend aus, mit der Geberde eines Grandseigneurs und läßt verächtlich die Mundwinkel hängen, wenn er vom Materiellen spricht. Er ist nämlich ein Phantast, der im großen Stile leben möchte. So kommt es, daß er in den Vorstadtschenken fremde Menschen an seinen Tisch lädt und sie nötigt, zu trinken, zu essen nach Herzenslust. Und wenn sich einer wehrt, was aber selten vorkommt, dann wird der Mann mit dem Kukuruz wild. Spielverderber kann er nicht leiden, er will frohe Gesichter um sich sehen, Gesichter, die gerötet sind vom Alkohol und von leidenschaftlichen Gesprächen. Die Nacht ist seine Freundin, und das künstliche Licht der Gaslampen und Laternen, das dem menschlichen Antlitz neue

Digitized by Google

Farben und neue Formen schenkt, ist die Sonne seiner Seele. Das Tageslicht aber haßt er. — — Der Mann mit dem Kukuruz wohnt weit draußen vor dem Stadttore. An der Landstraße kauern ein paar Häuser, kleine, niedrige Gebäude, mit eingedrückten Ziegeldächern und verwaschenen Fassaden. Dort hat er bei der Witwe eines Briefträgers Quartier gefunden. Die Frau ist rundlich und nicht ohne Empfindung für das Männliche. Sie hat ihre schwarzen, noch immer jugendlichen Augen auf ihren Mietsherrn geheftet und redet eindringlich zu ihm von den Annehmlichkeiten eines geordneten Haushaltes, von der Wohltat zärtlicher Fürsorge, die das Weib, natürlich ein Weib wie sie, zu bieten vermag. Sie stemmt ihre abgearbeiteten und vom Seifenwasser rauh gewordenen Hände in die Hüften und sagt: „So gut wie ich versteht niemand zu kochen.“ Aber der Mann mit dem Kukuruz hat keine Zeit für die Schönheiten dieser Witwe; er ist überhaupt kein Verehrer weiblicher Reize. Seine Träume haben sich nie zu zarten Zielen verdichtet, und die Beredsamkeit der stattlichen Dame läßt ihn kalt. —

Der Mann mit dem Kukuruz ist ein Lump. Er hat sich seinen Namen auf ganz eigne Art verdient. Durch kluge Erwägungen ist er zu diesem Titel gekommen. Man muß nämlich sparen, wenn man ein kleines Gehalt hat, und der Kukuruz ist eine sehr nahrhafte Bodenfrucht. Kaum hat der Schützling der Witwe Blümchen am ersten eines jeden Monats in der Landeshauptkasse seinen kümmerlichen Sold erhalten, so eilt er zum Produktenhändler auf dem Kleinseitner Ring, um dort einen frischen Sack Kukuruz zu bestellen, und dann erwirbt er beim Kaufmann Klebsch eine mächtige Flasche Spiritus. Hat er sich in den Besitz dieser nützlichen Dinge gesetzt, atmet er erleichtert auf; denn nun kann ihm nichts mehr geschehen. Gegen alle Tücken des Lebens ist er geschützt, scheint ihm, und er weiß: Ich werde in zwei oder drei Nächten mein Gehalt verjubelt haben, ich werde Kalbsrippchen mit Karfiol essen und guten Melniker dazu trinken; ich werde meine 70 Gulden österreichischer Währung in Schenken und Tavernen anbauen und dann, nachdem die lustigen Tage vorbei sind und die bunten Nächte, werde ich nach Hause gehen, ich werde die Hände in die leeren Taschen stecken und lachen, denn mir kann nichts geschehen. Der Kukuruz ist eine sehr nahrhafte Bodenfrucht, und man kann ein treffliches Gericht davon bereiten, eine Polenta, die vorzüglich mundet, und die mich vor dem Hunger bewahrt, wenn es kein Geld mehr gibt in meinen Taschen. — — Und so lebte der Mann mit dem Kukuruz in den ersten Tagen des Monats wie ein Herzog, der über Tausende verfügt, — und dann kochte er sich in seiner kahlen Stube auf dem Spiritusöfchen eine fade Polenta und war guter Dinge dabei.

Frau Blümchen wetterte gegen dies unklare System, sie nannte ihren Mieter einen leichtsinnigen Schlingel, der nie etwas haben werde, weil er in den Tag lebe wie ein grüner Junge. Da war ihr gottseliger Briefträger doch ein andrer Mann. Der brachte seinen Wochenlohn hübsch Sonnabends heim, und sie verstand es, klug einzuteilen und hauszuhalten mit dem Wenigen. Es war ein Segen gewesen und eine Musterwirtschaft sondergleichen, und Herr Blümchen hatte mit leuchtenden Augen von den Tugenden seiner Hausehre gesprochen und war gestorben als ein glücklicher und zufriedener Mensch. Aber der Mann mit dem Kukuruz lachte zu diesen Predigten, und wenn ihn die Witwe, von Mitleid überwältigt und von zarten Gefühlen, zu Tisch lud — „essen Sie doch dieses Schnitzelchen, es ist köstlich geraten!“ dann dankte er mit einer königlichen Geste und blieb seiner Polenta treu. Noch etwas wußte die Witwe an ihrem Mieter zu bemängeln. Er brachte oft irgend ein weißblütiges Scheusal mit heim, das sein Entzücken geweckt hatte, und dann ersann er für diese Frösche und Salamander zärtliche Kosenamen. Auf den Wänden in selbstgezimmerten Regalen, in gläsernen Käfigen verwahrte er sie, studierte ihre Gewohnheiten und war ganz entzückt von der Art ihrer Bewegungen und Sitten. Von nichts anderm redete er dann im Amte, und auch Frau Blümchen mußte lange, naturwissenschaftliche Erörterungen über sich ergehen lassen, Vorträge, die sie langweilten und die gerechte Entrüstung der Biederen auslösten. So trieb es der Mann mit dem Kukuruz oft wochenlang, er brachte dann in einer Papiertüte Mehlwürmer mit heim oder Ameiseneier, und sein Eifer war ehrlich und andauernd. Plötzlich aber, ganz unvermittelt, vergaß er seine fischblütigen Lieblinge und ließ sie, abgelenkt vom wüsten Tavernentaumel und Nachtgeschwärme, in ihren gläsernen Behältern hilflos umkommen.

Eines Abends saßen ein paar tatenlustige Junggesellen in den „Drei Amseln“, und keiner von ihnen wollte heim; es war für ihre Gewohnheit noch viel zu früh, an den Schlaf zu denken. Auch der Mann mit dem Kukuruz, der mitten unter seinen Kumpanen wie ein Herrscher thronte, dachte nicht ans Heimgehen. Er hielt lange Reden und begleitete sie mit aufgeregten Handbewegungen. Den Kopf hatte er in den Nacken geworfen, starrte in die Petroleumlampe, blies aus einer dicken Britannica Rauch gegen die Decke und war aufgeräumt und guter Dinge. „Man muß etwas unternehmen,“ war der Schlußsatz seiner langatmigen Reden.

„Gehen wir zum blauen Löwen,“ schlug ein Wüstling vor.

Der Mann mit dem Kukuruz schüttelte sich vor Entrüstung.

„Dorthin kannst du gehen,“ blies er den

Digitized by Google

Unternehmungslustigen an, „ich besuche keine solchen Häuser."

„Dann gehen wir zur Großmutter, dort gibt's ein vorzügliches Bier," warf einer ins Gespräch.

„Das wollen wir erforschen," meinte ein rauhborstiger Student und dröhnte:

„Das schwarzbraune Bier,
Das trink' ich so gern!"

Der Mann mit dem Kukuruz wollte aber etwas Besonderes heute, es sollte nicht sein wie sonst, man sollte atemlos werden dabei und den Jammer ringsum vergessen. Einen heißen Kopf müßte man bekommen und krebsrote Ohren. Und die Augen müßten aus dem Schädel springen wie Glaskugeln. Da sprach plötzlich einer, der bisher geschwiegen hatte, von der „goldenen Venus". Seine Stimme war sanft dabei und zärtlich wie himmelblaue Seide, und hinter den Worten zitterte eine scheue Inbrunst und die Andacht eines Beters. Und er redete eindringlich, fand Beifall bei seinen Genossen, wurde umarmt und beglückwünscht, und alle standen auf, um hinzupilgern in den Tempel der Schönheit, in das Gotteshaus der goldenen Venus, das draußen beim Stadtpark steht und ein Variété ist. Alle standen auf und griffen eilig nach ihren Hüten; nur der Mann mit dem Kukuruz blieb trotzig sitzen und mußte fast gewaltsam mitgeschleppt werden. Noch auf der Gasse protestierte er: „Was soll mir das? Es wird ein Weibstück sein wie alle die andern, ein Glas Melniker rot ist mir lieber." Aber sie hatten sich an seine Arme gehängt, zogen und zerrten ihn durch die dunklen Gassen und ließen nicht eher locker, als bis er mit ihnen den bunten Vorraum des Tingel-Tangels betrat. Dort lösten sie für ihn eine Karte und schoben den Grollenden durch die schäbigen Samtvorhänge ins Parterre.

Der Mann mit dem Kukuruz gähnte gelangweilt. Diese süßliche Musik, die unablässig ihre faden Tanzweisen in den Saal streute, war ihm peinlich, und er sah kaum nach der Bühne, wo drei Akrobaten ihre Körper verrenkten. Dann kam ein Weib, die schenkte mit geschminkten Lippen dem Publikum ein paar schwachsinnige Zoten, und alles wieherte vor Entzücken. Ein alter Mann löste sie ab, er rückte den Seidenhut keck aufs Ohr und krächzte irgend etwas, das lustig sein sollte und vielen auch lustig schien. Sein verwittertes Gesicht, das tausend Sorgen spiegelte, mühte sich, vergnügt dreinzusehen, doch seine übernächtigten Augen straften es Lüge. Dann hüpfte eine Tänzerin an die Rampe, knixte, wirbelte wie ein Kreisel über die Bühne und war sehr niedlich. Den Mann mit dem Kukuruz aber langweilte sie dennoch. Er sagte dies unverblümt seinen Freunden, trank sein Bier aus und brummte wie ein gereizter Bär. Bei jeder Nummer, die der bunte Spielplan bot, wollte er aus dem Saale flüchten, immer wieder schob er unwillig den Sessel zurück und strebte fort. Die andern hatten wirklich Mühe, ihn festzuhalten. „Jetzt kommt die goldene Venus, das muß man gesehen haben," trompeteten sie. „Es ist wie ein Märchen aus ‚Tausend und einer Nacht', man wird ganz geblendet davon."

Der rauhborstige Student sagte: „Das hat mit dem Orient gar nichts zu tun, die arabischen Märchen sind matt dagegen, klassisch ist es, klassisch und der alten Griechen würdig. Jeder antike Meister hätte seine Freude daran. Es ist ein Carmen auf die Schönheiten des weiblichen Körpers." Und er erging sich in gelehrten Phrasen und blendete die andern mit seiner Kenntnis der antiken Welt.

Nur den Mann mit dem Kukuruz vermochte er nicht zu verblüffen. „Unsinn," knurrte der, „ich kenne mein Hellas besser als irgend einer, dort war die Liebe zur Schönheit ein natürliches Gebot, eine unbewußte Apotheose der alleinigen Schöpfung, eine Andacht, die geadelt war durch den Glauben an die Menschheit und ihr Ziel, schön zu sein. — Was man uns hier bieten wird, kann das Auge eines anständigen Menschen nur verletzen. Es wird eine Karikatur sein, ein Zerrbild edler Geberden und eine gemeine Theaterfarce."

Jetzt bliesen die Musikanten einen betäubenden Tusch, der Raum wurde verdunkelt, die Leute reckten aufgeregt die Hälse, eine heiße Stille trat ein: das Glanzstück des Abends, Fräulein Valesca Belloni, die goldne Venus, wurde zur Schau gestellt.

Es war ein Park, den man zu sehen bekam, ein Lorbeerwald, magisch verklärt und sacht umflossen von den Strahlen elektrischer Monde. Unter den zartlinigen Bäumen standen Marmorbänke, wie sie einst in den olympischen Tagen die heiligen Haine geschmückt, doch eine Statue von großer Anmut, das Abbild eines nackten Weibes, gab diesem antiken Garten erst seine Bedeutung.

Die ruhige Schönheit, die klassische Würde der Parklandschaft spiegelte sich in den zarten Bronzegliedern des Standbildes und vereinigte alles zu einer harmonischen Gesamtwirkung. Es war Mizzi Knulleke, genannt Valesca Belloni, die sich auf dem Sockel dort allabendlich auf ein Viertelstündchen allen Augen darbot, und sie wechselte ihre Posen just so, wie es ihr Brotgeber anordnete. Wie aus Erz gegossen steht sie da, reglos, und die Goldfarbe, mit der ihr entblößter Körper überstrichen ist, gleißt und schimmert. Eben stellt sie eine Aphrodite vor, eine jener berückenden Statuen der Schaumgeborenen, wie sie Praxiteles mit leidenschaftlicher Inbrunst aus dem Marmor gezaubert. Ins blaue Meer hinaus leuchteten einst die weißen Mauern ihrer Tempel, und das vollendete Abbild ihrer Göttlichkeit stand zu Knidos, umspielt von den sacht klingenden Wogen der See an der kleinasiatischen Küste.

So wechselten die Bilder auf der Bühne, und das berückende Spiel ließ die Menschen dort

Digitized by Google

unten atemlos staunen. Aber allen war es nur ein Sinnenkitzel, frei von der Weihe einer künstlerischen Offenbarung. Nur einer saß mitten unter dem Pöbel, der empfing dieses Schauspiel wie ein heiliges Wunder, und es ward ihm zu einer Brücke, die aus den nüchternen Bezirken unsers Lebens in die arkadische Welt von Hellas führt. —

Der Mann mit dem Kukuruz hatte in seinen Jünglingsjahren einen ernsten Traum gehegt, einen Wunsch, der ihn später alle Entsagungen noch bitterer empfinden ließ. Ein Gelehrter oder Künstler wollte er werden, ein Mensch, der der Welt neue Werte schenkt, einer, der freudig das Evangelium der Schönheit verkündete. Und was war aus ihm geworden? Eine erbärmliche Schreiberseele, der Letzten letzter — — ein Nichts. Er hatte es immer bitter empfunden, enterbt zu sein von den Schätzen der verfeinerten Kultur, und er hatte seine Sehnsucht in Alkohol ertränkt. Aber nun, da er sich dieser Schönheit nahe fühlte, empfing er das Hohe ihrer Erscheinung wie ein Mirakel. — Keinen Blick wandte er von der Bühne, steil aufgerichtet saß er da, und wenn der Vorhang auf ein Weilchen fiel, weil Fräulein Valesca Belloni eine neue Pose annahm, schloß der erregte Mann die Augen, um das köstliche Bild länger zu besitzen.

Der lebenden Statuen waren viele. Ein Bronzewerk von Polyklet, das die Gestalt einer sterbenden Amazone festhält in den prächtigen Formen, die jener Künstler liebte. Streitmüde hebt das reisige Weib und klagend den Arm über das Haupt, um dann jählings zu verschwinden und einer gefangenen Barbarin auf dem Sockel Platz zu machen. Aus den ernsten Zügen dieser germanischen Fürstin spricht tiefe Trauer über die Schmach, die ihr widerfahren, und Scham und Zorn steht auf ihrer Stirn. Aber ihr ganzes Wesen ist erfüllt von einem natürlichen Stolz, der sie ihr Unglück mit Würde tragen läßt. — — — Ein Mädchen vor dem Bade, dessen Urbild in irgend einer römischen Antikensammlung zu finden ist, die Artemis aus dem Louvre zu Paris, die Venus aus Capua und manch andre Plastik von unsterblicher Größe feiern hier flüchtig ihre Wiedergeburt.

Der Mann mit dem Kukuruz steht im Banne dieser antiken Pracht, und Schauer des Entzückens und eine tiefe Gemütsbewegung machen ihn erbeben. Und als dann plötzlich der Saal erfüllt wird von einem Beifallssturm sondergleichen, als die Menschen rings um ihn mit den Füßen stampfen vor Verzückung, treibt es ihn fort aus diesem heißen Saale, fort von den Freunden, die gleich den andern außer sich sind, und nur ein Gedanke ist in ihm, ein einziger: Er muß allein sein nun, mit sich und seinem Gewissen allein, Gericht will er halten über sich und das erbärmliche Leben, das er bis jetzt geführt, er will — ja, was will er nun eigentlich? Er will die Andacht festhalten, die in ihm ist. Mit glühenden Händen will er sie festhalten für seine künftigen Tage, und seine Seele will er baden in dieser urquellreinen Empfindung. — — — — — — —

Draußen vor dem Theater schlug ihm der Wind in das erhitzte Gesicht. Er bahnte sich einen Weg durch die Wagenburg, die das Gebäude umlagerte, und lief gehetzt in die Nacht hinaus. Seine lange, hagere Gestalt schwankte, die Hände hob er zum Himmel und redete in heißen, abgerissenen Sätzen von den Erlebnissen dieses Abends mit den Worten eines Tribunen, der vor dem Volke Rechenschaft gibt. Und die Leute, die dem Erregten begegneten, sahen ihm erstaunt nach, blieben kopfschüttelnd stehen und dachten: ein Betrunkener.

Ja, er war berauscht, bewegt und begeistert, und die Glut, die ihm die Sinne peitschte, riß seinen dürftigen Körper mit fort durch die schweigenden Straßen, über entvölkerte Plätze hinaus vor die Stadt ins Freie.

Erst früh, als die Dämmerung um ihn wuchs und die ersten Lerchen sacht zu trillern begannen, wandte er sich langsam, beinahe zögernd, der Stadt zu. Bei der Heinrichskirche, wo ein paar Bänke stehen hinter grünen Büschen, landete er müde, und der Schlaf kam über ihn. — Der Lärm des jungen Tages riß den Schlummernden bald aus allen Träumen und ließ ihn erstaunt wahrnehmen, daß seine Amtszeit bereits begonnen. So schritt er mit einem dumpfen Gefühl der Befangenheit, aber nicht unfroh, seinem Berufe nach. Die Akten, die ihm auf den Tisch gelegt wurden, durchblätterte er mechanisch, glättete sie; aber sie abzuschreiben, dazu fehlte ihm die Kraft. Er nahm einen leeren Bogen Papier und schrieb einen Namen darauf. Immer wieder den gleichen Namen, bald groß, bald klein, in allen möglichen Schriftarten, und dann begann er Worte aneinander zu reihen, unbeholfene, ungefüge Worte, die sich langsam zu Zeilen formten. Als er innehielt mit dieser versonnenen Spielerei, stand ein Gedicht auf dem Papier. Der Mann mit dem Kukuruz, der nie vorher einen Vers geschrieben, hatte dies Poem wie im Traum zuwegegebracht. Es war ein Gedicht von rührender Hilflosigkeit, aber es erschien ihm herrlich in seiner andächtigen Tiefe. Er malte mit großen Lettern unter allerhand Geschnörkel sein Werk auf einen Bogen Ministerpapier, liebäugelte damit, las es immer und immer wieder und trug es, nachdem er seine ganze Amtszeit mit diesem Opus vertrödelt hatte, zur Post.

Eine große Ruhe kam über ihn. Friedlich schritt er den langen Weg seiner Behausung zu. Die endlosen und nüchternen Straßen nahmen ihm nichts von seiner Laune, und selbst Frau Blümchen, die ihn mit Vorwürfen empfing und zornig wie ein Dampfroß schnob, selbst Frau Blümchen gönnte er ein vergnügtes Lächeln. Und dann saß

Digitized by Google

er in der weißgetünchten Stube, kochte seine Polenta und dachte dabei: Es war ein Erlebnis; aber man darf darin nicht untersinken. Die magische Gewalt dieses Weibes darf mich nicht zu Boden drücken; und er kämpfte gegen die mysteriöse Macht der goldenen Venus und suchte sich frei zu klügeln von ihrem Einfluß. Den ernsten Vorsatz faßte er, dem Variété fernzubleiben. Eine schöne Erinnerung wollte er behalten, wie ein Licht sollte das Geschehnis seine dunklen Tage verklären. Aber er wollte fest bleiben gegen die Anfechtungen jener nackten Gestalt.

Und er hielt sein Wort. Allerdings nicht lange; denn er hatte nie gelernt, seine Sehnsüchte zu zügeln. Immer war er unterlegen, wenn es galt, Kämpfe zu führen mit seinen Instinkten. So kam es, daß er abends wieder einmal an einem der runden Tische saß, die im Parterre des Variétés aufgestellt sind, und mit Ungeduld der goldenen Erscheinung harrte. Trotz seiner guten Vorsätze krankhaft erregt und beglückt durch eine Überraschung, die ihm gleich bei seinem Eintritt in diesen heiteren Tempel geworden. Er hatte es fast nicht glauben wollen, als er das roh gedruckte Programm in die Hand nahm, aber es stand da ganz groß und deutlich und war wie ein freundlicher Gruß. „Arkadische Strophen" stand dort, und es war sein Gedicht wortgetreu abgedruckt und darunter: Ein heimlicher Bewunderer.

Und wieder schüttelten ihn Schauer des Entzückens, als endlich der Lorbeerhain auf der Bühne sichtbar wurde. Wieder gerieten alle, die um ihn saßen, außer Fassung, und ihre Schreie flossen über in den Lärm der Musikanten, die einen Tusch bliesen. Aber dem Mann mit dem Kukuruz war es, als ob das wunderbare Schauspiel nur ihm gelte, als ob das Weib auf dem Marmorpiedestal dort oben einzig nur seinethalben stände. Und er war glücklich. Zufrieden ging er heim.

In die Liebe dieser sonderbaren Frau wollte er sich versenken, ihrer edlen Art würdig werden, aufgehen, eins werden mit dem Lande, das ihre Heimat war, und das versunken schien für immer. Die Gaben dieses göttlichen Leibes, die Linien dieser adligen Erscheinung waren für ihn die Verkörperung altgriechischer Kultur, und er schämte sich, daß er bisher die freien Stunden in Schenken und Tavernen verbracht, daß er unflätige Worte im Munde geführt und mit rohen Gesellen Brüderschaft getrunken. Er wurde rot bei dem Gedanken, an Frösche und Salamander sein Herz gehängt zu haben, und die verliebten Augen der wohlbeleibten Frau Blümchen waren ihm nun doppelt widerlich in der Erinnerung. Und er faßte diesen Beschluß: „Ich werde mir Bücher kaufen, die von Hellas wissen, kluge und gelehrte Bücher mit vielen Bildern darin, daß ich Kenntnis erlange von Dingen, die waren, und mein verstumpftes Wissen erneue."

Seitdem saß der Mann mit dem Kukuruz hinter einem Wall von Büchern und las und lernte und hätte am liebsten das Faltengewand der Antike angelegt und wäre damit ins Amt gekommen, wenn er sich nicht geschämt hätte. Allabendlich suchte er das Variété auf, aber nur immer um die Zeit, da die goldene Venus sich zur Schau stellte. Dann schritt er rasch aus den überhitzten Räumen und blätterte bis tief in die Nacht noch in den Büchern und Mappen, um die Posen der Valesca Belloni mit den Bildwerken aus klassischer Zeit zu vergleichen. Manche Unebenheit fand er dabei, nicht alles stimmte, oft war der Faltenwurf an der lebenden Statue anders geformt, als ihn der Bildhauer einst empfunden, oft wieder hatte die Vase, die sein Abgott in Händen hielt, eine viel zu moderne Form und war dem Vorbild fremd. Erstaunt merkte er diese Unterschiede, und nach einigen Kämpfen entschloß er sich, Wandel zu schaffen. Er hielt es für seine Pflicht einfach. War ihm doch jede Scheu fremd geworden vor der goldenen Venus.

So kam es, daß diese Dame eines Morgens, da sie gähnend ihre Schokolade genoß, von einem Briefe überrascht wurde. Sie lachte und warf den Bogen einem glatzköpfigen Menschen in den Schoß, der nahe ihr auf einem Schaukelstuhle lümmelte.

„Guck mal, Teddy," sagte sie und blinzelte nach ihm, und Teddy tat so. Thaddäus war gewohnt, die Geschäfte seines Weibes zu besorgen. Sie hätte auch nicht gewagt, ohne den Willen dieses grobknochigen Menschen etwas zu beginnen; selbst ihre Gedanken hatte er in Besitz genommen, ihren schönen Körper aber hatte er in den Dienst seiner Ziele gesetzt, und es waren Ziele, die weit ab lagen von schwärmerischen Absichten. Geld wollte er verdienen, viel Geld und Mizzi Knullecke, genannt Valesca Belloni, mußte dazu den gut gebauten Leib hergeben und für die Groschen eines schaulustigen Pöbels Akt stehen.

Teddy wollte einst Maler werden, doch seine Begabung hatte bald andre Reiche erobern gelernt. Burleske Gebilde, wie man sie in den Witzblättern findet, hatten ihn einst gereizt, und er wollte sie festhalten. Doch die Hand versagte, und was er vergebens mit dem Stift oder in bunten Farben einzufangen versucht, lernte er mit Glück vor dem Spiegel am eignen Leib zu formen. Sein bartloses rot gedunsenes Gesicht nahm die verzerrten Linien jener Fratzen an, die er in seinen Träumen erdacht, und so geriet Teddy von der Akademie aufs Variété, von den Sälen der Kunstschule ins Tingel-Tangel.

In die fremde Umgebung hatte er sich ein Geschöpf mit hinübergenommen, ein gutmütiges, aber höchst gewöhnliches Mädchen, das er auf dem Modellmarkt der Akademie kennen gelernt, und das ihm gehorsam wie ein Hündchen nachgefolgt war in den neuen Bezirk seiner Tätigkeit.

Digitized by Google

Er war es nämlich bald müde, sein eigen Gesicht zu Markte zu tragen; immer und immer wieder die gleichen Possen bierseligen Gesellen zu schenken, verdroß ihn, und so kam Teddy auf den glücklichen Einfall, diese Mizzi Knullecke für seine Zwecke auszunützen, sie abzurichten, wie man einen Pudel abrichtet, der Männchen macht, auf Befehl. Und Mizzi, das Aktmodell, erhielt den stolzen Namen Valesca Belloni und war über Nacht zu einem Schaustück der Biedermänner geworden, zu einer Sensation, die im Programm drei Sternchen trägt, zu einer beifallumrauschten Erscheinung — zur „goldenen Venus“. Es war eine Erhöhung, die sie nie geahnt vordem; gestoßen und verachtet, um einen elenden Bettel hatte sie früher der Kunst gedient und war oft geschlagen worden von Malern, die schlecht gelaunt, weil sie Armut leiden. Nun aber fühlte sie sich selbst wie ein Kunstwerk und freute sich, wenn sie in die Badewanne stieg, die mit flüssiger Bronze gefüllt war. Das Jauchzen des Publikums empfing sie wie einen selbstverständlichen Tribut und dankte ihrem Meister Teddy mit schwärmerischer Anhänglichkeit dafür. Und er ließ sie dankbar sein, freute sich ihres Besitzes, weil sie eine goldene Quelle für ihn war und nahm die Geschenke reicher Herren gutgelaunt aus den Händen dieser Frau entgegen. So fand Teddy den ernsten Brief, den ihm Fräulein Mizzi über den Frühstückstisch herüberreichte, reizend, er brummte zufrieden und sagte: „Der hat's mal mit der Bildung, man muß ihn einladen,“ und beide lachten erwartungsvoll. — — — Es war ein bedeutungsvoller Augenblick für den Mann mit dem Kukuruz, als er im „blauen Stern“ nach Fräulein Valesca Belloni fragte. Die Kammerzofe, ein wenig zurückhaltend, aber nicht ohne Hohn, führte den Bangen in den Salon der Dame. Der Mann mit dem Kukuruz beugte sich tief. Glutrot im Antlitz, fühlte er vor Aufregung Tränen in seinen Augen, und als er das Haupt hob, begegneten ihm sehr erstaunte und fast unwillige Blicke. Die goldene Venus und Teddy, der Maler, waren peinlich berührt von der dürftigen Erscheinung ihres Gastes. Sie hatten einen Lebemann mit glattrasierten Wangen und einer Orchidee im Knopfloch erwartet, einen Herrn, der auf der blendenden Hemdbrust einen Diamanten von Haselnußgröße trug und berauschend nach Ylang-Ylang duftete. Nun stand ein verlegener Mensch vor ihnen, in einem schäbigen Röckchen und mit den eckigen Geberden eines Hauslehrers, der für seinen Freitisch danken geht. Und sie lachten, ehe er noch ein Wort gesprochen. Und als der Mann mit dem Kukuruz gar zu reden begann, stotternd, mit einer Stimme, die um Entschuldigung bat für ihre kühne Lautheit, als er von den Zielen altgriechischer Kultur sprach und sich mit Andacht über die Schätze antiker Plastik äußerte, da wußten sich die beiden nicht mehr zu zähmen. In ein wieherndes Gelächter brachen sie aus, und die Schreie ihrer uferlosen Heiterkeit waren wie Peitschenhiebe für den Bestürzten. — Da ging der Mann mit dem Kukuruz still aus dem Zimmer.

Randbemerkungen.

Der Kandidat von Eisenach.

Nur im heißen Kampfe wird es möglich sein, die alte Stätte, auf der einst Walther und Wolfram und der Osterdinger stritten, dem nationalen Bürgertum zu erhalten. Vielleicht wird nur ein außerordentliches Mittel in diesem außerordentlichen, durch den üblen Klang der „Triole“ geschaffenen Falle sich als wirksam erweisen. Es ist nur dann gegeben, wenn man über den engen Streit der Parteien hinweg sich einen Bannerträger wählt, der das gesamte Bürgertum mit sich fortzureißen vermag, der zugleich eine starke persönliche Autorität besitzt und gegen all die Anklagen gerüstet ist, die sich aus der unerfreulichen Gestaltung der Finanzreform ergeben. Allerdings ist die itio in partes, die Fraktionsselbstsucht, in deutschen Landen noch immer so groß wie in den Zeiten, da man sich um den gemeinen Pfennig stritt, und die Anklagen, die Fürst Bismarck gegen Loki erhob, der noch immer den deutschen Völkerfrühling erschlage, hallen auch durch unsre Tage. Aber vielleicht ist gerade der klassische Boden von Eisenach dazu berufen, den Willen zur Umkehr zuerst zu erweisen, indem man hier die Fraktionen mit ihrer Selbstsucht zum Teufel jagt und einen Mann auf den Schild erhebt, der als erster seit Bismarck die Parole der nationalen Einigung fand. In England, in Frankreich wäre es selbstverständlich, daß man dem Fürsten Bülow bei seinem Scheiden sofort ein Mandat anböte, aber in Deutschland scheint man der Erfahrung und des Talents eines solchen Mannes sorglos entraten zu können, und so zieht man es vor, irgend einen Parteibauern oder einen Fraktionsschuster zum Führer zu erwählen, um unter seinen Fahnen das Jahrhundert in die Schranken zu fordern. Und fast scheint es, als ob man sich sorgt, daß dann, wenn eine starke Intelligenz in den Reichstag einzieht, das Niveau der andern allzu deutlich sichtbar werden und die Satire allzu stark herausfordern könnte: man fürchtet anscheinend, daß ein bedeutender Mann zuviel Boden brauche, und daß in seinem Schatten all die kleinen Talentchen nicht gedeihen würden, die jetzt so anmaßlich im Reichstag mit den Augen rollen und mit den Fäusten auf den Tisch schlagen.

* * *

Erzberger kommt!

Man hat auch in Friedrichshafen wieder weiblich gelacht über diesen Buttenhäuser Jüngling, der in der Sorge, daß auf den Fasching stets die Fasten folgen, so geschickt die ewige Faschingsstimmung festzuhalten weiß, und der so gar nichts auf die Weisheit Gutzkows gibt, daß die Frühreife des Selbstbewußtseins ein schweres modernes Unglück sei. Man hat gelacht, weil er die Freifahrt nach dem Südzipfel des Deutschen Reichs, die ihm den Weg durch die Luft erschließen sollte, wie ein guter Hausvater auszuschlachten suchte, um vor allem klerikalen Volke als begeisterter Prophet die Zentrumsweisheit zu verkünden. „Erzberger kommt!“ — Es klingt fast wie der Ruf: „Der Löwe ist los!“ Nicht ein Löwe zwar, der als König der Wüste nächtlich sein Gebiet durchfliegt — „In die Muskeln des Genicks schlägt er gierig seine Zähne“ — sondern ein Löwe aus der Goethischen Novelle, der zwar zornig aufbegehrt, aber doch mit sanften Blicken dem Knaben folgt, der ihm entgegensingt: „Löw' und Löwin hin und wieder schmiegen sich um ihn heran. Ja, die sanften, frommen Lieder haben's ihnen angetan!“ Oder der Löwe des

Digitized by Google

Sommernachtstraums: „Wenn Löwe, rauh von Wut, läßt sein Gebrüll heraus, so wisset denn, daß ich Hans Schnock, der Schreier bin, kein böser Löw' fürwahr, noch eines Löwen Weib.“ Erzberger kommt — es klingt so bedrohlich, so ganz, als ob Kinder gescheucht werden sollen durch die Vorstellung von etwas Ungeheurem. Und er ist doch so gar kein Riese. so keiner von denen, die noch ein andres Lob verdienen als das einer ewig geschäftigen Geflissenheit, der einzige darum, der den Takt und den Geschmack besaß, als er zu Gaste geladen war, den Hausherrn und die Mitgäste zurückzudrängen, sich in den Vordergrund zu stellen und in die Lüfte zu schreien: „Erzberger kommt! Zehn Pfennig die Person!“ Die aber hingingen und seinen Worten lauschten, die saßen auf Bänken, die man aus dem Münster herbeigeschleppt hatte, getaucht in fromme Gedanken. Und es kam eine große Offenbarung über sie, just wie im Münster, und es bliesen Engel mit sieben Posaunen, und unter den Klängen überwand Mathias den Drachen, der da heißet das Luthertum, und er goß die sieben Schalen des Zornes aus über alle, die im Babylon des Liberalismus weilen. Wer aber Takt und Geschmack besaß, der eilte davon und schrie denen, die er auf seinem Wege antraf, warnend das Schreckenswort entgegen: „Erzberger kommt!“

* * *

Spionitis.

Die Gespensterschiffe sind vom Nachthimmel Englands verschwunden, die schwertgegürteten Handlungsgehilfen und die eisenumschienten Barbiere haben ihren Stachel verloren; Old England darf wieder Feste feiern. Aber das Zittern ist über den Kanal gegangen, und es hat Lutetias sonst so ritterliche Söhne ergriffen; entgeistert blicken die Enkel Bayards, des Helden ohne Furcht und Tadel, auf das Gespenst der Spionitis, das sich furchtbar wie die Phorkyade im Proszenium aufrichtet. Mitrailleusen sind gestohlen, revidierende Generäle fühlen sich von Spionen verfolgt und von patriotischen Aengsten umschauert, jugendliche Offiziere ahnen die Nähe germanischer Judiths, die ihnen zwar nicht ihre Köpfe, aber doch ihre Heimlichkeiten entwenden wollen, Bauernknechte und Landstreicher bilden die äußere Schale für den Kern des deutschen Generalstabs, strümpfestrickende Schäfer, die sonst mit Phyllis schäkerten und der Schalmei die sanftesten Töne entlockten, erspähen gierig das Loch in der französischen Rüstung. Festungspläne, Gewehrteile, rauchlose Bomben, alles, alles wird von diesen deutschen Althändlern zusammengescharrt und in die große Trödelbude am Königsplatz getragen. Das ist Wahnsinn, aber es ist ein Teil der Methode, die Leidenschaften des Volkes, das allmälich es ablehnt, täglich das Klagelied um Elsaß und Lothringen zu hören, immer wieder gegen diesen ewigen Ruhestörer im Osten aufzuhetzen, der das Lammfell um sich schlingt und doch seine Wolfsnatur nicht verbergen kann. Daß nirgends vielleicht der Spionagedienst so hoch geschätzt und so eifrig betrieben wird wie in Frankreich, das verschweigt man mit altfranzösischer Höflichkeit; daß jedes Volk sich bemüht, in die Geheimnisse des anderen zu bringen, wird gleichfalls verschwiegen: man muß die deutsche Spionage übertreiben, um die Lehre zu ziehen, daß wir einen Angriffskrieg planen, und daß auch hier wieder der Frömmste nicht in Ruhe leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Und so bleibt die Moral von dieser wie von so mancher andern törichten Geschichte die, daß das deutsche Volk der ewige Friedensstörer Europas ist. Li.

* * *

Eine neue Eisenbahnreform.

Der Ruhm des „Rückwärtsreformators“ Kraetke läßt das benachbarte Ressort der Eisenbahnverwaltung nicht schlafen. Anscheinend ist durch die Abschaffung der Rückfahrkarten und des Freigepäcks, sowie durch die Einführung der Fahrkartensteuer, der die „Ausgestaltung“ folgte, die Liebe des Publikums zu unserm sog. Verkehrsministerium noch nicht genügend gefestigt, und so sinnt man oben auf neue Streiche. Da das Rauchverbot im Speisewagen, die Trennung der Passagiere erster und zweiter Klasse von denen der dritten noch nicht genügend verkehrshemmend gewirkt hat, so schafft man die Speisewagen möglichst ab. In zuschlagsfreien Eilzügen sollen nach einer Mitteilung, mit der die Stettiner Eisenbahndirektion die Handelskammer in Berlin erfreut hat, die Speisewagen grundsätzlich nicht mehr mitgeführt werden. Wenn das keine großzügige Reform ist, wenn das nicht zur Hebung und Erleichterung des Verkehrs beiträgt, wenn das nicht beweist, wie erleuchtete Köpfe in den oberen Bahnbehörden sitzen, dann gibt es nichts andres. Die Maßregel erklärt sich leicht, denn sie folgt logisch aus der früheren, wonach die Reisenden dritter Klasse aus den Speisewagen herausgedrängelt wurden. In zuschlagsfreien Schnellzügen wird fast nur die dritte Klasse benutzt, und da die erbärmliche Gesellschaft, die darin fährt, jetzt den Speisewagen mied bezw. meiden mußte, so zieht man die Speisewagen ganz ein. In der Tat, was brauchen Geschäftsreisende, was brauchen Röllchenträger und ähnliche Eisenbahnvagabunden im Speisewagen zu essen oder Kaffee zu trinken? Die sollen sich eine Schinkenstulle von Hause mitnehmen und eine Feldflasche mit Nordhäuser. Freilich wird es Leute geben, die es sehr töricht und sozial bedenklich finden werden, wenn man immer neue raffiniert ausgestattete Luxuszüge für die oberen Zehntausend schafft und der misera contribuens plebs gewohnte Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entzieht. Aber was wissen solche Menschen von der scharfen Logik und den weisen Erwägungen einer hochpreislichen Eisenbahnverwaltung? Gar nichts wissen sie. Dr. P.

* * *

Berliner Finanzbericht.

Seit Monaten drehten sich an der Börse Sonne, Mond und Sterne um den Allgewaltigen der New-Yorker Börse: Harriman war das A und O unsrer Börsen; was er aß, was er trank, wie er schlief, kurz wie er sich befand — dies allein interessierte die Börse noch. Was außerhalb ihrer Mauern vorging — was kümmerte es die Börse, die nur einen Begriff kannte: Harriman! Unsre Bankdirektoren standen mit ihm auf, legten sich mit ihm nieder, jedes Bulletin des ihn behandelnden Arztes wurde verschlungen. Wird er genesen, oder wird er sterben — mit dieser Frage beschäftigte sich die Börse unablässig. Der Name Harriman war ein Faktor nicht nur für die Berliner, sondern für die internationalen Börsen geworden, und man braucht nur in Betracht zu ziehen, wie sehr die Londoner Börse zurzeit auf diese drei Silben reagierte, um die internationale Bedeutung dieses amerikanischen Eisenbahnmagnaten zu würdigen.

Daß derartige Verhältnisse besonders vertrauenerweckend sind, kann nicht behauptet werden. Aber die Börse nimmt dies mit einem gewissen Fatalismus hin. Auch bei uns haben wir mit angesehen, daß der Konzentrationsprozeß immer weiter fortschreitet, und daß unsre Banken das Geschäft beherrschen. Ihrem Einflusse ist es vielleicht zuzuschreiben, daß der Markt seit einiger Zeit ein widerstandsfähiges Aussehen zeigt. Das hat manchen in den Glauben versetzt, daß wir im Beginn einer neuen Konjunktur seien. Vielleicht wäre die feste Stimmung noch mehr zum Ausdruck gekommen, wenn die Rücksicht auf die von Amerika ausgehenden Einflüsse der Börse nicht eine gewisse Reserve auferlegen würden. Man gibt zwar der Meinung Ausdruck, daß die Börse sich von den amerikanischen Verhältnissen mehr zu emanzipieren sucht; allein sie kann diesen Faktor schon mit Rücksicht auf seine Bedeutung für die übrigen Börsen nicht aus ihren Berechnungen ausschalten. So konnte die Bewegung nicht in dem raschen Tempo, wie dies im Augenblick vielleicht den Wünschen der Börse entspricht, vor sich gehen. Das Hauptinteresse konzentriert sich zurzeit auf den Montanaktienmarkt. Hier hat der Verkehr seit einiger Zeit eine bedeutende Ausdehnung erlangt. Harpener, Gelsenkirchen, Phönixaktien, Deutsch-Luxemburgische Aktien und Dortmunder Union-Aktien standen

Digitized by Google

im Vordergrunde des Verkehrs. In bezug auf die Dortmunder Union war in den letzten Tagen die Version verbreitet, daß das Unternehmen eine neue Aktienausgabe plane. Von der Verwaltung wird dies indessen bestritten. Nach der Vergangenheit des Unternehmens zu urteilen, wäre es nicht so unmöglich, daß die Gesellschaft von neuem geldbedürftig wäre, auch wenn die Angabe von einer Aktienausgabe nicht zutrifft. Insgesamt, d. h. seit ihrem Bestehen, hat die Union 115 Millionen ausgegeben, wovon noch 42 Millionen existieren, so daß also im ganzen 73 Millionen Mark durch Sanierung aus der Welt geschafft worden sind. Die Aktionäre, die von Anbeginn bei der Gesellschaft beteiligt sind, haben sich einer Reduktion der Aktien auf den hundertsten Teil unterwerfen müssen. Es ist nach dieser Vergangenheit keineswegs unmöglich, daß die Gesellschaft wieder einmal neues Geld braucht. Das Unternehmen ist immerhin noch sanierungsfähig, und eine Herabsetzung einiger Buchwerte würde nichts schaden. Eines hat sich für die Gesellschaft gebessert: an die Stelle der Diktatur des Herrn v. Hansemann ist eine andere Verwaltung getreten, die freilich manche Mühe zu überwinden hat, ehe sie die Schäden der Vergangenheit wieder ausmerzt.

Die Zeit ist da, in der unsre Banken sich über ihre Semestralbilanzen zu äußern pflegen. Ein Communiqué der Dresdner Bank sagte in diesen Tagen, die Verwaltung habe die Semestralbilanz „mit Befriedignng“ entgegengenommen. Auch in der Deutschen Bank werden die Semestralbilanzen seit undenklichen Zeiten „mit Befriedigung“ entgegengenommen. Es geht doch nichts über die Redseligkeit und Zufriedenheit unsrer Bankdirektoren.

Mercator.

Astrale Aphorismen.

Von **Paul Scheerbart** (Berlin).

Wenn der Mensch von einem Wirtshaus angezogen wird, so weiß er, daß da sehr viele Faktoren mittätig sind. Wenn sich aber die Planeten von der Sonne angezogen fühlen, so denkt man immer, das sei ganz einfach eine Folge des Gravitationsgesetzes. Es ist ein Glück, daß dieses großartige kosmische Anziehungsrätsel noch lange nicht in seine vielen Faktoren zerlegt ist.

* * *

Der Einfluß der Sonne auf das Erdrindenleben ist nicht zu leugnen — der Einfluß des Erdmondes auch nicht. Somit wird man auch den andern Planeten — und auch den Kometen — einen Einfluß auf unser Leben zuschreiben müssen. Das nähert uns zweifellos einer „astrologischen“ Anschauungsweise.

* * *

Wir mögen uns sträuben, wie wir wollen: schließlich werden uns doch noch die Sterne ganz und gar über den Kopf wachsen. Und darum glaube ich, daß die Zukunftsreligionen allesamt einen astralen Charakter haben werden.

* * *

Daß es noch viele uns unbekannte „Kräfte“ im Raume gibt, muß immer als selbstverständlich vorausgesetzt werden — und zwar mit dem Zusatze, daß sehr viele dieser Kräfte „psychologisch“ gewertet werden müssen.

Der Liebes-Dreibund.

Immer schlimmer werden diese Zeiten,
Klagt mit Seufzern der Germane schwer,
Und die argen Sittenlosigkeiten
Werden leider immer schauriger.

Früher war es nur ein Recht des Adels,
Daß er lieben kunnte anormal,
Aber jetzt wird Gegenstand des Tadels
Selbst ein Mann, der die Moral empfahl.

Abgeordnet war der Unglückselge,
Und politisch schien sein Standpunkt rein,
Gänzlich bürgerlich schlief seine ölge
Seele auf sozialer Basis ein.

Aber, ha, in sein'm Busen trug er
Eine finstre Regung tief versteckt —
Sich herum mit dem Probleme schlug er:
Was die Eh' zu zweien wohl bezweckt?

Und so ging er mit der Frau auf Reisen,
Bot mit ihr sich einem Fräulein an,
Sicher, um statistisch zu beweisen,
Daß man auch zu Dreien lieben kann.

Wie gesagt, in Kreisen höhrer Gattung
Gehen solche Sachen äußerst glatt —
Aber schwierig steht's um die Gestattung,
Wenn man eine Bürgerseele hat.

Erstens wird es dümmlich angefangen,
Zweitens hat man überhaupt kein Schwein,
Drittens schreibt man keinen Brief, nen langen -
Viertens fällt man immer dabei rein.

Schack, so bist du leider der Betrübte,
Büßest eine ungehabte Lust —
Wo ein ganzer Wahlkreis, der dich liebte,
Nie um deine Triebe hat gewußt!

Aus den Amtern, die du froh verwaltet,
Fliegt nun schmerzliches Bedauern raus . . .
Viele, die gottlob nicht zwiegespaltet,
Denken sich den Fall erotisch aus.

Schließlich, wenn das Ding bei nah besehen,
Ist es gar nicht mal so ärgerlich.
Schack — was kann am Ende dir geschehen?
Freue auf den Psychiater dich!

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Christian Wagner (Warmbronn): Späte Garben. Gedichte. Verlag von Georg Müller (München). Preis geb. Mk. 3,—.

Jan Muszkat-Muszkowski: Spartacus, eine Stoffgeschichte. Xenien-Verlag (Leipzig). Preis: geh. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

South African Territories Ltd. London.

Mitteilungen werde ich von jetzt an in den Besprechungen der Teilhaber (shares-Besitzer) zur Kenntnis bringen. Teilhaber sind diejenigen, die in den Büchern der Gesellschaft in London als solche eingetragen sind.

Die Emission der shares der Kharas Exploration Company findet nicht statt, weil ein Unternehmen, das sich die Erforschung der Bodenschätze zum Ziele setzt, den öffentlichen Geldmarkt nicht in Anspruch nehmen soll.

Die Kharas Exploration Company ist bereit, unbeschadet ihrer eigenen Tätigkeit, von anderen auf Territories-Gebiet bereits entdeckte Mineralien-Funde in Gemeinschaft mit ihnen auf Abbaufähigkeit zu untersuchen und zu diesem Zweck Gesellschaften zu bilden.

Wie schon früher mitgeteilt, bin ich Besitzer von über 150 000 shares der South African Territories. Der Wert der shares dieser Gesellschaft hängt nicht von den Kursschwankungen an der Börse ab, wo der Verkauf oder Einkauf von wenigen hundert shares auf den Markt Einfluss ausübt, sondern von dem Vorhandensein der Bodenschätze, Land- und Geldbesitz und sonstigen Rechten.

Die Kursschwankungen sind nicht die Folge meiner Veröffentlichungen, sondern die Folge von Blanko-Angebot und Blanko-Ankauf.

Ich habe mich überzeugt, dass die englische Verwaltung der South African Territories den Glauben an die Richtigkeit der gemeldeten Diamantfunde haben musste. Die Nichtbestätigung derselben hat die englische Verwaltung ebenso überrascht, wie die shares-Besitzer. Als zwei Stunden nach Unterzeichnung des Abkommens über die Abtretung der Minenrechte das Kabeltelegramm mit der Nichtbestätigung der Funde eintraf, stellte mir die englische Verwaltung frei, den Vertrag zu annullieren, was ich nicht tat.

Die Repräsentanten in Deutschland für die South African Territories Ltd., London, und die Kharas Exploration Company Ltd., London, sind:

Westdeutsche Thomasphosphat-Werke G. m. b. H.

BERLIN W., am Karlsbad 17.

Weder die South African Territories noch die Kharas Exploration Company haben mit der Anglo-German Territories Ltd., London irgend etwas gemein.

Man kann sich als guter Deutscher dem nicht entziehen, dass es ratsam ist, die Erfahrungen der Engländer zu benutzen, um unkultivierte Länder gewinnbringend zu erschliessen, besonders wenn vertragliche Rechte ihnen zustehen. Notwendig ist ein Aktiengesetz, welches Teilhaber schafft und keine Gegensätze, Blanko-Angebot und Blanko-Ankauf ausschliesst und dem Volke ermöglicht teilzunehmen an der Erzeugung von Werten durch Kapital.

Die nationalen finanziellen Mittel können international vereinigt werden als Teilhaber an denselben Werken.

Teilhaber sollten auch Frauen sein.

Meine öffentlichen Mitteilungen bezweckten, das Vertrauen der shares-Besitzer in ihren Besitz herzustellen.

Der dunkle Erdteil ist die mangelnde Erkenntnis.

Johannes Schlutius Karow Mecklenburg.

Sanct Blasien, Schwarzwald, 2. September 1909.

Patentiert

„Agfa"-Belichtungstabelle
für **Tages-** und **Blitzlicht.**
(In einem Instrument.)

Die „AGFA"-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt **ohne jede Berechnung,** durch einfache Schieberstellung, **für jede Platten- und Filmsorte**
für Tageslicht
die richtige Belichtungszeit
für Blitzlicht
die nötige Menge „Agfa"-Blitzpulver.
Kompendiös. Leicht. Handlich.
à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa"-Platten Extra rapid
„Agfa"-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR"-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl. 26° W. = 13° Sch. Lichthoffrei.

Bezug durch Photohändler.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN
Hotel der Kaiserhof
Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG
Hotel Atlantic
Restaurant Pfordte
Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an
1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W, Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische Körperschaften** des öffentlichen Rechts insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	736,306,124 M.	16 Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450 „	49 „
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206,450 „	— „
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134,148,100 „	— „

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß. Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel-Papiere**, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Begründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.

Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.
Berlin.

Détail-Verkauf:

Leipziger-Strasse 35a, Ecke Charlottenstrasse und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Speziallisten gratis.

W. DITTMAR, Möbelfabrik

Berlin C. Molkenmarkt 6. Gegr. 1836.

Formen und Ausführung im engsten Anschluss an die Wünsche und den Geschmack der Gebildeten unter besonderer Berücksichtigung des Künstlerischen. Die Preise sind sehr billig.

Die Firma hat in einer Filiale in der **Tauentzienstr. 10** eine dauernde **Wohnungs-Ausstellung**, die täglich 9—1 und 3—7 geöffnet ist. Sonntags 12—2. Abbildungen hiervon gern kostenfrei.

Die eigenen Fabriken der Firma Berlin O., Cadinerstrasse 20, stehen gern zur Besichtigung offen.

Wie richte ich meine Wohnung ein? Heft mit erläuternden Abbildungen und Preisverzeichnisse mit Abbildungen werden gern kostenfrei gesandt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 39. Berlin, den 25. September 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Leipziger und Tuntenhäuser Stimmungen.

Es ist recht armselig geworden, das politische Leben in Deutschland. Es liegt wie eine geistige Verödung über dem Lande, seitdem der stärkste Gedanke des letzten Jahrzehnts, der die nationalen Elemente Deutschlands zum Kampfe gegen das kirchliche und sozialistische Intransigententum führte, wie so oft in der deutschen Geschichte in der Sorge um den gemeinen Pfennig zusammengebrochen ist. Mit dem Worte Verdrossenheit läßt sich die gesamte Stimmung wohl am besten charakterisieren. Und daß es so kam, daß jede Rücksicht auf die über die einzelne Frage hinauswirkenden Folgen versank, daß man die gute und frohe, in den Dezembertagen geschaffene Stimmung zerstörte, das ist und bleibt die unsühnbare Schuld dieser Sommertage, deren letzte Früchte wir noch immer nicht genossen haben. Der Blockgedanke sicherte das Gefühl der Gemeinsamkeit zwischen Konservativen und Liberalen; seine Preisgabe aber hat die Kluft, die früher bestand, noch erweitert und vertieft, und wenn früher in den Tagen der ödesten Zentrumsherrschaft noch immer die Hoffnung blieb, sie in gemeinsamer Anstrengung zu zertrümmern, so ist jetzt das Feld der deutschen Hoffnung öde und leer geworden, und weder der Geist Gottes noch der Geist des teutonischen Teufels schwimmt auf dem Wasser.

Für die Sozialdemokraten freilich hat die Situation ein Schwert. Das haben die letzten Nachwahlen bewiesen, die ihnen sogar in der Urheimat des Zentrums eine große Zahl von Adepten zugeführt haben. Sie haben in Leipzig mit kluger Taktik gehandelt, als selbst die Jakobiner den heißen Haß gegen die Männer vom Berge zügelten, als sie den Hofgängern verziehen und selbst für den verlorenen Sohn, für Eduard Bernstein, das Kalb der Nachsicht und der Vergebung schlachteten. Die taktische Rücksicht hat den Vulkan gehindert, Feuer zu speien, und selbst das boshafte Wort von den „zuckersüßen Brüderchen", das der revisionistische Führer, sanft erregt durch Kautskys Uriasbrief an Lafargue, dem Wortschatz des Räubers Schweizer entnahm, um die fraternité der Genossen zu illustrieren, hat an der Pleiße kein grollendes Echo gefunden. Man hat sich gewaltig gestritten, was man getan hätte, wenn es anders gekommen wäre, wie man zu größerem Nutzen und zu höherem Ruhme der Partei sich verhalten mußte, wenn die Erbschaftssteuer das Sieb der dritten Lesung passierte; man hat wohl von Eseleien gesprochen, von purem Unsinn, und das Gefühl der Überflüssigkeit hat den Zorn erweckt, daß man „über solchen Dreck noch reden muß". Aber die Umgangssprache im Jungbrunnenstil von Dresden hat man dennoch zumeist vermieden, und die Abrechnung der Radikalen und Revisionisten ist nicht erfolgt, diese Abrechnung, von der die politischen Phantasten immer noch glauben, daß sie die Zersplitterung der sozialistischen Partei herbeiführen werde. Man hat fröhlich über einen Sieg der Männer um Heine, Frank und Vollmar gejubelt, man sah bereits die Spatzen von den sinkenden Dächern der Revoluzzer fallen; aber man hat hier wie immer vergessen, daß die Instinkte der Masse nicht durch vorsichtige Reden auf den Parteitagen gelenkt werden, und man vergißt immer wieder, daß die Methode der inneren Aushöhlung, wie sie der Revisionismus lehrt, für den Bau der heutigen Gesellschaft weit gefährlicher ist als alles Draufgängertum.

Fürst Bülow hat einst mit Recht davor gewarnt, Fanfaren zu blasen, selbst wenn wirklich einmal „einzelne nüchterne Geister des deutschen Sozialismus eine Rückzugslinie aus der Umsturzromantik auf den Boden einer positiven Reformarbeit finden". Es ist kein Zufall, daß unmittelbar nach dem Leipziger Tage Richard Calwer, der Vertreter des äußersten rechten Flügels, den Staub der Partei von seinen Pantoffeln schüttelte; es ist kein Zufall, weil in der Tat in Leipzig das neue Organisationsstatut dem Geiste noch stärkere Fesseln angelegt, das Dogma noch schärfer präzisiert und so die Geschlossenheit und Stoßkraft der Partei noch kräftiger entwickelt hat als zuvor. Man will nicht die Grenzen öffnen, man will keine Konzessionen an die Persönlichkeit machen; der Individualismus muß, wie Rom es von seinen Anhängern fordert, in der steifen und starren Dogmatik versinken. Das ist nicht revisionistische Weise, das ist die rechte und echte

Digitized by Google

Weise des Jakobinertums, wenn auch zunächst noch die Verbannung aus der Partei die Arbeit der Guillotine ersetzen muß. „Wir erfreuen uns einer algerischen Wirtschaft, aber ohne Dey", so hat Malouet den Zustand freiheitlichen Glückes schon im Jahre 1790 charakteristisch gezeichnet. Man hat in Leipzig Exempel statuiert, man hat einen Mann schimpflich ausgeschlossen, weil er einem bürgerlichen Blatt einen kurzen Bericht über eine Versamlung gab, man hat andere verjagt, die sich nicht willig dem Dogma fügten. Allerdings hat man die Größeren noch geschont, und die Exempel nur an den Kleinen, an den Unbekannten statuiert; aber auch für sie, die Größeren, wurde doch eine harte Mahnung vernehmbar. Sie haben sie alle verstanden; Calwer allein aber hat den letzten Schluß gezogen. Und doch spricht man von einem Siege der Revisionisten, und man ist des Jubels voll!

Gegenwartsfroh ist auch das Zentrum. Herr Schädler hat es verraten, der vor den Tuntenhäuser Bauern die Sturmfahne entrollte. Er hat sein Morgenlied in die Lüfte geschmettert und stolz und froh die nationale Tat gepriesen, die seine Partei vollbrachte, während das liberale Bürgertum von Bassermann bis Payer pflichtvergessen dem Kaiser versagte, was des Kaisers ist. Herr Franz Xaver Schädler gleicht schon äußerlich mit seinem verschlagenen Antlitz und auch in seiner listigen Sophistik ein wenig dem Mephisto, und wenn er vor seinen Tuntenhäusern steht, dann mag es aus seinen Augen sprühen, wie aus den Augen des Schalks, als er den Schüler lehrt: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum." Er hat ja die Nöte des Kaisers gestillt und den Reichskassen neue Füllung verschafft: „Rechnung für Rechnung ist berichtigt, die Wucherklauen sind beschwichtigt, im Himmel kann's nicht heitrer sein." Vor allem nicht heitrer als in Tuntenhausen, wo Herr Schädler als Reichsbannerträger des Zentrums das Panier der Zukunft entfaltet hat, wo er die „bessere patriotische und nationale Gesinnung der Polen" mit hellen Worten rühmte, wo er vor dem früheren „Blockstaatssekretär" die Stange mit dem Jesuitenhute aufgerichtet hat, auf daß Herr v. Bethmann-Hollweg ihm seine Reverenz erweise. Denn das Zentrum, so klingt es leise grollend aber deutlich aus seiner Rede, sei schon mit manchem Kanzler fertig geworden, es hat noch jeden vernichtet, der gegen seinen Stachel zu löcken wagte. Langrächend ist Kriemhilde, kennt ihr nicht ihre Macht? Auch Fürst Bülow mußte erliegen, er mußte sterben und war doch so jung, jung, jung. Herr v. Bethmann-Hollweg möge sich hüten; denn schon hat er, wie es zürnend aus den Wolken von Tuntenhausen klagt, sich mit schwerer Schuld beladen, als er zu Breslau auf dem Katholikentage des interkonfessionellen Zentrums eine polnische Rede verbot, als er gar den Hakatisten den Mut stärkte. Und verdächtig ist er auch deshalb, weil er als Brandenburger kaum imstande sei, den katholischen Volksteil in Deutschland in seinem Denken und in seinem heiligen Fühlen zu verstehen, weil er also weder für den katholischen Strandkorb noch für die Einrichtungen des Friedhofs von Fameck schwärmt, noch an die heilende Kraft des Trierer Wunderrockes glaubt. Er wird nur dann Gnade finden vor Franz Xaver Schädlers segnendem Auge, wenn er den Polen gegenüber „der erfahrungsgemäß verkehrtesten Politik" entsagt und sich zu dem Dogma bekehrt, daß deutsch Beten sündigen heißt.

Das Zentrum droht nicht, es übt keinen Zwang; aber es warnt, und darum weist es auf den verstümmelten Leichnam des Vorgängers hin. Seit den Dezembertagen habe Bülow für das Zentrum gesellschaftlich überhaupt nicht mehr existiert, und was das heißt, das habe er gesehen, als er geschmäht und geschändet von den goldnen Tischen der Götter hinabgestürzt sei in nächtliche Tiefen, aus deren Schlünden jetzt Herrn Schädler und seinen Freunden, gleichwie im Parzenliede, der Atem erstickter Titanen dampft, gleich Opfergerüchen, ein leichtes Gewölke. Fürst Bülow hat es gewagt, gegen das Zentrum zu regieren, er hat sogar von der „antinationalen Arroganz" dieser Partei gesprochen. Nicht in Wirklichkeit zwar, aber doch in der klerikalen Mythologie. Darum hat man ihn geächtet und verfestet; man hat seine Austern und seine Zigarren verschmäht, man hat Acht und Aberacht über ihn verhängt, man hat ihn aus dem Frieden gesetzt und niemand durfte ihn atzen und ihn hausen. „Der Kanzler kann uns sonst was", lächelte Schädler. Fürst Bismarck aber schrieb in seinem Erinnerungsbuch: „Diese Lossagung von allem, was schicklich und ehrlich ist, hängt undeutlich mit dem Gefühle zusammen, daß man im Interesse der Partei, das man dem des Vaterlandes unterschiebt, mit anderem Maße zu messen habe, als im Privatleben, und daß die Gebote der Ehre und Erziehung in Parteikämpfen anders und loser auszulegen seien, als selbst im Kriegsgebrauch gegen ausländische Feinde." Man hat den Fürsten Bülow boykottiert, versemt und verfestet, und in Tuntenhausen erinnert Herr Schädler den Nachfolger daran. Spricht er ohne Zweck? Sicherlich nicht. Und der Zweck ist klar. Auch in der Schonzeit von Hohenfinow darf Herr v. Bethmann-Hollweg, einst der Blockstaatssekretär, nicht vergessen, daß die Maienzeit vorüber ist, und daß er, wenn die Zentrumsmaid lockt: „Büble, wir wollen auße gehe, wollen unsere Lämmer besehe! Komm, liebs Büberle, komm, ich bitt'", nicht antworten darf: „Närrisches Dinterle, ich geh dir holt nit", sondern daß er gehorsam folgen muß, wenn er sich seinen Hausfrieden und sein Amt erhalten will.

In den Tagen der Verdrossenheit ist noch immer die Saat der Genossen aufgegangen, hat

Digitized by Google

der Zentrumsweizen geblüht. Der Block ist zerfallen, der große Pan ist tot, die Sozialdemokratie konzentriert ihre Kräfte, und Herr Xaver Schädler schmettert jubelnd sein Morgenlied in die Lüfte.

Exminister im Reichs- und Landtage.

Von Freiherr v. Zedlitz und Neukirch, M. d. L.

Fürst Bülow hat eine Kandidatur für den Reichstag abgelehnt, Fürst Bismarck von seinem Reichstagsmandate niemals Gebrauch gemacht. Herbert Bismarck hat sich wohl an den Verhandlungen beteiligt und öfter gesprochen, aber eine führende Rolle nicht zu spielen vermocht. Auch der dritte Reichskanzler Fürst Hohenlohe hat dem Reichstage in den beiden ersten Legislaturperioden angehört, ist aber nicht in dem Maße hervorgetreten, wie man nach seinen Leistungen als bayrischer Ministerpräsident erwartet hatte. Ungleich bedeutender war die parlamentarische Stellung und Tätigkeit des früheren württembergischen Ministerpräsidenten Frhrn. v. Varnbühler. Ein sehr kluger Mann mit reichen, volkswirtschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen, hat er namentlich bei dem Übergange vom Freihandel zum gemäßigten Schutzzoll dem Fürsten Bismarck erfolgreich sekundiert, während bekanntlich dessen langjähriger erster Mitarbeiter Delbrück auf Seiten der freihändlerischen Opposition stand. Delbrück hat aber im Reichstage nur eine kurze Gastrolle gegeben. Ebenso die beiden früheren preußischen Minister aus der liberalen Ära v. Bonin und v. Bernuth, die dem ersten deutschen Reichstage angehörten und vermöge ihrer Sachkenntnis und ihrer mittleren politischen Stellung zwischen rechts und links gute Dienste leisteten. In den letzten 25 Jahren hat außer Herbert Bismarck kein früherer preußischer Minister oder Chef eines Reichsamtes im Reichstage mehr gesessen. Miquel trug sich nach dem Abschluß seiner ministeriellen Laufbahn mit dem Gedanken, wieder parlamentarisch tätig zu sein; ob er aber, selbst wenn seine körperliche Kraft nicht erschöpft gewesen wäre, den Plan in die Tat hätte umsetzen wollen oder können, ist doch recht fraglich.

Vor 25 Jahren gehörten auch dem preußischen Abgeordnetenhause frühere preußische Minister an: Falk, Maybach und Herrfurth. Falk und Herrfurth haben sich an den Verhandlungen mehrfach beteiligt. Herrfurths scharfe Opposition gegen die Novelle zum Wahlgesetze von 1893 erregte damals Aufsehen; er zog dieser allerdings recht künstlichen Optierung des Dreiklassensystems sogar das Reichswahlrecht vor. Seine eignen Pläne, deren Ablehnung durch das Staatsministerium den Hauptgrund seines Rücktritts abgab, gingen allerdings nicht soweit. Er wollte die in der Verfassung vorgesehene, endgiltige Ordnung des Wahlrechts auf der Grundlage vornehmen, daß das ursprünglich vorhandene Verhältnis der Zahlen der Wähler der ersten, zweiten und dritten Wählerklasse wiederhergestellt und dauernd gesichert würde. Alle drei Minister verzichteten aber auf Wiederwahl. Nur der frühere Finanzminister Hobrecht gehört seit beinah einem Menschenalter ununterbrochen dem Abgeordnetenhause an. Er ist auch der einzige Exminister, der als Parteimann sich hervorgetan hat. Hobrecht leitet noch immer die nationalliberale Partei, wenn naturgemäß auch jüngere Kräfte mehr und mehr hervortreten.

Wenn so im Reichstage oder Abgeordnetenhause früher Reichskanzler und Minister mit wenigen Ausnahmen nur vorübergehende Erscheinungen ohne allzu große Bedeutung waren, ist dies im Herrenhause anders. Der ehemalige Ministerpräsident und Minister des Innern Graf Botho Eulenburg ist seit Jahren eines der einflußreichsten Mitglieder dieses Hauses, und auch die Staatsminister Frhr. v. Lucius und v. Studt erfreuen sich beträchtlichen Ansehens. Ja, Herr v. Studt, dessen rednerische Leistungen im Abgeordnetenhause überaus schwach waren, scheint in dem andern Hause sogar beredt geworden zu sein.

Da Fürst Bülow als Vertreter der Familie Bülow Mitglied des Herrenhauses ist, bietet ihm dieses den erforderlichen Resonanzboden, wenn er wünschen sollte, in Fragen der Politik mitzusprechen. Auch dazu würde er also eines Reichstagsmandats gar nicht bedürfen. Es ist daher sehr erklärlich, daß er eine Kandidatur für den Reichstag ablehnte, selbst wenn sie sichrere Aussichten böte als die für das ja noch nicht einmal erledigte Schacksche Mandat.

Wie die Erfahrung lehrt, fühlen sich die früheren Minister in der Volksvertretung nicht recht an ihrem Platze. Das Parteigetriebe, das in dieser herrscht, liegt ihnen nicht mehr, das Amtsgeheimnis beengt sie; gewohnt, zu entscheiden und zu befehlen, behagt es ihnen wenig, nur einer von Hunderten gleichgestellter Abgeordneter zu sein. Diesen Schattenseiten parlamentarischer Tätigkeit steht nicht, wie in parlamentarisch regierten Staaten, ausgleichend die Aussicht gegenüber, sich durch solche Tätigkeit wieder den Weg zur Macht zu eröffnen. Es ist daher kein Zufall, daß die Zeiten, da Männer nach ihrem Scheiden aus einer Ministerstellung in größerer Zahl ein Mandat für den Reichstag oder das Abgeordnetenhaus erstrebten, weit hinter uns liegen, und daß seit langem diese Exminister nur noch im Herrenhause zu finden sind. Fürst Bülow scheint darin gleichfalls nicht Wandel schaffen zu wollen.

Digitized by Google

Berlin.

Von Ernst Schur (Gr. Lichterfelde).

Was ist Berlin? Die ehrliche Antwort müßte lauten: nicht viel mehr als ein Nichts; Möglichkeiten. Ich wundere mich, wenn man immer wieder versucht, diese Stadt in die Reihe kunsthistorisch bedeutsamer Stätten einzuschmuggeln, wie es sich immer wieder bei der Publikation solcher Werke zeigt, die dann mit Mühe und Not historisches und sozusagen auch künstlerisches Material zusammentragen.

Nein, Berlin ist ein Novum, etwas Vergangenheitsloses, etwas, das die Brücken hinter sich abgebrochen hat. Ist es wirklich von Bedeutung, daß wir da am Wasser einige alte Gassen haben. Hat das irgendwelche Beziehung zu uns, zu unserm Wesen, zu unsrer Entwicklung? Niemand wird das behaupten können. Und die spärlichen Bauwerke, die wirklich Schöpfungen sind, reichen sie wirklich aus, uns einen Begriff von dem zu geben, was die Stadt bedeutet? Es sind ebenfalls Reste; Reste aus der Zeit, da Berlin die bürgerliche Kultur einer wohltemperierten Kleinstadt besaß. Reste, die uns schmerzlich empfinden lassen, daß (wie bei Schinkel) Ansätze zu der Möglichkeit, eine moderne Großstadtarchitektur, ernst, sachlich, schlicht, mit großzügigen Verhältnissen, zu schaffen vorhanden waren, daß aber ein falscher Wille das Monumentale in das Bombastische übertreibt und an die Stelle der Schönheit die Masse, die Anzahl, die Quantität setzt.

Nein, was wir jetzt in Berlin haben, das trägt wirklich nicht Großstadtcharakter. Es kennzeichnet sich als Nachwirkung von Bestrebungen, die zu Ludwigs XIV. Zeiten galten, die damals alle Höfe beeinflußten. Es ist also, so herrscherlich es sich gebärdet, Imitation. Imitation dritten Grades.

Ist es ein Wunder, wenn diese Stadt nicht gedeiht, die an ihrer Vergangenheit keinen Halt besitzt und an der die maßgebenden Faktoren so andauernd bemüht sind, ihr Falsches anzuflicken, ihr ein Kleid anzuziehen, gegen das sie sich innerlich sträuben muß, weil es ihrem Wesen fremd ist, sich auffällig zu putzen und einherzustolzieren wie ein Bramarbas. Das Wesen dieser Stadt, soweit es auf Tradition beruht, ist bescheiden, sachlich, schlicht. Kleinstadtcharakter hat es, der nun infolge einer zu schnellen Entwicklung in Renommisterei überschlägt. Berlin macht die Flegeljahre seiner Entwicklung durch. Das Kleid ist ihm noch zu groß, es ist noch nicht hineingewachsen; es beherrscht seine Gliedmaßen noch nicht, und es übertreibt gern in der Gebärde.

Dennoch aber ahnt man hinter dieser Gebärde die Kraft. Denn das ist eben das Eigentümliche, daß man ruhig sagen kann, diese Stadt hat keine Kultur und keine Vergangenheit gehabt, und daß das ihr nichts schadet. Man sagt es, weil man damit ihr Wesen trifft und damit Hoffnung ausdrückt. Sobald es ein Deutsches Reich gab und Berlin die Rolle der Hauptstadt übernehmen mußte, setzte eine Entwicklung ein, die unaufhaltsam ist und die sich ihren Charakter prägen wird, allen Widerständen zum Trotz. Jeder, der offenen Sinnes diese Stadt erlebt, spürt diesen herben, zähen Willen, spürt dieses Unaufhaltsame, Rastlose, das diesen sich dehnenden Organismus beinahe fieberhaft erregt. Hier ist die Zukunft, das ist die Melodie, die der, der sie zu hören weiß, heraushört aus den Tumulten des Tages. Das ist das Hinreißende dieser Stadt, der neue Charakter, den man an allen Erscheinungen spürt. Dagegen sind alle anderen Städte im Rückstand, und ihre Anklagen und Vorwürfe bestätigen nur den Expansionsdrang, die Kraft dieses neuen Eroberers, der da mit einem Mal, mit noch undisziplinierten Kräften, auf den Plan getreten ist. Und hier ist der Punkt, von wo aus seine Kulturlosigkeit, der Vergangenheitsmangel fruchtbar werden kann. Andere Städte leiden an ihren Vergangenheitswerten und schleppen schwer daran, sie können sich von den eigenen Gespenstern nicht befreien und sowie sie zu einer bedeutsamen Geste sich aufraffen, fallen sie in die Sprache des Vergangenen zurück.

So sehr man also bekennen muß, daß die offizielle Berliner Kunst den Charakter dieser Stadt nicht trifft, so empfindet man doch: der Atem der Zukunft ist auch in diesen Äußerungen. Der Rhythmus dieses intensiven Lebens ist wohl hier zu bemerken, wenn ihm auch die Disziplin mangelt. Dies ist das Bedauerliche, daß Wille und Wissen, Temperament und Können sich hier nicht decken und mit sicherem Instinkt immer das gewählt wird, was dem Wesen dieser Stadt und seiner neuen Bedeutung zuwiderläuft. Aber die Wucht dieses Willens könnte Wunder wirken, wenn Geschmack und Intelligenz durch die moderne Entwicklung hindurchgegangen wären.

Daß das nicht der Fall ist, liegt nicht allein an der Person, sondern noch viel stärker in den Verhältnissen. Die Kultur der Zukunft geht nicht vom Hof und nicht von einem Herrscher aus. Früher war das die einzige Möglichkeit, und der Herrscher war die Sonne. Einfach, weil gewohntermaßen die Kräfte hier zusammenströmten und die Mittel sich hier anhäuften. Aber wir haben schon in jenen früheren Jahrhunderten Zentren, die, unabhängig vom Herrscher, sich ihre Kultur schufen, einfach, weil auch hier die Mittel zur Verfügung standen. Nürnberg, die Städte der Hansa; wenn wir diese Städte nennen, denken wir an eine bürgerliche Kultur aus eigener Kraft.

Darum empfinden wir es jetzt, wo die wirtschaftliche Entwicklung alle Schranken und Trennungen entfernt, daß die Kultur des Herrschertums

Digitized by Google

nicht mehr neue Werte schaffen kann; ihr Gesicht ist rückwärts gewandt. Sie lebt von den Erinnerungen; sie muß es, will sie sich nicht selbst dementieren.

Die neue Kultur ist eine Kultur des Bürgertums. Hier finden wir jenen Reichtum neuer Möglichkeiten, der den Schaffenden begeistert und ihn immer wieder anregt zur Tätigkeit, zu erneuten Versuchen. An der Spitze einer solchen Stadt müßte eine Behörde stehen, die ihre Mission begriffen hat, die ihr Machtgefühl empfindet und die vor allem, was Kunst, Architektur anlangt, so sicher im neuen Geschmack geschult wäre, daß sie instinktiv die richtigen Künstler an die geeignetsten Stellen beriefe. Dann würde es gelingen, in Werken die Monumentalität dieses neuen Gemeinwillens zu prägen. Es ergibt sich aber das merkwürdige und beschämende Schauspiel, daß man an den entscheidenden Stellen gänzlich unorientiert ist und nicht weiß, wohin die Zeit drängt. Es müßte eine Lust sein, in solchem Gemeinwesen zu schaffen; aber nun ereignet es sich, daß die Künstler abseits stehen, die besten Kräfte verpuffen. Von einem Herrscher wird kein Einsichtiger verlangen, daß er der neuen Kultur die Wege ebne. Es ist ehrlichstes Empfinden, wenn er ihr entgegenarbeitet. Er betont sich damit und er würde der Opposition in die Hände arbeiten. Die neue Kultur ist, wie gesagt, die Kultur des Bürgertums und sie wird sich erst dann durchsetzen, wenn sie sich dieser Bedeutung bewußt wird. Wenn wir dabei auf das moderne Kunstgewerbe exemplifizieren — aus welchem Grunde sollte ein Herrscher sich ein anderes Wohnmilieu wünschen? Er hat alles, wie es ist, mit seinem Geist durchdrungen, er hat seinen Stil geprägt, und es gehört zu seinem Ichgefühl, daß er darin sich wohl fühlt. So machtvoll ist diese Geste, daß noch jetzt das Bürgertum sich befleißigt, sie im Kleinen zu imitieren, woraus die Komik entspringt.

Vorderhand also wissen nur die Künstler, daß sich ein neuer Stil vorbereitet. Mit ihnen ein kleiner, allerdings stetig wachsender Kreis der Gebildeten. So müssen von Anfang an alle Wege neu beschritten werden. Die Kultur des Bürgertums ist einmal die Kultur der Massen und dann die Kultur der Einzelnen, der Intelligenzen. Wo die erste versagt, bleibt die andere als Rückhalt. Es bildet sich das Gefühl für ein neues, selbstsicheres Menschentum. Es bildet sich auch das Gefühl für Differenzierungen, für Stände innerhalb dieses Ganzen, das alle umfaßt; auch das Gefühl, daß Reichtum verpflichtet. Mag der Einzelne aus Demonstrationssucht, um sich andern gegenüber abzusondern, das Neue wählen, die Entwicklung gebraucht alle Mittel, um sich durchzusetzen.

So werden wir eines Tages vor vollendeten Tatsachen stehen und erstaunt sein, wie mannigfaltig sich dieser neue Wille dokumentierte. Und dann wird sich zeigen, daß gerade die Kulturlosigkeit die Voraussetzung war, daß der Mangel einer Tradition die Sehnsucht, ihn zu schaffen, weckte. Berlin ist deshalb die Stadt der Hoffnungen, weil es den Ehrgeiz und den Machtwillen der Nichtbesitzenden hat. Man ahnt, bis zu welcher Monumentalität diese Stadt vordringen kann, wenn sie sich ihrer Kraft einmal bewußt wird und wenn die noch vereinzelten Bestrebungen der Künstler wie des kulturell gebildeten Teiles des Publikums so weit vorgeschritten sind, daß sowohl die maßgebenden Behörden wie die Massen nicht umhin können, mitzumarschieren.

Mädchenlied.

Von **Alfred Richard Meyer** (Berlin).

Herzlich lieb hat mich das Leben,
Daß es mich so froh befruchtet.
Segen, der auf andern wuchtet,
Hat mir Heiterkeit gegeben.
Herzlich lieb hat mich das Leben.

Selig harre ich der Ernte,
Und der Abend, der besternte,
Küßt mich licht und leicht und linder.
Tausend Sterne, tausend Kinder!
Selig harre ich der Ernte.

Magallan.

Von **Karl Hans Strobl** (Brünn).

II.

Aus der geheimnisvollen Inselwelt, noch weit jenseits der Halbinsel Malakka, kommt ein Brief. Francisco Serrao hat ihn geschrieben, Magallans Freund, und er berichtet nichts Geringeres, als daß die Molukken erreicht seien, die Gewürzinseln, das eigentliche Ziel aller Entdeckungen, das Land, wo die Quellen unermeßlichen Reichtums sind. Serrao erzählt Wunder über Wunder, er ist auf den Inseln zurückgeblieben, um sie für den König Portugals zu hüten, der seine Hand auf sie gelegt hat.

Für diesen König Portugals, der Magallan beschimpft, indem er ihn zurücksetzt, anstatt ihn zu erhöhen!

Wenn es aber wahr ist, was Serrao schreibt, daß diese Inseln soweit von Indien entfernt seien, dann könnte es auch sein, daß der König von Portugal gar kein Recht hätte, seine Hand auf sie zu legen. Hat nicht der Papst Alexander VI. die Erde zwischen Portugal und Spanien geteilt, so daß der Meridian, der 370 Leguas westlich von

Digitized by Google

den kapverdischen Inseln um die Erde geht, die Grenze bilden sollte? Alle neuen Länder östlich von diesem Meridian sollten der Krone Portugals, alle Länder westlich von ihm Spanien gehören. Wenn also die Molukken so weit von Indien entfernt waren, dann lagen sie auch sicher schon in der spanischen Hälfte der Erde.

Es gilt für Spanien, einen westlichen Weg zu diesen Inseln zu finden. Magallan fühlt sich als den richtigen Mann für diese Tat. Das ist zugleich seine Rache an seinem König. Magallan tritt öffentlich aus dem portugiesischen Untertanenverband aus, er verläßt sein Vaterland, wirft seine Vergangenheit hinter sich, um ganz von neuem anzufangen und aus Fernao de Magalhaes wird Fernando de Magallanes, ein ebenso guter Spanier, wie er vorher Portugiese gewesen war.

Nun gilt es noch, sich das Vertrauen des Königs zu erringen und ihn für den unerhörten Plan zu gewinnen. Darauf arbeitet Magallan rastlos hin, er eröffnet seinen Freunden von seinen Absichten so viel, als er für nötig hält, um sie sich ganz dienstbar zu machen. Dabei bedarf es ungemeiner Zähigkeit und Ausdauer. Denn obwohl ihm einige Umstände günstig sind, obwohl er Fürsprecher findet, die sich für ihn einsetzen, weil sie für sich materielle Vorteile erhoffen, gibt es genug Hindernisse. Zunächst der immerwährende Geldmangel der spanischen Krone, die bei allen reichen Einkünften niemals größere Summen zur Verfügung hatte. Dann aber auch politische Intrigen, die vom portugiesischen Gesandten angezettelt werden. Der König des Nachbarreiches hat nun, allerdings zu spät für Portugal, die ungeheure Bedeutung der Pläne Magallans erkannt und bemüht sich nun nach Kräften, sie zu vereiteln.

Ein neues vortreffliches Werk: „Die erste Erdumseglung durch Fernando de Magallanes“ von O. Koelliker (Verlag von R. Piper in München) hat die Quellen zur Geschichte dieser großen Unternehmung erschlossen. In den Archiven und Bibliotheken Italiens, Spaniens und Portugals hat der Verfasser die Urkunden und alten Handschriften durchforscht und hat aus ihnen ein Bild der Tat und ihrer Umstände gegeben und das Material für ein Porträt Magallans vorbereitet. Die dort zum Abdruck gebrachten Aufzeichnungen der Teilnehmer an der Erdumseglung, vor allem das Tagebuch Pigafettas berichten dann über den weiteren Verlauf der Expedition.

Aus diesen Urkunden geht hervor, daß Portugal nach verschiedenen andren Versuchen zuletzt zu dem stets wirksamen Mittel gegriffen hat, das nationale Mißtrauen zu erwecken. Ist denn Magallan nicht schließlich doch Portugiese? Und kann sich jemand so ganz seiner Nationalität entäußern, bleibt nicht immer ein Rest von Anhänglichkeit an die Heimat? Das wird durch geschickte Helfer den selbstbewußten Granden zu Ohren gebracht. Scheelsüchtige Blicke verfolgen von nun an den eifrigen Fremdling, den neugebacknen Spanier und überwachen jeden seiner Schritte. Im Hafen von San Lucar wird ein Volksaufstand erregt, weil Magallan angeblich auf einem seiner Schiffe die portugiesische Flagge aufgezogen hat.

Aber Magallan bleibt fest. Mit der Hand auf dem schön bemalten Globus, auf dem aber das Gebiet der ihm angeblich bekannten Durchfahrt nicht ausgeführt ist — ein treffliches Mittel, um das Wesentliche seines Planes vor Verrat zu schützen, aber nicht minder trefflich, um seine eigne Ungewißheit zu verschleiern — besteht er auf der Erfüllung der königlichen Versprechungen. Ruy Faleiros Berechnungen ergänzen Magallans geographische Behauptungen. Jedes Mittel ist ihm willkommen. Bestechung, List, Grobheit, Schmeichelei und auch ein wenig Betrug. Duarte Barbosa hat eine Beschreibung der indischen Inselwelt gegeben, die Magallans Entwürfe zu unterstützen scheint. Magallan übersetzt sie ins Spanische und schreibt seinen Namen darüber, als ob sie von ihm stammte.

Endlich ist Magallans Sieg entschieden.

Am 20. September 1519 sticht seine Flotte in See. Es sind fünf Schiffe, und Magallan führt das Flaggschiff „Trinidad“.

Magallans Aufenthalt in Indien gibt nur die Exposition seines Lebensdramas, der Aufenthalt am spanischen Hof und die Vorbereitung der Fahrt verstricken ihn in die Wirrnis kleinlicher Kämpfe und Ränke, aber nun — in der seligen Zuversicht seiner Tat entfalten sich alle Eigenschaften seiner Persönlichkeit zu voller Wirksamkeit. Die ganze Brutalität seiner Größe, das Übermenschliche seiner Willenskraft, seine Klugheit und Besonnenheit, seine Rücksichtslosigkeit und Herrschsucht, sein Mut und Übermut.

Bereits am 3. Oktober kommt es zu einem ersten Zusammenstoß zwischen Magallan und seinen Offizieren. Es entsteht eine Meinungsverschiedenheit über den Kurs. Juan de Cartagena, der als königlicher Generalinspektor der Flotte Magallan beigeordnet ist, widerspricht seinen Anordnungen. Zuletzt entscheidet Magallans Befehl. Das verstärkt nur noch die Abneigung der mißtrauischen Spanier gegen ihren Führer. Magallan ist durch seinen Schwiegervater Diego Barbosa gewarnt. Er weiß, daß seine Kapitäne entschlossen sind, ihn zu töten, wenn er sie beleidigen sollte. Aber auch er hat seinen festen Entschluß gefaßt, die Widerspenstigen entweder zu unterwerfen oder zu beseitigen. Bald bricht der offene Kampf aus. Magallan segelt längs der südamerikanischen Küste und sucht die Durchfahrt. Er hat keine Ahnung, wo sie zu finden ist, das erhellt aus seinen mehrfachen vergeblichen Versuchen. Jede größere Bucht, jede Flußmündung hält er für ihren Beginn. Am 31. März 1520 geht die Flotte in der Bai von San Julian vor Anker. Hier soll überwintert

Digitized by Google

werden. Das erregt den lebhaften Unwillen der Mannschaft und der Offiziere. Sie fordern ihn auf, umzukehren und sie bei seinem wahnwitzigen Unternehmen nicht alle in den Tod zu jagen. Die Gelegenheit zu einer Empörung ist günstig. Drei Schiffe meutern. Aber Magallan schlägt mit eiserner Faust zu. Er läßt den einen der Kapitäne, Luis de Mendoza, meuchlings ermorden, greift die anderen mit Waffengewalt an, entert das Schiff Quesadas, die „S. Antonio“ und zwingt Juan de Cartagena zur Übergabe. Quesada wird enthauptet, Juan de Cartagena und ein Priester, der in die Verschwörung verwickelt ist, an der öden Küste Patagoniens ausgesetzt. In einem Zuge offenbart sich die Unerbittlichkeit des Führers so deutlich, daß es keiner weiteren Belege mehr bedarf. Diese Aussetzung geschieht nicht etwa sogleich, im ersten Ingrimm der Rache, in einem Aufwallen des Zornes über den Ungehorsam, sondern mit voller und kühler Überlegung. Das Urteil wird erst nach mehr als 4 Monaten zur Ausführung gebracht, am 11. August 1520, bevor die Schiffe aus dem Winterlager absegeln.

Etwa zwei Monate nach dem Aufbruch der Flotte aus der Bai S. Julian kommt Magallan an das Vorgebirge der 11 000 Jungfrauen. Hier zieht sich eine schmale Bucht ins Land. Die Mannschaft ist überzeugt, daß die gesuchte Durchfahrt auch hier nicht zu finden ist. Ein portugiesischer Pilot kehrt mit der Nachricht zurück, daß die Bucht nach Westen geschlossen sei. Aber Magallan gibt sich nicht so leicht überwunden. Er sendet noch einmal zwei Schiffe ab. Erst nach zwei Tagen, nach einem schrecklichen Sturm, kehren diese zurück. Man hat Kanäle gefunden, Buchten, die sich immer weiter ins Land hineinziehen und Fortsetzungen zu versprechen scheinen.

Man befindet sich im Eingang der Durchfahrt.

Mit drei Schiffen kommt Magallan in den stillen Ozean. Eines ist schon früher in einem Sturm untergegangen, ein anderes vor der Meeresstraße desertiert. Vierzig Tage lang nichts als Wasser und Himmel. Ruhige See, unendliche Meereswüste, nirgends eine Spur von Land. In den Nächten glänzt das südliche Kreuz über den Masten. Die Nahrungsmittel und das Wasser werden knapp. Aber die Mannschaft ist nun so im Bann eines überlegenen Willens, daß keiner zu murren wagt. Endlich am 24. Januar 1521 eine erste Insel. Dann wieder Stückchen in der Unendlichkeit verlorenen Landes da und dort. Aber nirgends Menschen, von denen man frische Nahrung erhandeln könnte. Auf den Ladronen lebt ein solches Diebsgesindel, daß man schleunigst wieder weiter muß. Erst auf den Philippinen bekommt man Kokosnüsse, Reis, Hühner und Fische, Schweinefleisch und Palmwein.

Außer der Besorgung der notwendigsten Lebensmittel liegen Magallan vor allem zwei Dinge am Herzen: Nachrichten über die Molukken einzuholen und die „Kaffern“, d. i. Heiden, zum Christentum zu bekehren. In beiden Richtungen hat er Erfolge. Die Eingeborenen wissen von Inseln, die gar nicht weit entfernt liegen, wo man Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer und Muskatnüsse im Überfluß haben könne. Und sie nehmen ohne viel Sträuben das Christentum an, als fröhliche und unbefangene Kinder, denen man ein neues Spielzeug schenkt.

Magallans Bekehrungseifer hat nichts Düsteres und Fanatisches. Sein Christentum ist nur wie ein Kleid, etwas Äußerliches, eine Seite seines Rittertums. Und zugleich eine Brücke, um diese neuentdeckten Länder mit Spanien zu verbinden. Er wendet ohne Bedenken Gewalt auch gegen Priester an und unterwirft sie seinem Willen. Hat er doch auch einen Kaplan an der patagonischen Küste dem sicheren Untergang preisgegeben. Aber dafür tauft er, wo und wie er kann, Einzelne und ganze Volksmassen, er erklärt ihnen die Geheimnisse der Religion durch seinen indischen Diener, der ihm von Sumatra nach Portugal gefolgt und nun um das ganze Rund der Erde wieder in jene Welt zurückgekehrt ist, wo man die malaiische Sprache versteht. Er richtet Kreuze auf, besprengt das Volk mit geweihtem Wasser und läßt Messen lesen. Diese Bekehrungen dienen ihm gewiß zu keinem anderen Zweck, als um ein Gewissensband zu haben, das die Eingeborenen jenen Verträgen, die er im Namen des Königs von Spanien mit ihnen abschließt, verpflichten soll. Denn Magallans einzige Religion, der eine Pol seines Wesens ist seine Ehre. Er hat dem König sein Wort verpfändet, die Molukken zu entdecken und für ihn zu gewinnen. Und dieses Wort will er halten.

Mit gleicher Stärke treibt ihn seine Habsucht diesem Ziel entgegen. Aber diese Habsucht hat eine heroische Größe und nichts mit der zitternden Gier der Cortez und Pizarro gemein. Er hatte sich ein nicht unbedeutendes Gehalt ausbedungen und für den Fall des Gelingens große kaufmännische Vorteile zusichern lassen. Unermeßliche Schätze waren für ihn im Schoße der Zukunft aufgespeichert, vielleicht dachte er an ein Vizekönigtum über die Molukken. Aber die Klugheit des Kaufmanns gebot ihm Vorsicht. Überall auf diesen glücklichen Inseln findet man in den Händen der Eingeborenen Gefäße und Waffen aus Gold. Es gilt ihnen geringer als Eisen und Kupfer. Aber Magallan verbietet den Matrosen bei Todesstrafe, besondere Begierde nach diesen Dingen zu zeigen. Die Insulaner sollen den Wert dieses Metalles nicht kennen lernen. Sie sollen es immer so leicht und billig hergeben wie jetzt.

Am 7. April 1521 landet Magallan auf der Insel Zebu, wo ein mächtiger König herrscht. Ein Freundschaftsbündnis wird geschlossen, Handelsverkehr eingeleitet, bald folgt auch die Be-

Digitized by Google

kehrung zum Christentum und, durch diese eingeleitet, die Unterweisung der Eingeborenen. Der König von Zebu schwört, Kaiser Karl V. treu und gehorsam zu sein. Und nun will Magallan den neuen Vasallen auch zeigen, wie groß die Macht des Herrschers ist, dem er geschworen hat. Sein ritterlicher Übermut reckt sich empor. Da ist die kleine Insel Matan, deren Häuptlinge mit dem König von Zebu in Fehde leben. Nun soll als warnendes Beispiel gezeigt werden, wie der König von Spanien seine Feinde niederwirft. Was Cortes in Mexiko vermocht hat, vermag auch Magallan. Mit sechzig Mann zieht er gegen den Feind. Fünfzehnhundert Insulaner stehen ihm gegenüber. Draußen vor der Küste liegen die Kähne des Königs von Zebu mit tausend Mann. Aber Magallan läßt ihm sagen, daß er seiner nicht bedarf.

Die streitbaren Wilden aber sind furchtbarer, als der Generalkapitän erwartet haben mag. Ihr Angriff erfolgt von drei Seiten, mit solcher Wucht, ungeachtet der Kugeln und Armbrustschüsse, daß sich die Spanier zurückziehen müssen. Im Wasser wird weiter gekämpft. Magallan wird verwundet, am Bein, im Gesicht, am rechten Arm, seine Leute werden zurückgedrängt, er wird umringt und niedergemacht. — „So kam der um, der unser treuer Führer, unser Licht, unsre Stütze war," schreibt Pigafetta.

Wie groß die Macht seiner Persönlichkeit war, beweisen die nachfolgenden Ereignisse. Was er aufgebaut hat, zerfällt sogleich nach seinem Tod. Der König von Zebu, der treue Vasall Spaniens, übt Verrat und macht einige Tage später fünfundzwanzig Mann bei einem Gastmahl nieder. Der indische Diener Magallans, der bisher die besten Dienste geleistet hat, geht zu den Feinden über. Den Spaniern bleibt nichts übrig, als schleunig abzusegeln.

Aber doch ist Magallans Geist in seinen Leuten so mächtig, daß sie nicht mehr kleinmütig zu werden vermögen und trotz aller Gefahren die große Unternehmung zu Ende bringen. Wie überragend der Eindruck war, den Magallan in ihnen hinterließ, geht aus Pigafettas Worten hervor: „Magallans Ruhm wird jedoch seinen Tod überleben. Er war mit allen Tugenden geschmückt; mitten in der größten Gefahr bewies er eine unerschütterliche Standhaftigkeit; auf dem Meer unterwarf er sich selbst größeren Beschränkungen als die Mannschaft. Er besaß eine genauere Kenntnis der Seekarten und der Schiffahrtskunst als irgend ein Mensch auf Erden. Daß dies der Fall war, geht klar daraus hervor, daß kein anderer soviel Geist und Wagemut besaß, um die Erde zu umsegeln, wie er dies beinahe vollführt hatte."

Über Stil im Schreiben.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Unter Stil versteht man Einheit, das ist Gesetzmäßigkeit. Aber wir dürfen uns dabei nicht von dem Worte Gesetz verführen lassen — wie überhaupt nicht von Worten; das wollen wir den Stillosen, den Literaten überlassen, sie haben ja nichts anders als die Worte, diese wahrhaft Hablosen — denn das Wort Gesetz bezeichnet etwas Äußerliches, ein Gebot, das auferlegt ist; jenes Gesetzmäßige aber entspricht einem Innerlichen, das sich, wie die Seele, nicht irgendwo fassen und halten läßt, sondern sich nur bestätigt als ein Wirkliches, ein Ens, wobei auch der Hinweis auf das schon im Sprachlichen sich kennzeichnende „Innen"tum des „Ens" nicht versäumt werden soll. Stil ist sich bestätigendes Gesetzmäßiges. Was uns am Stillosen in der jedem wahrhaft Ästhetischen wohlvertrauten Weise so beunruhigt, peinigt, ist eben das unbegründet Willkürliche, das Zusammenhanglose, gleichsam Kern- und Keimlose, das ist Grundlose des irgendwo Beginnenden, irgendwo Endenden. Stil endigt nicht, Stil ist in sich selbst beschlossen, lückenlos. Stil ist nicht Ausdruck für irgend etwas, sondern Äußerung, die nur Eindruck ist.

Stil ist auch nicht Persönlichkeit. Persönlichkeit muß sich im Stil äußern. Aber Stil ist nicht ein Schlüssel zu irgend einem bestimmten Schlüsselloch. Ich meine, es gibt persönlichen Stil. Stil ist überhaupt nicht denkbar ohne Persönlichkeit. Aber das Wesenhafte am Stil ist nicht die Persönlichkeit, die Farbe gleichsam, die wie die Farben der Fontaine lumineuse zwar das Wasser zeigen, aber nicht das Wasser sind. Stil ist in diesem Beispiel das Wasser, das Elementare des Wassers, nicht seine so oder so durch Röhren geleitete und sich in Form flüchtig zeigende Gegenwart, sondern sein Sein. Es ist Stil denkbar auch im Dunkeln, auch verschlossen, noch nicht aus der Röhre in die Form fließend. Aber eines ist sicher: Stil erscheint nur in Form. Stil ist wohl immer da, sobald er nur möglich ist; aber sobald er wirklich wird, erscheint, ist er auch bloß Form, und wenn man will, auch Farbe. Denn ohne Farbe — das ist Licht — wäre er gar nicht sichtbar. Aber „denkbar" ist Stil auch im Chaos des Elementaren, in seinem eignen Dunkel, „über sich allein".

Das Geheimnis des Stils ist Selbstverständlichkeit. Alles Selbstverständliche hat, erscheinend, Form. Denn Form ist nichts als gesetzmäßige Äußerung, Aus-sich-selbst-Herauskommen. Aus „sich", das heißt aus dem mathematischen Mittelpunkte, der aller Wirklichkeit Träger, Anfang und Ende ist, das ist ebenso Anfangs- und Endlosigkeit.

Stil ist Unendlichkeit im Durchgang durch die Form. Und da wir nur die Form erfassen, das Unendliche nur fühlen (wissen, daß es da ist), so

Digitized by Google

ist Stil etwas sich selbst immer wieder Formendes, sich selbst Verwirklichendes. Ja, Stil verwirklicht sich immer wieder selbst, wie Wasser sich immer wieder selbst verwirklicht, und eigentlich nur in seiner Idee wahrhaftig — transzendental existiert. Stil ist die einzig gerechte Art der Verwirklichung des Gesetzes. Es gibt keinen annähernden Stil. Stil kann sich nicht anders als vollkommen entsprechen. Es gibt kein Beinahe. Vom Beinahe leben die Literaten. Es ist das Verächtliche an Literaten, daß sie immer nur beinahe, eben noch und schon vorbei sind, nie wirklich im Sinne der Sicherheit. Ich möchte es so ausdrücken: Stil ist seiner so gewiß, daß er sich nicht erst zu manifestieren braucht. Wie Wasser, das auch nicht erst aufgegraben und in Röhren geleitet werden muß, um da zu sein. Wo Wasser ist, noch so verborgen, ist Wasserfühlenden gewiß. Wo Stil ist, ist Stilempfinden gewiß. Äußerung ist da eigentlich schon eine Demonstration. Ganz großer Stil verschmäht sogar, entdeckt zu werden. Er beruht in sich, wie Gott in sich beruht und es verschmäht, entdeckt zu werden. Freilich, wer Gott hat, weiß nichts mehr davon, daß er ihn einmal entdeckt hat. Und wer Stil „hat", zu erfassen weiß, kann überhaupt nicht mehr anders, als unter Stillosem zu leiden. Deshalb leidet der ästhetische Mensch so entsetzlich unter dieser Zeit.

Und nun Stil im Schreiben. Ich fasse es kaum, was heute überhaupt unter der Marke Stil gängig ist. Fast alles, was heute, zumal im Deutschen, geschrieben wird, ist völlig stillos, wie Adam nach dem Sündenfall um das Beste gebracht war, was ihm Gott gegeben hatte, die Unbewußtheit. Alles, was heute den sogenannten Urteilern Stil dünkt, ist armseliges Surrogat, ein Versuch. Stil ist nie Versuch, sondern Sicherheit. Ich möchte einige Beispiele nennen, ohne mich weiter bei Erklärungen aufzuhalten. Stil im Schreiben ist Mörike, der Lyriker, ist Jeremias Gotthelf, der Erzähler, ist August Wilhelm Schlegel, der Kritiker, ist Krüger, der Maler, Mozart, der Musiker. Stil ist nicht etwa bloß Naivetät, Gegenwart. Aber Stil ist sicherlich nicht ohne die Gnade der „Ahnung".

Goethe aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt.

Eine Feststellung. Von **Ignaz Ježower** (Berlin).

Im Brief vom 20. Juli 1817 zeigt Byron aus Venedig seinem Verleger John Murray die Vollendung des vierten und letzten Gesanges von „Childe Harold's pilgrimage" an und teilt ihm mit, daß die Anmerkungen für diesen Gesang zahlreicher als die für den dritten sein würden, da der vierte Gesang: „mehr von den Werken der Kunst als der Natur handelt".

Die Anmerkungen — wenige der kürzesten ausgenommen — hat Hobhouse beigesteuert.

Byron schreibt am 4. September an Murray: „Die Anmerkungen sind sehr zahlreich und größtenteils von Herrn Hobhouses Hand, der sich große Mühe damit gegeben hat". Und in der Widmung des Gesanges an Hobhouse, in der Byron den Freund als einen Mann „von Gelehrsamkeit, Talent, Ausdauer und Ehre" feiert, dankt er ihm öffentlich für seine Anmerkungen, die den Text erläutern.

Die Anmerkung Hobhouses zu den Anfangszeilen der dritten Stanze wollen wir zum Gegenstand der Untersuchung machen, um einen merkwürdigen Fehler, den die Anmerkung enthält, festzustellen und zu berichtigen.

Die dritte Stanze des vierten Gesanges von „Childe Harold" beginnt:

> In Venice Tasso's echoes are no more,
> And silent rows the songless Gondolier;
> (Verstummt sind in Venedig Tassos Lieder,
> Still und gesanglos schwimmt der Gondelier;)

Hobhouse führt in einer längeren Anmerkung folgendes dazu aus: Seitdem Venedig die politische Selbständigkeit verloren habe, sei der wohlbekannte Gesang der Gondoliere verstummt. In früheren Zeiten hätten die Gondoliere Stanzen aus Tassos „Befreitem Jerusalem" gesungen; doch wären nur wenige mit den Originalstanzen vertraut gewesen, und die meisten hätten das Epos im venezianischen Dialekt gesungen. Ein Beispiel zeigt den Unterschied zwischen dem Original und der Dialektbearbeitung (Canta alla Barcariola). Dann erzählt Hobhouse, daß Byron und er, im Januar 1817, mit zwei Sängern, von denen der eine ein Zimmermann, der andere ein Gondoliere war, nach dem Lido hinausgerudert seien. Der Zimmermann habe sich an den Schnabel, der Gondoliere an das Steuer des Bootes gestellt, und während der Fahrt sangen sie Tassosche Originalstanzen, unter anderm den Tod der Chlorinde und den Palast der Armida. „Das Recitativ war gellend, kreischend und eintönig, und der Gondolier half seiner Stimme dadurch nach, daß er seine Hand an den Mund hielt". — Der Zimmermann rühmte sich, er habe früher beinahe dreihundert Stanzen singen können, fügte aber hinzu, seine Armut — er zeigte dabei auf seine elende Kleidung — wäre daran schuld, daß er neue Stanzen nicht zu lernen und die alten nicht durch Wiederholung im Gedächtnis festzuhalten vermochte. Er unterrichtete auch die Beiden darüber, daß außer den Gondolieren andre Leute aus dem Volke wenige Stanzen singen könnten.

Immer seltener aber — fährt Hobhouse fort — werden Tassos Verse gesungen, und der Fremde, der nicht unterrichtet ist, kann sich, wenn über den Kanälen — was öfters zu geschehen pflege — die

Digitized by Google

Lieder erschallen, einbilden, daß er Tassosche Stanzen zu hören bekomme.

Und weiter schreibt Hobhouse:

„Der Verfasser einiger Bemerkungen, die in den Curiosities of Literature (Denkwürdigkeiten der Literatur) erschienen sind, muß entschuldigen, daß ich ihn zweimal anführe; denn mit Ausnahme etlicher, ein wenig allzu ehrsüchtiger und übertriebener Phrasen hat er eine ebenso genaue wie anmutige Beschreibung geliefert."

Es folgt die Beschreibung, an deren Schluß Hobhouse die Quellenangabe macht: „Curiosities of Literature, vol. II, p. 156. Edit. 1807; — and Appendix XXIX to Black's ‚Life of Tasso' 1810, vol. II, p. 455".

Hobhouse nimmt an, daß der Autor der „Curiosities of Literature", dessen Namen er nicht nennt, die Beschreibung verfaßt habe.

Die „Curiosities of Literature" sind das Jugendwerk des Literarhistorikers Isaac D'Israeli, sie hatten einen großen Erfolg — „almost embarrassing success" schreibt der Sohn des Autors, Benjamin D'Israeli, Earl of Beaconsfield — und wurden immer wieder neu aufgelegt.

Die Ausgabe der „Curiosities of Literature" von 1807 stand mir nicht zur Verfügung; doch zitiert Black in seinem Buch „Life of Torquato Tasso" (1810), im neunundzwanzigsten Zusatz des zweiten Bandes — den Hobhouse erwähnt — auf Grund der Ausgabe der „Curiosities of Literature" von 1807 auch dieselbe Beschreibung, schickt ihr aber noch folgende Bemerkung D'Israeli's voraus: „Ein anonymer Herr hat mich durch einen in seinem Reise-Taschenbuch enthaltenen Bericht darüber, wie die Gondoliere von Venedig diese beiden Dichter (Ariost und Tasso) singen, zu großem Dank verpflichtet". („An anonymous gentleman has greatly obliged me with an account of the recitation of these two poets (Ariosto and Tasso) by the gondoliers of Venice, extracted from his travelling pocket-book".)

Diese Bemerkung, die Hobhouse übersieht, beweist schon, daß er irrtümlich D'Israeli für den Verfasser der von ihm zitierten Beschreibung hält. Jedoch findet sich die Bemerkung über die Verpflichtung D'Israelis dem „anonymen Herrn" gegenüber nicht in allen Ausgaben der „Curiosities of Literature". Sie fehlt z. B. in einer späteren Ausgabe, die ohne Jahresangabe bei George Routledge and Sons, London, erschienen ist, so daß der Leser dieser Ausgabe den Bericht als einen Aufsatz D'Israelis betrachten muß. Wir finden in der großen Ausgabe der „Curiosities of Literature", die der Sohn D'Israelis in drei Bänden 1881 veranstaltet hat, die Beschreibung wieder; doch fehlt wiederum die Angabe, daß der Bericht einem „Reise-Taschenbuch" entnommen sei. (Bd. I, S. 389). Auch folgt der Bericht ohne Anführungszeichen, und wenn zum Schluß darauf hingewiesen wird, daß in den Byron-Ausgaben der „Aufsatz" irrtümlich als von D'Israeli geschrieben bezeichnet wird, obgleich D'Israeli ihn als Beitrag „eines Fremden" erwähnt habe („I had mentioned it as the contribution of a stranger"), so wird die Richtigstellung dadurch verdunkelt, daß S. 389 vom Bericht („account") und S. 391 vom Aufsatz („article") die Rede ist, und der Aufsatz, den man daraufhin als Beitrag eines Fremden betrachten könnte, den langen Bericht ausgenommen, das geistige Eigentum D'Israelis ist. Ich möchte an dieser Stelle gleich hervorheben, daß auch in der neuesten, kritischen Byron-Ausgabe, die in dreizehn Bänden (1898—1904) bei Murray erschienen ist, und deren zweiter Band den „Childe Harold", von Coleridge herausgegeben, enthält, die obenerwähnte Richtigstellung D'Israelis nicht berücksichtigt wird, obgleich auf S. 470 dieses Bandes auf die Ausgabe der „Curiosities of Literature" von 1881 mit Angabe der betreffenden Seitenzahl hingewiesen wird.

Wer ist der „anonyme Herr", dem D'Israeli für den Bericht im Reise-Taschenbuch „verpflichtet ist"; wo ist der Bericht, die Beschreibung, die Hobhouse „mit Ausnahme etlicher, ein wenig allzu ehrsüchtiger und übertriebener Stellen" als „genau und anmutig" bezeichnet, zu finden?

Der „anonyme Herr" ist: Goethe.

Im Jahre 1786 war Goethe unter einem fremden Namen als Herr Johann Philipp Möller, Kaufmann aus Leipzig, in Venedig. „Von jeher ein Todfeind von Wortschällen", zwang er Venedig, seine ganze Existenz ihm zu beichten, fragte Menschen, Denkmäler und Natur aus, rang ihnen das Wort ab und vernahm das Bekenntnis. Kein Gegenstand war so gering, daß er ihm nicht erzählen konnte, was seinen venezianischen Sinn ausmache und ihn mit dem Ganzen in Zusammenhang bringe. Wie einst Jakob Böhme eine zinnerne Schüssel über das Universum erleuchtet hatte, so Goethen jedes Ding über die Totalität.

Alles, was er hier erfuhr, alles, was ihm ein Erlebnis wurde, trug er ins Tagebuch ein, um es Frau v. Stein als Gabe und zugleich „zum Urteilsspruch" zu schicken. „Wozu säh ich das alles, wenn ich dir es nicht mitteilen könnte", schrieb er an die geliebte Frau noch aus Verona. Und gleich nach der Ankunft in Venedig notierte er ins Tagebuch: „Und da ich mir blos zu reisen scheine, um dir zu erzählen; so setz ich mich nun hin, da es Nacht ist, dir mancherley vorzusagen". Später wiederum: „in meinem Tagebuche findest du die ersten augenblicklichen Eindrücke, wie schön wird es sein, wenn ich dir die Verbindung und Erweiterung der Begriffe dereinst mündlich mitteilen und dich in guten Stunden unterhalten kann". Und in der letzten Stunde seines Aufenthalts in der neptunischen Stadt: „ob ich gut aufgepaßt habe, sollst du sagen, wenn ich zurückkomme und wir über diese Gegenstände sprechen".

Digitized by Google

Dies treue Tagebuch, dessen Publikation wir Erich Schmidt verdanken (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 2, 1886), war seinerzeit ganz allein für Frau v. Stein bestimmt. Das steife „Sie", das Goethe zuerst gebrauchen wollte, damit das Tagebuch „kommunikabel" wäre, wollte ihm nicht in die Feder, und das traute „Du" mußte die innerste Wahrhaftigkeit bezeugen. Goethe meinte jedoch, daß manches in diesen Blättern, so köstlich und wert es als Zeugnis des ersten Eindrucks war, näher bestimmt, erweitert und verbessert werden könnte. Bald nach der Heimkehr (1788) hat er anonym einige Aufsätze als „Auszüge aus einem Reise-Journal" in Wielands „Teutschem Merkur" zu drucken begonnen und hat ihnen 1789 unter dem Titel „Fortgesetzte Auszüge aus dem Taschenbuche des Herrn ***" hier weitere Artikel folgen lassen.

Im Märzheft 1789 hat er den Aufsatz über den Volksgesang in Venedig veröffentlicht, für den er die Beschreibung des Gesanges im Tagebuch als Vorlage benutzt hat. Er merzte bei der Redaktion sorgfältig alles aus, was im Tagebuch Frau v. Stein persönlich gegolten hatte. Nach der Erzählung, daß die Weiber vom Lido die Gewohnheit haben, wenn ihre Männer aufs Fischen im Meer sind, am Abend ihnen so lange zuzusingen, bis sie auch von ferne ihre Stimme wieder hören, hat er die Frage: „Findest du das nicht schön? sehr schön" unterdrückt, und nach der Definition, daß es ein Ruf sei „eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und gleichgestimmter höre, und ihm antworte", die Klage: „warum kann ich dir nicht auch einen Ton hinüber schicken, den du in der Stunde vernähmest und mir antwortetest" nicht wiederholt. Er begann im Tagebuch mit der Tatsache, daß er sich für den Abend „den famosen Gesang der Schiffer" bestellt hatte — im Ausgabebuch hat er als Ausgabe für die Gondel drei, für den Gesang sechs Lire notiert („Gondola la sera 3 Cantar del Tasso 6") — den Aufsatz leitet er erst ein und schreibt vom „famosen Gesang der Schiffer" nicht mehr. Daß die Melodie durch Rousseau bekannt sei, wird im Aufsatz durch den Hinweis, daß sie seinen Liedern beigedruckt sei, näher bestimmt. Er ersetzt die Worte Choral und Rezitativ im Aufsatz durch Canto fermo und Canto figurato und bemerkt hier, daß die Melodie durch rezitativische Deklamation bald jener und durch Passagen und Läufe wiederum dieser Art sich nähere. Im Tagebuch hat er zuerst „den Geist und das Leben" des Gesanges geschildert, dann erzählt, daß er den Sinn des Gesanges auch erprobt habe, im Aufsatz hat er in der Gondel von der Szene keinen Genuß, findet die Situation beschwerlich, wird von seinem Begleiter, der seine Landsleute rehabilitieren will, über die akustische Wirkung des Gesanges belehrt, steigt ans Land und macht die Probe, die die Versicherung des Begleiters, daß der Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sei, vollauf bestätigt. Erst jetzt setzt er im Aufsatz den Ursprung und den Sinn des Gesanges und ausführlicher als im Tagebuch auseinander. Klingt der Gesang im Tagebuch „wie eine Klage ohne Trauer — und hat er etwas unglaublich, biß zu Trähnen rührendes", schreibt er diese Wirkung seiner Stimmung zu — so fehlt das persönliche Moment im Aufsatz, und es heißt: „man kann sich der Tränen kaum enthalten". Der Alte, sein Lohnbedienter in Venedig, den wir aus dem Tagebuch gut kennen — er gab für Goethe an jedem Ort genau das wenigste Trinkgeld und zankte und machte Spektakel um 10 Soldi; Goethe nennt ihn „einen trefflichen Alten", „Minerva in Gestalt des alten Lohnbedienten" und hat ihm das Wunder, das in Palladios Werk in der Carità Wirklichkeit geworden ist, demonstriert — dieser Alte sinkt im Aufsatz zum „Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisirter Mann war". Auch wird die Erzählung von den Weibern vom Lido, die Goethe im Tagebuch ihm in den Mund gelegt, im Aufsatz ihm nicht zuerteilt, Goethe redigiert: „man erzählte mir". —

Diesen nach dem Tagebuch bearbeiteten, im „Teutschen Merkur" anonym gedruckten Aufsatz Goethes über den Volksgesang in Venedig hat D'Israeli in der „Curiosities of Literature" übersetzt.

Bezeichnete D'Israeli den Aufsatz als den Beitrag „eines Fremden", und fand Hobhouse, daß der Verfasser „mit Ausnahme etlicher, ein wenig allzu ehrsüchtiger und übertriebener Phrasen eine ebenso genaue als anmutige Beschreibung geliefert habe", so glaubte Wieland, als er im Dezember 1788 im „Teutschen Merkur" seinen Lesern die Fortsetznng der „Auszüge aus einem Reise-Journal" angekündigt hatte, daß der „Verfasser wohl nicht genennt zu werden braucht, da die Hand oder vielmehr der Geist des Meisters niemand hoffentlich im Zweifel läßt". „Und ich zweifle nicht" — fügte er hinzu — „daß er (der Artikel) sowohl durch die Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Materie, als durch ihren innern Gehalt, den Reichthum an feinen Bemerkungen und Combinationen, und das Interessante, das der Verf. auch da zu finden wußte, wo der gewöhnliche Schlag der leeren und eilfertigen Reisenden Nichts sieht, unsern Lesern sehr willkommen seyn wird."

Man muß sich vergegenwärtigen, daß der erste Band der „Italienischen Reise", der 1816 (!) erschienen ist, die Abhandlung über den Volksgesang in Venedig enthielt. Goethe hat mit wenigen stilistischen Änderungen die Beschreibung des Gesanges aus dem Tagebuch in die „Italienische Reise" übernommen. Der Unterschied also zwischen der Abhandlung über den venezianischen Volksgesang in der „Italienischen Reise" und der von D'Israeli übersetzten, von Hobhouse

Digitized by Google

zitierten Beschreibung: dem Aufsatz im „Teutschen Merkur", ist der Unterschied zwischen der Fassung des Tagebuchs und der Fassung des Aufsatzes, den ich oben gezeigt habe. Der Zusammenhang, die Verwandtschaft der beiden Abhandlungen hätte unbedingt auffallen müssen. Bis jetzt aber gilt in den „Curiosities of Literature" die Abhandlung als die eines „anonymen Herrn", „eines Fremden", und in den Byron-Ausgaben wird sie D'Israeli zugeschrieben. Endlich wird das Lustigste — Ereignis. Die deutschen „Childe Harold"-Übersetzer haben, wenn sie die Anmerkungen Hobhouses zum vierten Gesang verdeutschten, Goethe aus dem Englischen ins Deutsche zurückübersetzt.

In der Ausgabe von Lord Byrons sämtlichen Werken, die von Dr. Adrian, „ordentlichem, öffentlichem Professor der neueren Literatur an der Universität zu Gießen" — wie der Herausgeber auf dem Titelblatt sich nennt — 1830 herausgegeben wurde, hat Dr. Georg Nicolaus Bärmann, der Übersetzer des „Childe Harold", Goethe aus dem Englischen ins Deutsche zurückübersetzt (Band II, S. 260—262).

Dasselbe tat Zedlitz in seiner Übersetzung des „Childe Harold" (S. 318–320), die 1836 bei Cotta, also im Goethe-Verlage (!) erschienen ist.

Bärmann und Zedlitz gaben zum Schluß ihrer Goethe-Übersetzung als Erscheinungsjahr der „Curiosities of Literature" 1707 (!) an. Sie waren also der Meinung, daß die Beschreibung des venezianischen Volksgesanges, die sie übersetzt hatten, aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stamme.

Auch in der Byron-Gesamtausgabe, die bei Reclam erschienen ist, hat Adolf Seubert Goethe aus dem Englischen ins Deutsche zurückübersetzt. Und noch immer findet sich in Reclams Universal-Bibliothek (Bd. 516/517, „Ritter Harolds Pilgerfahrt", übertragen von Seubert, S. 173 bis 175) die Übersetzung an Stelle des Originalaufsatzes.

Wir lassen nunmehr den Goetheschen Aufsatz aus dem „Teutschen Merkur" in der ursprünglichen Schreibweise und die verschiedenen Übersetzungen folgen, wobei ein B. = Bärmann, S. = Seubert, Z. = Zedlitz bedeutet.

Goethe.

Fortgesetzte Auszüge
aus dem
Taschenbuche des Herrn ***.
Volksgesang.
Venedig.

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondolier große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen, und solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltner geworden zu seyn; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwey Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwey dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ohngefehr durch Rousseau, dessen Liedern sie beygedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung; und ist eine Art von Mittel zwischen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nähert sie sich durch recitativische Deklamation, diesem, durch Passagen und Läufe, wodurch eine Silbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bey hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hin treten und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fieng den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der Andere, und so wechselten sie mit einander ab. Im ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Im ganzen aber war ihr Vortrag rauh und schreyend. Sie schienen nach Art aller ungebildeten Menschen, den Vorzug ihres Gesanges in die Stärke zu setzen, einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästgen, anstatt von dieser Scene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Übersetzung.

Die Gondelschiffer in Venedig wissen lange Stellen aus dem Ariost und Tasso auswendig und singen sie oft nach besonderer Melodie (B.)

Dieses Talent scheint übrigens gegenwärtig in der Abnahme begriffen; ich vermochte wenigstens nur mit Mühe zwei Personen ausfindig zu machen, die mir Etwas aus Tasso vortrugen. (S.)

Es sind immer zwei Männer, welche im Singen der Strophen abwechseln. (S.) Wir kennen die Melodie zufällig durch Rousseau, dessen Liedern sie beigegeben ist; sie hat eigentlich keine sangbare Bewegung, und ist eine Art Mittelding zwischen dem canto fermo und dem canto figurato; sie nähert sich Ersterem durch recitativische Declamation und Letzterem durch Läufe und Triller, wodurch irgend Eine Sylbe angehalten und verziert wird. (B.)

Ich nahm einmal eine Gondel bei Mondschein, der eine Sänger setzte sich vorn, der andere hinten; so ging es nach St. Giorgio. Der Eine begann den Gesang: wenn er seine Strophe beendigt hatte, fiel der Andere ein und so fort. Durch das ganze Stück hindurch kehrten dieselben Noten immer wieder, aber je nach dem Charakter der Strophe legten die Sänger bald auf die eine, bald auf die andere Note mehr Nachdruck. (S.)

Im Ganzen waren die Töne rauh und kreischend; die Sänger schienen, wie alle uncivilisirten Künstler, die Vortrefflichkeit im Geschrei zu suchen. (S.) Einer schien begierig, den andern durch Anstrengung seiner Lunge zu besiegen, so daß ich, weit entfernt Gefallen an dieser Scene zu finden (da ich mich in der Kajüte der Gondel eingesperrt hatte), mich sehr unbehaglich fühlte. (Z.)

Digitized by Google

Mein Begleiter, dem ich es eröfnete und der den Credit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mich, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sey; wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fiengen nun an gegen einander zu singen, und ich gieng zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark deklamirten und gleichsam ausgeschrienen Laute trafen von fern das Ohr, und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagtöne auf einen Schrey der Empfindung, oder des Schmerzens. Der Andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der Erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter, oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Canäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßge der wenigen, hin- und wiederwandelnden, schwarzen Gondeln, vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene und es war leicht unter allen diesen Umständen, den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen

Mein Gefährte, dem ich diese Bemerkungen mitteilte und der Verlangen trug, das Ansehen seiner Landsleute aufrecht zu erhalten, versicherte mir, daß dieser Gesang überaus hinreißend wäre, wenn man ihn aus der Ferne hörte. (Z.) Wir stiegen also ans Land, ließen den einen Sänger in der Gondel, während der andere ebenfalls ausstieg und sich einige hundert Schritte entfernt aufstellte. (S.) Jetzt fingen sie an gegen einander zu singen, und ich spazierte zwischen Beiden auf und ab, so daß ich den immer hinter mir ließ, der eben seinen Teil zu singen begann. Oft stand ich still und horchte auf den Einen oder auf den Andern. (Z.)

So machte sich die Scene recht gut. Der starke, deklamatorische und zu Zeiten kreischende Ton traf das Ohr aus der Ferne und rief die Aufmerksamkeit hervor; die schnell einander folgenden Übergänge, die notwendiger Weise in tieferem Tone gesungen werden mußten, schienen gleich Klagetönen den Ausbrüchen der Bewegung oder des Schmerzes zu folgen. Der Andere, welcher genau Acht gab, fiel unverzüglich ein, sobald jener absetzte, indem er ihm in milderen oder heftigeren Tönen antwortete, je nachdem der Inhalt der Strophe es erforderte. (Z.) Die schlummernden Kanäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten der wenigen Gondeln, die sich gespenstisch hierhin und dorthin bewegten, erhöhten die schlagende Eigentümlichkeit der Scene und inmitten aller dieser Umstände war es leicht, in dem Charakter dieser wundersamen Harmonie heimisch zu werden. (B.)

Es kleidet einen müßigen, einsamen Seemann voll-

Schiffer, der auf der Ruhe dieser Canäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langeweile sich etwas vormoduliert und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel, alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger, eine stille Gondel schwebt bey ihm vorbey, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwey fremde Menschen, er wird das Echo des Ersten, und strengt sich nun auch an gehört zu werden, wie er den Ersten vernahm. Convention heißt sie von Vers zu Vers wechseln, der Gesang kann Nächte durch währen, sie unterhalten sich ohne sich zu ermüden, der Zuhörer, der zwischen beyden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beyden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang, aus der weiten Ferne unaussprechlich reitzend, weil er, in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Es klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisirter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: e singolare come quel canto intenerisce,

kommen wohl, wenn er sich der Länge nach in seinem Fahrzeuge auf einem dieser Kanäle zur Ruhe streckt, seines Kameraden, oder eines Fährgeldes harrt, und das Langweilige seines Zustandes einigermaßen durch Gesänge und poetische Erzählungen verkürzt, die er auswendig weiß. Oft erhebt er die Stimme, so laut er kann, die sich dann weithin über den ruhigen Wasserspiegel versendet, und da Alles um ihn her stille ist, bedünkt es ihn, als befände er sich in tiefster Einsamkeit mitten in einer großen und volkreichen Stadt. (B.) Da gibt es kein Wagenrasseln, kein Geräusch von Fußgängern; eine Gondel gleitet hie und da schweigend an ihm vorüber, deren Ruderschlag kaum gehört wird. (S.)

Etwas entfernt hört er eine andere, ihm vielleicht völlig unbekannte Stimme. Sofort sind beide Freunde durch Melodie und Vers mit einander vereinigt, Einer wird das antwortende Echo des Andern, und ist beeifert, sich jenem so hörbar zu machen, wie derselbe es ihm ist. (Z.) Nach einer schweigenden Übereinkunft wechseln sie mit einander in den Versen ab, und sollte der Gesang die ganze Nacht hindurch dauern, sie unterhalten ihn ohne Anstrengung. Die Zuhörer, die ab- und zugehen, nehmen Teil an der Unterhaltung. (S.)

Diese Gesänge klingen am besten, wenn sie aus weiter Ferne hörbar werden, und sind dann überaus hinreißend, da sie blos durch das Gefühl der Entlegenheit ihren Zweck erfüllen. Sie sind klagend im Tone, doch nicht erschreckend, so daß es bisweilen unmöglich ist, sich dabei der Tränen zu enthalten. Mein Gefährte, der sonst eben kein zartbesaitetes Gemüt hatte, brach ganz

Digitized by Google

e molto più quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet) besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocca und Palestrina gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien sängen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer um zu fischen auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigenthümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang; als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer, und gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

ohne mein Erwarten in die Worte aus: „E singolare, come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantono meglio.“ (B.)

Man sagte mir, daß die Frauen vom Libo, der langen Inselreihe, die das adriatische Meer von den Lagunen trennt, besonders aber die Frauen der entfernteren Districte von Malamocca und Palästrina auf gleiche Art die Werke Tasso's nach dieser oder ähnlicher Melodie absingen. (B.)

Sie haben die Sitte, sich, wenn ihre Männer auf dem Fischfang draußen sind, Abends ans Ufer zu setzen und diese Lieder zu singen; sie setzen den Gesang dann so lange mit großer Heftigkeit fort, bis sie die Antworten ihrer Männer in der Entfernung hören. (S.)

(Der letzte Absatz wurde von D'Israeli übertragen, doch von Hobhouse nicht zitiert. Er wurde also nicht zurückübersetzt.)

Byron schrieb in einer Widmung an Goethe: „Sir, Sie sind glücklich nicht nur in den Werken, die Ihren Namen unsterblich machen, sondern auch in Ihrem Namen selbst, der wenigstens musikalisch genug für die Nachwelt klingt. Hierin haben Sie es besser, als einige Ihrer Landsleute, deren Namen vielleicht auch unsterblich sein würden, wenn man sie nur aussprechen könnte.“

Man setze den „musikalischen“ Namen: Goethe dorthin, wohin er gehört.

An den Tod.

Von **Carl Busse** (Friedrichshagen).

Du Frieden derer, die da friedlos sind,
Erlöser, komm und hol dein müdes Kind!
Du letzte Sehnsucht aller Sehnsuchtsmatten,
Neig dich erbarmend und enttäusch mich nicht.
Gönn diesem Licht,
Daß es erlischt und bald sich birgt in Schatten.
Du bist so kühl, da mich die Glut verbrennt.
Kühl mir das Herz und mach ein sanftes End.
Sieh, keinem hab ich Glück gebracht auf Erden,
Und hätt ich gern vor deinem Friedensreich.
Auch noch gewußt, was meine Kinder werden,
— Es ist genug, mir ward auch dies nun gleich!
Ich will nur Eins, drin jeder Wunsch ertrinkt:
Daß deine Hände bald mir Kühlung fächeln!
Dann werd ich einmal noch wie früher lächeln,
Eh dieses Haupt zur Seite sinkt . . .

Aus dem Briefwechsel eines Dichters.

Von **Hermann Hesse** (Gaienhofen).

I.

Hans Schwab an den Verlagsbuchhändler E. W. Mundauf.

B., 15. April 06.

Hochgeehrter Herr Verleger!

Dieses Paket enthält ein Werk von mir, den Roman „Paul Weigel“. Ich weiß nicht, ob die Bezeichnung „Roman“ eigentlich recht paßt; das Buch ist weniger erzählend als idyllisch-lyrisch. Fürs große Publikum wird es keine Speise sein, und erhebliche Geschäfte werden sich nicht damit machen lassen; aber eine kleine bescheidene Leserzahl findet sich vielleicht doch zusammen, namentlich wenn das Buch in einem guten Verlage wie dem Ihren erscheint. Das wäre mir eine große Freude und Ehre. Ich habe bisher nur ein Bändchen Gedichte herausgegeben, die ganz unbeachtet geblieben sind.

Um ganz ehrlich zu sein, muß ich gestehen, daß das Manuskript bereits einem andern Verleger zur Prüfung vorgelegen hat. Ich sandte es an die Firma L. Biersohn und bekam die Antwort, die Arbeit sei brauchbar und habe Aussicht auf gute Aufnahme, doch sei Herrn Biersohn das Risiko des Druckes immerhin zu groß, und er schlage mir daher vor, drei Viertel der Druckkosten selber zu tragen. Ich war dazu nicht in der Lage und möchte das auch Ihnen im Voraus mitteilen, falls Sie mir ähnliche Vorschläge zu machen gesonnen wären.

Auf Ihre Antwort bin ich nun sehr gespannt. Die Sonntage und stillen Nachtstunden, in denen das Büchlein entstanden ist, liegen hinter mir und sind mir fremd und wesenlos geworden, während das Manuskript daliegt und mich unglücklich anschaut wie ein illegitim Geborenes den leichtsinnigen Vater. Auf alle Fälle möchte ich Sie herzlich bitten, mir über die Arbeit Ihr Urteil recht offen mitzuteilen; ich kann Kritik vertragen und bin, wie ich hoffe, ziemlich frei von Autoreneitelkeit.

In Hochachtung Ihr sehr ergebener
Hans Schwab.

Digitized by Google

Hans Schwab an die Redaktion der Zeitschrift „Dichterlust".

B., 25. April 06.

Hochgeschätzter Herr Redakteur!

Vor zwei Jahren waren Sie so freundlich, in Ihrem Blatt ein Gedicht von mir abzudrucken. Sie schrieben mir damals, daß Sie Gutes von mir erwarteten und machten mir Hoffnung, ich könnte später etwa auch Honorar für meine Mitarbeit erhalten, während Sie jenes Gedicht als Talentprobe honorarlos abdrucken wollten.

Ich wagte es nicht, Sie schon bald wieder zu belästigen. Jetzt aber glaube ich, manche Fehler der Anfängerschaft überwunden zu haben und sicherer, namentlich aber einfacher und knapper in der Form geworden zu sein. Ich habe inzwischen eine Art von Roman geschrieben (er liegt zur Prüfung bei einem Berliner Verleger) und glaube durch die intensive Beschäftigung mit der Prosa und einer andern Kunstform etwas gelernt zu haben. Wenigstens bin ich, nachdem ich längere Zeit gar keine Verse mehr gemacht hatte, mit neuer Lust und hoffentlich bereichert zur Lyrik zurückgekommen.

Hier sind nun drei Gedichte, alle aus der letzten Zeit, die ich Ihnen anbieten möchte. Es würde mich freuen, wenn sie Ihren Beifall fänden. Doch möchte ich, falls Sie noch nicht geneigt sind, die Sachen zu honorieren, lieber um Rücksendung bitten, da ich in ziemlich mageren Umständen lebe und zurzeit weniger auf Ehre als auf Geld bedacht sein muß. Auch ein bescheidenes Honorar wäre mir willkommen, da jede Mark für mich einen ersehnten und wertvollen Verdienst bedeutet.

In Hochschätzung ergebenst
Hans Schwab.

Die Redaktion der „Dichterlust" an Hans Schwab.

L., 4. Mai 06.

Sehr geehrter Herr!

Anbei senden wir Ihnen die eingesandten Gedichte mit Dank zurück. Gerne hätten wir eines oder das andre davon zum Abdruck gebracht; doch sind wir nicht in der Lage, völlig unbekannten Verfassern Honorare für Lyrik zu bezahlen.

Etwaigen weiteren Einsendungen bitten wir gefl. Rückporto beizufügen.

Ergebenst
Redaktion der „Dichterlust".

Die Redaktion der „Neuzeit" an Hans Schwab.

München, 8. Mai 06.

Werter Herr Schwab!

Danke für die freundlich eingesandte Novelle. Es hat uns interessiert zu hören, daß Sie sich neuerdings mehr der Prosadichtung widmen wollen. Doch sind wir unsrerseits der Meinung, daß die Lyrik doch Ihr eigentliches Gebiet ist. Die eingesandte Novelle hat gewiß manche Reize, ist aber doch wohl allzu lyrisch und dürfte sich für unsern Leserkreis kaum eignen. Vielleicht versuchen Sie es damit anderwärts. Wir senden das Manuskript gleichzeitig eingeschrieben an Sie retour.

Honorar für Ihr letztes hübsches Gedicht folgt Anfang nächsten Monats. Wir würden uns freuen, wenn Sie uns bald wieder etwas Lyrisches zur Prüfung einsenden.

Ergebenst
Redaktion der „Neuzeit".

Der Verleger E. W. Mundauf an Hans Schwab.

Berlin, den 23. Juli 06.

Sehr geehrter Herr Schwab!

Es hat etwas lange gedauert, bis wir Zeit fanden, Ihr im Frühjahr uns eingesandtes Roman-Manuskript zu prüfen. Bitte die Verzögerung freundlichst zu entschuldigen.

Die Arbeit hat uns, trotz gewisser Mängel, die ja allen Erstlingsarbeiten anhaften, recht wohl gefallen, und wir machen uns ein Vergnügen daraus, sie in unserm Verlage zu publizieren. Sie haben eine gewisse erdgeborene Kraft der Anschauung und des Ausdrucks, die mit manchen technischen und formalen Mängeln versöhnt, und es wäre nicht unmöglich, daß Ihr Buch einen guten Erfolg fände. Jedenfalls werden wir uns Mühe geben, das unsere zu tun. Über das Geschäftliche werden wir uns, denke ich, leicht einigen. Ein Verlagskontrakt geht Ihnen dieser Tage zu. Sollte Ihnen mit einem kleinen Vorschuß gedient sein, so bitte, sagen Sie es nur offen.

Soviel für heute. Die Drucklegung möchten wir gerne sogleich beginnen und bitten Sie daher, etwaige Vorschläge betreffs der Ausstattung uns sofort mitzuteilen.

Mit besten Grüßen ergebenst Ihr
Verlag E. W. Mundauf.

Hans Schwab an den Verleger E. W. Mundauf.

B., den 30. Juli 06.

Hochgeehrter Herr!

Danke herzlichst für Ihren freundlichen Brief und für den Verlagskontrakt, mit dem ich natürlich durchaus einverstanden bin, und den ich hier unterschrieben beilege.

Es ist mir eine Ehre und Freude, nun zu den Autoren Ihres Verlags zu zählen. Hoffentlich erleben Sie keine allzu große Enttäuschung mit mir! Denn offen gestanden, ich kann an die Möglichkeit eines Erfolgs bei der ganzen Art

Digitized by Google

meines Buches nicht glauben. Auch plagen mich schon jetzt, da das Manuskript einige Monate aus meinen Händen ist, die vielen Fehler und Ungeschicklichkeiten, die darin stehen. Und doch könnte ich es, wenigstens jetzt, nicht besser machen. Einige kleinere Korrekturen kann ich wohl während des Drucks noch ausführen, der Hauptfehler des Buches aber ist leider unkorrigierbar. Nun, ein Schelm gibt mehr als er hat, wennschon das eine schlechte Ausrede ist.

Ihr Anerbieten, mir einen Vorschuß zu gewähren, nehme ich dankbar an. Die Höhe desselben sei Ihnen überlassen. Ich bin einigermaßen in Not und könnte etwa 50 bis 100 Mark wohl brauchen, falls das nicht zu unbescheiden ist.

Mit schönsten Grüßen und nochmaligem Dank

Ihr sehr ergebener
Hans Schwab.

Der Verleger E. W. Mundauf an Hans Schwab.

Berlin, den 1. September 06.

Mein lieber Herr Schwab!

Danke für die rasche Erledigung der Korrekturen! Das Buch wird nun bald fertig gedruckt sein. Haben Sie irgend welche besonderen Wünsche wegen der Versendung der Rezensionsexemplare? Falls Sie Bekannte bei der Presse haben, bitte uns die Adressen zu nennen.

Dann noch eine Frage. Sie schreiben sich einfach Hans Schwab. Haben Sie nicht Lust, das Hans, wie es jetzt bei Autoren Sitte ist, mit zwei „nn", also Hanns zu schreiben? Und haben Sie nicht ein gutes Porträt von sich, das wir in den Reklameprospekten reproduzieren könnten?

Ich verspreche mir, trotz Ihres Mißtrauens, einen schönen Erfolg von dem „Paul Weigel". Die Presse beginnt schon sich dafür zu interessieren, und ich glaube, wir werden mit der Kritik zufrieden sein können. Wahrscheinlich drucke ich gleich eine zweite Auflage. Machen Sie sich also wegen des kleinen Vorschusses keine Sorgen und sagen Sie es unbedenklich, wenn Sie einen weiteren brauchen sollten!

Mit besten Grüßen Ihr
E. W. Mundauf.

Der Verleger E. W. Mundauf an Hans Schwab.

Berlin, den 20. September 06.

Lieber Herr Schwab!

Danke schön für Ihren Brief vom 4. h., der uns gefreut und belustigt hat. Natürlich haben wir nicht das Geringste dagegen, daß Sie Ihren Namen in der alten Weise schreiben, und vielleicht haben Sie Recht, wenn Sie jene Sitte etwas hart als eine „dumme Interessantmacherei" bezeichnen. Daß Sie Ihr Porträt nicht hergeben wollen, tut mir leid. Vielleicht lernen Sie darüber mit der Zeit anders denken.

Von Ihrem „Paul Weigel" ist nun also die zweite Auflage im Druck. Ich schicke Ihnen heute als Drucksache vier Kritiken großer Blätter über die erste Auflage. Sie wird überall mit wahrer Begeisterung aufgenommen! Gewiß wird es nicht bei diesen zwei Auflagen bleiben. Wenn auch Sie selbst in übertriebener Selbstkritik sehr bescheiden von dem Werke denken, wir Fachleute sind andrer Ansicht und halten es für eine bedeutende, ja meisterhafte Leistung.

Mit herzlichen Grüßen Ihr
E. W. Mundauf.

Randbemerkungen.

Der Malermeister von Emding.

Herr Martin Irl war vom Geiste der Unruhe erfüllt, seitdem sich sein Fraktionsbruder Franz Xaver Steindl durch sein Lob der Steuern, die man von sich abwälzen kann, unsterblichen Ruhm erwarb. Die Lorbeeren des Brauers von Irnsing ließen ihn nicht schlafen, auch ihn drängte es auf die Plattform der Geschichte. Und als die Bürger von Emding genußsüchtig vernehmen wollten, wie sich im Geiste Martin Irls die Welt ausnimmt, da trieb ihn der Geist des Zentrums zu der Erklärung, daß die Katholiken in Deutschland gar zu sehr zu leiden hätten, und daß er es lieber sähe, wenn das schöne Bayernland sich nicht mit dem großen preußischen Bruder vereinigt, sondern sich weiter als Einzelstaat durch das Leben geschlagen hätte. Er kennt kein deutsches, er kennt nur ein bayrisches Volk. Ganz recht. Denn wie Franz Xaver Steindl, der Statistiker, uns lehrte, kommt dort unten, wo die Bajuwaren hausen, auf den Kopf der Bevölkerung, ob es sich um Männlein oder Weiblein, um Säuglinge oder um den Greis am Stabe handelt, die erfreuliche Leistung von 279 l Bier für jedes gesegnete Jahr; jenseits des Maines aber erhält der Magen im Durchschnitt nur 98 l zur Verdauung: Pegasus im Joche! „Verwünschtes Tier! bricht Hansens Grimm laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen. So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm. Mich hat ein Schelm mit dir betrogen!" Zentrums-Sehnsüchte lösen sich aus seiner Seele, heißes Begehren, wie es einst die bayrischen „Patrioten" klerikaler Couleur empfanden, als sie gegen die Teilnahme am Kriege gegen Frankreich sich erhoben und gegen die Versailler Verträge, wie es den Welfen Windthorst durchglühte, wie es in dem „Mußpreußen" Lieber gelebt hat, wie es immer wieder, erwacht, wo der Krummstab herrscht. Das Zentrum, so sagt es uns stets und schleudert dem Zweifler den Speer der Verachtung entgegen, ist durch und durch und bis in die Waden national, es freut sich des Neugewordenen, vor dem es als Wächter mit dem flammenden Schwerte steht. Aber ach, es kommen immer wieder Stunden, in denen der Geist Irls umgeht und den Zweiflern unvorsichtig Nahrung reicht. Das ist schlimm, das ist in hohem Maße ärgerlich; aber man kann nun einmal dieser schlichten Männer nicht entraten, die so andächtig lauschen, wenn Schädler und Pichler reden, und die so gläubig tun, was Spahn und Erzberger heischen.

* * *

Digitized by Google

Die Koblenzer Wahl

hat den edlen Herren der Kirche einen Verlust von 8000 Stimmen gebracht. Das ist doppelt betrübsam in einem Kreise, der so schön durch den Namen des zugehörigen Ortes Pfaffendorf in seinem Wesen gezeichnet wird, und der noch stets einen Mann der schwarzen Couleur zu seinem Vertreter erkor. Die Enttäuschten des Zentrums sind noch nicht zu den Genossen gegangen, auch nicht zu den Liberalen geschwenkt, sie bleiben nur grollend im Winkel. Aber es will doch scheinen, als ob die Parole Bachems: „Heraus aus dem Zentrumsturm!“ hier im Kreise Koblenz-St. Goar eine ganz merkwürdige Nachfolge fand: sie gingen heraus aus dem Zentrumsturm, nicht als Propheten der Lehre, sondern als Erschreckte, als Scheugewordene, als Zweifler. Das ist kein „Mäusefraß“ mehr, das ist schon ein kräftiger Anprall gegen den Turm, und man spürt wohl auch schon ein leises Schwanken und Zittern. Und wenn einmal die Stunde käme, von der Herr Roeren und seine Freunde sprachen, die Stunde, in der die Kapläne nicht mehr die Wahlen machen, dann könnte zum Zittern des Turmes noch das Zähneklappern seiner Bewohner kommen, und es könnte Nacht werden, wo Spahns und Hertlings Sterne strahlen. Dann hätte sich wirklich die Erbschaftssteuer als ein Teil der Kraft erwiesen, die doch zuletzt noch etwas Gutes schafft. Li.

* * *

Bierkrieg und Schnapsboykott.

„Des Donnerers Wolken hangen schwer herab auf Ostelbien.“ Zu den unterschiedlichen Bierkriegen, die in einigen Gegenden unsers Vaterlandes den Brauern und Gastwirten das Leben vergällen, ist der sozialdemokratische Schnapsboykott getreten. Was soll nun werden? Wir wissen, daß ein gut Teil unsrer Großgrundbesitzer auf die Schnapsbrennerei angewiesen ist, und wir wissen weiter, denn sie selbst haben es uns oft genug gesagt, daß sie dem Staate unentbehrlich sind, weil sie ihm das beste Offiziers- und Beamtenmaterial liefern. Es droht also durch die infame Schnapsabstinenz der Genossen nicht mehr und nicht minder als der Untergang Preußens. Der muß natürlich verhütet werden. Da man nun aber niemanden zwangsweise zur Schnapsvertilgung anhalten kann, so muß man auf andre Mittel und Wege sinnen. Das Schnapstrinken muß zur patriotischen und in Zentrumswahlkreisen zur religiösen Pflicht gemacht und entsprechend belohnt werden. Während es früher nicht als besondre Auszeichnung galt, auf der Säuferliste zu stehen, sind jetzt die Namen aller Verzeichneten unverzüglich zum „Allgemeinen Ehrenzeichen“ einzugeben. Asylisten aus Trinkerheilanstalten sind je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung für Ordensverleihungen vorzuschlagen, der Nachweis des delirium tremens muß mindestens die Verleihung des Ranges der Räte vierter Klasse herbeiführen. Offiziere, die in ihrer Konduite das bekannte S. S. S. haben, erhalten ihr Patent vordatiert. Ohne Anspruch auf eine Belohnung, nur aus Menschenfreundlichkeit und Patriotismus habe ich diese Vorschläge bekannt gegeben und sehe nun gefaßt der Berufung ins Reichsschatzamt entgegen.

* * *

Die Sorgen unsrer Zeitgenossen.

Herr Bassermann geht vom Lessing-Theater ans Deutsche Theater. Ein Ereignis. Herrn Bassermann ist es leid geworden, daß er ans Deutsche Theater gegangen ist. Ein zweites Ereignis. Herr Bassermann wünscht von seinem Kontrakte entbunden zu werden und eine Vergütigung von 40 000 M. oder so obendrein. Drittes Ereignis. Und noch mehrere so wichtige Nachrichten, bis endlich die letzte kommt: es ist alles nicht wahr oder nicht mehr wahr. Bassermann und Reinhardt sind ein Herz und eine Seele; Bassermann spielt, Reinhardt zahlt, die Welt ist gerettet. Acht oder zehn Tage sind wir von unsern großen Zeitungen mit „Privattelegrammen“ über diese Quisquilien geödet worden. Acht oder zehn Tage lang konnte ein unbefangener Zeitungsleser in der Provinz glauben, daß die Berliner keine größern Sorgen hätten, als die Zwistigkeiten von Bassermann und Reinhardt. Man braucht nun die Bedeutung des Theaters als eines Kulturfaktors, die Reinhardts als genialen Regisseurs und Bassermanns als Künstlers nicht zu unterschätzen und kann doch dieses wichtigtuende Theatergewäsch gräulich finden. Leider macht es sich in der Tagespresse in einer Weise breit, die nachgerade unerträglich wird. Haben wir wirklich keine andern Sorgen, als ob Fräulein Müller diese Rolle „mimen“ und Toiletten aus jenem Atelier tragen wird, und ob Herr Schulze am Hoftheater in X. möglicherweise „für ein Gastspiel gewonnen“ werden kann? Mit der Kunst hat dieser Klatsch doch nichts zu tun; der ist es gleichgültig, ob die Destinn Tassen sammelt, und Walden sich wieder einmal verlobt. Die Überschätzung des Histrionentums ist vielleicht das beste Zeichen für die Dekadenz — gottlob nicht des Volkes — aber gewisser tonangebender Schichten. Wenn ein Künstler wie Rittner das ganze Treiben satt bekam, hinging und ein Bauer wurde; man kann es verstehen: es muß gräßlich sein, immerdar geschäftige Jünglinge mit Notizbuch und gespitztem Bleistifte hinter sich zu haben und jeden Tag lesen zu müssen, was für Kravatten man trägt. Dr. P.

* * *

Der fliegende Dichter.

Endlich hat Gabriele d'Annunzio es erreicht: vor einigen Tagen ist er in Brescia durch die Lüfte geflogen. Und als er hoch in der Luft über der staunenden Menge schwebte, da rief er: „Bis jetzt habe ich noch nicht gelebt! Nun erst fühle ich, was wirklich leben heißt! Leben auf der Erde ist eine kriechende, krabbelnde Beschäftigung. In der Luft erst fühlt man den Ruhm, ein Mensch zu sein und die Elemente zu beherrschen. Es ist wundervoll! Werde ich das in der Dichtung ausdrücken können?“ Der berühmte Mann hat sich also in die Lüfte erhoben, um eine Luftdichtung zu schreiben. Das ist der neueste Traum des Dichters, der sich ewig auf einer phantastischen Stoffjagd befindet. Indessen hat er sich redliche Mühe gegeben, die Wonnen des Fliegens auszukosten. Er wollte möglichst lange fliegen. Wir sollen offenbar nicht ein Gedicht über das Fliegen bekommen, sondern eine Novelle oder ein Schauspiel. Curtiß, der ihn nach langem Bitten mitgenommen hatte, wollte nämlich nach einem ganz kurzen Fluge wieder zur Erde niedergehen, da sein Aroplan nur für eine Person bestimmt ist. D'Annunzio aber wehrte sich mit Händen und Füßen gegen eine Landung, bestimmte Curtiß, noch in den Lüften zu bleiben, doch Curtiß landete trotzdem. In seiner Verzweiflung wandte sich nun der arme Dichter an den Leutnant Calderasa, der einen Zweisitzer hatte. Zum höchsten Entzücken des Dichters blieben die beiden nun geraume Zeit in den Lüften, bis endlich die Dämmerung zum Abstieg zwang. Doch auch jetzt noch tobte d'Annunzio und wollte um keinen Preis auf die Erde hinab. Wir werden ganz sicher mindestens ein dreiaktiges fliegendes Drama bekommen.

Gabriele d'Annunzios Gewohnheit ist es, sein eigner Impresario zu sein. Er versteht das Reklamemachen aus dem ff. Besser als der beste Impresario der Welt. Jeden Augenblick hört Europa von einer großartigen d'Annunzio-Reklame. Einmal läßt er sich einen Sarg anfertigen, dann wieder von einer Wahrsagerin seinen Todestag bestimmen; den Himalaya der Reklame aber hat er in diesen Tagen überflogen. Dieses Sammeln von Eindrücken in Gegenwart einer vieltausendköpfigen Menge ist die ärgste Komödie, die d'Annunzio je gespielt hat. Wie wird die Komödie aussehen, die der Dichter uns im nächsten Jahre bescheren mag? F.

Digitized by Google

Luftmilitarismus.

Die Schußwaffen sind überflügelt und plötzlich als „Kriegsinstrumente“ veraltet, man kann Dynamit-Torpedos auf unbemannte Gleitflieger legen, den Motor in Bewegung setzen und dann dieses Torpedo-Vehikel durch drahtlose Telegraphie derart lenken, daß es sein Ziel nicht verfehlen kann. Einer derart lenkbaren Luftwaffe gegenüber muß sich die Physiognomie des europäischen Militarismus verändern.

Diese einfach furchtbaren Zukunftswaffen sind heute noch nicht hergestellt; aber vielleicht schon morgen wird man mit der Herstellung „beginnen“.

Man wird nun natürlich behaupten, daß durch diese Überzorn-Waffen alle Kriege unmöglich werden dürften. Da überschätzt man jedoch die Güte der menschlichen Natur nach meinem Dafürhalten in ganz frevelhafter Weise. Keinem einzigen europäischen Offizier wird es einfallen, Dynamitkriege für unmöglich zu halten. Täte er das doch, so würde er ohne Verzug um seinen Abschied bitten müssen. Die Japaner, Serben und die südamerikanischen Freistaaten werden sich auch nicht besinnen, einen Dynamitkrieg anzufangen, wenn sie die entsprechenden Waffen in Händen haben und der Meinung sind, daß sie durch einen derartigen Krieg ihre Wohlhabenheit erhöhen können.

Die Möglichkeit der Dynamitkriege ist somit unbestreitbar. Die lenkbaren Luftballons können auch viele, viele Zentner Dynamit tragen und durch einfaches Hinauswerfen recht viele irdische Gegenstände in Grund und Boden schlagen. Eine liebliche Perspektive eröffnet sich dem erfindungsreichen Kultureuropäer. Ich weiß nur nicht, warum sich die europäischen Herrschaften so begeistert zeigen, wenn sie die Lenkbaren und Aeroplane fliegend von unten aus in Augenschein nehmen dürfen. Diese verfluchten Luftvehikel können uns alle zusammen sehr rasch ins Jenseits befördern — und darüber jubelt man doch nicht, solange man sein bißchen Menschenverstand für intakt halten darf.

Diese voraussichtlich „demnächst“ in die Erscheinung gelangenden Dynamitkriege zwingen uns aber, Landheer, Festung und Seeflotte auf ihren Wert hin zu prüfen. Die Festung ist zunächst gänzlich überflüssig, da sie ja nur das Vorwärtsdringen des Feindes aufhalten soll, dem Luftsoldaten aber nicht das geringste Hindernis darbietet. Aber — was soll ein Landheer gegen die Lufttorpedos machen? Selbst Kanonen sind dagegen so gut wie wirkungslos — da ja der Feind so schlau sein dürfte, immer des Nachts seine Lufttorpedos abzusenden. Außerdem wird jeder Feind in erster Linie die großen Städte angreifen. Denn darauf kommt es doch allein an: den Feind wirtschaftlich zu ruinieren und die Bevölkerung wahnsinnig zu machen.

Solch ein Dynamitkrieg ist nicht von Pappe.

Und die Seeflotte? Sie ist doch auch durch Lufttorpedos in einer guten halben Stunde „total“ zu vernichten — demnach ist auch jede Seeflotte überflüssig — selbst die große englische Seeflotte.

* * *

Da die Landheere, Festungen und Seeflotten nach Einführung der lenkbaren Lufttorpedos gänzlich überflüssig sind, so empfiehlt es sich, recht bald einen *europäischen Militaristenkongreß* zusammenzurufen, damit die Militaristen gemeinsam darüber beraten können, in welchen Zeiträumen die Auflösung des veralteten Pulver- und Blei-Militarismus vor sich zu gehen habe. Diese Auflösung ist von den Militaristen sehr bald zu arrangieren, da die europäischen Steuerzahler wenig Lust verspüren werden, auch fürderhin ihr Geld für überflüssige Rüstungszwecke zum Fenster hinauszuwerfen. Der Europäer hat sogar ein Recht, zu verlangen, daß der europäische Militarismus *sehr rasch* seine Physiognomie verändere. Die Landheere sind einfach aufzulösen — die Festungen sind den Städten und Privatleuten zum Kaufe anzubieten — und die Kriegsschiffe sind zweckmäßig in Personendampfer umzuwandeln. Dafür sind umgehend 10 000 Zeppelins herzustellen und ein paar Millionen Gleitflieger. Die Japaner und andre außereuropäische Völker werden schon in allernächster Zeit *eine furchtbare Gefahr für Europa* bedeuten. Der Militaristen-Kongreß hat somit auch die Aufgabe, einen paneuropäischen Waffenbund den Regierungen warm zu empfehlen. Die Europäer können verlangen, daß ihr Militarismus imstande sei, sie zu beschützen. Hoffentlich hält man sich auf diesem Kongreß nicht lange mit Uniformfragen auf, da die Uniformen in den höheren Sphären doch gar nicht zu sehen sind. Was zuerst geschehen kann, ist Folgendes: Die sämtlichen europäischen Kavallerieregimenter können *sofort* aufgelöst werden. In jedem Falle ist jedes Weiterbauen von Kriegsschiffen auch gleich im Anfange zu verbieten. Sollten die Militaristen der verschiedenen europäischen Länder nicht in der Lage sein, die Notwendigkeit der Umrüstung (es handelt sich durchaus nicht um *Abrüstung*) einzusehen, so sind die Ingenieure aller Länder zu veranlassen, für die nötige Aufklärung zu sorgen. Pflicht der Militärschriftsteller ist es, sofort auf die vorstehenden Auseinandersetzungen einzugehen und zweckdienliche Vorschläge vorzubringen. Es ist indessen *selbstverständlich*, daß die peinliche Lage, in der sich die sämtlichen europäischen Militaristen befinden, nicht durch ein paar kühne, nie zu beweisende Behauptungen aus der Welt geschafft werden kann. Die Kühnheit nützt hier nichts, die Entwicklung des Luftmilitarismus *zwingt* zum Dynamitkrieg. Die Umrüstungsfrage kann daher gar nicht ernst genug behandelt werden, und man muß ihr *sehr bald* näher treten. Die europäischen Parlamente haben dafür zu sorgen, daß der Kongreß *sehr bald* da ist; die europäischen Steuerzahler könnten, wenn das *nicht* geschieht, sehr ungemütlich werden.

Paul Scheerbart (Berlin).

Saison-Freuden.

Der Herbstwind stöhnt, die Wildgans fliegt,
Der Busen fühlt sich recht kurios.
Nun, liebe Welt, nun sei vergnügt,
Nun geht der Rummel wieder los.

Digitized by Google

Melancholie, du Herbstesbraut,
Der Großstadtmensch verlangt dich nicht —
Auf zu Maxim! Und aufgetaut
An Fritzis rotem Schminkgesicht.

Der neue Walzerschlager-Takt
Schmalzt ölig auf beim Sektdiner,
Und eine Sehnsucht wieder packt
Den Koofmichsstift zum Separé.

Theaterfex wird auch versöhnt,
Premierenkoller faßt ihn jäh:
Von 32 Bühnen tönt
Ihm „Salve“ zu und „Duliäh“.

Es läßt die Frau Kommerzienrat
Garderoben schneidern (hoch an Sinn)
Und übt soziale Hilfetat
So für die arme Schneiderin.

Die Hauptmannstochter (ein Spinett),
Sie rüstet wieder zum Bazar,
Hinstrebend nach dem Ehebett —
Ach Gott, das wie-wievielte Jahr?!

Der Kurs hebt an der Börse sich,
Da hinschied selbst der Harriman;
(Er kann auch fallen — was weiß ich)
In Kurzen gibt es viel Geflenn.

Dies Alles ist Saison genannt:
Der Engelländer letzter Trick;
Affären fern im Mohrenland;
Das Wunderkind: die Aviatik.

Ein neuer Kanzler, weiß wie Schnee,
An den man feste weiter glaubt;
Das schnöde Reichs-Blitz-Portemonnaie,
Aus dem man nicht 'nen Kreuzer klaubt.

Am Jeu stärkt sich der Junkersohn;
Der Kuttenmann fühlt seinerseits
Nach alter Kuttentradition
Im Dienst der Sitte hohen Reiz.

Die Sitte braucht 'nen Opferstock,
Das weiß ein jeder Christenmensch,
Und drum regiert der Kuttenrock
Das Vaterland so vaterländsch. —

Auch kommen zur Belustigung
Ein paar Affären, wie vorm Jahr.
Nachher gesteht sich Alt und Jung,
Daß die Saison beschummes war.

Was sagt der Weise, unbeirrt?
Man setzt sich still auf den Popo.
Die Wurst, an der gewurstelt wird,
Wird wieder ein Stück länger so.

Terentius.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart“, Berlin W 9. Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Patentiert

„Agfa“-Belichtungstabelle
für **Tages-** und **Blitzlicht.**
(In einem Instrument.)

Die „AGFA“-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt **ohne jede Berechnung,** durch einfache Schieberstellung, **für jede Platten- und Filmsorte**
für Tageslicht
die richtige Belichtungszeit
für Blitzlicht
die nötige Menge „Agfa“-Blitzpulver.
Kompendiös. Leicht. Handlich.

à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa“-Platten Extra rapid
„Agfa“-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR“-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl. 26° W. = 13° Sch. Lichthoffrei.
Bezug durch Photohändler.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN
Hotel der Kaiserhof
Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG
Hotel Atlantic
Restaurant Pfordte
Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an

1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W, Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische** Körperschaften des öffentlichen Rechts insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	736,306,124	M.	16	Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450	„	49	„
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206,450	„	—	„
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134,148,100	„	—	„

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß. Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel-Papiere**, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.

Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc. direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co. Berlin.

Détail-Verkauf:
Leipziger-Strasse 35 a, Ecke Charlottenstrasse und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.
Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Spezialisten gratis.

Disconto-Gesellschaft

Berlin — Bremen — Frankfurt a. M. — London Mainz — Depositenkasse Wiesbaden

Kommandit-Kapital	*M.*	**170 000 000**
Reserven	„	**57 600 000**

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 134.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 40. Berlin, den 2. Oktober 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Novembergespenst.

Die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden ist längst zu Ende; aber noch immer kämpfen in den Lüften die Geister der Erschlagenen in wildem Ingrimm miteinander. Schon jähren sich beinahe die düstern Ereignisse des Novembers, und doch durchzittert der Streit über das, was damals geschehen, noch immer das politische Leben im Deutschen Reiche. Das ist ein Zeichen dafür, daß in jener Krise das wichtigste Kapitel unsrer neuen deutschen Geschichte aufgerollt wurde, ein Kapitel, dessen Held nicht der frühere Kanzler, sondern der Kaiser selbst gewesen ist. Denn nicht das ist der Kern des Problems gewesen — das wird heute vielfach vergessen —, ob in jenen Tagen Ungeschicklichkeit und Fahrlässigkeit hoher und niederer Instanzen miteinander um die Palme rangen: nicht das einzelne Ereignis, nicht ein einzelnes Handeln standen hier vor Gericht, sondern die ganze Entwicklung der kaiserlichen Persönlichkeit seit zwei Jahrzehnten, die ganze Methode einer Regierung, die in dem stetigen Anspruch des Kaisers auf das Recht des persönlichen Sichauslebens mehr und mehr dem Charakter des Absolutismus gewann. Als die Novembernebel zerrissen, da stand das Volk vor dem Kaiserproblem, nicht aber vor dem Problem der Psyche eines Kanzlers, dem doch schon von heute auf morgen ein Nachfolger entstehen konnte. Ein Fehler des Fürsten Bülow, und war er noch so arg, hätte niemals jene schmerzliche Erbitterung, jene zornige Klage erweckt, die damals das Land durchbrauste. Wohl hatten mutige Männer schon seit Jahren auf die Bedenken gewiesen, die des Kaisers eigenartige Phantastik und Illusionsfreudigkeit, die sein mangelnder Wirklichkeitssinn und sein Glaube an das Fürstenideal der Romantik in ihnen erweckte; aber erst jetzt, als gleichsam der letzte Tropfen das Faß füllte, verstand man weithin den Sinn der letzten Jahre des Fürsten Bismarck, als er gegen die aus der kaiserlichen Individualität emporsteigenden Gefahren den Volkswillen stählen und die Hast und den Eifer des Führers durch die politische Energie der Regierten zu zügeln versuchte.

Seit den Novembertagen hat nicht nur das Volk sich besonnen, sondern auch der Kaiser. Er hat, gewiß unter schweren innern Kämpfen, seinem eignen Wesen die Grenzen gezogen, die der ungeschriebne, zwischen Volk und Fürsten bestehende Vertrag dem Herrscher vorschreibt. Am Neujahrstage ist der Gedanke, daß er Frieden haben wollte mit seinem Volk, dem Geistlichen der Schloßkapelle als Text zur Predigt gegeben worden. Und so bitter der Weg war, der zurückgelegt wurde, so strömte doch zu seiner Rechten und Linken ein starker Segen hervor, seitdem sich Kaiser und Volk zu der gleichen Erkenntnis vergangner Schuld und künftiger Pflichten zusammenfanden. Die Vergangenheit wurde begraben, die Toten zu den Toten geworfen. Und weil der Kaiser loyal den neuen Pakt gehalten hat, deshalb findet heute der einst so hell ertönende Ruf nach neuen verfassungsmäßigen Kautelen kaum noch ein Echo. Daß es so kam, daß die wilden Triebe an dem von Natur so gesunden und kräftigen Baume geschnitten wurden, ist ein Glück für das deutsche Volk und seine Zukunft; das ist aber auch das gemeinsame Verdienst all jener Faktoren gewesen, die damals einmütig am Werke schufen. Und zu ihnen haben auch die Konservativen gehört, die vielleicht schonender in der Form, aber sachlich noch schärfer als die Vertreter andrer Parteien von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Kaiser appellierten. Sie erkannten sehr wohl, daß nicht die einzelne Veröffentlichung im „Daily Telegraph", so peinlich sie war, die Erregung erzeugte und ihr den Boden der Berechtigung lieh, sondern der große und tiefgreifende Irrtum des Monarchen in der Würdigung seiner Rechte, und darum erklärten sie: „Wir sehen mit Sorge, daß Äußerungen Seiner Majestät des Kaisers nicht selten dazu beigetragen haben, unsre auswärtige Politik in schwierige Lage zu bringen; wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die ihm nicht zuträglich sind, zu bewahren, sowie von der Pflicht beseelt, das deutsche Reich und Volk vor Verwicklungen und Nachteilen zu schützen, uns zu dem Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in solchen Äußerungen zukünftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge." Auch Herr

Digitized by Google

v. Heydebrandt sprach als Wortführer seiner Partei im Reichstag von der großen und nachhaltigen Erregung in den Kreisen seiner Freunde und von der Summe von Sorgen, die nicht erst die letzten Ereignisse erweckten; auch dieser kluge und vorsichtige Führer der Rechten wies also auf den Kern der Situation hin, der nicht im einzelnen Ereignis, sondern in dem Zustand von zwanzig Jahren lag.

Hat so, wie hier gesagt wird — und wer wollte daran zweifeln? — das Problem der Novembertage gelautet, so erscheint der jetzige Streit um die kleinen Schuldfragen jener trüben Epoche überaus winzig. Er ist keineswegs geboren aus der weitblickenden Absicht, das gesamte politische Leben des deutschen Volkes mit neuen und nützlichen Gedanken zu befruchten, er ist auch nicht dem Bestreben des Historikers entsprungen, der minutiös die Wahrheit feststellen soll, sondern er findet seinen Quell in dürftigen Parteiinteressen. Und er ist äußerlich heraufbeschworen worden durch die müden Erörterungen über die Schuld am Sturze des vierten Kanzlers und durch die Leichenpredigten am Grabe des Blocks. Ein innerer Zwang, eine sittliche Notwendigkeit liegt nicht mehr vor. Denn das vornehmste Ziel ist erreicht, und anderseits ist der Verlust, den Deutschland durch den Rücktritt des Fürsten Bülow erlitt, nicht unersetzlich gewesen, hat sein Scheiden keineswegs eine Katastrophe bedeutet, wie die Nation sie etwa an den Iden des März im Jahre 1890 erlebte. Es ist, was jetzt geschieht, nur die Arbeit von schaufelnden Lemuren, und wenn man sich der konservativen Mahnung vom 8. November erinnert: „Wir wollen mit aller Entschiedenheit feststellen, daß wir im Interesse der Würde und des Machtbewußtseins des Deutschen Reiches eine weitere publizistische Behandlung dieser Vorgänge nicht für segensreich erachten können", so steigen gewichtige Bedenken gegen die Motive auf, die jetzt zu der beflissenen Erörterung verschollner Ereignisse führen.

Denn wir wissen alle, daß die Schuld verteilt war; ja, es hieße der ganzen Persönlichkeit des Kaisers Zwang antun, diesen starken, temperamentvollen, selbstbewußten und um seine geschichtliche Gestalt leidenschaftlich besorgten Mann zu einem frommen und matten Märtyrer stempeln, wenn man jetzt die Ereignisse so darstellen will, als habe er in Highcliffe und schon früher, als es sich um die Pläne im Burenkriege handelte, nichts anders sein wollen als der gehorsame Diener der konstitutionellen Doktrin, als ein Merowingerkönig, der auch aus der Ferne seinem Hausmeier von jedem Worte, das er spricht, von jedem Schritte, den er zurücklegt, Nachricht gab. Mag eine Linie verzeichnet, ein Farbenton anders geartet gewesen sein, so tritt doch das psychologische Bild von Kaiser und Kanzler deutlich und klar hervor, auch wenn die „Kreuzzeitung" sich der Darstellung des [illegible] glühenden Regierungsrats Martin bemächtigt. Die Schuld des Fürsten Bülow ist schwer gewesen, und wenn ihn die Novemberstürme aus seinem Amte gerissen hätten, so hätte man kaum an dem rechten Verhältnis von Schuld und Sühne gezweifelt. Aber Fürst Bülow ist damals geblieben, er ist nach Potsdam gegangen, auch als Mandatar der Konservativen, und er behielt das Vertrauen der Rechten, deren Organe doch jetzt versichern, daß sie schon damals über Unredlichkeiten in seinem Verhalten und über eine Intrige genau orientiert waren, deren letzte Wirkung doch nur die Rettung des Kanzlers auf Kosten der Autorität des Kaisers bilden konnte. Wenn jetzt das konservative Organ versichert, daß eine Preisgabe der ihm längst bekannten, im Gegensatz zu der offiziellen Darstellung stehenden Vorgänge „weder mit dem Wohl des Reiches vereinbar schien", noch daß sie „der damaligen Stellung der Konservativen zum Fürsten Bülow entsprochen hätte", so ist einerseits nicht erkennbar, weshalb jetzt die entgegengesetzte Praxis das Wohl des Reiches fördern soll, und es werden anderseits die Männer, die zwar die Wahrheit kannten, aber sie so lange nicht sagten, als sie vom Kanzler Nutzen erhofften, in eine Beleuchtung gerückt, gegen die wir in ihrem eignen Interesse Protest erheben müssen. Welchen Segen erwartet man denn? Soll die glückliche Entwicklung, die das Verhalten des Kaisers seit dem November zeigt, wieder rückwärts revidiert und durch die Behauptung, daß ihm durch den Kanzler Unrecht geschah, seine Stimmung wieder in die Richtung jener früheren Zeiten gelenkt werden, in denen er den Schein des Absolutismus so wenig glücklich erweckte? Was ist das für eine Tartüfferie, im Interesse der Würde und des Machtbewußtseins sich heftig gegen jede weitere publizistische Behandlung der Ereignisse zu wenden und jetzt „mit Rücksicht auf die noch amtierenden beiden Beamten" eine Erörterung zu entfesseln, die bedeutungslos ist, so lange sie von untergeordneten Organen geführt wird, die aber einen neuen und überaus gefährlichen Charakter in dem Augenblick gewinnen mußte, in dem sie ein Organ aufnahm, das zwar nicht formell, aber realiter die konservative Meinung ausdrückt.

Fürst Bülow will schweigen. Aber auch das Schweigen muß seine Grenze haben. Nicht nur im Interesse der geschichtlichen Wahrheit, sondern auch deshalb, weil sonst diese Erörterung sich weiter und weiter spinnt, und weil wir auch heute noch und gerade jetzt der konservativen Meinung sind, daß „eine weitere publizistische Behandlung nicht segensreich wirken und nicht im Interesse der Würde und des Machtbewußtseins des deutschen Volkes liegen kann".

Digitized by Google

Wie wir die Luft eroberten.

Von Wilbur und Orville Wright. (Dayton.)

I

Schon in unsrer Kindheit bekundeten wir ein reges Interesse für die Luftschiffahrt. An einem Spätherbstabende des Jahres 1878 kehrte unser Vater mit einem in seinen Händen halbversteckten Gegenstande heim. Bevor wir noch recht wußten, was dies eigentlich für ein Gegenstand war, warf ihn der Vater in die Luft. Anstatt nun aber, wie wir es erwarteten, gleich wieder zur Erde zurückzufallen, flog das Zauberding quer durch das Zimmer immer höher hinauf, bis es die Decke streifte, um erst nach mehrmaligem Anschlagen auf den Fußboden herabzupurzeln.

Es war ein kleines Spielzeug mit dem hochwissenschaftlichen Namen „Helicopter", den wir aber sofort mit souveräner Verachtung der Wissenschaft in „Fledermaus" umtauften. Es bestand aus einem leichten, mit Papier überzogenen Gerippe von Bambusrohr und Kork und enthielt zwei Schrauben, die mittels gedrehter Kautschukschnüre in entgegengesetzte Richtungen getrieben wurden. Ein so zartes, gebrechliches Spielzeug vermochte unter jungen Knabenhänden nur kurze Zeit Bestand zu haben, trotz alledem verschwand es aber aus unsrer Erinnerung nicht mehr.

Einige Jahre später konstruierten wir uns solche Helicopter schon selbst, und zwar in immer größern Dimensionen. — Doch wie erstaunten wir, als wir wahrnahmen, daß unsre „Fledermaus" um so weniger flog, je größer sie war! Wir wußten damals noch nicht, daß eine Maschine von Doppel-Linear-Dimensionen einen achtfach stärkern Motor erfordere. Diese Entdeckung entmutigte uns schließlich, und so kamen wir wieder auf den Papierdrachen zurück. Es war dies ein Sport, den wir so oft geübt, daß wir ihn mit außerordentlichem Geschick meisterten. Aber als wir etwas älter wurden, mußten wir ihm entsagen, da er nicht mehr für unsre Jahre paßte.

Erst im Laufe des Sommers 1896, als die Kunde von dem beklagenswerten Tode Lilienthals zu uns nach Amerika drang, widmeten wir wieder dem Flug-Problem unsre volle Aufmerksamkeit. Wir studierten nun mit großem Interesse die „Progressing Flying Machines" von Chanute, die „Experiments in Aërodynamies" von Langley, die aëronautischen Jahrbücher von 1905, 1906 und 1907, sowie verschiedene vom Smithsonion-Institut veröffentlichte Broschüren, die Spezialartikel Lilienthals und Auszüge aus dem „Reich der Luft" von Mouillard. Durch diese umfangreichen Abhandlungen lernten wir die Natur des Flugproblems und der zu jener Zeit sich noch bietenden Schwierigkeiten erst recht verstehen, während Lilienthal und Mouillard, die großen Propheten der Luftschiffahrt, uns etwas von ihrem unauslöschlichen Enthusiasmus einflößten und unsre passive Neugier in einen aktiven Schöpfereifer umbildeten.

Die Luftschiffahrtskunst teilte sich damals in zwei Schulen: die eine, deren Vertreter Männer wie Professor Langley und Sir Hiram Maxim waren, befaßte sich hauptsächlich mit dem mechanischen Flug; die andre, vertreten durch Lilienthal, Mouillard und Chanute, mit dem Schwebeflug. Unsre Sympathien waren auf seiten der letzteren; denn uns reizte gerade die Extravaganz und die Art Vergeudung, die darin lag, empfindliche, kostspielige Maschinen zu konstruieren, deren Flügel niemand in Bewegung zu setzen verstand. Dazu kam noch vor allem der außergewöhnliche Enthusiasmus, mit dem die Apostel des Schwebeflugs die Reize der Luftschiffahrt beschrieben, die darin bestanden, daß der Wind selbst den starren Flügeln die vorwärtstreibende Kraft lieh.

* * *

Das Gleichgewicht eines Aëroplans — den die Engländer treffend „Flyer", also „Flieger" nennen — scheint auf den ersten Blick etwas ganz Einfaches zu sein; aber fast alle Experimentatoren fanden, daß dieses Balanzieren das einzige Problem war, das sie nicht in befriedigender Weise zu lösen vermochten. Die verschiedensten Methoden wurden versucht. Die einen verlegten den Schwerpunkt ganz ans untere Ende der Flügel in dem Glauben, er würde natürlich immer das Bestreben haben, den tiefsten Punkt einzunehmen. Allerdings sucht er, wie das Pendel, diese Lage zu behaupten; aber gleich dem Pendel hat er auch die Tendenz, in einer jede Stabilität zerstörenden Art hin und her zu schwingen.

Eine befriedigendere Lösung, besonders vom Standpunkt des seitlichen Gleichgewichts aus, war die, daß man den Flügeln die Form eines großen „V" gab, oder mit andern Worten: eines diëdrischen Winkels mit der Kante nach unten und den Flügelenden nach oben. In der Theorie ist dieses System probat; aber in der Praxis weist es zwei wesentliche Mängel auf: erstlich strebt es danach, den Apparat im Zustand der Oscillation zu erhalten, und zweitens ist es nur bei ruhiger Luft anwendbar.

Dasselbe System, nur in einer andern Form, wandte man beim Längsgleichgewicht (von vorn nach rückwärts) an. Die Hauptpartie des Aëroplans war unter positivem Winkel angelegt, während ein horizontaler Schweif seine Oberfläche unter negativem Winkel darbot, und der Schwerpunkt sehr weit nach vorn verlegt war. Bei dieser Konstruktion stellte man dasselbe Phänomen fest, wie bezüglich des seitlichen Gleichgewichts mit Neigung zu ständigem Oscillieren, ein Phänomen, das derartig in Erscheinung trat, daß dieselben Kräfte, die das Gleichgewicht bei ruhiger Luft wiederherstellten, es im Gegenteil

Digitized by Google

störten, sobald sich ein Wind erhob. Aber obwohl man wußte, wie beschränkt die Grenzen sind, innerhalb deren dieses Prinzip für die Anwendung geeignet ist, so nahm man dennoch nur zu diesem bei fast allen bis auf unsre Tage konstruierten Flugmaschinen von irgend welcher Bedeutung seine Zuflucht.

Nachdem wir die praktischen Resultate der Anwendung des diëdrischen Winkels geprüft hatten, gelangten wir zu dem Schluß, daß ein auf diesem Prinzip basierender Aëroplan wohl ein wissenschaftliches Interesse bieten könnte, vom praktischen Standpunkte aus aber gar keinen Wert hatte. Daher beschlossen wir, ein ganz andres Prinzip anzuwenden.

Wir wollten unsern Apparat derart einrichten, daß er nicht das Bestreben habe, sich von selbst aufzurichten. Wir wollten ihn den Wirkungen des Richtungswechsels oder der Schnelligkeitsveränderungen gegenüber so indifferent als möglich machen und auf diese Weise die Einwirkung der Windstöße auf ihr Minimum reduzieren. Wir suchten dieses Resultat bezüglich des Längsgleichgewichts dadurch zu erzielen, daß wir dem Aëroplan eine besondere Form, bezüglich des Quergleichgewichts dadurch, daß wir unsern Flächen eine Krümmung gaben, die zu der von unsern Vorgängern gewählten in umgekehrtem Verhältnis stand. Durch den Experimentator in Tätigkeit gesetzte Kräfte sollten dann das Gleichgewicht wiederherstellen.

Lilienthal und Chanute hatten ihre Apparate gelenkt und ins Gleichgewicht gebracht, indem sie sich die Möglichkeit, ihre Lage zu verändern, nutzbar machten. Aber diese Methode schien uns keineswegs erweiterungsfähig; denn der in Kraft gesetzten Gewichtsgröße, sowie dem Spiel des Deplacements waren Grenzen gesteckt, während die störenden Kräfte ständig mit dem Flächeninhalt der Flügel und der Schnelligkeit des Windes zunahmen.

Um den besondern Anforderungen der Apparate von großen Dimensionen zu genügen, wollten wir ein System anwenden, das dem Flieger gestattete, willkürlich die Neigung der verschiedenen Teile der Tragflächen zu verändern und auch durch die Wirkung der Windtätigkeit das Gleichgewicht, das der Wind selbst gestört hatte, wiederherzustellen. Dieses Resultat zu erzielen, war leicht, wenn man verschiebungsfähige Tragflächen in Anwendung brachte und zu Hilfsflächen seine Zuflucht nahm, die aus der Form zu bringen waren und die Rolle des Steuers übernehmen konnten. Wir entdeckten einen glücklichen Kunstgriff, der es ermöglichte, das von Wenham erfundene und von Stringfellow und Chanute vervollkommnete System der übereinandergelegten, scheinbar starren Flächen auf eine ganz unerwartete Art dergestalt zu verändern, daß der Aëroplan seinen rechten und seinen linken Flügel dem Winde unter verschiedenen Winkeln bieten konnte. Diese Anordnung nun war es, die, mit einem Höhensteuer voran, das Charakteristische unsers ersten „Luftgleiters“ bildete.

Die Zeit zwischen 1885 und 1900 war vom aëronautischen Standpunkte aus eine Epoche beispiellos reger Tätigkeit, und einen Monat hindurch konnte man sich mit vollem Rechte der Hoffnung hingeben, daß das Zeitalter des Menschenflugs gekommen sei. Aber mit einem Male trat eine ungünstige Wendung ein. Maxim ließ, nachdem er 500000 Francs verausgabt hatte, plötzlich sein Werk im Stich. Die Maschine Aders, die auf Kosten der französischen Regierung konstruiert worden war, versagte, Lilienthal und Pilcher fanden bei ihren Versuchen den Tod. Schließlich stellten auch Chanute und viele andere aus dem oder jenem Grunde ihre Experimente ein. Allerdings erfuhr man später, daß Professor Langley sich im Geheimen mit dem Bau einer Flugmaschine für die Regierung der Vereinigten Staaten befasse. So betrachtete denn das Publikum, durch die Mißgeschicke und die Tragödien, die wir soeben erwähnten, entmutigt, von nun an den Flug durch die Lüfte als etwas dem Menschen Versagtes und schlug über dessen Anhänger, wie über diejenigen des Perpetuum mobile, das Kreuz.

Gegen Ende dieser Zeitepoche nun, im Oktober des Jahres 1900, begannen wir zu Kitty Hawk (in Nord-Karolina) mit unsern wirklichen Experimenten. Unsre Maschine war bestimmt, wie ein Drachen, mit einem Mann an Bord, bei einer Windstärke von 15 bis 20 Meilen die Stunde (24 bis 32 km die Stunde, das ist 6 m 70 bis 8 m 90 die Sekunde) zu fliegen. Aber beim Gebrauch stellten wir fest, daß es weit größerer Windstärken bedurfte, um die Maschine zum Steigen zu bringen. Da aber solche Windstärken nur selten waren, sahen wir uns, um unser neues Gleichgewichtssystem auszuprobieren, genötigt, die Maschine wie einen Drachen, aber ohne Mann an Bord, fliegen zu lassen, indem wir die Hebel mittels Seile, die wir von der Erde aus handhabten, arbeiten ließen. Diese Prozedur flößte uns, wenn auch nicht gerade die erhoffte Begeisterung, so doch wenigstens ein großes Vertrauen zu unserm neuen Gleichgewichtssystem ein.

Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller.

Ein Wort zum Verständnis.

Von Dr. **Heinrich Lilienfein** (Berlin).

Der Zusammenschluß gleicher und verwandter Interessen zu zielbewußten Gruppen bestimmt seit geraumer Zeit die Signatur unsrer Wirtschaftsgeschichte. Es ist ein Klärungsprozeß großen Stils, der, je mehr er seine Kinderkrankheiten über-

Digitized by Google

wunden, sich von politischen Schlacken befreit und einem unwahren Allerwelts-Idealismus den Abschied gegeben hat, als solcher erkannt und bewertet werden kann. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Gruppenbildung schneller und erfolgreicher diejenigen Berufe ergriffen hat, die dem sogenannten praktischen Leben angehören, als die, die auf eine geistige Tätigkeit im strengeren Sinne gerichtet sind. Die persönlichen und sozialen Interessen des einzelnen haben untereinander eine um so feinere und heiklere Grenze, je geistiger sein Arbeitsbereich ist. Die sozialen Interessen z. B. eines Handwerkerstandes müssen sich leichter zusammenfinden und zusammenfassen lassen als die von Ärzten und Anwälten; diese wieder leichter als die von Gelehrten und Künstlern. Es handelt sich dabei nicht um die Wertschätzung der Berufe, sondern um eine logische Einsicht. Die Leistung individualisiert sich in dem Maße, als sie geistiger wird; in dem Maße, als sie sich individualisiert, überwiegt mit Notwendigkeit der persönliche Teil innerhalb der Leistung den sozialen, d. h. die Interessen der Persönlichkeit und des Standes, als zwei Kreise gedacht, decken sich immer weniger leicht und vollständig; sie treffen sich nur noch in größeren oder kleineren Kreisabschnitten oder gar nur noch in einem Berührungspunkt. Diese engeren Sphären der Standes- und Interessengemeinschaft, diese bloßen Berührungspunkte bedürfen einer sorgfältigeren Feststellung, einer längeren Durchbildung, bis sie sich zu einer Gruppe sammeln können und werden — eine Wahrnehmung, die die geschichtliche Entwicklung bestätigt. Die Organisationen fast aller anderen als der rein geistigen Berufe sind bereits Tatsache. Sie bringen ihren wohltätigen, klärenden Einfluß entscheidend zur Geltung, während die Berufsgemeinschaften innerhalb der Presse, der Wissenschaft, der Kunst zum großen Teil erst beginnen, aus losen Vereinen zielbewußte und energische soziale Machtfaktoren zu werden.

Entsprechend langsam hat sich denn auch die Gliederung nach Interessentengruppen für die deutsche Schaubühne vollzogen. Sie wurde eingeleitet durch die Gründung des „Deutschen Bühnen-Vereins“ im Jahre 1846 (erste Generalversammlung 1858), der heute die Leiter fast aller nennenswerten Theater in sich schließt. Erst fünfundzwanzig Jahre später, im Juli 1871, folgte die „Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger“, die, wie ihr Name besagt, die Darsteller, Regisseure usw. der deutschen Bühnen umfaßt. Als letzte Organisation trat zu diesen beiden, weitere 38 Jahre später, der „Verband Deutscher Bühnenschriftsteller“, der die Bühnenautoren Deutschlands, ebenfalls nur mit verschwindenden Ausnahmen, in sich vereinigt. Bühnenschriftsteller-Verband, Bühnenverein und Bühnengenossenschaft als korporative Vertretungen der Autoren, der Theaterdirektoren und der Darsteller repräsentieren seither in sich ein klar gegliedertes soziales Bild der Produzenten der deutschen Bühne, denen das Publikum als Konsument gegenübersteht. Schon diese Tatsache allein muß jedem, der die Tragweite einer Entwicklung nach Interessengruppen in ihrer Notwendigkeit und natürlichen Heilsamkeit für ein soziales Institut, wie es die Bühne darstellt, versteht, einen erfreulichen Fortschritt bedeuten.

Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller, die jüngste unsrer Bühnenorganisationen, hat demnach theoretisch seine wirtschaftliche Berechtigung nicht erst zu erweisen. Sie liegt in dem Umstand, daß er zur Vollständigkeit des gezeichneten Bildes gefehlt hat. Wohl aber scheint es geboten, von seiner praktischen Berechtigung zu reden. Es ist begreiflich, daß die kurze Zeit seines Bestehens ihm wohl ausreichende Beachtung gebracht hat, ihm aber noch nicht ganz und noch nicht überall zu derjenigen Einschätzung verhelfen konnte, die er braucht, um als gleichberechtigte Organisation mit und neben den älteren zu wirken. In erster Linie hat er natürlich seine Lebensfähigkeit durch seine Wirksamkeit zu erweisen. Weil aber diese Wirksamkeit jung ist und ihn unmöglich schon erschöpfend kennzeichnen kann, muß ein etwas liebevolleres Verständnis, als es da und dort zu finden war, seiner gerechten Würdigung zu Hilfe kommen.

Die Vorgeschichte seiner Gründung führt mitten hinein in das Gebiet seiner Aufgaben.

An einem der letzten Dezembertage des Jahres 1907 haben sich — wenn man so will, durch einen Zufall — drei Bühnenschriftsteller von verschiedener Heimat, verschiedenem literarischem Gepräge, verschiedenem Alter im Hause des Bühnenverlegers Entsch in Berlin getroffen. Es war ein Mecklenburger, Max Dreyer, ein Elsässer, Artur Dinter, und ein Schwabe, der ich bin. Sie haben ihre erste flüchtige Bekanntschaft in dem in der Theaterwelt bekannten Café Stallmann verlängert, und eine leise Ironie, die nicht gewollt war, hat es gefügt, daß sie sich am selben Abend das Wort gaben, ihre Berufsgenossen zu einem Verband anzuregen, wie er längst ersehnt, oft geplant, aber nie geglückt war. Die Anregung fand nicht nur Beifall, sondern arbeitswillige Begeisterung. Der von einem vorbereitenden Ausschuß entsandte Aufruf hatte bereits viele der bekanntesten Berufsgenossen zu seinen Unterzeichnern. Am 24. März 1908 erfolgte die Gründung des Verbands. Ein halbes Jahr später fallierte der Bühnenverlag Entsch — unter Umständen, die zahlenmäßig bewiesen, daß es für die Schaffung einer Interessengemeinschaft der deutschen Bühnenschriftsteller höchste und beste Zeit gewesen war.

Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller hat die Rechtsform einer „Eingetragenen Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht“. Es entspricht nur einer gesetzlichen Bestimmung und erschöpft nicht sein Programm, wenn er den ergänzenden

Digitized by Google

Zusatz führt: „zur Organisation des Bühnenvertriebs“. Und doch ist keine seiner Aufgaben zugleich auch für die weitere Oeffentlichkeit interessanter als gerade diese. Es ist sehr viel über die Reform unsres Bühnentums geschrieben worden. Selten aber oder nie ist die praktische Kenntnis wohlmeinender Berater des Theaterwesens dazu vorgedrungen, in der üblichen Form des Bühnenvertriebs eine der Wurzeln all der wirklichen oder eingebildeten Schäden aufzudecken. Es leuchtet aber ein daß — ich rede absichtlich nicht in poetischen Zungen — nicht nur der Produzent Bühnenschriftsteller, sondern auch der Konsument Publikum sehr wesentlich an dem Aussehen des Zwischenhandels interessiert ist. Dieser Zwischenhandel hat sich gewohnheitsmäßig in Agenturen ausgelebt, fern vom Auge des Publikums, fern vom Auge des Gesetzgebers und bis vor kurzem meist auch recht fern vom Auge des Autors. Die Sache sieht äußerlich unbedenklich aus: der Verfasser einer dramatischen Arbeit, im Durchschnitt kein Geschäftsgenie, übergibt gegen eine Gebühr von ca. 10 % an jeder inländischen Aufführungseinnahme sein Werk dem Bühnenverleger, der dafür die Verpflichtung übernimmt, es an die Theater zu vertreiben. Dieser Modus ist an sich brauchbar und bequem, für Schriftsteller und Bühnen; auch wirtschaftlich nicht unnatürlich; er erspart für alle Teile Zeit und Arbeit. Eine Gefahr besteht jedoch sofort, wenn die Entwicklung dazu führt und führen muß, daß dieser Zwischenhandel in den ziemlich ausschließlichen Besitz weniger Firmen oder, wie es drohte und noch heute droht, als Monopol in den Besitz einer einzelnen Firma gelangt. Dann gerät eine unverhältnismäßige Macht aus den Händen der Produzenten: der Schriftsteller und Bühnen einerseits, der Konsumenten, des Publikums andrerseits in die des Zwischenhandels. Ein Beispiel, das nicht erfunden ist, erklärt die Gefahr eindringlich. Der Zwischenhändler hat in seinem Verlag einen Schlager, eine Operette oder ein Lustspiel, um das sich sämtliche Bühnen reißen. Der Theaterdirektor einer mittleren oder kleineren Bühne will oder muß diesen Schlager bringen. Er schreibt an die Agentur, und diese schreibt zurück: ich habe da, außer der bewußten Operette, noch eine Operette, ein Lustspiel, eine dritte Operette. Nimm die gefälligst zur Aufführung an, und dann unterhalten wir uns über den Schlager. Der betreffende Direktor hat die Wahl: entweder er dankt und verliert die Möglichkeit, mit jenem Zugstück zu verdienen, oder er gibt klein bei, d. h. er läßt sich seinen Spielplan, statt von seinem Willen und Geschmack, vom Agenten diktieren. Vielleicht kommen Fälle vor, wo der Agent seine Macht benutzt, um auf diese Weise auch einmal ein schwer gangbares, literarisch wertvolles Stück durchzuschleppen, vielleicht hat also der oder jener Autor vorrübergehend einen Gewinn von dieser anfechtbaren Methode — aber die Bühnenschriftsteller in ihrer Gesamtheit, die Bühnenleiter, das Publikum müssen ein solches System, das durch ein einzelnes Beispiel nur angedeutet werden kann, als moralisch und wirtschaftlich monströs verdammen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als daß ein so gearteter Zwischenhandel den gesunden und natürlichen Fluß der Ware vom Produzenten zum Konsumenten aufhält, trübt, unmöglich macht. Das geschieht auf die Dauer zum Unheil nicht nur der Nächstbeteiligten, sondern der deutschen Kunst. Hier Wandel zu schaffen, den Zwischenhandel auf sein natürliches Maß zurückzuführen, ist ein Verdienst. Der Verband hat sich mit dem Deutschen Bühnenverein zur Lösung dieser Aufgabe zusammengefunden. Solange er existiert, besteht die Gewähr, daß ein unerträglicher Zustand, am Ende das Monopol einer einzelnen Firma, nicht eintreten wird. Einer seiner ersten Schritte, der in dieser Bahn liegt, war die mit dem Bühnenverein veranstaltete Eingabe an das preußische Handelsministerium, die das Verbot der gleichzeitigen Führung einer Stückagentur und einer Schauspieleragentur aus Gründen, die nach dem Vorigen einzusehen sind, anstrebte und erreichte. Andere Schritte in derselben Richtung sind unternommen oder werden vorbereitet. Auch sie werden nicht ergebnislos bleiben. Aus der Mitte des Verbands, aber wirtschaftlich von ihm unabhängig, ist auch den bestehenden Agenturen die „Vertriebstelle des Verbands Deutscher Bühnenschriftsteller“ gegenübergestellt worden, die sich zu einer Musteranstalt entwickeln möchte. Vielleicht gehört die Zukunft einem Monopol des Bühnenvertriebs: dann würde es aber so aussehen, wie der Verband und der Bühnenverein, nicht wie ein einzelner Agent es will.

Neben dieser Aufgabe harren des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller eine reiche Anzahl andrer, die nicht so augenfällig allgemeines Interesse haben, wenngleich ihre Lösung auch dazu angetan ist, den wirtschaftlichen Organismus unsres Bühnentums klarer und damit gesünder zu machen. Eine gesunde Regelung des Abrechnungswesens, sowohl der Bühnen als der Agenturen, ist dringend vorgesehen. Dank der entgegenkommenden Haltung des Bühnenvereins, der die Wichtigkeit des Zusammenschlusses der Bühnenschriftsteller zeitig erkannt hat, ist die Verständigung über einen Normalvertrag zwischen Autor und Bühne, der die Interessen des Schriftstellers in materieller wie ideeller Hinsicht schützt, in nicht zu ferner Zeit erreicht. Ein Zusammenwirken mit verwandten einheimischen und ausländischen Verbänden ist in die Wege geleitet, teilweise sogar schon erlangt. Es gehört mit zu den wichtigsten Aufgaben des Verbands, „auf Wahrung der Rechte des geistigen Eigentums in denjenigen Auslandsstaaten hinzuwirken, in denen eine solche Regelung bisher noch nicht erzielt worden ist“. Endlich ist es begreiflicherweise immer

Digitized by Google

und überall das Bestreben dieser wie jeder vernünftigen Berufsgruppe, das Recht jedes einzelnen ihrer Genossen gegen wen immer so nachdrücklich wie möglich zu verteidigen. Auf den vielbesprochenen Fall aus jüngster Zeit, in dem der Verband zum Schutz eines Mitgliedes sich entschloß, über ein Berliner Theater den Boykott zu verhängen, kann ich hier nicht des Näheren eingehen. Er ist mit jugendlichem Ungestüm vorgegangen. Wenn man mit ihm über das Tempo streiten will — über die Berechtigung seines Vorgehens sollte man es nicht. Eine einzelne Bühne, die übrigens nicht dem Bühnenverein angehört, und ein Verband von etlichen hundert Schriftstellern sind schließlich keine adäquaten Größen, und wenn der Kleinere den Größeren auf seine noch so bestimmte Vorstellung nicht ernst nehmen will, so ist es das Recht des letzteren und Pflicht der Selbstachtung, sich Ernst zu verschaffen. Es gilt von dieser Provokation, was eine Tageszeitung schrieb: „Keiner Tapeziererorganisation würde man so begegnen, aus Besorgnis, es für immer mit ihr zu verderben.“ Die unmittelbaren wirtschaftlichen Folgen eines Boykotts für das betroffene Theater hat im Verbande niemand überschätzt; aber jeder, dem das Material der Vorgänge vollständig zugänglich gemacht werden könnte, würde die moralische Notwendigkeit dieses Schritts einsehen und billigen. Man hat u. a. befürchtet, es möchte dieses Vorgehen, das auch eine Kraftprobe nach innen vorstellt, für den Verband selber kritisch werden und zu Absplitterungen führen. Wer nicht erfassen kann oder will, was eine Standesgruppe heute für den einzelnen bedeutet, auch wenn er gelegentlich dafür Opfer bringen muß, splittere ab! Aber selbst den Fall gesetzt, der Verband würde jemals an einer ähnlichen Krisis Schaden nehmen: es wäre für den, der Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, ein Schaden, über den zu lachen nicht weise wäre.

Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller hat sich von vornherein von der Formulierung eines idealen Programms oder auch nur von idealen Versprechungen ferngehalten. Es gibt — Gott sei's geklagt — noch immer Leute, die es für das normale Los des deutschen Dichters halten, vermittelst einer Dachkammer und eines Hungertuchs unsterblich zu werden. Sie werden sich von dieser Genossenschaft nichts versprechen und sie vielleicht nur für eine Anstalt mehr zur Bereicherung der Bühnenschriftsteller halten, die ja doch alle an Tantiemen demnächst ersticken. Solchen Leuten ist nicht zu helfen, nichts zu erklären. Aber alle andern, die ein offenes Auge dafür haben, was die Klärung eines wirtschaftlichen Bildes für die Entwicklung einer sozialen Einrichtung bedeutet; alle, die es würdigen können, daß auch ideale Ziele am ehesten erreichbar sind — nicht auf dem früher so beliebten Ritt durch die Wolken —, sondern mit einem Stück Realität unter den Füßen, auch nicht von heute auf morgen, sondern unter allmählicher Zusammenfassung und Anpassung der verschiedensten Kräfte und Köpfe nach einem gemeinsamen Ziel — die sollten nicht zu den Feinden dieses Verbands gehören.

Hans Thoma.

Von **Adolf Heilborn** (Steglitz).

Es geht mit der Betrachtung von Kunstwerken, sagt Grillparzer einmal, wie mit der Beschauung von Naturgegenständen. Während der stumpfe Sinn des gewöhnlichen Hinschlenderers beim Anblick eines Baumes eben nichts bemerkt, als daß er grün sei, sieht das scharfe, wohl gar kunstgeübte Auge eine solche Welt von Abstufungen der Farbe und des Lichts, daß der Beschauer stundenlang stehen und immer wieder den Baum betrachten kann, ja, wenn er Maler ist und eine Nachbildung versuchen will, gerät er in Verzweiflung, auf der Palette jene Farben zu finden, die der andre mit der Bezeichnung „grün“ so schnell abgefertigt hat.

„Thoma-Salat“ nannten ums Jahr 1869 die biedern Karlsruher Spießer, erzählt uns Thoma in seinen Erinnerungsblättern*), einen bestimmten Salat. „Ich wußte die Zeichen der Zeit wohl zu deuten. Sich wehren gegen die öffentliche Meinung, wäre Unsinn gewesen — dumm war ich gerade nie — und still aus dem Wege gehen, war das Richtigste.“ Und an andrer Stelle heißt es: „Meine Bilder, die ich so nach und nach im Kunstverein ausstellte, wurden als etwas Unerhörtes betrachtet. Die Kunstfreunde sind allerorts, und so auch in Karlsruhe, sehr lebhafter Art — die öffentliche Kunstmeinung war zudem in jener Zeit recht eng zusammen, und so fuhr man mit Zorn, mit Spott und Hohn darüber her — so was! — chinesisch, japanisch nannte man die Bilder, was heutzutage freilich nicht mehr für so schimpflich gilt wie im Jahre 1869. Eine Anzahl dieser Kunstvereinsmitglieder machte eine Eingabe an den Vorstand, daß man mir das Ausstellen durch einen Beschluß ein für allemal verbieten solle . . . Wenn man dies liest, so könnte man etwa meinen, daß eine solche Entrüstung des braven Bürgergefühls daher gekommen sei, weil die Bilder etwas gegenständlich Unpassendes enthalten hätten — und ich muß, um nicht etwa diesen Verdacht aufkommen zu lassen, ausdrücklich sagen, daß es die unschuldigsten Gegenstände von der Welt waren: Blumen, Land-

*) Hans Thoma: „Im Herbst des Lebens“, gesammelte Erinnerungsblätter, Verlag der „Süddeutschen Monatshefte“ (München). Ein ganz prächtiges «document humain», wert, den Richterschen „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ an die Seite gesetzt zu werden.

Digitized by Google

schaften, Tiere und Menschen -- sie waren von solider Zeichnung und Ausführung und ruhig harmonischer Farbe — ein tiefes, sattes Grün mag vorherrschend gewesen sein."

Thoma als kühner Revolutionär, gegen den man Barrikaden errichtet, dem man die Tür verschließt, vor dem man wie vorm leibhaftigen Gottseibeiuns selber drei Kreuze schlägt, — das ist uns Jüngeren, die geboren wurden, da jene Schlachten schon geschlagen waren, ganz unfaßbar. Diesen Hans Thoma, den gesundesten, naivsten, deutschesten Künstler unsrer Zeit, Thoma, dessen Schaffen die Kunst eines Dürer, Cranach, Grünewald geradeswegs fortzuführen scheint, dessen Wesen an die Note der Richter und Schwind sympathisch anklingt (und doch ein eigner Akkord voll süßen Wohllauts ist), diesen Meister als Ketzer zu betrachten, das erscheint uns ganz unmöglich. Wir sind gesünder geworden, gesund geworden, dank ihm und seinesgleichen — ich denke auch an Gottfried Keller hier —, wir haben durch ihn wieder sehen gelernt. Er steht mit beiden Beinen auf der festgegründeten, dauernden Erde; er ist eins im Gefühl mit unsern stummen „Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser", nicht ein Fremdes in der Natur, und diese Liebe — die höchste, die der Mensch fühlen kann —, diese Freude am Dasein in der weiten, so unsagbar schönen Gotteswelt strömt ihm aus der Seele durch das Auge in die Hand, die den Pinsel liebend führt. Er ist durch und durch Realist, trotz Liebermann, ja, mehr als alle diese Modernen; er klügelt nicht, ist einfach, schlicht, es fehlt ihm all das Komplizierte, krankhaft Nervöse. Er ist gesund wie das Volkslied — und viele, viele seiner Landschaften sind heimelige Volkslieder — er ist gesund wie das Volksmärchen —, und wenn seine Phantasie den Pinsel führt, so schenkt sie uns solche Märchen — und darum, so ich das Urteil Wilhelm Grimms über unsre Volksmärchen auf Thomas Kunst anwenden soll, bedarf das deutsche Volk seiner Bilder. Es geht ein unaussprechlicher Reiz von diesen Bildern aus, es klingt daraus in unsre Seele, daß wir wie in tiefe Träume versunken davor stehen bleiben, alles um uns vergessen, nur in dem Bilde leben. Wie die Natur selbst: ein sonnenheller Frühlingstag voll süßer Ahnungen, ein schwüler Sommertag voll verheißender Erfüllung, ein lichter Herbstmorgen voll verklärten Scheidens, das Gebirge, die See, die Schwarzwaldsonne, das Dorf — so sind seine Landschaften*), und Symbole des Lebens sind seine Menschen: das ist die Mutter, die Großmutter, der Bauer, der Ritter, und es ist auch der Christus, wie wir Deutsche ihn erfassen, empfinden, lieben. Mir sind seine Bilder wie Musik von Haydn und Mozart, die so himmelhoch über die eines Wagner ragt, weil sie so einfach und schlicht ist. Und in allen Künsten ist das Schlichte, Einfache das Höchste.

Man sagt immer: Thoma sei von Courbet beeinflußt, und in dieser Kritik soll etwas Verkleinerndes liegen. Nun, es gibt gar keinen Künstler, der nicht von irgend einem andern „beeinflußt" wäre. Wie in der Wissenschaft, steht auch in der Kunst immer einer auf den Schultern des andern. Aber man darf von solcher Beeinflussung nicht sprechen — und das gilt für Thoma bezüglich der Beeinflussung durch Courbet —, wenn der Künstler nicht gleichsam ewig im Banne des andern bleibt, wenn er nur das ihm Gemäße aufnimmt, seiht, läutert — um ein Wort der Physiologie zu gebrauchen — sich, seiner Eigenart assimiliert. Im Grunde genommen ist Kunst (mit Thomas Wort) „gar kein Prinzip, keine Theorie, sondern eine Lebensäußerung, die an Persönlichkeit gebunden ist und nur durch Persönlichkeit am Leben erhalten werden kann."

Wir wollen froh und stolz sein, daß wir eine künstlerische Persönlichkeit von solcher unbeeinflußbaren Eigenart wie den Hans Thoma unser nennen können. Wir wollen ihm danken, daß er unter denen war, die uns gesund gemacht haben, uns haben auf uns selbst besinnen machen. Wo immer die besten deutschen Namen genannt werden, da wird auch der seine in eigenem Tone klingen und klingen durch die Jahrhunderte.

*) Eine Anzahl der schönsten „Landschaften" Thomas sind jetzt in trefflicher Reproduktion bei Joh. Scholz (Mainz) erschienen. Zahlreiche Originallithographien des Meisters haben Breitkopf & Härtel (Leipzig) herausgegeben.

Aphorismen von Hans Thoma.

Aus: „Im Herbste des Lebens".

Die Anfänge der Kunst werden immer instinktiver Natur sein. Die Erziehung vollziehe sich unbewußt — die Grundlage wird gelegt zu einer nachfolgenden bewußten Erziehung und Ausbildung, welche immer so bewußt sein soll, daß sie die unbewußte Erziehung, dies Kapital, respektiert.

* * *

Augen, Augen, das ist ja doch alles, was man mitbringen sollte zu einer (italienischen) Reise — Bücher nur so viele, daß sie die Augen nicht verderben.

Morgenrot.

Eine Fabel von **Edward Stilgebauer** (Frankfurt a. M.).

Lange waren sie gewandert, schweigend nebeneinander, Vater und Sohn, nach dem heimatlichen Tale, lange. Und es war Nacht. Leise raunten die Blätter des Waldes, raunten ein Lied von Frieden und Glück.

Als die beiden durch die Gefilde geschritten, lag Abendsonnenglanz über dem blühenden Garten,

Digitized by Google

Abendsonnenglanz über der Ähren goldner Fülle, über der Bäume reifender Frucht.

Aber jetzt war es Nacht.

Und weiter waren sie gewandert, stundenlang weiter durch die trostlose Nacht, denn sie suchten die Heimat, das Tal des Friedens.

„Sieh, Vater," sprach der Jüngling mit einem Male, „sieh den roten Streifen am Horizonte, wie er leuchtet durch die Bäume des Waldes, das ist der Morgen, bald sind wir am Ziel."

Und der Alte antwortete kein Wort.

Tiefgebeugt schleppte er sich weiter an der Seite des Sohnes, der trunknen Auges dem Morgenrot entgegen die Schritte beflügelte.

Und sie kamen an das Ende des Waldes. Vor ihnen das Tal, das Tal der Heimat, das langersehnte.

Glutrot leuchtet der ganze Himmel.

Da jauchzte der Jüngling: „Der Morgen, Vater, Vater der Morgen."

Aber der Vater sagte nichts. Er schien noch gebeugter, noch altersgeknickter. Tränen standen in seinen Augen.

Denn drüben brannte das Dorf seiner Heimat, der ganze Himmel war scharlachrot.

Aber der Jüngling trug einen Flor um die Augen. Er sah es nicht.

Und der Alte blieb stehen.

Zitternd sah er eine Welt in Flammen vergehen, seine Welt.

Er konnte nicht weiter, seine Glieder waren gelähmt.

„Der Morgen, der Morgen," jauchzte der Jüngling und eilte dem brennenden Dorfe entgegen.

Der Kunstliebhaber.

Eine Betrachtung von Jos. Aug. Lux (Dresden).

I.

Er ist aus künstlerischem Instinkt eine kosmopolitische Natur. Seine „Bodenständigkeit" ist nicht die des Nachtwächters oder des ästhetischen Polizeibüttels. Heimatkunst, gewiß begreift er sie auch und genießt sie, wie etwa eine Sommerfrische, wo man auf Kultur verzichten und in schlechten Betten schlafen muß. Aber seine eigentliche Heimat kann nicht dort sein, wo die Kunst erst gilt, wenn sie dem Gewohnheitsbilde entspricht. Heimatkunst, das ist die Kunst des Gewohnheitsbildes. Die hohen Werke sind nicht aus der Krähwinkelperspektive zu ermessen. Hohe Kunst als menschlicher Allgemeinwert ist ebenfalls kosmopolitisch. Hellenischer Geist, japanische Kunst und Höhenverwandtes leuchtet über allen Horizonten; aber Oberbayern in Berlin, das wirkt schon lächerlich. Heimatkunst als Alltagsweisheit für das Handwerk frommt der Niederung; jedoch über dem Polizeigeist der ästhetischen Zwangsvorschriften steht die hohe Kunst. Die geistige Heimat des Kunstliebhabers ist nicht irgendwie politisch, national oder lokal begrenzt, seine Gemeinde durch kein Ortsstatut vergewaltigt. Seine Gemeinde ist heute nicht sehr zahlreich; aber sie umspannt die Erde und findet ihre Mitglieder in Petersburg wie in Berlin ebenso gut, wie in Paris und in London und häufig dort, wo man sie nicht anzutreffen hofft. Ihr Haus ist die Oase in der großen Wüstenei der Zivilisation. Hier herrschen nicht bloß die Altertümer, sondern als entscheidendes Merkmal die lebendige Kunst, die vor dem Pöbel am grünen Tisch und auf der Straße keine Gnade findet. Der geniale Sinn für das Lebendige und Keimhafte in der neuen Kunst, die fast mit biologischer Notwendigkeit dem Eigenleben einer Künstlerindividualität entspringt, unterscheidet ihn von dem Altertums- und Raritätensammler, der bloß die Karrikatur des Kunstliebhabers ist. Zwar ist das Kunstwerk immer eine Rarität, besonders heute; aber nicht weniger selten als der künstlerisch Einzige „und sein Eigentum" ist der rezeptive Fanatiker, der die ungewöhnliche, charakteristische Schönheit sucht und mit dem Feinsten und Kostbarsten, das die Welt hervorbringt, in Übereinstimmung lebt. Er, der Kunstliebhaber, nicht das Volk ist die heimliche Hoffnung jedes Künstlers. Der Beifallslärm auf dem Markte ist eher ein schlechtes denn ein gutes Zeichen für ein neues Kunstwerk. Materielle Notwendigkeiten, die zum Wettbewerb um den Beifall der Menge aufpeitschen, sind keine künstlerischen Notwendigkeiten und gehören daher auf ein anderes Blatt. Denn es steht fest, daß die Menge kein Urteil, keine Vernunft, keinen künstlerischen Instinkt hat. Sie hat nur stürmische, ungerechte Liebkosungen und ebensolche Gehässigkeiten. Ein neues Werk, das darauf angelegt ist, fünfzigtausend Menschen zu gefallen und von diesen fünfzigtausend Menschen verstanden zu werden, ist alles, nur kein Kunstwerk. Es gibt keine neue Wahrheit, keine Offenbarung, die für fünfzigtausend Leute bestimmt ist. Kunst für das Volk, das gibt es nicht. Kunst für das Volk bedeutet, daß das Volk die Autorität über den Künstler hat und ihn bestimmt, eine Sache zu machen, die von der unqualifizierten Menge verstanden werden kann.

Es gibt Leute, die ein Leben in dem hoffnungslosen Wahn verbringen, „Kunst fürs Volk" hervorbringen oder alle Klassen zu Kunstliebhabern erziehen zu können. Die schulmeisterliche Absicht, der Menge das bieten zu wollen, was sie nie verstanden hat und niemals verstehen wird, führt mitten in die erhabene Absurdität der Heilsarmee, die wir in Deutschland auf allen Gebieten haben. Es liegt eine herausfordernde Komik in dem Geschäft, ein Kunstwerk zu präparieren, das dem exklusiven Liebhaber wie dem Droschkenkutscher, der hochkultivierten Persönlichkeit wie dem pfründnerhaften Dorfschulmeister intimeres Ver-

Digitized by Google

ständnis abzwingen soll. Aber die allgemeine Kunstbetrachtung, die der populäre Ausfluß der akademischen Kunstlehre ist, hat sich nur über ein paar Konventionen geeinigt, die im Kunstwerk, das sich vollständig gibt, regelmäßig und naturnotwendig versagen. Alle fruchtlosen Bemühungen dieser Art erhärten die Tatsache, daß die Autorität des Künstlers über der Menge steht. Die Menge besitzt keine Autorität, sie besitzt höchstens blinde Gewalttätigkeit. Von Vertretern der Kunst für das Volk wird zwar behauptet, die wenigen Kunstliebhaber, die abseits stehen, kämen nicht in Betracht, sie seien entbehrlich, wie überhaupt die Kunst des Exklusiven. Dieser demagogischen Behauptung gegenüber ist festzustellen, daß Kunst überhaupt nicht mehr hervorgebracht würde, wenn es nach dem Sinn der Kommissionen und Anhänger des „Kunst-fürs-Volk"-Begriffes ginge. Der vermögende Kunstliebhaber ist für die besten Kunstwerke oftmals der einzige Angelpunkt, er ist also gar nicht zu entbehren. Und die Kunst, die sich plötzlich und überraschend offenbart, ist immer exklusiv, so lange sie neu ist. Trotz des Gesetzes ist der l'art pour l'art-Begriff unsterblich. Alle großen Werke, die nachmals als „Kunst fürs Volk" proklamiert wurden, sind als l'art pour l'art entstanden und, dem feindseligen Hohn der Menge entzogen, im Schutze der Exklusivität groß geworden. Zwar kommt für die hohen Werke der Exklusiven immer einmal die Zeit, da sie in wohlfeilen Künstlermappen oder in billigen Klassikerausgaben, zwanzig Bände gebunden in drei Bänden, gleich miserabel in Druck und Papier, als Kunst fürs Volk verausgabt werden, um in der massenhaften Verbreitung ein neues Monopol gegen die lebendige und werdende Kunst zu schaffen. Der Gedanke der Exklusivität und des l'art pour l'art-Grundsatzes, der auch in diesen Werken von der Menge unerkannt ruht, könnte befreiend wirken. Aber die allgemeine Kunstbetrachtung sucht nicht das Charakteristische, das Besondere und Individuelle, sondern das Typische, Allgemeine und Uninteressante hervorzuheben und aus seichten Argumenten einer neuen Kunst den Fallstrick zu drehen. Die berüchtigten „Klassiker" sind eine Schöpfung der Katheder-weisheit; dem biologischen Sinn des Kunstwerkes gemäß, existiert so etwas nicht. Der Begriff „Klassiker" ist bekämpfenswert, weil er eine Monopolisierung bedeutet, einen Mißbrauch der vergangenen Kunst, und eine Scharfrichterei gegen die neue Kunst, die schon wegen ihrer Neuheit eine Erlösung und ein Labsal ist. Der Weg, der über die Reproduktionen der alten Meister zum lebendigen Verständnis der Gauguin, van Gogh, Klimt, Hodler u. s. f. führt? Der Weg existiert nicht. Er führt überhaupt nicht über die Reproduktion. Und was der neue Rummel über die größenhaften Kitschvirtuosen Gainsborough, Constable und ihren Umkreis der neuen Kunst unsrer Zeit gegenüber bedeutet? Nichts als eine andre Binde um die Augen. Während auf dem Markt der große Schatten der alten Kunst zerstückt und verhandelt wird, steht abseits der Kunstliebhaber, dem sagenhaften Fischer gleich, berückt von dem lebensvollen Schauspiel, wie jede neue Welle neues Gold in den Sand wirft.

Liliencrons letzte Gaben.

Von **Hans Bethge** (Steglitz).

Liliencron starb im Juli, und schon jetzt sind, durch Richard Dehmel geordnet, die beiden Bände erschienen, die uns den dichterischen Nachlaß des Verstorbenen darbieten. Es ist ein erzählendes Buch, das sieben Novellen enthält und den Titel: „Letzte Ernte" führt. Und ein Gedichtbuch mit dem schönen Titel „Gute Nacht". Das letztere ist mit einer Reproduktion der Totenmaske Liliencrons geschmückt, die besonders das Soldatische an diesem Kopfe deutlich in Erscheinung treten läßt. Das Novellenbuch zeigt ein gutes Bild nach dem lebenden Liliencron, wie wir ihn aus den Tagen seines Alters kennen. Beide Bände erschienen bei Schuster & Loeffler in Berlin.

Das Novellenbuch übermittelt uns echteste Liliencronsche Prosa, mit all ihren Vorzügen und Schwächen. Zwei der Geschichten ragen weit vor den anderen hervor, — es sind zwei Soldatengeschichten im Stile des berühmtesten und besten Liliencronschen Prosabuches, der „Kriegsnovellen". Die eine davon, „Eine Soldatenphantasie", stammt aus der frühesten Schaffenszeit des Dichters, und es ist recht verwunderlich, daß sie nicht schon längst veröffentlicht worden ist. Die andere, „Der alte Wachtmeister", gibt eine sehr schöne, prägnante und eindrucksvolle Vision aus den Tagen Napoleons.

Diese beiden Geschichten zeichnen sich vor den übrigen so vorteilhaft aus, weil sie so außerordentlich sicher gestaltet sind, — was man von den andern nicht gerade sagen kann. In diesen Soldatennovellen ist alles aufs klarste gesehen, alles zum Bilde geworden. Es ist warmes, pulsendes Leben, was sich vor uns abspielt, und wir sind mitten in den Ereignissen. Liliencron hat in den Kriegen gegen Österreich und Frankreich, die er als Offizier mitgemacht hat, solche Szenen erlebt, wie er sie uns hier schildert, und wir haben den Eindruck absoluter Wahrheit. Ich spreche von geschilderten Szenen, — und dieser Ausdruck kennzeichnet Liliencrons Prosa in der Tat nnd erschöpft sie beinahe —: er ist im letzten Grunde gar kein Erzähler, sondern ein Schilderer. Er weiß einzelne Szenen, einzelne Bilder oft meisterlich heraufzuführen, — aber sobald es sich um eine Verschlingung von Ereignissen handelt, oder um eine psychologische Gestaltung, fühlt man seine Schwächen. Seine Kriegsnovellen bestehen aus der schlichten

Digitized by Google

Aneinanderreihung einer Anzahl klar gesehener Szenen, sie wollen gar keine Psychologie oder Verkettung geben, und deshalb gelingen sie ihm so vortrefflich. Das, was ich aus diesem seinem letzten Prosabuch als Besitztum mit hinwegnehme, sind zwei wunderschöne, plastisch geschaute Bilder. Das eine gehört der wüsten, furchtbaren Sturmflutnacht des Jahres 1825 an. Die Deiche der Nordsee rissen; das Meer wütet ins Land hinein, viele Häuser auf ihren Werften stürzen ein, und manche brennen wie Fackeln durch die Nacht, — und in eins dieser brennenden Häuser fährt ein großer, spanischer Dreimaster hinein, der durch den Deich getrieben ist, fährt fest und fängt Feuer an dem brennenden Hause . . . .

Das andere Bild findet man in der Kriegsgeschichte „Eine Soldatenphantasie“. Der Erzähler humpelt verwundet über das nächtliche Schlachtfeld. Der Mond schwimmt ruhig am Himmel, die Sterne flimmern in ewiger Schönheit. Endlich hört das Schlachtfeld auf. Nur einzelne Tote noch. Ein blasses Gesicht fällt dem Humpelnden auf: ein schlanker, junger Unteroffizier seines Regiments liegt hier an einem wilden Rosenbusch. Der Schuß traf ihn mitten durch die Brust. Eine einzelne Rose wiegt sich über ihm und küßt die kalten Züge. Der Humpelnde bricht sie ab und legt sie dem Toten aufs Herz.

Unvergeßlich, diese einsame, schwankende Rose über dem Toten, die dann die Brust ihm ziert!

Von den andern Geschichten ist die beste „Vor Tagesanbruch“. Ein Offizier, ein ernster, feiner Mensch, der eine schöne und geliebte Braut sein eigen nennt, wird von einer verführerischen Dirne umgarnt und verliebt sich in sie — und in der Verwirrung seines Empfindens gibt er ihr und sich den Tod. Die Erzählung ist gut und fesselnd vorgetragen, und man hat das Gefühl von ihrer inneren Wahrheit. „Der gelbe Kasten“ dagegen, eine Schuldengeschichte mit einem reichen Engländer als deus ex machina, mutet recht unwahrscheinlich an. „Das Ehepaar Quint“ ist etwas pointenlos, und das „Muttermal“ hat einen psychologischen Knax. Aus allen diesen Geschichten blickt uns etwas auffallend Naives, Kindliches an. Das Unkomplizierte dieser Art ist nicht stark genug zu betonen. Diese Erzählungen stehen etwas fremd in unserer heutigen, auf verwickelte, psychologische Vorgänge ausgehenden Dichtung da. Die Gesamtstimmung dieses Novellenbandes hat etwas Gerades, Aufrichtiges, Treues. Hier spricht kein Seelenkünder, sondern ein guter Beobachter, ein Plastiker des äußeren Lebens. Hier spricht eine schlichte, soldatisch gerade, liebenswürdige Natur.

Der Gedichtband „Gute Nacht“ ist natürlich nicht berufen, irgend etwas an dem Bilde des Lyrikers Liliencron zu ändern, das wir in uns tragen. Das Buch ist eine willkommene Variation der uns seit langem lieb gewordenen Klänge. Es ist nicht einmal alles neu darin, dieses und jenes Gedicht ist aus früheren Bänden herübergenommen. Die holzschnittmäßige, derbe und breite, etwas an das Gebaren mittelalterlicher Landsknechte gemahnende Manier, die sich in Liliencrons letzten Versbüchern zeigte, wird in diesem posthumen Bande fortgesetzt und abgeschlossen. Das eigne Erleben tritt stark zurück, der im engeren Sinn lyrische Dichter tritt zurück vor dem Bildner kräftiger Romanzen und Balladen. Die feinen, kleinen, duftigen Liebes- und Landschaftsstimmungen, die einen Raum in Liliencrons ersten, mehr spezifisch lyrischen Büchern einnahmen, sind verschwunden. Der balladeske Ton herrscht durchaus vor; es wird an Zeitereignisse angeknüpft, einige kriegerische Bilder aus Deutsch-Südwestafrika werden gestaltet, im Anschluß an Zeitungsberichte. Eine Handvoll Sizilianen (eine Form, der Liliencron immer besonders hold war) klingt mit altgewohnter Sicherheit vorüber, und der klare Rhythmus einiger edelgebildeter Sonette berührt mit schönem Flügelschlag das empfängliche Ohr. Hier und da spricht der alte Dichter auch vom Tode, ruhig, ohne Bitterkeit. Er wußte, daß ihm die Cypresse näher war als die Zeit der Rosenlauben. Am schönsten führt er uns den Tod herauf in einem kleinen Gedicht, das uns aufs Schlachtfeld versetzt. Hier gelingt ihm wieder ein vortreffliches Bild: die Fahnen der beiden Parteien, die sich vor der sieghaften Gestalt des Todes verneigen. So lautet das Gedicht:

Morgenrot und Abendrot.

Vor der Schlacht, im Morgenrot,
Legt um seines Pferdes Hals
Den Arm der Tod.
Er lehnt sich an die Mähne,
Schmökt sein isabellgelbes Tonpfeifchen
Und grinst ins Tal,
Wo, wie zwei stößige Hirsche,
Zwei Heere zusammenstoßen wollen.

Nach der Schlacht, im Abendrot,
Reitet gleichgültig-gemütlich-gemächlich
Übers Blutfeld der Tod.
Tralala!
Den Erschlagenen speit er
In die gebrochenen Augen,
Wie der Fischer ins Wasser speit.
Ihn salutieren friedlich durcheinander
Die von beiden Feinden
Wie mit Geierkrallen
Gegenseitig entrissenen
Fahnen und Standarten:
Hurra! der Sieger!

Auch Liliencron hat schließlich seine Fahne vor dem Allesbeherrscher neigen müssen. Er starb kurz nach der Rückkehr von einer Reise, die er mit Weib und Kindern nach den französischen Schlachtfeldern unternommen hatte. Dort, bei Mars-la-Tour, hat er den Seinigen noch gezeigt, wo er dereinst Patrouillen geritten und im Kampfe gestanden hatte und wo er verwundet worden war. Er war ein berühmter Dichter, aber ich glaube, es wäre ihm noch viel lieber gewesen, wenn er ein berühmter Soldat geworden wäre.

Digitized by Google

Balladen aus dem alten Wien.

Von Franz Karl Ginzkey.

I.

1. Das Lied vom Kegler Simon Gnu.

(Nach einer alten Wiener Sage.)

Es war der Drechsler Simon Gnu
Der beste Kegler im ganzen Land.
Er schob, und kniff das Auge zu,
„Alle Neune“ mit rechter und linker Hand,
Auch schob er „alle Neune“
Nach rückwärts durch die Beine
Und auch nach vorn durch jedes Bein
Schob rechts und links er „alle Neun“.
Gut Holz!

Indes er so beim Kegeln sprang
Von einem auf das andre Bein,
Daheim mit Not und Hunger rang
Sein Weib mit seinen Kinderlein.
Sie hungerten und froren
Wie Bettler vor den Toren.
Das störte nicht die Seelenruh
Dem Keglerkönig Simon Gnu.
Gut Holz!

Was kümmert ihn der Seinen Not?
Er sann, daß er im Spiel gewann,
Vom Morgen bis zum Abendrot
Und wieder bis zum Morgen dann.
Er kam zu jedem Feste
Und plünderte die Gäste,
Er zog sie wie ein Hamster aus
Und ging betrunken dann nach Haus.
Gut Holz!

In einer lauen Sommernacht
Da trieb er's ganz besonders toll.
Hat alle um ihr Geld gebracht
Und trank sich dann sternhagelvoll.
Nun kegelt er alleine
Für sich im Mondenscheine,
Da fühlt er eine leise Hand —
Ein Fremdling ihm zur Seite stand.
Gut Holz!

„Gut Holz!“ so spricht der fremde Mann.
„Ich bin wie du dem Kegeln hold.
Nun sehn wir, wer's geschickter kann,
Es geht um diesen Beutel Gold.
Hie Gold und hie die Seele!
Schau Jeder, was er wähle!“
„Es gilt!“ „Den ersten Schub hast du!
Nun sieh dazu, o Simon Gnu!
Gut Holz!“

Der Drechsler lacht und prüft nicht viel.
Wer meistern kann, der braucht kein Glück.
Ihm ist das nur ein Kinderspiel.
Er wendet sich getrost zurück
Und kegelt durch die Beine.
— Hinpurzeln alle Neune!
„Nanu, mein Freund,“ lacht Simon Gnu,
„Nun sieh dazu, und kegle du!
Gut Holz!“

Der Fremde zieht die Stirne kraus,
Ihn ärgert dieser Dinge Lauf.
Indes geht Simon Gnu hinaus
Und schreit: „Ich stell' die Kegel auf!“
Was glaubt ihr, daß er machte?
Er stellt statt neun nur achte
Und denkt: wo stehn der Kegel acht,
Hat keiner „alle Neun“ gemacht.
Gut Holz!

Was nimmt der Fremdling nun zur Hand?
Den Drechsler faßt es kalt beim Schopf —
Es ist ein Ding, so weiß wie Sand
Und grinsend wie ein Totenkopf.
Es saust und flattert, rattert und knattert,
Streckt hin alle Acht und prallt mit Macht
Dem Gnu an die Stirn — mitten ins Hirn.
Der Fremde lacht: „Es standen acht,
Doch hab' ich „alle Neun“ gemacht!“
Mausetot liegt Simon Gnu.
Gott schenk' ihm die ewige Ruh.
Gut Holz!

2. Ballade vom lieben Augustin.

(Im Walzertakt.)

War einst ein Spielmann im lustigen Wien,
Augustin hieß er, und wo er erschien,
Lachten die Leute und freuten sich sehr.
War doch kein andrer so lustig wie er.

Saß er im Wirtshaus beim funkelnden Wein,
Trank er so lang, bis kein Heller mehr sein.
Siehe, dann sang er mit fröhlichem Sinn:
O du lieber Augustin, alles ist hin!

Kommt doch für jeden die Zeit auf der Welt,
Daß ihm sein Glück auf ein Häuflein zerfällt.
Wohl ihm, vermag er mit Trostes Gewinn
Fröhlich zu singen dann: alles ist hin!

Einst schlich Frau Pest sich nach Wien in die Stadt.
Tausende fraß sie und fraß sich nicht satt.
Bald gab's kein Haus, wo der Tod nicht erschien.
Schreckenerstarrt lag das lachende Wien.

Dieser Zyklus von „Balladen aus dem alten Wien“, den wir hiermit in seiner Gesamtheit zum erstenmal veröffentlichen, bildet den ersten Abschnitt eines im kommenden Frühjahr bei L. Staackmann in Leipzig erscheinenden Versbuches „Balladen und neue Lieder“ von Franz Karl Ginzkey.

Digitized by Google

Einer nur war, der den Mut nicht verlor.
Dudelsackpfeifend und keck wie zuvor
Blieb nur Freund Auguſtin, immer bereit,
Luſtig zu ſein in der ſchrecklichen Zeit.

Einmal geſchah's, und es war in der Nacht,
Auguſtin gab auf dem Heimweg nicht acht,
War ganz beſeligt von Mondſchein und Wein,
Fiel in ein Peſtloch — mitten hinein.

Tote auf Toten dort lagen zu Hauf,
Auguſtin purzelte mitten darauf.
Aber er ſagte: „Was ſchert mich die Peſt?“
Schlief dann ſo feſt, wie die Ratte im Neſt.

Tote auf Tote noch warf man zu Hauf,
Plumps! auf den ſchlafenden Spielmann hinauf.
Aber als Auguſtin morgens erwacht,
Sprach er: „Ich ſchlief eine köſtliche Nacht!“

Als man dann nahte mit Grabesgeſang,
Scholl aus der Grube ein Dudelſackklang.
„Jeſus Maria, wer iſt denn da drin?“
„Auguſtin“, ſchrie er, „und alles iſt hin.“

Solcherlei Fröhlichkeit wirkte mit Macht,
Daß ſelbſt zwei Tote noch lachend erwacht.
Lachend ergriff man ein rettendes Seil,
Zog aus dem Peſtloch ſie munter und heil.

Als nun Frau Peſt von der Sache erfuhr,
Sprach ſie zum Tod: „Das iſt „Wiener Hamur“.
Solcher „Hamur“ iſt mir gräßlich verhaßt,
Komm, laß uns anderswo weilen zu Gaſt.“

Fluchend verließ ſie die lachende Stadt.
Hungrige Peſt wird vom Lachen nicht ſatt.
Funkelnder Wein und der rechte Humor
Treibt ſelbſt die Peſt und den Tod aus dem Tor.

3. Der Baſiliſk.

(Nach einer alten Wiener Sage.)

Legt ein Hahn ein Ei,
Der Himmel mag's verhüten,
Und kriecht eine Kröte herbei
Und tät' das Ei ausbrüten,
Dann ſchließt der Bürger Tür und Tor,
Denn böſe Dinge ſteh'n bevor.

Oho! Warum? Wieſo?
Es iſt nicht recht geheuer.
Schon brenzelt's irgendwo
Wie Pech und Schwefelfeuer.
Des Bäckers Magd kommt mit Geſchrei:
„Im Brunn, da ſchwimmt ein ſchwarzes Ei!“

Wer wagt's und ſchaut hinein?
Man hört's tief unten ziſchen.
Dann gellt durch Mark und Bein
Ein Hahnenſchrei dazwiſchen.
Jetzt kriecht aus dem verruchten Ei
Ein Baſiliſk! Gott ſteh uns bei.

Wer's etwa wagt zu ſchau'n
Ins Aug dem Ungeheuer,
Erſtarrt wie einſt in Grau'n
Frau Lot vor Sodoms Feuer.
Mit Schuppen iſt es angetan,
Halb eine Kröte, halb ein Hahn.

O ſchwerbetroffnes Haus,
Wo ſolch ein Gaſt im Brunnen!
Der Bäcker ſtürzt heraus,
Als jagten ihn die Hunnen.
Die Hände ringt in Angſt und Pein
Sein ſchönes, blondes Töchterlein.

Mit Hu und Jeſſas na
Kommt rings das Volk gelaufen.
Voll Neugier ſteht es da
Und wogt in hellen Haufen.
Doch keiner wagt's und ſchaut hinein,
Denn wer's erſchaut, erſtarrt zu Stein.

Des Bäckers Knecht, der Franz,
Schiebt weg des Brunnens Riegel.
Was gibt ſo hellen Glanz?
Er kommt mit einem Spiegel.
Er ſteigt damit hinab nicht faul,
Hält ihn dem Ungetüm vors Maul.

Der Baſiliſk wird wild
Und fuchtelt mit den Tatzen.
Er ſchaut ſein Spiegelbild
Und muß vor Schreck zerplatzen.
Zum Himmel, der wie Seide blank,
Dampft noch ein Wölklein mit Geſtank.

Da jauchzt das Volk von Wien
Und dreht ſich froh im Reigen.
Der liebe Auguſtin
Spielt auf zu Flöt und Geigen.
Der ſchlaue Franz beginnt den Reih'n
Wohl mit des Bäckers Töchterlein.

Wie lob ich mir den Mann,
Der Salomonis Siegel
So klug gebrauchen kann,
Wie dieſer mit dem Spiegel.
Nur kühn hinab in jeden Schacht,
Wo Finſternis uns bange macht.

Ihr Bürgersleut von Wien,
Hört an und laßt euch ſagen:
Solch alte Märlein zieh'n
Auch noch in unſern Tagen.
Noch ſpukt, von Finſternis umſponnen,
Manch Dunkles in den Wiener Bronnen.

Digitized by Google

4. Der Teufel und die Bognerin.

(Nach einer alten Wiener Sage.)

Den Bognermeister Kasper
Quält eine böse Frau.
Bald zwickt sie ihn voll Tücken,
Bald bläut sie ihm den Rücken
Und tut das sehr genau.

„Jetzt geh ich in die Donau,
Ich halt's nicht länger aus!"
Schnell läuft er, wie noch keiner.
Da steht und winkt ihm einer
Im schwarzen Sammetflaus.

„Wohin, o Meister Kaspar,
So eilig und so blaß?"
„Ich will ins tiefe Wasser!"
„Das Wasser, Freund, daß laß Er,
Das ist zu kalt und naß!

Ich weiß ein bess'res Mittel
Zu leck'rem Zeitvertreib.
Ich will Euch gern befreien,
Wollt auf drei Tag Ihr leihen
Mir Euer böses Weib!"

„O nehmt sie hin für immer",
Schreit Kaspar, „nehmt sie hin!"
Der andre spricht: „Gelinde,
Das geht nicht so geschwinde,
Ihr wißt nicht, wer ich bin."

„Und wärt Ihr selbst der Satan,
Und fordert Seel und Leib,
Will gern mit Haut und Haaren
Mit Euch zur Hölle fahren,
Nur zähmt mir dieses Weib!"

„Topp!" ruft der andre freudig,
„Schon ist es halb getan!
Sie wird als sanfter Engel
Mit einem Lilienstengel
In Demut Euch empfahn." —

Es naht am ersten Tage
Herr Satan zart und fein.
In Meister Kaspars Kleide,
Mit einem Wams von Seide
Stellt er sich lächelnd ein.

Er spricht: „O Katharine,
Zur Liebe lockt der Mai!
O küsse mich, mein Weibchen,
Mein süßes Turteltäubchen,
Da ist doch nichts dabei?"

Da braust ihm eine Schelle
Aufs Ohr mit solcher Macht,
Daß ihm die Zähne wackeln,
Aus Mund und Nas wie Fackeln
Ein Höllenfeuer kracht. —

Es naht am zweiten Tage
Herr Satan sacht und schlau.
Er spricht von Glück und Frieden,
Die nirgends so beschieden
Als zwischen Mann und Frau.

Sie sagt mit holdem Lächeln:
„Da bin ich auch dabei!"
Schwubs klebt ihm auf dem Kopfe
Aus siedend heißem Topfe
Ein glüher Hirsebrei. —

Da kommt am dritten Tage
Herr Satan, wie er war:
Mit wildem Teufelssprunge,
Bockshorn und Feuerzunge,
Geschwärzt an Haut und Haar.

„Hei!" ruft Frau Katharine,
„Nun seh ich, wer du bist!
Halt aus, Gardinenstange,
Kochlöffel, Feuerzange!
Gelobt sei Jesus Christ!"

Anhub ein wildes Schlachten
Von solcher Macht und Wut,
Daß Hieb auf Hieb nur flitzte
Und rings die Wand bespritzte
Viel rotes Satansblut.

Hoch stand Frau Katharine
Mit Amazonenzorn.
Der Teufel schrie: „Erbarmen!"
Da haut sie noch dem Armen
Hohnlachend ab ein Horn. —

Am Abend spricht Herr Satan
Zu Kasper wund und bleich:
„Ich kann dir nicht mehr dienen,
Behalte Katharinen,
Dein ist das Himmelreich!"

Da faltet seine Hände
Herr Kasper, blaß und stumm.
Er fühlt, ihm ist beschieden
Des Himmels Glanz und Frieden,
Doch weiß er auch, warum.

Erst in der Sterbestunde
Ward er des Lebens froh.
Mit lieblichem Gebimmel
Fuhr seine Seel gen Himmel
In dulci jubilo!

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel eines Dichters.

Von Hermann Hesse (Gaienhofen).

II.

Die Redaktion der „Dichterlust“ an Hans Schwab.

L., 28. November 06.

Hochgeschätzter Herr Schwab!

Sie werden sich kaum mehr daran erinnern, daß vor bald drei Jahren ein sehr schönes Gedicht von Ihnen in unsrer Zeitschrift stand. Wir forderten Sie damals auf, uns doch bald wieder Einsendungen zu machen, und heute möchten wir, da Sie uns vergessen zu haben scheinen, diese Aufforderung dringend wiederholen. Gewiß haben Sie manches schöne Gedicht, das Sie uns senden könnten.

Wir freuen uns und sind stolz darauf, schon vor Jahren, als Sie noch unbekannt und noch nicht der berühmte Verfasser des „Paul Weigel“ waren, unsern Lesern einen Beitrag aus Ihrer geschätzten Feder gebracht zu haben. Hoffentlich gestalten sich unsre Beziehungen nun zu recht guten und dauernden.

Soweit wir uns erinnern, blieb jenes Gedicht von Ihnen seinerzeit unhonoriert. Es sind eben wenige Blätter in der Lage, lyrische Beiträge von unbekannten Urhebern zu honorieren, so bedauerlich das auch sein mag. Es ist wohl unnötig zu bemerken, daß selbstverständlich jede Einsendung von Ihnen nicht nur mit Vergnügen angenommen und baldmöglichst gedruckt, sondern auch anständig honoriert werden wird.

In aufrichtiger Hochschätzung

Ihre sehr ergebene
Redaktion der „Dichterlust“.

Schriftsteller Fedor Pappenau an Hans Schwab.

Würstlingen, den 15. Dezember 06.

Geehrter Herr!

Dieser Tage erhielt ich von Ihrem Verleger den Roman „Paul Weigel“ zur Rezension überschickt. Ich habe das Buch gelesen und muß sagen, ich war über die Ruhe und Kühnheit erstaunt, mit der Sie Gedanken und Stimmungen, ja sogar einzelne Figuren meines vor zwei Jahren im „Courier“ erschienenen Romans „Sintflut“ benützt haben.

Immerhin, Gedanken sind zollfrei, und es liegt mir ferne, kleinlich mit Ihnen rechten zu wollen, falls Sie sich geneigt zeigen, auch Ihrerseits mir entgegenzukommen. Die „Sintflut“ erscheint soeben in Buchform bei dem Verleger Biersohn, der sie Ihnen zusenden wird. Ich denke, es wird Ihnen ein Leichtes sein, das Buch in einer größern Zeitung oder Zeitschrift empfehlend und ausführlich zu besprechen. Sobald dies geschehen sein wird, soll auch meinerseits im hiesigen „Beobachter“ Ihr Roman eine eingehende Würdigung erfahren.

Ergebenst
Fedor Pappenau, Schriftsteller.

Die Redaktion der „Neuzeit“ an Hans Schwab.

München, 18. Januar 07.

Hochgeschätzter Herr Schwab!

Es ist schon manche Monate her, seit Sie uns zuletzt durch Einsendung von Gedichten erfreut haben. Dürfen wir hoffen, bald wieder solche von Ihnen zu erhalten? Sie werden uns wie immer willkommen sein.

Und dann haben wir diesmal einen neuen Vorschlag. Schon früher haben wir manchmal beim Lesen Ihrer Gedichte gedacht, Ihr bedeutendes Talent werde sich vermutlich auch auf dem Gebiet des Romans und der Novelle betätigen. Wie recht wir damit hatten, das beweist uns Ihr prächtiger Roman „Paul Weigel“, von dessen Lektüre wir eben kommen. Gewiß haben Sie auch andere, noch unveröffentliche Erzählungen geschrieben, die Sie uns anbieten könnten. Bezüglich des Honorars sehen wir Ihren Vorschlägen entgegen.

In alter Verehrung ergebenst Ihre
Redaktion der „Neuzeit“.

Die Redaktion des „Komet“ an Hans Schwab.

H., den 16. Februar 07.

Sehr geehrter Herr!

Wir haben mit ungeteiltem Vergnügen Ihren Roman „Paul Weigel“ gelesen und möchten Ihnen nun den Vorschlag machen, uns Ihre nächste Arbeit zum Vorabdruck zu überlassen. Für einen neuen Roman von ähnlichem Umfang würden wir Ihnen ein Honorar von 3000 Mark anbieten.

In der Hoffnung, keine Fehlbitte getan zu haben, und mit dem Ausdruck aufrichtiger Hochachtung Ihre ergebene

Redaktion des „Komet“.

Die Redaktion des „Familienonkel“ an Hans Schwab.

S., den 11. März 08.

Verehrter Herr!

Wir haben mit ungeteiltem Vergnügen Ihren Roman „Paul Weigel“ gelesen und möchten Ihnen nun den Vorschlag machen, uns Ihre nächste Arbeit zum Vorabdruck zu überlassen. Für einen Roman von etwa demselben Charakter und Um-

Digitized by Google

fang würden wir Ihnen ein Honorar von 4000 Mk. anbieten.

In der angenehmen Hoffnung, keine Fehlbitte getan zu haben, begrüßen wir Sie, verehrter Herr, als Ihre sehr ergebene

Redaktion des „Familienonkel".

Der Verleger E. W. Mundauf an Hans Schwab.

Berchtesgaden, den 2. Juni 07.

Lieber und verehrter Herr Schwab!

Aus der majestätischen Pracht des Hochgebirges sollen diese Zeilen Ihnen meine Grüße übermitteln. Ich muß Ihnen nämlich das Geständnis machen, daß ich Ihren herrlichen „Paul Weigel" erst hier gelesen habe. War ich auch nach dem Urteil meiner Herren Lektoren und nach dem überraschenden Erfolg des Buches — wir drucken eben die achtzehnte Auflage — von dem hohen Werte Ihrer Arbeit durchaus überzeugt, so hat die Lektüre mich doch ergriffen und zu Ihrem Bewunderer gemacht. Ich werde mich nun mit verdoppeltem Eifer für das Buch verwenden. Namentlich die prächtige Figur des alten Bauern hat mir imponiert!

Sie schrieben kürzlich, daß Sie an der Fertigstellung eines neuen Buches arbeiten. Darf ich Näheres erfahren? Wann? Welcher Umfang? Welches Genre? Wir würden die Novität wohl vorbereiten und im voraus Stimmung für das neue Werk machen können.

Beste Grüße von Ihrem aufrichtig ergebenen

E. W. Mundauf.

Hans Schwab an den Verleger E. W. Mundauf.

B., den 10. Juni 07.

Werter Herr Mundauf!

Danke schön für Ihre freundlichen Zeilen über den „Paul Weigel". Es kommt zwar kein alter Bauer darin vor, doch ist ja daran wenig gelegen. Ich muß mich heute kurz fassen, meine Zeit wird immer knapper, namentlich nimmt mich die viele Korrespondenz sehr in Anspruch. Zwar sind die meisten Briefe verlogen und bezwecken nichts als ein Geschäft, doch mache ich gute Miene dazu und habe gelegentlich meinen Spaß an der merkwürdigen Beliebtheit, die ich gewonnen habe, und die mit den Auflagen des Weigel Schritt hält. Dabei ist der Erfolg des Buches mir immer noch ein Rätsel; der Roman ist weder gut noch auch schlecht genug für so viele Auflagen, und seine Beliebtheit kommt mir immer mehr wie ein Mißverständnis vor.

Genug davon. Mein neues Buch kriegt allmählich Form und Ordnung. Fertig ist es längst, doch macht die Anordnung und Durchsicht mir noch viel Arbeit. Es ist nämlich ein Band Gedichte. Ich glaube damit mein Bestes zu geben, jedenfalls weit mehr als mit dem Weigel, und hoffe, das Buch werde auch Sie nicht enttäuschen. Könnte man es etwa diesen Winter herausgeben? Den Umfang kann ich noch nicht recht schätzen, es werden wohl zehn Bogen werden.

Mit Grüßen ergebenst Ihr

Hans Schwab.

Der Verleger E. W. Mundauf an Hans Schwab.

Berchtesgaden, den 3. Juli 07.

Lieber Herr Schwab!

Es tut mir leid zu hören, daß Sie gerade jetzt einen Band Gedichte herausgeben wollen. Natürlich mache ich mir ein Vergnügen und eine Ehre daraus, das Buch zu verlegen, falls Sie darauf bestehen wollen. Vorher aber möchte ich Sie bitten, sich das nochmals gut zu überlegen! Es wird Ihr Schade nicht sein, wenn Sie in dieser Sache fachmännischen Rat annehmen.

Der schöne Erfolg Ihres Romans ist, um ein Bild zu gebrauchen, ein Fundament, eine erste Stufe, auf der wir weiter bauen müssen. Nun wäre es sehr falsch, wenn wir das Publikum, dessen Vertrauen Sie sich eben erst erworben haben, durch eine so unerwartete und wenig hoffnungsvolle Publikation scheu machen würden. Bringen Sie bald wieder einen neuen Roman, am liebsten ganz wieder im Genre des ersten, ich garantiere Ihnen einen noch größeren Erfolg als den bisherigen. Und später, sagen wir in fünf, sechs Jahren, wenn Sie Ihrer Gemeinde sicher sind und fest im Sattel sitzen, können Sie ja Gedichte oder was immer bringen, ohne damit etwas zu riskieren. Nur jetzt nicht! Überlegen Sie sich das, bitte, recht gut, und geben Sie mir ohne Eile Antwort.

In alter Hochschätzung bestens grüßend Ihr

E. W. Mundauf.

Hans Schwab an seine Mutter.

B., den 15. Juli 07.

Liebe Mama!

Danke für Dein liebes Brieflein! Das Geld schicke ich heute noch, und wahrscheinlich kann ich bald wieder gegen tausend Mark senden, so daß Ihr das liebe alte Häusel nicht herzugeben braucht. Tut das ja nicht, es würde uns allen bald bitter leid tun. Dagegen solltet Ihr oben im Kniestock ein kleines Stüblein anbauen, mein Geld wird bald dazu reichen, und dann komme ich heim und wohne dort, wie ich's seit Jahren mir geträumt habe.

Du schreibst, ich sei jetzt so berühmt geworden, daß es Dir ganz genierlich werde. Liebes Mutti,

Digitized by Google

dazu ist keine Ursache! Im Gegenteil, diese Berühmtheit kommt mir allmählich recht dumm vor und hat mich bis jetzt mehr geärgert als gefreut. Alle Welt will etwas von einem haben, jeder klopft einem auf die Schulter und lobt und will wissen, wo ich das und das her habe, und die Verleger und Redaktionen wollen Geschäfte machen und mir vorschreiben, was ich tun und wie ich schreiben soll. Viele, die mir Schmeicheleien über den Weigel sagen, haben ihn gar nicht gelesen oder ihn mit irgend was anderm verwechselt. Ich will froh sein, wenn ich bei Euch daheim sitze und meine Ruhe habe. Sind denn auch die vielen roten Malven im Garten noch da? Gelt, die lasset Ihr stehen?

Bald besuche ich Dich und bring Dir was Schönes mit, aber die Berühmtheit nicht. Die laß ich irgendwo in der Eisenbahn oder in einer Herberge liegen wie die Handwerksburschen ihre Bienen.

Treulich Dein alter dankbarer

Hans.

Randbemerkungen.

Lothar Schücking
war einst Bürgermeister von Husum, er schrieb eine Broschüre, und durch lange Monate strahlte sein Name in allen Blättern. Was er gesagt hatte, das war nicht bedeutend, aber es war grob. Und es erregte nur deshalb ein größeres Aufsehen, weil man in deutschen Landen sonst nicht gewohnt ist, Stadtväter zum Gänsekiel greifen zu sehen. Sie sind meist der eifrig gesuchte Gegenstand der Kritik — „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister! Nun da er's ist, wird er nur täglich dreister. Und für die Stadt, was tut denn er?“ — aber sie lieben es nicht, selbst Kritik zu üben und sich die Karriere zu verderben. Daß Schücking, weiland Tyrann von Husum, der „grauen Stadt am grauen Meer“, sich gegen das Korpsstudententum, den Assessorismus und den bureaukratischen Zopf erhob, war immerhin hübsch von ihm; daß er anonym blieb und nicht wie Zola sein „J'accuse“ mit seinem Namen und seinem Schicksal deckte, war schon weniger hübsch. Und daß er die Wunden zu heilen glaubte, indem er sich zu einer Reihe von Übertreibungen verstieg und unser gesamtes Beamtentum in den Typus des Regierungsrats v. Keller aus Sudermanns „Heimat“ zusammenfaßte, war weniger reformatorisch als demagogisch. Jetzt hat der höhere Disziplinarhof ihm das Recht genommen, sich des Titels eines früheren Bürgermeisters zu bedienen, nachdem er bereits vorher aus dem Amte geschieden war. Es ist also eine Art von Analogie in Zivilhosen zu dem Fall des früheren Oberst Gaedke geschaffen worden, und wenn Herr Schücking will, dann kann er gleich dem ehemaligen Regimentskommandeur sich in Zukunft, statt „Bürgermeister a. D.“ zu heißen, behaglich als einen „früheren Bürgermeister von Husum“ dem geneigten Publikum empfehlen. Wodurch die Welt keineswegs aus den Angeln geriete. Wie denn überhaupt die Bedeutung des ganzen Falles recht seltsam übertrieben worden ist, besonders weil die hohe Regierung sich in den ersten Stadien des Prozesses erfolgreich bemüht hat, eine möglichst große Anzahl von Fehlern zu machen und Herrn Lothar Schücking in die Rolle eines Märtyrers für das Recht der freien Meinung zu drängen. Selbst den Zeugniszwang gegen die Presse hat man anzuwenden versucht, um die gefährdete Staatshoheit zu retten. Jetzt ist das Schauspiel zu Ende, und die Zuschauer gehen nach Hause, ohne daß selbst das trübselige Ende des Gewaltigen von Husum die Nerven allzusehr erschüttert hat.

* * *

Das Töchterlein von Fife
soll nun Königin im Lande Heinrichs des Seefahrers werden. Wieder feiert die Familienpolitik des guten Königs Eduard einen Triumph, wenn auch die Nervosität aus der Zeit der Einkreisungstendenzen kaum wieder erwachen wird. Aber es ist doch charakteristisch, mit welcher Konsequenz der Britenkönig an der Herstellung eines im letzten Grunde doch gegen Deutschland gerichteten Staatenklüngels schafft. Hat er doch eine Tochter seines Hauses sogar dem jungen König von Spanien überantwortet, der weder ein Adonis ist noch in seinem anarchistisch tief durchwühlten Lande die pupillarische Sicherheit für ein glückliches Schicksal seiner Erwählten bietet noch endlich dem stets so nachdrücklich betonten Glauben des englischen Königshauses angehörte. Aber König Eduard erkennt augenscheinlich die These an, die einst Herr Otto v. Bismarck in einem seiner Frankfurter Briefe aussprach, als gleichfalls eine englische Prinzessin in die Fremde zog, um die künftige Königin Preußens zu werden: „Fürstliche Heiraten geben im allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem andern, in welches sie tritt; nicht umgekehrt. Es ist dies um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist, als das ihres Mannes.“ König Eduard hat eben eine gute Hypothek in das portugiesische Grundbuch eingetragen, und er hat sie mit einer Messe bezahlt, also mit demselben Preise, den einst der gute König Heinrich für die Stadt Paris gezahlt hat. Die Moral steht hierbei nicht weiter auf der Tagesordnung, und es ist im modernen Leben der Dynastien nicht einmal mehr eine Ausnahme, den Glauben wie das Hemd zu wechseln. Auch König Ferdinand von Bulgarien wird ja demnächst die alleinseligmachende Kraft des griechisch-orthodoxen Glaubens beschwören. Li.

* * *

Altpreußische Sparsamkeit.
Es gibt eine gewisse Sorte Lektüre, in der man mit Erzählungen angeödet wird, die den Nutzen der Sparsamkeit demonstrieren sollen. Da wird von dem millionenschweren Kaufherrn berichtet, der jedes Stückchen Bindfaden sorglich aufhebt, oder von jenem Bauern, bei dem Sammler, die milde Gaben erbaten, einkehrten, und den sie gerade dabei antrafen, wie er einen Knecht hart anließ, weil er einen alten Nagel liegen gelassen. „O,“ dachten sie, „von diesem Geizhals werden wir nichts bekommen,“ aber siehe da, er spendete gerade am reichlichsten. Er konnte es, weil er eben gar so sparsam war. Sollte den Verfassern und Sammlern solcher Sonntagsschulhistörchen der Stoff ausgegangen sein, und sollten sie sich in Verlegenheit befinden: nun dann mögen sie wieder frohlocken; denn die Eisenbahndirektion in Danzig hilft ihnen aus der Not. Diese Behörde hat die alte preußische Sparsamkeit wieder zu Ehren gebracht. Der Herr Minister hatte in einem Rundschreiben darauf hingewiesen, daß sich der Verbrauch von Schreibmaterialien infolge „unwirtschaftlicher Verwendung“ enorm gesteigert habe, und dringend um schonendes Umgehen mit den teuren Briefbogen und Kuverts ersucht. Seine Mahnung fiel in Danzig auf fruchtbaren Boden. Die dortige Direktion wollte zeigen, wie verständnisvoll sie den Intentionen ihres hohen Chefs folge; sie sann nach — denkende Behörden sind beinahe noch gefährlicher als denkende Schauspieler — und endlich hatte sie es. Sie kam auf etwas, was sogar der Oberrechnungskammer entgangen war: auf die leeren Blätter an Briefen. Verruchte, mit den Steuergroschen der Bürger asende Beamten hatten diese leeren Blätter mit zu den Akten genommen oder weggerissen und fortgeworfen. Entsetzlich. Also gleich

Digitized by Google

erging ein Ukas, wonach diese herrlichen, weißen Blätter sorglich abzutrennen, zu sammeln und als Rechenpapier, zu Entwürfen etc. zu benutzen seien. Jetzt ist Preußen glücklich heraus aus dem Dalles, und über kurz oder lang schwimmen wir im Gelde. Dieser nicht zu unterschätzende materielle Vorteil ist aber noch das wenigste. Wertvoller ist, daß wir jetzt wissen, was eine löbliche Königliche Eisenbahndirektion zu tun hat, und wie sie sich zu Gunsten der Steuerzahler ihre soidisanten Köpfe zerbricht. Das muß die „Gutgesinntheit“ steigern, und gern werden wir in den Kauf nehmen, daß zur Berechnung der Ersparnis und zur Beaufsichtigung der Beamten in diesem Punkte zwei neue Stellen, die eines Kalkulators und eines Revisors, in den Etat eingestellt werden.

* * *

Pilsator.

Preisausschreiben und kein Ende. Wer etwas Neues auf den Markt bringt, sei es eine neue Zeitung, eine neue Stiefelwichse, eine photographische Camera oder einen Likör, sucht zunächst das Publikum anzuregen und zu gewinnen, indem er ein Preisausschreiben erläßt, das so oder so sich mit seiner Ware beschäftigt. Sehr beliebt ist es, dem Publikum die Wahl einer Bezeichnung zu überlassen und den besten Namen mit einer hohen Prämie zu belohnen. Fast immer kommt dabei aber stupendes Blech heraus, und wenn jetzt eine Brauerei die Bezeichnung Pilsator für ihr Bier preisgekrönt hat, so kann man leider ein andres Urteil auch dann nicht fällen, wenn sich der greise Trojan dafür ausgesprochen hat. Zum Beweise, daß die für solche Fälle in Aktion tretenden Preisrichterkollegien fast immer eine unglückliche Hand haben, wie hier bei dem geschraubten, undeutschen, sicher nie populär werdenden Pilsator, noch zwei Beispiele: die Zigarrenfirma Juhl suchte einen Namen für eine Zehnpfennigsorte. Sie prämiierte das Wort „Juhltrumpf“. Du gerechter Himmel, erstens zerbricht man sich bei diesem Wort die Zunge, zweitens errät kein Mensch, der die Firma nicht schon kennt, daß Juhltrumpf eine Zigarre sein soll. Das schönste leistete aber jener Klavierfabrikant, der für ein Instrument eine Bezeichnung à la Kapps-Nippes suchte, die kurz sei und den Wohlklang des Klaviers andeute. Er gab den Preis der Bezeichnung „Prinzeß Victoria Luise“. — Wunderschön, kurz und den Wohlklang des Instrumentes bezeichnend. Soll man wirklich erst sagen müssen, daß man ein sehr guter Kaufmann und ein sehr mittelmäßiger Aesthet und in litteris wenig bewandert sein kann? Wäre es nicht besser, diese Preisausschreiben zu unterlassen, zumal der geschäftliche Erfolg zweifelsohne sehr gering ist? Will man aber durchaus Geld ausgeben, so mache man eine geschmackvolle Reklame. Dr. P.

* * *

Die praktische Oberin.

In der Visitenkartenschale einer durch ihre Wohltätigkeit in weiten Kreisen bekannten Dame fand ich eine geschmackvoll gedruckte Karte mit dem folgenden Inhalte, den ich wortwörtlich wiedergebe:

Hiermit tue kund und zu wissen, daß ich heuer, Abreise gen Moskau halber und um die von mir zu beanspruchenden Glückwünsche und Geschenke — dieses Wort ist mit Bleistift leicht durchgestrichen — nicht entbehren zu müssen, meinen Geburtstag vom 11. Juni auf den ersten Pfingstfeiertag, also den 3. Juni, verlegt habe.

Mit freundlichem Gruß

Berlin, im Mai 1900. N. N.,
Oberin.

Ich würde die Wirkung abschwächen, wollte ich auch nur ein Wort der Kritik hier anfügen. H.

Massenpsychologie.

Wir fuhren durchs Rote Meer, neben mir saß ein alter Chinese — Herr Li-Ba-Sun. Wir saßen in sehr bequemen Sesseln auf dem Vorderdeck. Der Halbmond leuchtete und viele Sterne leuchteten auch oben am Himmel. Es war so warm, daß die automatisch tätigen Riesenfächer auch auf dem Vorderdeck unsers Dampfers in Bewegung gesetzt wurden.

Uns gegenüber lag das alte Ägypten mit seinen Pyramiden in rötlichem Dunst. Die Pyramiden konnten wir nicht sehen, so hell schien der Mond nicht; am Tage hätten wir die Pyramiden sehen können.

Gegen Mitternacht sprachen wir über ostasiatischen Fremdenhaß, über den bevorstehenden neuen Krieg der Japaner gegen Rußland, über MassenInstinkte, Regierungsintelligenz und Massenpsychologie im allgemeinen. Und da sagte der alte Herr Li-Ba-Sun:

„Wenn Sie wüßten, mit welchem Eifer in chinesischen Regierungskreisen über das gesprochen wird, was im Volke die vorherrschende Meinung, die vorherrschende Stimmung und die vorherrschende Willensrichtung ist! Dem wollen die chinesischen Staatslenker durchaus nicht entgegenarbeiten — durchaus nicht! Denn das geht garnicht. Wer so etwas tut, wird sich immer in die Nesseln setzen. Glauben Sie denn, daß die japanische Regierung in der Lage ist, friedlich zu bleiben, wenn das japanische Volk den neuen Krieg mit Rußland will? O nein — die Mächtigen der Erde haben nur das zu tun, was ihre Völker wollen. Und darum besteht die ganze Regierungskunst nur im Studium der Volksmeinungen, der Volksstimmungen und der Willensrichtungen des Volkes. Besonders die letztern muß man berücksichtigen — man muß entdecken, was das Entscheidende in diesen Willensrichtungen ist. Sie werden natürlich denken, daß ganz niedrige Leidenschaften hier die Hauptrolle spielen. Da sind Sie aber sehr im Irrtum — das Niedere blüht im Verborgenen und ist nicht ausschlaggebend. Seien wir kurz, Herr Scheerbart! Sehen Sie! Bei uns im Osten spielt der Fremdenhaß die Hauptrolle — wenigstens seit dreißig Jahren und heute noch. Bei Ihnen in Europa spielt die lenkbare Luftschiffahrt die Hauptrolle — und wird sie mindestens noch dreißig Jahre hindurch spielen. Die europäischen Machthaber haben demnach alle ihre Wünsche immer in ein Verhältnis zur lenkbaren Luftschiffahrt zu setzen. Das wird nicht so leicht langweilig, das Volk besteht nicht nur aus Journalisten. Bislang ist diese straffe Berücksichtigung des Aeronautischen noch nicht da — aber sie wird bald da sein — oder die europäischen Machthaber graben sich selber ihr Grab. Will man in Europa neue Steuern erheben, muß man die Luftschiffahrt fördern — will man für die Literatur und Kunst viel Geld ausgeben (was man ja wohl gerne möchte), muß man die Luftschiffahrt fördern. Die Regierungen in Europa müßten Hunderte von Luft-Revuen subventionieren. Das würde die Regierungen populär machen. Sehen Sie, Herr Scheerbart, das wäre chinesische Politik — eine Politik, die sich bewährt hat! Wenn Sie in dieser Richtung die europäischen Staatsregierungen beeinflussen könnten, würden Sie diesen einen großen

Digitized by Google

Dienst erweisen. Immer mit dem Strom gehen — nicht gegen den Strom!“

Ich dachte an Europa — und an das glänzend regierte China. Der Halbmond stand ruhig über Ägypten und wir fuhren weiter — gen Osten.

Paul Scheerbart.

Berlin die Kunststadt.

Die Stadtverwaltung von Berlin, die mit einem Etat von 224 Millionen arbeitet, will die Ausgaben für „Kunstzwecke“ jährlich auf — 50 000 Mark ermäßigen.

Die Zeitung und das Warenhaus,
Die pumpen sich das Luftschiff aus
Zu Luft-Reklamezügen.
Und Wright und Latham sieht man drum
Belustigen das Publikum
Mit schönen Atherflügen.

O Beispiel, das zu denken gibt:
Wer seine Leute wirklich liebt,
Der wird sich nobel zeigen,
Greift in den Säckel keck hinein
Und läßt für seine Kindelein
Mal irgend etwas steigen.

So tuts denn auch die Stadt Berlin —;
Kommunesteuern einzuziehn,
Ist ihrer Seele Letzung.
Damit der Zahler auch was hat,
Stellt sie den höchsten Kunstrabatt
Bereit ihm zur Ergötzung.

Sie winkt ihm: „Weltstadtbürger, komm,
Nimm hin für deinen Kunsttrieb fromm
Rund fünfzigtausend Märker
Sieh, diese Stadt ist schön geziert —
Wenn man die Gelder reduziert,
Wird noch der Eindruck stärker.“

Die Stadt hielt stets die Kunst in Gunst,
Denn wahre Kunst ist ganz umsunst,
Nie gabs hier ein Zerwürfnis.
Sie baut sich nunmehr in WW.
Ein künstlerisches Pracht-„PP.“
Das stillt dann ihr Bedürfnis . . .

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Georg Friedrich Knapp: Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit. Verlag von Duncker & Humblot (Leipzig). Preis: Mk. 2.40.

Ernst Zitelmann: Die Vorbildung der Juristen. Verlag von Duncker & Humblot (Leipzig). Preis: Mk. 1.—.

Wir empfehlen den dieser Nummer beiliegenden Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Quelle & Meyer** in Leipzig der besonderen Beachtung unserer Leser.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Patentiert

„Agfa“-Belichtungstabelle
für **Tages-** und **Blitzlicht.**
(In einem Instrument.)

Die „AGFA“-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt **ohne jede Berechnung,** durch einfache Schieberstellung, **für jede Platten- und Filmsorte**
für Tageslicht
die richtige Belichtungszeit
für Blitzlicht
die nötige Menge „Agfa“-Blitzpulver.
Kompendiös. Leicht. Handlich.
à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa“-Platten Extra rapid
„Agfa“-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR“-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl.
26° W. = 13° Sch. Lichthoffrei.
Bezug durch Photohändler.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN
Hotel der Kaiserhof
Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG
Hotel Atlantic
Restaurant Pfordte
Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an
1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W. Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische** Körperschaften des öffentlichen Rechts insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	786,306,124 M.	16 Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450 „	49 „
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206,450 „	— „
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134,148,100 „	— „

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß. Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel-Papiere**, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.
Berlin.

Détail-Verkauf:
Leipziger-Strasse 35a, Ecke Charlottenstrasse und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.
Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Speziallisten gratis.

Disconto-Gesellschaft

Berlin — Bremen — Frankfurt a. M. — London
Mainz — Depositenkasse Wiesbaden

Kommandit-Kapital ℳ 170 000 000
Reserven . . . . . „ 57 600 000

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 41. Berlin, den 9. Oktober 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Politisch-historische Erinnerungen an J. N. Sepp.

Von Karl Müller (München).

Zu den interessantesten Persönlichkeiten der Münchner Gelehrtenwelt gehörte unstreitig, schon des seltenen Patriarchenalters wegen, der unlängst heimgegangene Historiker, Universitätsprofessor Johann Nepomuk Sepp. Mit ihm ist der letzte der Parlamentsdeputierten von 1848 aus dem Leben geschieden, zugleich eine markante, vielbedeutende Eigenart bayrischer und „deutscher" Auffassung des Nationalgedankens. Daß im Pulverdampfe von 1870 auf den französischen Schlachtfeldern das neue Deutsche Reich geboren werden konnte, hat die Geschichte Sepp zu verdanken; er war es gewesen, der mit überzeugender Redekraft den hinreißenden Strom der Begeisterung für die Teilnahme Bayerns am Kampfe gegen Frankreich entfesselte, alle Hemmnisse beseitigend, die Volksstimmung zur Geltung brachte und das widerstrebende Parlament über Nacht zur Genehmigung des gegebnen Bündnisfalles — entsprechend den Geheimforderungen des 66er Friedensschlusses mit Preußen — erfolgreich bekehrte. Damals hing alles von Sepp ab, ob wirklich nur durch „bewaffnete Neutralität", d. h. Gewehr bei Fuß — nach bayrischem Landtagswillen die deutsche Einheitsfrage gelöst werden sollte oder die Pflicht nationaler Zusammengehörigkeit in der Abwehr französischer Gefahren zur Wahrheit werde. Sepps einfaches Wesen kannte kein Streben nach persönlichen Vorteilen, er hat auch keine äußerlichen Ehren und Titel aufzuweisen, trotz seines unbestreitbaren Verdienstes in jenen kritischen Tagen. Wenig bekannt wird auch sein, daß dieser Nestor des Bayernstammes schon frühzeitige Beziehungen zum Hohenzollernschen Hofe hatte. Aus dem persönlichen Briefwechsel mit einem Verehrer geht das näher hervor. Sepp sagt da u. a.:

„Ich habe am Berliner Hofe einst viel gegolten, nur weil man mir mehr zutraute im Einfluß, als ich je besessen habe. An König Friedrich Wilhelm IV. ist mir ein großer Protektor gestorben; vielleicht imponierte ihm mein Freimut, da ich es offen herausbrachte: Man kann uns totschlagen, aber nicht zu Untertanen eines fremden Gebiets machen, denn der bayrische Stamm hat sich selbst den so nahe verwandten Österreichern nie unterworfen." Der König war unmutig und bemerkte kurz: „Das waren Franktireurs!" Ich antwortete darauf mit allem Nachdruck: „O nein, Majestät! Das war der Kernstamm des Volks!"

1868 war Sepp wieder beim Zollparlament in Berlin. Während des Festmahls kamen Moltke und Sepp zum Gespräch über die nächste Zukunft. Die deutsch-französische Abrechnung kennzeichnete der geniale Schlachtendenker im sichern Urteil über die preußische militärische Siegesführung zum glücklichen Ausgang gegenüber Sepps Bedenken:

„Herr Professor! Bevor die Franzosen nach München kommen, sind wir in Paris!" Nach der Reichsgründung kam Sepp erneut nach der nunmehrigen Einheitshauptstadt und memorierte hierüber näher: „Bismarck stieg zu mir ins Quartier bis in den dritten Stock herauf, er hat mir auch die gewünschte, wissenschaftliche Mission nach dem Orient mit aller Förderung übertragen. Wir sprachen auch von Süddeutschland und dem spätern Schicksal der einzelnen Staaten infolge des künftigen, kaiserlichen Unitarismus. Darauf gab Bismarck keine Antwort; er meinte nur, es sei noch zu früh, über diese Zeit zu reden. Ich deutete weiterhin an, gegen Österreich seien wir nicht zu haben . . ., auch darauf erhielt ich keine Antwort; sie lag aber darin, daß hernach das neue Hohenzollern-Habsburg-Bündnis überraschend die Weltgeschichte beherrschte . . ." Sepp war kein „Kleindeutscher" gewesen, er hatte von seiner Studienzeit an immer den nationalen Gedanken im Deutschtumssinne Ludwigs I. von Bayern gewertet, er war „Großdeutscher", dabei ausgesprochener Treubayer. Seine Schriften über die Vergangenheit des Landes ergeben das näher als die bezüglichen Auslassungen in den erwähnten Korrespondenzen. Über sein Bayerntum innerster Art bemerkt der entschlafene Senior seines Volkstums: „Wir waren von jeher zu anspruchslos, sonst hätten wir es wohl weiter gebracht . . . Das größte Herzogtum in Teutschland, ja vor 1000 Jahren schon ein Königreich, stehen wir

Digitized by Google

heute nicht an der Spitze, sondern ein halbdeutscher Stamm, dessen Namen man vor kaum 200 Jahren erst allgemeiner kennen lernte, hat die Reichskrone eingetan und uns affiliiert . . . Seit „Ludwig dem Bayern" sind meist Teilungen und politische Fehler auf Fehler in unsrer Wittelsbacher Geschichte zu verzeichnen gewesen, den einen aber haben wir nun endgültig abgelegt: wir werden uns nie mehr mit den Franko-Galliern verbinden, dafür aber mit den übrigen Süddeutschen durch treues Zusammengehen unsre Selbständigkeit und Eigenart möglichst bewahren . . . „Die nationale Zusammengehörigkeit mit den „Ostbayern", wie Sepp die Deutschösterreicher benannte, war dem Stammeshistoriker eine bleibende Gefühlssache, er meinte über die Trennung durch die 66er Katastrophe bedauernd: „Damals galt das Haus Österreich weithin für stärker, als es nachher gewesen ist, die Treue mußten wir dem teutschen Bunde bewahren, obgleich darnach nur Unglück kam . . ." Seine Sympathie für die Habsburger Monarchie hatte aber ihre nationalen Grenzen: „Geht es gegen Czechen und Magyaren, diese schlimmsten Feinde unseres Teutschtums, so sind wir bereit, ihnen das Übergewicht teutscher Waffen zu zeigen . . . ." Sepp war und blieb ein wahrhafter Nationaldeutscher in vollster Wortbedeutung, der alle Gefahren für Land und Reich gründlich kannte und verstehen konnte.

Wie wir die Luft eroberten.

Von **Wilbur** und **Orville Wright** (Dayton.)

II.

Während des Sommers 1901 traten wir zu Chanute in persönliche Beziehungen. Als er erfuhr, daß wir uns mit der Aviatik befaßten — aber nur als Sport, keineswegs in der Hoffnung, wieder auf unsre Kosten zu kommen —, ermutigte er uns lebhaft dazu. Unsrer Einladung Folge leistend, brachte er bei uns in Kill Devil Hill, sechs oder sieben Kilometer südlich von Kitty Hawk, wo wir unser Terrain hatten, mehrere Wochen zu und wohnte unsern Versuchen vom Jahre 1901, sowie denjenigen der zwei folgenden Jahre bei. Bei einem der Flüge unsers Motor-Aeroplans in der Nähe von Dayton (Ohio) im Monat Oktober 1904 war er gleichfalls anwesend.

Die Versuche des Jahres 1901 waren nichts weniger als ermutigend. Trotz alledem versicherte uns Chanute, daß sowohl vom Standpunkt der Lenkbarkeit, als auch von dem der Antriebskraft die erzielten Resultate diejenigen aller unsrer Vorgänger weitaus überträfen. Dabei konstatierten wir, daß alle Ziffern, die als Basis bei der Berechnung der Aeroplane gedient, ungenau waren, und daß man nur im finstern tappte. Anfänglich von einem absoluten Vertrauen in die bestehenden wissenschaftlichen Grundlagen erfüllt, gelangten wir schließlich dahin, eine nach der andern in Zweifel zu ziehen, bis wir nach zweijährigen Versuchen all unsern Ballast über Bord warfen und uns entschlossen, uns einzig und allein auf die Ergebnisse unsrer eignen Erforschungen zu verlassen. Wahrheit und Irrtum waren in der Tat derart miteinander vermengt, daß sie ein unentwirrbares Ganzes bildeten. Immerhin war die dem Präliminarstudium der Spezialwerke gewidmete Zeit nicht verloren; denn jene Werke gaben uns einen exakten Gesamtbegriff von dem Gegenstand und gestatteten uns von Anfang an, zahlreiche Experimente außer acht zu lassen, die sonst in verschiedener Richtung ganz zwecklos gemacht worden wären.

Unser Apparat von 1901 wies Tragflächen in der Form derjenigen Lilienthals auf, mit einem Parabelbogen-Profil von $^1/_{12}$ Pfeil Höhe. Aber um ganz sicher zu sein, daß er als Drachen bei einer Windstärke von 15 bis 20 Meilen (24 bis 32 km die Stunde, 7 bis 9 m die Sekunde) genügend Auftriebskraft besäße, erhöhten wir den Flächeninhalt von 15 qm (den er im Jahre 1900 hatte) auf 29 qm, einen Flächeninhalt also, der den von Lilienthal, Pilcher und Chanute für hinreichend erachteten um ein Beträchtliches übertraf. Und nichtsdestoweniger erwies sich in der Praxis die Tragkraft weit geringer, als sie unsrer Schätzung nach hätte sein müssen, so daß wir die Idee eines Drachenfliegers aufgeben mußten. Chanute, der diesen Versuchen beigewohnt, erklärte, daß der Fehlschlag keineswegs Konstruktionsmängeln zuzuschreiben sei. Was uns betraf, so fanden wir nur eine einzige Erklärung, und zwar die, daß die gebräuchlichen Luftdruck-Tabellen ungenau waren.

Wir entschlossen uns nun, Gleitflüge zu unternehmen, indem wir uns in der Luft an Hügelhängen hinabließen — die einzige Methode, durch die wir im Aeroplan das Gleichgewicht halten lernten. Nach Verlauf einiger Minuten Übung waren wir imstande, Gleitflüge von mehr als 300 Fuß (90 m) auszuführen, und in einigen Tagen gelangten wir dahin, bei einer Windstärke von 12 m mit Sicherheit zu manövrieren.*)

Bei diesen Experimenten konstatierten wir eine ganz unerwartete Tatsache: wir fanden, daß im Gegensatz zur klassischen Lehre das Pressionszentrum bei gewölbter Fläche immer mehr nach hinten rückte, je spitzer sich der Flächenwinkel zum Winde stellte. So entdeckten wir, daß beim freien Fluge — wenn einer der Flügel des Aeroplans sich dem Winde unter einem größern Winkel darbot als der andre — sich der mit dem größern

*) Die Gleitflüge wurden alle gegen den Wind ausgeführt. Die Schwierigkeit bei mäßig starkem Winde besteht darin, das Gleichgewicht zu bewahren, und keineswegs darin, gegen die Luftströmung vorwärtszukommen.

Digitized by Google

Winkel übereinstimmende Flügel senkte, und daß der Apparat sich genau nach der entgegengesetzten Seite wandte, also nicht nach der Seite, nach welcher wir seine Wendung vorausgesetzt, wenn er sich wie ein Papierdrachen verhalten hätte. Die Vergrößerung des Winkels steigerte den Widerstand bei der Vorwärtsbewegung und verminderte die Schnelligkeit des korrespondierenden Flügels. Die Verminderung der Schnelligkeit tat demnach mehr, als nur der Vergrößerung des Angriffswinkels das Gleichgewicht halten. Die Hinzufügung eines rückwärtigen, unbeweglichen vertikalen Schutzbrettes erhöhte noch das Übel und machte die Maschine durchaus gefährlich. — Wir brauchten eine geraume Zeit, bevor wir das Hilfsmittel entdeckten, das in der Anwendung beweglicher Steuer bestand, die mit der Verschiebung der Flügel übereinstimmend tätig waren. Die Einzelheiten dieser Konstruktion befinden sich in dem Patententwurf, den wir schon vor einigen Jahren veröffentlichten.

Die Einheit für den Luftdruck ist der Druck, der durch eine Luftströmung von der Stundengeschwindigkeit einer Meile auf eine Fläche von einem Quadratfuß ausgeübt wird, die sie rechtwinklig trifft. Die praktischen Schwierigkeiten, auf die man beim genauen Abmessen einer derartigen Fläche stößt, sind immer ganz bedeutende gewesen. Die von verschiedenen anerkannt wissenschaftlichen Autoritäten angestellten Berechnungen variieren im Verhältnis von 50 %.

Wenn schon diese Messung, die einfachste von allen, derartige Schwierigkeiten bietet, was soll man dann erst von den Hindernissen sagen, die sich denen in den Weg legen, die es versuchen, den Druck für alle jene Winkel zu bestimmen, die dieselbe Fläche mit der Richtung des Windes bilden kann? Im achtzehnten Jahrhundert veröffentlichte die französische Akademie der Wissenschaften diesbezügliche Tabellen, und vor nicht gar langer Zeit ließ die aeronautische Gesellschaft von Großbritannien Experimente derselben Art anstellen. Ebenso hat eine Anzahl von Fachleuten Ziffern und Formeln veröffentlicht; aber die einzelnen Resultate waren so abweichend von einander, daß Professor Langley eine neue Reihe von Experimenten anstellte, deren Ergebnisse die Grundlage seines berühmten Werkes: Experiments in Aero-dynamics abgaben. Aber eine kritische Prüfung der Grundgedanken, auf welche er seine Schlüsse — die sich auf die in den kleinen Winkeln geübten Pressionen beziehen — basiert, ergibt ziemlich unzuverlässige Resultate, die nur beweisen, daß diese Schlußfolgerungen nichts andres sind als einfache Hypothesen.

Um ein Werk zu schaffen, das Hand und Fuß hat, muß man die Wirkungen einer Menge besonderer Umstände kennen, die bei der Anordnung der Flächen einer Flugmaschine eintreten können. Der auf quadratische Flächen ausgeübte Druck weicht wesentlich von demjenigen ab, der auf Rechtecken, Kreisflächen, Dreiecken oder Ellipsen festgestellt ist; gekrümmte Flächen verhalten sich nicht wie ebene Flächen und differieren von einander je nach dem Grad ihrer Krümmung; Kreisbogen weichen von Parabelbogen, und diese selbst wieder unter sich von einander ab; dicke Flächen unterscheiden sich von dünnen Flächen und von denjenigen Flächen verschiedener Dicke, die Pressionen ertragen, die sich wiederum je nach der Lage des größten Dichtigkeitspunktes verändern; gewisse Flächen weisen unter einem gewissen Winkel eine bessere Eigenschaft auf, andre wieder unter einem andern Winkel. Das Profil der Kante hat ebenfalls noch andre Veränderungen zur Folge, und so kann man daraus ersehen, daß ein so einfaches Ding, wie es ein Flügel scheint, zu tausenden von Kombinationen Anregung zu bieten vermag.

Oktober.

Von **P. Rösler.**

Das Korn floß ein in eure volle Scheuer,
ein bleicher Sonnenschein.
Um das Gemäuer
rote Bänder,
verblutend, sterbend, schlingt der wilde Wein,
und abends zittert eurer Lampe Schein
in warmen Lichtern auf dem Steingeländer.

Die Zeit ist nun erfüllt. Was draußen war,
hält seine Lider lächelnd, still gesenkt — —
zum letzten Schlaf geschmückt und reich beschenkt.

Aus der Gedichtsammlung „Karfreitag“, die Ende Oktober 1909 im Verlag von A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf, erscheinen wird.

Der Kunstliebhaber.

Eine Betrachtung von **Jos. Aug. Lux** (Dresden).

II.

Der vielverbreitete Irrtum, daß sich die Kunst nach dem Leben richten würde, wird sogar von jenen widerlegt, die den Irrtum erzeugt haben. Daß sich vielmehr das Leben nach der Kunst richtet, geht sogar aus der Kunst-fürs-Volk-Bewegung und aus der Heimatkunst hervor, die ihr Ragout aus den Resten des abgestandenen Kunstschmauses bereiten und das Leben nach dem sezierten Leichnam der vergangenen Kunst stilisieren möchten. Für die Pflege der vergangenen Kunst bedarf es, wie die Erfahrung lehrt, keines Kunstverständnisses und keiner subtilen Fähigkeiten, die den Kunstliebhaber auszeichnen. Des feinen, künstlerischen Verständ-

Digitized by Google

nisses bedarf es nur der lebendigen Kunst gegenüber. Sie ist dem Liebhaber anvertraut, der schon aus diesem Grunde sehr viel wichtiger ist als alle Kunstprofessoren. Diesen Pädagogen ist die Kunst nur ein Mittel zum Zweck, während sie der Liebhaber um ihrer selbst willen liebt. Der Grundsatz ist unerschütterlich, daß wir nur die Kunst verstehen können, die wir mit Liebe betrachten. Im Gegensatz zu diesen Monopol- und Systembereitern erfüllt der Kunstliebhaber als der vollkommene Individualist eine hohe und reine Mission, indem er den Kunstmonopolen und -Systemen gegenüber auflösend wirkt, anarchistisch. Denn der neue Kunstgedanke, den er beschirmt und der sicher einmal heilig gesprochen werden wird, wirkt im Anbeginn künstlerisch. Gefährlich für den Fortschritt sind nicht die Ketzer, sondern die Heiligen. Um den Ketzer zu brandmarken, hat die heutige Zeit das Wort: dekadent. Andre Zeiten hatten andre Worte dafür. Es steht aber fest, daß alle Meisterwerke der Kunst im Zeitpunkt des ersten Auftretens als dekadent bezeichnet wurden. Es ist das richtige Pöbelwort für alles, was sich nicht mit dem Maße des Herkömmlichen messen läßt. Oskar Wilde findet das geeignete Wort: „Der Künstler ist nie dekadent. Er drückt alles aus.“ Dem individualistischen Grundzug gemäß ist das Kunstwerk Selbstdarstellung und dadurch interessant. Aus diesem Grunde sind dekadent vielmehr jene Mittelmäßigkeiten, die nur mit Gewohnheitsvorstellungen operieren können. Denn sie drücken nichts aus, sie wiederkäuen nur. Der Mangel an intellektueller Spannkraft und Elastizität zwingt die Mehrheit, in ihren künstlerischen Bedürfnissen bei der hergebrachten Konvention stehen zu bleiben. Das ist das eigentliche Dekadenzzeichen. Alle großen Erfolge der Mittelmäßigkeit, die zu denken geben, stehen damit im Zusammenhang. Die Konstrukteure der mittleren Linie erheben unwesentliche Aeußerlichkeiten, wie Technik, Materialechtheit, Sachlichkeit, zum ästhetischen Dogma, mit dem sie die Kunst dingfest machen. Die Richtung der mittleren Linie ist nun festgelegt, und die ästhetischen Polizeimeister wachen mit eiserner Strenge darauf, daß die Kunst von dem breiten Tugendpfad des „Gesunden, Sachlichen, Gediegenen“ nicht abweicht. Die dogmatische Einschwörung auf ästhetische Regeln, diese statutenmäßig vorgeschriebene Aichung, dieser alberne Gänsemarsch auf der mittleren Linie ist ein verläßliches Merkmal, daß die Stagnation des künstlerischen Prinzips eingetreten ist. Der Stillstand ist das erste Zeichen des Verfalls, der Dekadenz. Wenn inbezug auf das Kunstwerk die Philistermoral vom „Gesunden, Sachlichen, Gediegenen“ erhoben wird, so bedeutet es nichts andres als spießbürgerliche Beschränktheit. Die moralischen Kunstwerke sind anerkanntermaßen die schlechtesten. Wenn der Künstler vom „ehrlichen“ Kunstwerk redet, dann redet er als Handwerker oder als Moralist, nicht aber als Künstler. Jedenfalls läßt die pfründnerhafte Ansicht von der Ehrlichkeit der Kunst durchfühlen, daß Neid, Gehässigkeit und Unverständnis im Spiel sind. Die Gesinnung des Kunstliebhabers steht höher. Für sie läßt die Freude niemals nach, die von den ungewöhnlichen Erscheinungen der lebendigen Kunst ausstrahlt.

* * *

Die Seichtheit des Kunstempfindens als eine notwendige Folge der Verallgemeinerung geht aus unseren heutigen Doktrinen des Kunstgewerbes sehr klar hervor. Der Künstler kann sich in irgend einem Material ausdrücken und die Möglichkeit steht immer offen, einen kunsthandwerklichen Gegenstand zum Rang eines Kunstwerkes zu erheben. Dabei ist die künstlerische Inspiration und die persönlich interessante Ausführung Voraussetzung. Persönlich interessant ist natürlich nur die Ausführung durch die Hand des Meisters, nicht jene des Gesellen oder des untergeordneten Hilfsarbeiters. In jeder Werkzeugspur soll man die patte du lion fühlen. Die handwerkliche Ausführung durch die Meisterhände ist für die Offenbarung des künstlerischen Temperamentes genau so wichtig, wie la touche du pinceau in der Malerei, wo bekanntlich der Meister die Ausführung auch nicht dem Farbenreiber überlassen hat. Zur Freude des Liebhabers können also zu jeder Zeit kunsthandwerkliche Unika entstehen, handvergoldete Bucheinbände, die mit den erlesensten Werken der Goldschmiedekunst wetteifern, Schmuckstücke und Schnitzereien, die den Rang edelster Plastik behaupten, Keramiken, getriebene Arbeiten, Münzen und Medaillen, die so hoch stehen, wie außerordentliche Miniaturen oder Kupferstiche. Aber das sind und waren zu allen Zeiten die Ausnahmefälle, die von einem Zufall des Genies abhingen. Das industrialisierte Kunstgewerbe von heute, das auf kapitalistischer Grundlage genötigt ist, für die Masse zu arbeiten, hat nicht die Aufgabe und auch nicht die Fähigkeit, individuelle Kunstwerke hervorzubringen. Brauchbare Typen für den Markt zu erzeugen, das ist seine Aufgabe. Das ist der wesentlichste Unterschied zwischen der englischen und der deutschen Kunstgewerbebewegung, daß in England Morris und sein Anhang kunsthandwerklich für einen Liebhaberkreis schufen, der naturgemäß klein bleiben mußte, und daß in Deutschland diese Bewegung auf die Eroberung der Industrie und der Massen abzielt. Hier neigt die Bewegung in ihrem Verlauf zur Verallgemeinerung, zur Typenbildung, zur Industrialisierung. Das ist ein kulturell und volkswirtschaftlich sehr wichtiger und interessanter Vorgang, der aber, genau besehen, mit Kunst nichts zu tun hat. Das Wort Kunstindustrie ist ein Unding. Und das auf industrieller Grundlage beruhende Kunstgewerbe hat ebenso wenig wie die Industrie mit Kunst zu tun. Eine Sache, die in Masse reproduziert wird, von Maschinen oder von maschinen-

Digitized by Google

mäßig präzis funktionierenden Arbeitshänden ausgeführt, hört naturgemäß auf, Kunstwerk zu sein. Der Künstler selbst hat gar nicht die Prätension, durch seine Entwürfe für das Kunstgewerbe, was dasselbe ist, Kunstwerke hervorzubringen. Er folgt vielmehr den Gründen der Zweckmäßigkeit, die für die Kultur und den Alltagsgeschmack, nicht aber für die Offenbarungen der Kunst bestimmend sind. Ein Maschinenmöbel von Riemerschmid, ein Beleuchtungskörper von Van de Velde, ein Damasttischtuch von Olbrich, ein Landhaus von Muthesius sind keine Kunstwerke, ihre Definition ist mit den drei Kardinalsätzen von der Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit und Gediegenheit erschöpft. Ihre Bedeutung liegt lediglich im Kulturellen, in der Verallgemeinerung des guten Geschmacks, der eine bindende Konvention ist, wie die Höflichkeit oder wie die Regeln des guten Anstands. Es sind Regeln, die die Sanktion der Allgemeinheit anstreben und allgemein verbindlich sind, wenn sie auch zeitlich gebunden sind und mit der Mode wechseln. Das Einfache ist heute modern, nicht weil es künstlerischer ist, sondern weil man die Geziertheit von gestern satt hat. An der Wandlung der Kulturformen hat die Industrie und folglich auch die sogenannte Kunstindustrie oder das Kunstgewerbe, den größten Anteil. Es ist ein albernes Geschäft, das zu keinem vernünftigen Ergebnis führt, von Mann zu Mann darüber zu debattieren, was künstlerisch und was unkünstlerisch, was geschmackvoll und was geschmacklos, gut und schlecht ist. Die Aufgabe der Massenbekehrung fällt der Industrie zu, sie hat es in der Hand, die Menge mit einem Schlag aus einer Geschmackskonvention in die andere zu zwingen, sobald ihre eigenen geistigen und maschinellen Mittel für die Umwälzung genügend vorbereitet sind. Mit einem Wort: Industrie und Kunstgewerbe können nur für die Konvention des Geschmacks sorgen, nicht mehr. Man darf nicht einmal sagen, des guten Geschmacks, weil gut und schlecht inbezug auf diese Produktion relative Begriffe sind, die wechseln und der allgemein stillschweigenden Übereinkunft unterliegen. Was vor zwanzig Jahren als guter Alltagsgeschmack gegolten hat, gilt heute als schlecht, und wir können nicht vorher sagen, was der gute Geschmack von heute in zwanzig Jahren gelten wird. Das Kunstwerk jedoch, von der kapitalistischen und industriellen Grundlage unabhängig, folgt keinen Zweckmäßigkeitsgründen, erstrebt keine Sanktion des Gesamtwillens, es sucht keinen Schwerpunkt außer sich selbst und ergibt sich nicht aus den banalen Imperativen eines gegebenen Zwecks, sondern aus den unvorherbestimmten inneren und gleichsam biologischen Notwendigkeiten; es gehört trotz der modernen Bewegung zu den allergrößten Seltenheiten. Leute, die ihre Wohnung mit modernen Maschinenmöbeln einrichten, terten deshalb noch lange nicht in ein Verhältnis zur Kunst. Das ist kein Weg, um auch nur einen Schritt näher zu den Großen unserer Zeit zu kommen, zu Klimt etwa. Zu Erler schon viel eher. Zur Eleganz kann man ebenfalls kommen, wie durch die Möbel Bruno Pauls und durch einen tüchtigen Herrenschneider. Eleganz, Komfort, praktische Brauchbarkeit und ähnliche Merkmale, das sind die Grundpfeiler der modernen Kultur und des guten Geschmacks von heute, aber bloß Kultur und bloß guter Geschmack machen noch lange nicht die Verfassung der Kunst und des Kunstliebhabers aus. Es gibt eine große Zahl Menschen von hervorragender persönlicher und geistiger Kultur, und manche darunter, die auf einigen Gebieten Außerordentliches geleistet haben, die dennoch kein Organ für die Kunst besitzen. Für diese enorme Majorität stellt der Alltagsbedarf an den Erzeugnissen der Kunstindustrie, des modernen Kunstgewerbes und des industrialisierten Kunsthandwerks in der Regel die einzige Beziehung zur lebendigen Kunst dar. Aber es ist nur die Beziehung zu einem Surrogat. Oder zu einer Sache, deren Aufgabe es schon von vornherein nicht gewesen sein konnte, Kunst darzustellen. Ein scheinbarer Zusammenhang ist nur durch den Namen des Entwurfskünstlers gegeben. Aber selbst dieser wirkt bewußtvoll in der Industrie nur als formalistischer Universalgeist, der die neue Geschmackskonvention mit sachlicher Logik und Konsequenz durchführt und vereinheitlicht. Einige Künstler schaffen aber auch darin nach einer persönlich empfundenen prästabilierten Harmonie und offenbaren in geistigen Umrissen ein kunstvolles Weltbild, das an Stelle des Chaos Übereinstimmung setzt nach Maßgabe der eigenen persönlichen Züge. Man denke an Behrens und auch an Van de Velde. Der Kunstliebhaber mag an den einzelnen Teilen und kleinen Gegenständen, die sichtbar geworden sind, den Traum des Künstlers ahnen, der eine ganze Welt sieht. Ungefähr, wie die Folge von ein paar Akkorden an die Möglichkeit einer großen Symphonie erinnert. Je komplizierter der Aufbau, desto einfacher die Elemente. Die Musik, die Architektur, die Ornamentik liefern den Beweis. An einer Symphonie Beethovens ist der wundervoll gefügte Bau künstlerisch, nicht der aus dem Zusammenhang gerissene einfache Akkord, der bloß ein typisches Element ist. Einfache, typische Elemente, an sich nicht künstlerisch, sind auch manche von Künstlern ins Leben gerufene Kunsterzeugnisse für die mannigfachen Bedürfnisse des Alltags. Was die tausend notwendigen Kleinigkeiten bis zum elektrischen Taster herunter sein können, wird erst in einem großen, symphonischen Gesamtwerk sinnfällig, in einem Wunderbau, wie ihn nur der künstlerische Genius zu erträumen vermag.

Digitized by Google

Rudolf Lindau.

Von Victor Klemperer (Oranienburg).

Vor einigen Monaten, als Paul Lindau sein Jubiläum feierte, ging es geräuschvoll zu: Freunde und Feinde meldeten sich zum Worte. Das konnte kaum anders sein. War doch der Begründer der „Gegenwart“ in den siebziger Jahren der vielleicht meistgenannte deutsche Literat gewesen und hatte in seiner Vielseitigkeit jedes Gebiet kultiviert, die Journalistik in allen Zweigen, politische, literarhistorische, kriminalistische, die Erzählung, das Drama. Und alle Angriffe der neuen Richtung, die seiner Glanzzeit ein Ende bereitete, vermochten den Geschmeidigen nicht mundtot zu machen: noch heute schreibt er treffliche Aufsätze, vielgelesene Geschichten, noch heute wirkt er als Dramaturg. Wie gesagt — es gab da reichlichen Anlaß zu reden, und der Anlaß wurde reichlich benutzt.

Am 10. Oktober wird Rudolf Lindau achtzig Jahre alt, und es ist leider kaum anzunehmen, daß man sich in gleich ausgedehntem Maße mit ihm beschäftigen werde, wie man es neulich mit seinem Bruder tat. Ist doch sein Name niemals so laut genannt worden, niemals mit so lauter Anerkennung, niemals mit so lauter Gehässigkeit. Dem zugeknöpften Mann gegenüber hat man sich immer bis zu einem gewissen Grade zurückhaltend gezeigt, und das ist sehr schade, denn dieser verschlossene Mensch ist ein echter Dichter.

Es gibt keine größern Gegensätze als Paul und Rudolf Lindau; sie haben kaum etwas andres gemein als den Vatersnamen und die schriftstellerische Betätigung. Berühren sie sich einmal im Stoff, wie das in Darstellungen reicher Gesellschaftskreise, des Klubs, der Spiel- und Frauenaffären gelegentlich geschieht, so tritt ihre Gegensätzlichkeit am stärksten zutage: Paul Lindau hat in seltenen Stunden Humor, in allen Geist und Frivolität, Rudolf Lindau hat niemals Humor, ist niemals geistreich, niemals, und ob auch alles im Stoff dazu verlockte, niemals frivol. Paul Lindaus eigentliche Dichtergaben sind nicht unanfechtbar, der Plauderer in ihm macht seine dichterischen Arbeiten genießbar, und seine eigentliche Bedeutung liegt überhaupt nicht auf dem poetischen Gebiet, vielmehr auf dem essayistischen und dramaturgischen. Rudolf Lindau besitzt gar kein Plaudertalent, ist ein tiefernster und stiller Dichter, wie er ein ernster und stiller Mann ist.

Dies „still“ ist freilich richtig zu verstehen. Man darf dabei nicht die übliche Vorstellung von dem versonnenen Poeten haben, der lebenslang in seinem Kleinstadthäuschen träumt, der vom wirklichen lauten Leben wenig ahnt, der Phantasien aus sich herausspinnt, und nicht etwa feste Gebilde dem Leben nachformt. Von alledem ist bei Rudolf Lindau das Gegenteil der Fall: sein Leben ist bunt und bewegt; und so geht es auch in seinen Geschichten, die alle fest im Wirklichen wurzeln, bunt und bewegt her. Jene Stille des Wesens und der Gestalten Rudolf Lindaus ist von besonderer Art; von ihr wird im Kern dieser Skizze zu reden sein.

In ganz jungen Jahren kam der ernste Norddeutsche nach Frankreich, wo er philologische und geschichtliche Studien trieb, als Hauslehrer und Sekretär seine Menschenbeobachtung ausdehnen und schärfen konnte. Diesen Lehrjahren folgte von 1859 bis 69 ein abenteuerliches Jahrzehnt, er lebte in Indien und Kalifornien, in China und Japan, übte die verschiedensten Berufe aus. Er war Kaufmann, Redakteur, Diplomat, schrieb in französischer Sprache Aufsätze über seine Reisen. Davon erschien einiges 1864 zusammengefaßt als sein erstes Buch unter dem Titel: „Un voyage autour du Japon“. Daß es sich hierbei um nichts Dichterisches handelt, geht eigentlich schon allein aus dem Beiseitelassen der Muttersprache hervor. Aber zwei hervorragende Eigenschaften des spätern Dichters finden sich doch schon in diesem fremdartigen Erstling ausgeprägt: die ungemeine Schlichtheit der Rede, die vor allen pathetischen Worten geradezu Abscheu auszudrücken scheint, und die ebenso außerordentliche Objektivität der Darstellung, in der das dem Autor Feindselige oder Widerstrebende oder Fremde nicht weniger zu seinem Rechte kommt als das ihm Zusagende. Genau die gleichen Eigenheiten zeigt ein sechs Jahre später entstehendes Buch, das nun freilich deutsch geschrieben ist, aber den Dichter doch noch immer und durchaus nicht ahnen läßt. Rudolf Lindau ist von seinen Irrfahrten zurückgekehrt, macht den siebziger Krieg als Sekretär des Prinzen August von Württemberg im Generalkommando der Garde mit und schreibt Berichte für den „Staatsanzeiger“, die dann gesammelt werden. „Die preußische Garde im Feldzuge 1870/71“ ist der Titel des Buchs, das in seiner strengen Sachlichkeit durchaus das Werk eines kundigen und gerechten Offiziers zu sein scheint. Nach dem Kriege gestaltet sich das Leben des Mannes, der nun die Vierzig überschritten hat, ein wenig ruhiger, und sogleich bricht auch der Strom der dichterischen Produktion hervor, strömt um so reichlicher, als er aus ungewöhnlich buntem Erleben quillt, auch wohl schon lange vorhanden war und nur durch äußere Hemmung zurückgestaut wurde, und versiegt nicht mehr bis in das späte Alter hinein.*) Rudolf Lindau ist jetzt in den diplomatischen Dienst seines Vaterlandes getreten und durchschreitet allmählich eine ehrenvolle Laufbahn. Er beginnt als Attaché bei der Botschaft

*) Noch eben jetzt erscheint ein Geschichtenband „Nachlese“ bei Egon Fleischel & Co. In diesem Verlag sind die meisten Werke Rudolf Lindaus erschienen. Fleischel veranstaltet jetzt eine gediegene und billige sechsbändige „Volksausgabe“, die aber keine Gesamtausgabe ist.

Digitized by Google

in Paris, wird dann ins Berliner Auswärtige Amt berufen. Er steigt bis zum Range eines Wirklichen Geheimen Legationsrats auf, erhält auch durch die Verleihung des bayrischen Verdienstordens den persönlichen Adel. Die letzten Amtsjahre verbringt er in Konstantinopel, wo ihm die Vertretung der deutschen Interessen bei der Verwaltung der ottomanischen Schuld obliegt. Konstantinopel wird für seine Phantasie so fruchtbar wie vordem Schanghai und Jokohama. Neben eignen dichterischen Hervorbringungen steht ein starker Märchenband: „Türkische Geschichten", die er seinem Sprachlehrer wohl mehr nachempfunden und nachgedichtet, als bloß wörtlich nacherzählt hat. Es ist ein köstliches Geschichtenbuch, ist 1903 erschienen und noch immer nicht über die erste Auflage hinaus. Vielleicht ist es ein Naturgesetz, daß gute Bücher ungangbare Artikel sind .... Spät erst tritt Rudolf Lindau vom Amt zurück, sein dichterisches Können verläßt ihn auch dann nicht in den Jahren der Ermüdung.

Daß seine besten Novellen im fernen Osten, in Schanghai und Jokohama spielen, hat seinen doppelten Grund. Einmal ist es die Zeit seiner aufnahmefähigsten Jugend, die er in diesen Ländern verlebte, sodann lernte er sie in einer besonders wildbewegten Epoche kennen. China wurde damals von einer blutigen, langen Revolution zerfleischt, in Japan veranlaßte die gerade beginnende Europäisierung das leidenschaftlichste Widerstreben weiter Volkskreise, woraus sich ebenfalls höchst unsichere Zustände ergaben. Die wenigen Europäer, die sich hinausgetrauten, waren meist blutjunge und durchweg sehr waghalsige Gesellen. Sie lebten gewissermaßen in einem ständigen Kriege, trugen den Revolver auf der Straße schußbereit in der Faust, legten ihn zum Essen nicht ab und zur Nacht unters Kopfkissen. Ihre Handelsreisen, bei denen es Waffen und Opium zu verkaufen, Tee und Seide einzuhandeln galt, glichen Kriegsfahrten; es gab da Wunden zu holen, aber gelegentlich auch Schätze, denen eher die Bezeichnung Beute zukam als schmaler Handelserwerb.

Auf diesen wilden Boden stellte Rudolf Lindau einige kerngesunde, von keiner Gewissensnot beschwerte Triebmenschen: den Verbrecher, der in solcher Ferne Sicherheit vor den Verfolgern sucht, den Söldner und Bravo, der wahllos in jeder Sache seine Haut zu Markte trägt und das Leben des Gegners noch etwas geringer schätzt als das eigne, den japanischen Fanatiker, der schuldlose Fremde, nur weil sie Eindringlinge sind, abschlachtet, um dann die Todesstrafe mit ungeheurem Stolz zu erdulden, und andre Leute ähnlichen Schlages. Doch ragen diese vereinzelten Gestalten aus Lindaus Werken gewissermaßen nur als Standbilder hervor, an deren eherner Starrheit gemessen, das merkwürdige Wesen seiner eigentlichen Menschen besonders offensichtlich wird. Ich meine die lange Schar der bei aller Verschiedenheit im Grunde verwandten Persönlichkeiten, die der Dichter offenbar nach seinem eignen Bilde formte. Mut und Tatkraft und Leidenschaft besitzen sie fast alle gerade so gut wie jene Wildlinge, und auf das Zusammenbeißen der Zähne verstehen sie sich ebenfalls trefflich. Der „Pionier", wie sich der östliche Kaufmann dazumal gerne nennt, verliert selbstverständlich kein Wort über seine Empfindungen, und die Herren der guten Pariser und Londoner Gesellschaft bewahren ebenso selbstverständlicherweise immer die kühle Korrektheit tadelloser Haltung. Was weder diesen noch jene daran hindert, am Übermaß der verborgenen Leidenschaft zu kranken, wohl auch daran zum Verbrecher zu werden oder zu sterben. Diese stoische Beherrschtheit, die Scham vor dem tönenden Wort, der großen Gebärde, macht einen Teil der Lindauschen Stille aus. Aber doch nur den geringren, den mehr äußerlichen Teil. Was seine eigentlichen Geisteskinder von jenen Triebmenschen trennt, das ist ihr verhülltes Zartgefühl. Es gäbe mehr zartfühlende Menschen in der Welt, als die Romandichter zu zeigen wagten, heißt es im „Robert Ashton". Rudolf Lindau schreckt vor solchem Wagnis niemals zurück, und seine stoischen Menschen sind so überaus zartfühlend, daß sie ihr Zartgefühl hindert, das Glück mit derber Hand zu packen. Die Tragödien dieses versteckten Empfindens, die sich von der Rauheit des äußern Geschehens seltsam abheben, sind für den Dichter doch immer das Wesentliche. Und daraus eben entspringt die große Stille selbst seiner äußerlich lautesten Geschichten, und deshalb eben werden selbst die Sherlock Holmes- und Indianermäßigsten unter ihnen niemals die Lektüre der Vielen werden. Einmal, in der Novelle: „Der lange Holländer", hat sich Lindau in seiner Darstellung des Zartgefühls fast ins Groteske-Tragikomische verstiegen. Der Buchhalter Georg Büchner, der „lange Holländer", gerät in den Verdacht, seinem Hause zehntausend Dollars gestohlen zu haben. Seine Braut, die Schwester des bestohlenen Chefs, stellt sich energisch auf seine Seite und wird ihm die hingebendste Gattin, die öffentliche Meinung ist nicht eigentlich gegen ihn, das Gericht spricht ihn frei; als einige Jahre später durch Zufall der inzwischen verstorbene tatsächliche Dieb entdeckt wird, bereitet die ganze Kolonie dem völlig Rehabilitierten eine große Ehrung. Dennoch vermag sich Georg Büchner von dem Schlage der einmaligen Verdächtigung nicht zu erholen. Zwar gesundet er noch von der Trunksucht, der er in den schlimmsten Tagen seines Kummers verfiel, aber seine Lebenskraft ist unwiederbringlich gebrochen, und er endet durch Selbstmord. Soweit liegt nur die bei Rudolf Lindau übliche Tragik des Zartgefühls vor. Aber neben dem Unschuldigen und fast über ihm steht in der Novelle der Dieb, ein italienischer Angestellter des gleichen Hauses. Niemand ist eifriger darauf bedacht, für Büchners Unschuld einzutreten

Digitized by Google

als Prati, an niemandem findet Büchner in seiner Not einen bessern Freund und tatkräftigern Helfer als Prati. Der Italiener ersinnt immer neue Mittel, den langen Holländer aus seiner bedrängten Lage zu befreien, seinem Trübsinn zu entreißen. Als er die Unmöglichkeit seiner Bemühungen begreift, verliert er selbst alle Lebensfreude, und sein von verwegener Reise durch verseuchtes Gebiet heimgebrachter Tod sieht einem Selbstmord sehr ähnlich. In Pratis Nachlaß findet man dann einen jener gestohlenen Goldbarren. Büchner hatte damals der bestohlenen Firma die ganze Summe ersetzt. Pratis Hinterlassenschaft enthält nun weiterhin auch Aufzeichnungen, wonach er diese zehntausend Dollars mit hohem Zinszuschlag allmählich seinem Freunde Büchner auf mancherlei zartsinnige Art zugewandt hat. Wie sich hier Niedrigkeit und Edelmut, Verstocktheit und regstes Gewissen paaren, das kann ich nicht anders als tragikomisch und grotesk nennen.

Im allgemeinen sind es nur die Männer, die Rudolf Lindau mit so feinen Seelen ausgestattet hat; seine Frauencharaktere nehmen einen viel geringeren Platz ein. Natürlich gibt es auch da einige tiefer veranlagte Persönlichkeiten, gute wie schlimme; doch an der Mehrzahl seiner weiblichen Gestalten ist Seichtheit das hervorstechendste Merkmal. An allerhand liebenswürdigen Regungen ist kein Mangel, aber Größe und Dauer des Gefühls sind selten zu finden, und die verwundeten Seelchen heilen meist rasch und gründlich wie geritzte Finger. Man muß schon das „C'est pour mes péchés que je vous aime ainsi“ des Misanthrope zur Erklärung heranziehen, um es begreiflich zu finden, daß Lindau trotz so geringer Einschätzung der Frau die Liebe in den Mittelpunkt seiner weitaus meisten Erzählungen stellt.

Oft und oft wird das Leben der Lindauschen Helden durch eine unglückliche Liebe zerrüttet. Und diese Zerrüttung ist dann eine völlige und dauernde; jede Heilung erscheint ausgeschlossen, und wenn auch nicht immer sofortiger Tod eintritt, so ist doch nach der Katastrophe niemals von einem wirklichen Weiterleben die Rede, sondern immer nur von einem müden und reizlosen Vegetieren. In solcher Untröstlichkeit seiner Menschen zeigt sich eine gewisse Enge Rudolf Lindaus, die man eigentlich gerade bei ihm, dem treuen und erfolgreichen Beamten auf einem Posten voller Wirkungsmöglichkeiten, nicht erwarten sollte. Seine in ihren Beziehungen zu dem Einzelnen (manchmal zum Freund, meist zur Geliebten) verunglückten Männer kommen nie auf den Gedanken, eine neue Ausfüllung für ihr Leben zu suchen, indem sie sich an Allgemeineres hingeben, an den Staat oder die Menschheit, an irgend eine politische oder soziale Idee, an irgend ein wissenschaftliches Problem. Ihr Beruf, den sie mit Tüchtigkeit betreiben mögen, wird ihnen gleichgültig, sobald der daraus fließende Gewinn nicht mehr dem geliebten Einzelnen zugute kommt; mit ihrem Erwerb einer Vielheit helfen, durch ihre Tätigkeit das Gemeinwohl fördern zu wollen, fällt keinem Kaufmann, keinem Beamten Rudolf Lindaus ein.

Ein einziges Mal hat er versucht, diese Grenze seines Empfindens zu überschreiten, aber geglückt ist ihm der Versuch nicht eigentlich. Ich meine den Roman „Ein unglückliches Volk“. Während die übrigen Romane des als Novellisten ungleich bedeutenderen Mannes durchweg Geschichten des Einzelnen oder der Familie sind, stellte sich der Siebziger in diesem Buch die Aufgabe, einen ganzen Volksstamm, vielmehr das Ringen zweier Völker: der Armenier und Türken, zu zeichnen. Hierbei erging es ihm eigentümlich. Alles, was er über sein großes historisches Thema berichtet, ist wertvoll und anschaulich genug — aber es gleitet um so leichter aus dem Gebiete der Handlung in das der Abhandlung hinüber, als es mit dem eigentlichen Roman herzlich wenig zu tun hat. Denn der berichtet von den Schicksalen eines liebenswürdigen deutschen Offiziers, den nur der Zufall zu den Armeniern verschlägt, nur die Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung, die Schwärmerei für ein schönes Mädchen, keineswegs dagegen verständnisvolles und tiefes Empfinden für die Unterjochten auf seinem Posten festhält, und der fernab von dem unglücklichen Volk in einem freundlichen Ehehafen landet. Und Bolton, der amerikanische Philanthrop, der sich jahrelang um die Armenier bemüht, wird doch nur als ein unglücklicher Narr hingestellt, der seinem Spleen entsagt, sobald er in jenem deutschen Offizier eine Art Pflegesohn gefunden hat.

Gerade dieser historische Roman scheint mir zu beweisen, daß der Dichter Rudolf Lindau umfassenderes Fühlen als das des Einzelnen zum Einzelnen nicht kennt. Möglich, daß ihn sein tiefer, tiefer Pessimismus so eingeengt hat. In Rudolf Lindaus ein wenig wohl von Schopenhauer beeinflußter Welt geht es zu jammervoll her, als daß der Einzelne Lust verspüren könnte, für das Allgemeine zu sorgen. Das Unglück, oft ein brutal von außen hereinbrechendes Unglück, regiert. Wird ein Lindauscher Held wirklich einmal glücklich, so sind immer schwerste, die freie Genußfähigkeit hemmende Schicksalsschläge vorausgegangen, oder aber der Glückliche sinkt nach kürzestem Besitz wieder zum Bettler herab . . .

Erblickt man die Eigentümlichkeit der bedeutendsten Dichter darin, daß sie nicht nur Seelenmaler, sondern zugleich auch Künder schöner Menschheitsziele sind, so wird man Rudolf Lindau nicht zu den ganz Großen zählen dürfen, wobei man sich sagen muß, daß seine pessimistische Weltanschauung, die ja eben eine Verneinung alles Fortschreitens bedeutet, solche Hinweise, solches Emporheben unmöglich macht. Aber auch ein derart gestrenger Beurteiler wird an dem von

Digitized by Google

Rudolf Lindau Gebotenen immer Genuß finden; sind es doch wirkliche und eigentümliche Menschen, deren geringe Freuden und große Leiden er immer wieder ebenso schlicht wie ergreifend schildert.*)

Balladen aus dem alten Wien.

Von **Franz Karl Ginzkey.**

II.

5. Frohwitza.

(Nach einer alten Wiener Sage.)

Frohwitza war ein schönes Kind
Und ihrer Tage froh.
Doch war sie leicht an Sinnen,
Nicht nur beim Nähn und Spinnen,
Nein, auch im süßen Minnen.
Ihr Kränzlein war aus Stroh.

Wie hießen sie im alten Wien
Die Mägdlein solcher Art?
Hübsch, doch von leichten Sinnen
Mit törichtem Beginnen?
Man hieß sie „Hübschlerinnen".
Das klingt nicht allzu hart.

Frohwitza saß tagaus, tagein,
Auf ihrem seidnen Bett.
Sie dachte nicht ans Schlafen,
Doch an die Herrn und Grafen,
Die nachts bei ihr sich trafen
Zum Lieb- und Lustbankett.

Und drückt dich nicht der Sünden Last,
Du frühverlornes Kind?
Sie lacht mit blanken Zähnen,
Durch ihre blonden Mähnen
Streicht mit verbuhltem Sehnen
Der flaue Morgenwind.

Herr Stadtrat Stephan Knogler wohnt
Jenseits im andern Haus.
Es ragt ein Mauerbogen
Von Haus zu Haus gezogen;
Dem ist er nicht gewogen,
Er riß ihn gerne aus.

Er hört des Nachts Pokalgeklirr,
Gelächter, Lustgeschrei,
Ein Hauch aus Höllenhitzen
Läßt ihn nicht ruhig sitzen,
Und er verklagt Frohwitzen
Wohl vor der Polizei.

Und habt ihr mich mit Schmach verklagt
Wohl vor der Polizei —
Ich muß darob mich grämen
Und muß mich bitter schämen,
Doch sollt ihr bald vernehmen,
Wie süß die Rache sei!

Und als es war um Mitternacht,
Es schien der Mond so hell,
Der Stadtrat tät erwachen —
Er hört ein leises Lachen.
Wie Geistersilbernachen
Die Wolken zogen schnell.

Wer klettert dort von Haus zu Haus?
Er sieht, o grimmer Hohn!
Um Stolz und Ehr betrogen,
Hoch auf dem Mauerbogen,
Von Haus zu Haus gezogen,
Sieht er den eignen Sohn!

Frohwitza ruft: Auf Wiedersehn!
Und wirft ihm Küßchen nach.
Der Stadtrat schreit im Grimme
Mit schmerzerstickter Stimme:
So rächst du dich, du Schlimme?
Mein Sohn, o welche Schmach!

Da stürzt der Sohn und ihn verschlingt
Der dunklen Gasse Schacht.
Ein Klirren, ein Zerschellen.
Noch hört der Greis den hellen
Hohnruf Frohwitzas gellen:
Herr Stadtrat, gute Nacht!

Was half's nun, daß Frohwitza stand
Am Pranger, tief in Schmach?
Noch ist von ihren Sünden
Kein Ende zu verkünden;
Denn tief aus Höllenschlünden
Kam immer Schlimmres nach.

Sie hat mit bösem Minnespiel
Umgarnt noch manchen Mann,
Doch holte ohne Zweifel
Sie schließlich doch der Teufel.
Das ist doch ohne Zweifel.
Wer zweifelt etwa dran?

6. Das Totenlicht.

(Nach einer alten Wiener Sage.)

Der Totengräber Peter Klaus
Schleppt einen Riesenrausch nach Haus;
Vom „Heurigen", als wär's ein Spaß,
Trank er mit Schmunzeln sieben Maß.

*) Eine sehr interessante Charakteristik des Menschen wie des Dichters Rudolf Lindau hat uns Theodor Fontane gegeben. Sie betitelt sich: „Ein Besuch bei Rudolf Lindau" und ist in dem Nachlaßbande (Fontane & Co., 1908) veröffentlicht.

Digitized by Google

Er war, auf daß er dieses könnt,
Ein frühverkrachter Korpsstudent.
Er singt: „Was kommt dort von der Höh!
Das ist der Herr Papa, dulilöh,
Der lederne Herr Papa!“

Vom Himmel scheint nicht Mond noch Stern,
In Händen schwankt ihm die Latern',
Der Nachtwind pfaucht ums Totenhaus
Und löscht ihm die Laterne aus.
Er tappt sich auf dem Friedhof fort,
Es kümmert ihn nicht Zeit noch Ort.
Er singt: „Was kommt dort von der Höh?
Das ist die Frau Mama, dulilöh,
Die lederne Frau Mama!“

Die Finsternis ist stumm und dicht,
Nur aus der Ferne winkt ein Licht.
Es gibt so seltsam roten Schein,
Er tappt sich über Kreuz und Stein,
Er stolpert über Strauch und Gruft.
Das Licht tanzt immer in der Luft.
Da hält er vor dem Beinhaus still,
Nun weiß er plötzlich, was er will.
Hüt dich, Peter Klaus!

Hier vor dem Beinhaus brennt ein Licht,
Von frommen Leuten aufgericht'.
Es ist den Seligen geweiht
Als Lichtlein für die Ewigkeit.
Doch Peter Klaus nimmt keck heraus
Das Licht aus seinem Ampelhaus,
Und sperrt's in sein Laternchen ein,
Das gibt so seltsam roten Schein.
Hüt dich, Peter Klaus!

Der Peter Klaus, der fürcht' sich nicht,
Er pendelt mit dem Totenlicht,
Er springt umher und ist nicht träg
Und sucht sich mit dem Licht den Weg.
Ihm macht das einen Riesenspaß,
Und trank er heut nicht sieben Maß?
Er singt: „Was kommt dort von der Höh?
Das ist der Herr Papa, dulilöh,
Der lederne Herr Papa!“

Da schlägt vom Turm die zwölfte Stund',
Und in der Ferne bellt ein Hund.
Es schwingt ein Sausen durch die Luft,
Wie tief aus kühler Totengruft.
Und eine Grabesstimme spricht:
„Gib uns das Licht zurück, das Licht!“
Da fängt der Klaus zu laufen an,
Gesträubten Haars, so schnell er kann,
Nur schnell nach Haus, nach Haus!

Doch sieh — ein Riesenknochen fährt
Hellblinkend wie ein Türkenschwert
Mit Sturmgepfeife durch die Luft
Und brüllt: „Gib uns das Licht, du Schuft!“

Die Stimme klingt so grabeshohl,
Doch Peter Klaus, der kennt sie wohl.
Sie schreit: „Beraub' die Toten nicht!
Ich bin dein Herr Papa, du Wicht!
Dein knöcherner Herr Papa!“

Und klippe klappe furre saus
Die Knochen kommen mit Gebraus.
Sie fliegen in der Luft umher,
Ein wildbewegtes Knochenmeer.
Hie Hüftbein, Schenkelbein, Genick,
Hie Wirbel, Schädel, Rippenstück.
Das ganze Beinhaus quillt hervor
Und kracht und lacht in grausem Chor:
Weh dir, Peter Klaus!

Am Morgen lag der tote Klaus
Vor seinem Totengräberhaus.
Die Leute sagten: Sieben Maß,
Die gehen über jeden Spaß!
Und andre sagten: Seinen Lohn
Empfing der gottverlassne Sohn!
Der dies gesungen aber spricht:
O raubt den Toten nicht das Licht!
Doch auch Lebendgen nicht!

7. Das Wurstduell.

(Nach einer alten Wiener Historie.)

Sein liebes Wien sich zu besehn,
Des heiß erkämpften Friedens froh,
Zog durch die Stadt Herr Prinz Eugen,
Mit ihm Herr Herzog Marlborough.*)
Sie promenierten kreuz und quer,
Dem hohen Gast gefiel das sehr.
Das Volk blieb gaffend stehn,
Mit Vivat und Hallo,
Und schrie: „Hoch Prinz Eugen
Und Herzog Marlborough!“

Stolz wie ein Fürst aus Samarkand,
Auf Hüpfebeinchen, krumm und schmal,
Spazierte an des Prinzen Hand
Herr Hofzwerg Lukas Zitteraal.
Ein Kerlchen, kaum drei Käse hoch,
Ein Fant und Maulheld war's jedoch.
In kecker Gaukelei
Stolziert er protzig mit
Und riß sich fast entzwei
Die Beinchen, wie er schritt.

Zum Herzog sprach Herr Prinz Eugen:
„Nun wollen wir zuguterletzt
Die Wachtbaracken uns besehn,
Ob's dort nicht stramme Späße setzt.“

*) John Churchill, Herzog von Marlborough siegte 1704 gemeinsam mit Prinz Eugen bei Hochstädt gegen Ludwig XIV. und weilte 1705 als Gast Kaiser Josefs I. am Wiener Hofe.

Digitized by Google

Dort in der Krugerstraße stand
Die Wachtbaracke linker Hand.
Das Volk blieb ringsum stehn,
Des Abenteuers froh,
Und rief: „Hoch Prinz Eugen
Und Herzog Marlborough!“

Da hob sich träg vom Pritschenholz
Und trat hervor mit seinem Spieß
Ein Mann voll Wachtbarackenstolz,
Der Jakob Eschenauer hieß.
Er rieb die Augen sich und schrie:
„Wer lärmt da, wer spektakelt hie?“
Da er den Prinzen sah
Und seinen hohen Gast,
Stand er versteinert da,
Hochragend wie ein Mast.

Es sprach zu ihm Herr Prinz Eugen:
„Ihr seid ein Mann, der mir gefällt.
Mit solchen Kerlen hundertzehn
Gewinn ich mir die ganze Welt!
Nehmt diesen Beutel, Schlachtgesell!“
Herr Eschenauer nahm ihn schnell.
Er nahm ihn unbesehn,
Er fragte nicht wieso.
Er schrie: „Hoch Prinz Eugen
Und Herzog Marlborough!“

Da sprang hervor mit einemmal,
Possierlich wie ein Gockelhahn,
Herr Hofzwerg Lukas Zitteraal
Und schrie: „Das ist nicht wohlgetan!
Und wär er dreimal noch so lang,
Mir ist vor diesem Kerl nicht bang.
O weh, das schöne Geld!
Verdient den Preis nur er?
Ich bin kein mindrer Held,
Hab doch die Taschen leer!“

Drob lachten all die Leute rings,
Nur Jakob Eschenauer nicht.
Wie blutig Wetterleuchten ging's
Durch sein vernarbtes Angesicht.
Vor Ärger bebten ihm die Knie,
Das Zitterälchen aber schrie:
„Er zittert! Seht mir den!
Mein Freund, was bangt Euch so?
Zieht blank für Prinz Eugen
Und Herzog Marlborough!“

Die Leute hielten sich den Bauch.
Nun ward der Spaß gewaltig groß.
Die beiden Feldherrn lachten auch
Und jubelten: „Famos, famos!“
Es sprach Herr Prinz Eugen: „O Graus,
Jetzt wird noch ein Duell daraus!“
„Gewiß!“ schrie Zitteraal,
„Nun gibt es ein Duell!“
Was seid vor Angst Ihr fahl,
Sackplumper Schlachtgesell?“

Herr Eschenauer brüllte Wut.
Er sah umher voll Rachedurst.
Da fiel sein Blick mit Kampfesmut
Auf eine lange Räucherwurst.
Hohnlachend griff er sie vom Tisch,
Die Luft durchfuhr sie mit Gezisch.
Er schrie: „So mags geschehn!
Nun wehr dich, frecher Floh!
Lang lebe Prinz Eugen
Und Herzog Marlborough!“

Der Riese schwang sein Abendbrot,
Wie Siegfried einst den Balmung licht.
Herr Zitteraal in großer Not
Parierte bald und bald auch nicht.
Die Wurst hielt sich des Kampfes wert.
Es schien ihr fast, sie sei ein Schwert.
Doch traf sie mancher Hieb
Und trennte ihr die Haut,
Und manche Wunde blieb
Und klaffte blank und laut.

So fochten beide heiß und schwer,
Umloht vom Abendsonnenglanz.
Wurstscheiben flogen weit umher,
Die fraß das Volk zusammen ganz.
Wurstkauend rief ein Schmiedgesell:
„Noch ein Duell! Noch ein Duell!
Solch ein Duell ist schön!
Nie schmeckte Wurst uns so!
Lang lebe Prinz Eugen,
Und Herzog Marlborough!“

Indessen sprach Herr Prinz Eugen:
„Der Ehre scheint genug getan!
Wir wollen nun nach Hause gehn.
Freund Zitteraal, geh du voran!“
Herr Zitteraal schlich matt und stumm,
Er hielt vor Schmerz den Rücken krumm.
Der Riese aber stand
Im Kümmernissen schwer:
Der Zipf in seiner Hand
War, ach, kein Nachtmahl mehr!

Dies aber meldet der Chronist,
Was er in alten Schriften fand:
Es ward das Haus seit dieser Frist
„Zum grünen Säbel“ zubenannt.
Ja, ja, so war's in alter Zeit.
Nun liegt sie weit, nun liegt sie weit!
Wir wollen sie verstehn,
Ob ernst sie oder froh.
Es lebe Prinz Eugen
Und Herzog Marlborough!

8. Der schlafende Wagen.

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Dieses Schlachtenungewitter,

Digitized by Google

Mußte trüb an sich erleiden
Müden Alters Not und Weh.
Mit zwei adeligen Damen
Spielt er nun in Gottesnamen,
Melancholisch und bescheiden,
Mariage und Piquet.

Vor der Damen stillem Schlosse
Wartet schläfrig die Karosse.
Wackelnd auf dem hohen Bocke
Nicken Kutscher und Hatschier,
Schläfrig unterm Sternenhimmel
Stehn zwei Isabellenschimmel.
Mit dem goldnen Quastenstocke
Pendelt gähnend der Portier.

Endlich ist das Spiel zu Ende,
Und es küßt die Damenhände
Höchst galant der alte Ritter,
Zierlich wie ein jüngrer kaum.
In der Träume Land getragen
Wird er sanft von seinem Wagen.
Bomben und Granatensplitter
Sprühn durch seinen Schlachtentraum.

Holpernd rollt die dunkle, schwere
Kutsche nach dem Belvedere.
Auf dem Bocke eingeschlafen,
Nickt der Lenker stumm und träg.
Fest entschlummert sind die Diener.
Durch das lustge Volk der Wiener,
Ahnend den gewohnten Hafen,
Ziehn die Rößlein flink den Weg.

Wie sie endlich mit der alten
Kutsche am Portale halten,
Regt und rührt sich keine Seele,
Alles schlummert fest und brav.
Sieh, da naht sich leise, leise
Auf den Zehn das Volk im Kreise,
Sorgend, daß kein Lärm bestehle
Seines Lieblings Heldenschlaf.

Stumm umsteht das Volk der Wiener
Prinz Eugen und seine Diener.
Bis ein Schusterbube, lachend,
Auf zwei Fingern schrillend pfiff.
Er bekam zwar eine Schelle,
Doch sie tönte also helle,
Daß der alte Held, erwachend,
Jäh nach seinem Degen griff.

Und er sah des Volkes Menge
In ehrfürchtigem Gedränge,
Sah den Mond erfreulich blinken,
Nirgends Wagnis noch Gefahr.
Mit Gequietsche und Gerutsche
Schob sich schnell die alte Kutsche
Durchs Portal. Ein freundlich Winken,
Und der Prinz verschwunden war.

Im Winternest.

Von Hans Ostwald (Zehlendorf).

Der alte Vagabund band sich den schäbigen Mantel mit einem Bindfadenende zusammen. Knöpfe schmückten das Kleidungsstück nicht mehr, aus dessen Ärmel Stücke vom zerfetzten Futter heraushingen. Der Alte hatte auch bisher keine Knöpfe gebraucht. Er wanderte mit offenem Mantel. Ja, auch seine helle Sommerjacke trug er ungeschlossen. Nur die schwarze Weste war über dem verwaschenen Flanellhemd zugeknöpft, das oft ein Stück der sehnigen, gebräunten Brust sehen ließ und aus dem ein hagerer, aber fester Hals aufstieg.

Jetzt ward es dem Alten doch zu kalt auf den Wegen. Er rieb sich die roten Ohren, schlug die Arme um den Leib und wanderte rasch über die gefrorene Erde weiter, das bleiche Gesicht mit der kleinen, roten Nase und den großen, blauen Augen dem Winde entgegen.

Stark war der Wind nicht. Aber um so schneidender. Die wenigen Kirschbäume an der Landstraße, die ihr Gezweig wie struppiges Haar hängen ließen, schützten nicht.

Aber der Alte wurde wieder warm. Von einem der Büsche brach er sich einen Stecken und hieb damit durch die Luft: nun war er ja bald in der Stadt, in der er schon dreimal überwintert hatte. Zur linken Seite des Weges dehnten sich unten in der Niederung die überschwemmten Wiesen, deren bleiches Eis von einem dunstigen Licht beschienen wurde: fahl und dünn lag die Luft darüber. Weidenstümpfe standen im Eis, deren dünne Ruten sich wie Borsten in die Höhe sträubten.

Plötzlich senkte sich der Weg. Eine Reihe von kahlen Pappeln reckte sich vor den kleinen ersten Häusern, als wollte sie den Himmel stützen.

Da ging der Alte langsamer. Er wußte, um diese Zeit machte der Wachtmeister hier heraus seinen Patrouillengang. Von dem wollte er sich, wie immer, beim Betteln erwischen und einstecken lassen.

Richtig, da kam der dicke Wachtmeister durch die kleine Gasse zwischen den Gärten.

Der Alte beeilte sich zum ersten Haus zu kommen, dort hineinzugehen und um ein Stück Brot zu betteln. Eine ärmlich gekleidete Frau, die im Flur Bretter zerkleinerte, murmelte:

„Haben selber nichts!“

Der Alte nickte vergnügt:

„Von Ihnen will ick ooch nischt!“

Aber vor der Tür fing er doch an zu schimpfen:

„Nich 'n Happen Brot haben se vor 'n alten Mann! Is das 'ne Art! Jetzt bei die Kälte! Die Fenster sollte man se inschmeißen!“

Digitized by Google

„Nu gehn Sie weiter! Gehn Sie weiter!“ mahnte da der Schutzmann, der inzwischen in die Straße eingebogen war.

Der Alte sah ihn starr an. Was, der verhaftete ihn nicht? Sonst war der doch fix dabei gewesen. Der hatte wohl nicht gesehen, daß er gebettelt hatte?

Er machte lange Schritte und sprach einen Mann, der vor dem Wachtmeister ging, um eine Gabe an.

Der Mann hörte nicht auf ihn.

Aber der Alte ließ nicht ab: „Bloß, damit ich nich verhungern muß, 'ne Kleinigkeit, bloß 'ne Kleinigkeit!“

Plötzlich lachte der Wachtmeister: „Schröder, es nützt Ihnen nichts! Ich nehm Sie nicht mehr mit . . . Sie können hier die Leute „ärgern“ und „Zinsen holen“, so viel Sie wollen — aber — der Bürgermeister hat gesagt, das wird zu teuer, wenn wir jeden Rumtreiber durchfüttern.“

Der Alte blieb verblüfft stehen.

„Gehn Sie man wo anders hin,“ sagte der Schutzmann, an ihm vorbeigehend.

„Ja — aber!“ der Alte wurde ärgerlich, mit seinem Kirschstecken schlug er an die Hausmauer: „Was, ich soll noch weiter walzen? . . . Wo ick't hier immer so jut hatte? Hier bleibe ick und hier will ick bleiben. Da wollen wir mal sehen, wer mehr Recht hat, ick oder der Bürgermeister.“

Entschlossen ging er bis zur Mitte der Stadt, wo am Marktplatz das Rathaus mit der Polizeiwache lag. Hier waren die Häuser größer und reicher. Und hier — in der Nähe der Polizei, mußte man ihn doch verhaften.

Aber es gelang ihm nicht . . .

In seinem Zorn hätte er die Gaben am liebsten weggeworfen. Ruhe für den Winter wollte er . . . Ein warmes Loch . . .

Vor Ärger konnte er nicht einmal schimpfen.

Gerade als er wieder ein großes Geschäft verlassen hatte, kam ihm ein Gedanke. Er blieb vor dem erleuchteten Schaufenster stehen, pfiff leise vor sich hin — und stelzte dann über den holperigen Marktplatz geradeaus auf das Rathaus los. In ein paar Sätzen die Stufen empor, durch den hellgetünchten Flur. Hinten die letzte Tür aufgemacht — ah — die Wärme, die ihm aus dem Wachtzimmer entgegenkam.

„Wünsch guten Abend, die Herren! Dürfte ich um eine kleine Gabe bitten?“

Mit einer Verbeugung hielt der Alte seinen Hut hin.

Einen Augenblick war alles still. Der Wachtmeister, der gerade anfing, seinen Kaffee zu trinken, ward langsam brandrot im Gesicht. Und die beiden Sergeanten, die erst große Augen gemacht, kniffen nur den Mund zusammen.

Der Alte tat, als begriffe er das nicht. Mit unschuldigen Blicken sah er von einem zum andern.

Da sagte der Wachtmeister: „Was — Sie! — Na — warten Sie! Das ist mir ja nun doch zu bunt!“ Er stand auf: „Kommen Sie mal mit!“

Seine volle Hand packte herzhaft zu und zog den Alten mit zum Zimmer des Bürgermeisters. Der Alte frohlockte. Nun hatte er sein Winterquartier.

In dem mit Akten und Bücherständen vollgestopften Zimmer des Bürgermeisters fühlte er sich recht mollig und nickte zu der Erzählung des Wachtmeisters bestätigend. Jawohl, er hatte unter den Augen der löblichen Polizei gebettelt. Und war sogar bettelnd in die Wachtstube gekommen . . .

Der Bürgermeister, ein grauköpfiger Mann, mit kleinen, flinken Augen, die aus einem rotgesprenkelten Gesicht lächelnd blickten, sagte:

„Na ja — Schröder, Sie möchten uns mal wieder auf ein paar Monate besuchen. Das ist ja sehr nett von Ihnen. Ich will Sie ja auch annehmen. — Na — na — nich so rasch, nich so rasch, hören Sie mal weiter: morgen verlassen Sie unsre Stadt — sonst lasse ich Sie an das Arbeitshaus ausliefern. So — Sie verstehen mich.“

Bei den letzten Worten hatte er sein Lächeln unterdrückt. Nun beugte er sich über seinen Schreibtisch. Doch mußte er fast auflachen, als er das verlängerte Gesicht des Vagabunden sah.

* * *

Wachtmeister Köppen hatte den Alten nach dem Amtsgericht bringen lassen, weil das Polizeigefängnis bereits gefüllt war. Im Amtsgericht aber war auch kein Platz. Man steckte den Alten zu einem jungen Dieb.

„Na — hab ich wenigstens heute ein warmes Nachtlager“, sagte der Alte gemütlich und rieb seinen Rücken an dem breiten Kachelofen, der halb in die Zelle hineingebaut war.

Dann wollte er eine lustige Plauderei mit dem jungen Burschen beginnen. Aber der wollte nicht recht darauf eingehen und gab einsilbige Antworten.

„Denn nich!“ machte der Alte.

Nachdem sich seine Augen an das Halbdunkel des Raumes gewöhnt hatten, betrachtete er sich seinen Schlafgenossen. Das war ein untersetzter, knochiger Bursche. Doch trotz des breiten, derben Gesichtes war ein weicher Zug um den Mund und in den Augen.

Der Alte konnte nicht unterlassen, ihn zu fragen, was ihn denn quäle.

Der Junge wollte erst nicht mit der Sprache heraus.

„Na — du —, wir sind doch hier unter uns!“ betonte der Alte.

„Ach — jestohlen hab ich vor vier Wochen . . . un morjen is Termin. Un da wer' ich woll meine zwee Monate kriegen.“

Ganz traurig ließ der Dieb den Kopf hängen.

Digitized by Google

„So — wat haste denn jemauſt?“ fragte der Alte.

„Ach, bloß 'n paar Spaten, die beim Eiſenwarenhändler ſtanden.“

„Haben ſe dich gleich erwiſcht?“

„Ach wo — — vorgeſtern komme ick wieder in dat Neſt — und da muß mir der Deibel reiten und ick jeh bei den Eiſenfritzen rin und will mir 'n Geſchenk holen — — — da kiekt er mir ſo komiſch an und fragt: ‚Na — Sie wollen gewiß 'ne Jelegenheit ausbaldowern?‘ Und da werde ick rot — und da ſagt er mit'n mal: ‚Sie haben die Schippen jeſtohlen!‘ Na — un da wollte ick auskneifen. Se haben mir aber doch jefaßt.“

Er ſank in ſich zuſammen.

„Hat der Eiſenfritze Zeugen?“

„J wo —“

„Un da jammerſt du ſo? — —“

„Ick habe doch ſchon injeſtanden —“

„Na — aber Junge — ſei doch froh — jetzt — im Winter . . . Sitzſt wenigſtens warm.“

Der Dieb ſah den Alten an. Wohl eine Minute. Dann brach er in ein rohes Gelächter aus.

„Für die Wärme dank ick . . . Verrückt wer' ick hier, verrückt —. Ick — muß hinjehn können, wohin ich will.“

„Na — da könnten wir ja tauſchen . . . Ich möchte mich janz jern 'n paar Monate ausruhen.“

Der Alte ſann vor ſich hin. Da wollte nu einer gern hinaus — und durfte nicht. Und ihn, der gern drinbleiben wollte, ihn jagten ſie morgen wieder hinaus. . . .

„Is wirklich wahr — wir könnten tauſchen!“ meinte er nachdenklich. Und plötzlich lauter, mit dem Blick auf den andern: „Na — wie denkſt du denn darüber?“

Der andre lachte wieder. Aber mehr blöde als verzweifelt.

„Da — da jiebts jarniſcht zu lachen!“ meinte der Alte. „Wenn ick ſowat ſage, is det mein voller Ernſt! Jeſehn hat dich kein Menſch. Da ſagſte einfach, du wärſt ſo injeſchüchtert jeweſen beim Geſtändnis — — du hätteſt ſolchen Hunger jehabt — denn läßt dir der Amtsrichter loſen —. Du, ick kenne den. Un denn ſagſte, jetzt könnteſt du aber den richtigen Spitzbuben nennen — und nennſt mir. Oder —“ der Alte klopfte mit der geballten Rechten in die Linke und beugte den Kopf vor: „Oder noch beſſer — du läßt dich morgen früh gleich melden, du hätteſt eine wichtige Meldung zu machen. Deſto früher kommſte raus, und deſto früher komm ick in mein Winterquartier — . . . was — die Präpelei is hier doch jut?“

„Dajejen ſag' ick ja niſcht. Alle zwee Dage Fleeſch — und immer Schmalz oder Speck zum Brot. Un immer 'ne warme Stube — — Frieren dhun dhut hier keener . . . Un wenn de vorn Verwalter extra Holz kleene machſt, gibt's ooch mal Tabak oder 'n Schluck . . .“

„Na — ja — — wußt ich, wußt ich! Alles!“ unterbrach ihn der Alte. Und es gelang ihm, den Jungen zu überreden, ſeinem Plane zu folgen.

* * *

Am nächſten Morgen, als die beiden merkten, daß der Richter ſeine Tätigkeit begonnen, als der Wächter einen Gefangenen zum Verhör holte, klopften ſie gegen die Tür, und der Jüngere ließ ſich vorführen.

„Na — — was denn?“ fragte der Richter, ein hagerer, faſt ganz raſierter Mann. Er klopfte auf den vor ihm aufgehäuften Stoß Akten: „Na?“

Da platzte der Dieb heraus:

„Ja — ich habe nich die Spaten jeſtohlen, Herr Jerichtshoff — ich nich — — aber der Alte, der jeſtern Abend in die Zelle jebracht worden is — der hat mir jeſtanden — —“

„So — ſo — Ihnen hat er jeſtanden?“ fragte der Richter.

Der Dieb ſchwieg verdutzt.

Da winkte der Richter dem Wärter.

Bald darauf kam der Alte herein. Nicht ſo aufrecht, wie er es ſonſt gewöhnt, ſondern gebeugt und ſchwankend.

Der Richter ſah ihn an:

„Na — was iſt das, was ihr beide da habt? Was kriegt denn der junge Kerl dafür, daß er Ihnen die Zelle überläßt? — Was? Oder zahlt er Ihnen, daß er rauskommen kann?“

Da fing der Alte an zu weinen:

„Herr — Herr Amtsrichter — ich bin ein ſchlechter — ſchlechter Menſch. Janz jewiß — aber — nee — nee — nee, ſo —“

Die Worte verſagten ihm.

Der Richter wollte ihn ſchon anfahren. Herrgott, ſo'n Landſtreicher hat das Tränenwaſſer loſe. Und denn — zuletzt wird man doch weich. Schließlich ſind die Tränen auch echt. . .

Aber da fuhr der Alte fort:

„S — ſo kränken brauchen Sie mir alten Mann doch nich. . . Nee . . . das können Sie mir glauben — leicht wird es einem ehrlichen Menſchen nicht, einen Diebſtahl einzugeſtehen. Ja, ja — bis heute war ich ehrlich. Ich bin noch unbeſtraft — von wegen Diebſtahls — hier ſind meine Papiere. . . Bloß immer wegen Bettelei —“

Der Richter nahm die zerfaſerten und ſchwärzlichen Papiere an ſich. Dann ſagte er:

„Warten Sie, bis die Zeugen kommen.“

* * *

Der Eiſenwarenhändler war verwundert, plötzlich einen neuen Dieb zu finden. Er ſchüttelte erſt den genau geſcheitelten Kopf und drehte nervös den Zylinder in den froſtbeuligen Händen. Aber ſchließlich mußte er zugeben, daß er den Dieb nicht geſehen, ja, daß überhaupt niemand den Dieb geſehen. Und dann ſtellte ſich heraus, daß der Alte auf ſeiner gewohnten Tour alle vier Wochen ein-

Digitized by Google

mal in die Stadt komme, daß er also am Tage des Diebstahls wohl dagewesen sein müßte. Einer der Lehrlinge des Händlers wollte sich sogar erinnern, den Alten vor dem Schaufenster gesehen zu haben.

Der junge Spitzbube entschuldigte sich bei den Kreuzfragen des Richters immer wieder damit, daß er doch nur aus Not ein wahres Geständnis abgelegt habe.

Er bekam einen gründlichen Verweis.

Der Alte aber wurde verurteilt.

Als er abgeführt wurde, bedankte er sich mit einigen tiefen Verbeugungen.

* * *

Beide waren froh. Der Alte bezog vergnügt seine Zelle — — der Junge zog weiter.

Aber nach wenigen Tagen — die Kälte war immer strenger und schneidender geworden — ließ er sich beim Richter melden. Nicht der Alte sei der Dieb, sondern er sei es wirklich gewesen, wie er zuerst gestanden.

Der Richter, der wieder einen ganzen Stoß Akten vor sich hatte, jagte ihn heraus: Er lasse sich von solchen Stromern nicht vexieren.

„Ich will doch bloß die Wahrheit sagen! Bloß die Wahrheit!“ stammelte der Dieb.

Mit einer stummen Handbewegung wies ihn der Richter hinaus. Sehnsüchtig sah der junge Kerl nach den Fenstern des Gefängnisses hinüber, in dem nun der Alte an seiner Stelle sich wärmte. Der steckte seinen Kopf über den Rand des Fensters hervor, hielt sich an den Gitterstäben hoch und feixte — — und als nun gerade der Richter über den Platz ging, lachte er laut. . . . Er hatte doch verstanden, sein Winternest zu finden.

Randbemerkungen.

Wahnsinnssymptome.

Die ungefähr 30jährige österreichische Fürstin Ida Sulkowska, eine millionenreiche Frau, verliebte sich kürzlich in einen jungen Oberleutnant aus Budapest. Sie wollte ihn aber nicht ohne weiteres heiraten, sondern sie dachte daran, zu ihm einstweilen freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Die Mutter der Fürstin fürchtete nun aber, die Tochter könnte einen dummen Streich begehn. Sie brachte sie deshalb in ein Sanatorium, wo die bekanntesten Budapester Psychiater sozusagen auf den ersten Blick erkannten, daß sie es mit einer Geisteskranken zu tun hatten. Woran erkannten das die Braven sogleich? In dem Attest, das die Fürstin Sulkowska für schwachsinnig und eines Kurators bedürftig erklärt, heißt es: „Die Fürstin hat eine äußerst mangelhafte Bildung. Sie kann kaum schreiben und lesen. Sie hat in zwei Jahren einen Betrag von einer Million Kronen verbraucht, und sie ist sich augenscheinlich auch ihres Standes nicht bewußt, da sie erklärt, einen armen bürgerlichen Oberleutnant heiraten zu wollen.“ Daß die Bildung der Dame mangelhaft ist, muß man natürlich als eine in den letzten Tagen ausgebrochene akute Gehirnkrankheit bezeichnen. Offenbar hat das die Mutter erst jetzt erfahren. In einem Jahr hat die Fürstin im Gegensatz zu dem Durchschnitt der Menschheit eine halbe Million Kronen ausgegeben! Wirklich unerhört! Tut dergleichen jemals ein vernünftiger Psychiater? Und selbst wenn er monatlich zwei Fürstinnen für schwachsinnig erklärt, kann er eine solche Summe nicht ausgeben. Und was das Niederträchtigste ist: Eine Fürstin will einen Oberleutnant heiraten! Hat je ein Psychiater seine Köchin heiraten wollen? Wie kann man nur als Fürstin an einem akuten Oberleutnant erkranken? Ist das standesgemäß? Es ist eine Schande, wie wenn man mit dreißig Jahren die Masern bekommt! Das Schönste aber ist, daß die Herren Psychiater verschweigen, daß die Fürstin Sulkowska bereits mit einem Rechtsanwalt verheiratet war. F. (Wien).

* * *

Die „Gegenwart“ und die direkte Telegraphie nach den Kolonien.

In Nr. 13 und 14 des Jahrgangs 1908 unsrer Zeitschrift brachten wir unter dem Titel: „Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für die Entwicklung unsrer Kolonien“ von K. Solff einen Artikel, worin der Verfasser in großen Zügen den Plan entwickelt, wie mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie die nachgerade nicht mehr zu umgehende Forderung einer von englischer Kontrolle unabhängigen Telegraphen-Verbindung zwischen Deutschland und Afrika mit verhältnismäßig geringen Kosten verwirklicht werden könne. Die hier gegebenen Anregungen scheinen auf furchtbaren Boden gefallen zu sein.

Nach einer Notiz der „Deutschen Kolonialzeitung“ sind mit staatlicher Beihilfe die Vorversuche zu einer solchen Verbindung vor einigen Tagen begonnen worden. Unternehmerin ist die deutsche „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“, die Besitzerin der größten deutschen Funkenstation Nauen bei Berlin. Diese Station, deren Wirkungsbereich bisher bis in die Höhe von Teneriffa (ca. 4000 km) ging, ist zu diesem Zweck weiter ausgebaut und vergrößert worden. Ein Dampfer der Wörmann-Linie, der mit einer Funkentelegraphen-Einrichtung ausgerüstet ist, soll auf der Ausreise nach Afrika in dauernder Verbindung mit Nauen bleiben und so die Grenze feststellen, bis zu der die ausgesandten Telegramme noch aufnehmbar sind. Gelingt es dem Schiffe mit seinen nur 30 m hohen Masten, im Busen von Guinea die Signale noch aufzufangen, so ist damit der einwandfreie Beweis erbracht, daß zwischen einer an der Küste von Togo oder Kamerun zu erbauenden Station mit einem Antennenträger von 100 m Höhe und Nauen der direkte, gegenseitige Verkehr dauernd aufrecht erhalten werden kann.

Auf der gleichen Grundlage basierten auch die in dem oben erwähnten Artikel gemachten Vorschläge.

Interessant ist hierbei die wieder einmal zu beobachtende, gerade in der Technik so häufig auftretende Erscheinung von der „Duplizität“ der Ereignisse. Im August dieses Jahres ist auch die erste Etappe Emden-Teneriffa des ersten deutsch-südamerikanischen Kabels, das auch eine Abzweigung nach Westafrika erhalten soll, dem Verkehr übergeben worden. Wir werden demnach voraussichtlich zu gleicher Zeit in den Besitz von zwei direkten Verbindungswegen nach unsern Kolonien gelangen, und da beide infolge ihrer Eigenarten nicht miteinander konkurrieren, sondern sich ergänzen werden, etwa wie Telephonie und Telegraphie oder wie Elektrizität und Dampf, so ist das nur mit Freuden zu begrüßen.

Unsre maßgebenden Behörden haben den Zeitpunkt zur Initiative auf diesem Gebiet glücklich gewählt. Denn grade in der letzten Zeit tauchen in der englischen Presse wieder Gerüchte auf von einem Plan Marconis, England und seine Kolonien durch ein großes, weltumspannendes Netz von Funkenstationen als Ergänzung des bereits bestehenden Kabelnetzes enger zu verbinden. Diesen Weltmonopol-Bestrebungen einen Riegel vorzuschieben, gibt es kein besseres Mittel, als die Schaffung vollendeter Tatsachen — die Anlage eines deutsch-afrikanischen Funkentelegraphen-Netzes. k—

Digitized by Google

Nochmals das Lesebedürfnis der Berlinerin.

Die kurze Mitteilung, die ich über diese Frage in der „Gegenwart" Nr. 34 veröffentlichte, fand Aufnahme in vielen Blättern, u. a. in der „Frankfurter Zeitung", und hier wurde sie auch einer Entgegnung von weiblicher Seite gewürdigt. Das tief beschämende Mißverhältnis von 154 000 bücherbenutzenden Männern gegenüber nur 9500 Frauen erklärte ich dahin, es beruhe weniger auf Mangel an Zeit als auf Mangel an Interesse für ernstere Lektüre, weil die moderne Berlinerin sich lieber mit ihrem Äußern als mit ihrem Innern beschäftige. Meine streitfertige Gegnerin meint, daß ich „arg die Berliner Geschlechtsgenossin verleumde". Das ist echt weibliche Kampfart. Äußert jemand seine ehrliche auf 20jähriger Beobachtung beruhende Überzeugung und lautet sie ungünstig für die moderne Weiblichkeit, so ist er sofort ein Verleumder. Sachlich führt meine Gegnerin an, daß das Einkommen der arbeitenden Frau durchweg kleiner als das des Mannes sei (eine Weisheit, die doch wohl jeder kennt) und daß sie deshalb zu größerer Sparsamkeit genötigt werde (wieder allbekannt), was verschiedene häusliche Leistungen bewirke, welche Zeit in Anspruch nehmen. Ich frage meine Gegnerin aufs Gewissen, ob sie ehrlich wagt, dadurch Zahlen von 154 000 zu 9500, d. h. fast zu Null zu erklären? Gerade wenn das Mädchen zur Sparsamkeit gezwungen ist, sollte sie ihre Freistunden statt für Flittertand und dergleichen auch etwas zum Lesen wirklich bildender Bücher benutzen, um so mehr, als der Tand Kosten, oft bedeutende Kosten verursacht, wogegen die Bücher umsonst zu haben sind. Wenn sie sie dennoch nicht gebraucht, so muß das tiefere Gründe haben; ein Abendessen, von Herrn Levy im vornehmen Weinrestaurant bezahlt, schlägt manche der Nichtleserinnen schwerlich aus. Weiter als das Dargelegte, weiß meine Gegnerin nichts auszuführen. Nur zum Schluß spielt sie noch den Trumpf aus: es sei der Mann, der nicht nur in indirekter, sondern in brutalster direkter Form Veräußerlichung und Genußsucht der Frau verlange, denn er gehe lieber mit einer häßlichen, aber chick gekleideten Frau aus, als mit einem pauvre angezogenen Mädchen. Wir sind fest überzeugt, daß in den Augen meiner „schriftstellernden" Gegnerin die Männer arge Sünder, wahre Scheusale sind, und doch sagen wir zu obigen Äußerungen: Ei, ei, welch ein sonderbares Frauenbekenntnis. Die „Frau von heute", welche stets behauptet, sie sei sich selber genug, die offen als gleichberechtigt und gleichwertig in den Kampf mit dem „stärkeren Geschlecht" tritt: sie sieht sich, bloß um mit diesem „Herrn der Schöpfung" ausgehen zu dürfen, genötigt, seinen „brutalen" Forderungen nachzugeben. Sonderbar, höchst sonderbar! Warum tut sie es? Sie hat es ja gar nicht nötig; im Gegenteil, ihr Frauenstolz sollte ihr verbieten, solchen Brutalitäten, wie schönen Kleidern, zu entsprechen. Weil der wüste Mann ein häßliches, aber chickes Mädchen vorzieht, müßten nach dem Rezept meiner Gegnerin alle Mädchen häßlich werden. Das also ist Frauenfreiheit. Ich denke auch hier weit besser und höher von den Frauen, als viele ihrer Verfechterinnen und meine nicht nur, sondern weiß, daß der Hang zum äußeren Schmuck jedem Weibe von der Natur eingeprägt ist, ganz gleich, ob sie vor Zehntausenden von Jahren während der Steinzeit oder im weitgediehenen Zeitalter Wilhelms II. lebt. Jede Frau will gefallen, und zunächst stets durch ihr Äußeres. Das beruht nicht auf brutalen Männerforderungen, sondern bildet einen Bestandteil echter, schöner Weiblichkeit. Wird diese Freude am Schönen aber zur hohlen Putzsucht und zur törichten Übertreibung, so erscheint sie ungesund und lächerlich. Auf den Stadtbahnhöfen Berlins stehen Verkaufsautomaten mit einem Spiegel in Brusthöhe, jedes zweite Mädchen macht vor dieser Erfindung der Eitelkeit ihre ehrfurchtsvolle Verbeugung, und steigt sie in den Wagen zieht sie nicht selten ihr eigenes Spiegelchen hervor und bewundert sich darin ganz ungeniert. Gerade junge Männer, man kann sagen grüne Jungen, sprechen mit einer tieftraurigen Verachtung von den „Weibern", ohne oft Grund zu haben, die eignen Schwestern auszunehmen. Solche Dinge sollten das „schöne Geschlecht" doch wahrlich veranlassen, etwas Einkehr in ihrem Innern und nicht bloß im Äußern zu halten. Die Frau ist die gottbestellte Hüterin der Sitte, und nicht der Mann. — Würden die Rufer im Streit für Frauenrechte tiefer eindringen, unbefangener und strenger über ihr reißend sinkendes Geschlecht urteilen, dann würden sie ihm mehr nützen als durch alle Schlagworte — „los von Rom!"

Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung.

* * *

Berliner Finanzbericht.

Das sogenannte Preußenkonsortium hat in diesen Tagen der Regierung eine neue Lektion für ihre Haltung bei der letzten Emission deutscher und preußischer Anleihen erteilt. Bekanntlich war diese Anleihe im Gesamtbetrage von 800 Millionen Mark zur Hälfte zu 4 %, zur andern Hälfte zu 3½ % ausgegeben, das letztere auf den Wunsch der Regierung, die bereits zu den 3½ % wieder glaubte übergehen zu können, während das Konsortium an dem 4 %igen Zinsfuß glaubte festhalten zu müssen. Nunmehr läßt es durch das Wolffsche Bureau bekanntmachen, daß die 4 %-Anleihen ausverkauft seien und daß die Konsortien aufzulösen seien und die Schlußabrechnung zu erteilen sei. Dagegen wurden, wie es in diesem finanzoffiziösen Communiqué hieß, die noch vorhandenen Bestände der 3½ %-Anleihen von einem neuen Konsortium übernommen. Das ist, in gemeinverständliches Deutsch übertragen, an die Adresse der Regierung gerichtet, die Feststellung, daß das Konsortium auf den 3½ %-Anleihen sitzengeblieben ist und sich hierfür bei der Regierung zu bedanken habe, die damals auf der Annahme des 3½ %-Zinsfußes bestanden hatte. Es wird aber auch in ziemlich unverblümter Weise der Regierung zu verstehen gegeben, das Konsortium fürs erste mit 3½ % möglichst zu verschonen. Es zeigt sich deutlich, daß die Banken bei der nächsten Gelegenheit auf ihrem Willen beharren werden, und daß der 3½ %ige Zinsfuß vorläufig noch nicht wieder „hoffähig" ist. Es bleibt freilich der Regierung unbenommen, eine 3½ %-Anleihe ohne Inanspruchnahme des Konsortiums aufzulegen nach dem bekannten Worte: Selbst ist der Mann! Auch spart sie die Provision — und sie ist Herrin im Hause. Abwarten ist daher die Losung.

Es ist wiederum anders gekommen: Harriman ist seinen Leiden erlegen, und die Welt ist doch nicht untergegangen. Im Gegenteil: die Börsen scheinen mit dem Tode des berühmten Finanziers eine förmliche Auferstehung gefeiert zu haben. Es herrschte in diesen Tagen mitunter ein förmlicher Taumel an den Börsen und man glaubte sich bisweilen in jene Zeiten versetzt, in denen „Gevatter Schuster, Schneider und Handschuhmacher" den Ton an den Börsen angaben, wo alles, was Beine hat, sich an dem Tanz ums goldene Kalb beteiligte. Es wird ja jetzt außerordentlich bequem gemacht: unsere „finanziellen Animierkneipen", zu Deutsch: Wechselstuben, sind bekanntlich mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtet und erleichtern die Beteiligung an diesem Tanz in jeder Beziehung. „In fünf Minuten Millionär", das ist die Inschrift, die jeder an der Eingangspforte unsrer Wechselstuben zu erblicken glaubt. Am lebhaftesten ging es in diesen Tagen auf den Montanmärkten zu, hier sollen starke Einflüsse von Rheinland-Westfalen sich bemerkbar machen. Natürlich ist dies ein sicheres Symptom für die Börse. Und doch zeigt sich gerade die Börse zurückhaltender, es ist das große Publikum, das in der letzten Zeit nach vorwärts drängt. Es wird als symptomatisch bezeichnet, daß, wenn heute ein Kunde genötigt wird, aus einem Engagement herauszugehen, er dafür zwei neue eingeht, und die Bank ist natürlich dabei, denn sie lebt davon. Es kann deshalb nicht wundernehmen, wenn schließlich die Bankpapiere selbst aufs Korn genommen wurden, denn man sagte sich, daß die großen Bewegungen den Banken schließlich zugute kommen müssen. Sucht man die Grundlagen der jetzigen Bewegung, so lassen

Digitized by Google

z. B. die Betriebsergebnisse der Eisenbahnen gute Rückschlüsse zu. Aber ob diese Momente eine solche Siedehitze rechtfertigen? Sicher ist, daß sich noch kein Wechselstubenkunde die Betriebsergebnisse der Eisenbahnen angesehen hat, um daraufhin etwas zu unternehmen. Man sieht sich den — Kurszettel an, der gegenwärtig auf rosa Papier gedruckt wird. In den letzten Tagen machte sich vorübergehend Realisationslust geltend. Der Ultimo nahm einen verhältnismäßig glatten Fortgang. Die Schiebungssätze schwankten zwischen 5 und 4¾ %. Mercator.

Schwerer als die Luft.

Gespräch zweier Ackergäule auf dem Flugplatz in Johannisthal.

Pferde sind nach Kipling bekanntlich sehr vornehme Wesen, die sich nur aus angeborner Bescheidenheit und Mitleid für die Menschheit so stumm verhalten. Niemand wird daran zweifeln, daß sie untereinander die Sprache der großen Resignation reden.

Caesar (der gerne seine Frau neckt): Nu werden sie dich nächstens vor so'ne Luftdroschke spannen, daß du, hui, mit in die Luft gehst.

Cleopatra: Man merkt es dir an, daß du eine Kreuzung von einem Pollaken mit einer pommerschen Gans bist. Sonst würdest du hübsch wissen, daß wir hier stehen, um so einen Abgestürzten wieder ins Haus zu ziehen. Die Luftdroschken übrigens überlasse ich dir. Ich warte, bis der Latham mit seinem Eindecker fällt. Das Tierchen habe ich gar zu gern.

Caesar (schielt über den großen Flugplatz, über dem Latham und Rougier sich den Rekord abjagen): Huch, gleich hat er sie, deine kleine Libelle. Gleich macht er ihr den Garaus. So'ne Droschke in der Luft wie der Rougier, das ist doch viel was gediegeneres.

Cleopatra (dreht den Kopf nach der andern Seite herum und liebäugelt mit der Libelle Lathams, nach Art der Frauen, die ihrem Manne mit einem stillschweigenden Protest antworten.)

Caesar (ärgert sich darüber, will es sich aber nicht merken lassen): Ich wittere einen Absturz.

Cleopatra (begeistert): Sie hat einen Leib wie ein arabisches Sultanspferd und ihr Flug gleicht dem der Ponys, die über die Steppe von Mexiko jagen. Meine Libelle ist die Königin unter den Fliegern.

Caesar: Der Zweidecker hat die Zukunft. Er kann sich ohne Gefahr herablassen, wenn der Motor versagt. Der Eindecker stürzt ab wie ein totgeschossener Reiher, wenn der Motor stillsteht.

Cleopatra: Du redest Dinge, die längst widerlegt sind.

Caesar: Wir werden es ja sehen, wenn er herunterkommt. Wie einen Haufen Brennholz können sie ihn zusammenpacken.

Cleopatra: (Es wird immer dunkler über dem Feld. Man sieht in der Ferne eine schwarze Linie. Das ist der Wald, und dicht darüber hinfliegend einen kleinen weißen Punkt, wie er seine Bahn zieht. Das Geräusch der Propeller wie von einem stehenden Auto, dessen Kurbel angedreht ist.) Er fliegt in die ausgebreiteten Arme der Nacht hinein.

Caesar: Wie kann man sich mit so einem toten Ding so gemein machen.

Cleopatra: Er pflügt die grauen Abendnebel. Furche um Furche zieht er um das Feld. Und wenn es ganz dunkel sein wird, werden noch immer seine weißen Flügel durch den Himmel leuchten wie fliegende Sterne.

Caesar: So überspannte Redensarten solltest du wirklich den Menschen nicht nachschwatzen. Es wäre schlauer von deiner Libelle, sie pflügte den Acker statt den Nebel. Die armen Menschen haben so schon nichts zu essen als Zuckerwerk und Fleisch, um dessentwillen sie täglich zu Mördern werden.

Cleopatra: Deine Luftdroschke könnte allerdings gut als Vogelscheuche dienen. Da fliegen alle Spatzen davon, wenn diese Fledermaus ankommt. (Sie sieht sich nach den Fliegern um. Latham durchschneidet noch immer in horizontalen Rechtecken, als ob er das Quadrat unter einer Hypotenuse in die Bahn zeichnete. Rougier steigt indessen achtzig Meter hoch.) Ach, meine kleine, süße Libelle!

Caesar: Bald werden wir deine Libelle an ihrem Räderwerk in den Stall ziehen. Und dann sollst du mal sehen, wie der große Kerl dahergezogen kommt. Dann kannst du wieder zittern und beben am ganzen Leibe.

Cleopatra (pikiert): Diese alte Zigarrenkiste, da soll einem nicht angst und bange werden. Dieses gelbe Kastengespenst. Diese Familiendroschke mit ihren hohlen, schwindsüchtigen Augen. Dieser Heuboden mit den ausgefallenen Wänden. Dieser Springreifen für Störche und Enten, dieser Starkasten, in dem es zieht. Das ist ja ein fliegender Kubikmaß-Heuboden, ein verdammtigter, in den man kein Futter hineintun kann. Ach, meine kleine, süße Libelle!

Caesar: (Es wird ganz dunkel. Rougier fliegt in einem eleganten Bogen zur Erde und steht vor seinem Schuppen, wie angenagelt, einen Meter davor.) Das ist noch einer, der Verständnis für unsereinen hat. Nun ist nur noch dein Liebling draußen. Der wird sich das Genick brechen.

Cleopatra: (Drüben am Waldrande leuchten die Lampen auf. Auf den Tribünen knattern die elektrischen Bogenlampen und schleudern ihr fahles Mondlicht fünfzig Meter über den Platz. Von Latham ist keine Spur mehr zu sehen.) Sie fliegt mir davon, direkt in den Himmel, meine kleine, süße Libelle. Grüß mir die Anastasia. (Man hört das Geräusch der Propeller, dann gibt es ein leises Krachen in der Ferne, wie wenn eine Kompagnie Soldaten durch eine trockne Kiefernschonung geht. Zuletzt einen Stoß, als wenn ein betrunkner Knecht mit dem Kopf gegen ein Scheunentor rennt.)

Caesar: Na ja, da haben wir die Bescherung. Nu man loß, Alte. Sammle die Knochen von deiner Libelle. (Hotte-hü sagen die Knechte. Und Caesar und Cleopatra traben trübselig ins Dunkel hinein, dorthin, wo Lathams Apparat die Räder abgeknickt sind und sein Propeller sich in die Erde gebohrt hat.)

Cleopatra (weinend und ein wenig ohne Atem): Meine kleine, süße Libelle!

W. M.

Digitized by Google

Transportable Städte.

In Colombo lernte ich den amerikanischen Architekten Cashling kennen. Und der erzählte mir Wunderdinge von Amerika und unterließ nicht, öfters mit mitleidiger Miene zu sagen: „Sie sind ja nur Europäer und noch etwas zurück in der Weltgeschichte.“ Ich errötete jedesmal, wenn er das sagte.

Mir imponierte besonders dasjenige, was er von den transportablen Städten erzählte.

Mr. Cashling sagte folgendes darüber:

„In Europa hat man ja von Amerika einen ganz falschen Begriff; was die europäischen Zeitungen von uns erzählen, ist nur Nebensächliches — für Cook und Peary haben wir uns niemals interessiert — der Nordpol geht uns garnichts an. Das Nordlicht neulich mit den magnetischen Stürmen hat allerdings unsre Gelehrten lebhaft bewegt. Aber — für Sportsachen haben wir nichts übrig. Dagegen sind wir für große wissenschaftliche und künstlerische Angelegenheiten immer zu haben. Und unsre Millionäre zahlen für Derartiges ganz immense Summen. Und so wurde ich vor zwei Jahren aufgefordert, eine transportable Stadt zu bauen. Das war ein Auftrag! Fünfzig Millionäre gaben das Geld. Es war nicht wenig. Nachdem wir durch die Automobilindustrie und durch die lenkbare Luftschiffahrt endlich mal leichtere Baumaterialien bekommen haben, läßt sich ja das transportable Haus ganz leicht herstellen. Man braucht nur drei größere Automobile. Mit dreihundert Automobilen läßt sich also eine Stadt von hundert Häusern bauen und immer wieder weiter transportieren. Das ist natürlich moderne Nomadenkultur. Am Anfange der Kultur war der Mensch ein Nomade, und am Ende ist ers auch. So würde sich ja wohl Richard Wagner ausdrücken, wenn er noch lebte.“

Mr. Cashling zeigte mir danach eine Reihe kleiner Photographien, auf denen seine transportable Stadt in verschiedenen Landschaften zu sehen war. Und er fuhr dabei fort:

„Es ist doch selbstverständlich, daß es heute keinem Menschen mehr Spaß machen kann, wenn er jeden Morgen vor demselben Garten erwacht. So was ist doch nicht mehr für unsre schnellere Zeit. Im zwanzigsten Jahrhundert haben die Menschen doch alle ein bißchen Kometennatur bekommen — daher auch das viele Reisen und der Aufschwung aller Verkehrsvehikelindustrien. Finden Sie es aber darum nicht höchst komisch, daß man in Europa noch nicht auf die Idee verfiel, transportable Städte zu erbauen? Ich finde das sehr komisch! Nun — wir in Amerika sind eben etwas weiter in der Weltgeschichte. Wir haben schon ein paar Schock transportable Städte. Sämtlich sind sie auch gut bewaffnet — besonders mit Maschinengewehren — so daß man sich gegen Räuber und Indianer gut zu wehren vermag. In einer halben Stunde war meine Stadt immer auf einem neuen Terrain aufgebaut. Die meisten Automobile wurden gleich als Baumaterial verwandt, ohne ganz auseinandergenommen zu werden. Und dann wurden gleich Gärten mit Springbrunnen und Terrassen angelegt. Und die praktischen leichten Möbel sollten Sie sehen!“

Ich muß gestehen, daß mich der Neid packte — ich wurde ganz grün vor Neid — Mr. Cashling sagte mir, daß ich ganz grün wurde.

Paul Scheerbart.

Schwarze Liebe.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat festgestellt, daß zahlreiche junge deutsche Mädchen im Briefwechsel mit jungen afrikanischen Negern stehen . . .

Kennst du das Land, besät von Kolonien,
Wo sanft und lieblich die Moskitos ziehn,
Ein schmaler Schurz um Niggerlenden weht,
Der Dalles hoch und reif der Kaffe steht?
Dorthin, dorthin
Schreibt manche schwärmende Teutonierin.

Sie schreibt an Bumpo, an Mwamwampwe gar,
An schwarze Kerls mit filzgem Lockenhaar,
Nach Tanga oder Nyassa eilt ihr Brief:
„Ich liebe dich, o edler Prinz, so tief!
Nimm hin, nimm hin
Mein deutsches Herz, denn du wohnst ewig drin.

Nimm auch mein Bild, durch Blitzlicht schön verklärt,
Draus siehst du, wie mich Liebe heiß verzehrt.
Häng's in dein duftig Zelt, o Freund, hinein —
Wie gerne möchte ich dein Kebsweib sein!
Gern wär ich drin —
Dein Schwarzfell liegt mir immerdar im Sinn!

Dies Briefgeschäft bedroht den Staat, wie's scheint,
Dies hat sogar die N. A. Z. gemeint.
Sie warnt die ahnungslosen Eltern sehr:
„Schützt Eure Töchter vor dem Fernverkehr!
Dahin, dahin
Ist sonst der ganze Kolonialgewinn.“

Der Nigger jubelt, futsch ist der Respekt,
Die deutsche Jungfrau hat sein Herz entdeckt.
Mit ihren Briefen trumpft er schließlich auf —
Und Tropenkoller zieht ihm still herauf.
Rebellscher Sinn
Füllt seine Seele, die sonst Dulderin . . .

Und eines Tags ruft er den Weißen: „Raus!!
Jetzt kenn ich mich in der Geschichte aus.
Raus, raus, I know, daß du der Schwächre bist —
Weil dein Cousinchen mein Verhältnis ist!“ —
Dahin, dahin
Führt uns die Liebe der Teutonierin!

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Herm. Bahr: Tagebuch. Verlag von Paul Cassirer (Berlin). Preis: geh. Mk. 3.—.

Keiner aus unserm Umkreis hat die artige Kunst, sich Feinde zu machen, meisterhafter verstanden, wie

Digitized by Google

Hermann Bahr. Man muß wirklich ein Meister sein, um es so beneidenswert zustande zu bringen. Das war noch vor einigen Jahren in Wien, wo jeder Kreis von kleinen Journalisten, Künstlern, Zeitungslesern, Kaffeehausmenschen ein Vergnügen darin fand, an ihm den Schnabel zu wetzen. Seine Zeit ist vorbei, hieß es, der Löwe ist im Sterben, also gab ihm jeder Esel einen Huftritt. Ich brauche mir darauf nichts einzubilden, daß ich nicht mitgetan habe. Aber freuen tuts mich heute noch, daß ich den Leuten immer sagte: Ihr werdet solange auf ihn schimpfen, bis ihr anfangen werdet, ihn zu lieben und zu bewundern. Aber eigentlich war es falsch, was ich da sagte. Sie schimpften ja, weil sie ihn liebten, und sie tadelten ihn, weil sie ihn bewunderten — oder beneideten. Bei uns ist das immer so. Der Österreicher schimpft, wenn er liebt. Und wenn ich ganz aufrichtig sein will, mir ist es mit ihm ein wenig ähnlich gegangen. Ich habe mich hundertmal über ihn geärgert und habe mich hundertmal mit ihm wieder ausgesöhnt. Wenn Sie mich fragen, warum ich mich über ihn geärgert habe, so weiß ich es nicht mehr. Das kommt alle Tage vor bei mir, auch heute noch. Auch bei seinem Tagebuch, das bei Paul Cassirer in Berlin jetzt erschienen ist. Aber der Refrain ist immer wieder: Er ist doch ein feiner Kerl. Und ich glaube, ein wenig geht es auch seinen reichsdeutschen Lesern so mit ihm. Was habe ich da oft für ein hahnebüchenes Zeug über ihn gelesen, so daß ich die Zeitung hingeschmissen habe: Das ist aber eine Gemeinheit! Wie hat man sich in München gegen ihn gewehrt! Wie wehrt sich heute noch der brave deutsche Spießer gegen ihn! Aber es nützt nichts. Hermann Bahr ist obenauf. Er ist nicht nur der lebendigste Österreicher, er ist auch der lebendigste deutsche Schriftsteller. Vor allem ist er der persönlichste. Darum wirkt er so stark. Darum kommen die an ihn nicht heran, die ihn kleiner machen möchten. Darum ist er stärker wie seine Gegner, die sich doch nur deshalb giften, weil es einer wagt, persönlich zu sein, ein Eigner, einer, der über die Dinge dieses Lebens selbständig denkt, selbständig urteilt und selbständig irrt. Diese Selbständigkeit ist es, die einem heute niemand verzeiht, und die doch das beste ist, was wir von der Literatur haben können: die persönliche Blume ... Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, er habe so vielen Moden gehuldigt, er habe so oft seine Meinung gewechselt, er habe sich immer wieder erst entdeckt, aber in Wirklichkeit hat er eigentlich nie etwas andres getan, als seine Persönlichkeit zu verwirklichen. Er ist ein durch und durch verwirklichter Mensch, das ist das Starke an ihm. Wenn einer mit 20 Jahren eine Eselei behauptet, und noch mit fünfzig dabei bleibt, so nennt man das in Deutschland einen Charakter. Man wird verstehen, warum Bahr so Vielen charakterlos erscheint. Mit unsrer gemeinsamen österreichischen Heimat ergeht es ihm so wie mir: Er schimpft auf sie, lästert sie, kehrt ihr den Rücken, haßt sie, und dies alles, weil er sie so sehr liebt. Das ist das Österreichische an ihm. Er möchte sie schöner, größer, stärker haben, darum verkleinert er sie, tritt sie mit Füßen, immer in der stillen Hoffnung, daß sie jetzt aufstehen, jede Kleinheit von sich schütteln und ihre Größe zeigen werde, damit wir mit Stolz ausrufen können: Seht, wir sind Söhne dieser Heimat. Aber trotzdem, wenn wir es auch nicht laut ausrufen, den Stolz tragen wir inwendig. Auch Bahr trägt ihn, zwischen den Zeilen. Man muß nur zu lesen verstehen. Er mag weiter schimpfen, ich habe indessen was andres zu tun. Es genügt, wenn das einer besorgt. Wenn er auch sozusagen der ältere Bruder ist, so will ich doch nicht seine abgelegten literarischen Hosen tragen. Also, das Tagebuch: Manchmal werde ich wirklich böse auf meinen ältern Bruder. Aber er ist im Recht wie jeder, der genial daneben haut. Um zu treffen, muß man auch daneben hauen können. So lese ich mich von einem Ärger in den andern, von einem Entzücken in das andre und beschließe meine Lektüre jedesmal mit dem Refrain, wie seit zehn oder fünfzehn Jahren: Er ist doch ein feiner Kerl. Jos. Aug. Lux (Dresden).

Leo ....: Das fahle Pferd. Nach einer russischen Handschrift von Aage Madelung und Otto Völckers. Verlag von Tillge's Boghandel (Kopenhagen). Preis: brosch. Mk. 3.—.

Dr. jur. E. Schlesinger: Staats- und Verwaltungsrecht des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Verlag von Wilhelm Süßerott (Berlin).

Dr. Wilh. Ballentin: In Brasilien. Verlag von Hermann Paetel (Berlin). Preis: brosch. Mk. 4.—.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.

Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Ankündigung.

Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, dass unser Muiracithin nach wie vor das führende Nerventonikum der Gegenwart ist. Seine ausserordentlichen Erfolge bei Erkrankung des Nervensystems, Gedächtnisschwäche, Schlaflosigkeit, Angstzuständen, Kopfdruck, Wallungen etc. sind allgemein anerkannt. Wir verweisen auf die umfangreiche ärztliche Literatur, die jedem Interessenten gratis und franko zugeht. Muiracithin ist von ersten Professoren ständig verordnet, in den ersten Krankenhäusern des In- und Auslandes eingeführt und wird von Tausenden von Privatärzten ständig verordnet. Man verlange die sofortige Zusendung der Literatur.

Kontor chemischer Präparate, Berlin C. 2/102.

Muiracithin ist in allen Apotheken erhältlich. Versand durch die Schweizer-Apotheke, Berlin, Friedrichstraße 173; Victoria-Apotheke, Berlin, Friedrichstraße 19; Engel-Apotheke, Berlin, Kanonierstraße 43; Elefanten-Apotheke, Berlin, Leipzigerstraße 74.

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W, Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische Körperschaften des öffentlichen Rechts** insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	786,306,124 M. 16 Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450 „ 49 „
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206,450 „ — „
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134,148,100 „ — „

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß. Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel-Papiere**, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1871.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Württembergischen Rück- u. Rückversich.-AG., Stuttgart.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse, Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Soeben erschienen:

Werden und Wirken des Bürgerministeriums

Mitteilungen aus unbenutzten Quellen und persönliche Erinnerungen ∴ ∴ von **Friedrich Schütz**

Preis geheftet 5 Mark, in Leinen gebunden 6 Mark.

Inhalt: Vorwort und Einführung. — I. Metternich und Schwarzenberg. — II. Von Schwarzenberg zu Schmerling. III. Schmerling und die Ernennung des Bürgerministeriums. — IV. Die Bürgerminister: Plener und Giskra. — V. Die Bürgerminister: Brestl und Hasner. — VI. Die Bürgerminister: Eduard Herbst. — VII. Der Kampf gegen das Konkordat. — VIII. Die nationalen Streitfragen. — IX. Der liberale Aufschwung. — X. Kaiser Franz Josef und seine Beziehungen zu den Bürgerministern. — XI. Graf Beust und der Sturz des Bürgerministeriums.

Ein durch und durch persönliches Buch. Und darin liegt der intime Reiz, den es ausstrahlt. Die Frische der Darstellung entspringt ungeschwächter Erinnerung, wie sie nur die eindrucksvollsten Erlebnisse zur Folge haben. Friedrich Schütz war Schriftsteller und Redakteur der „Neuen Freien Presse" in Wien. Nicht nur Politiker von Berufs wegen, sondern aus Passion. Ein glühender Patriot, den Naturanlage und Lebensberuf frühzeitig mit den hervorragendsten Männern seines Vaterlandes in persönliche Berührung brachten. Die einzelnen Kapitel des vorliegenden Buches wurden zuerst als Artikel in der „N. Fr. Presse" veröffentlicht. Nach dem Tode des Verfassers hat seine Tochter Bertha Pauli nach seinen Aufzeichnungen die Darstellung ergänzt und zu einem Ganzen zusammengefaßt. Sie gibt einleitend eine chronologische Uebersicht der behandelten politischen Ereignisse. Friedrich Schütz schildert die Wirksamkeit des sogenannten Bürgerministeriums von 1867—70. Diese Wirksamkeit macht er verständlich, indem er die österreichische Politik mit ihren Verfassungskämpfen seit der Herrschaft Metternichs und der heil. Allianz darstellt. Er sieht die Personen und Ereignisse unter dem Gesichtswinkel des liberalen Politikers. Trotzdem ist das Buch kein bloßes Parteibuch. Die Fülle des Tatsachenmaterials, das z. T. neu ist und aus genauer persönlicher Kenntnis des Verfassers gegeben wird, macht es zu einer wichtigen Quelle der österreichischen und deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Deshalb sei es der Aufmerksamkeit aller Interessenten angelegentlichst empfohlen.

Literar. Ratgeber.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 134.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 42. Berlin, den 16. Oktober 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Ein Lebensgesetz des Deutschen Volkes.

Von Staatsminister z. D. O. Hentig.

I.

Noch vor weniger als vier Menschenaltern, kurz vor dem Beginn der französischen Revolution, war das geographische Deutschland aus 1789 staatlichen Organismen: 314 reichsständischen und 1475 reichsritterschaftlichen Territorien zusammengesetzt. Im Jahre 1815 bildeten 39 Staaten den Deutschen Bund. 1871 wurde das Deutsche Reich mit 25 Gliedstaaten und einem Reichslande errichtet. Inzwischen haben Preußen und Waldeck einen Akzessionsvertrag geschlossen, zwischen zwei Fürstentümern, Reuß ältere und Reuß jüngere Linie, ist eine Personal-Union eingetreten; in absehbarer Zeit werden beide, ebenso wie die Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen durch Erbgang miteinander verschmolzen sein. Daß die fernere Zukunft diesen Entwicklungsgang in der Änderung unsres staatlichen Aufbaus fortsetzen wird, ist schon heute für jeden erkennbar, dem die staatsrechtlichen und genealogischen Verhältnisse in den Bundesstaaten nicht fremd sind.

Parallel dem geschichtlichen Hergange der beständigen Staatenverminderung hat sich die Wandlung der Verhältnisse zu unausgesetzter Mehrung der innern Gemeinschaftlichkeit vollzogen. Seit die Einzelstaaten durch die Reichsverfassung einen wesentlichen Teil ihres Lebens- und Tätigkeitsgebiets an das Reich abgegeben haben, ist dessen Zuständigkeit fortdauernd erweitert worden. Nicht zum wenigsten durch die Angliederung der Kolonien und Schutzgebiete, deren gesamte Gesetzgebung und Verwaltung den mehr als fünffachen Flächeninhalt des Reichs umfaßt.

Einen andern Weg als den des räumlichen und inhaltlichen Zusammenwachsens unsrer nationalen Staatsbildung hat die Bewegung des Deutschen Volkstums genommen. — Warn schon vor Jahrhunderten einzelne Teile in größeren Siedlungen weit hinaus über die Reichsgrenzen abgesplittert, wie die Sachsen in Siebenbürgen, die Balten in den Ostseeprovinzen, die Deutschen in Südrußland, so trennten die Ereignisse des 19. Jahrhunderts, namentlich der Prager Friede vom 30. August 1866, Millionen unsrer Stammesgenossen politisch vom deutschen Kernlande. Überdies hatte seit vielen Jahrzehnten eine starke Auswanderung eingesetzt, die nach Nordamerika und Brasilien, nach Südafrika und Australien Ströme deutschen Bluts, deutscher Arbeitskraft und deutschen Geldes führte. Endlich war es ein natürliches Ergebnis unsrer kolonialen und weltwirtschaftlichen Entwicklung im letzten Menschenalter, daß die Ausdehnung unsrer Schiffahrt und unsres Handels in fast allen Teilen der bewohnten Erde Niederlassungen zur Folge hatte, die von Deutschen bewohnt und geleitet werden.

Die Gesamtheit der Deutschen berechnet Professor Langhans — unter Einbeziehung des niederdeutschen Stammes in den Niederlanden, Belgien und Südafrika — für die unmittelbare Gegenwart auf 97 673 000 Menschen. Davon

in Europa	83 956 000
„ Nord-Amerika	12 360 000
„ Mittel-Amerika	12 000
„ Süd-Amerika	500 000
„ Afrika	600 000
„ Nord- und Ostasien . . .	82 000
„ Süd-Asien	50 000
„ Australien	113 000

Von den Deutschen in Europa entfallen auf das Deutsche Reich bei einer Einwohnerzahl von im ganzen 63 Millionen 58 Millionen, auf Österreich 9 800 000, auf Ungarn 2 200 000, Bosnien 30 000, Niederlande 5 200 000, Belgien 3 600 000, Luxemburg 220 000, Frankreich 500 000, Schweiz 2 400 000, Italien 50 000, Spanien und Portugal 6000, Balkanstaaten 28 000, Großbritannien 100 000, Dänemark 50 000, Skandinavien 7000, Rußland 1 700 000, Rumänien 50 000, übriges Europa 15 000.

Diese Massen zählen noch heute zu unserm Volkstum, obwohl wir im Laufe der Geschichte, namentlich an die angelsächsische Welt, viele Millionen verloren haben, die nur gar zu schnell und gar zu leicht in fremde Art und Sprache aufgegangen sind. Vielfältig ist die staatliche Zugehörigkeit jener nahezu 100 Millionen, die sich ihres Deutschtums bewußt geblieben, aber sie sind, wenn auch außerhalb der Reichsgrenzen, innerlich verbunden durch gleiche Abstammung, Sprache,

Digitized by Google

Sitte und Kultur, durch gleiche Anlagen des Geistes und des Gemüts, durch eine gemeinsame große Vergangenheit. Ihr staatliches Schicksal kettet sie mit allen Pflichten eines treuen Bürgers unauflöslich an das Land, in dem sie wohnen und wirken. Doch müssen und dürfen sie deshalb untreu werden der Sprache ihrer Väter, den Zusammenhang aufgeben mit dem innersten Denken und Fühlen des großen Volks, dem sie entstammen? Wäre es nicht wider das Gesetz des Lebens, wenn die Mutter sich der Sorge um ihre Kinder entzöge, weil sie das Heimathaus verlassen haben?

Zwar zeigte sich noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Anschauung, die in jedem Auswanderer einen Verirrten erblickte und ihn des weitern Schutzes durch sein Vaterland für unwürdig hielt. Indessen haben sich seit dem Bestande des neuen Deutschen Reichs die Auffassungen durchaus geändert. In einer amtlich organisierten und unterstützten Auskunftsstelle erhält jedermann verläßliche Nachricht über die Zustände und Lebensbedingungen im Auslande. Von Reichswegen wird sorgfältige Aufsicht über das Auswanderungswesen geführt, bis zur Aufnahme im neuen Lande begleitet die Fürsorge der Reichsorgane den, der in die Ferne zieht. Zugunsten derjenigen, die Reichsangehörige bleiben, wirkt dann in allen äußern Nöten der Schutz unsres auswärtigen Dienstes fort, soweit er in Anspruch genommen wird. Wer aber durch zehnjährige Abwesenheit die Reichsangehörigkeit stillschweigend verliert, oder — vielleicht aus zwingenden Gründen seines Fortkommens — Bürger fremden Staates wird, für den zerreißt das amtliche Band zwischen ihm und den Behörden seines Vaterlandes.

Naturgemäß fehlt solches Band von Pflichten staatsrechtlicher Art vollständig zwischen dem Reich und den Millionen Deutscher, die von jeher, seit Jahrhunderten oder doch seit Menschenaltern in Österreich-Ungarn, in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Rußland, in Brasilien und Kanada angesessen sind. Gegenüber dem berechtigten, auch vom Deutschen Reich für sich selbst in Anspruch genommenen Souveränitätsbewußtsein der zivilisierten Staaten, die Angehörige fremden Stammes in ihrer Mitte haben, würde jeder Versuch staatlicher Einwirkung von außen her auf einen Teil ihrer Untertanen für beide beteiligten Seiten unzulässig und zweckwidrig sein.

Doch die verfassungsmäßige Organisation der Völker und ihr staatliches Verhältnis zueinander erschöpfen ihren Lebensinhalt nicht.

Tief unter dem Boden, auf dem staatliche Gesetze und politische Macht wirken können, liegen die Wurzeln der Triebkräfte und Empfindungen eines Volkstums; sie reichen oft in eine Dämmerung der Vergangenheit zurück, die von der Geschichte noch nicht erhellt ist, und bergen Zusammenhänge, so unterirdisch wie die Quelladern der großen Ströme. Zahlreiche Beispiele erweisen, wie abgesplitterte Teile eines Volkstums, deren Trennung vom Hauptstamme durch lange Jahrhunderte uud ferne Ozeane reicht, sich die Merkmale des inneren Zusammenhangs erhalten bis auf die Wiegenlieder der Mütter und die Klangfarbe des Dialekts, bis auf die Eigenart des Hausbaus und der landwirtschaftlichen Arbeit. Von solcher Kraft und Dauer ist die Gemeinschaft des Bluts, daß ihre dynamische Bedeutung den Wandel der Staatsangehörigkeit weit hinter sich zurückläßt. Die Macht der elementaren Ursachen drängt aber zur Verwirklichung. Wenn auch die Mittel einer starken Staatsgewalt und die Selbstdisziplin einer entwickelten Kultur unerwünschte Betätigungen und Äußerungen der Blutsgemeinschaft in fremder Umgebung zügeln können: jene Wurzeln auszutilgen, organische Entwicklungswirkungen zu beseitigen, vermögen sie nicht. Bezeugt ein Volk, wie das deutsche, in allen Zonen seine natürliche Lebenskraft durch seine Leistungen in Frieden und Krieg, bezeugt es seinen biologischen Rang durch die Höhe seiner Geburtsziffer, so wird in der Welt der Tatsachen mit dem Phänomen gerechnet werden müssen, daß jene elementaren Ursachen in den mannigfaltigsten Erscheinungsformen immer wieder zutage treten. Wird ein Glied des Volkskörpers verletzt, so durchzuckt der Schmerz auch alle andern über Landesgrenzen und geographische Entfernungen hinweg. Erwächst einem dieser Teile aus einem großen Erfolge eine besondre Freude, so findet sie Widerhall bei den übrigen. Selbst da, wo dieses Gemeinschaftsgefühl längst zu schlummern schien, erwacht es bei tiefbewegenden historischen Ereignissen. Noch lebt in der gegenwärtigen Generation die Erinnerung an die gewaltige Teilnahme, die sich beim Ausbruch und im Laufe unsres letzten großen Krieges bei allen Deutschen auf dem Erdenrund zeigte, auch solchen, die schon seit einer Reihe von Geschlechterfolgen im Auslande staatsangehörig waren. Als jüngst das Andenken der befreienden Schlacht im Teutoburger Walde gefeiert wurde, war das Hermann-Fest des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes in St. Louis von soviel Tausenden deutscher Landsleute besucht, daß die Zahl der Teilnehmer am Gedenktage auf dem Schlachtfelde im Mutterlande weit übertroffen wurde. Zur Zeppelin-Spende flossen die Beiträge aus den Sitzen des Deutschtums in aller Welt. Als aber Bismarck starb, herrschte tiefe Trauer in der einsamen Kolonistenhütte des Deutschen im brasilianischen Urwalde wie in den Siedlungen an der Wolga und bei den siebenbürgischen Sachsen.

Und — von der Peripherie aus gesehen — welche Teilnahme haben die Kämpfe und Leiden der baltischen Deutschen in der Welt des Deutschtums gefunden, welche Aufwallung die tschechischen Angriffe in Prag und Laibach hervorgerufen! Es

Digitized by Google

wäre ein schwerer Fehler, zu glauben, daß nicht, über alle bisherige Erfahrung hinaus, die Zukunft Katastrophen von weltgeschichtlicher Bedeutung bringen könnte, in denen der völkische Zusammenhang Wirkungen von einer Gestalt und Gewalt auszuüben vermöchte wie nie zuvor.

Lebt eine solche Gemeinschaft der innersten Artung, des Denkens und Fühlens, die ohne räumliche und zeitliche Beschränkung unser Volkstum wie ein nationales Nervensystem bewußt und unbewußt verbindet, so wäre es wider das Gesetz dieses wie jeden andern Lebens, wollte nicht jene Gemeinschaft die Selbsterhaltung als ihr Recht und ihre Pflicht ansehen. Hierhin führen nicht nur naturgesetzlicher Zwang, sondern auch ideelle und wirtschaftliche Gesichtspunkte.

Reiseeindrücke aus Österreich.

Von E. v. Liebert, M. d. R. (Berlin).

Wenn man bei Tetschen, Eger oder Eisenstein die österreichische Grenze überschreitet, so bemerkt man höchstens an den Fragen der sehr artigen Zollbeamten und an der neu auftretenden Kronen- und Hellerrechnung, daß man sich nicht mehr im Reiche, sondern im Auslande befindet. Den Fremden umgibt deutsche Sprache, deutsches Wesen, deutsche Art, und zwar in einer gemütlichen, liebenswürdigen und humorvollen Form, die besonders den Norddeutschen gewinnt und für sich einnimmt. Je weiter der Reisende in Böhmen eindringt, desto häufiger treffen auch fremde tschechische Laute sein Ohr. Immerhin wird er sich unter Umkreisung des ungastlichen und fremdenfeindlichen Prag durch ganz Nord- und Westböhmen bewegen können, ohne das Gefühl zu haben, im Auslande zu sein. Zu dieser angenehmen Empfindung treten die unvergeßlichen Eindrücke des schönen, fruchtbaren, zum Teil reichen Landes mit seinen üppigen Kornfeldern, grünen Wiesenmatten und herrlichen, bewaldeten Bergzügen. Begeisterung aber wird den Wandrer erfüllen, der die waldigen Höhen des eigentlichen Böhmerwaldes vom Arber bis zum Dreisessel durchzieht und sich an der reinen Luft und den schönen Ausblicken der Höhenpunkte labt. In diesen grünen Bergen ist das reinste, unverfälschte Deutschtum zu Hause und bodenständig; das Tschechentum wird nur durch die Fürstlich Schwarzenbergische Verwaltung und deren Forstbeamten vertreten.

Dringt man bei längerm Aufenthalt im Lande etwas näher in die Verhältnisse ein und unterhält man sich eingehender mit genauen Kennern von Land und Leuten, so ist gewiß gegen das kernige, wurzelechte Deutschtum der Deutschböhmen nichts einzuwenden, aber man hört sehr bald einen tiefgehenden elegischen Klang und einen beklagenswerten Pessimismus aus jeder das politische Gebiet streifenden Unterredung heraus. Die Deutschen fühlen sich nicht mehr als Herren im Lande, sondern wähnen sich zurückgesetzt, von den eignen Behörden nicht geschützt und von den Volksgenossen im Reiche verlassen. Dazu fehlt ihnen noch die Tatkraft zum Aufraffen der gesamten Volkskraft und die geschlossne Einigkeit, alle Kräfte für ihr Volkstum einzusetzen. Wir sehen dort drüben dieselbe Erscheinung wie in den preußischen Ostmarken. Der Deutsche vertritt die ältere Kultur, Bildung und Besitz, er hat nur zu verteidigen und ist lasch und gleichgültig in dieser Verteidigung. Der Slave vermehrt sich stark, ist anspruchslos und ohne Bdürfnisse, aber fleißig und strebsam. Er geht den höhern Löhnen nach, er strebt nach Besitz in Land und Stadt, er wird dadurch der angreifende Teil, er schiebt sich überall — erst still und unbemerkbar, dann in Massen — zwischen die deutschen Besitzer und erobert auf diese Weise ganze Landstriche. In Böhmen beanspruchen die Tschechen alsdann eigne Schulen, Sitz in der Gemeindevertretung, tschechische Gerichtssprache, Straßen- und Ladenschilder u. dergl. Die starke Verhältniszahl ihres Volksstammes gegenüber den Deutschen und die Landesgesetzgebung kommen ihnen dabei leider zu Hilfe.

Die Deutschen führen dagegen ihren alten Besitzstand und ihre bedeutende Steuerkraft ins Feld, können aber nicht verhindern, daß in aller Stille unter ihren Füßen mehr und mehr von den Tschechen erobert wird. Da die beiden Stämme nun einmal dasselbe Land bewohnen und die Erfahrung lehrt, daß sie nicht friedlich nebeneinander auskommen, so bleibt nichts übrig, als reinliche Scheidung des Landes in ein Deutsch-Böhmen und ein Tschechisch-Böhmen in der Art, daß die einzelnen Kreise, je nach dem Überwiegen der einen oder andern Nationalität, die Herrschaft in Verwaltung und Schule antritt. Auf diesem Wege können das ganz deutsche Nordböhmen mit dem Egertal, der Böhmerwald mit seinen Vorbergen und die Gebiete bis an Pilsen heran dem Deutschtum dauernd erhalten werden. Während die Regierungskreise sich diesen Fragen gegenüber früher gleichgültig verhielten und durch ihr häufiges Eingehen auf die Wünsche der Tschechen das Deutschtum in seinen Interessen direkt geschädigt haben, dürfte neuerdings hierin wohl ein Wandel eintreten. Die Regierung hat bei der in diesem Jahre vollzogenen Mobilmachung von Teilen des 8. (tschechischen) Armeekorps (Prag) einen harten Preller bekommen und aus dem Verhalten der Mannschaft ersehen, daß sie sich nicht auf die Tschechen verlassen kann, wenn es sich um die Machtstellung des Gesamtstaats handelt. Man sah sich genötigt, an Stelle tschechischer Truppenteile Truppen aus Deutsch-Böhmen — 9. Armee-

Digitized by Google

korps, Josefstadt — an die bedrohte Grenze zu ziehen. Auf der andern Seite haben sich endlich alle deutschen Parteien Böhmens mit Ausnahme der Sozialdemokraten zusammengefunden zu dauernder Obstruktion im Böhmischen Landtage, bis die Forderungen der Deutschen erfüllt sind.

Hocherfreulich ist die Stimmung und das Auftreten der Deutschen in den zunächst bedrohten Kronländern in Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg. Überall verlangt man dort von der Regierung Anerkennung und Durchführung der Gesetze, die alles nichtdeutsche Schul-, Gerichts-, Verwaltungswesen ausschließen. Man sieht dort das beständige stille Einströmen der Tschechen in die deutschen Städte, zumal nach Wien, man kann es nicht verhindern, aber es wird die Forderung erhoben, daß die Zuzügler sich den deutschen Einrichtungen fügen, sich selbst eindeutschen, nicht aber Ansprüche auf tschechische Schulen, Gerichtssprache usw. erheben. Bleibt ihnen doch der Vorteil des Eintretens in den Bereich der ältern und höhern deutschen Kultur, sowie der geschäftlich vielfach hervortretende Vorteil der Zweisprachigkeit. Wie bedeutsam und daher wie gefährlich das Anwachsen der Tschechen in den gewerbreichen und großen Städten vor sich geht, zeigt sich in dem ehedem deutschen Pilsen, das jetzt auf 80 000 Einwohner nur noch 20 000 Deutsche zählt, und in Wien, wo im Jahre 1900 100 000 Tschechen gezählt wurden, während man bei der nächsten Zählung im Jahre 1910 auf 250 000 rechnet!

Es ist als günstig zu verzeichnen, daß dieser drohenden Gefahr gegenüber auch die christlich-soziale (klerikale) Partei sich den übrigen deutschen Fraktionen zugesellt hat, und daß an ihrer Spitze der Erste Bürgermeister Wiens, Lueger, offen und entschieden Farbe bekennt. Es scheint, als wenn die Christlich-Sozialen innerhalb ihrer Partei das eigentlich klerikale und bisher deutschfeindliche Element niederhielten und sich nunmehr offen zur deutschen Fahne bekennten. Bei allen Demonstrationen und Einbrüchen der Tschechen in deutsches Sprachgebiet während des verflossenen Sommers sahen sich diese dem einmütigen Widerstande aller Deutschen gegenüber und dadurch überall zur Erfolglosigkeit verurteilt. Wenn die Deutschen sich diesen Zusammenschluß und diese zähe Festigkeit bewahren, so ist ihr Boden und Besitzstand gesichert, und die Regierung wird gar nicht anders können, als der frechen Begehrlichkeit der Tschechen einen Riegel vorzuschieben.

Es steht zu hoffen, daß gerade die Kampfstimmung auch den gemütlichen und schwer zu scharfen Maßregeln zu entflammenden Deutschösterreicher von dem Pessimismus befreit, der leider bereits weit um sich gegriffen hat. Ein so begabter und kulturell entwickelter Menschenschlag, wie unsre Volksgenossen an der Donau, darf sich nicht von den ungeschlachten tschechischen Haufen überrennen lassen und stumpfsinnig-fatalistisch sprechen: Es ist halt nicht zu ändern! Er darf auch nicht — trotz aller Fehler der Regierung — dieser den Rücken kehren, den Kopf nach dem Deutschen Reiche wenden und von hier allein sein Heil erwarten. So gern wir bereit sind, unsre deutschen Landsleute moralisch, finanziell, literarisch und durch Entsendung von Lehrkräften und Glaubensboten zu unterstützen und ihr Deutschtum zu kräftigen, so muß ihnen doch der eigentliche politische Kampf um ihre völkische Existenz selbst überlassen bleiben. Leider ist dieser Kampf ein doppelter: einerseits gegen das vordringende Tschechentum, andrerseits gegen die kurzsichtige Regierung, die noch immer glaubt, durch Nachgiebigkeit auf Kosten der gutmütigen Deutschen die brutalen Slaven zu versöhnen. Diesen Mißgriffen von obenher kann nicht häufig genug das Wort des alten Kaisers Wilhelm I. von 1871 entgegengehalten werden, daß er nichts sehnlicher wünsche und wünschen müsse, als daß die Deutschen in Rußland sowohl als in Österreich sich zufrieden fühlen und nicht in die Lage gebracht werden, die Köpfe nach uns zu wenden und uns dadurch Verlegenheit zu bereiten. Diese goldnen Worte dürfen heute noch weit mehr Geltung haben als vor 38 Jahren.

Die Zeichen der Zeit deuten auf Sieg des Deutschtums, wenn dieses sich nicht selbst aufgibt, sondern die Reihen enger schließt und kampfesfreudig aus der Abwehr zum Angriff übergeht.

Die Frau ist so konservativ! Die Frau ist so revolutionär!

Von Dr. **Kaethe Schirmacher** (Paris).

Wer über Frauenstimmrecht spricht, begegnet diesen beiden Argumenten, die beide dienen müssen, um das Wahlrecht der Frau abzulehnen. Daraus, daß beide Einwürfe gleichzeitig gebraucht werden, ergibt sich, daß entweder nur einer zu Recht besteht, denn „die Frau“, als solche, kann nicht zur gleichen Zeit „so konservativ“ und „so revolutionär“ sein; oder daß jeder dieser Einwürfe sich auf nur einen Teil der Frauen bezieht. Dann aber muß man doch gerechterweise fragen: Was ist denn der Mann? Auch er gehört, je nach Umständen, zur Rechten oder zur Linken. Warum soll die Frau es anders machen?

Prüfen wir nun den ersten Einwurf gegen das Frauenstimmrecht: Die Frau ist so konservativ! Er kommt selbstverständlich von der Linken, was, nebenbei gesagt, sehr undankbar ist, denn die ganze organisierte Frauenstimmrechtsbewegung in Deutschland z. B. hat sich bisher an die Linksparteien angeschlossen. Lassen wir das Argument

Digitized by Google

aber einmal gelten. Gut, die Frau in ihrer Gesamtheit ist konservativ, sie hängt am Hergebrachten, am Überlieferten, am Alten; sie ist ein Feind des Neuen und des Fortschritts. Sollte das nicht einen triftigen Grund haben? Den Grund, daß man sie überall künstlich zurückhält? Sie auf das Haus und häusliche Enge beschränkt, ihre Bildung und Erfahrung verkürzt, sie in ihrer sittlich-sozialen Existenz an das Hergebrachte, Überlieferte, an Tradition und Konvention bindet, das Heraustreten, Persönlichkeit und Unternehmung, die Initiative, als unweiblich brandmarkt und in dieser Beharrung das Ideal der Frau erblickt? Erfüllt sie dieses Ideal, so ist aber auch das nun wieder nicht recht; ihr konservativer Charakter dient zu ihrer politischen Entrechtung. Doch hat der Einwurf, die Frau ist so konservativ, eigentlich den Sinn: die Frau ist so klerikal, und zwar protestantisch wie katholisch klerikal. In direktem Widerspruch mit diesem Argument steht der Grundsatz: Il faut une religion à la femme; die Frau soll fromm sein. Freilich, auch hier soll die Frau, die dem weiblichen Ideal dann entspricht, deshalb hinterher entrechtet werden. Es ist eine wunderbare Logik und Gerechtigkeit.

Sehen wir nun einmal zu, was es mit dem „Klerikalismus" der Frau für Bewandtnis hat. Für die protestantischen Länder ist diese Befürchtung erledigt. In ganz Australien und Neuseeland, in vier Staaten der nordamerikanischen Union, in Finnland, in Norwegen besitzen die Frauen aktives und passives Wahlrecht, und nirgends ist die Herrschaft der protestantischen Orthodoxie dadurch verstärkt worden. Wir haben für Australien und Neuseeland die bündigsten Urteile über die Wohltaten des Frauenwahlrechts. Sie sind in zwei Broschüren vom Weltverband für Frauenstimmrecht herausgegeben, und niemand, der über den Gegenstand mitsprechen will, darf das Studium der beiden Flugschriften unterlassen.*)

Doch der wahre „Klerikalismus" ist ja der katholische, und dieser angebliche Klerikalismus der Frau soll sie vor allem in den katholischen Ländern politisch tot machen. Dieses Argument ist gänzlich widersinnig. In allen katholischen Ländern haben bisher die Männer ganz allein, entweder dauernd oder vorübergehend, klerikale Mehrheiten aufgebracht. Selbst in nicht vorwiegend katholischen Ländern ist es vorgekommen, daß in der Ära des allgemeinen Männerstimmrechts „Zentrum Trumpf" war. Niemand aber hat daraus gefolgert, daß der Mann wegen seines Klerikalismus politisch zu entmündigen sei. Warum soll das nun bei der Frau geschehen? — Die Frau hat den Mann im klerikalen Sinne beeinflußt, sagt man. Nun, dann ist es höchste Zeit, ihn durch politische Befreiung der Frau seiner Selbstbestimmung wiederzugeben. Stimmt sie in Person, wird sie „ihn" ja wohl in Ruhe lassen.

Aber, heißt es, wenn die Stimmen der Frau nun die klerikale Masse verdoppeln? Nun, so verdoppeln die andern Parteimassen sich ja auch. — Die Klerikalen, klagt man, sind besser organisiert, sie beherrschen die Frauen? Ei, so mögen die andern Parteien sich ebenso gut organisieren, und was der Kirche Macht über die Frau betrifft, so hat die doch ihre sehr tiefen Gründe: Die Frau in ihrer Mehrzahl ist in der heutigen Gesellschaftsordnung die Mühselige und Beladene par excellence. Ihre elende Lage, ihr großes Leiden im Diesseits treibt sie zum starken Sehnen nach dem Jenseits; sie hat das dumpfe Gefühl, daß von allen organisierten Mächten der Welt die Kirche die einzige ist, die wenigstens theoretisch die Gleichberechtigung der Geschlechter vor Gott und der Moral erkennt, daß sie hier einen Trost im Leid, eine Hilfe im Kampf findet. Daher ist sie häufig auf die Herrschaft der Kirche erpicht, und je enger und dumpfer ihr Leben, desto fanatischer ihr Glaube. — Je mehr Licht in die Frauenköpfe, je mehr Glück in die Frauenseele dringt, je mehr wirtschaftliche und soziale Reformen ihre Last erleichtern, desto weniger flüchtet sie sich in Kirchenschatten. —

Aber „die Frau ist so revolutionär", heißt es weiter. So spricht natürlich in erster Linie „die Rechte", und man kann sagen, diese widersprechenden Argumente kreuzen sich wie im Federballspiel über den Köpfen der Frauen, die, bald im Namen der Linken, bald im Namen der Rechten verurteilt, politisch recht- und machtlos bleiben.

Nun ist es ein wunderbares Beginnen, daß der Mann die Frau als zu revolutionär aus der politischen Arena weist. Sprechen so wirklich die, welche bisher alle Revolutionen und Gegenrevolutionen der Welt auf dem Kerbholz haben? die, welche stets Gewalt brauchten und dreinschlugen und zerschlugen, die, welche Barrikaden bauten, bei denen die Frauen doch höchstens halfen? Aber man muß hierzu bemerken, daß der Einwurf: die Frau ist so revolutionär! nicht nur aus dem konservativ-klerikalen Lager kommt, sondern daß die Linksparteien sich mit daran beteiligen, daß der französische Konvent z. B. die Frauenklubs auflöste, weil sie „die öffentliche Ruhe und den öffentlichen Frieden störten". Die öffentliche Ruhe und der öffentliche Frieden der Schreckenszeit, ein Idyll! Aber, und dieses ist äußerst bezeichnend, die Schreckensmänner wollten keine Schreckensfrauen. Der Kommunarde war von der Petroleuse nur halbwegs entzückt, und republikanische wie sozialistische Parlamentarier in Frankreich finden, daß die Religion und eine kirchliche Erziehung „un frein utile à la femme" sind, ja daß im Grunde die Freiheit doch nur für den Mann gemeint ist.

*) Woman Suffrage in New Sealand, W. S. in Australia. Rotterdam, 92 Kruiskade. Fräulein M. Kramers.

Digitized by Google

Denn bei der Frau erscheint als „revolutionär", was bei dem Mann eine sanfte Geste ist. An die Frau tritt man von vornherein mit ganz andren Ansprüchen heran, soll sie doch still, unauffällig und bescheiden sein, nicht direkt fordern, nicht öffentlich hervortreten, nicht mit festem Schritt in die Freiheit schreiten. Nach allgemein verbreiteter Anschauung „ziemt ihr das nicht", und klein, sehr klein ist die Zahl der Männer, die auf diesem Punkt der Frau auch nur die Hälfte dessen zugestehen, was sie bei sich ganz natürlich finden. Aus diesem Grunde wird z. B. das Vorgehen der englischen Suffragettes besonders im Auslande völlig mißverstanden. In der Politik ist mit „der Palme der Bitte" wenig zu machen. Ohne politische Rechte kann die Frau aber ihr Schicksal nicht bessern. Der Mann, in erster Linie mit sich selbst beschäftigt, in erster Linie über sich selbst unterrichtet und in letzter Instanz doch nur dem Mann verantwortlich, stellt die Interessen der Frau auf allen Gebieten hinter die eignen. Seit 60 Jahren haben die englischen Frauen alle verfassungsmäßig-friedlichen Mittel benützt, um eine direkte Interessenvertretung, d. h. das politische Wahlrecht, zu erlangen. Petitionen, Organisationen, praktische Wahlarbeit, mündliche und schriftliche Verpflichtung der Abgeordneten sind heute in England abgebraucht und ausgespielt. Als das liberale Kabinett Campbell-Bannerman ans Ruder kam, ein Kabinett, dessen Präsident sowie 3, 4 Mitglieder für Frauenstimmrecht waren, mußte sichs zeigen, ob Frauenstimmrecht in England Ernst oder Spiel war. Das liberale Kabinett aber lehnte jede gesetzgeberische Initiative in dieser Hinsicht ab, d. h. es nahm das Frauenstimmrecht nicht ernst, und die englischen Suffragists, die auf diesen Hohn nur „echt weiblich" mit milden Klagen über die „unzuverlässigen Freunde" entgegneten, waren, schuld dieser „echt weiblichen" Haltung, politisch tot.

Zum Leben erweckten ihre Sache i. J. 1905 erst die Suffragettes. Sie erklärten: als Steuerzahler haben wir nach bestehender Verfassung ein Recht, zu stimmen; als Steuerzahler haben wir ein Recht, den Ministerpräsidenten (nach Campbell-Bannermans Tode Mr. Asquith) im Parlament sowie in seinem Hause zu sprechen; der Premier ist gegen Frauenstimmrecht, 4 Kabinettminister aber sind dafür, entweder müssen sie ihn überzeugen oder gehen, tun sie das nicht, so werden wir sie bei jeder Gelegenheit fragen: Wann geben Sie uns das Wahlrecht? . . . Wir werden diese Taktik auf alle andern Minister ausdehnen, da verfassungsgemäß die Gesamtverantwortlichkeit des Ministeriums besteht. Endlich werden wir das Ministerium bei jeder Ersatzwahl bekämpfen. Auf diesen Überlegungen beruht die Taktik der Suffragettes, die niemals in Gewalttat bestanden hat, sondern einzig in der Ausübung verfassungsmäßiger Rechte, die ein „liberales" Ministerium den Frauen nicht gewähren will. Ganz andre Maßregeln, wirkliche Gewalttaten, sind von den englischen Männern vollzogen worden, um seit 1832 dauernd Erweiterungen des Stimmrechts zu erzwingen: sie haben Laternen und Fenster zerschlagen, Gebäude angesteckt, die Gitter in Hyde Park umgerissen und einen Bischof beinahe aufgehängt. Das aber, Bauer, ist ganz was andres! Sind dies doch Männer; die Weiblichkeit hingegen besteht anscheinend darin, daß — man sich das Fell über die Ohren ziehen läßt? Die Suffragettes glauben das nicht, und die öffentliche Meinung in England teilt mehr und mehr ihren Unglauben, indem sie die Haltung des „liberalen" Ministeriums als „feige", „unmännlich", bar jedes moralischen Muts bezeichnet.

In England wird um ein neues, ein kräftiges Frauenideal gekämpft, ein Frauenideal, das der Herrenrechtler aller Länder noch verabscheut, an das er sich aber gewöhnen wird, besonders wenn es nach dem Internationalen Frauenstimmrechtskongreß in London, Ende April 1909, Exportartikel geworden.

Für unsern besondern Gegenstand ergibt sich aus dem Vorhergehenden folgendes: Die Frauen sind, gleich den Männern, je nach Anlage und Umgebung, konservativ, klerikal, liberal oder revolutionär, und als politische Wähler werden sie für diese Parteien stimmen, wie die Männer. Das Wahlrecht erhalten sie, wie die Männer, ja auch nicht als Belohnung für eine bestimmte politische Gesinnung, sondern als ein Recht schlechtweg, dessen Gebrauch ihrem Ermessen überlassen bleiben muß. Das Schreckgespenst einer großen politischen Frauenpartei, die nur die Männer majorisieren wird, ist ein Hirngespinst. Höchstens werden sich bei bestimmten Fragen (Sittlichkeit, Alkoholismus &c.) von Fall zu Fall große Frauenmajoritäten zusammenfinden, sicher zum Besten der Gesamtheit. Im übrigen werden die Parteistellungen kaum verschoben, wohl aber neue Punkte in die alten Programme aufgenommen werden. Statt vor einer Majorisierung des Mannes durch die Frau zu zittern, soll man sich der völligen Entrechtung der Frau durch den Mann schämen. Die hat auf der Rechten wie auf der Linken ihre Hochburg im Herzen des alten Adam, der sich an die Gleichberechtigung der Geschlechter nicht gewöhnen mag. In Kreisen der Frauenbewegung ist nicht nur der konservative Mann konservativ, auch viele von den Linksparteien halten fest an dem Geschlechtsdogma von des Mannes Überlegenheit und stecken tief in Geschlechtsklerikalismus, — der sie, je nach Umständen, das eine oder andre Argument herbeten läßt: Die Frau ist so konservativ, die Frau ist so revolutionär.

Digitized by Google

Wie wir die Luft eroberten.

Von Wilbur und Orville Wright (Dayton.)

III.

Ursprünglich hatten wir uns nur aus rein sportlichem Interesse mit der Luftschiffahrt befaßt. Nur mit einem gewissen Widerwillen entschlossen wir uns, den wissenschaftlichen Standpunkt ins Auge zu fassen; aber bald fanden wir diese Arbeit so fesselnd, daß wir uns immer eingehender in sie vertieften. Wir konstruierten zwei Versuchsmaschinen, mit denen wir die Messungsfehler unsrer Vorgänger vermeiden zu können glaubten. Nachdem wir eine Reihe vorläufiger Messungen an Flächen verschiedenster Formen vorgenommen hatten, damit wir uns von unserm Gegenstand eine allgemeine Vorstellung machen konnten, fingen wir an, an Flächen von ziemlich verschiedenen Formen systematische Messungen anzustellen, um die Ursachen der bei den Abschätzungen des Luftdrucks beobachteten Unterschiede recht zu erkennen. Von den Messungen, die wir an zirka fünfzig jener Flächen vorgenommen hatten, und zwar unter Winkeln, die um 2,5 Grad, von 0 bis 45 Grad variierten, fertigten wir Tabellen an. Wir machten auch Experimente, die die gegenseitigen Wirkungen, die teils übereinandergelegte, teils einander maskierende Flächen ausüben, nachweisen sollten.

Diese Experimente zeitigten einige ganz merkwürdige Resultate. Eine Fläche, die an ihrer Vorderkante eine zylinderartige Rolle mit sich trug, ergab dieselbe Tragfläche für alle mit inbegriffenen Winkel zwischen 7,5 und 45 Grad. Ein quadratförmig ebener Plan gab uns bei 35 Grad einen höhern Druck als bei 45 Grad — das gerade Gegenteil aller von unsern Vorgängern erlangten Resultate. Dieses Ergebnis erschien uns so anormal, daß wir sehr nahe daran waren, den Wert all unsrer vorangegangenen Experimente in Zweifel zu ziehen, als man uns ein äußerst einfaches Experiment suggerierte. Wir fabrizierten einen Flügel, auf den wir zwei ebene Flächen montierten, die zueinander einen Winkel von 80 Grad bildeten. Unsern Tabellen gemäß müßte sich ein Flügel dieser Art in labilem Gleichgewicht befinden, wenn er direkt gegen den Wind gedreht war; denn wenn zufällig der Wind von einer Seite unter 39 Grad auf die eine Fläche und von der andern Seite unter 41 Grad auf die zweite Fläche aufträfe, so würde die erste Fläche, die den Wind unter dem schwächern Winkel empfinge, den stärkern Druck erleiden, und der Flügel würde sich immer mehr und mehr aus der Windströmung entfernen, so lange, bis seine beiden Flächen von neuem einen gleichen Druck erlitten, was approximativ für Winkel von 30 bis 50 Grad in Betracht käme. Und wirklich funktionierte der Flügel genau auf diese Weise. Wir fanden später die Bestätigung der Genauigkeit dieser Tabellen durch die Versuche, die wir während der darauffolgenden Saison in Kill Devil Hill mit einem neuen Flügel-Schweber anstellten.

Im Laufe der Monate September und Oktober des Jahres 1902 führten wir beinahe tausend Schwebeflüge aus, von denen einzelne eine Ausdehnung von mehr als 200 Metern erlangten. Einige, die gegen eine Windstärke von 36 Meilen die Stunde (16 m die Sekunde) ausgeführt wurden, lieferten uns den Beweis für den Wert unsrer Kontrollpläne. Im Herbst 1903 unternahmen wir mit derselben Maschine eine große Anzahl von Flügen, während deren wir uns länger als eine Minute in der Luft hielten, wobei wir oft eine geraume Zeit über einem gegebenen Punkt schwebten, ohne auch nur ganz wenig zu sinken. Es war keineswegs überraschend, wenn demzufolge unser wenig wissenschaftliches Publikum sich einbilden mochte, daß das einzig Notwendige, um sich unbegrenzt in der Luft halten zu können, ein Federkleid wäre, das einen leicht machte.

Im Besitz präziser Daten, um Berechnungen anstellen und ein sowohl bei Wind, als auch bei ruhigem Wetter gleich wirksames Gleichgewichtssystem ermitteln zu können, glaubten wir nunmehr in der Lage zu sein, erfolgreich einen Motor-Aeroplan zu konstruieren. Die ersten Entwürfe rechneten mit einem Totalgewicht von 280 Kilo, den Experimentator und einen achtpferdigen Motor mit inbegriffen. Aber bei der Ausführung zeigte sich der Motor viel stärker, als wir angenommen hatten, und so konnten wir das Gewicht um 70 Kilo erhöhen, um die Flügel und andern Teile des Apparats stärker zu machen. Unsre Tabellen lieferten uns ohne weiteres die Flügelskizze, und da die Propeller einfache, schraubenförmig bewegte Flächen waren, sahen wir von dieser Seite keinerlei Schwierigkeit. Wir hatten gehofft, von den Schiffsbauingenieuren die Theorie der Propeller zu erhalten und durch eine einfache Anwendung unsrer Tabellen vom Luftdruck auf ihre Formeln für unsre Zwecke geeignete Luftpropeller entwerfen zu können. Aber soweit wir uns diesbezüglich informieren konnten, besaßen die Schiffsbauingenieure nur empirische Formeln und das exakte Funktionieren der Propeller war nach einer hundertjährigen Anwendung immer noch ebenso im Dunkeln geblieben.

Da wir nicht in der Lage waren, eine lange Reihe von praktischen Experimenten auszuführen, um einen für unsre Maschine passenden Propeller zu entdecken, schien es uns unerläßlich, uns von der Theorie ihrer Wirkungen ein genaues Bild zu machen, um imstande zu sein, Propeller zu konstruieren, wobei wir einzig und allein nur von der Berechnung ausgingen. Nun aber zeigte sich dieses Problem, das anfänglich so einfach schien,

Digitized by Google

immer verwickelter, je länger wir uns in sein Studium vertieften.

Erst nachdem mehrere Monate verstrichen waren und wir alle Teile des Problems noch einmal gründlich durchgeprüft hatten, begannen sich vor uns die verschiedenen Aktionen zu entwirren. Als es uns endlich gelungen war, uns ein klares Bild von den Vorgängen zu machen, bot es uns keine Schwierigkeit mehr, passende Propeller mit dem für die Bedürfnisse des Apparats geeigneten Durchmesser, dem Schraubengang und den Flügeln zu entwerfen.

Die Kraftleistung eines Propellers hängt nicht von einer speziellen Form ab, und es gibt keinen Muster-Propeller. Ein Propeller, der einer bestimmten Maschine eine erhöhte Kraftleistung gibt, kann für eine andre Maschine absolut untauglich sein. Der Propeller sollte in jedem einzelnen Falle entworfen werden, um den speziellen Anforderungen der Maschine, für die man ihn verwendet, zu genügen.

Die ersten Flüge mit dem Motor-Aeroplan wurden am 17. Dezember 1903 ausgeführt. Nur fünf Personen wohnten unsern Versuchen bei. Obgleich wir an alle Bewohner im Umkreis von fünf bis sechs Meilen (8 bis 10 km) eine allgemeine Einladung hatten ergehen lassen, reagierten nur sehr wenige darauf. Man wollte sich den Unbilden eines eisigen Dezemberwindes nicht aussetzen, um schließlich, wie man glaubte, eine Flugmaschine „nicht fliegen“ zu sehen.

Der erste Flug währte zwölf Sekunden — im Vergleich zu den Vogelflügen ein äußerst bescheidener Flug. Aber nichtsdestoweniger geschah es zum ersten Male in der Weltgeschichte, daß eine einen Menschen tragende Maschine sich aus eignen Mitteln zu freiem Fluge in die Lüfte erhoben und eine horizontale Fahrt gemacht hatte, ohne ihre Schnelligkeit zu vermindern, und schließlich, ohne Schiffbruch zu erleiden, glatt gelandet war. Die zweiten und dritten Flüge fielen etwas länger aus, und der vierte dauerte 59 Sekunden, wobei er gegen eine Windstärke von zwanzig Meilen (32 km die Stunde, also 8 m in der Sekunde) eine auf dem Terrain gemessene Fahrt von 852 Fuß (260 m) zurückgelegt hatte.

Nach dem ersten Fluge wurde die Maschine auf den Aufstiegplatz zurückgeführt und hier in einem — wie wir glaubten — absolut sichern Schuppen eingestellt. Doch während wir noch einige Minuten über die ausgeführten Flüge plauderten, erfaßte plötzlich ein jäher Windstoß die Maschine und drohte sie umzureißen. Hastig stürzten wir auf sie zu, um sie festzuhalten, aber wir kamen zu spät. Einer unsrer Gäste, ein Riese von Statur und Kraft, wurde vom Wind vehement in die Höhe gehoben, zwischen den beiden Flügeln auf die Seite geschleudert und wie eine Bohne in einer Trommel umhergeschüttelt, während die Maschine, bald nach rechts, bald nach links kippend, weiterrollte. Schließlich fiel er zu Boden, ohne erheblichen Schaden zu nehmen. Er hatte sich nur einige schmerzhafte Kontusionen zugezogen. Der Apparat aber hatte Havarien erlitten, und so mußten die Experimente unterbrochen werden.

Sonette an eine Drossel.

Von **Robert Walter (Freyr)**.

Der Korallenbaum.

In silberzarten Schleiern ist der Märztag
blau überdacht erwacht. Geziert mit Reif
und dicht bestaubt vom Perlenschneegestreif
hält er den Atem an und seinen Herzschlag.

Hell blendend springt das Licht durch meinen Birnbaum
und läßt ihn aus Kristallenblüten blitzen.
Und seltsam leicht auf seinen Flimmerspitzen,
die in den Himmel strahlen wie ein Firnsaum

schwingt eine Drossel sich, vom Glanz umblüht,
mit Flügelschlägen, daß der Reif versprüht,
und wiegt sich wie in blauem Frühlingsraume.

Aus ihrem Kehlchen quellen Maitaglieder.
Sie glaubt den Garten voll vom weißen Flieder
und jauchzt und lacht in ihrem lichten Traume.

Der Tote.

Die Tulpen flammen. Morgenwölkchen steigen
wie Schmetterlinge hoch ins Blau. Der Garten
träumt tagentgegen . . und liegt voll Erwarten
unterm Girlandenschmuck von Apfelzweigen.

Schwarz steht der Birnbaum. Seine Äste strecken
sich toderstarrt . . und schatten in das Leben.
Und meine Drossel schluchzt im Morgenweben
durch sein Gezweig und will die Knospen wecken.

Er ist gestorben, als die Wunder schliefen,
die lichtwärts treiben Kräfte dunkler Tiefen.
Du rufst ihn nie mit deiner Liebeskehle,

du süßer Frühlingsvogel. Seine Welt
ging mit der Winternacht. Nun schwingt und fällt
kein Lied, kein Ruf in seine ferne Seele.

Digitized by Google

Ferdinand Kürnberger.

Zu seinem 30. Todestag (14. Oktober 1879).

Von Prof. W. A. Hammer (Wien).

Das lebhafte Interesse, das jüngst in deutschen Landen dem bald nach seinem Tode vergessenen österreichischen Schriftsteller Ferdinand Kürnberger entgegengebracht wird, läßt wohl einen tiefern geistigen Zusammenhang zwischen ihm und der Nachwelt vermuten. Es ist daher auf das wärmste zu begrüßen, wenn seine Werke, mittlerweile zu Raritäten der Antiquare geworden und, bisher nur von literarischen Feinschmeckern begehrt, nunmehr ihrer Wiedergeburt in einer Gesamtausgabe entgegensehen.

Kürnberger gehörte unstreitig zu den merkwürdigsten Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, aber auch zu den seltsamsten Menschen. Sein künstlerischer Charakter machte es dem Literarhistoriker wahrlich nicht leicht, ihn einer besonderen Richtung, einer „Schule" beizuzählen. In seinen Romanen und Novellen loht die glühende Erotik Hölderlins, treibt die sinnliche Romantik einer „Lucinde" die wundersamsten Blüten. In seinen Essays, Kritiken und Aphorismen spricht jener Spott und jene Selbstironie, die wir sonst nur an Heine gewohnt sind. Auch steht er in der Tat mit seinen politischen und philosophischen Feuilletons, die er im Solde der Tagespresse schrieb, ganz unter dem Einfluß des „Jungen Deutschland", dessen jüngster Kämpe er genannt werden darf. Aber als Meister des aphoristischen Stils, der unser heutiges Feuilleton auszeichnet, wie der Technik des Romans und der Novelle, bildet er sozusagen den organischen Übergang von der Zeit der Spätromantik zum verheißenden Frühling der „Moderne", dessen knospenschwellenden Hauch man bereits beim Lesen der Kürnbergerschen Erzählungen zu spüren meint. Aber trotz alledem war er eine Natur von persönlichster Eigenart oder, wie ihn ein Freund treffend charakterisierte, von „edler, stolzer Isolierungskraft, unbekümmert um die Tagesmode". Was war also schuld an diesem bedauernswerten Künstlerschicksal, das Kürnberger schon bei Lebzeiten wenig bot und ihn ebenso wie seine Schöpfungen zu ewiger Vergessenheit zu verdammen schien? Er selbst beantwortet diese Frage teilweise in der Vorrede zu seinem Roman „Der Haustyrann", der 1876, also 3 Jahre vor seinem Tode erschien. „Der hochgradig entwickelte Journalismus," schreibt er, „hat sich aller neuesten und frischesten Manuskripte mit seinem ungeheuren Vorsprung bemächtigt . . . . ." Im Getändel mit den Ephemeriden der Tagespresse hat auch er seinen Roman zuerst von Feuilleton- zu Feuilletonnummer vergeudet und sich allzu spät erinnert, wie „schön der Abglanz der Unsterblichkeit ist, der auf einem wohlgebundenen Buche ruht." Das ist eine Beichte, eine Lebensbeichte, die wohl einen kurzen Rückblick in die Frühzeit Kürnbergers lohnend erscheinen läßt.

Ferdinand Kürnberger wurde am 3. Juli 1821 (nicht 1823, wie er selbst in der für Wurzbachs biographisches Lexikon verfaßten Lebensskizze*) angibt) als der Sohn eines magistratischen Laternenanzünders auf dem damaligen Magdalenengrund (heute VI. Bezirk, Mariahilf) in Wien geboren**). Trotz der Armut seiner Eltern besuchte der Knabe das Gymnasium. Schon auf der Schulbank lenkte der ungewöhnlich regsame Geist die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich und auch die dichterischen Schwingen hoben sich zum erstenmal zu hehrem Fluge. So verfaßte der Jüngling einen schwungvollen Epilog, der bei einer Preisverteilung vorgetragen wurde.***) Im stillen schrieb er so manches Gedicht in seine Schulhefte, besonders Epigramme, zum Beispiel auf Platen, die besonders die Lektüre von Heines „Reisebildern" verraten. Ein solches, bisher noch ungedrucktes Xenion, das, „An Lenau" betitelt, aus dem Vermerk „Nach Schiller" das Vorbild erkennen läßt, ist schon deshalb bemerkenswert, weil später der gereifte Mann dem Helden seines Romans „Der Amerikamüde" die geistigen Züge des unglücklichen Lyrikers lieh; das Distichon lautet:

„Ja, vergänglich ist alles; ich weiß, doch siehe, das eben
Wollt ich vergessen und kam, ach, wie gereut's mich, zu Dir."

Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog Kürnberger, es war im Jahre 1840, die Wiener Universität, aber, wie sich zeigt, nicht als ordentlicher Hörer. Frau Mathematik hatte dem jungen Studiosus für seine gründliche Antipathie ein verhängnisvolles Schnippchen geschlagen und rächte sich wie eine alte verschmähte Kokette. Er bekam ein secundo in der letzten Klasse, das ihm die akademische Laufbahn unmöglich machte. Kürnberger, der diese Abneigung mit Heine, mit Heyse u. v. a. teilt, gesteht auch in seiner Selbstbiographie, statt in die „sonnigen" Vorlesungen lieber in die Bildergalerie im „Belvedere" gegangen zu sein, um dort „empirische Ästhetik" zu betreiben. Um so leichter ist es zu erklären, daß sich Kürnberger bei seiner ohnehin vornehmlich kritischen Begabung sehr bald der Tagespresse zuwandte, die ihm die

*) „Briefe Kürnbergers an eine Freundin." Herausgegeben von Otto Erich Deutsch (s. Vorrede). Schriften des Literarischen Vereins in Wien, VIII. Bd. 1907.

**) Kürnberger war auch nicht Jude, wie Adolph Bartels sowohl in seiner „Deutschen Literaturgeschichte" als auch in seinen „Heineglossen" behauptet, sondern Christ und, wie sich aus seiner Taufmatrikel und der Traumatrikel seiner Eltern ergibt, auch durchaus christlicher Abstammung. Anm. d. Verf.

***) Abgedruckt in der „Geschichte des Unterrichtes im Stifte Schotten in Wien" von Dr. Albert Hübl. Wien, Karl Fromme, 1907.

Digitized by Google

Möglichkeit eines Lebensunterhalts zu bieten schien. Was Kürnberger als Feuilletonist geschaffen, würde allein genügen, um seinen Namen dauernd im Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten, denn er war der Vater der „Wiener Kritik", jenes bedeutenden Kulturfaktors im heutigen Österreich. Seine wohl für den Tag geschriebenen Artikel waren keine Ephemeriden, sondern haben dauernden Wert behalten. Diese richtige Erkenntnis ließ ihn auch nicht zögern, seine besten politischen und kirchlichen Aufsätze unter dem Titel „Siegelringe" (1874), seine durch Stil und Gedankenreichtum ausgezeichneten künstlerischen Kritiken und Reflexionen als „Literarische Herzenssachen" (1877) in Buchform gesammelt erscheinen zu lassen. Aus diesen Arbeiten lernen wir Kürnberger am besten kennen und am raschesten liebgewinnen. Der Pessimismus, der insbesondere seiner Zeit schroff und kalt erscheinen mochte, lag in den Verhältnissen begründet, unter denen besonders der Schriftsteller zu leiden hatte. In jungen Jahren hatte Kürnberger die Zensur des Metternichschen Regimes, später die geistknebelnde Wirkung des Konkordats zu spüren, und er, der Freimütige, der sich den Ärger gern von der Seele schrieb, umsomehr. Das Jahr 1848 brachte ihm, wie so vielen andern, nicht das erwartete Morgenrot einer neuen Zeit. Als das erste Opfer der Reaktion, der Leipziger Buchhändler Robert Blum, in der Brigittenau gefallen war, floh Kürnberger, sein Teuerstes, seine ungedruckten literarischen Arbeiten bei einem lieben Freunde in Wien zurücklassend, ins Ausland. Ein Teil dieser Handschriften, die später der Dichter selbst für verloren gehalten hatte, sind kürzlich gefunden worden, darunter ein Drama „Das Trauerspiel im Böhmerwald", das noch die roten Striche des Zensors, der es nicht zur Aufführung zuließ, deutlich aufweist.

In den fünfziger Jahren, die Kürnberger im Auslande zubrachte, erschien auch — 1856 — sein „Amerikamüder", ein Roman, der von der seltnen Intuition des Verfassers, mit der der Boden und das Leben und Treiben in New York geschildert sind, ein glänzendes Zeugnis ablegt. Im Mittelpunkt steht Mr. Moorfeld, ein wohlgetroffenes geistiges Porträt Nikolaus Lenaus. Schon hier müssen wir die psychologische Verkettung der Vorgänge bewundern, die der Dichter in seinem zweiten bedeutenderen Roman „Das Schloß der Frevel" mit noch größerm Geschick meistert. Wenn wir auch, ohne dem Herausgeber dieses posthumen Werks einen Vorwurf damit zu machen, annehmen müssen, daß Kürnberger bei seiner gewohnten Selbstzucht sicher an diese Arbeit vor der Veröffentlichung noch die kürzende und glättende Feile angelegt hätte, so hat er sich doch darin als Dichter und Kunstkritiker wie als Politiker und Philosoph selbst übertroffen. Dieser Roman, der zum größten Teil in Rom spielt, atmet sozusagen die Konkordatsluft der fünfziger und sechziger Jahre. Abgesehen von der glänzenden Rahmentechnik, die wir nur bei Keller, Storm und Raabe wiederfinden, bringt Kürnberger köstliche Atelierszenen, galante Abenteuer und jesuitische Quertreibereien mit einer Glut und Mannigfaltigkeit der Farben, wie sie nur echten Kunstwerken erzählender Prosa eigen sind, zur Darstellung. Der im Mittelpunkt stehende Jesuit ist in vornehmer und idealer Weise gezeichnet, ohne daß der Grundtypus beschönigt erscheint. Und die „Memoiren dieses Marchese Santafiore", welche die vielverknüpften Fäden lösen, erinnern in psychologischer Hinsicht an Stendhal und Bourget, mit dem derben Naturalismus an Zola und vielfach an die Decadence. In dem ganzen Roman herrscht aber eine Stimmung vor, die an den Grundton der „Römischen Elegien" Goethes gemahnt. Somit ist dieses Werk eigentlich modern zu nennen.

Dennoch war Kürnberger der deutschen Leserwelt bei und nach seinem Tode fast fremd. Viel trug dazu in erster Linie seine Isoliertheit bei, die er der Geselligkeit meistens vorzog. Nur in Kreisen moderndenkender Literaten, wie z. B. in Graz bei Sacher-Masoch, weilte er gern als Gast. Reicher dagegen war sein brieflicher Verkehr, dem er selbst große Bedeutung beimaß. So schrieb er im Jahre 1878 an eine Wienerin: „Wer mir begegnet und mich fragt: was arbeiten Sie jetzt? dem antworte ich: Briefe. Ich habe es immer gesagt und sage es bei jeder Gelegenheit: Ein Schriftsteller, auch wenn er noch so viele Bände hinterläßt, repräsentiert damit nur den kleineren Teil seiner Tätigkeit; das meiste, was er geschrieben hat, sind — Briefe."

Die bisher veröffentlichten Briefe Kürnbergers sind ebenso reich an geistigem Apercus wie seine Werke. In allen tritt die Vorliebe für das aphoristische Element zutage. In dieser Hinsicht ist die von Otto Erich Deutsch besorgte Ausgabe der „Briefe Kürnbergers an eine Freundin" eine Korrespondenz, die volle 20 Jahre (1859 bis 1879) umfaßt, besonders charakteristisch. Auch sie beweist, daß Kürnberger mehr zur Gegenwart als zur Vergangenheit gehörte. Im selben Jahre, in dem Friedrich Nietzsche nach der Abkehr von Richard Wagner sein „Menschliches Allzumenschliches" abschloß, starb Kürnberger im Münchener Krankenhaus. In Mödling bei Wien wurde er auf Kosten eines Freundes bestattet.

Er hat das Morgenrot einer neuen Kunstära noch erschaut, aber ihren Tag nicht mehr erlebt.

Digitized by Google

Gedanken und Maximen aus Ferdinand Kürnbergers Werken und Briefen.

Mitgeteilt von **Ignaz Ježower** (Berlin).

Soeben aber, nämlich vorgestern" — schreibt Ferdinand Kürnberger am 1. Januar 1872 an eine Freundin — „klopft wieder ein neues Berliner Blatt bei mir an, in einer Sprache, die einen recht guten Eindruck auf mich macht, so voll Klarheit, Schlichtheit, Anstand und Würde ist sie. Ich werde Ihnen die Einladung mitbringen, wenn ich wieder nach Graz komme." Das Berliner Blatt ist: „Die Gegenwart". Kürnberger nimmt die Einladung an, schon am 20. Februar erscheint unter dem Titel „Falsche Lichter" sein erstes Gegenwart-Feuilleton, dem bis 1877 fünf andre folgen. Auch von den in der Gegenwart publizierten Aufsätzen gilt, was er von seinen journalistischen Arbeiten im allgemeinen seiner Freundin schrieb: „daß ich trotz alledem nicht ins fingerfertige Skribeln verfalle, brauche ich Ihnen am wenigsten zu sagen; was ich schreibe, ist immer ein Gedanke, und nicht bloß Causerie". Er hat drei von den Gegenwart-Aufsätzen in sein Buch „Literarische Herzenssachen" aufgenommen.

Die aus Kürnbergers Werken und Briefen hier und im „Zeitgeist" (Nr. 41) mitgeteilten Gedanken und Maximen sollen nur einen Kürnbergerschen Ton anschlagen. Kürnbergersche Musik werden seine Werke, die wir herauszugeben gedenken, zu Gehör bringen. —

Jeder ganze Mensch erkennt sich
Bald im Höchsten, bald im Tiefsten;
Spiegelt doch ein jeder Spiegel
Bald am reinsten, bald am schiefsten.

Widmungsspruch.

Vertiefen Sie sich doch in das ungeheure Wunder: der Mensch! Stellen Sie sich einen Anger vor, voll von gebärenden Kreaturen: da gebiert das Schaf ihr Lamm, die Kuh ihr Kalb, die Stute ihr Füllen usf. durch eine Skala von Tausenden. Unter andern öffnet sich auch ein Schoß, und ein Würmlein kriecht daraus hervor, das ist so klein wie das Lamm, viel kleiner als das Kalb, noch viel kleiner als das Füllen, und dumm und ungeschickt ist es mehr als sie alle. Und dieses Würmlein wächst auf, und Schaf, Kuh, Stute, Tiger und Elefanten werden seine Diener, es baut Städte und Flotten, schreibt den Fidelio und den Kosmos, sitzt als olympischer Jupiter im Parthenon, stirbt nach 70 Jahren, lebt aber doch 4000, denn es schreibt Geschichte! Kann man dieses Wunder zu Ende denken? Ist es nicht in jedem Augenblicke eine Quelle des staunendsten Entzückens über sich selbst?

In einem Brief vom 9. März 1860.

Der Mann ist das Einseitige im Gedanken, das Weib ist das Allseitige im Gefühl. Der Mann macht Unterschiede, das Weib hebt sie wieder auf. Der Mann trennt, das Weib vereinigt und verbindet. Käm es auf den Mann an, er würde in die ganze Natur seine Grenzpfähle einschlagen und auf jedem Grenzpfahl thronte ein Professor, welcher unduldsam herrschte. Da kommt das weibliche Element, wie eine breite wallende Meereswelle (nicht umsonst ist die Venus „schaumgeboren"), und spült alle Grenzpfähle weg und macht alles gleich und eben, was männliche Härte, Pedanterie, Begriffs-Tyrannei und Willens-Despotismus zerstückt und zertrümmert hat. Der Mann erfindet die Kriege; das Weib kennt sie nicht: ihr Geschäft ist die Liebe. Das Weib ist im Haushalt der Natur gegenüber dem Zerstörenden das Fruchtbare, gegenüber dem Tötenden das Lebendig-Machende, gegenüber der Zwietracht die Eintracht, das Versöhnende, das Vermittelnde, das Ausgleichende, das Gutmachende, das Billige, das Gerechte, das Unparteiische.

In einem Brief vom 1. September 1870.

Tochter, Geliebte, Braut, Gattin, Mutter, Witwe — alle diese Zustände sind bloß verschiedene Werkzeuge, welche ein Bildhauer an seine Statue anlegt, um sie feiner und feiner auszuarbeiten. In diesem Augenblicke werden Partien an ihrem Seelencharakter fertig gemacht, wozu das Werkzeug das Leiden heißt. Es ist gar schön, daß die katholische Madonna nicht nur eine glückliche Mutter mit dem Kind an der Brust, sondern auch eine schmerzhafte Mutter mit den sieben Schwertern im Herzen ist. Erst durch das letztere Bild wird das erstere vollendet. Nicht eins von ihnen, sondern beide zusammen geben das Weib. Glücklich sein kann auch die leere Seele, leiden kann nur die tiefe und volle.

Zwei Redensarten sollten die Menschen sich gründlich abgewöhnen: „ich langweile mich" und „ich bin unglücklich". Ein reicher Geist wird nie das erste sagen, ein reiches Herz nie das zweite. Wie die Männer geehrt werden, wenn sie für ihr Vaterland sterben — auch auf dem Schaffotte sterben —, so werden die Frauen geehrt am Sarge des Mannes, an der Wiege des kranken Kindes. Das erstere ist uns nur selten beschieden, das letztere ist euer tägliches Schicksal. Eure Leiden sind in der Regel die edleren.

Ich würde sagen: ich wünsche Ihnen nur die physische Kraft, sie zu ertragen. Aber das ist ein Punkt, wo ich gar starken Glauben habe. Das reinste Leiden tötet nicht, es erhebt. Zahllos ist euer Geschlecht aus Liebesgram gestorben, aber ist es nicht auffallend, wie wenig Geschichten oder Beispiele man hat, daß Mütter über den Verlust ihrer Kinder gestorben? Dieser Verlust ist doch erhabener als Liebesgram; er trifft etwas in der

Digitized by Google

menschlichen Natur, das fast göttlich ist. Aber das Göttliche stirbt nicht.

In einem Brief vom 18. November 1867.

Jeder Mann sucht jedes Weib als eine Offenbarung des Naturlebens. Künstlerbräute.

Uns lyrischen Luxusmenschen ist Liebe nicht Preis und Ziel eines Kampfes, sondern in sich selbst Kampf, ja, der Siedepunkt jenes Kampfes, welchen Geist und Natur (denn das sind ja Mann und Weib) in ihrer ewigen Gegensätzlichkeit mit einander auszukämpfen haben. Das ist eine heiße Bataille. Es ist etwas Dämonisches um die Liebe; was sag ich, geradezu Feindliches, auf gegenseitige Vernichtung Ausgehendes; aber darin liegt eben der Genuß; das ist die berühmte Süßigkeit der Liebe, daß sie eine Extremität bezeichnet, eine Affäre, wo's um den Hals geht.

Der Amerika-Müde.

„Elle et Lui" sind im Weltleben das große Geduldspiel, und Geduld kostets, die zwei Stücke zusammenzufügen. Leiblich passen sie augenblicklich zusammen, daher die große Täuschung, daß es auch seelisch der Fall ist. Es ist aber nicht der Fall, und das ganze Leben hat nun die Aufgabe, das seelische Zusammenpassen mit Geduld immer und immer wieder zu suchen und zu versuchen. In einem Brief vom 11. August 1874.

Sollte denn überhaupt die verrufene Laune der Frauen etwas anderes sein, als die Tatsache, daß Geschmack und Charakter der Frau wohl niemals fertig werden, niemals zu festen Formen erstarren, sondern ewig beweglich und flüssig bleiben? Das Schloß der Frevel.

Wohl darf das zarte Weib härter sein als wir, grausamer, lieb- und herzloser, denn uns steht die Frage: das soll ich und das soll ich nicht; dem Weibe aber: das gefällt mir und das gefällt mir nicht. Ihr Geschlechtsleben und sein animalischer Egoismus erlaubt ihr viel Unbilligkeit, Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, ohne sie zu entweiblichen, trägt eher bei, den Namen Weib zu krönen und seine Potenz voll zu machen.

Das Schloß der Frevel.

Der weibliche Geist ist der des Gefallens, wie der männliche der des Könnens.

In einem Brief vom 3. Januar 1879.

Welcher Mann von Sinn und Auge gewinnt nicht Hochachtung vor einer weiblichen Person, die mit Geschmack sich anzuziehen weiß? Sie trägt ihren Verstand gleichsam am Leibe!

Das Schloß der Frevel.

Welcher Weise stellt sein Licht unter den Scheffel? und welche Schöne ihre Reize unter den Reifrock? Das Schloß der Frevel.

Ein Mensch besteht eigentlich aus mehreren Menschen. Es kommt alles darauf an, wann man etwas unternimmt und wie man für die Unternehmung reif ist oder nicht.

In einem Brief vom 16. Oktober 1876.

Das Menschenleben hat in der Jugend wie im Alter kritische Jahre, in welchen die Posten der Vorjahre plötzlich zur Summe gipfeln und lang Gereiftes und still Vorbereitetes wie mit einem Sprung in die Erscheinung tritt. Der Klügste, übersieht er kalt oder sorglos solche Katastrophen, mißversteht dann die Zeit, bleibt hinter ihr zurück, rechnet veraltet und macht Mißgriffe.

Das Schloß der Frevel.

Nimm die Kunst ernsthaft, aber jedes Kunstgespräch heiter. Künstlerbräute.

Kein Schriftsteller aber darf sich einbilden, daß er seinen Eindruck und sein Bild geben kann; alles was er kann, ist bloß: die Phantasie des Lesers in Mitwirkung zu versetzen. Das Bild ist mißlungen, wenn es im Leser nicht die eigne Malerlust erweckt, es ist schon gelungen, wenn es das tut: gleichviel, was der Leser malt. Wenn ein Dichter scheinbar das getreueste Landschaftsbild entwirft und zehn Maler malen darnach, so wird jeder ein andres Bild malen. Es ist nicht möglich, einen Menschen zu zwingen, daß er sich dieselben Linien, dieselben geometrischen Winkel, dieselben Farbennuancen und in denselben Raumverhältnissen vorstellen muß, wie ich sie selbst in der Natur gesehen. So weit geht die Macht des Wortes nicht. Ein Dichter kann nichts, als die Lust erwecken, an seinen Malereien mitzumalen, und die Illusion, daß des Lesers eigenes Gemälde das Dichtergemälde sei. Mit Einem Worte, was kürzer zu sagen und was eine alte Erfahrung: just die Wirklichkeit läßt sich nicht verwirklichen; nur die Phantasie ist mitteilbar.

In einem Brief vom 16. Oktober 1876.

In der Kunst ist alles schöner Schein und schöne Täuschung. Habe ich schön getäuscht, so habe ich meinen Augenblick weg und hinterher sagt meinethalben, der Augenblick war unmöglich. An der Kunst ist es eben, das Unmögliche zu verwirklichen. Das Schloß der Frevel.

Maler und Kleider stehen sich zu einander wie Sonne und Mond: der Maler geht immer auf, wenn der Schneider untergeht.

Das Schloß der Frevel.

Der schöne Menschenleib ist doch ein unerschöpflicher Zauber! Ich habe immer das Gefühl, als ob die Natur hier einen Gedanken ausdrückte. Andre Gegenstände der Natur können auch schön sein, aber sie sind es als Gegen-

Digitized by Google

stände; der Menschenleib ist das Einzige in der Natur, was sich vom Gegenstand fast zum Gedanken erhebt. Was ist ein Reh, eine Gazelle, eine Antilope, ein Pferd, oder irgendein schönes Tier gegen den Menschenleib? Es ist, als ob die Natur bisher im Traume gemurmelt hätte und ihr Wort endlich laut ausspräche.

In einem Brief vom 28. und 29. Juli 1865.

Ich bin keiner von denen, welche die Gletscher hinanrennen, um zu bewundern; ich begreife vollkommen, wie man die göttlichsten Augenblicke der Natur auch auf einem niedrigen Hügel erleben kann. In Ungarn stand ich manchmal auf einem Sandhügel, nicht höher als zwei Stock, und fühlte die ergreifendsten Pulsschläge des Weltherzens.

In einem Brief vom 5. August 1865.

Einen Namen hat nichts in der Natur und nichts kann man aussprechen. Manches aber läßt sich doch sagen. Der süßeste Herbstzauber ist vielleicht folgender. Im Sommer erntet man Lust und Freude mit vollen Händen ein und meint, es müsse so sein. Man hält seine Schönheit für seine Pflicht. Im Herbst und im Spätherbst ist sie keine Pflicht mehr, sondern ein Geschenk. Das fühlt man und man ist dankbar. Die Dankbarkeit ist ein sittlicher Zug, und nun fühlt der Mensch, daß er der Schönheit der Natur auch eine Schönheit des Herzens zurückzugeben hat, was er so gut in keiner andern Jahreszeit fühlt. Im Herbste scheint's, geben Natur und Mensch ihren raschesten Einklang.

In einem Brief vom 11. Oktober 1876.

So ist jedes Licht auf einen Leuchter zu setzen, auf dem es einleuchtet. Das ganze Unglück der Irrwische ist eigentlich nur, daß sie keine Leuchter haben. Das Schloß der Frevel.

Wie groß unsre Fähigkeit, uns zu behaupten, sein mag, unsre Fähigkeit, zugrunde zu gehen, ist immer noch größer. Der Amerikamüde.

Können zwei sich berechnen, ohne daß die ganze Welt mitrechnet? Einer mit allen und alle mit einem weben wir Millionen von Fäden in das nämliche Gewebe von Schuld; zu zweien wird kein Schuldbuch geschlossen, und wer da heraustritt und sagen kann: ich habe bezahlt, von dem sagen die andern: er ist gestorben. Das wäre die tiefsinnigste Sprache der Welt, welche nur ein einziges Wort hätte für Leben und Schuld, für Tod und Strafe.

Das Schloß der Frevel.

Hände.

Ein Reigen von **Arthur Silbergleit** (Berlin).

I.

Auf Madonnas altem Bilde
Blühen so durchseelte Hände
Aus dem Duft von blauer Milde,
Daß ich wieder die Legende

Von den leisen Lilien glaube,
Die zu Händen sich gebogen,
Auf die gern die Friedenstaube
Frommen Fluges kommt gezogen.

II.

Wir sind wie Braut und Bräutigam verwandt,
Doch unser Minnen müssen wir verhehlen.
Und deine Hand scheut hutsam meine Hand,
Ob sich auch unsre traumvermählten Seelen
Verschwiegen küssen in Erinnerung,
Da in den Gärten uns die gleichen Geigen
Im Tanz verschwistert der Fontänen Schwung
Und uns gegängelt zu der Sterne Reigen.

Nun scheuen unsre Hände jenen Bund,
Den unsre Herzen zitternder erzählen,
Ob unter Fingerspitzen weh und wund
Geheimnisahnungen uns auch vermählen.
Da staunen starr an der Gelenke Kreis
Die Spangen, die die Scham der Finger sehen . . ,
Wenn unser Herz auch von der Hochzeit weiß,
Die Hände zögern so, sie zu gestehen.

III.

Der Abend kam, der Sagensinger,
Er hat gramgreise Frauenfinger
Zu matten Tasten hingelockt.
Sie ruhen auf den alten Saiten
Wie müde Seelen toter Zeiten,
Wie sie versteinert, ganz verstockt.

Die Hände wollen nicht mehr spielen,
Die müden Seelen nicht mehr fühlen,
Sie träumen auf dem Friedensfeld
Der hingewelkten, stumpfen Tasten,
Kein fernes Klingen ruft ihr Rasten,
Kein Wunsch wiegt ihre weiße Welt.

IV.

Aus dem Geriesel zarter Spitzen,
Dem kraus durchbrochenen Seidenzwinger,
Seh' ich in müder Schönheit blitzen
Die bleiche Demut deiner Finger.
Sie ruhen träumend, fast gefangen
In ihren duftigen Geweben
Und haben nicht mehr das Verlangen,
Hinauszutasten in das Leben.

Digitized by Google

Einst zog sie eine Stimme stärker,
Nur eine liebe Hand zu fassen.
Und blieben leer. Der seidne Kerker
Sieht sie ergeben und gelassen.
Sie wollen nur noch dumpf sich rühren,
Um ihren Frieden zu erflehen,
Und nicht mehr an den harten Türen
Um fremde Liebe betteln gehen.

Unter den Sternen.

Von **Hans Bethge** (Steglitz).

Am Strande von Sylt. Die Sonne ist im Meere versunken. Es dunkelt schnell. Nur vereinzelt, in Plaids gemummt, sind noch Badegäste zu bemerken. Auf zwei Strandstühlen sitzen nebeneinander: Vitorina, eine junge Witwe in Schwarz, und Fernando, junger Witwer, elegant und einfach wie sie. Eine Weile sehen die beiden schweigend über das Wasser fort in den rötlich verblassenden Himmel und geben ihre Gedanken dem eintönigen Gemurmel der Brandung hin. Dann beginnt

Fernando: Wenn dieser Abend nun ewig wäre?

Vitorina: Wie meinen Sie das?

Fernando: Ich weiß die Zeit nicht mehr, daß es bei mir einmal so ruhig war.

Vitorina: Der Abend fliegt vorüber wie die Möwe dort. Vielleicht noch schneller.

Fernando: Ja, man sollte sich daran gewöhnen, zu denken, daß das Glück auf Möwenflügeln wohnt.

Vitorina: Aber glauben Sie mir: Was uns das Leben auch bringen mag, die törichten Wünsche hören nicht auf.

Fernando: Ich weiß nicht, ob die Wünsche töricht sind. Nur daß wir an sie glauben, ja, das ist töricht.

Vitorina: Wir wollen uns deshalb mit den Wünschen begnügen und nicht daran denken, ihnen eine Erfüllung zu bescheren. Wollen wir uns mit den Wünschen begnügen? (Sie reicht Fernando die Hand.)

Fernando (legt die seinige als Zeichen des Einverständnisses hinein. Zaghaft): Ja.

(Pause.)

Fernando (zum Himmel emporbeutend): Sehen Sie dort oben. Der Abendstern.

Vitorina: Er ist sehr weit von hier.

Fernando: Wir werden ihn nie zu deuten wissen.

Vitorina: Die Leute sagen immer, daß die Märchen Torheit seien. Gibt es wundervollere Märchen als die silbernen Sterne?

Fernando: Sehen Sie den großen glänzenden. Möchten Sie einmal dort hinauf?

Vitorina: Nein. Möchten Sie, daß die Märchen zur Wahrheit würden? Dann wären es ja keine Märchen mehr, und aller Zauber wäre verschwunden.

Fernando: Immer neue tauchen auf. Sehen Sie doch, ein ganzes Rudel in einem Kreis. Und da über dem Leuchtturm der funkelnde. Der ist wie eine Verheißung. Der lockt mich.

Vitorina: Wie wunderbar dies alles ist. Und wie kurz wir zumeist darüber denken.

Fernando: Es ist nicht nütze, darüber zu denken.

Vitorina: Meinen Sie? Ich glaube doch, daß es zu etwas nütze sei. Sehen Sie diese unendliche Fülle: Milliarden und Abermilliarden. Sie sind auch bei Tage da, aber wir sehen sie nicht, denn unsre Augen sind von der Sonne geblendet. Und es gibt noch unendliche, undenkbar unendliche Füllen andrer solcher Gestirne, aber unsern Blicken auf immer verborgen, denn das, was wir hier über uns sehen, ist nur das mindeste des Wunderbaren. Was will unsre kleine Erde in dieser Unendlichkeit heißen? Was haben Sie zu bedeuten und ich? Was haben unsre Gefühle zu bedeuten und unsre Gefühlchen, die uns so riesengroß erscheinen, im Angesicht dieses Unendlichen, unser kindliches Wissen, unsre engen Vorstellungen von Freiheit, Schicksal, Gerechtigkeit, Willen, Gott? Es ist mir gewiß, daß nicht ein einziger dieser Begriffe dem Ewigen standhält.

Fernando: Sie philosophieren, Vitorina?

Vitorina: Ich empfinde das nur.

Fernando: Vitorina, ich wünschte, ich hätte Ihren toten Gatten gekannt.

Vitorina: Hören Sie, wie dort hinter den Dünen die Wildgans ruft.

Fernando: War Ihr Gatte eigentlich älter als Sie?

Vitorina: Hören Sie die Wildgans.

Fernando: Vitorina . . .

Vitorina: Ist es nicht wundersam, wenn solch ein Vogel durch den Abend ruft? Ist es nicht, als sei die Natur zu einem tiefen Gedicht geworden? Wie ist dieser Abend schön!

Fernando: Vitorina, sprechen Sie nicht weiter so. Sprechen Sie nicht so heimelig, sagen Sie lieber etwas Gewöhnliches, Plattes. Ändern Sie vor allem den Ton Ihrer Stimme, ich muß sonst fliehen.

Vitorina (ruhig): So bang ist Ihnen? Beim bloßen Klang einer Frauenstimme, die Sie erst wenige Stunden kennen?

Fernando: Es ist nicht die Stimme allein.

Vitorina: Aber ja, Sie haben recht. Ich werde mich bemühen, so kalt und platt zu sprechen wie mir möglich ist. Es ist meine Pflicht sogar. (Nachdenklich): Oder . . . sollte es doch meine Pflicht nicht sein?

Fernando: Ja, es ist Ihre Pflicht, bei Gott, Vitorina; glauben Sie mir.

Vitorina: Verzeihen Sie. Wie lange ist Ihre Gemahlin eigentlich schon tot?

Fernando: Kaum ein Jahr. Wie kommen Sie darauf?

Digitized by Google

Vitorina: Es flog mir so in den Sinn. Weil Ihnen so bange ist, wissen Sie?

(Sie zwingen sich beide zu lächeln. Pause.)

Fernando: Wissen Sie, Vitorina, daß es Menschen gibt, die niemals aufhören glücklich zu sein? Es sind Menschen von kurzem Gesicht und behaglichem Verstand, und es ist ihr Wunsch nicht, Flügel zu haben, um sich über die andern fortzuschwingen und alles zu erkennen und zu erfahren. Sie zweifeln nicht, sondern sie glauben. Ihre Sinne sind nicht fein, darum ertragen sie so viel. Ihr Geist ist bescheiden, darum ist er zufrieden. Ich möchte nicht sein, wie jene Menschen sind — und dennoch: wie beneide ich sie! O, wie beneide ich sie!

Vitorina (ruhig): Denn sie haben den Frieden.

Fernando: Haben Sie auch schon einmal etwas wie Neid gegen jene Menschen gefühlt?

Vitorina: Wer sagt Ihnen denn, mein Freund, daß ich nicht selbst zu jenen Menschen gehöre?

Fernando: Jetzt scherzen Sie.

Vitorina: Wieso?

Fernando: Haben Sie den Frieden?

Vitorina (sieht auf das Meer hinaus).

Fernando (in verändertem Ton): Es ist eine seltsame Natur, in die wir verschlagen sind. Warum kann sie uns niemals das Gewöhnliche ersparen? Sie hat fast eine Freude daran, die edelsten glühendsten Gefühle allmählich in die niedrigsten zu verwandeln, die freilich nicht weniger glühend sind. Sie tut es immer — nur nicht bei jener ewig zufriedenen Klasse, von der wir eben gesprochen haben.

Vitorina (nickt).

Fernando: Ein Mann liebt eine Frau mit den höchsten heiligsten Gefühlen, vor deren Heiligkeit er fast erschrickt, da er sich bis dahin nie bewußt geworden war, daß er so heilige Tiefen in sich hätte. Er weiß, daß sein Leben ohne jene Frau nicht mehr gedeihen kann, daß es verkümmern müßte ohne sie, er will sie deshalb zu seinem Weibe machen. Er geht zu ihr und findet, daß sie ihm ganz die gleichen Empfindungen entgegenbringt, die ihn für sie ergriffen haben. Beiden wird es zur Gewißheit, daß sie vom Himmel füreinander geschaffen seien. Sie beben und jubeln und küssen sich. Und verbinden sich dann, um lachend dem ersehnten Glück entgegenzulaufen.

Die Armen. Sie wissen nicht, daß der Gipfel schon hinter ihnen liegt. Jener Augenblick, in dem sie ihre Liebe erkannten: das war das Höchste, denn es war das Reinste. Nun geht es den Berg hinab. Langsam, so langsam, daß sie es selbst noch gar nicht spüren. Aber plötzlich kommt dann der Tag — er kommt immer. Die Glut ist verglüht, und die Wärme befriedigt nicht mehr, da ihr die Glut vorangegangen war.

Vitorina: Nun kommt das Gleichgültige. Das entsetzlich Öde. Das ewig Graue.

Fernando: Die Küsse hören auf, und die Hände legen sich müde ineinander.

Vitorina: Es ist, als ob die Sonne verschleierte Strahlen hätte. Das Leben hat seinen Glanz verloren.

Fernando: Die Nächte sind kalt, und eine fremde Sehnsucht stellt sich ein. Die Liebe ist nun längst schon tot, und eines Tages, ganz plötzlich, ohne daß man es ahnte vorher, ohne daß man ihn will und noch recht kennt, da kommt . . . .

Vitorina: Der Haß.

Fernando (nickt): Er ist dann das Letzte. Woher er kommt? O, aus der Liebe, aus der großen Liebe. Da schlief er im Keim schon von Anfang an, so wie die letzte Stunde in der ersten schläft, so wie der Tod im brausenden Leben begründet ist.

Vitorina: Und wie es beginnt. Wissen Sie, wie es beginnt?! Mit einem Blick, mit einem eisigen, unheimlichen, fremden Blick, vor dem man erschrickt bis ins Mark, da man ihn nie bis dahin erfahren hat. O, wie entsetzlich fremd kann der Blick eines menschlichen Auges sein. Er kann Mauern aufrichten.

Fernando: Der eine fängt an, das Wesen des andern heimlich zu belauern, woran er bis dahin niemals dachte, und findet plötzlich, daß die Bewegungen des andern häßlich sind, seelenlos; und seine Worte rauh, unfein, und ihr Inhalt plump. Er schilt sich einen Narren, daß er dies alles früher nie bemerkte. Er möchte den andern schlagen für jede seiner häßlichen Bewegungen, für jedes seiner kindischen Worte. Er möchte ihn schimpfen mit ganz gewöhnlichen Worten, aber er schweigt und beißt die Zähne zusammen. Er ist gereizt bis aufs Blut, er möchte weinen wie ein Kind und weiß nicht, was er will und was er empfindet. Nur dies eine weiß er: daß er unglücklich ist — durch den andern.

Vitorina: Vielleicht hat sich sein Auge auch an einer andern Frau erfreut. Oder das ihrige an einem andern Mann.

Fernando: Warum nicht? Wir sind mit Sinnen begabt, die wollen ihre Nahrung haben. Aber wie dem auch sei: das Glück ist in eine tiefe Nacht begraben.

Vitorina: Und dann?

Fernando: Ich sagte schon, daß es das Letzte sei. Das Leben dehnt sich noch weit, aber glanzlos und ohne Süße. Die Augen verlernen es, Freude an der Schönheit zu haben und das goldne Licht zu trinken. Um die Lippen kommt ein Zug, als müßten sie ewig Bitteres schmecken.

Vitorina: Die Menschen sollen es nicht soweit kommen lassen. Sie müssen sich trennen, ehe es soweit kommt.

Digitized by Google

Fernando: Wenn sie ehrlich sind, ja. Meist haben sie nicht den Mut dazu.

Vitorina: Sie haben recht. Es gehört ein Mut dazu, ehrlich zu sein. Und auch ein Entschluß. Wie leicht verlieren wir die Kraft, einen Entschluß zu fassen.

Fernando: Es ist ein seltner Segen, wenn die Natur selbst ein Erbarmen hat.

Vitorina (sieht ihn fragend an).

Fernando: Ich meine, wenn sie einen sterben läßt von den beiden. Das ist noch das Beste. Oder nicht?

Vitorina (unsicher): Es mag wohl das Beste sein — vielleicht, ja. Aber gut, — nein, nein, nein, gut ist dies alles nicht . . .

Fernando: Wissen Sie, Vitorina, daß es Nächte gibt, in denen sich ein Mensch die Augen rot weint nach dem Toten, den er einst haßte?

Vitorina: Der Tod verändert alles Gewesene.

Fernando: Er vergoldet es.

Vitorina: Die Erinnerung sieht nie das Graue, durch das wir schritten, sondern nur die glänzenden Stunden, die wir mit Lachen genossen. Das Glück des ersten Anfangs, das süße, reine, läßt uns nicht los, und wir verzehren uns in Sehnen danach.

Fernando: Wir leben es nur einmal. Die Sehnsucht ist Vergeudung. Aber hier kann die Vernunft nichts tun.

Vitorina (plötzlich in die Ferne hinausdeutend): Ah — sehen Sie dort . . . Nun ist es vorbei. Haben Sie das Meteor gesehen, das da drüben vom Himmel fiel und im Wasser versank?

Fernando: Ich habe es gesehen. Haben Sie sich etwas gewünscht bei seinem Fall?

Vitorina: Ja, mein Freund.

Fernando: Aber die Wünsche sind Torheit, Vitorina . . .

Vitorina (in die Ferne blickend): Dieser Wunsch nicht. Ich habe mir gewünscht, daß Sie mich bald recht tief . . . verachten möchten.

Fernando (bittend): Vitorina . . .

(Sie schüttelt abwehrend das Haupt und sieht schweigend auf das schwarze Meer hinaus, auf dem hier und da weiße Schaumstreifen emportauchen. Bald beginnt sie zu frösteln.)

Vitorina (aufstehend): Kommen Sie. Mich friert, mich friert. Dieser Abend ist kalt.

(Es ist fast dunkel geworden, der Himmel ist übersät von unzähligen Sternen. Vitorina legt sich ein Plaid um die Schultern. Fernando will ihr dabei behilflich sein, aber sie wehrt ihn ab. Sie schreiten stumm den Strand hinan und steigen die Dünen empor. Hierbei reicht Fernando seiner Begleiterin den Arm. Sie legt den ihrigen hinein, doch nach wenigen Schritten schon zieht sie ihn hastig wieder heraus. So wandern sie nebeneinander dem Dorfe zu.)

Randbemerkungen.

Haußmann und Bebel

haben Erinnerungen an ihre Spaziergänge längs der Ufer des schönen Bodensees aufgefrischt und einander politische Billetdoux gesandt. Öffentlich der eine, privatim der andre, bis auch er sich genötigt sah, der neugierigen Welt die geheimsten Schätze in dem Schreine seiner Gedanken zu erschließen. Man war zuerst über die Schüchternheit Bebels erstaunt, man hat sie später begriffen. Denn imponierend hat es nicht gewirkt, was er auf den klugen Nachweis zu erwidern hatte, den der süddeutsche Demokrat für all die Widersprüche in der Methode, in der Lehre und den Zeilen des Sozialismus erbracht hat. Er begnügt sich damit, das zarte Liebeswerben, das aus den Zeilen Haußmanns ihm entgegenduftet, in brüsken Worten zurückzuweisen, mit Hilfe einer Reminiszenz an die Väter aus der Zeit der glorreichen Revolution, die sich mit Händen und Füßen gegen die Verpreußung der Fortschrittspartei wehrten, und mit dem Hinweis auf die Zeiten des Blocks, die zwischen ihm und der Demokratie einen Graben gezogen hätten, tiefer, als er einst die beiden Königskinder trennte, die niemals zusammenkommen konnten und hatten sich doch so lieb. Nur einen neuen Gedanken, neu für den alten Revolutionär August Bebel, hat er in sein Schreiben gelegt: Er hat dem Gedanken des gewaltsamen Umsturzes, der Hoffnung auf den glorreichen Tag entsagt, an dem die Revolution durch die Gassen toben, den Thron und die Gesellschaft stürzen und den letzten Junker an den Gedärmen des letzten Pfaffen aufhängen wird. „Wir marschieren in Etappen“ — die Evolution soll an die Stelle der Revolution treten! Es ist nicht anders: Ehe der Hahn noch dreimal krähte, hat August Bebel seinen Heiland Kautsky, hat er Rosa Luxemburg dreimal verraten! Zn.

* * *

Der Erpresserprozess

hat nicht völlig gehalten, was die Sensationslust sich von ihm versprochen hat. Man sah nur einen Journalisten zweiten Ranges auf der Anklagebank, einen armen Teufel, der in der Not zwar nicht Fliegen fraß, aber doch bemüht war, aus den Kümmernissen andrer Leute einen kleinen Zuschuß für seinen magern Geldbeutel herauszuschlagen. Immerhin setzte aber doch die Verhandlung jenen Teil der Presse in ein helles Licht, der solche armen Teufel benutzt, um das private Leben mehr oder weniger morscher Existenzen oder auch feinfühliger Leute, deren Nerven vor der Berührung mit der Öffentlichkeit zurückschrecken, in Schätze umzumünzen, die der Rost und die Motten wahrscheinlich deshalb nicht fressen, weil sie allzusehr stinken. Denn schließlich hat doch von den eigentümlichen Recherchieuren, die dem armen Teufel den Weg zur Erpressung so nahe legen, der Unternehmer den Hauptgewinn; er bezahlt mit 15 Pfennig pro Zeile, was ihm 150 Mark pro Nummer einbringen soll. Mit der allseitig festgestellten Tatsache, daß es eine übliche Drohung geworden ist: „Ich bringe diese Sache in die Wahrheit“, erhielt der Prozeß, erhielt überhaupt diese Art von Presse ihr zutreffendes Gepräge. Es ist Geist von dem Geiste des Herrn Ganter, der auch in dem Vertreter des Wahlkreises Arnswalde-Friedberg lebt. Zn.

* * *

Müheloser Gewinn.

Die Firma A. Wertheim hat fünf ihrem Geschäftspalast benachbarte Häuser gekauft. Nicht von allen ist bekannt, was sie jetzt und was sie früher gekostet haben, bei einigen aber kann man nachrechnen, was die glücklichen Verkäufer verdient haben. Nr. 128 soll seinem Eigentümer 750 000 M. gebracht haben. Nr. 129 kostete vor vier Jahren 2 400 000 M., jetzt wurde es für 2 920 000 M. verkauft. Nr. 130 war seinerzeit für 1 700 000 M. erworben worden, jetzt ist es für 2 500 000 M. losgeschlagen worden. An drei Häusern hat man also in wenigen Jahren über 2 Millionen Mark „verdient“. Was geht daraus hervor? Nichts, als das derjenige, der reich

Digitized by Google

genug ist, Grundstücke in guter Lage zu kaufen, binnen kurzem mit Naturnotwendigkeit noch viel reicher werden muß, ohne daß er nötig hat, auch nur die Hand ins kalte Wasser zu stecken. Zweite Frage: „Wer bringt das Geld auf?“ Antwort: „Wir alle, wir Minderbemittelten und Konsumenten. Wir müssen diese Riesengewinne bezahlen, sei es in Form hoher Mieten oder in Form eines Aufschlags auf die Preise für von uns gekaufte Waren.“ Dritte Frage: „Soll das nun in alle Ewigkeit so fortgehen, daß die misera contribuens plebs sich müht und plagt und das alles, was sie erringt, hingegeben werden muß, um die Grundrente zu steigern? Kann angesichts solcher Zahlen irgendein Widerspruch gegen eine hohe Wertzuwachssteuer noch erhoben werden?“ Bekanntlich will das Reich durch eine Wertzuwachssteuer die „Finanzreform“ krönen, es wird nie eine Abgabe finden, die gerechter wäre, als diese, die unerhört hohe, mühelose Gewinne besteuert. Nicht nur aus finanziellen Rücksichten allein muß die Steuer kommen, sondern auch aus sozialen. Was für einen Eindruck muß es bei der hart arbeitenden Masse und beim gesamten Mittelstande machen, wenn er sieht, wie ein reicher Mann im Handumdrehen ein Vermögen einsteckt, dessen Zinsen schon eine Summe bilden, die der Bürger je in seinem Leben zu erwerben oder gar zurückzulegen nie imstande ist? Muß der sittliche Wert ehrlicher Arbeit nicht sehr in der allgemeinen Wertschätzung sinken, wenn ihr Ertrag mit den „Verdiensten“ von glücklichen Häuser-Spekulanten verglichen wird! Also baldigst her mit der Wertzuwachssteuer auf die Gefahr hin, daß Herr Müller oder Herr Levy in vier Jahren nur 700 000 statt 800 000 M. verdienen. Dr. M. P.

* * *

Zweihundert Jahre Zuchthaus.

Wir leben in einem Zeitalter des Rekords. Der Montblanc wird überflogen, die Überwindung des Himalajas ist eine Spielerei, wie eine Luftfahrt von Friedrichshafen nach Berlin, der Nordpol ist entdeckt, und der Südpol kann sich auch nicht mehr lange sträuben. An der Rekordschlägerei beteiligen sich alle Nationen, und nur Österreich-Ungarn, das für Luftschiffe und dergleichen Dummheiten kein Geld übrig hat, ist da in den letzten Jahren etwas zurückgeblieben. Wenn nämlich in Österreich einer etwas erfindet, tut er sehr gut daran, es fein für sich zu behalten. Hätte Zeppelin in Österreich das Licht der Welt erblickt, so wäre er niemals in der Welt umhergeflogen, wenigstens nicht mit einem Luftschiff, sondern man würde ihn rechtzeitig in ein Irrenhaus gesperrt haben. Unter uns gesagt: Ein bißchen irrsinnig ist doch ganz entschieden ein Laie, der sich einbildet, das lenkbare Fliegen erfunden zu haben. Trotz allem Skeptizismus hat nun Österreich-Ungarn auch seinen Rekord. Vor einigen Tagen ist nämlich in Agram ein Strafprozeß beendet worden, dessen mündliche Verhandlung 7 Monate dauerte. Einen vollen Monat plädierten der Staatsanwalt und die Verteidiger, es gab 345 Zeugen und 53 Angeklagte, die zusammen fast zwei Jahrhunderte Zuchthaus bekamen. Dabei wurden 12 freigesprochen. Es war die tollste Strafenorgie, die man in diesem Lande je erlebt hat, wo immerhin einmal ein junger Mensch zu zwanzig Jahren Zuchthaus verdonnert wurde, weil er aus bittrer Not einem Bäcker auf der Straße ein Stück Brot „geraubt“ hat. Was die Agramer Angeklagten getan haben? In der Begründung des Urteils, dessen Verlesung zwei Tage dauerte, heißt es, daß die Verurteilten das Verbrechen des Hochverrats dadurch begangen haben, daß sie die Bevölkerung für die serbische Staatsidee erzogen. Sie sollen ferner die österreichisch-ungarischen Völker verleitet haben, sich „als der serbischen Nation angehörig zu betrachten“ und „sich mit dem Volke im Königreich Serbien identisch zu fühlen“. Hier wird aus Anschauungen ein Verbrechen gemacht, die in der ganzen Welt für selbstverständlich erlaubt gelten. Die Hochverräter sollen auch den schrecklichen Plan gefaßt haben, einige Länder Österreich-Ungarns dem Königreich Serbien einzuverleiben, und zwar „mit Beihilfe der Militärgewalt Serbiens und Montenegros“. In der Tat gefährliche Menschen. Wenn der Agramer Staatsanwalt nicht gekommen wäre, hätte Österreich heute mindestens um zehn Länder weniger. Von wegen der gefährlichen Wehrmacht Serbiens und Montenegros. Die Großmacht Österreich-Ungarn läuft zum Kadi, weil sie mit Kinderpistolen an ihrem Leben bedroht wird. Und es finden sich Richter, die zweihundert Jahre Zuchthaus unter 31 Menschen austeilen, von denen erwiesen ist, daß sie mit untauglichen Mitteln einen untauglichen Versuch am untauglichen Objekt unternommen haben. Kurzhin: Österreich-Ungarn ist wieder ein interessantes Land geworden, und plötzlich ist unser Fremdenverkehr, dessen Armseligkeit beklagt wird, gehoben: Schon kommen schottische, französische und englische Gelehrte zu uns und schreiben über dieses Land, das merkwürdigerweise im Westen Europas liegen soll.

* * *

Sozialdemokratische Argumente.

Vor einem Jahre hat Graf Aehrenthal, der österreichische Minister des Auswärtigen, seinem Herrn empfohlen, zwei Provinzen, die er dreißig Jahre lang verwaltet hat, als sein Eigentum zu erklären. Bekanntlich war die Türkei damit nicht ganz einverstanden und mußte mit Geld abgefertigt werden. Bekanntlich haben auch die kleinen Serben ein großmächtiges Geschrei erhoben und immerzu mit dem großen russischen Bruder gedroht, der die Donaumonarchie schon noch beten lehren werde. Bekanntlich erwies bei dieser Gelegenheit das deutsch-österreichische Bündnis seine Berechtigung, und seit dieser Freundschaftsprobe haben sich die Westmächte mit der Stellung Österreich-Ungarns und Deutschlands als den absoluten Herrschern der Mitte Europas abgefunden. Österreich-Ungarn hat sich seit Jahrzehnten zum erstenmal wieder in das Bewußtsein der Völker gehämmert, ohne daß ein Blutstropfen geflossen wäre, und nun kommt die wackre Sozialdemokratie und entdeckt, erstens, daß die Türkei Geld bekommen hat, zweitens, daß das österreichische Elend noch immer da ist, drittens, daß die annektierten Länder, Bosnien und die Herzegowina, noch immer keine Verfassung haben. Ja — die Sozialdemokraten! Sie sind an dem österreichischen Elend vollkommen unschuldig. Unter österreichischem Elend versteht man nämlich den ewigen Streit zwischen Deutschen und Tschechen. Die Sozialdemokraten sind im österreichischen Parlament die zweitstärkste Partei, und an der Lösung des deutsch-tschechischen Sprachenstreits beteiligen sie sich, indem eine offne Spaltung zwischen deutschen und tschechischen Sozialdemokraten eingetreten ist. Es ist wahr: Die bosnischen Völker haben noch keine Verfassung. Aber die Sozialdemokratie läßt man in Österreich schon jahrzehntelang tun, was sie will. Und deshalb könnten die Menschen, die sich von ihr narren lassen, dem Ruf: „Heraus mit der bosnischen Verfassung!“ sehr gut den Ruf entgegensetzen: „Heraus mit dem Zukunftsstaat, an dem ihr schon länger als ein Jahr arbeitet!“

Ernst E. Friedegg (Wien).

Das Luft-Sanatorium.

Die Entwicklung der Luftschiffahrt hat in diesem Sommer eine derartige Beschleunigung erfahren, daß man tatsächlich nervös werden kann. Noch vor einem Jahre hielt man diejenigen, die da prophezeiten, daß bald Hunderte von Lenkbaren da sein würden, für überspannt und phantastisch. Und heute zweifelt kein Mensch mehr daran, daß die Lenkbaren und Gleitflieger bald so zahlreich sein werden wie die Automobile. Das geht sehr schnell; man kann tatsächlich nervös werden.

Digitized by Google

Was am meisten die Nerven der Kulturmenschheit angreifen dürfte, sind aber die Folgeerscheinungen dieser großen Luftgeschichte. Der Luftmilitarismus wird den Erd- und Seemilitarismus unmöglich machen — das allein bedeutet schon eine Umwälzung, wie sie größer gar nicht gedacht werden kann. Aber diese Umwälzung hat auch eine gute Seite; die Militärlasten werden sich in kurzem auf ein Minimum reduzieren lassen. Nun kommt hinzu, daß der gesamte Sport sich auch bald ausschließlich den Lüften zuwenden wird — das bedeutet ebenfalls eine Umwälzung, die ihresgleichen nicht leicht finden dürfte. Die Pferdezüchter und die Automobilindustrien werden sehr bald die Wirkungen des Lenkbaren verspüren.

Daneben werden täglich Erfindungen gemacht, die die Luftschiffahrt wesentlich erleichtern, — so hat man ja jetzt ein Gas erfunden, das noch einmal so leicht ist als das bisher für die Ballonfüllung gebräuchliche Gas. Das heißt: Die Ballons brauchen nur noch halb so groß zu sein wie bisher.

Es geht ein wenig schnell — die Nerven werden es bald bemerken. Glücklicherweise ist die Arznei nicht weit entfernt. Sie liegt nicht in den Apotheken; sie liegt in der Luft. Der Aufenthalt in der Luftballongondel ist das beste Mittel zur Heilung der Nervosität.

Und deshalb hat sich eine Reihe von Ärzten, die Sanatorien leiten, zusammengetan, um auf gemeinsame Kosten ein großes Luftschiff herstellen zu lassen, das nur als Luftsanatorium Verwendung finden soll.

Die Idee sieht sehr kühn aus — ist es aber gar nicht. Patienten, die das nötige Geld besitzen, um einen längern Aufenthalt in einem Luftballon-Sanatorium bezahlen zu können, gibt es in großer Zahl. Das wissen die Leiter der bislang gebräuchlichen Erd-Sanatorien sehr genau. Und somit ist das neue Unternehmen durchaus nicht mit einem großen Risiko verbunden.

Selbstverständlich soll dieses Luftschiff eine Gondel haben, die allen nur denkbaren Ansprüchen genügen kann. Heizbare Kajüten — Fahrstühle zur bequemsten Beförderung in die Tiefe — Scheinwerferbeleuchtung — bequeme Stühle, von denen aus die Aussicht in die Tiefe und zum Sternenhimmel hinauf ohne alle Mühe und ohne Gefahr möglich wird — und andre Bequemlichkeitsvorrichtungen — werden den Aufenthalt in einem solchen Luft-Sanatorium sehr angenehm machen.

Und so dürfen wir hoffen, daß wir trotz der rapid vorschreitenden Entwicklung der Luftschiffahrt mit ihren Folgeerscheinungen doch nicht übernervös werden dürften.

Die Ärzte werden in Kürze mit ihrem neuen Unternehmen vor die Öffentlichkeit treten.

Paul Scheerbart.

Genealogische Studien.

Es zeigen sich die Monarchieen
Durchströmt zurzeit von Harmonieen —
Soweit sich übersehen läßt,
Hält jede ein Familienfest.
Hoch, hoch!

Auch unserm schwarzgeweißten Preußen
Ward neues Windelglück verheißen,
Es jubiliert das Volksgeschrei:
Gottlob, es sind bereits jetzt Drei!
Hurrah!

Und Portugal, Courage habend,
Freut sich auf seinen Polterabend.
Der Edward hat es klug befehligt,
Daß Manuel das Fifechen eh'licht.
Hipp, hipp!

Auch Weimar bleibt nicht mehr zurücke
Und beugt sich dem Familienglücke —
Es freut sich daß der Thüringstamm:
„Heil, unser Fürscht is Bräuticham!
Heil!"

Noch manche andre Residenzen
Sieht man vielleicht bald festlich glänzen,
Vielleicht hört bald auch Freudentöne
Reich Serbien, das wunderschöne:
„Brszczsczt!"

Nur Spanien bringt keine Zeitung
Von weitrer Dynastieverbreitung . . .
Der Gotha seufzt schon kummerschwer!
Der Alfons wird so selten père —
Pourquoi?

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Prof. Dr. Otto Warschauer: Zur Entwicklungsgeschichte des Sozialismus. Verlag von Franz Vahlen (Berlin).

Der Verfasser sucht, frei von jeder politischen Parteinahme — und darin erblicke ich ein Hauptverdienst seines Buches — die soziale Bewegung der neueren Zeit in den treibenden Kräften ihres Ursprunges zu erkennen und die Wirkungen, die sie hervorgerufen hat, objektiv zu schildern. Sein groß angelegtes Werk ist eine soziale Tat und ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte. Es ist für die weitesten Kreise bestimmt und wird jeden interessieren, der Verständnis hat für Versuche einer radikalen Besserung der materiellen, politischen und intellektuellen Lage der besitzlosen Klasse, die sich am Fuße unsrer gesellschaftlichen Pyramide bemüht, höhere Stufen zu erreichen.

Prof. Dr. Karl v. Stengel: Weltstaat und Friedensproblem. Verlag Reichel & Co. (Berlin).

Es ist eine wahre Herzensfreude, in unsrer von übertriebener Humanität angekränkelten Zeit ein Werk zu lesen, das den überzeugenden Nachweis liefert, daß die sogenannte Friedensbewegung in ihren letzten Zielen nicht bloß ebenso utopistisch, sondern auch ebenso gefährlich ist wie die sozialdemokratische Bewegung. Wir können es nicht ändern, daß unser Vaterland nicht wie England von einem schützenden Festungsgraben umgeben ist, sondern die denkbar ungünstigsten geographischen Grenzen besitzt, über die der Feind sofort wieder hereinbrechen würde,

Digitized by Google

wenn er nur die geringste Chance erhoffen könnte unser Heer zu schlagen. Nur die Überzeugung des Auslandes von der augenblicklichen Unbesiegbarkeit unsres Heeres durch irgend eine Allianz bewahrt uns davor, daß wir wiederum für unsre Unabhängigkeit das Schwert zu ziehen haben.

Carl Jentsch: Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Verlag von E. Haberland (Leipzig).

Der Hauptfortschritt des Menschengeschlechts besteht, wie schon Goethe erkannt hat, darin, daß wir gelernt haben, Gott und die Welt nicht mehr wie früher mythologisch, sondern logisch zu begreifen. An Stelle des Gegensatzes zwischen Wissenschaft und Religion ist eine enge Verschwisterung getreten. Mit gewohnter Meisterschaft variiert mein alter Gönner Jentsch, „der Philosoph von Neiße", dieses an die tiefsten Geheimnisse der Menschheit rührende Thema in seinem neuesten Werke, indem er nachweist, daß auch unter uns modernen Menschen viele sind, die Gott in ihrer Seele (durch tröstende, ermunternde, warnende, weisende Einwirkungen) und in ihrem Leben (durch dessen planvolle Fügungen) erfahren haben und daß wir aus der Stufenfolge der neuen Erfindungen den Schluß ziehen dürfen, daß es noch eine über die irdisch-menschliche hinausliegende Stufe gibt, auf der wir Dinge wahrnehmen werden, für deren Wahrheit wir hienieden noch nicht organisiert sind. Die Begründung möge man in Jentsch's klassischem Werk, das in keiner Hausbibliothek fehlen sollte, nachlesen. v. Flöckher (Berlin).

Georg Sylvester Viereck: Das Haus des Vampyrs. Erzählung. Verlag von Axel Juncker (Berlin). Preis: Mk. 2.50.

Emil Rasmussen: Der kalte Eros. Roman aus der römischen Campagna. Verlag von Axel Juncker (Berlin). Preis: Mk. 5.—.

Ludwig Richter: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen. Herausgegeben und ergänzt von Heinrich Richter. Mit einer Einleitung von Ferdinand Avenarius. Volksausgabe des Dürerbundes. Verlag von Max Hesse (Leipzig). Preis: geb. Mk. 3.—.

Hermann Schilling: Krisen. Neue Novelletten. Verlag von Gerdes & Hödel (Berlin). Preis: brosch. Mk. 1.25.

Paul Friedrich: Schiller und der Neuidealismus. Xenien-Verlag (Leipzig). Preis: geh. Mk. 3.50.

Knut Hamsun: Das Sausen des Waldes. Übertragen durch Heinrich Goebel. Xenien-Verlag (Leipzig). Preis: geh. Mk. 2.—.

Otto Lang: Am Wendepunkt der Ideen. Entwicklungsgedanken. Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie (Wien).

Hartmann Bodewig: Geistliche Wahlbeeinflussungen in ihrer Theorie und Praxis dargestellt. Verlag von J. F. Lehmann (München). Preis: Mk. 3—.

Gustav Adolf Melchers: Aus dem Jenseits! Aufzeichnungen eines Toten. Eduard Trewendt's Nachfl. (Düsseldorf). Preis: Mk. 2.80.

Dr. Karl Binding: Die Ehre. Der Zweikampf. Zwei Vorträge. Verlag von Duncker & Humblot (Leipzig).

Die bevorstehende Schillerfeier im November d. Js. wird überall eine große Nachfrage nach Schillerbüchern zeitigen.

Wir empfehlen deshalb den diesem Heft beigegebenen Prospekt des **Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien** über die in Meyers Klassiker-Ausgabe erscheinenden beiden Gesamt-Ausgaben von Schillers Werken der besonderen Beachtung unserer Leser.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.

—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.

Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für Abonnenten der „Gegenwart" zur Hälfte des früheren Ladenpreises

Bismarck im Urteil seiner :: Zeitgenossen

Hundert Gutachten von Freund und Feind

Herausgegeben von

Egbert Müller

Mit den faksimilierten Unterschriften und einem Brief Bismarcks

Preis broschiert statt 2— Mk. nur 1 Mark

Ein kulturhistorisches Dokument von unvergänglichem Werte, an dem sich nicht nur Deutsche, sondern auch Ausländer beteiligt haben. Unter vielen anderen sind vertreten: **Björnson, Dahn, A. Daudet, Haeckel, Heyse, Mommsen, Napoleon III., Spencer, Adolf Wagner, Wildenbruch, Zola.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling**

Preis broschiert statt 3,— Mk. nur 1,50 Mk.
Preis gebunden statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält. . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung.) Zolling behandelt die ohne Zweifel grösste politische Frage unserer Zeit. . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographieren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Dieser Bismarck-Caprivi-Roman kann als Vorbild der echtmodernen Gattung des Zeitromans hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9 und Leipzig

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W, Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische** Körperschaften des öffentlichen Rechts insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	736,306,124 M.	16 Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450 „	49 „
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206,450 „	— „
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134,148,100 „	— „

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß. Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel-Papiere**, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Raubvögel und alles Raubwild fangen unfehlbar Rudolf Weber's weltberühmte Fallen

Illustrierte Preisliste über alle **Rudolf Weber'schen Erfindungen** in Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-Artikeln **gratis.**

R. Weber, k. k. Hoflieferant, **Haynau i. Schl.** Aelteste deutsche Raubtierfallenfabrik.

In der Sammlung „Meyers Klassiker-Ausgaben" sind erschienen:

Goethes Werke

mit Goethes Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen
Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter
herausgegeben von Professor Dr. **Karl Heinemann**

Kleine Ausgabe: 15 Bände, in Leinen geb. 30 M., in Halbleder geb. mit Goldschnitt 45 M.
Große Ausgabe: 30 Bände, in Leinen geb. 60 M., in Halbleder geb. mit Goldschnitt 90 M.

Mit dieser kritisch erläuterten Gesamtausgabe von Goethes Werken ist eine Arbeit vollendet worden, die berufen ist, das Wort des größten deutschen Dichters den Herzen aller Gebildeten nahezubringen. Der von allen Entstellungen befreite und in unverfälschter Reinheit dargebotene Text von Goethes sämtlichen Werken ist auf Grund des neusten Standes der Wissenschaft mit knapp gehaltenen, aber vielsagenden Erläuterungen versehen worden. Den ersten Band eröffnet eine Biographie des Dichters aus der Feder des Herausgebers, der eine lebensvolle Darstellung von Goethes Entwickelung und eine eingehende ästhetische Würdigung seines Schaffens gibt; den einzelnen Werken sind ungemein inhaltreiche Einleitungen vorausgeschickt, während maßvolle, in allgemeinverständlicher Form gehaltene Erläuterungen den Text begleiten. Die am Schlusse der Bände gegebenen Anmerkungen gewähren einen tiefen Einblick in die weit zerstreute, selbst von dem Gelehrten schwer zu übersehende wissenschaftliche Forschung über Goethe. So ist hier für einen jeden, der in die unendliche Geisteswelt des größten Deutschen hinabtauchen will, alles geboten worden, was ihm ihr volles Verständnis zu erschließen vermag. Dies ist der Goethe, nach dem unsre Zeit verlangt, **der Goethe des deutschen Volkes.**

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Agornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 43. Berlin, den 23. Oktober 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Ein Lebensgesetz des Deutschen Volkes.*)

Von Staatsminister z. D. O. Hentig.

II.

Alle Deutschen haben einen Schatz zu hüten, der größer ist als der irgendeines andern Volkes der Erde. Sie haben ihn erworben in jahrhundertelanger, redlicher Arbeit und lassen jeden daran teilnehmen, der ihre Sprache kennt. Zu diesem Nationalschatz unsrer Literatur, Wissenschaft und Kunst tragen nicht nur die bei, die im Reiche wohnen, sondern auch die Stammesgenossen in Österreich und der Schweiz, in den Niederlanden und Nordamerika. Nicht mit Unrecht hat kürzlich Ernst Wachler darauf hingewiesen, daß es im wesentlichen keine französische, russische, japanische Dichtung, Tonkunst und Malerei außerhalb der französischen, russischen, japanischen Grenzen gibt, daß aber eine große deutsche Kunst und Dichtung von teilweise epochemachender Bedeutung außerhalb des Reiches bestanden hat und besteht. Ein Volk, das solchen Besitz sein eigen nennt, wird ihn überall einmütig zu verteidigen und zu mehren haben. Jede Tat aber, durch die es dieser Pflicht genügt, webt einen neuen Faden der Beziehungen zwischen hüben und drüben der Reichsgrenze, sie hilft eine universelle Kultur schaffen und verbreiten, für welche die Deutschen den Dank aller andern Völker verdienen. Auch hier bedeutet der Austausch geistiger Werte zwischen den verschiedenen Volksstämmen im Reich und den unter andrer Sonne lebenden Auslandsdeutschen einen Reichtum und eine Mannigfaltigkeit der Entwicklung, die zu schaffen und zu wahren für beide Teile gleich wichtig ist. Würde ein Glied in dieser großen Kette der geistigen Leistungen weichen, so träfe der Verlust die Gesamtheit. Wesen und Wert der Gemeinschaft fordern jeder solchen Verlustgefahr gegenüber Selbstbehauptung durch gemeinsame Abwehr auf dem Wege innigen Zusammenschlusses, gegenseitiger Ergänzung, Befruchtung und Bereicherung. —

Wie aber beeinflußt die Volksangehörigkeit unser wirtschaftliches Leben? Ohne Zweifel geht Deutschland einer wesentlichen Verschärfung des wirtschaftlichen Daseinskampfes entgegen. Seine Bevölkerung vermehrt sich zurzeit jährlich um 900 000 Köpfe. Deren Bedürfnisse wachsen. Der Boden des Reichs wird den fortgesetzten Mehrbedarf an Nahrungsmitteln und Rohstoffen kaum noch lange Zeit zu erträglichen Preisen decken können. Unsre Absatzmärkte für industrielle Erzeugnisse stehen indessen unter dem Zeichen der Einengung durch die Schutzzoll- und Abschließungspolitik der europäischen Mächte, vor allem aber der Vereinigten Staaten von Amerika, in neuster Zeit auch Australiens. Käme dazu, daß Großbritannien mit seinen Kolonien auf der Grundlage eines Programms wie des Joseph Chamberlainschen sich zu einer handelspolitischen Einheit entwickelte und durch die tarifmäßige Bevorzugung englischer Fabrikate in den eignen Kolonialgebieten die Erzeugnisse unsres Gewerbfleißes in ihrem Absatz erheblich beeinträchtigte, so dürfte das deutsche Volk um seines Bestandes willen keine der Kraftquellen unbenutzt lassen, die seine wirtschaftliche Weltstellung sichern und verstärken könnten.

Zu diesen Kraftquellen gehört in erster Linie die deutsche Sprachgemeinschaft. Es bedarf keines Beweises, daß die Gleichheit der Muttersprache den geschäftlichen Verkehr in vielen Fällen erst ermöglicht, in allen erleichtert. Die beiderseitige unmittelbare Verständigungsfähigkeit über die Beschaffenheit der Ware, über die Lieferungsbedingungen, nicht zum wenigsten über etwaige Streitpunkte wird vom Handel als ein ebensolcher Vorteil geschätzt wie die Rechtssicherheit. Naturgemäß ist dem deutschen Handelsreisenden deutscher Sprachboden ein besonders zugängliches Werbungsgebiet und dem deutschen Korrespondenten am leichtesten die Vermittlung des Verkehrs zwischen Handeltreibenden seines eignen Volkstums. So findet überall da, wo Deutsche in der Welt wohnen, unser Handel Stützpunkte, von denen aus er seine Tätigkeit immer weiter hinausträgt. Daher der große Unterschied im Wert und im Umfang des Handels mit solchen Grenzländern, die deutschsprachig sind und denen, die von einer fremden Sprache beherrscht werden. Daher namentlich die

*) Aus dem ersten Vierteljahrshefte „Das Deutschtum im Auslande".

Digitized by Google

Ausdehnung des deutschen Schiffsverkehrs mit den südamerikanischen und andren Häfen je nach der Stärke des Deutschtums in ihrem Hinterland.

Nicht minder wichtig als die Festigung und Erweiterung unsrer Schiffahrt, unsres Handels und Absatzgebiets ist aber die Verwertung der gewaltigen Summe deutscher Arbeitskraft, die im Auslande Fortbildung und Erwerb sucht. Viele Tausende von Köpfen und Händen gibt das deutsche Volk von seinem Überschuß jahraus, jahrein als Ärzte und Redakteure, als Ingenieure, Kaufleute und Lehrer, als Gastwirtsgehilfen, Handwerker und Arbeiter in die Fremde ab. Für alle diese ist es von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung, ob sie draußen Anlehnung, Belehrung und Förderung bei deutschen Landsleuten finden, die sie vor Fehlern bewahren und ihnen längst gewonnene Erfahrungen zur Verfügung stellen, oder ob sie hohes „Lehrgeld“ an Zeitaufwand und Mißerfolg zahlen müssen, bevor sie der neuen Verhältnisse Herr werden. Ohne Zweifel, der Umsatz deutscher Arbeitskraft in andre wirtschaftliche Werte und der Gewinn an Fortbildung im Auslande werden um so schneller und erfolgreicher vor sich gehen, je mehr Punkte der Erdoberfläche es gibt, an denen der Ankömmling Stammesgenossen findet und je stärker in ihnen das Bewußtsein der Gemeinschaft des Volkstums lebt.

Sprächen aber noch soviel Gründe aus dem Gebiet des natürlichen Entwicklungsgesetzes, des geistigen Lebens und der wirtschaftlichen Notwendigkeiten für das zwingende Bedürfnis zur Erhaltung und Pflege des deutschen Volkstums, allen voran steht die unausweichliche Pflicht der Selbstverteidigung.

Mächtige Armeen und Kriegsflotten schützen die Staaten und ihre Grenzen. Gesetz und Verwaltung sichern den innern Rechtszustand. Frieden herrscht zwischen den Nationen. Und doch lebt — von der größern Öffentlichkeit in Deutschland viel zu wenig beachtet — in den Völkern rings um uns ruheloser Kampf. In ihrer Mitte träumen Parteien von Veränderung der Staatsgrenzen und üben von Zeit zu Zeit in aufwallender Leidenschaft Gewalttat gegen ihre Mitbürger. Sie schaffen sich Organisationen, die den Kampfzweck der Ausbreitung ihrer Rasse und ihres Einflusses unter harmlosem Namen bergen, die den Gegensatz gegen andre Nationen unaufhörlich schüren und in der Wahl der Mittel nach den Regeln des Krieges verfahren. 17 slavische Verbände bestehen in Rußland, die regen Verkehr mit den Tschechen, den Bulgaren, Serben und Montenegrinern unterhalten. Ihre bedeutenden Geldmittel sammeln sie unter der Bezeichnung slavischer „Wohltätigkeitsgesellschaften“. Ihnen schließen sich eng an die österreichischen Slavenvereine in Böhmen, Mähren und Schlesien, in Krain, Steiermark, Kärnten und Istrien. Aber die österreichisch-russische Grenze reichen sie sich die Hand in Besuchen und Kongressen; die „Slavische Union“ im österreichischen Reichsrat steht in naher Beziehung zu den Gesinnungsgenossen in der russischen Duma. In Ungarn setzen die Magyaren unter dem Namen von oberungarischen und südungarischen „Kulturvereinen“ jene Kampfarbeit fort. In Italien haben sich zu gleichem Zweck die Lega Nazionale und die Associatione Trento-Trieste gebildet. Für die stärksten ihrer entsprechenden Organisationen haben die Italiener den Namen ihres größten Dichters gewählt. Sie heißen „Dante Alighieri-Vereine“. In Frankreich pflegt die „Alliance française“ mit 50 000 Mitgliedern und 752 000 Franks Jahreseinnahme (für 1908) unermüdlich die Ausbreitung französischer Sprache und französischen Volkstums in Europa und Übersee.

So schließt sich um alle Landgrenzen des Deutschen Reichs ein Ring von fremdnationalen Bestrebungen, deren Gesamtdruck nahezu ausschließlich auf das Deutschtum gerichtet ist. Die Träger dieser Bestrebungen benutzen ein reiches Arsenal von Mitteln. Sie arbeiten ohne Unterlaß nicht nur in ihrer heimischen, sondern auch in der internationalen politischen Presse an einem entstellenden Bilde unsres Volkstums. Sie gestalten sich ein nationalistisches Bankwesen, um die eigne wirtschaftliche Kraft zu stärken und die des Gegners zu schwächen. Sie verwenden als Waffe den gesellschaftlichen und geschäftlichen Boykott, sie stellen ihre parlamentarischen Vertreter wie ihr politisches Parteiwesen — einschließlich der sozialdemokratischen Bevölkerungselemente — in den Dienst ihrer Sache und erfüllen so das ganze öffentliche Leben ihres Gebiets in Gemeinde und Staat, Rechtsprechung und Verwaltung, Schule und Kirche mit dem nationalen Gegensatz. Von so vielen Fronten her wird in ausdauernder Stetigkeit konzentrisch an der Unterwühlung und Abbröcklung des deutschen Volksbodens gewirkt. —

Ist es da nicht die natürlichste aller Pflichten des Deutschtums, zunächst die Vorhut, die Außenwerke seiner vielbedrohten zentraleuropäischen Stellung an den Sprachgrenzen zu halten und zu festigen, überall aber den Angriffen auf sein Lebens- und Entwicklungsrecht die Summe seiner kulturellen Kräfte entgegenzusetzen?

Der erste Schritt zu solcher Pflichterfüllung wird auf die Erweckung gesunden Volksbewußtseins in immer weitern Kreisen des deutschen Volkes zu richten sein. Wenn dereinst klares Verständnis für die Werte aller Art, die aus der gegenseitigen Betätigung des Gemeinschaftsgefühls vieler Millionen Stammesgenossen erwachsen werden, jeden Deutschen im Reiche und im Auslande beherrscht, namentlich jeden, der auswandert, der zu Erwerbs- und Berufszwecken vorübergehend in die Ferne zieht, der Forschungs-, Erholungs- und Vergnügungsreisen unternimmt, so werden bald Beobachtung und Erfahrung die Nützlichkeit jener Betätigung lehren. Mit jedem

Digitized by Google

Einzelbeispiel ihrer Ausdehnung wird ihr erhöhter Erfolg zuwachsen.

Der Pflege des Gemeinschaftsgedankens muß die Fortbildung der Höhe und Geschlossenheit unsrer nationalen Lebensanschauung zur Seite gehen. Das Deutschtum wird um so mehr gelten, je größer und sicherer sein Besitz an unangefochtenen, das ganze Volk durchdringenden vaterländischen Überzeugungen ist. Diesem Ziele näher zu kommen, ist nur möglich, wenn wir mehr und mehr lernen, das national Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, das Vaterländische von jeglichem Partikularismus, jeglicher Spaltung durch Partei und Konfession, jeglicher Meinungsverschiedenheit in kleinern Dingen getrennt und gesondert zu denken. Dazu gerade wird es dienen, wenn wir uns die gewaltige geographische Sphäre unsres Volkstums vor Augen halten und durch den Blick auf seine ebenso mannigfaltigen wie mächtigen Leistungen und Aufgaben in allen Teilen der Welt unsern Urteilsbereich erweitern. Mit jedem Breitengrad, um den uns die nationale Flagge von unsrer Küste fortführt, versinkt ein Teil der engen Anschauungen, die als Rest und Niederschlag der kleinterritorialen Vergangenheit des Heimatlandes noch fortleben, nur das Überragende bleibt in der Erinnerung und wird zum Maßstabe des Vergleichs mit dem, was die Fremde ehrt und bietet. In Übersee schwindet die Bedeutung des Unterschieds zwischen Nord- und Süddeutschen, Preußen und Bayern, Österreichische — Schweizer — und Reichsdeutsche scharen sich in Kirche und Schule, in Vereinen und Gesellschaften um die gemeinsame Sprache und das gemeinsame Lied. Sie weben an jenem nationalen Nervengeflecht, das uns alle verbindet. Die fernen Außenglieder unsres Volkstums aber werden die innere Anziehungskraft des vaterländischen Wesens um so tiefer empfinden, um so mehr auf sich wirken lassen und um so stärker wieder ausstrahlen, je stolzer sie sein können auf Sinn und Art der Söhne des Mutterlandes, die zu ihnen kommen.

Die Schätze, die das Deutschtum in sich birgt und täglich mehrt: seine herrliche Sprache, seine weltumspannende Literatur, seine Dichtung und seine Musik, seine Technik und sein Unternehmungsgeist sind so reich und fruchtbringend, daß wir nirgend befürchten brauchen, im Wettbewerb mit fremder Sprache und Kultur zu unterliegen, soweit unser eignes Volkstum nur jener Schätze sich bewußt ist und sie ihm zugänglich sind. Das Deutschtum bedarf nicht des Gegensatzes zu andren Völkern, um sein Nationalgefühl durch Reibung zu entzünden. Seine weite Verbreitung und seine gesunde Lebenskraft weisen es auf friedlichen Verkehr mit allen Nationen der Erde. Es mahnt seine Söhne, treue Bürger des Staates zu sein, in dessen Verband sie jenseits seiner Grenzen getreten sind, die Sprache der neuen Heimat zu lernen und deren Einrichtungen zu dienen, aber es hält unbeugsam fest daran, daß von allen Rechten, „die mit uns geboren", keins auf tieferem Grunde erwachsen und entschlossener zu verteidigen ist als das der Selbsterhaltung.

Welche Mittel und Wege zur Erfüllung dieses Lebensgesetzes in Betracht kommen, davon werden die Vierteljahrshefte des Vereins für das Deutschtum im Ausland handeln.

England und die deutsche Flotte.

Von Professor **Richard Eickhoff**, M. d. R. u. d. H. d. A.

Die deutsch-englischen Beziehungen sind seit Jahr und Tag ein Gegenstand ernster Sorge aller Patrioten diesseits und jenseits des Kanals, und die Erörterungen über die Frage, ob es in absehbarer Zeit zu einer Krisis kommen werde, wollen nicht von der öffentlichen Tagesordnung verschwinden. Die Meinungen sind dabei, wie nicht anders zu erwarten war, sehr geteilt. Während ein Mann, wie der Afrikaforscher Karl Peters, dem man eine genauere Kenntnis englischer Verhältnisse nicht wird bestreiten wollen, eine kriegerische Auseinandersetzung für die wahrscheinlichere Lösung hält und die Auffassung vertritt, daß am letzten Ende die Waffen über die Hegemonie der beiden großen Weltmächte entscheiden werden, sind andere Männer, wie der frühere deutsche Botschafter in Washington, Herr v. Holleben, oder das bekannte Herrenhausmitglied Fürst Lichnowsky, weniger pessimistisch gestimmt und halten eine friedliche Verständigung zwischen England und Deutschland zum mindesten für möglich. Alle aber stimmen mehr oder weniger darin überein, daß der Grund für die Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen in erster Linie in dem Ausbau der deutschen Flotte zu suchen sei, wie er sich jetzt auf Grund der Flottengesetze des letzten Jahrzehnts vollzieht. „Wir müssen entweder zu einer Verständigung über den Flottenbau gelangen", so äußerte sich ein englischer Politiker vor einiger Zeit gegenüber Karl Peters, „oder es wird zu einem Kriege kommen. Denn die Engländer bekommen es satt, den Steuerdruck, welchen der unbegrenzte Wettbewerb in der Flottenvermehrung der beiden Staaten bewirkt, noch lange zu ertragen." Das ist in der Tat der springende Punkt in der ganzen Streitfrage.

Nun will ich hier die Frage nicht untersuchen, ob eine solche Verständigung überhaupt möglich ist. Daß sie im höchsten Grade wünschenswert ist, daß demnach der Versuch, auf diplomatischem Wege zu einer solchen Verständigung zu gelangen, in keinem Falle unterlassen werden sollte, wird auch derjenige zugeben müssen, der sich von diesem Versuche keinen Erfolg verspricht. Von englischer Seite ist ja auch bereits im vorigen Sommer, wenn auch nicht auf offiziellem Wege,

Digitized by Google

der Gedanke einer Verständigung über den Flottenbau angeregt worden, und man hat nicht nur in England, sondern auch bei uns die Schuld an seinem Scheitern der deutschen Regierung beimessen wollen. Diese Anschauung scheint mir auch aus einem Aufsatze hervorzuleuchten, den der freisinnige Abgeordnete Leonhart jüngst über diese Frage veröffentlicht hat und der mir den unmittelbaren Anlaß zu den nachstehenden Ausführungen bietet.

Zunächst sollte darüber kein Streit mehr unter den politischen Parteien herrschen, daß der Ausbau unsrer Flotte eine wirtschaftliche und politische Notwendigkeit geworden ist, nachdem Deutschland einmal in die Reihe der Weltpolitik treibenden Mächte eingetreten war. Die letzten Bewilligungen für diesen Ausbau und namentlich für die technische Vervollkommnung unsrer Marine sind denn auch mit seltener Einmütigkeit — ich rede von den bürgerlichen Parteien — im Reichstage erfolgt. Man erinnert sich der aufgeregten Szenen, die sich vor einigen Monaten im englischen Parlamente abspielten und die ganz seltsam gegenüber der Ruhe und Besonnenheit abstachen, die dieses älteste Parlament der Welt im allgemeinen auszuzeichnen pflegt. Diese Szenen verdankten ihre Entstehung einmal einer künstlich erzeugten Deutschenfurcht und nicht minder gewissen konservativen Parteimanövern, die das liberale Ministerium zu stürzen bestimmt waren. Wenige Tage später stand im Reichstage der Marineetat zur zweiten Lesung, und man erwartete große und erregte Debatten. Da verständigten sich im letzten Augenblick die bürgerlichen Parteien dahin, von einer Generaldebatte überhaupt abzusehen, und da auch die Sozialdemokratie, wenn auch erst nach einigem Sträuben, sich davon nicht ausschloß, so erfolgte jene stumme und doch so beredte Demonstration des Reichstags gegen die im englischen Unterhause verübten nationalistischen Exzesse, die in der ganzen deutschen Presse einen geradezu erhebenden Widerhall fand. Das war nicht nur kein „schwerer Fehler", sondern nach meiner Ansicht die einzig würdige Antwort des Reichstages auf die Vorwürfe, die im englischen Unterhause gegen Deutschland erhoben wurden und die, soweit ich unterrichtet bin, schon um deswillen gegenstandslos waren, weil die Anregung zu einer diplomatischen Verständigung an keiner offiziellen deutschen Stelle erfolgt ist. Das war auch kein Beweis für die geringere Machtstellung des deutschen Parlaments gegenüber dem englischen: es war vielmehr ein Akt politischer Klugheit und politischer Besonnenheit, durch den es verhütet wurde, daß allerlei nationalistische Schwarmgeister, an denen es bekanntlich auch im deutschen Reichstage nicht fehlt, Öl in das damals lodernde Feuer gossen.

Aber weiter! Man stellt es vielfach so dar, als ob die deutsche Flotte kein Friedensinstrument sei wie die deutsche Armee und lediglich aggressive Tendenzen verfolge. Es ist zuzugeben, daß in England diese Auffassung herrscht. Aber ist das etwa unsre Schuld? Ich glaube es nicht, möchte aber mit meiner eignen Meinung hier zurückhalten und lieber einem Manne das Wort geben, der um so unparteiischer ist, als er selbst der angelsächsischen Rasse entstammt. Der Präsident der Columbia-Universität, N. Murray Butler, hat am 19. Mai d. J. bei der Eröffnung der XV. Lake Mohonk-Konferenz eine Rede gehalten, der ich die weiteste Verbreitung in Deutschland wünschen möchte.*) Herr Butler ist in Deutschland nicht unbekannt und hat noch im vorigen Jahre der XV. Interparlamentarischen Konferenz als Gast beigewohnt. Er untersucht in dieser Rede die Gründe des deutsch-englischen Gegensatzes. Und wie urteilt er nun zunächst über die Haltung des englischen Volkes? — „Das Sturmzentrum des Weltwetters", so sagt er, „besteht heute in dem eigentümlichen Geisteszustande eines großen Teils des englischen Volkes. Dieses Volk, das durch Generationen zum Fortschritt der Welt beigetragen hat in allem, was sich auf die Ausdehnung der Rechtsherrschaft, auf die friedliche Entwicklung von Handel und Industrie, auf die Förderung von Kunst und Wissenschaft und auf die Verbreitung humanitärer Ideen bezieht, scheint für den Augenblick — es kann nur für den Augenblick sein — von dem bösen Geist des Militarismus besessen zu sein. Es ist schwer, sich mit den erregten und übertriebenen Äußerungen der verantwortlichen Staatsmänner im Parlament und auf der Rednertribüne zu versöhnen, und ebenso schwer, sich abzufinden mit dem lauten Trommelschlagen und Alarmblasen in der Presse (sogar in jener Presse, die sonst einer besonnereren Beurteilung zugänglich ist), mit dem Massenanlauf zur Besichtigung jenes flitterhaften und höchst sensationellen Dramas vom niedrigsten Werte, dessen Zweck zu sein scheint, mit der Gespensterfurcht vor einfallenden Feinden den Geist einer Nation zu erfüllen, die den Werken eines Howard, eines Wilbeforce und eines Shaftsbury einst Beifall gezollt hat, deren öffentliches Leben solange von der erhabenen Persönlichkeit eines William Ewart Gladstone erfüllt war und deren wahre Helden heute die John Milton und Charles Darwin sind, deren Jubiläen gerade jetzt mit solch aufrichtiger und reiner Würdigung begangen werden." Butler bezeichnet sich selbst als einen Beobachter, dessen Wohlwollen auf wirklicher Zuneigung beruhe und der in hohem Maße auf den Ruf des englischen Volkes und seinen Platz auf dem Wege des Kulturfortschritts eifersüchtig sei. Aber er gibt seine Meinung dahin kund, daß

*) Vgl. Amerika gegen die Rüstungen. Von Andrew Carnegie, Nicholas Murray Butler, Charles E. Jefferson D. D. In deutscher Übersetzung herausgegeben von Alfred H. Fried. Berlin 1909.

Digitized by Google

dieser beklagenswerte Ausbruch der englischen Volksstimmung die Begleiterscheinung einer Neuordnung unter den Völkern der Erde sei, „der wirtschaftliche und geistige Ursachen zu Grunde liegen, einer Neuordnung, die in England, wohl unbewußt, eher im Tone der Politik des ersten Napoleon als in dem Tone der Politik der industriellen und intelligenten Demokratie des 20. Jahrhunderts bewertet wird." Butler schildert dann die politische und wirtschaftliche Entwicklung, die Deutschland seit dem großen Kriege erlebt hat, mit einer wohltuenden Objektivität: „Mit der Verwirklichung der deutschen Einheit nach dem deutsch-französischen Kriege begann in Deutschland eine innere Entwicklung, die bedeutender und umfassender in ihrer Wirkung war als das, was durch die Posaunenstimme Fichtes nach der unheilbringenden Niederwerfung der preußischen Armee durch Napoleon bei Jena gefordert und durch Stein und Hardenberg bewirkt worden war. Diese spätere Entwicklung war ihrem Wesen nach hauptsächlich wirtschaftlich und erzieherisch und hat zur Vermehrung des Außenhandels, zur Ausbeutung der eignen natürlichen Hilfsquellen und zur Hebung und zum Wohlbefinden der rasch anwachsenden Volksmassen geführt. Innerhalb einer kurzen Generation ist der Druck des deutschen Wettbewerbs in Handel und Verkehr in allen Teilen der Welt besonders fühlbar geworden. Die beiden glänzendsten Flotten, die den Handelsverkehr im Atlantischen Ozean besorgen, tragen die deutsche Flagge. Längs der Küste von Südamerika, in den Gewässern Chinas und Japans, in den Häfen des Mittelländischen Meeres und auf den Handelsstraßen von Indien und Australien ist die deutsche Flagge fast ebenso häufig wie die englische. Die umfangreiche Anwendung der Entdeckungen der theoretischen Wissenschaften auf die industriellen Verfahren hat Deutschland gewissermaßen zum Hauptlehrer der Welt in der großen internationalen Schule von Handel und Industrie gemacht. Mit dieser überseeischen Handelsausdehnung ging der Bau der deutschen Kriegsflotte Hand in Hand. Dieser Ausbau scheint es zu sein, der das englische Volk so sehr in Aufregung versetzt."

Damit gelangt Butler zu der Hauptfrage, die uns hier beschäftigt: Welche Gründe können im Wesen des deutschen Volkes, in den Erklärungen seiner verantwortlichen Staatsmänner oder in den politischen Beziehungen Deutschlands zu irgendeiner andern Nation gefunden werden, um den Glauben zu rechtfertigen, daß allein die deutsche Flotte unter allen modernen Flotten zu kriegerischen Zwecken gebaut werde? Welche Gründe sind für das in England so weit verbreitete Mißtrauen gegen Deutschland und für die Unterschiebung böser Absichten Deutschlands gegen England vorhanden? Und Butlers Antwort lautet: „Meiner eignen Ansicht nach, die sich auf genaue Informationen stützt, die mir zuteil geworden sind, erkläre ich auf das nachdrücklichste und aufrichtig, daß ich keinen Grund für jenen Verdacht und für jene Beschuldigungen vorhanden erachte. Noch wichtiger ist aber, daß keine der verantwortlichen Personen Anlaß zu jenem Verdacht und zu jenen Annahmen gegeben hat. Dürfen wir denn glauben, daß das gesamte öffentliche Leben Deutschlands und Englands einer Operette gleicht, daß alle öffentlichen Erklärungen der verantwortlichen Leiter der öffentlichen Meinung nichts bedeuten oder falsch sind? Sind die zahlreichen internationalen Besuche der Staatsbehörden, der Geistlichen, der Gewerkschaften, Lehrer und Journalisten und die herrlichen Empfänge, die diesen Personen von ihren Gastgebern zuteil geworden sind, alles nur Vorstellungen? Haben alle diese Männer Dolche in ihren Händen und Gift in ihren Taschen? Dürfen wir annehmen, daß es keine Wahrheit, keine Aufrichtigkeit und keinen Anstand mehr in der Welt gibt? . . . Dagegen würde sich sogar die öffentliche Moral des 16. Jahrhunderts aufgelehnt haben."

Butler sucht dann die Behauptung zu widerlegen, daß England als Inselstaat in Gefahr sei, wenn es nicht die See absolut beherrsche, daß irgendeine starke Flotte eines andern Staates seine Sicherheit bedrohen könne, und erklärt offen: „Das größte gegenwärtige Hindernis für die Beschränkung der Rüstungen . . . . erscheint vielen in der Hartnäckigkeit zu liegen, mit der England auf dem sogenannten Zweimächte-Standard besteht. Solange das englische Reich den Erdball umfaßt, seine Schiffe und Waren in jedem Hafen angetroffen werden, wird die englische Flotte mit allgemeiner Zustimmung mächtiger und größer sein können als die jeder andern Nation. Dieser Satz wird weder in Frankreich noch in Deutschland noch in Japan oder Amerika bestritten werden. Selbst der Zweimächte-Standard würde den andern Nationen nicht Armut und Elend bringen und verschwenderische Ausgaben auferlegen, wenn die Seerüstungen durch ein Abkommen beschränkt werden würden. Aber in einer Zeit der rapid anwachsenden Rüstungen, in den Tagen der Dreadnoughts führt das Verharren auf diesem Standpunkt zu den teuern Schiffbauprogrammen bei allen Völkern, deren Patriotismus und deren gesunder Sinn dieser modernen Wahnsinnsform nicht Einhalt gebieten. Der praktische Sinn der Welt ist gegen diesen Standpunkt, nur die sogenannten sachverständigen Theorien sind dafür." . . . . Butler schließt seine Betrachtungen mit einem warmen Appell an sein eigenes Heimatland, an Stelle des zwischen England und Deutschland herrschenden Mißtrauens eine kordiale Freundschaft zustande zu bringen. „Damit würde ein großer Schritt zu einem internationalen Abkommen auf Beschränkung

Digitized by Google

der Rüstungen getan worden sein, und ein neuer Fortschritt kann sich alsdann vollziehen in der Organisation der Welt nach jenen erhabenen Grundsätzen, für die England selbst seit langem eintrat und für deren Entwicklung es solche hervorragenden Opfer gebracht und solche herkulischen Dienste geleistet hat."

Ich habe die vorstehenden Ausführungen des Präsidenten der Columbia-Universität hier aus zwei Gründen wiedergeben zu sollen geglaubt. Sie beweisen einmal, daß selbst ein so aufrichtiger Friedensfreund, wie es Butler ist, für die deutsche Flottenpolitik dasjenige Verständnis besitzt, das wir bei einem großen Teile des englischen Volkes leider vermissen, indem auch er diese Politik als die natürliche Folge unsrer wirtschaftlichen und politischen Expansion betrachtet, als eine Politik, die lediglich unsern wirtschaftlichen Bedürfnissen, vor allem unserm gesteigerten Ausfuhrhandel, entspricht. Und diese Ausführungen deuten zugleich einen Weg an, auf dem der Versuch zu einer diplomatischen Verständigung über die Seerüstungen gemacht werden könnte. Ob dieser Weg freilich gangbar ist, wage ich meinerseits nicht zu entscheiden. Es ist mir um so zweifelhafter geworden, als dasselbe liberale Ministerium, das den ehrlichen Versuch machen zu wollen schien, den fortgesetzten Rüstungen Einhalt zu gebieten, vor den Hetzereien der Jingo-Presse und den Angriffen der imperialistischen Gegner im Parlament Schritt für Schritt zurückgewichen ist. Und so erscheint mir die Aussicht auf eine solche Verständigung vorläufig noch recht gering. Das kann und darf die Freunde des zivilisatorischen Fortschritts hüben und drüben nicht abhalten, das Werk der Erziehung der öffentlichen Meinung unermüdlich fortzusetzen, damit endlich wieder an Stelle des jetzt herrschenden Mißtrauens das Vertrauen zwischen den beiden großen Nationen zurückkehrt und jene Verstimmungen beseitigt werden, die den wahren Lebensinteressen der beiden stammverwandten Völker nur schädlich und zugleich den allgemeinen Kulturfortschritt zu hemmen geeignet sind.

Wie wir die Luft eroberten.

Von **Wilbur** und **Orville Wright** (Dayton.)

IV.

Im Frühjahr des Jahres 1904 konnten wir, dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Tarence Huffmann aus Dayton (Ohio), einen Hangar errichten und unsre Versuche auf der Huffmannschen Prärie, acht Meilen östlich von Dayton, wieder aufnehmen. Der neue Aeroplan war schwerer und stärker als der, der in Kill Devil Hill geflogen war, sonst aber ähnelte er ihm ganz und gar. Als er zu seinem ersten Aufstieg gerüstet war, wurden alle Zeitungen von Dayton davon verständigt, und ein Dutzend Vertreter der Presse stellte sich bei uns ein. Wir hatten nur eine Bitte: daß man keine Ansichten aufnehmen und keine Sensationsberichte bringen möge, damit die Menge dadurch nicht auf unser Versuchsfeld gelockt werde. Fünfzig Personen ungefähr waren also auf dem Terrain. Als die Vorbereitungen beendet waren, herrschte nur ein Wind von drei bis vier Meilen (6 bis 8 m per Sekunde). Dieser reichte natürlich nicht aus, um uns selbst bei einer so schwachen Fahrt in die Höhe steigen zu lassen; aber da einige Persönlichkeiten von sehr weit hergekommen waren, um den Apparat in Tätigkeit zu sehen, machten wir einen Versuch. Um die Schwierigkeiten noch zu erhöhen, wollte auch der Motor nicht so recht funktionieren. Nachdem die Maschine die Anlaufsbahn durchlaufen hatte, glitt sie weiter, ohne sich auch nur um ein Jota in die Luft zu schwingen. Einige Berichterstatter kamen auch noch am folgenden Morgen, aber sie wurden von neuem enttäuscht. Der Motor funktionierte schlecht, und nach einem Gleitflug von kaum 60 Fuß (19 m) kam der Aeroplan wieder auf den Erdboden zurück. Die Versuche wurden verschoben, bis sich der Motor in besserer Funktionsverfassung befände. Wahrscheinlich verloren demzufolge die Zeitungsleute jedes Vertrauen zu dem Aeroplan, obwohl sie aus Liebenswürdigkeit in ihren Berichten nichts davon merken ließen. Später erfuhren sie wohl, daß es uns gelinge, Flüge von der Dauer mehrerer Minuten zu unternehmen. Da sie aber wußten, daß mit den andern lenkbaren Luftschiffen noch längere Flüge erzielt worden waren und sie den wesentlichen Unterschied zwischen jenen Luftschiffen und den Aeroplanen nicht kannten, legten sie für das, was wir taten, nur wenig Interesse an den Tag.

Im Jahre 1904 hatten wir noch nicht lange Flüge unternommen, ohne zu bemerken, daß das Problem des Gleichgewichts immer noch nicht restlos gelöst war. Zuweilen, wenn der Apparat einen Kreis beschrieb, suchte er trotz allem, was der Aviatiker auch tun mochte, nach der Seite umzukippen, während er sich sonst unter denselben Bedingungen im Verlaufe eines gewöhnlichen gradlinigen Fluges in einem Moment wieder aufgerichtet hätte.

Im Jahre 1905, als der Aeroplan einen Honigbaum ungefähr in der Höhe von 50 Fuß (14 m) umkreiste, begann er während des Fluges plötzlich mit einem Flügel eine schaukelnde Bewegung zu machen und direkt die Richtung nach dem Baum einzuschlagen. Da der Experimentator von der Aussicht, auf einem stachligen Baume zu landen, nicht gerade sehr entzückt war, suchte er wieder den Boden zu gewinnen. Der linke Flügel berührte aber dennoch in einer Höhe von zehn oder zwölf Fuß den Baum, dem er einige Zweige

Digitized by Google

abbrach. Unbeschadet dessen nahm aber der Flug, der bereits eine Bahn von sechs Meilen (9,7 km) durchmessen hatte, weiter seinen Fortgang bis zum Ausgangspunkt.

Die Ursache dieser Störungen, die viel zu technischer Natur ist, um hier des nähern erörtert zu werden, konnte vor Ende September 1905 nicht beseitigt werden. Die Flüge nahmen von nun ab rasch an Dauer zu. Am 5. Oktober wurden die Experimente mit Rücksicht auf die ungeheuren Menschenmengen, die sie herbeilockten, unterbrochen.

Obgleich unsre Flüge auf einem ringsum freien, auf zwei Seiten von riesig belebten Verkehrsadern begrenzten Terrain, zu dem allstündlich dichtbesetzte elektrische Trams führten, unternommen wurden, und außerdem unsre Experimente von sämtlichen, meilenweit im Umkreis wohnenden Leuten beobachtet werden konnten, blieben sie für die Zeitungen Gegenstand des „tiefsten Geheimnisses".

Nachdem wir nun auf diese Weise einen praktischen Aeroplan zustande gebracht, widmeten wir uns in den Jahren 1906 und 1907 dem Baue neuer Apparate und verschiedenen kaufmännischen Unterhandlungen. Erst im Mai 1908 nahmen wir unsre seit Oktober 1905 eingestellten Experimente in Kill Devil Hill (Nord-Karolina) wieder auf. Diese letzteren Flüge wurden unternommen, um zu bestätigen, daß unser Apparat imstande war, die Bedingungen unsres Kontrakts, den wir mit der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschlossen, zu erfüllen. Durch diesen Kontrakt verpflichteten wir uns, einen Aeroplan zu liefern, der fähig wäre, zwei Männer mit einer gewissen Menge brennbarer Stoffe zu transportieren und dabei einen Flug von 125 Meilen (200 km) bei einer Stundengeschwindigkeit von 40 Meilen (64 km) zu ermöglichen.

Der zu diesen Experimenten benutzte Aeroplan war derselbe, der 1905 geflogen war, aber er hatte verschiedene Abänderungen erfahren, so daß er nun den vorgeschriebenen Bedingungen zu entsprechen vermochte. Die wesentlichste Änderung bestand darin, daß der Experimentator nicht mehr, wie im Jahre 1905, zu liegen brauchte, sondern einen Sitz erhielt, zu dem noch ein zweiter für einen etwaigen Passagier kam. Wir hatten ferner einen bedeutend stärkern Motor angebracht, und ein Radiator, sowie ein Benzin-Behälter von größerer Dimension ersetzten diejenigen, die wir bis dahin verwendeten. Wir machten keinerlei Versuche, um Flüge von großer Ausdehnung oder besondrer Höhe auszuführen.

Um sich von der Art, wie der Apparat funktioniert, einen allgemeinen Begriff zu machen, braucht der Leser sich nur die Vorbereitungen zum Aufstieg zu vergegenwärtigen. Der Apparat, mit der Front gegen den Wind gerichtet, wird auf eine Anlaufschiene gebracht und mittelst eines starken Seils an dieselbe festgekurbelt. Der Motor wird in Bewegung gesetzt und hinter ihm beginnen die Propeller sich lebhaft im Kreise zu drehen. Nun nimmt man in der Mitte des Aeroplans neben dem Piloten Platz. Dieser läßt das Seil los, und in demselben Augenblick rollt der Apparat vorwärts. Ein Gehilfe, der den Apparat auf der Schiene im Gleichgewicht gehalten, rollt ebenfalls eine Zeitlang mit, ungefähr 40 Fuß (12 m) weit; dann aber wird ihm die Geschwindigkeit zu groß, und er läßt die Maschine los. Bevor der Aeroplan das Ende der Schiene erreicht hat, lenkt der Pilot das vordere Steuer, und der Aeroplan erhebt sich wie ein vom Luftdruck getragener papierner Drachen. Das Terrain erscheint einem zunächst wie ein einfacher Fleck, aber je höher man steigt, desto klarer werden die Gegenstände. In einer Höhe von etwa 100 Fuß spürt man nur noch, wie einem die Luft ins Gesicht schlägt; aber den Eindruck einer Bewegung hat man nicht mehr. Der Pilot setzt einen Hebel in Bewegung, der rechte Flügel hebt sich, und der Aeroplan neigt sich nach links. Man gerät einen Moment ins Schwanken, hat aber dabei nicht die Empfindung, als ob man von seinem Sitze gerissen würde, wie es so häufig im Automobil oder in der Eisenbahn wahrgenommen wird. Nun befindet man sich wieder dem Ausgangspunkt gegenüber.

Wenn man sich dem Ausgangspunkte nähert, aber noch ziemlich hoch ist, hält der Pilot den Motor an. Die Maschine steigt in schräger Richtung zum Boden hinab, bis sie nach einem Gleitflug von 50 bis 100 Fuß (15 bis 30 m) stillsteht. Obgleich der Aeroplan oft mit einer Fahrgeschwindigkeit von einer Meile pro Minute (96 km die Stunde, 27 m die Sekunde) landet, spürt man dennoch keinen Stoß, keine Erschütterung, und es ist unmöglich, genau den Moment anzugeben, in welchem man den Erdboden berührt hat. Während der ganzen Flugdauer beinahe hat der Motor neben einem einen betäubenden Lärm gemacht, aber bei dem überreizten Zustande bemerkte man das kaum.

Unsre Experimente wurden sämtlich auf eigne Kosten durchgeführt. Anfangs hätten wir nie geglaubt, diese Ausgaben — Ausgaben übrigens, die nicht sehr erheblich waren und keineswegs diejenigen überschritten, die wir für eine einfache Erholung verwandt hätten — je wieder hereinbringen zu können. Später, als es uns gelungen war, einen mechanischen Flug auszuführen, gaben wir alles andre, womit wir uns bisher beschäftigt hatten, auf, um unsre ganze Zeit und all unsre Kapitalien der Vervollkommnung unsres Aeroplans zu weihen, und zwar, um ihn zu einem recht praktischen Werkzeug zu gestalten.

Sobald wir nicht mehr gezwungen sein werden, unsre ganze Zeit den geschäftlichen Angelegenheiten zu widmen, wollen wir uns mit der Ver-

Digitized by Google

öffentlichung der Resultate unsrer Experimente im Laboratorium befassen, die allein es ermöglichten, eine erste Lösung des Flugproblems zu finden.

Die Vielweiberei des Negers, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung.

Von Oberleutnant a. D. **Franz Kolbe** (Berlin).

Als eins der größten Hindernisse für die Ausbreitung des Christentums unter den Negerstämmen Afrikas hat sich überall die in ganz Afrika verbreitete Vielweiberei erwiesen. Sie wird übereinstimmend von allen Missionaren, auch abgesehen davon, als einer der größten Schäden für das ganze Leben der Eingeborenen bezeichnet. Diese Ansicht wird auch von dem Gouverneur von Kamerun, Exzellenz Dr. Seitz geteilt, welcher in seinem in der Abteilung „Westliche Vororte Berlins der deutschen Kolonialgesellschaft“ gehaltenen Vortrage die Vielweiberei auch als Hauptgrund für die geringe Zahl und die schwache Zunahme der Bevölkerung des Landes bezeichnet. „Es wird außerordentlich viel schwerer fallen“, heißt es in dem genannten Vortrage, „die Vielweiberei abzuschaffen als die Sklaverei. Sie ist in den mohammedanischen Gebieten ein Teil des religiösen Rechtes, bei den übrigen Stämmen dem Bewußtsein des Volkes derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihre Aufhebung nicht nur eine Frage der politischen Macht, sondern vor allem die Aufgabe einer gründlichen Umwandlung im Fühlen und Denken des ganzen Volkes ist. Wir sind, ganz abgesehen von den mohammedanischen Gebieten, auch bei den heidnischen Stämmen noch nicht so weit, die Vielweiberei mit einem Federstrich verbieten zu können. Ein solches Verbot würde, weil undurchführbar, zur Farce werden. Immerhin haben an der Küste die Häuptlinge selbst darauf gedrängt, im Wege der Verordnung den schlimmsten Mißständen, dem Verkauf allzu junger Mädchen, den Weiterverkauf verheirateter Frauen und der übermäßigen Steigerung des Kaufpreises für Frauen ein Ende zu machen. Ich habe deshalb nach eingehenden Beratungen mit den christlichen Missionen und den Häuptlingen der großen Küstenplätze eine Verordnung ausarbeiten lassen, welche wenigstens diese schlimmsten Auswüchse der Vielweiberei beseitigen und die Stellung der Frau ihrem Gewalthaber gegenüber regeln soll. Aber auch diese Verordnung kann nur langsam und bezirksweise eingeführt werden, und sie wird bei der Durchführung zweifellos auf hartnäckigen Widerstand stoßen.“

So dankenswert die vorerwähnte Verordnung ist, so trifft sie doch weniger den Kern der Vielweiberei selbst, als ganz besondere Auswüchse, wie sie vorzugsweise im Kameruner Küstengebiet vorkommen. Wenn in Nachstehendem versucht werden soll, die Ursachen der Vielweiberei und die Mittel zu ihrer Bekämpfung zu untersuchen, so mache ich von vornherein darauf aufmerksam, daß das hier Gesagte nicht auf alle Negerstämme gleichmäßig zutreffen wird. Die Neger der einzelnen Stämme sind eben absolut verschieden, und ein Küstenneger Kameruns kann ebensowenig mit einem Bewohner des Graslandes oder gar den mohammedanischen Fulbe und Haussahs verglichen werden, wie der Mniamwesi Ostafrikas mit dem Massai oder Mgogo-Neger. So will ich zum Beispiel gleich bemerken, daß bei einzelnen Stämmen im Prinzip die Einehe existiert, z. B. bei den Balis in Kamerun und den Jao in Ostafrika, und daß bei vielen anderen Stämmen, ebenso wie es bekanntlich in der Türkei der Fall ist, bei der ärmeren Bevölkerung die Einehe die Regel ist.

Dies führt mich gleich auf die Stellung, die die Frau überhaupt im Haushalt des Negers einnimmt. Sie ist in der Regel ein Besitzobjekt, ebenso wie die Sklaven, ihre Hauptaufgabe ist, für den Herrn der Schöpfung zu arbeiten und ihm Kinder zu gebären. Kinder sind eben bei diesen Naturvölkern nicht, wie leider bei vielen sogenannten zivilisierten Völkern, eine Last, sondern ein Reichtum. Ebenso wird der Reichtum eines Besitzers nach der Zahl seiner Frauen taxiert, und die Tatsache, daß es bisher nur selten gelungen ist, einen Negerhäuptling zum Christentum zu bekehren, war vielfach hauptsächlich darin begründet, daß der Stolz dem Häuptlinge verbot, sich wie der Ärmste seines Volkes mit einer Frau zu begnügen. Die Feldarbeit ist bei den meisten Negerstämmen fast ausschließlich Sache der Weiber. Ebenso ist es ihre Aufgabe, Lebensmittel aus den Farmen herbeizuschleppen, Wasser und Holz zu besorgen, die Speisen zu bereiten und die Kinder zu pflegen. Bei manchen Stämmen wird allerdings der gröbere Teil der Feldarbeit, soweit nicht Sklaven hierzu gehalten werden, von den Männern besorgt. Die Ausführung der Gewerbe, insbesondere des Schmiedehandwerks, aber auch Korbflechten, Spinnen, Nähen usw. ist in der Regel Männerarbeit.

Die Ansicht von Exzellenz Dr. Seitz, daß die Vielweiberei ein Hauptgrund für die geringe Zahl und die schwache Bevölkerungszunahme ist, wird allerdings auch von Stabsarzt Dr. Lion (Heft 7 der Kolonialen Rundschau) geteilt, andere Forscher dagegen behaupten das Gegenteil. Um nur einige Namen zu nennen, hält Dr. Krauß, früher Bahnarzt beim Bau der Eisenbahn Daressalam—Morogoro die Vielweiberei direkt für eine hygienische Maßnahme, und L. G. Binger, der erfolgreiche Forschungsreisende, Verwaltungsbeamte und einer der besten Kenner des französischen Sudans, zuletzt Direktor der afrikanischen Abteilung im

Digitized by Google

französischen Kolonial-Ministerium, vertritt sogar die Ansicht, daß ohne die Vielweiberei die schwarze Rasse längst ausgestorben wäre.

Binger hält die Vielweiberei sowohl für eine soziale als auch hygienische Notwendigkeit. Wir haben schon oben gesehen, welche Aufgaben der Negerfrau im Haushalt zufallen. Abgesehen von der Feldarbeit hat sie noch täglich Wasser und Holz herbei zu holen und die Speisen herzustellen. Die Herstellung der Speisen in einem Negerhaushalt ist aber durchaus nicht so einfach wie in Europa, wo man die nötigen Materialien einfach im nächsten Geschäfte kauft. Die Nahrung des Negers besteht hauptsächlich aus Mehlbrei. Die Herstellung des Mehls ist Sache der Frau. Außerdem müssen aber die Körner auch erst aus den Hülsen — Fruchtkolben, Ähren usw. — entfernt werden, ehe sie zerstampft und zermahlen werden können. Wasser und Holz sind oft auf weite Entfernung herbeizuholen. Also allein schon die Hauswirtschaft verursacht der Negerfrau eine Unsumme von Arbeit, ganz abgesehen von der Kinder-, besonders der Säuglingspflege. Jede Negerin nährt nämlich ihre Kinder selbst, und zwar mindestens zwei, bei manchen Stämmen sogar vier Jahre.

Aus Vorstehendem ergibt sich schon, weshalb die Abschaffung der Vielweiberei viel mehr Schwierigkeiten machen wird, als die Abschaffung der Sklaverei. Der Sklave hat für den Neger nur einen Zweck — für ihn zu arbeiten — das Weib ist auch für den Neger noch etwas mehr! Je mehr aber die Abschaffung der Sklaverei fortschreitet, um so wertvoller wird die Vielweiberei für den Neger! Solange er sich mehrere Frauen halten kann, die für ihn arbeiten müssen, solange braucht der Neger die verhaßte Feldarbeit nicht selbst zu tun! Eine Abschaffung der Vielweiberei ist unter den jetzigen Verhältnissen undenkbar. — Erst wenn der Neger selber anfangen wird, das Feld zu bestellen, so daß die Frau für die häuslichen Arbeiten frei wird, erst dann wird man auch an die Abschaffung der Vielweiberei denken können. Bis dahin aber bleibt sie eine soziale Notwendigkeit. — Also auch hier ist die Losung — wie stets, wenn es sich um den sozialen Fortschritt des Negers handelt: Erziehung zur Arbeit!

Binger berechnet, daß, wenn eine Negerin 20 Jahre lang Mutter werden kann, sie allerhöchstens fünf Kinder haben könnte. Nun ist aber bekanntlich die Sterblichkeit der Säuglinge gerade bei den Negern erschreckend groß, und wenn eine Frau fünf Kinder gehabt hat, wird sie höchstens zwei davon groß ziehen können. Würde der Neger monogam leben, so würde unter den früheren Verhältnissen, als Sklavenraub, Krieg, Mord und Totschlag an der Tagesordnung waren, die Rasse noch mehr dezimiert worden sein, als es schon geschehen ist.

Gerade in muhammedanischen Ländern hat es sich gezeigt, daß mit Zunahme der Bevölkerung die Vielehe von selbst zurückgeht. In Ägypten z. B. ist schon jetzt die Einehe die Regel, wenigstens in den Städten. Auch hier liegen die Wege zur Abhilfe vollkommen klar! Professor Weule hat in seinem, in den Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten veröffentlichten Bericht über die Ergebnisse seiner ethnographischen Forschungsreise in den Südosten Deutsch-Ostafrikas das Martyrium des Säuglings in ergreifenden Worten geschildert und Erziehung des Negers zur Hygiene als unsere allerwichtigste Aufgabe bezeichnet. „Wenn man, wie ich", lesen wir dort auf Seite 141, „Zeuge sein mußte, wie den schwarzen Müttern vielleicht nicht der Wille, wohl aber die Möglichkeit einer sachgemäßen hygienischen Behandlung ihrer Kleinen gänzlich fehlt, wie diesen unglücklichen Würmern die Gelenkbeugen von den ätzenden Flüssigkeiten der eigenen Fäkalien zerfressen waren, wie die Augen, den Fliegen und anderen Insekten hilflos preisgegeben, einen wahrhaft bejammernswerten Anblick darboten, wie schließlich aus Mund und Nasenlöchern dicke „Schwämmchen" hervorquollen und wie zu allerletzt bei so vielen die zarte Haut wie Fischschuppen erglänzte, so wird man unweigerlich den Ruf nach Hilfe erheben müssen." Auch Weule erwähnt als eine der Ursachen dieser traurigen Zustände „die tägliche Fronarbeit"! „Das Kind wandert in den rucksackartigen Behälter auf dem Rücken der Mutter, und dann ist es mit der Säuglingspflege ein für allemal vorbei." Wird es hier auch nicht besonders ausgesprochen, so ist doch deutlich genug zu verstehen, daß es der Negerfrau in erster Linie an Zeit fehlt, genügend auf den Säugling zu achten. Daraus ergibt sich auch hier wieder die Forderung, die Negermutter nach Möglichkeit von der Feldarbeit zu entlasten.

Also Erziehung des männlichen Negers zur Arbeit und der Negerin zur Hygiene, das sind die Forderungen, die man in erster Linie erheben muß, wenn man eine Beseitigung der Vielweiberei anstrebt. Ohne die Erfüllung der ersten Forderung wird auch die zweite nie vollkommen zur Durchführung gelangen können.

Gerhard Ouckama Knoop.

Eine Studie von Kurt Martens (Loschwitz).

Von dem Bremer Patriziersohn Gerhard Ouckama Knoop hat sich einer der Wenigen gefunden, die noch herzhaft Zeugnis ablegen für das fast vergessene Deutschland unsrer Großväter, die das Erbe ihrer still adeligen Gesinnung, ihrer gediegenen Bildung, ihrer würdigen Formen getreulich hüten. Ein moderner Schriftsteller von

Digitized by Google

altfränkischer Tradition, ein überlegener Beobachter und starkgeistiger, vorurteilsfreier Denker, dabei konservativ bis in die Knochen!

Ouckama Knoop hat eine größere Anzahl von Romanen geschrieben, mehrere Novellen-Sammlungen und als sein Bestes zwei schmale Bändchen rein reflektiven Charakters, die unter dem Titel „Sebald Soekers Vollendung“*) und „Aus den Papieren des Freiherrn von Skarpl“**) den letzten und feinsten Extrakt seiner diskreten Persönlichkeit geben.

All seine Bücher sind keine Ware für Leihbibliotheken; das Schmökerhafte liegt ihnen meilenfern. Sie verzichten auf die billigen Reizmittel der Spannung und bewegten Begebenheiten. Um ihres vollen Wertes froh zu werden, muß man sie besitzen, muß zu gelegener Zeit gemütlich in ihnen blättern und so die Schönheiten ihrer intimen Details durch wiederholtes Lesen und Durchdenken sich allmählich ganz zu eigen machen.

Das Wesentliche und Originale an diesem Autor ist sein Kulturstandpunkt, nämlich die ablehnende Haltung, die er dem Amerikanismus und dem damit verwandten modernen Plebejertum gegenüber einnimmt, sein aristokratisches Gefühlsleben, sein enger Zusammenhang mit den Idealen jenes früheren, durchgeistigten Deutschlands, das als ein Land der Dichter und Denker die Sympathie des gesamten Europas genoß. Zur ausdrücklichen Vertretung dieses Standpunktes hat sich Knoop zwei Gestalten erfunden, deren Gegensatz wohl in seiner eigenen Natur begründet ist, die des ironisch verneinenden, analytischen Freiherrn von Skarpl und die des naiv bejahenden, synthetischen Sebald Soeker. Jene lebt ganz in der Kritik neudeutscher Afterkultur, diese vertieft sich in das ideale, das „innere“ Deutschtum als in eine Blüte vornehmster Menschlichkeit.

In dem Roman „Sebald Soekers Pilgerfahrt“***) tritt uns dieser Ideal-Typus des deutschen Jünglings zuerst entgegen, und zwar als weltfremder Hinterwäldler. Ein echter deutscher Michel, in erfreulichster Spielart humoristisch aufgefaßt, durchwandert er das Land seiner Abkunft, überall strauchelnd über Unsitten und Anstoß erregend unter seinen geschmacklosen, vulgären und verlogenen Zeitgenossen. Ein reiner Tor, ein natürlicher, unverbildeter Mensch, der den Unsitten, wo er sie findet, in aller Unbefangenheit gesunde Wahrheiten ins Gesicht sagt, zieht er seines Weges durchs deutsche Vaterland, „als der einzig noch übrig gebliebene echte Deutsche“. Allerorten fällt er auf durch sein in edler Einfalt impulsives Handeln. Nur einige unserer Damen lieben zur Abwechslung auch einmal solche Käuze. Allerorten begegnen ihm die gespreizten Manieren und die plumpe Lebensweise von Parvenüs. Befremdet und belustigt nimmt er teil an modischen Festen mit ihrem protzenhaften Prunk, an Monster-Bällen und Wohltätigkeits-Bazaren, wo Herren und Damen ihre armselige Eitelkeit spazieren führen und um jeden Preis eine gesellschaftliche Rolle zu spielen suchen.

In „Sebald Soekers Vollendung“ tritt dann der gealterte und gereifte Soeker auf, mit einem Tagebuche voll köstlicher Lebensweisheit. Immer wieder beschäftigt ihn das Wesen eines idealen Deutschtums. Bitter bemerkt er von den Irrfahrten seiner Jugend: „Ich hatte noch nicht eingesehen, daß der moderne Deutsche seine allzu deutschen Vorfahren vergessen muß“. Und weiter: „der Panzer, welcher dem Germanen im Kampfe des Lebens nötig ist, heißt: Exklusivität. Exklusiv ist alles Vornehme: der Bauer, der Schiffer, der orthodoxe Jude. Aber die Kurtisanen der Trivialität möchten ihm seine Exklusivität abschmeicheln, wie Delila dem Simson seine Haare . . . .“ Er bekennt seine Vorliebe für den Offiziersstand, seine Abneigung gegen Unteroffiziere und Reserveleutnants. Als notwendigster Bestandteil echter Vornehmheit erscheint ihm ein bescheidenes, zurückhaltendes, unauffälliges Benehmen. An der öffentlichen und geselligen Tagesordnung aber ist die laute, großschnäuzige Wichtigtuerei. Die kurzsichtige Menge pflegt eben nur den, der von geringen Mitteln viel Aufhebens macht, mit Respekt zu begrüßen und — auf das Literaturgebiet angewandt — ihn wegen seiner „Frische“ zu loben. Deshalb „werden die eigentlichen Aristokraten von Weltbegebenheiten selten zur Macht geführt; sie wünschen es auch nicht, sondern halten sich zart und stolz beiseite“. Immerhin „soll man die Jugend lieber an den Männern des Mißerfolges aufrichten. Erfolg hat etwas Unvornehmes“. Den Männern der Tat wirft Soeker-Knoop mit Recht ihren völligen Mangel an Ironie vor. „Sie haben die Naivität des kleinen Menschen, der sich wichtig fühlt“. Vulgäre Geister sind es, denen das Befehlen Freude macht, vulgär ist das Bestreben, sich unter den Menschen „zur Geltung zu bringen“. —

Auch der ironisch überlegene Freiherr v. Skarpl tritt als Freund und Mentor Sebald Soekers schon in dessen „Pilgerfahrt“ auf. Die Darstellung seiner bemerkenswertesten Ansichten und seiner drolligen Eheenttäuschungen bildet den Inhalt von Knoops neuestem Werk „Aus den Papieren des Freiherrn v. Skarpl“. Wie liebenswert in all seiner „Frivolität“, liebenswert als ein feingeistiger, tiefsinniger und tief erheiternder Mensch erscheint doch dieser steirische Edelmann mit dem Einschlag von Bohème! Einer jener zahlreichen Ur-Aristokraten, wie wir ihnen in Kunst und Literatur jetzt immer häufiger begegnen: Überläufer aus der Welt ihrer gut bürgerlich gewordenen Standesgenossen, stolze, schrankenlose Persönlichkeiten von bestem Geschmack und reichem Wissen,

*) Insel-Verlag, Leipzig.
**) Egon Fleischel & Co., Berlin.
***) Insel-Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

die nur deshalb als frivol verschrien sind, weil sie unter allen Lebenserfahrungen und bitteren Erkenntnissen doch das Lachen nicht verlernt haben. Weniger ernsthaft und produktiv als unsere Sebald Soekers, sind sie dafür um so beweglicher, geistreicher und witziger und stets treffend in ihrem satirischen Schneid. Von seinem Familienstolz hat dieser entgleiste Freiherr durchaus nichts eingebüßt. Die ganze deutsche Kultur möchte er am liebsten aus Familiensinn und Familienstolz erneuert sehen. Seiner Meinung nach sind die alten, vornehmen Familien vollständig berechtigt zu sagen: Unser Dasein ist für das Land ein wesentlicher, wenn auch zunächst nur ideeller Vorteil. Deshalb sollte man ihre Zukunft womöglich durch eine hohe Rente sicherstellen. Nur sind leider die meisten unsrer modernen Aristokraten nichts weiter als herausgeputzte Kleinbürger. — Ebenso wie Soeker verbreitet sich auch der Freiherr v. Skarpl über alle Gebiete unsres öffentlichen und privaten Lebens, über Malerei und Musik, über Ehe und Kindererziehung, über Presse und Politik, und nicht eine einzige Seite findet sich in seinen achtlos übereinander geschichteten Papieren, auf der er nicht in graziösester Manier, gleichsam aus freiem Handgelenk, auf irgendeinen mit Unrecht veralteten Standpunkt hinwiese oder eine weite Perspektive eröffnete. —

Auch in den Romanen und Novellen Ouckama Knoops sind die rein gedanklichen Partien, seine Betrachtungen und kritischen Glossen, sein liebenswürdiger Spott und seine aus getäuschtem Idealismus erwachsene Ironie die wertvollsten Bestandteile.

Seine frühesten Werke, „Die Kaburg“, „Die Dekadenten“, „Die erlösende Wahrheit“, stehen noch nicht ganz auf der Höhe der späteren. Wundervoll aber ist schon der Roman „Das Element“*) mit seiner künstlerisch gebändigten Glut und der symbolischen Gestalt des reinen, ringenden Jünglings, der in Flammen Untergang und Erlösung findet.

„Hermann Osleb“**) führt zurück in die vom Dichter so verehrte Zeit unsrer Großeltern, in das ernste und gemessene Patriziertum der sechziger Jahre. Hier wie in dem folgenden Roman „Nadeshda Bacchini“**) offenbart sich Knoops Hauptkunst, Charaktere zu schaffen, sie aus einem Gedankenblock wie ein Bildhauer Schlag um Schlag von innen heraus zu meißeln, sie mit Stimmung von Ort und Zeit wie mit einer flimmernden Atmosphäre zu umgeben, am glänzendsten.

In „Nadeshda Bacchini“ finden wir Ouckama Knoops satirische Betrachtungsweise zu einem überaus anmutigen und liebenswürdigen Humor verklärt. Humoristisch ist schon die Titelheldin gesehen, eine junge, russische Witwe, die im Überschwange ihres gütigen Herzens — ähnlich wie Sebald Soeker — der Borniertheit und Herzenskälte der Normalmenschen nahezu hilflos gegenübersteht und namentlich mit ihren Freiern allerhand üble Erfahrungen machen muß. Eine bunte Schar der drolligsten Patrone zieht durch ihre Villa am Starnberger See, an der Spitze ihre Nachbarn, drei unverbesserliche Junggesellen, die in der Komödie ihrer Liebesaffären den Chorus spielen und zugleich dem Dichter als Sprachrohr für seine nachdenklich witzigen Glossen dienen.

Zum Schlusse möge Gesinnung und Ziel des Dichters Ouckama Knoop zusammengefaßt stehen in dem Idealbild einer Zivilisation, das er seinen Sebald Soeker entwerfen läßt: „ . . . . ein gehaltvoll freies, kräftig-heiteres Wesen, eine ruhige Vertrautheit mit den Wechselfällen des Geschickes, lebhafter Mut ohne Eitelkeit, schönes Maß ohne alle Menschenfurcht! Es gibt nur einen Weg, diesen Zustand zu erreichen: durch stolz-genügsame Selbstbeschränkung.“

*) Insel-Verlag, Leipzig.
**) Egon Fleischel & Co., Berlin.

Der Pariser Herbstsalon.

Von **Otto Grautoff** (Paris).

Ein Ereignis bedeutungsvoller Art macht uns Deutschen den diesjährigen Pariser Herbstsalon wertvoll. Zum ersten Male wird innerhalb einer öffentlichen Kunstausstellung der französischen Hauptstadt in einem besonderen Saale ein geschlossener Überblick über das Lebenswerk eines deutschen Meisters gegeben. Das Zustandekommen dieser schönen Idee ist der liebenswürdigen Initiative des Herbstsalons und seines Präsidenten Frantz Jourdain zu danken. Mit dem freundlichsten Entgegenkommen hat diese unternehmungsmutigste Künstlergruppe alles aufgeboten, um Hans v. Marées in Paris würdig zu empfangen. Der große Hauptsaal hinter dem Eingang, der von den Champs-Elysées in das Grand Palais führt, wurde der Ausstellung eingeräumt. Der an sich ungünstige Saal wurde durch geschickte Einbauten nach Angaben von Charles Guérin und Manguin so umgestaltet, daß zwei große und doch intime Räume geschaffen wurden, in denen 29 Gemälde des Meisters in vorteilhaftem, seitlichem Nordlicht zu wundervoller Wirkung kommen. Fehlt der Pariser Marées-Ausstellung der große und feierliche Charakter des Berliner und Münchner Arrangements, so ist doch dadurch eine ernste, würdige Inszenierung erreicht, daß Marées in einem besonderen Flügel des Herbstsalons, fern der Tageskunst, untergebracht ist.

Wir fragten uns, welche Aufnahme unser Meister im fremden Lande finden würde. Der Tag der Vernissage, dem wir mit klopfendem Herzen entgegensahen, zerstreute alle Befürchtungen und bereitete uns die Freude eines schönen und großen Erfolges. Mehrere

Digitized by Google

Pariser Zeitungen, wie Gil Blas, Journal des Débats, Les Nouvelles und L'Aurore, hatten in freundlichen Vornotizen das Interesse für die Ausstellung geweckt. Am Eröffnungstage selbst bewiesen Arsène Alexandre und Louis Vauxcelles dem Meister in ihren Besprechungen des Salons liebenswürdiges Verständnis; und der alte Théodore Duret machte für die jüngeren Künstler in rührender Weise den Interpreten. Für das nachhaltige Interesse an Marées ist es bezeichnend, daß in den nächsten Wochen die Gazette des Beaux-Arts, La grande revue, La revue de Paris, La société nouvelle ausführliche, teilweise illustrierte Würdigungen des Meisters veröffentlichen werden. Übersteigt die Aufnahme, die Marées in der literarischen Welt in Paris gefunden hat, schon die Erwartungen, so ist die ernste Teilnahme der Künstler Frankreichs an dieser Ausstellung noch eine weit größere Freude. Denn ihnen galt doch hauptsächlich die Reise der Bilder, zu denen die Besitzer nicht leichthin die Erlaubnis gewährten. Einer der ältesten und wärmsten Bewunderer ist Maurice Denis, der viele Werke von seinen deutschen Reisen her schon kannte. Neben ihm war Marées besonders für Guérin, Manguin, Laprade, Redon, Lacoste und Naudin eine Offenbarung. Auch Rodin enthusiasmierte sich vor den Gemälden, während andere, die auf die Hellmalerei eingeschworen sind, Marées schroff ablehnten. Doch auch sie empfanden die hohe Gesinnung, das faustische Ringen und das heiße Temperament des Deutschen als Achtung gebietend. Ein Meister, der Diskussionen entfacht, erscheint auch vor denen, die gegen ihn zeugen, nicht gering.

Während die Marées-Ausstellung in Paris ein so schönes und starkes Echo findet, ist der deutsche Saal, den eine Gruppe jüngerer Künstler im Herbstsalon installierte, nicht geeignet, das Ansehen der deutschen Kunst im Auslande zu fördern. Erscheint die Gruppierung der Deutschen zufällig, so sind die Qualitäten der einzelnen Arbeiten so eklektisch durchschnittlich, daß sich keine starken Persönlichkeiten aus ihnen abheben. Eine Ausnahme bildet Hans Beckmann. Während seine neueren Malereien als Gefühlsausdruck und Entwicklung von Farbengedanken verworren sind, erscheinen in älteren Bildern seiner Hand, Aufbau der Form und Gruppierung der Farben als notwendiger Ausdruck eines starken Gefühls. In ihnen sind mit der Farbe räumliche Wirkungen geschaffen, in denen die Hauptakzente der Koloristik sich mit den Hauptakzenten des stofflichen Vorwurfs decken, so daß Form und Stoff zu einer Einheit werden, die durch das Auge zu unserem Gefühl sprechen. Außerhalb dieser Gruppe deutscher Künstler tritt Rudolf Tewes auf. Er gehört zu den wenigen, die das Entscheidende bei van Gogh erfaßt haben. Seine nackte Frau hat nicht die Vehemenz des van Goghschen Temperamentes; sie ist auch nicht in den wilden Farbenkombinationen des großen Holländers gehalten. In der Struktur der Linien, der klugen Abwägung von Überschneidungen und ruhigen Flächen erkennt man van Goghsche Einflüsse. In der Vereinfachung der Formen strebt er nach einem summarischen Vortrag. Ein junger Sachse, Kurt Kühn, der wie Tewes seit Jahren in Paris lebt, beweist einen bemerkenswerten Willen. Wertvolles scheint er in letzter Zeit von Henri Matisse gelernt zu haben. Der Ernst des Stofflichen, die großen Gesten seiner Figuren verleiten, ihn trotz vieler Unzulänglichkeiten wie einen verjüngten Puvis zu begrüßen. Sein Temperament ist nicht so kühl wie das des Franzosen, seine Sprache nicht so magistral. Kühns großem Panneau mangelt räumliche Tiefe und Leuchtkraft der Farben; er ist noch zu sehr an der Oberfläche geblieben. Am stärksten wirkt die edle und großartige Harmonie seiner Linien, die einen tief innerlichen Instinkt lebendig machen und gute, dekorative Wirkung haben. Die Berlinerin Sophie Wolff hat sieben Bilder ausgestellt, liebenswürdige, geschmackvolle Arbeiten einer vornehmen, weiblichen Anschauungswelt. Ihr droht die Gefahr, im Süßlichen zu verflachen, während sie ihre Farben in eine Einheit zu bringen sich müht. Was sonst von deutscher Malerei im Herbstsalon zu sehen ist, überragt nicht den Durchschnitt.

Von den Bildern der Franzosen vermögen nur wenige zu erwärmen. Der Kreis der führenden Künstler des Herbstsalons gewährt keine neuen Ausblicke. Das Niveau ist gut, von Geschicklichkeit gestützt und von Geschmack erleuchtet. Man vermißt eine aufwärts steigende Entwicklungslinie, die jeder in der Bilderschau einer jungen Künstlergruppe sucht. Daß in einer solchen Ausstellung auch Minderwertiges sichtbar wird, mag als notwendiges oder unvermeidliches Übel Geltung haben. Daß aber diejenigen Künstler, denen unsere Hoffnung galt, stehen bleiben, sich beständig wiederholen und dadurch notwendigerweise verflachen, stimmt traurig. Von ihnen erwarteten wir nicht hübsche, kleine Bildchen, mit Geschmack vorteilhaft dargestellt, sondern Kunstwerke, deren Linien und Farben uns ein starkes, inneres Erleben widerspiegeln. Aber nur sehr wenige Bilder vermögen uns durch Stoff und Form lebhaft zu interessieren. Zu ihnen gehört Vallottons Bild zweier Ringer. Mag man sich vielleicht an Ingres klassischen Zauber in dem Fluß der Linien erinnern, fühlt man in der schönen Biegung der Akte zueinander ein warmes Temperament, so ist doch die Farblosigkeit dieser Gestalten so traurig, daß man von koloristischen Qualitäten überhaupt nicht sprechen kann. Kräftiger und größer erscheinen die beiden Stilleben von Henri Matisse. Der Künstler, der soviel Kopfschütteln erregt hat, tritt in diesem Jahre mit zahmeren Arbeiten vor das Publikum. Ist sein Mut zager geworden, sein Wille zum Stil unsicherer? Es scheint, daß sein Streben zurück auf die Art seiner früheren Arbeiten geht.

Digitized by Google

Natürlich beweisen die beiden Stilleben von neuem die starke Begabung des Künstlers, wenn auch in ihnen die energischen Anstrengungen zu einer neuen Linienkunst unterdrückt sind, in deren Arabesken Matisse bisher seine Gedanken und Empfindungen so befremdend mitteilte, daß ihm oft schwer zu folgen war. In den diesjährigen Stilleben geht Matisse vom farbigen Augenerlebnis aus, schafft mit der Farbe den Raum und die Plastik der Formen und gelangt durch die Einseitigkeit seiner Mittel, die ein sehr reiner Geschmack beflügelt, auf leichte Weise zu einer schönen Harmonie von Stoff und Form. Der Einwand, daß jedes Blumenblatt in der Natur mannigfaltige Schattierungen und lineare Überschneidungen dem Auge sichtbar macht, welche Matisse unterdrückt, ist unstatthaft. Denn seine Bilder sind nicht photographische Reproduktionen der Natur, sondern künstlerische Interpretationen, deren wesentlicher Zweck ist die Empfindung, die ein Naturbild in ihm auslöst, so überzeugend auf die Leinwand zu bannen, daß die Menschen in ihrem Empfinden getroffen werden. Jede Farbe wirkt durch unser Auge auf unsere Psyche. Die Wirkung, die eine einzelne Farbe erzeugt, kann durch den nachbarlichen Ton aufgehoben oder vertieft werden. Die eine Farbe kann auch durch die sie umgebenden Modellierung erhalten; sie vermag einen Raum zu schaffen und zu weiten. Und so geschieht es nun, daß wir in Matisses Stilleben, ohne daß er lineare Unterstützung verwendet, auf einem Tisch, der tief im Raume steht, einen Blumenstrauß sehen, dessen freudig-frohe Farbe uns die angenehme Empfindung des Frühlings gibt. Die klare und reine Harmonie der Farben spricht sanft und köstlich zu uns. Mehr noch als Matisse arbeitet van Dongen mit ungebrochenen Tönen als Wirkungsmittel auf die seelische Stimmung. Er arbeitet mit scharfen, farbigen Gegensätzen von Weiß, Blau, Schwarz, deformiert die Struktur der Körperformen, unterschlägt die Übergänge der Linien, um den beabsichtigten Eindruck eines Greises oder einer Cocotte stark herauszubringen. Naturgemäß gleitet er hierbei ins Groteske. Doch das sind die Kinderkrankheiten aller Stilisierungsversuche, die ein Talent überwindet.

Unter den Plastiken des Herbstsalons ist eine Bronze Rodins die mächtigste. Die Einheitlichkeit von Form und Stoff seines kauernden Weibes überzeugt von neuem von seiner gewaltigen Persönlichkeit. Das Problem, das der Zwang dem Künstler stellt, zwischen Gesetzmäßigkeit und Individualismus zu wählen, erscheint hier dadurch so glücklich, daß Rodin beide verquickt. Fühlen wir einerseits hier die weiblichen Formen durch, die die Naturwissenschaft uns als die allgemeinen erkennen gelehrt hat, so erblicken wir andrerseits in der Stellung des weiblichen Körpers, in der Behandlung der Flächen, der straffen Linienführung eine persönliche Auffassung, die mit dem Allgemeinen so einheitlich verschmolzen ist, daß sie sich zum Typischen erhebt. Es ist nicht mehr Innerlichkeit in die Bronze hineingesenkt, als sie zu tragen vermag. Wieviel sie davon tragen kann, lehrte den Meister Erfahrung und Tradition. So ist also auch dieses Werk des Siebzigers vollendet geworden, nicht weil es individuell ist, sondern weil es alle guten Faktoren gesunder Tradition, kluger Erfahrung und persönlichen Empfindens so glücklich vereint, daß dieses Werk etwas Allgemeinwertiges geworden ist, an dem kein Mensch empfindungslos vorübergehen kann. Indessen der greise Rodin immer noch wächst, scheint Aristide Maillol nicht weiter zu gelangen. Während seine liebliche Knabenfigur, deren künstliche Patina unvorteilhaft wirkt, in der geschlossenen Silhouette, in dem sanften Fluß der Linien und den milden gegensätzlichen Flächen vorteilhaft wirkt, sind die Einzelheiten seines kauernden Weibes unzureichend, die stumpfe Wölbung des Rückens häßlich. Die naturalistische Durchbildung einzelner Flächen entschädigt dafür nicht. Bourdelles Statue des Bildhauers Carpeaux ist die Arbeit eines schwachen Eklektikers. Dagegen wirkt unser Bernhard Hoetger in diesem Jahre besonders stark. Ihm ist die Vertiefung in die asiatische Kunst zum Heile geworden. Mehr als Maillol erscheint heute Hoetger als der strenge Antipode Rodins. Seine ersten Versuche waren nicht frei von dem Einfluß Gauguinscher Deformationen. Diese Deformationen führten ihn zur Primitivität; die Primitivität zu den großen Linien, zum geschlossenen Umriß, zur glatten Fläche. So wurde er der logische Widerspruch Rodins. In dem ebenen Guß seiner Bronzen scheint sich wie ehemals in Rodins rauhen Bronzen ein neuer plastischer Stil anzukünden, der eine Erlösung aus der Differenziertheit bedeutet. Unter den kunstgewerblichen Arbeiten des Salons erfreuen wiederum Lenoble und Massoul durch schöne, farbenreiche Keramiken, Hamm durch hübsche Kleinkunst, Majorell durch interessante Möbel, die deutsche Annie Hystak durch sinnreiche, gut gearbeitete Silberarbeiten, Jean Wislicenus durch anmutige Stickereien.

Wer den Enkeln Leonardos und Tizians Höflichkeit erweisen will, schweigt am besten über die große Ausstellung italienischer Kunst, die fast die ganzen Parterreräume einnimmt.

Eine Sonderausstellung Steinlenscher Lithographien, eine Ausstellung von Prachtwerken und eine von Frau Besnard zusammengestellte Ausstellung kindlicher Zeichnungen und Schulgegenstände gibt zu besonders neuartigen Betrachtungen kaum Anlaß.

Digitized by Google

Märkische Pastelle.

Von **Frida Schanz** (Berlin).

I.

Die hohen Kieferstämme ragen golden.
Das Schilf im See steht einzeln hingemalt.
Ein scharfes Licht, das schräg aus Wolken strahlt,
Hebt jeden Spitzenstich der Schierlingsdolden.
Kinder am Ufer, mohnrot angetan,
Im frohen Spiel aus Wasserrosen bechernd.
Zwei grüne Entchen ziehen ihre Bahn,
Den schwarzen See quecksilberblank durchfächernd.

II.

Der alte Park im Lächeln neuer Jugend,
Das Rasengrün mit Steinbrech weiß durchspritzt,
Das alte Schloß aus großen Augen lugend,
Aus Altersaugen, drin die Sonne blitzt.
Ein ganzer Wald von purpurlila Flieder,
Der Faulbaum weht, das müde Brünnlein rinnt.
Die schlanke Birke dehnt die feinen Glieder,
Um die sie grüne Spitzenschleier spinnt.

III.

In weichem Dämmerblau zerfließt das Land.
Ein feiner Streif steht noch vom Abendfeuer.
Kirschbäume schlagen wie ein weißer Brand
Im letzten Licht aus dunkelndem Gemäuer.
Die großen alten Heimatbäume stehn
Ums niedre Dorf mit wolkenzarten Kronen.
Die Kirche läßt den schlanken Umriß sehn.
Es schimmern Kreuzlein, wo die Toten wohnen.

IV.

Im weißen Sande prangen die geringen
Windschiefen Birken, bräutlich anzusehn.
Schwarz starrt die Heide, weiße Wege gehn.
Der Äther schwirrt von blauen Schmetterlingen,
In flachen Wellen wogt das weite Land,
Von fernen Kiefern nachtblau abgeschlossen.
Der Ginster scheint mit übermütger Hand
Aus goldnen Eimern drüber ausgegossen.

V.

Im Graswuchs, der die Hänge überkleidet,
Weiden sich graue Schafe hügelan.
Der Himmel drüber ist ein blauer Plan,
Drauf eine Herde Silberwolken weidet.
Geschäftig kreist ein spitzer, schwarzer Hund.
Der Schäfer geht, als weide er Gedanken,
In starken Linien heben Brombeerranken
Sich erdschön ab vom Himmelsweidegrund.

VI.

Kaltgrau die Dämmrung. Nur ein Lichtchen lebt
Am Uferrand und zittert durch den Weiher.
Die Linden dunkeln. Erd und Himmel webt
An einem einzgen großen Heimwehschleier.
Ein dunkler Wolkenwall, mit gradem Strich
Abschneidend und den ganzen Westen deckend. —
Jetzt blitzt ein Stern und zittert heimatlich; —
Nein, nur noch ein viel tiefres Heimweh weckend!

VII.

Ein Baumweg führt zum alten Friedhof ein: —
Sehr alte Birken, die wie Fürsten trauern.
Brombeergerank umarmt die morschen Mauern.
Scharlachne Nelken nisten im Gestein.
Blauglockenbüschel spielen Grabgeläut.
Ein paar zermürbte Marmorknäufe ragen.
Verholzter Efeu murrt von toten Tagen. —
Wildrosen lachen ins lebendge Heut.

VIII.

Auf der Gemeindewiese blühn und wildern
Jetzt Löwenzahn und Dorflust um die Wette.
Ein Sternenhimmel! Zwischen Sternenbildern
Ziehn größre Kinder ihre Reigenkette.
Eins, dem ein Kranz auf roten Löckchen liegt,
Scheint die Frau Königin im Sternenländchen.
Ein Kleines, das der Maiwind eingewiegt,
Schläft unterm Kirschbaum, einen Stern im Händchen.

IX.

Die Gräben quellend bunt von Blumenflut.
Rauchblaue Natterzungen, Labkrautdolden,
Tieflila Glocken, Mohn in höchster Glut.
Maßlieb und Butterblumen weiß und golden.
Pechnelken, dunkelrosa, hoch und buschig.
Voll wie ein Strom wallt's hin zum Wiesenmeer.
In zuckendscharfem Tanze, hexig, huschig,
Buntflüglige Libellen drüberher.

Regenwetter.

Von **Wilhelm Meßner** (Berlin).

Es regnet. — Schmutzig graue Dämmerung faulenzt in den Straßen und schüttelt leise ihren nassen Riesenleib, der das ganze Land zudeckt. Die schweren Tropfen plätschern auf dem Asphalt ihr eintöniges Indianerlied dazu.

Draußen im Walde irgendwo unter Kiefern sind Holzfäller an der Arbeit. Was sie anfassen, ist glibberig, von der Axt, von den Stämmen, den Blättern, von ihren Händen tropft es und was sie halten, packen sie mit den Knochen selbst, daß es ihnen nicht entglitschen soll.

Die Haut reißt ein, und das graue Regenwasser, getrübt noch von dem Humus aus den schwieligen Furchen der Hand, mischt sich mit den Rinnsalen blauroten Bluts.

Und das ängstliche, peinliche, lebensmüde, stumpfe Grübeln dieser Männer über ihrer Fronarbeit zeugt ein Echo, zeugt Echo über Echo in

Digitized by Google

den Seelen armer Künstler, die wissen, daß der Herbstregen Tränen bedeutet auf dem Acker des Lebens.

Der Regen, der vom Asphalt der Straße hinabwich in den Rinnstein, das Gaslicht im Zimmer hinter dem grünen Arbeitszimmer mittags um 12 Uhr, die Einsamkeit, in der er seit Wochen in der großen Stadt lebte, die viele Kleinarbeit, die ihn dazu zwang, weil sie den Tag und die halbe Nacht in Anspruch nahm, die Entfernung von seiner Geliebten, ließen den jungen Stadtmenschen das ganze Elend fühlen, das ein Tage alter Herbstregen über Land und Stadt gebracht hatte. Er setzte sich wieder über seine Berechnungen und Baupläne, die er für ein großes Baugeschäft anfertigte. Von da gingen sie unter dem Namen der Firma in die Welt. Er selbst legte keinen Wert auf philisteriöse Handwerksarbeit.

Er wartete auf die Zeit seiner Selbständigkeit, wie das regentrübe Land auf den ersten Sonnenstrahl.

Aber wie er so ohne Eltern, ohne Freunde, ohne die Geliebte seine jungen Tage hinbringen mußte, überwältigte ihn bisweilen eine Angst und quälender Lebensdrang. Und wenn das Tagesdämmern draußen die Augen seiner Wohnstätte beschattete, wenn sich mehr noch als von der belebten Straße sein Blick nach innen wendete, wuchs sein junges Leid in dem engen Zimmer. Die Wände spannten sich wie die beklemmte Brust, und er lief wieder auf und ab und schaute, an den Ecken angelangt, zur Decke hinauf und wieder zu Boden, wie das Tiere der Dschungeln und des Urwalds tun, wenn man sie hinter ein Gitter sperrt, wenige Meter im Geviert.

Der Regen blecherte sein eintöniges Lied dazu. Das Leid der Menschen drängte sich in die Stube. Das Hämmern des armen Schusters unter ihm und die Tränen des verlassenen Mädchens, das ihm morgens den Kaffee brachte, alles, alles, was besser sterben sollte, als diese Last länger dulden, die große, über die Fauna hingesponnene Geselligkeit des leidenden Teils der Menschheit hatte eine Melodie gefunden und seine Farbe in diese Tage des schlimmere Not noch kündenden Herbstes.

Wochenlang hatte die Sonne geschienen, aber er konnte nicht fort zu ihr — das kostete Tage. Nun war der Lohntag nahe, und er mußte in den Regen hinausfahren. Ist denn auch noch die Lust ins Trübe geworfen?

Durch Wälder zu fahren, die keine Sonne lichtet, durch Städte und Dörfer, in denen man das Leid des Regentags ausgebreitet sieht, Straßenzeilen entlang, über Gartenhecken und Bauerngehöften brütend. Wo altes Leben sich unter Strohdächern oder im geschlossnen Wagen verkriecht. Nirgend ein helles Menschenauge. Es war kein Gedanke, der wie eine Erlösung aussah. Das war das Elend in der Fremde.

Von all dem andern gar nicht zu reden, das zwischen ihr und ihm stand und stehen blieb wie eine Wolke.

Da mitten im Chaos seiner Gedanken und Empfindungen tauchte plötzlich unversehens ein liebliches Bild auf. Er saß in der Untergrundbahn. Ringsum Nacht, die Lampen trübe vom Rauch aus dreißig Zigarren, die Luft schwül und dünn vom Atem eines mit Menschen vollgepropften Wagens. Ein unleidlicher Hustenreiz und der Appetit auf eine von seinen eignen Zigaretten stritten in ihm, während er wie zufällig aufblickte und in zwei fröhliche Gesichter mitten hineinsah. So nah, so unvermutet, wie es nur der Trubel und das Hin und Wieder einer Großstadt herbeizaubern kann, ehe man sich dessen versieht. Zwei junge Mädchen unterhielten sich mit einem Manne, und man sah es an den Mienen der einen und des andern, daß es ihr Bräutigam war. Und jedesmal, wenn die ältere, die Braut, gesprochen hatte — die Worte erstarben im Geräusch der Bahn, ehe sie zu ihm kamen —, blickte die jüngere von ihrer Schwester auf den dritten und wieder zur Schwester mit einem Ausdruck fröhlichen Staunens und Bewunderns, die der Braut den ganzen Reichtum ihres eignen Frauenstolzes entlockten. Und das Auge der einen sagte, du bist glücklich, Schwester, und das Auge der Braut sprach, ich bin stark und schön. Welch eine kleine, weite Welt im dunklen Tunnel rauchigen Menschengedränges.

Welch eine kleine, weite Welt, wiederholte er sich jetzt. „Maria.“ — Draußen kamen die plätschernden Regentropfen in einem andern Rhythmus und das breite Dunkel des Herbsttags wurde schwärzer noch, gleich der Nacht. Irgendwo wurde eine Tür zugeschlagen, es war ein kalter, naher Knall, wie wenn der Deckel auf eine große Kiste fällt.

War es ein Traum? Jetzt lag er im Sarg, eben hatte man den Deckel über ihn gestülpt, derweil im Nebenzimmer eine Fiedel die ersten Takte eines Walzers spielte. Schlürfende Schritte, erst langsam, dann wurden sie von den quietschenden, lustigen, wiegenden Strichen der Geige angetrieben, halb gezogen, und dann ging es fein artig, das Schlürfen und Quietschen im dreiviertel Takt, und war wie ein englisches Psalmabsingen im Himmel.

Der Himmel war ganz der Tanzsaal im Dorf bei seiner Heimatstadt und die Engel lustige, komische Gliederpuppen. Der Kronleuchter im Saal brannte trübe, und doch, bis das Licht durch den Spalt der Tür und ein Astloch im Sargdeckel zu ihm hereindrang, war es hell und grell geworden wie strahlendes Sonnenlicht und Sternenglitzern im Himmelssaal. Und es zündete ein Lachen in seiner Seele an, ein lautes, jauchzendes Lachen, davon kein Geräusch an sein Ohr drang, weil es gierig von der Ewigkeit aufgefressen wurde.

Digitized by Google

Er setzte sich in seinen Lehnstuhl, denn ein Sausen ging durch sein Ohr und das Hirn schien eine selbständige Bewegung vorzunehmen, die ihm das Gleichgewicht nahm. Es war eine angenehme Betäubung, der er sich jetzt mit einer zaghaften Lebens- und Neugierde hingab.

Nun saß er plötzlich in der Eisenbahn, wieder sah er das fröhliche, sieghafte Mädchengesicht mit den lachenden, stahlgrauen Augen und der kecken Nase, deren Nüstern sich deutlich blähten. Aber er war allein. Es war nur mehr ein Gesicht, nicht Wirklichkeit. Oder besser, es war von allem Zufälligen befreite Wirklichkeit. — Erinnerung.

Ein ganzes bequemes Eisenbahnabteil hatte er für sich, und die Polster waren angenehm. Er legte den Rücken hinein, der ihm vom gekrümmten Sitzen über dem Schreibtisch wehtat.

Die Telegraphenstangen zwischen der Böschung an dem eingeschachteten Eisenbahndamm in den Vorstädten rannten an ihm vorüber, bis der Ausblick in eine weite Ebene frei wurde, über die ein heller, silbrig goldner Lichtglast in allen Regenbogenfarben schillerte. Wo war nur die Sonne? Er schaute sich vergebens um. Hinter sich ließ er die dunkle Wand des Regentags und drüben war der Regentag, aber gerade vor ihm brannte das Licht, das er nicht sehen konnte. Einen Augenblick überfiel ihn die Angst, es möchte die Erde in die Sonne gefallen sein. Doch das war nur ein Augenblick.

Er saß den Kopf erhoben, die Brust gespannt und legte leise die rechte Hand an die Stirne, sich zu vergewissern, daß er sei. Und gleicherzeit die Gebärde eines Mannes von Stand und Würde nachahmend, der sich an seine vielgeschäftige Stirn faßt, wenn irgend etwas Nebensächliches draußen auf dem Felde seine Aufmerksamkeit von den großen Plänen ablenkt, die ihn ganz in Anspruch nehmen.

Auf der Station, dachte er sich, werde ich mir den Zugführer heranrufen und ihm ein fürstliches Trinkgeld geben, damit er mich weiter allein läßt. Noblesse oblige. Hier unterbrach er sich selbst, denn er wollte auf alle Fälle den Manieren des Protzentums aus dem Wege gehen. Für einen hohen Regierungsbeamten schickte es sich ja gar nicht, Trinkgeld zu geben. Was man doch alles zu bedenken hat! —

Die Landschaft bewegte sich auf ihn zu und es war ihm, als bewege er selbst den Zug vorwärts, indem er einfach die Beine wie ein Engländer gegen den Polstersitz ihm gegenüber stemmte. Er hörte nichts vom Rattern der Wagen, kein Fauchen der Maschine. Und er machte sich Vorwürfe. Hättest du immer so die Regenwelt hinter dich gedrückt mit deinem Blick, wäret ihr längst glücklich.

Es war ihm ein süßes, heimliches, starkes Gefühl, daß er sie nun überraschen werde, vielleicht während sie unruhig an dem langen, schweren, kastanienbraunen Haarzopf flocht oder den Sonnenschirm in die Hand nahm zum Spaziergang auf dem Stadtwall, oder gar Tränen auf die leidenschaftlichen Zeilen seines letzten Briefes weine.

„Ja, da bin ich," wollte er sagen, ganz einfach und gar nicht auf ihre Tränen achten oder sonst irgend etwas, das zufällig ihre Zeit ausfüllte. „Ja, da bin ich, gib mir einen Kuß," — wollte er sagen, das sollte heißen, jetzt bin ich stark und froh und habe alle unsre Feinde besiegt und jetzt bist du mein Weib." Was war da auch übrigens dabei, machen es nicht die Menschen alle so oder die Männer mit den Weibern. Eines Tags, wenn sie die Not des Lebens bezwungen haben, wenn sie Geld genug verdienten oder wenn sie berühmt oder wenn, was auch sein mag, alle sprachen sie doch alle einmal so. Aber sein „Wenn", ja, das war doch ganz etwas andres. — —

Kurz und gut, er wollte keine unnützen Worte mehr verlieren, da war ja gar nichts weiter zu reden nach alledem, was sie schon miteinander und gegen die Welt gestritten hatten. Das alles sollte nun aufhören.

In seiner Erwartung der Geliebten war eine Macht, die sie ihm gegenwärtig machte, und er sprach jetzt lange und eingehend mit ihr über sich und über sie, über seine Forderung und ihre Forderung, über ihr Bestes und sein Bestes, und es wollte sich kein Punkt finden, über den sie in Meinungsverschiedenheiten kommen könnten. Bin ich nicht Staatsbaumeister, bist du nicht die größte Künstlerin? Und sie sagte nur immer Ja, und nirgends, an keiner Ecke des Wagens, aus keiner Gegend der Sonnenlandschaft tauchte irgendein Zweifel auf, irgendein Nein gegen ihren Bund.

Der Zug fuhr das Saaletal hinab und an allen den Städten vorbei, durch die er einst als Student gewandert war und deren Schönheiten er in seiner Studienmappe gesammelt hatte.

„Halt, warte einen Augenblick," riefen ihm die Kirchtürme zu. „Du mußt uns erst noch Lebewohl sagen, wer weiß, ob du noch einmal hier vorüberkommst. Das Leben ist kurz."

„Habe gar keine Zeit," antwortete er. „Ich muß schnell, schnell zu Maria. Das versteht ihr doch, nicht wahr?" Er sah sich noch einmal mitleidig nach ihnen um, denn er wollte gern wissen, was sie ihm antworteten. Da waren sie aber schon wieder im trüben Regenwetter verschwunden. Und von den Bäumen am Fahrdamm hinter ihnen triefte es herab in die Gräben und Wässer, die alles Land überschwemmten. „Vorwärts!" brummte er in sich hinein. „Vorwärts!" — Was einem doch die Rücksichtslosigkeit leicht wird, wenn man ein Jahr Beamter ist und viel in Anspruch genommen ist und immer ein Wichtigeres zu tun hat. Und Bettler standen im Felde und hielten

Digitized by Google

die Mützen. Sie glichen seinem frühern Ich auf ein Haar.

Das Herz wollte ihm zerbrechen vor Mitleid, aber er sah nicht mehr hinter sich und ließ die Dörfer und die Städte und die Menschen in den Feldern winken und rufen, soviel sie wollten, wenn er an ihnen vorübersauste.

„So macht es mir doch nicht so schwer, ihr sollt ja auch einmal glücklich werden in eurem Leben. So macht es mir doch nicht so schwer, ich kann euch doch nicht helfen, wenn ich den Anschluß nicht versäumen will. Ich muß doch, seht doch, ich muß noch heute bei ihr sein, sonst ist es ja zu spät. Das Leben ist kurz, ja das Leben ist kurz. Maria — Maria!"

Und er weinte bitterlich. — Draußen plätscherte der Regen auf dem Asphalt seine alte Todesmelodie. Das Kreuz tat ihm weh und in seinem Zimmer war es so dunkel, daß er nicht bis an die Decke sehen konnte.

Randbemerkungen.

Francisco Ferrer
hat sein Schicksal erfüllt, ob er schuldig war in dem Sinne, in dem man ihn verurteilt hat, läßt sich kaum aus der Ferne erkennen, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakter schon in der Gegenwart. Die Anklage sah in ihm, wenn auch nicht den Anarchisten der Tat, der mit eigener Hand Bomben herstellt und schleudert, so doch den großen Verführer, der die Hand der andern zur Tat bewaffnet. Seine Freunde sehen in ihm den hochsinnigen Schwärmer, der sein Volk von dem dumpfen Druck des Klerikalismus durch Errichtung freier Schulen erlösen und ihm eine schöne, nutzbringende Zukunft erschließen will. Wenn aber eine überraschend starke Bewegung auch jenseits der spanischen Grenzen die Gemüter ergriffen hat, so liegt der Grund in der Erkenntnis, daß die letzte und schwerste Schuld nicht von diesem einzelnen Manne begangen worden ist, auch wenn er auf den Irrwegen des Anarchismus wandelte, sondern daß sie dort ruht, wo der Geist der Inquisition seit Jahrhunderten gleich dem Samum vergiftend und tötend über die Lande fuhr. Der Tod Ferrers hat plötzlich das Verständnis für die klerikale Gefahr geschärft und hat die stärkste Bewegung gerade dort hervorgerufen, wohin der protestantische Geist am wenigsten gedrungen ist. Indem aber der Protest die Grenzen des Gesetzes und selbst der Vernünftigkeit überschreitet, indem Gewalttat und Unordnung sich an seine Fersen heften, düngt er nur die Felder eben des Klerikalismus, gegen den er sich doch richten will. Den Einschlag der Satire aber liefert bei allem Jammer die Tatsache, daß König Eduard der Aufgeklärte eine Tochter seines Hauses als Vermittlerin ewiger Freundschaft in das Land entsandte, dessen Boden jetzt die Gebeine des hingerichteten Ferrer umschließen, wie er, der Hort der freien englischen Verfassung, ja auch der brünstige Freund des Zaren ist, der jeden nach Sibirien schickt, der eine ebensolche freie russische Verfassung erstrebt. Zn.

* * *

Die Freiheit der Wissenschaft
ist das Thema des Hochschultages zu Leipzig gewesen. Man hat keine Beschlüsse gefaßt, man hat nur theoretisch dieses Problem behandelt, das in einem protestantischen Lande so einfach scheint, und das sich doch so schwer kompliziert, sobald die Gefahr auftaucht, daß die völlig befreite Wissenschaft ihre Wucht gegen den Staat und seine Grundlagen richtet. Gibt es eine Pflicht des Staates, sich selbst die Henker und Totengräber heranzumästen, sich die Zukunft zu vernichten, indem er die Jugend an die eignen Feinde ausliefert? Der Sozialismus fordert den Lehrstuhl an der Universität als sein Recht, er leugnet es ab, daß es sich um die ganze Persönlichkeit des Lehrers, nicht bloß um seine wissenschaftlichen Gaben handelt, er will seine Anhänger selbst zu Lehrern des Staatsrechts und der Geschichte bestellen, er will also das Recht lehren, das er bekämpft, die Geschichte erklären und für sie begeistern, die er doch für eine große Lüge ausgibt. Und er vergißt bei allem, daß gerade der Sozialismus die geistige Gebundenheit fordert, daß er jeden aus seinen Reihen ausstößt, der nicht auf das Dogma schwört, daß er das Recht als Verkünder der Wissenschaft fordert, während er seinem ganzen Wesen nach formelgläubig, also unwissenschaftlich ist. Darum war es vernünftig, daß der Leipziger Hochschultag ihm keine Konzessionen machte, sondern an den Grundsätzen festhielt, die das deutsche Geistesleben zur Blüte und die deutschen Hochschulen zu Musteranstalten machten. Zn.

* * *

Der Atheisteneid!
Immer wirft man uns Österreichern vor, daß wir nicht originell seien; diese Behauptung ist nun gründlich widerlegt. Wir haben etwas geschaffen: Den Atheisteneid! Hört zu: Die gesetzliche Formel für den Eid vor Gericht lautet: Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen reinen Eid. In einem deutschböhmischen Konkursverfahren erklärten nun drei zum Eide Aufgeforderte, den Offenbarungseid nicht leisten zu können, da sie Atheisten seien. Tableau! Das Kreisgericht nimmt nun den Eid, mit Hinweglassung der Worte „bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden", ab in der Form, „wir schwören einen reinen Eid". Ebenso entschied, auf ein Rekurs des in seinen Gefühlen verletzten Masseverwalters, das Oberlandesgericht. Es wäre gegen den ethischen und religiösen Charakter des Eides, wenn Atheisten, die nicht an Gott glauben, den Eid unter Anrufung Gottes leisteten. Der Oberste Gerichtshof hob aber diesen Beschluß auf: Der Eid müsse in der vom Gesetz vorgeschriebenen Form abgelegt werden. Bei Personen, die an Gott nicht glauben, könne von der gesetzlichen Formel nicht abgesehen werden. Übrigens entziehe sich die Behauptung eines Schwurpflichtigen, er glaube nicht an Gott, jeder gerichtlichen Kontrolle. Das ist der Atheisteneid! Du mußt schwören, bei etwas, an das du nicht glaubst; das Gericht fällt nach diesem gesetzlichen Eid seinen Spruch und alles ist gut. Gerichte und Eide müssen vielleicht sein, aber man sollte den Leuten doch nicht von vornherein sagen — „wir wollen Unaufrichtigkeit, damit dem Gesetze genügt ist". Originell ist dies allerdings! Walter von Molo (Wien).

* * *

Eine Volksbewegung.
Die Berliner haben bekanntlich enorm viel zu tun, und fürs Vergnügen bleibt ihnen keine Zeit. Sie widmen sich daher nur der ernstesten Arbeit. In der Nacht vom zweiten Sonntag zum Montag des Monats Oktober versammelten sich Unter den Linden in Berlin Hunderte dieser ernsten Berliner zu einem überaus ernsten Zweck. Die Versammlung tagte die ganze Nacht, und die angestrengten Bemühungen der Schutzmannschaft, die Leute von der Zwecklosigkeit ihres Beginnens zu überzeugen, blieben erfolglos. Heute — nach geschehener Tat — muß der kritische Betrachter sagen, daß das Beginnen der Schutzleute erfolglos sein mußte. Denn wenn die ernsthaften Berliner, die keine Zeit haben, durchaus die ganze Nacht etwas wollen, dann erreichen sie es, ob die hohe Polizei will oder nicht. Es wäre deshalb vielleicht aussichtsreicher gewesen, der Schutzmannschaft zuzureden, daß sie endlich begreifen möge, wie aussichtslos ihr freundliches und energisches Zureden sei, daß die Versammlung „auseinandergehe". Am Morgen sah das die Schutzmannschaft wahrscheinlich selbst ein. Denn unter der einigen Menge kam es am Morgen zu einer kleinen Schlacht zwischen den Versammelten und der hohen Obrigkeit. Den

Digitized by Google

Kampfplatz bedeckten einige hundert Hüte, Schirme, Stöcke und Kleider. Blut floß aus manchem harten Schädel. Die Verwundeten konnten sich, nachdem ihnen Notverbände angelegt waren, teils selbst entfernen, teils nach Hause und ins Krankenhaus transportiert werden. Die Kämpfenden hatten sonst keinerlei Verluste an Menschenleben zu beklagen. Worum eigentlich in der Straße Unter den Linden gekämpft wurde? Und welches hohe Ziel die Streiter erreicht haben? Unter den Linden steht das Königliche Opernhaus, und die hohen Güter, um die die Berliner Menschheit ihre Haut zu Markte trug, sind — Eintrittskarten zu Caruso. Das Interessanteste der Aktion verschweigt der Polizeibericht: Wie der Querschnitt des Schädels eines Wartenden aussieht, ob Gehirn darin ist oder Stroh oder Wasser. F.

* * *

Das Sanatorium in Mannheim.

Geh. Oberbaurat Professor Warte hat einen ganz wundervollen Bau geschaffen. Wenn man von der durch seinen Zweck bestimmten Fassade absieht, so ist dieser Bau ein Unikum an Annehmlichkeit für die späteren Insassen. Besonders die Innenausstattung ist vollkommen. Das riesenhafte Haus ist mit elektrischem Licht, Zentralheizung, Bädern aller Art, Aufzügen, einer ausgezeichneten Ventilation und einem besonderen Krankenhause ausgestattet. Als Bodenbelag ist Linoleum und Parkett gewählt. Küche, Bäckerei und Wäscherei entsprechen dem neuesten Stande der Technik. Die Zimmer sind luftig und inbezug auf Heizung, Ventilation und Abortanlagen hygienisch einwandfrei. Gärten und landwirtschaftliche Grundstücke umgeben die Anstalt." — Muß das ein wundervolles Sanatorium sein, vielleicht auch nur ein Kurhaus in einem vornehmen Badeorte! Wer sich dort doch einmal erholen und kräftigen könnte! Geschätzter Leser, verkneife dir diesen Wunsch, denn die Anstalt, die vorstehend so lockend geschildert wurde, ist das neue Landesgefängnis in Mannheim. Die Beschreibung ist wörtlich einem Zeitungsberichte aus jener Stadt entnommen und nur das Wort „Zellen" habe ich in „Zimmer" umgeändert, was sich bei so vornehm ausgestatteten Räumen auch gehört. Ich frage nur, kann mir jemand vielleicht ein Altersheim oder eine ähnliche Anstalt für Handwerker oder andre Angehörige des Mittelstandes nennen, die ähnlich komfortabel eingerichtet ist? Ich frage weiter, leben die zukünftigen Bewohner dieses Mannheimer Sanatoriums in der Freiheit auch nur unter annähernd so günstigen Verhältnissen? Können sie den Aufenthalt in diesem Gefängnis wirklich als Strafe empfinden, wirkt er abschreckend auf sie? Ich fürchte, die Frage wird verneint werden müssen. Gewiß soll man Gefangene nicht in gesundheitsschädlichen, finstern Kerkern halten, aber man soll sie auch nicht mit dem Luxus der modernen Technik umgeben. Hält sich ein Mann brav, so kommt er, wenn er alt und schwach ist, und dem muß es schon gut gehen, in ein bescheidenes Spital, „dreht er aber ein Ding", dann bezieht er das Sanatorium in Mannheim. Wenn er klug ist, weiß er, was er tut. Dr. M. P.

* * *

Der Erpreßte.

Wieder einmal eine kleine Sprachverhunzung! Der deutschen Sprache wird ja so viel sorgfältige Pflege zuteil, daß bummlige Stilisten oder grammatische Ignoranten ihr schon mal einen kleinen Puff versetzen können. Das schöne, neue Wort „Der Erpreßte" ist solch ein Puff, d. h. er ist schon mehr ein grober Faustschlag. In den Spalten des B. T., das ja auch seinerzeit das so unbedingt notwendige Fremdwort „Hooligans" aufwärmte und immer wieder servierte, ist der „Erpreßte" zuerst erschienen. Was soll das Wort bedeuten? Sehr einfach, einen Menschen, an dem eine Erpressung verübt worden ist. Das ist eine urechte Reporterwendung, denn man kann zwar Geld, Tränen oder ein Geständnis erpressen, nimmermehr aber einen Menschen. „Muß man die Elemente der Grammatik mit unsrer Tagespresse überhören?" In dem kleinen Büchlein, des Lehrer der königlichen Vorschule zu Berlin „zum Gebrauch in Vorschulen und in den untern Klassen höherer Bürgerschulen und Mädchenschulen" steht, daß viele transitive Verben, besonders solche, welche die Bedeutung des Gebens und Nehmens haben, ein Akkusativ-Objekt der Sache, und ein Dativ-Objekt der Person" regieren, sollte nun ein Mann, der für Zeitungen schreibt, der alltäglich Hunderttausenden die geistige Nahrung aufschüttet, von dieser in den unteren Klassen gelehrten Wissenschaft nicht eine Ahnung haben sollen? Leider hat der Edle, der dieses falsche substantivierte Participium perfecti passivi bildet, sofort Nachfolger gefunden und an allen Enden tauchen in den kleinen Blättern „Die Erpreßten" auf. Wenn das so weiter geht, werden wir bald lesen: „Ein Strolch entriß einer Dame das Handtäschchen. Die Entrissene war vor Schreck wie gelähmt", oder „Der Reporter raubte dem Gebildeten den Geschmack an der Zeitungslektüre, der Geraubte verlor nichts an ihr." Nur weiter so, Ihr Sprachverhunzer! Dr. M. P.

Wilhelm von Kaulbach und Richard Wagner.

Wie nahe sich manche Menschen sind, die sich persönlich niemals kennen lernen, beweist immer wieder die Zusammengehörigkeit des ganzen Menschengeschlechts. Es sind da telepathische Wechselwirkungen immer wieder zu konstatieren. Daß es eine telepathische Gedankenübertragung gibt, ist nicht zu leugnen. Die natürlichste Gedankenübertragung kann man in der Unterhaltung beobachten. Man verständigt sich nur sehr selten durch Worte; man verständigt sich zumeist dadurch, daß man dem Zuhörenden etwas auffuggeriert.

Und so entstehen Zeitströmungen — Zeitgedanken — Zeitvorstellungsreihen. Und denen können sich die geistig beweglicheren Menschen gar nicht entziehen.

Die Geschichte ist auch experimentell zu beweisen. Die Experimente gelingen nicht immer, da der Empfangende gewöhnlich an andres denkt. Aber es gelingt doch oft in so verblüffender Form, daß jeder Zweifel ausgeschlossen erscheint. Ich erinnere mich, daß ich mal einem vierzehnjährigen Knaben sagte, ich würde im Nebenzimmer eine Zahl zwischen eins und zehn aufschreiben und dann hinter ihm stehend die Zahl denken. Das Experiment gelang zwanzigmal hintereinander. Der Knabe sagte jedesmal die richtige Zahl. Es war aber recht anstrengend.

Nun sind solche einfachen Übertragungen nicht sehr interessant. Aber verblüffend wirkt die Geschichte gleich, wenn wir hervorragende Künstler einer Epoche mit einander vergleichen. Und dabei entdeckte ich mal die Beziehungen zwischen Richard Wagner und Wilhelm von Kaulbach. Ich habe von diesem nur die Treppengemälde im Berliner Museum im Auge. Da kann man sofort den Turmbau zu Babel und Wagners Walhall im Rheingold mit dem Riesenkampf in Verbindung bringen. Die Hunnenschlacht erinnert an den Walkürenritt. Ein Regenbogen spielt bei Kaulbach, wenn ich nicht irre, auch eine Hauptrolle. Selbst für den Gral findet sich im Untergange Jerusalems ein Analogon.

Ganz besonders merkwürdig ist bei Kaulbach die Renaissance mit Hans Sachs in der Mitte. Wagners Meistersinger sehen danach beinahe durch Kaulbach inspiriert aus. Ich glaube nicht an direkte Beeinflussung

Digitized by Google

in allen diesen Fällen. Vor zwanzig Jahren dachte man immerzu an direkte Beeinflussung. Ich glaube heute, daß diese nur selten da ist — viel häufiger kommt unbewußte Fernwirkung vor. Daß heute alle Welt sich mit den Luftschiffen beschäftigt, ist auch nicht nur auf die Tätigkeit der Zeitungen zurückzuführen, auch hier ist das telepathische Element ausschlaggebend.

Der Vergleich zwischen Kaulbach und Wagner ist übrigens für diesen nicht sehr günstig. Man sieht in beiden die theatralische Schrittpose, die als peinliche Phrase bei Kaulbach empfunden wird und bei Wagner nur deshalb noch nicht so abstoßend sich bemerkbar macht, weil hier der musikalische Reichtum die Führung hat.

Es wäre sehr interessant, auch in der Gegenwart Analogieen zwischen großen Künstlern aufzudecken, bei denen man direkte Beeinflussung nicht annehmen kann.

Paul Scheerbart.

Ferrers Mörder.

Herr Kuttenwitz hat wieder gelacht:
Er hat einen tüchtigen Mann umgebracht;
Herr Kuttenwitz hat wieder geblasen:
„Gottlob, es kommt keiner raus unterm Rasen!
Den haben wir prachtvoll abgeschoben —
Hosiannah —! Jetzt sind wir wieder oben!“

Er stürzte — ja; doch zur selben Zeit
Wuchs auch sein Schatten schon hoch und breit.
Der streckte mit der durchschossenen Rechte
Die Fahne über die Henkersknechte,
Und auf der Fahne stand nur das Wort:
„Ich wachse fort. Ich wachse fort.“

Wer weiß, o Pfäfflein, ob du den Wanst
Hinfüro noch lange stopfen kannst —?
Vielleicht wird der zwanzigste Ferrer erleben,
Daß schließlich sich dennoch die Kutten heben
Und daß von Bayern zum Manzanares
Man wirklich erlebt etwas Wunderbares!?

Die Geister, ihr Kutten, verstummen nicht mehr,
Heut hält das Lebendigbegrabensein schwer.
Die Toten, sie kehren euch alle zurücke,
Sie packen die schwarzen Henkergenicke,
Sie packen die feisten Hinterbacken,
Daß sie vor Angst in die Kutte krauchen.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Gustav Büscher: Ein Wort an die Sozialisten und solche, die es werden wollen. Verlagsmagazin Zürich. Preis: Mk. —.80.

Otto Kröger: Die Weltanschauung des absoluten Idealismus. Verlag von Hermann Haacke (Bad Sachsa, Südharz). Preis: Mk. 2.—.

Wilhelm Schaer: Kerstorf. Roman in zwei Büchern. Verlag von Gustav Winter (Bremen).

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Patentiert

„Agfa“-Belichtungstabelle
für **Tages-** und **Blitzlicht.**
(In einem Instrument.)

Die „AGFA“-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt **ohne jede Berechnung,** durch einfache Schieberstellung, **für jede Platten- und Filmsorte**
für Tageslicht
die richtige Belichtungszeit
für Blitzlicht
die nötige Menge „Agfa“-Blitzpulver.
Kompendiös. Leicht. Handlich.
à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa“-Platten Extra rapid
„Agfa“-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR“-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl.
26° W. = 15° Sch. Lichthoffrei.
Bezug durch Photohändler.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN
Hotel der Kaiserhof
Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG
Hotel Atlantic
Restaurant Pfordte
Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an
1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W, Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische Körperschaften des öffentlichen Rechts** insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	786,306,124 M.	16 Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450 „	49 „
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206,450 „	— „
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134,148,100 „	— „

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß. Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel-Papiere**, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Technikum Bingen a. Rh.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Brückenbau, Automobilbau.
Chauffeurkurse

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. 140 cm breit. 3 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.
Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

LANDBANK

BERLIN W. 64, Behrenstrasse 14/16.

Gegründet 1895.

15 Millionen Mark Aktienkapital.
20 Millionen Mark Obligationen.

Ankauf von Gütern für eigene Rechnung. Bis Ende 1908 wurden 411 Güter mit rund 202 126 ha angekauft.

Verkauf von Gütern aller Art und Rentengutsgründungen aus den **eigenen** Besitzungen der Bank zu günstigen Bedingungen und mit geregelten Hypotheken nach vorgängiger Instandsetzung. Abgesehen von den Aufwendungen von Rentengutskolonien wurden bis Ende 1908 ausser sämtlichen Einnahmen aus den Gütern rund 18 Millionen Mark für Bauten, Inventarbeschaffung und sonstige Verbesserungen aufgewendet.

Verkauft wurden: aus eigenem Besitz rd. 179 375 ha an rd. 4480 Käufer, sowie kommissionsweise rd. 11 007 ha an rd 248 Käufer.

Auskunft und Prospekte bei der **Centralstelle zu Berlin** und den **Geschäftsstellen der Landbank** zu **Breslau,** Moritzstr. 3/5, zu **Posen,** Viktoriastr. 6, zu **Danzig,** Kassubischer Markt 17/20, zu **Königsberg i. Pr.,** Paulstr. 5, zu **Stettin,** Am Königstor 1, und zu **Hannover,** Alexanderstr. 2.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Lyonstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 44. Berlin, den 30. Oktober 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Zentrumssorgen.

Von Freiherr v. Zedlitz und Neukirch, M. d. L.

Herr Dr. Julius Bachem beklagt sich im „Tag“ beweglich über einen angeblichen Antizentrumsblock. Er sieht zwar vorläufig nur Gespenster; aber die Gespensterfurcht ist doch nicht ganz ohne Grund. Die Sozialdemokraten verdanken die schwere Wahlniederlage im Jahre 1907 der Waffenbrüderschaft mit dem Zentrum in dem Kolonialstreit. Namentlich in Sachsen und Thüringen. Der starke Widerspruch, der jetzt in konservativen Kreisen gegen die konservative Parteileitung und Reichstagsfraktion wegen ihres Verhaltens zur Reichsfinanzreform erhoben wird, rührt im Grunde weniger von der Ablehnung der Erbanfallsteuer und der Mitwirkung bei dem Sturze des Fürsten Bülow selbst her, als davon, daß die konservative Fraktion sich dazu mit dem Zentrum verbunden hatte. Namentlich in den Kreisen der Intellektuellen herrscht dieser Beweggrund stark vor. Mit Rücksicht auf diese starke Strömung in konservativen Kreisen betont denn auch die jüngste Kundgebung des konservativen Vereins von Ostpreußen sehr nachdrücklich, daß „ein Bündnis der Konservativen mit dem Zentrum nie bestanden habe und politisch außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liege“. Diese energische Abschüttlung einer Partei, mit der man soeben noch in gemeinsamer Front die Reichsfinanzreform durchgekämpft hat, zeigt mit der denkbar schärfsten Deutlichkeit, wessen sich die Konservativen bei den nächsten Wahlen versehen, wenn das Zentrum an ihren Rockschößen hängen bleibt. Freilich wird dazu eine solche Kundgebung von an sich mehr akademischer Bedeutung nicht entfernt ausreichen. Die Konservativen werden vielmehr in der nächsten parlamentarischen Kampagne auch entsprechend handeln müssen. Das Zentrum wird ihnen ja auch im Reichstage sicher reichlich Gelegenheit geben, von ihm ostentativ abzurücken. Denn es wird zur Versöhnung seines demokratischen Flügels und eines großen Teils seiner Wähler mit der Reichsfinanzreform in der nächsten Tagung sicher zur Abwechslung wieder stark das demokratische und sozialistische Register ziehen. Ich höre im Geiste schon Herrn Trimborn und die dem Reichstage angehörigen Parteisekretäre nach beiden Richtungen mit den Sozialdemokraten wetteifern. Es wird aber nicht genügen, daß die Konservativen dem Zentrum bei seinen politisch demokratischen Verstößen entgegentreten, was ihnen ja nicht schwer fallen wird, sondern es empfiehlt sich auch dringend, daß sie auch die sozialistischen Extratouren des Zentrums ebenso nachdrücklich zurückweisen, weil dies sehr wesentlich dazu beitragen wird, die durch die Finanzreform hervorgerufene Gegnerschaft der Industrie zu mildern. Dies ist namentlich im Interesse der Sicherung unsrer preußischen Schutzzollpolitik von größter Wichtigkeit, weil andernfalls die Befürchtung nicht abzuweisen ist, daß auch unsre auf dem Boden gleichmäßigen wirksamen Schutzes aller Erwerbszweige stehende Industrie durch den gemeinsamen Kampf mit mehr freihändlerisch gerichteten Elementen gegen das extreme Agrariertum in ein mehr freihändlerisches Fahrwasser gerät.

Die Ursache der Nackenschläge, von denen andre politische Parteien bei Waffenbrüderschaft mit dem Zentrum bedroht werden, liegt in der in den weitesten Kreisen unsres Volkes verbreiteten Auffassung, daß das Zentrum in Wirklichkeit keine politische, sondern eine konfessionelle Partei ist, die ihre kirchlichen Ziele selbst auf Kosten der Lebensinteressen der Nation verfolgt. Wie gefährlich diese volkstümliche Auffassung für die Machtbestrebungen des Zentrums ist, beweisen die beinahe krampfhaften Bemühungen klerikaler Politiker, vor allem auch Dr. Bachems, das Zentrum im Lichte einer rein politischen Partei erscheinen zu lassen. Aus dem Bewußtsein dieser Gefahr erklärt sich auch der Schrecken in den leitenden Zentrumskreisen über die naive Ehrlichkeit der Herren Dr. Ritter und Rören, die den konfessionellen Charakter des Zentrums unverhüllt hervortreten lassen wollten, und der Eifer, mit dem diese Bestrebungen unterdrückt wurden. Trotzdem will es nicht gelingen, der außerhalb stehenden Bevölkerung den Glauben beizubringen, das Zentrum sei eine politische Partei. Selbst die Kreuzzeitung hat sich sehr zum Leidwesen der Zentrumsapostel dieser Ansicht zu der entgegengesetzten Auffassung bekannt. Das ist nur zu erklärlich. Das Zentrum vereinigt, wie noch bei der dritten Lesung der

Digitized by Google

Reichsfinanzreform im Reichstage dessen Wortführer Dr. von Hertling nachdrücklich betont hat, die verschiedensten politischen Richtungen in sich. Ihm gehören sowohl ultrakonservative wie radikaldemokratische Männer an. Um Elemente von so verschiedener Richtung so zusammenzuhalten, daß die Partei voll aktionsfähig bleibt, ist das Zentrum allerdings auf eine Politik der mittlern Linie hingewiesen, und Dr. Windhorst hat die Partei nach dieser Richtung so gründlich gedrillt, daß sie jetzt von selbst in dieser Linie marschiert. Aber diese Einheitlichkeit der Marschlinie beruht nicht auf Einheitlichkeit der politischen Überzeugung, sie ist vielmehr das Ergebnis parteipolitischer Erwägungen. Das Band, das die Partei zusammenhält, ist nicht politischer Natur; das wird ernstlich nicht zu bestreiten sein. Die Berührungspunkte zwischen Zentrum und Polen, die zu dem jüngsten Wahlbündnis beider Richtungen geführt haben, liegen gewiß nicht auf politischem Gebiete, sondern auf kirchlich-konfessionellem. Die Interessen dieser Art beherrschen das Zentrum so vollständig, daß es nicht davor zurückschreckt, selbst in Zeiten schwersten Nationalitätenkampfes sich auf die Seite der fanatischen Gegner des Deutschtums zu stellen.

Das alles sind Tatsachen, die klar vor aller Augen liegen und es mindestens durchaus erklärlich erscheinen lassen, wenn das Zentrum von den weitesten Kreisen unsres Volkes als eine Partei angesehen wird, die zwar zur Erreichung ihrer Ziele sich politischer Mittel bedient und die politische Macht erstrebt, deren letzte Ziele aber nicht auf politischem, sondern auf kirchlich-konfessionellem Gebiete liegen. Daran wird auch Dr. Bachems Klage über den Antizentrums-Block nichts ändern.

Das moderne Japan.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Die Generale Togo und Nogi hatten ganz recht, als sie das Hauptverdienst für die Einnahme Port Arthurs und den glänzenden Seesieg bei Tschuschima den „Geistern der Vorfahren“ zuschrieben, denn das alte Japan brauchte sich nur mit den Waffen der modernen Kriegführung zu versehen und deren Technik zu erlernen, um den höchsten Anforderungen auf dem Schlachtfelde zu genügen. Es bedurfte keiner Revolutionierung der Geister, keiner Umwälzung in den Lebensbräuchen; denn die Kultur der alten Japaner war wie geschaffen ein patriotisches, kriegerisches, tapferes Volk zu erziehen.

Ganz anders verhielt es sich mit der Umwandlung des feudalen alten Japan in einen modernen Industriestaat, die die Öffnung des Landes für den Weltverkehr in zweiter Linie notwendig machte. In dieser Hinsicht genügte eine bloße äußere Umgestaltung der Verhältnisse nicht; es mußte sich auch eine innere Wandlung vollziehen, und da eine solche schwieriger und daher langwieriger ist, so konnte der Prozeß nicht ohne heftige Erschütterungen der Gesundheit des japanischen Volkskörpers vor sich gehen.

Wenn man nur die äußeren Veränderungen, die sich am japanischen Wirtschaftsleben während der letzten Jahrzehnte vollzogen, ins Auge faßt, gewahrt man ganz erstaunliche Fortschritte. Japan hat ein vorzüglich organisiertes modernes Bankwesen. Seine Banken verfügen über ein eingezahltes Kapital von 800 Millionen Mk. und 300 Millionen Reserven. Manche, wie die Bank von Japan, die japanische Industriebank und andre, nehmen einen hohen Rang unter den Finanzinstituten der Welt ein. Die Länge des japanischen Schienennetzes ist ungerechnet der Bahnen in der Mandschurei und Korea heute viermal so groß als vor 20 Jahren. Auch die Post-, Telegraphen- und Telephoneinrichtungen haben sich vervielfältigt. Im Jahre 1899 betrugen die Einnahmen der Postverwaltung 34 800 000, 1909 bereits 77 Millionen Mk. Die Einlagen der Postsparkassen haben sich während desselben Jahrzehnts von 4 400 000 auf 213 968 180 Mk. erhöht. Erstaunlich ist die Entwicklung der japanischen Handelsschiffahrt, die gegenwärtig 1¼ Millionen Tonnen umfaßt. Die Nippon Yasen Kaishu mit 265 000 Tonnen unterhält regelmäßige Verbindungen mit den Vereinigten Staaten, Südamerika, Australien und ist auch an der japanischen und chinesischen Küstenschiffahrt stark beteiligt. Die japanische Regierung begünstigt die nationale Schiffahrt durch Subsidien, die sich jährlich auf 12 000 000 Mk. belaufen. Auch die Schiffbauindustrie hat sich kräftig entfaltet. Die Zahl der Privatwerften betrug 1908 236, die der Privatdocks 52. Der japanische Exporthandel, dessen Wert sich vor 30 Jahren auf 120 Millionen Mk. belief, betrug 1907 bereits 2 Milliarden Mk. Eine Anzahl großer Industriezentren hat sich entwickelt. Osaka, der Sitz der größten Baumwollspinnereien, hatte vor 35 Jahren erst 400 000 Einwohner; jetzt 1 200 000. Während das Gesamtkapital japanischer Industriegesellschaften im Jahre 1882 erst 200 Millionen Mk. erreichte, war es 1907 bereits auf 2 520 000 000 Mk. angewachsen. 1882 betrug die Zahl der Spindeln in japanischen Baumwollspinnereien 65 000, 1907 hingegen 1½ Millionen. Das japanische Nationalvermögen wurde von dem Nationalökonomen Takahashi für das Jahr 1905 auf 500 Milliarden Mk. eingeschätzt.

Nun zu der Kehrseite der Medaille. In der Zeit vom 31. Mai 1904 bis 31. März 1907 hob sich die japanische Staatsschuld von 1 120 000 000 auf 4 540 000 000 Mk. Die Staatsausgaben stiegen seit 1898 um 220 Millionen Mk.; im Geschäftsjahre 1808/09 beliefen sie sich auf 1 240 000 000

Digitized by Google

Mark. Die Landsteuer wuchs während des gleichen Zeitraums von 76 800 000 auf 171 420 000 Mk., die Einkommensteuer von 4 700 000 Mk. auf 55 140 000 Mk. Die Staatsschulden sind mit Ausnahme von 193 Millionen, die wirtschaftlichen Zwecken dienen, unproduktiver Natur. Kriegsrüstung und Krieg verschlangen mehr als 3 Milliarden Mk., die bis auf einige Hunderttausend Mark noch heute ungetilgt im Schuldenkonto stehen.

Der Druck der Steuern und Staatsmonopole lastet schwer auf dem japanischen Wirtschaftsleben. Man sieht nichts auf dem Morgentisch des Japaners, was nicht durch die Zoll-, Steuer- und Monopolgesetzgebung der letzten zwölf Jahre bedeutend belastet wurde, besonders aber durch die außerordentliche Kriegssteuer, die wohl am letzten Tage des der Beendigung des Krieges folgenden Jahres aufhören sollte, durch die Annahme des post bellum Finanzplans jedoch permanent erklärt wurde. Und auch alle andern Bedürfnisse des modernen Japaners sind aufs schwerste getroffen. Alles was den Japaner nährt, tränkt, fortbewegt, pflegt wurde infolgedessen gewaltig verteuert. Im Jahre 1895 kostete ein Koku (1804 hl) Reis 8,21 Yen; 1905, 12,66 Yen; der Preis des Salzes stieg sogar von 1,39 Yen auf 4,43 Yen das Koku, 100 Kin (1 Kin = 100 Hektogr.) Zucker kosteten 1895 5,81 Yen, 1905 11,65 Yen usw. Die Löhne stiegen nicht entsprechend. Während die Preise seit 1900 bis 1906 um 25 % zunahmen; stiegen die Löhne nur um 19 %. Die Löhne sind zu kräfteerhaltender Nahrungsaufnahme unzureichend.

Das japanische Unternehmertum wüstet in schamlosester Weise mit den Kräften des Volkes. Dabei kommen ihm die trotz moderner Rechtseinrichtungen fortbestehenden barbarischen Sitten des alten Japan trefflich zu statten. Im Schoße der Familie leben noch Rechte und Gewalten fort, die modernem Rechtsempfinden widerstreiten. Die Zuerkennung der persönlichen Freiheit ist wirkungslos, wo die allgewaltige patria potestas den Sohn zeitlebens bindet; wo das Weib, solange es unverheiratet ist, den Eltern, in der Ehe dem Mann und als Witwe dem Sohn blind zu gehorchen pflegt. Die Zeiten sind noch nicht vorbei, wo hungernde Eltern die Töchter, die Gatten ihre Frauen in die Lasterquartiere von Yoshiwara schicken, und diese willig, ja freudig gehen, um sich als gute Kinder oder Gattinnen zu zeigen, und wie Dr. Robert Schachner in der „Zeitschrift für Politik" an Beispielen zeigt, vollzieht sich in gleicher Weise heute die Verdingung in den modernen Industriestätten. Zu Hunderten sieht man junge Mädchen im Norden Tokios in Hüttenla[illegible]bracht, die von ihren Eltern gegen [illegible]rschüsse abgehandelt wurden und [illegible]hrjährigen Kontraktszeit in skla[illegible]keit erhalten werden. Au[illegible] zurückzuführen, daß die allgemeine Schulpflicht nur auf dem Papier steht. Gibt schon die Auflage eines Schulgeldes Anlaß, die Kinder entweder gar nicht zur Schule zu senden oder sie bald wieder herauszunehmen, so lassen sich Eltern nicht abhalten, ihre Kinder zur Fabrik zu senden, wo immer sich Gelegenheit bietet, und der Staat hat nicht den Mut, das Kind dem Erwerbe zu entziehen, deshalb behandelt er die allgemeine Schulpflicht so leicht wie möglich.

Unter diesen Umständen braucht man sich über die düstern Bilder nicht zu wundern, die dem Besucher japanischer Industriestätten entgegenstarren. Da gibt es industrielle Betriebe in dumpfen Hütten ohne Licht und Luft, verfinstert durch giftige Dämpfe; Zündholzfabriken, wo Hunderte von zarten Mädchen und jungen Frauen knieend vor ihrer Arbeit sitzen; die Mütter die Säuglinge an der Brust, die ein- und zweijährigen Kinder in Hürden verwahrt, die älteren, drei- und vierjährigen, neben der Mutter bei der Arbeit, müssen die winzigen Finger quälen, Zündhölzer in die Schachtel zu zwängen; Baumwollspinnereien, wo zarte Kinder am Rad und Stuhl arbeiten, schmächtige Knirpse, die nicht größer werden, weil sie zu früh mit der Arbeit begonnen haben; nackte Gestalten von Bergleuten, die kilometerweit in Schnee und Sturm den Heimweg machen, aus notgedrungner Bedürfnislosigkeit, nicht aus sorgloser Unbedachtheit um Gesundheit und Leben. Die Arbeitszeit in den Fabriken beträgt oft 15 Stunden. Dabei gibt es keine Feiertage, nur wenige Ruhetage im Jahre für die notwendigen Reinigungsarbeiten.

Gewiß bringt die Ausbeutung des arbeitenden japanischen Volkes durch ein rücksichtsloses Unternehmertum Nachteile für dieses mit sich. Die schlecht bezahlten, erschöpften Arbeiterhände geben unzuverlässige Leistung; die schlechte Beleuchtung, die mangelnde Sauberkeit beeinträchtigen das Produkt. Wenn aber europäische Unternehmergruppen in dieser Hinsicht erst durch Schaden klug und europäische Regierungen erst durch mächtige Arbeiterbünde zu einer wirksamen Sozialpolitik angespornt wurden, warum sollte die Entwicklung grade in Japan anders verlaufen? Die moderne japanische Arbeiterbewegung steckt noch in den ersten Anfängen, aber seit 1905 reiht sich ein Streik an den andern. Bisher ist bei den Lohnkämpfen wenig erreicht worden, aber das kann sich bald ändern, sobald die Arbeiterverbände umfassende und einheitliche werden. Und sieht die japanische Regierung erst, daß die Arbeiterbewegung nicht vor Gewehrläufen zurückschreckt, so wird sie sich schon von selbst dazu aufraffen, den Widerstand des Unternehmertums gegen eine tatkräftige Sozialpolitik zu brechen.

Digitized by Google

Das Grundprinzip der Aktienform und der Sozialismus.

Von Friedrich Ernst (Berlin).

Im August v. J. hatte der Verfasser dieser Zeilen in einem „Die Aktie und der Sozialismus“ überschriebenen Artikel der „Gegenwart“ die prinzipielle Wirkung der Aktienform auf die Vermögensbildung einer Betrachtung unterzogen und war zu dem Ergebnis gekommen, daß diese Form prinzipiell im zentralisierenden Sinne, also in einer in der Richtung sozialistischer Theorien liegenden Art auf die Vermögensbildung einwirke. Diese Ausführungen haben nun Eduard Bernstein, der schon in seiner Schrift „Die Voraussetzungen des Sozialismus“ die entgegengesetzte Ansicht vertreten hatte, Veranlassung gegeben, in den „Sozialistischen Monatsheften“ in einem „Parteischule und Wissenschaft“ überschriebenen Artikel nochmals auf diese Frage zurückzukommen und hierbei insbesondere die Ansicht des Verfassers dieser Zeilen in der „Gegenwart“ zurückzuweisen. Wenn es für mich noch eines Beweises bedurft hätte für die Richtigkeit der Anschauung, daß die Aktienform in zentralisierendem Sinne auf die Vermögensbildung einwirkt, dann sind es die Ausführungen Bernsteins in der erwähnten Zeitschrift, die im letzten Grunde nur charakteristisch sind für die Rechthaberei und — Eitelkeit, die allem Doktrinarismus anhaftet und die beweisen, wie wenig eigentlich dazu gehört, um der Gründer einer neuen Lehre zu werden.

Ich hatte in dem betreffenden Aufsatze an der Hand einer, wie ich glaube, ziemlich eingehenden Darlegung der ganzen Organisation der Aktiengesellschaft die Behauptung aufgestellt, daß diese Organisation eine zentralisierende Wirkung auf die Vermögensbildung zur Folge habe, und dann an einem einzelnen Beispiele, der Dortmunder Union, dargetan, in welchem Umfange dieses möglich sei. Darauf antwortet Bernstein, daß er nicht der Erste gewesen sei, der die gegenteilige Ansicht ausgesprochen habe, sondern Karl Marx. Ich gestatte mir die Frage: Was soll es für die Richtigkeit einer Auffassung beweisen, wenn jemand es ablehnt, die Priorität einer solchen Auffassung zu haben? Ich behauptete: Bernsteins Auffassung in Betreff der Aktienform ist falsch. Darauf antwortet er mir: Nein, sie ist richtig, denn — ich bin nicht der Erste, der sie gehabt hat! Soll das etwa eine Widerlegung der Gründe sein, die ich vorgebracht habe?

Ich habe in den ganzen Ausführungen Bernsteins auch nicht die Spur einer Begründung gefunden, warum die von mir gemachten Darlegungen nicht zutreffend sein sollen. Wenn er zum Schluß die Behauptung aufstellt: „Es kennzeichnet nur die polemische Methode jener Marxisten, (Er scheint mich wirklich für einen solchen zu halten. Anm. des Verfassers.) daß man die Unterstellung zurückweisen muß, man habe die dem letzten Spießbürger bekannte Tatsache nicht gewußt, daß Aktionäre auch zuweilen gerupft werden, so will ich ihm, obwohl ich über seine Kenntnisse gar nicht unterrichtet bin, dennoch, wenn er es wünscht, notariell beglaubigen lassen, daß er das gewußt hat! Von meiner Seite also liegt eine solche Unterstellung nicht vor. Aber was er nicht gewußt hat und worauf es mir allein ankommt, ist die Tatsache, daß die Form der Aktiengesellschaft zentralisierend auf die Vermögensbildung, also insofern im sozialistischen Sinne wirkt. Hierüber allein, über das Prinzip der Sache, ist er, wie ich behauptet habe, nicht unterrichtet, und wenn ihm gleich die speziellen Verhältnisse der Dortmunder Union und verwandter Unternehmungen bis ins Kleinste bekannt sind.

Ich richte an den Verfasser des Aufsatzes „Parteischule und Wissenschaft“ die einfache Frage und bitte um eine deutliche Antwort: „Aus welchem Grunde soll das, was in der Dortmunder Union vorgekommen ist, nicht in jeder andern Aktiengesellschaft möglich sein, sofern nur die geschäftlichen Verhältnisse einer solchen Gesellschaft den geschäftlichen Verhältnissen der Dortmunder Union entsprechend sind? Was unterscheidet in Ansehung des hier zur Diskussion stehenden Prinzips — dies ist der springende Punkt! — die Aktiengesellschaft „Dortmunder Union“ von jeder andern Aktiengesellschaft ohne Ausnahme? Darauf erbitte ich eine deutliche Antwort! In allen Aktiengesellschaften ist der Organismus derselbe, in allen Aktiengesellschaften wirkt das egoistisch-kapitalistische Prinzip in gleicher Richtung, kurz, in allen Aktiengesellschaften wird das Wort „Verdienen“ groß geschrieben! Das Beispiel in betreff der Dortmunder Union würde dann nichts beweisen, wenn die Verluste dieses Werkes z. B. auf Verstöße gegen das Strafgesetzbuch zurückzuführen wären, weil es in diesem Falle nicht der Organismus der Aktiengesellschaft selbst wäre, dem etwas zur Last gelegt werden könnte. Wenn also Bernstein glaubt, daß dieses der Fall ist, dann möge er sich gefälligst deutlich erklären. Ist das aber nicht der Fall, sondern ist es, wie ich behauptet habe, lediglich der Organismus der Aktiengesellschaft, das Prinzip der Aktienform, worauf auch die Verluste zurückzuführen sind, so ist die Frage im Sinne meiner Behauptung entschieden. Wenn also Bernstein, um es nochmals zu betonen, die Behauptung aufstellt, daß die Aktionäre der Dortmunder Union „gerupft“ sind, so möchte ich von ihm eine klare und deutliche Erklärung darüber haben, ob dieses Gerupftwerden aus strafbaren Handlungen oder aus solchen Handlungen [illegible] ist, die durch die Organisation, d[illegible] der Aktiengesellschaft gefördert w[illegible] der Kernpunkt der Frage! [illegible] keine Ausflüchte! J[illegible]

Digitized by Google

ganz leicht werden, das erstere zu behaupten; es bleibt mithin nichts andres übrig, als sich an die prinzipielle Seite der Frage zu halten, das heißt: das Prinzip der Aktienform für diese aus dem „Gerupftwerden“ hervorgehende Zentralisation verantwortlich zu machen, was ich von Anfang an behauptet habe und was mir durch die Bernsteinsche „Widerlegung“ erst recht klar geworden ist.

Nichts aber ist charakteristischer für die Methode des Herrn Bernstein und nichts bezeichnender für die ganze Haltlosigkeit seiner Stellung als die Behauptung, ich hätte die „Ungeheuerlichkeit“ begangen, „den in seiner Art fast beispiellos dastehenden Fall der Dortmunder Union für typisch zu erklären, während eine Vergleichung des Kurszettels das strikte Gegenteil beweist“.

Man weiß in der Tat nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über die Kaltblütigkeit, mit der Behauptungen präzisester Natur von Herrn Bernstein in ihr direktes Gegenteil verkehrt werden, oder über die Wissenschaftlichkeit, die in den vorstehenden Sätzen in der Berufung auf den — Berliner Kurszettel geradezu elementar zum Durchbruch kommt. Zur Kennzeichnung seiner Behauptung: Ich hätte den Fall der Dortmunder Union als typisch, d. h. als charakteristisch für die Prosperität der Aktiengesellschaften hingestellt, erlaube ich mir meine eignen Worte zu wiederholen:

> „Wenn man darauf hinweist, daß es doch unzählige Aktiengesellschaften gäbe, deren Entwicklungsgeschichte von der Dortmunder Union himmelweit verschieden ist, so entkräftet das die Behauptung von der zentralisierenden Wirkung der Aktienform auf die Vermögensbildung nicht im geringsten. Nur die besseren geschäftlichen Verhältnisse ermöglichten es, daß auch die Durchschnittsaktionäre bei solchen Gesellschaften besser gefahren sind.“

Das nennt Herr Bernstein, einen Fall „als typisch hinstellen“, wenn ich sage, es gäbe unzählige — ich wiederhole mit allem Nachdruck — unzählige Aktiengesellschaften, deren Entwicklungsgeschichte von derjenigen der Dortmunder Union himmelweit — ich wiederhole himmelweit — verschieden ist. Angesichts solcher Superlative, mit der hier eine Behauptung von mir aufgestellt ist, gehört schon ein gewisser — sagen wir einmal — Mut dazu, um einem das direkte Gegenteil zu unterstellen. In den Schatten gestellt wird diese Art von „Wissenschaft“ nur noch durch die Berufung auf den Berliner Kurszettel. Offenbar will Bernstein nicht sehen, was ich in den vorstehenden Sätzen gesagt habe, daß der Berliner Kurszettel nichts andres als die Verschiedenartigkeit der geschäftlichen Verhältnisse der verschiedenen Aktiengesellschaften beweisen, nicht aber die Behauptung der zentralisierenden Wirkung der Aktienform entkräften kann. Denn in den Aktiengesellschaften, deren Entwicklungsgeschichte derjenigen der Dortmunder Union — jetzt bitte ich Herrn Bernstein, aufzumerken — diametral entgegengesetzt ist — ich hoffe, dies ist deutlich — wird sich das zentralisierende Prinzip erst recht durchsetzen, weil eben in Aktiengesellschaften, die sich in guten Verhältnissen befinden, die „Individualitäten“ sich diese Form erst recht zunutze machen können! Daß in solchen Gesellschaften auch die Aktionäre besser, ja erheblich besser gefahren sind, beweist doch nichts dagegen, daß die prinzipiellen Faktoren der Aktienform sich nicht auch, oder richtiger, sich nicht erst recht in solchen Gesellschaften geltend machen.

Das alles aber war bereits in meinem Aufsatz zu lesen — aber merkwürdig: Herr Bernstein sieht das nicht, wohl aber sieht er in meinem Artikel Dinge, — die ich nicht darin sehe. Ich habe eben erwähnt, wie er aus einer Behauptung das Gegenteil gemacht hat und nun lese ich weiter, ich hätte gesagt, daß das den Aktionären der Dortmunder Union abgezapfte Geld nur zum kleinsten Teil in die Taschen der Großen gewandert sei! Wo steht das? Wo? Allen Respekt vor einer Wissenschaft, die mit solchen „Argumenten“ arbeitet. Ich habe gesagt, es sei auch bei der Dortmunder Union die Form die Aktiengesellschaft gewesen, auf die es zurückzuführen sei, daß einer stattlichen Arbeiterzahl während vieler Jahre eine Existenzmöglichkeit geschaffen sei.

Ich resumiere also: Mangels besserer Belehrung muß ich daran festhalten, das Prinzip der Aktiengesellschaft insoweit es auf die Vermögensbildung von Einfluß ist, als ein zentralisierendes, d. h. also in der Richtung sozialistischer Tendenzen liegen des Prinzip anzusehen, da die „Individualitäten“ der Gesellschaft sich dieses Prinzip nach dem Satze: „divide et — impera“ der Menge (der Aktionäre) gegenüber zunutze machen. Ob die einzelnen Gesellschaften gut oder schlecht rentieren, ist für die prinzipielle Seite dieser Frage völlig gegenstandslos.

Die bürgerlichen Parteien haben seinerzeit die Bernsteinsche Schrift mit großem Jubel aufgenommen und den Verfasser als „Apostaten“ in ihre Arme geschlossen, indem sie um des scheinbaren politischen Gewinnes wegen alle seine Argumente unbesehen akzeptierten. Sie haben damit wenig Einsicht bewiesen. Denn was hilft es ihnen, wenn der Sozialismus durch Sozialisten mit verkehrten Argumenten bekämpft wird? Wenn der Radikalismus in der Sozialdemokratie keine schlimmeren Erschütterungen zu befürchten hat als die Bernsteinschen Ansichten über die Aktie, dann kann er wegen seiner Zukunft beruhigt sein, ja, er hat allen Anlaß, diese Art von Propaganda mit Dank zu akzeptieren. Eben deshalb aber haben auch die bürgerlichen Parteien allen Grund, diese Art von „Unterstützung“ in ebenso verbindlicher wie entschiedener Weise abzulehnen, eingedenk des Wortes: „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selber schützen.“

Digitized by Google

Genuß und Gift.

Von Dr. Wilhelm Sternberg (Berlin)

Ist Kaffee ein Gift oder ein Genußmittel? Diese Frage mögen die Spezialforscher entscheiden. Aber selbst jeder Laie wird zugeben müssen: es gibt keinen einzigen vernünftigen Menschen, der das bestreiten wollte, daß Kaffee für gewisse Menschen, zu gewissen Zeiten genossen, schädlich ist oder wenigstens gesundheitsschädigend wirken kann. Auf der andern Seite wird es aber niemanden geben, der da behaupten wollte, daß Malzkaffee imstande wäre, irgendwie, irgend einmal, in irgend welcher Form die Gesundheit zu beeinträchtigen. Daraus geht also mit der höchsten Evidenz logisch die Folgerung hervor, daß Malzkaffee viel besser und wertvoller als Kaffee ist.

Der dies dachte und sprach, war ein Rechtsanwalt. Hätte ich es irgendwo gelesen, dann hätte ich geglaubt, irgend ein Ungebildeter, der nicht exakt logisch zu denken gelernt hat, hätte einen solchen Fehlschluß gezogen, oder wenn es ein gebildeter Mensch gewesen wäre, so hätte man annehmen können, er hätte sich bloß einen billigen Scherz erlauben wollen. Allein, ich habe es mit eignen Ohren gehört und mit eignen Augen gesehen, in welchem Brustton der Überzeugung und mit welchem sittlichen Ernst der Advokat diese Sätze den Richtern mit lebhaften Gesten vortrug.

Der Kampf, den besagter juristischer Vertreter eines Surrogat-Fabrikanten gegen die Fabrikanten des Original-Genußmittels solcher Art mit der größten Beredsamkeit führte, drehte sich schließlich um die fachwissenschaftliche Frage, was eigentlich ein Genußmittel und was ein Gift sei. Es wurden die größten Autoritäten und auch die unmaßgeblichsten Kompilatoren mit anerkennenswerter Gründlichkeit zitiert. Erstaunlich geradezu waren die Auslegungen des Juristen.

„Es hat gar nichts überraschendes, daß ein Getränk, welches das arzneilich wirksame Coffein in solchen Mengen enthält, in allen Fällen nicht als harmlos bezeichnet werden kann.“ So sagt das Kaiserliche Gesundheitsamt in dem Werk „Der Kaffee“, Berlin 1903, S. 120. Aus diesen Worten der höchsten wissenschaftlichen Behörde des Reiches geht doch ganz deutlich hervor, so deduzierte der Rechtsanwalt des Malz-Kaffee-Fabrikanten, daß Kaffee „in allen Fällen — nicht als harmlos angesehen werden kann.“ Die Ansicht des gegnerischen Anwalts sei nicht zutreffend, daß nämlich das Kaiserliche Gesundheitsamt mit dieser Beurteilung einfach bloß sagen wollte: „Nicht in allen Fällen sei der Kaffee als harmlos zu bezeichnen.“ „C'est le ton, qui fait la musique“ setzte der redegewandte Advokat zum Schluß noch mit Nachdruck selbstbewußt seinen Darlegungen hinzu.

Ein Genußmittel verliert aber deshalb nicht seinen Wert als „Genußmittel“, wenn es zur unrichtigen Zeit genossen schädlich und sogar giftig wirken kann. Ebensowenig kann man ein Genußmittel deshalb den Giften gleichsetzen, weil das Genußmittel in zu großen Mengen, mißbräuchlich genossen, giftige Einwirkungen auf den Körper ausüben kann. Es muß daher der moderne Forscher durchaus das anerkennen, was der medizinische Laie Theodor Fontane in seinem Roman: „Frau Jenny Treibel“ (II. Auflage, 1893) Leopold Treibel klar und deutlich sagen läßt: „Ich habe 'mal von einem gehört, der bei Josty, weil er so gewettet hatte, zwölf Tassen Kaffee hintereinander trank und dann tot umfiel. Aber was beweist das? Wenn ich zwölf Käsestullen esse, fall' ich auch tot um; alles Verzwölffachte tötet einen Menschen. Aber welcher vernünftige Mensch verzwölffacht auch sein Speis' und Trank. Von jedem vernünftigen Menschen muß man annehmen, daß er Unsinnigkeiten unterlassen, seine Gesundheit befragen und seinen Körper nicht zerstören wird.“

„Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift, allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift ist“, sagte schon vor Jahrhunderten richtig Theophrastus v. Hohenheim. Auch das unschuldigste Nahrungsmittel kann unter Umständen zum Gift werden. Selbst Wasser kann giftig wirken, z. B. auf Wassersüchtige. Der berühmte Arzt, dem jetzt ein Denkmal errichtet werden soll, Professor Kußmaul, sagt in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“: „Der Mißbrauch eines wirksamen Mittels schließt seinen richtigen Gebrauch nicht aus. Man kann sogar mit Brot, Milch, Wasser und andern zum Leben nötigen Dingen, wenn sie zur Unzeit oder unrichtig bewertet werden, Kranke umbringen.“

Nun kommt aber für die Bewertung der Genußmittel noch ein sehr wichtiges Moment hinzu, das selbst die modernen Fachgelehrten meist übersehen haben. Es ist durchaus falsch, allein die schädlichen Wirkungen der Genußmittel stets ins Auge zu fassen. Man muß sich doch naturgemäß auch fragen: haben denn die Genußmittel nicht auch nützliche Eigenschaften? Ist es denn ganz und gar ein bloßer Zufall, wenn die Menschen zu allen Zeiten am allerersten nach Genußmitteln lechzen? Der berühmte Hygieniker v. Pettenkofer war es, der auf diese Tatsache hinwies: „Wie viele verzichten nicht auf ein Stück Brot, um sich eine Tasse Kaffee oder Tee, eine Prise Tabak, eine Zigarre, ein Glas Bier oder Wein zu sichern, wenn ihnen die Wahl gelassen wird, obwohl ein Stück Brot zum Fett- und Eiweißersatz am Körper beiträgt und die genannten Genußmittel nicht.“ Sollte nicht schon diese Tatsache auf ein physiologisches Bedürfnis der menschlichen Natur nach psychischem und sinnlichem Genuß hinweisen?

Der Grund, warum die ganze Menschheit die Genußmittel sucht, ist gar nicht die Wirkung der Genußmittel, die erst eintritt, nachdem die Genußmittel gleichsam wie Arzneimittel in Fleisch und

Digitized by Google

Blut übergegangen sind. Diese ist oft gar nicht einmal erwünscht. Vielmehr liegt die Genußeigenschaft schon viel früher in dem Geschmack, in der Schmackhaftigkeit. Deshalb kommt alles darauf an, wie uns die Genußmittel „munden", auf welchem Wege und in welcher Form wir sie zu uns nehmen.

Der Geschmack ist das entscheidende Moment. Diese wichtige Tatsache ist aber bisher von den Wissenschaften ganz und gar übersehen worden. Kein Wunder, wenn daher die Genußmittel und der Genuß bislang ganz einseitig und schon darum falsch bewertet worden sind. Der Geschmack ist die entscheidende Qualität der Genußmittel und auch der Nahrungsmittel. Deshalb ist es auch der Geschmack einzig und allein, der den Preis bestimmt, nicht etwa die Wirkung. Deshalb hat auch die Kunst eine so hohe Bedeutung, die dem Geschmack schmeichelt, nämlich die Kochkunst. Denn aus dem an sich geschmacklosen Naturprodukt, dem Kunstwerk der Natur, ein schmackhaftes Genußmittel herzustellen, bedarf es erst einer wirklichen Kunst. Die Tatsache, daß die Wissenschaften die Küche bis auf den heutigen Tag vernachlässigt haben, ist zugleich der Grund dafür, daß die Forschung den Genuß und die Genußmittel ganz einseitig beurteilt hat. Der erfahrene Breslauer Kliniker Biermer hat schon recht, wenn er behauptet: „Alkohol schadet, aber nur dem, der ihn nicht trinkt".

Augen- und Nasentiere.

Von Dr. Th. Zell (Berlin).

Auf Grund langjähriger Beobachtungen war ich zu der Überzeugung gekommen, daß bei einer großen Anzahl von Tieren nicht, wie es bei uns Menschen der Fall ist, das Auge der wichtigste Sinn, sondern daß es die Nase ist. Während beispielsweise ein blinder Mensch ein unglückseliges Geschöpf ist, sind blinde Hunde und Pferde noch zu zahlreichen Arbeiten fähig. Wir selbst besaßen mehrere Jahre einen vollkommen blinden Hund, dessen Sehunfähigkeit kaum jemals ein Besucher gemerkt hat.

Bei jeder Begegnung zweier Tiere sehen wir den Fundamentalunterschied, ob ein Geschöpf zu den Augen- oder Nasentieren gehört. Zwei Menschen, die sich begegnen, schauen sich an, zwei Hunde dagegen beriechen sich. Wie die Menschen, so denken auch nicht die Affen, Katzen, Vögel usw. daran, sich zu beriechen, während das gleiche wie die Hunde, Wölfe, Füchse, Pferde, Rinder, Hirsche, Rehe usw. tun. Beide Tierarten leben also in fast gesonderten Welten; nämlich wir Augentiere in der Welt der Lichtstrahlen, die Nasentiere dagegen in der Welt der Duftmoleküle.

Nachdem ich jahrelang in den verschiedensten Blättern meine Ansicht vertreten hatte — ich wollte nämlich zunächst aufpassen, ob etwa gegen diese Theorie beachtenswerte Einwände erhoben würden —, veröffentlichte ich vor mehr als fünf Jahren ein Buch: Ist das Tier unvernünftig?, in dem ich meine Ansicht ausführlich begründete und mit einer Unmenge von Beispielen belegte. Ich wies darauf hin, daß ein Zusammenhang zwischen Seh- und Riechschärfe bestände, den man folgendermaßen formulieren könne: Je besser die Augen eines Geschöpfes sind, desto schlechter ist seine Nase. Deshalb haben Vögel mit ihren scharfen Augen den stumpfesten Geruch. Dieser Satz gilt auch umgekehrt. Je besser die Nase eines Geschöpfes ist, desto schlechter sind seine Augen. Deshalb haben die besten Witterer, nämlich die Tiere mit beweglicher Nase, also Schweine, Tapire, Elefanten, Maulwürfe usw., die blödesten Augen.

Genau genommen ist diese Formulierung nicht ganz zutreffend, da nicht nur Nase und Auge, sondern alle Sinne in einer gewissen Korrelation stehen. Tiere mit hervorragenden Augen, also Vögel, haben nicht nur keine vorzügliche Nase, sondern auch niemals ein so feines Tastgefühl, wie etwa die meisten Wasserbewohner es besitzen. Der leitende Gedanke müßte also so formuliert werden, daß bei allen Tieren die Summe der Sinne gleich groß sei. So wird z. B. bei den riechunfähigen Walen der mangelnde Geruch durch ein fabelhaft feines Tastgefühl, ferner bei den Fledermäusen das beinahe fehlende und bei den Blindmäusen das gänzlich fehlende Gesicht nicht nur durch eine hervorragende Nase, sondern obendrein durch ein feines Tastgefühl ersetzt.

Von den Praktikern, die sich sofort auf meine Seite stellten, nenne ich beispielsweise den leider so früh verstorbenen Gouverneur v. Wißmann, ferner den bekannten Jagdschriftsteller Oberländer. Ebenso hat Professor Schillings in seinem berühmten Werke: „Mit Blitzlicht und Büchse" die Unterscheidung von Augen- und Nasentieren übernommen.

Von Theoretikern, die von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt sind, will ich an dieser Stelle nur den berühmten Physiker Ernst Mach erwähnen.

Selbstverständlich hat es nicht an Gegnern gefehlt. Forstmeister Rothe veröffentlichte im Jahre 1905 eine Schrift gegen mich, in der er die mangelnden Gründe durch Grobheit des Tons zu ersetzen suchte. Ebenso hat z. B. Kurt Gräser vor einigen Jahren meine Theorie aufs heftigste angegriffen. Irgendeinen Erfolg haben diese Anfeindungen nicht gehabt, im Gegenteil: Die besten Jagdzeitungen haben sich auf meine Seite gestellt.

Warum ich alles dieses erzähle? Weil ich neulich beim Durchblättern eines Werkes über die Physiologie des Geruchs auf die Verhand-

Digitized by Google

lungen des zehnten internationalen medizinischen Kongresses verwiesen wurde und bei dessen Lektüre die seltsame Entdeckung machte, daß bereits im Jahre 1890 ein englischer Professor, Turner, hier in Berlin einen Vortrag mit Bildern hielt, in dem er die Säugetiere auf Grund der vergleichenden Anatomie und Physiologie in ähnlicher Weise wie ich eingeteilt hat. Mit Rücksicht auf die Entwicklung des Riechnervs spricht er von Makrosmatikern, d. h. Weitriechern, die ich Nasentiere nenne, wohin z. B. die meisten Huftiere gehören. Menschen und Affen bezeichnet er als Mikrosmatiker oder Stumpfrieche, die ich Augentiere nenne. Die riechunfähigen Wale bezeichnet er als Anosmatiker oder Riechunfähige.

Die Einteilung der Tiere nach ihrer Riechschärfe ist also nicht neu, und man hätte mir von gegnerischer Seite allein den Vorwurf machen können, daß ich in dieser Hinsicht nichts neues sage. Ich betone die gedachte Beschränkung, da Professor Turner das von mir festgestellte Verhältnis zwischen Augen und Nase nicht erwähnt.

Recht zu denken gibt der Umstand Anlaß, daß in den zahllosen Zuschriften niemand mich auf diesen Vortrag aufmerksam gemacht hat. Auch kein Mediziner hat das getan, obwohl ich gerade aus ihren Kreisen die meisten Briefe erhalten habe. Ein Vortrag mit Bildern, der vor einem internationalen Ärztekongreß gehalten war und gedruckt wurde, ist also nach fünfzehn Jahren beinahe vergessen. Das beweist aufs neue, daß die heutige Überproduktion von Büchern neben andern Nachteilen zur Folge hat, daß wirklich gute Sachen verschüttet werden und dem Gedächtnis der Mitwelt entschwinden.

Ruhe du lieber Schläfer.

(Zur Gerhart Hauptmann-Tournee.)

Von **Ignaz Jeżower** (Berlin).

„Errat, qui temperantiam, mediocritatem, modum denique desiderat in re optima.“
Cicero an Ennius.

Gerhart Hauptmann ist von der Konzertdirektion Jules Sachs, Berlin, vorläufig für zwanzig Abende engagiert worden. Er wird in verschiedenen deutschen Städten u. a. aus seinen noch ungedruckten Werken vorlesen. Am 17. Oktober hat er die Tournee in Berlin angetreten. Berlin war die erste Station seines Aufstiegs, hier kämpfte „vor Sonnenaufgang“ sein Licht mit seiner Dunkelheit, und die Strahlen des jungen Ruhmes siegten über die Schatten des Unbekanntseins, — Berlin ist jetzt nach zwei Jahrzehnten die erste Station seines Niedergangs, hier ergossen sich die schwarzen Schatten der Erde, die im Laufe der Zeiten langsam zwischen seine Sonne und seinen Mond vorgerückt waren, über seinen runden, vollen Mond; von der Sonne, vom Ruhm kann sich sein Gestirn kein Licht mehr leihn, die lauernde Finsternis hat es gierig verschlungen.

An diesem Abend, an dem Hauptmann in der Singakademie Szenen aus dem „Hirtenlied“, den „Wiedertäufern“, dem „Telemach“ gelesen, hat sich sein Schicksal erfüllt.

„daß ich sollte,
wie andere Krüppel tun, die Straße säumen,
als armer Lazarus im Schlamme wühlen,
mit meiner Schande, meinen Schwären prunken,
nach Hunden krächzen, die sie lecken sollen.“ — —

Wie trostlos klang das „Hirtenlied“. Um Rahel, das künstlerische Wort hat Hauptmann geworben, doch nur Lea, die gewöhnliche Phrase, gewonnen. Er mußte auch hier den Engel, mit dem er gerungen, ohne daß er von ihm gesegnet wäre, lassen.

Von den „Wiedertäufern“ hat Hauptmann schon in der Weihnachtsbeilage des „Tag“ 1905 eine Szene veröffentlicht. Mit dem farbigen Wörtchen „nit,“ das er zwanzigmal auftrug, glaubte er, das Sprachkolorit malen zu können, doch, sobald er auf „Gesicht“ oder „Licht“ einen Reim brauchte, fand er den Glanz des Wortes „nicht“ wieder leuchtend genug. Hier setzte er auch auf „Mann“ den schönen Reim „han“ (haben), aber „nit“ gerade Sprachgewalt verriet die viermalige Wiederholung von „itzt“ und der Gebrauch von „itzo“ und „itzund“. Eine andre Szene aus dieser „dramatischen Arbeit“, die Hauptmann las, zeigte, daß er wieder einmal einen Dichter auf sich habe wirken lassen. In „Vor Sonnenaufgang“ war er unter dem Einfluß von Holz, im „Friedensfest“ unter dem Bann von Ibsen, in „Schluck und Jau“ unter der Vormundschaft von Shakespeare, in „Elga“ stand er unter dem Stern Grillparzers, und in dieser Szene der „Wiedertäufer“ ist er unter dem Einfluß von Schiller. An des flugbereiten Jahrhunderts Anfang müßte auch der Dichter einen höhern Flug wagen, wenn aber seine Muse heut „ihr altes deutsches Recht, des Reimes Spiel, bescheiden wieder fordert“ und Marketenderin in „Wallensteins Lager“ wird, ist sie nur epigonenhaft.

Und „Telemach“? Ists möglich, hörte ich recht?

„Biete mir die heilige Troja wie sie ging und stand ...“

So dichtet Hauptmann jetzt.

Natürlich verwirrt der Beifall des Publikums sein Gefühl, die Anerkennung der Kritik sein Urteil, das zustimmende Schweigen der Freunde seine Erkenntnis der Grenzen. Von der Biene hat man bis jetzt für Hauptmann immer nur den Honig genommen, man nehme endlich auch von ihr den Stachel. „Ruhe, du lieber Schläfer“ war der Kehrreim des Liedes „im Volkston“, das

Digitized by Google

Hauptmann zum Schluß vortrug, „ruhe, du lieber Schläfer“ ist der Kehrreim, den man ihm nun zurufen muß.

Einige Tage aber nach der Berliner Vorlesung läßt sich schon der „Berliner Lokal-Anzeiger“ aus Wien telegraphieren:

„Hauptmann-Enthusiasmus in Wien. Wie uns ein Telegramm unsres na.-Korrespondenten aus der österreichischen Hauptstadt meldet, las dort Gerhart Hauptmann im großen Musikvereinssaal vor einem dichtgedrängten Publikum Szenen aus dem „Telemach“, ferner Szenen aus dem vierten Akt der „Versunkenen Glocke“, zwei Gedichte, „Weihe“ und „Spaziergang an der Riviera“ und die Schlußszene aus „Hannele“. Infolge des stürmischen Beifalls gab er das „Requiem“ zu. Als er geschlossen hatte, brach im Publikum ein großer Jubel aus. Ein junges Mädchen lief aufs Podium und überreichte dem Dichter eine weiße Rose. Hauptmann küßte die Hand der jungen Dame, worauf sie, die Hand hochhaltend, ins Publikum zurücklief. Infolge dieser Szene brach der Beifall stürmischer als je aus. Alle wollten aufs Podium. Hauptmann mußte ins Künstlerzimmer flüchten. Der Eingang wurde von Dienern besetzt und derart umringt, daß weder seine Frau noch Schlenther zu ihm gelangen konnten. Er verließ schließlich durch einen Seiteneingang das Gebäude, wo (?!) Hunderte von Personen warteten und „Wiederkommen!“ riefen.“

So feiert jetzt Hauptmann nach den Mißerfolgen der Bühne Triumphe des Katheders. Und nur weil man in ihm den repräsentativen Mann der deutschen Literatur sieht, protestieren wir gegen seine Tournee. Ein großer Dichter ist eine Persönlichkeit, ein großer Mensch. Ein repräsentativer Dichter hat vor allem Lebensstil. Nach dem Tode seines Freundes Hugo Ernst Schmidt verlor Hauptmann jeden Halt, jedes Maß, jedes Kriterium. 1892 schrieb C. F. Meyer an Widmann: „Für diesen G. Hauptmann hab ich ein Faible.“ Die inszenierte Weltflucht Hauptmanns, der vor einigen Jahren so weltentrückt schien, daß er bei seinen Premieren im „Deutschen Theater“ Märchen las, konnte man noch mit wohlwollender Nachsicht hinnehmen, für Hauptmann, der sich jetzt aufs Podium hinstellt, die Scham überwindet, und sich den Augen und Ohren aller Gaffer und Horcher preisgibt, kann man ein „Faible“ nicht mehr empfinden. Als ihm 1896 für „Hannele“ der Grillparzer-Preis zuerkannt wurde, gelobte er, daß ihm der reine und geweihte Name Grillparzer fortan „Mut gebend, wegweisend und heiligend vorleuchten“ werde. Jetzt, wo Hauptmann „mehr als je einer Aufrichtung und Stärkung bedarf“ müßte er sich das Grillparzersche Paganini-Gedicht, in dem der Dichter den Geiger, weil er des Busens stilles Haus öffnet, die unverhüllie Seele hinausjagt und entblößt, einen Mörder am Ich, einen Mörder des eignen Leibs und der eignen Seele nennt, stärker einprägen. Oder sollte Hauptmann zu dem Namen Grillparzer nicht mehr so ehrfürchtig aufschauen? Dann mögen ihn seine eignen Worte mahnen:

„Jetzt aber raffe dir dein reines Kleid
zusammen, Freund, und flieh'! flieh'! sag' ich, flieh'!
Schüttle den Staub von deinen Schuhen, flieh'!
Und wenn dich jemand am Gewand will halten,
so lasse dein Gewand in seiner Hand
und fliehe! fliehe!“

Lublinski, ein Theoretiker.

Von Dr. **Arthur Sakheim** (Hamburg).

Der Ausgang der Moderne“ (Dresden, Carl Reißner), ein Buch innerhalb der Mauern entstandener Opposition, von Samuel Lublinski hat ein ansehnliches Schätzlein an löblichen Qualitäten. Es ist von einem mannhaften, frei agierenden Intellekt in die Welt gesetzt, von einem selbständigen Kopf. Der Theoretiker Lublinski erweist sich als Räsonneur, Reflexionspsycholog, und hiermit ist eigentlich schon sein schlimmer Fehler angegeben — eine gemeinschaftliche Quelle mannigfaltiger Verkehrtheiten: er konstruiert am grünen Tisch. („Am grünen Tisch“ könnte entschieden für eine journalistische Wendung erklärt werden, aber das ändert an den Tatsachen nichts.)

Samuel Lublinski ereifert sich, streithaft angetan, über Hofmannsthal, über das Zitterspiel der Sensiblen und Sentimentalen; alsdann: über Shaw, Wedekind, Kerr, Bab. Er entbindet seine Kräfte geistvoll und plausibel, wenn man die grelle Fackel nicht mißdeuten und von einzelnen übereilten Allerweltsweisheiten absehen will. Seine eignen gescheiten Theorien schielen indessen, und zwar mit Armen und Beinen. Dies sei mit einer Note des Bedauerns konstatiert.

Ich möchte, daß man mich diesmal nicht mißversteht. Wenn dieser allzu vernachlässigte Autor im ganzen recht, im einzelnen unrecht gehabt hätte, könnte man über die unsympathischen Einzelheiten hinweggehen. Ganz umgekehrt ist's jedoch. Um spürbare Schmerzen dreht es sich.

Es gibt Partien in dem Buche, denen rückhaltlos beizustimmen mir Bedürfnis ist. Zu ihnen gehört die Umgrenzung Hebbels. Etwas hätte freilich bestimmter ausgedrückt werden müssen: Friedrich Hebbel ist kein Psycholog. Das Interesse haftet trotzdem mit Inbrunst an seinen gigantischen Charakteren, die aus hegelisch-metaphysischem Fieber erwachsen sind. Lublinski würde sagen: Hegel plus Ballade. Wir haben die Balladenatmosphäre und den „sich selbst setzenden Konflikt“. In der Liebe wohnt der Haß, in der Reinheit die Sünde, in der Gottesminne Verlangen nach fleischlicher Befriedigung. Was ist Hegel? — Ekstase.

Digitized by Google

Lublinski wendet sich gegen Hofmannsthal. In Wahrheit wendet sich der Kantianer gegen den Psychologisten, der sparsame Haushalter gegen den gelösten Auflöser. Der Dichter Hofmannsthal ist ein Spätling der Wiener Barockkultur, Lyriker, Erzähler seltner Märchen, die wie alte Musikinstrumente klingen, vor allem Sprachkünstler, Rhetor, Artist. Dichtkunst ist aber nicht Wortkunst, nicht (unser Autor bezähmt sich) bloß Wortkunst. Und große Dramatiker brauchen keine Sprachmeister zu sein. Ein Dichter wie Hofmannsthal findet in rauschenden, prunkenden Worten Ersatz für fehlende Mysterien. „Cette obscure clareté qui tombe des étoiles." Aber er ist kein Dramatiker, denn er hat keine Gestaltungskraft, keine Energie; in seiner Tragik und Dramatik findet sich keine Notwendigkeit. (Kraft, Energie, Notwendigkeit . . .) Das Drama Hofmannsthals ist Seelenstimmungsdrama. Gerhart Hauptmann hat ein Milieudrama geschaffen und eine passive Tragödie, deren „Helden" Willensschwächlinge sind. Die „Helden" Hofmannsthals sind Besessene; physische Grundlage dieser seelischen Pein ist etwa Hysterie. (Breuer und Freud.) Man nehme seine psychopathologischen Erkenntnisse zusammen und hülle sie in seidnes Gewand ziervoller Expressionen. Die Theorie, daß „magische" Worte ein Drama hervorrufen können, ist unhaltbar — denn psychologistisch. Daher erscheinen die Dramatiker, die sich an Hofmannsthal anschließen, gerade als Futter für Pulver gut genug. Sie füllen eine Grube, so gut wie bessere . . . . Gesegnet sei ihre Anmut!

Dagegen vergnügt sich Lublinski mit Recht über den geheimen Moralisten Wedekind. Nicht als ob dieser mit ein paar ausgesottenen Witzen totzukriegen wäre. Aber das stimmt schon: je matter eine Dichtung Wedekinds schlottert, desto stolzer wirft sich rick-rack der Aarauer Kantonsschüler in die Brust. (Damit ist aber weder gegen die Form noch gegen die Ethik Wedekinds etwas bewiesen. . .)

Von Ernst Mach bemerkt Lublinski despektierlich: Dieser Protegé Hermann Bahrs habe sich die Aufgabe gestellt, „das menschliche Ich- und Identitätsbewußtsein zu vernichten". Das heißt aber doch, positiv ausgedrückt: (für den Philosophen) einen einheitlichen (monistischen) Bau errichten, Physik und Psychologie vereinigen; (für den dramatischen Dichter) innerhalb der weitestreichenden Empirie bleiben. Unser Autor hingegen meint, das Drama sei nicht möglich, wo der Wille fehlt, stärker als Natur und Stimmung. Oder: die Männlichkeit.

Man kann sich darauf berufen, daß Wille, Natur, Stimmung sehr komplizierte Begriffe sind, die Lublinski, wenn er exakt arbeiten wollte, uns erst hübsch hätte analysieren müssen. Begriffsdichtungen, mit Lichtzauber angefüllt. Zu hoher Glorie aufgebaute Synthesen aus einer Unmenge von Gefühlszuständen, Gefühlstönen, Vorstellungen und Empfindungen. Doch wissen wir, was wir uns ganz im groben unter diesen Abbreviaturen zu denken haben. Gegeben ist ein Stück Sinnenwelt, Mannigfaltiges zu einem Zusammenhang geordnet und von einem Temperament gesehen. Der eine Pol des Absoluten entzündet den andern. Vestigia terrent . . . . , aber sagen wir einmal „absolut"; Sokrates soll diesmal abenteuerlicherweise „Musik treiben". Und dann werden Hindernisse gesetzt, ein Drängen und Streben nach etwas, ein Können und Nichtkönnen. Man will. Oder man möchte zum mindesten. Auf die Form des appetitiven Verhaltens kommt es doch nicht an. Oder prahlt Lublinski im Ernst mit „Männlichkeit"? Nun, Dame Kunst ist hingebungsvoll, leichtsinnig, unlogisch, gutherzig, lustig, dann wieder kalt, alt, gelb — immer kokett und veränderlich. Hier kommt jemand und will sich gegen sie männlich benehmen. Bitte! Vielleicht? Wer ist doch noch jener deutsche Dichter, der mit Recht bemerkte: „Es geht nichts über einen Schulmeister, wenn er im Saft steckt!" —?

Gute Witze mögen immerhin gemacht werden. Unser Autor ist Kantianer striktester Observanz. Die innere Form des Dramas resultiert ihm aus ihrer Notwendigkeit. Diese innere Form (mit der Technik irgendeines Obervorschneiders ja nicht zu verwechseln) ist apriorisch. Ich (armer empirischer Teufel) würde mich allerdings sofort dagegen sträuben, wenn Lublinski die Allgemeinheit und Notwendigkeit der dramatischen Form aus ihrer Apriorität erkannt hätte. Glücklicherweise schließt er auf die Apriorität aus der Allgemeinheit und Notwendigkeit. Das wäre dann sehr schön konstruiert und würde auf das Drama oder die Tragödie, mit ihren kosmischen, psychischen, entwirrbaren und ewig verworrenen Konflikten, passen. Aber das Drama und die Tragödie existieren ja gar nicht. Wir kennen ja gar keine Kristallisationen unfehlbar-genialen dramatischen Schaffens in nuce. Und . . . supposez que ça se soit passé comme il aurait fallu . . . Was dann?

Die innere Form muß sich jeder Künstler selbst schaffen; eine Arbeit aus Demut, Stolz, tiefsten Ekstasen und mühseligem Ameisenwerk gemischt. Lessing hat im „Laokoon" (auch einem „Drama", und zwar dem vollkommensten des Meisters) nachgewiesen: Kunst ist Induktion. Man induziert — mit brennenden Augen. Der Dramatiker ist ein armer Empiriker, ein ekstatischer Empiriker, ein mystischer Empiriker, aber doch am Ende „ein armer Mann wie Hamlet".

Ich anerkenne Lublinskis Mut zur unsanften, unschmiegsamen Einseitigkeit; ich anerkenne, daß sein Buch trotz alledem tüchtig und sicher zurecht „induziert" ist. Aber ich verzichte freundlichst auf die scharfe Zickzacklinie, auf seinen kindermörderischen Kanon.

Digitized by Google

„Es geht nichts über einen Schulmeister, wenn er im Saft steckt."

Lieder.

Von **Hans Wantoch** (Wien).

Schifferlied.

Mögen die Tage in grauem Gewande
trostlos zerflattern in spukhaftem Saus,
grenzen doch nachts blinksilberne Bande
unseren Träumen ein sicheres Haus.

Landet vor widrigen Wehren und Winden
nimmer mein Schiffchen an Deinem Strand:
sacht und sicher und stetig verbinden
unsere Träume Hand mit Hand.

Dunkel wird Licht, und Weg wird die Welle,
Liebe zu Liebe wirft leuchtenden Schein.
Aber das Helle vor deiner Schwelle
fällt mein schwarzer Schatten hinein.

Lied des Einsamen.

Ein schwerer grauer Mantel,
wächst meine Einsamkeit
mit jedem neuen Schritte
in die Vergangenheit.

Nach rückwärts zieht die Schleppe
von meinem Leidgewand
in Zeiten, da die Mutter
mich liebes Kind genannt.

Sie wächst von Stund zu Stunde,
sie wächst von Tag zu Nacht
und hat mit ihrer Schwere
mich so kleinmüd gemacht.

Spinnlied.

An einem grauen Kleide spinnt
jedweder Tag. Der Faden rinnt
aus meinem Schmerz, aus meinem Leid.
Das spricht: verspinn — ich bin bereit.
Dann legt der Spinner das Gewand
um meinen Hals, um meine Hand,
ob es wie Rinde an den Ast
fest an die magern Knochen paßt.
Und lächelt so. Der Faden rinnt.
Nur manchmal trägt ein sanfter Wind
liebleise Botschaft in mein Blut.
Das tut so gut, glaubt —: gut.

Der Spinner grinst übers Gesicht:
„‚Sie' kommt doch nicht. ‚Sie' hilft dir nicht!
Aus der Erinnrung fließt nur Pein.
Still, Kindchen, bald wird's fertig sein."
Und hält den Lumpen hoch empor
und zieht mir stracks ihn übers Ohr,
und die Kapuze um die Stirn
zerdrückt den Kopf, zerquetscht mein Hirn,
und wie gegossen aus dem Leid
sitzt faltenlos mein Totenkleid.

Zu H. C. Andersen's neuen Märchen.*)

Wie holdselige Maientage in tanzendem Sonnenschein, lerchendurchjubelt und voll freudesprühender Taufrische muten uns die Märchen dieses Dichters an. In den Kinderherzen, in denen der ewige Frühling lebt, rufen sie Gefühle inniger Verschwisterung wach. Auch alle, die sich als große Kinder schon im Wald der Welt verloren, finden in diesen Geschichten das Land ihrer Jugend wieder. Großmütterchen mit den märchenhaft gütigen Augen und den versöhnenden Händen führt uns in das Reich der Zauber und Träume. Da sitzt mitten in einer Blume auf einem grünen Stuhl ein kleines Mädchen, fein und niedlich. Es ist einen Daumen lang und deshalb wird es Däumelieschen genannt. Die niedlichsten, kleinen Elfen spielen lustig; einige von ihnen sind nicht größer als ein Finger und haben ihr langes Haar mit Goldkämmen aufgesteckt; zwei und zwei schaukeln sie sich auf den großen Tautropfen, die auf den Blättern und dem hohen Grase liegen; manchmal entrollt der Tropfen, dann fallen sie nieder zwischen die langen Grashalme, und das gibt ein Gelächter und Lärmen unter den andern Kleinen. Der arme Prinz bekommt sein Königreich, und mitten auf dem alten Holzschrank steht ein Mann ausgeschnitzt, der ist freilich lächerlich anzusehen, und er grinst auch, denn lachen kann man das nicht nennen, er hat Ziegenbocksbeine, kleine Hörner auf der Stirne und einen langen Bart. Man nennt ihn immer den Ziegenbocksbeinoberunduntergeneralkriegskommandeursergeanten, denn das ist ein Name, schwer auszusprechen, und es gibt recht viele, die diesen Titel bekommen; aber ihn ausschnitzen zu lassen, das ist auch etwas. Wenn wir aber Großmutter fragen: „Von wem weißt du denn das alles?" dann lächelt sie und sagt: „Von Vater Andersen!" Und sie lächelt immer,

*) Die neue deutsche Ausgabe der gesammelten Märchen und Geschichten des dänischen Dichters im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, unterscheidet sich vorteilhaft von allen bisherigen. Ihr Text wurde um zahlreiche, bisher unbekannte Märchen vermehrt, erfreut sich einer zum Teil neuen, trefflichen Übertragung von Etta Federn und eines dem kindlichen Verständnis fein angepaßten neuen Bilderschmucks von dem dänischen Zeichner Gudmund Hentze. Wir drucken in dieser Nummer ein neues Märchen ab; möge es dem Dichter neue Freunde gewinnen.

Digitized by Google

wenn sie erzählt und sieht wieder ganz jung aus wie Schwesterchen. „Ei, worüber freust du dich denn so, Großmütterchen?“ „Kinder, ich kann euch noch viele, viele neue Märchen von Vater Andersen erzählen. Die habt ihr noch nie gehört.“ „Großmutter, bitte, bitte, erzähle!“ Und wir setzen uns an den braunen Tisch um die alte Lampe; die wackelt immer, wenn Bruder hustet. Großmutter setzt die Brille wieder auf, holt die Bücher, zeigt uns die schönen Bilder darin und liest uns die neuen Märchen vor. Da bleibt selbst die Mietzekatze ganz still. Auch mein großer Bruder hörte die neuen Geschichten an. Eine gefiel ihm ganz besonders; deshalb trug er sie gleich in eine Zeitung. Wollt Ihr sie gedruckt sehen und lesen? Hier ist sie:

Arthur Silbergleit.

Sonnenscheingeschichten.

Ein Märchen von H. C. Andersen.

„Nun werde ich erzählen!“ sagte der Wind. „Nein, erlauben Sie,“ sagte das Regenwetter, „nun ist die Reihe an mir! Sie sind lange genug an der Straßenecke gestanden und haben getutet, was Sie nur tuten konnten!“

„Ist das der Dank,“ sagte der Wind, „weil ich Ihnen zu Ehren manches Parapluie umgedreht habe, ja, es abbrach, wenn die Leute nichts mit Ihnen zu tun haben wollten?“

„Ich erzähle!“ sagte der Sonnenschein, „still!“ und das wurde gesagt mit Glanz und Majestät, so daß der Wind sich legte, so lange er war, aber das Regenwetter schmiegte sich an den Wind und sagte: „Das sollten wir ertragen! Sie bricht immer durch, diese Madame Sonnenschein. Wir wollen nicht darauf hören! Das ist nicht der Mühe wert, darauf zu hören!“

Und der Sonnenschein erzählte:

„Es flog ein Schwan hin über das rollende Meer; — jede Feder an ihm glänzte wie Gold; eine Feder fiel hinab auf das große Kauffahrteischiff, das mit vollen Segeln vorbeiglitt; die Feder fiel in das lockige Haar des jungen Mannes, des Aufsichtsmannes über die Waren. Superkargo nannten sie ihn. Die Feder des Glücksvogels berührte seine Stirne, wurde Schreibfeder in seiner Hand, und er wurde bald der reiche Kaufmann, der sich goldne Sporen kaufen konnte, das Goldfaß in ein Adelsschild verwandeln konnte; ich habe darauf geschienen!“ sagte der Sonnenschein.

„Der Schwan flog hin über die grüne Wiese, wo der kleine Schafhirte, ein Junge von sieben Jahren, sich in den Schatten des alten, einzigen Baumes dort draußen gelegt hatte. Und der Schwan in seinem Flug küßte ein Blatt des Baumes, es fiel in des Knaben Hand, und das eine Blatt wurde zu dreien, wurde zu zehn, wurde zu einem ganzen Buch, und er las darin von den Wunderwerken der Natur, von der Muttersprache, vom Glauben und Wissen. Zur Schlafenzeit legte er das Buch unter seinen Kopf, um nicht zu vergessen, was er gelesen hatte, und das Buch trug ihn zur Schulbank, zum Lehrertisch. Ich habe seinen Namen unter den Gelehrten gelesen!“ sagte der Sonnenschein.

„Der Schwan flog hinein in die Waldeinsamkeit, ruhte dort aus auf den stillen, dunklen Seen, wo die Seerosen wachsen, wo die wilden Waldäpfel wachsen, wo Kuckuck und Waldtaube zu Hause sind.

Eine arme Frau sammelte Brennholz, abgefallene Zweige, trug sie auf ihrem Rücken, ihr kleines Kind trug sie an der Brust und ging nach Hause. Sie sah den goldnen Schwan, den Glückschwan, sich von dem schilfbewachsnen Ufer erheben. Was glänzte dort? Ein goldnes Ei; sie legte es an ihre Brust, und die Wärme blieb, es war gewiß Leben in dem Ei. Ja, es pickte in der Schale; sie empfand es und glaubte, es sei ihr eignes Herz, das schlug.

Daheim in ihrer armen Stube nahm sie das Goldei hervor. „Tick, tick!“ sagte es, als wäre es eine kostbare Golduhr, aber es war ein Ei mit lebendigem Leben. Das Ei zersprang, ein kleines Schwanenjunges, befiedert aus purem Gold, steckte den Kopf hervor; es hatte vier Ringe um den Hals, und da die arme Frau gerade vier Jungen hatte, drei daheim und den vierten, den sie mit in die Waldeinsamkeit getragen hatte, so begriff sie gleich, daß hier ein Ring für jedes der Kinder war, und während sie das begriff, flog der kleine Goldvogel davon.

Sie küßte jeden Ring, ließ jedes Kind einen von den Ringen küssen, legte ihn an des Kindes Herz, schob ihn an des Kindes Finger.

Ich sah es!“ sagte der Sonnenschein. „Ich sah, was dann folgte!

Der eine Junge setzte sich in die Lehmgrube, nahm einen Klumpen Lehm in seine Hand, drehte ihn mit den Fingern, und es wurde eine Jason-Gestalt, der das goldne Vlies geholt hatte.

Der zweite von den Jungen lief gleich hinaus auf die Wiese, wo die Blumen in allen erdenklichen Farben standen; er pflückte eine Handvoll, drückte sie so fest, daß die Säfte ihm in die Augen spritzten, den Ring benetzten, es kribbelte und krabbelte ihm in Gedanken und in der Hand, und nach Jahr und Tag sprach die große Stadt von dem großen Maler.

Der dritte der Jungen hielt den Ring so fest in den Mund, daß er einen Klang gab, einen Widerhall vom Herzensgrund; Gefühle und Gedanken erhoben sich in Tönen, erhoben sich wie singende Schwäne, tauchten hinab wie Schwäne in die tiefe See, der Gedanken tiefe See; er wurde Meister der Töne, jedes Land kann nur denken: „Mir gehört er an!“

Digitized by Google

Der vierte Kleine, ja, der war der Sündenbock; er hatte den Pips, sagten sie, er sollte Pfeffer und Butter bekommen wie die kleinen Küchlein! Sie sagten nun die Worte mit der Bedeutung, wie sie wollten: „Pfeffer und Butter!“ und das bekam er; aber von mir bekam er einen Sonnenkuß,“ sagte der Sonnenschein, „er bekam zehn Küsse für einen. Er war eine Dichternatur, er wurde geknufft und geküßt; aber den Glücksring hatte er von des Glückes goldenem Schwan. Seine Gedanken flogen auf wie Schmetterlinge, das Symbol der Unsterblichkeit!“

„Das war eine lange Geschichte!“ sagte der Wind.

„Und langweilig!“ sagte das Regenwetter. „Blas mich an, damit ich mich wieder erhole!“

Und der Wind blies, und der Sonnenschein erzählte:

„Der Schwan des Glückes flog hin über die tiefe Meeresbucht, wo die Fischer ihr Netz ausgespannt hatten. Der ärmste von ihnen dachte daran, sich zu verheiraten, und er verheiratete sich.

Ihm brachte der Schwan ein Stück Bernstein; Bernstein zieht an, er zog Herzen zu dem Hause. Bernstein ist der schönste Weihrauch. Es kam ein Duft wie aus der Kirche, es kam ein Duft von Gottes Natur. Sie fühlten recht das Glück des Hauslebens, die Zufriedenheit in den kleinen Verhältnissen, und da wurde ihr Leben eine ganze Sonnenscheingeschichte.“

„Sollen wir nun hervorbrechen?“ sagte der Wind. „Nun hat der Sonnenschein lange genug erzählt. Ich habe mich gelangweilt!“

„Ich auch!“ sagte das Regenwetter.

Was sagen nun wir andern, die die Geschichten gehört haben?

Wir sagen: „Nun sind sie aus!“

Colchicum autumnale.

Ein Thüringer Herbst-Idyll.

Von **Paul Friedrich** (Berlin).

Nun beginnen die Wandervögel nach dem Süden zu fliegen und die Wandermenschen nach den Städten heimzukehren. Die Modebäder leeren sich rasch, und nur noch melancholisch flattert hier und da ein bunter Wimpel an den Dünen von Sylt, Ostende oder Boulogne; der Sommer ist tot, der Ertrag an gebundnen und gebrochnen Herzen geerntet, nun kann das ewige Spiel des Suchens auf den Parketts der Salons fortgesetzt werden.

Jetzt beginnt die Zeit der weltabgelegnen, stillen, landschaftlichen Winkel, die im Herbst am schönsten sind, in denen die Luft nicht getränkt ist mit dem schal gewordenen Fettgeruch der Hotelküchen, dem Duft exotischer Frauen, dem Lärm alltäglicher Kur- und Badekonzerte.

Jetzt lebt die melancholische Mark im vollen Schmuck herbstlicher Heide zwischen dem ernsten Grün der kahlstämmigen Kiefern auf. Aber auch die liebliche mitteldeutsche Wald- und Wiesenlandschaft Thüringens zaubert stimmungsvolle Idyllen um den einsam Genießenden, der mit der Natur allein sein will.

Nahe bei Weimar liegt zwischen dicht mit dunklen Tannen bestandenen sanften Hügeln ein kleines „Bad“, das nur wenig Großstädter kennen. Es ist ein Dorf, ganz noch in seiner innern Kulturunberührtheit mit niedern Häuschen, blumenumrankten Gemüsegärten, in deren bunter Wildnis zwischen Dahlien und Rittersporn, Phlox und Studentenblumen Hühner scharren und Gänse schnattern.

Um die Gärten breiten sich breite Wiesen, auf denen der Winterklee blüht, und sumpfiges Brachland, auf dem gelbe Dotterblumen und Schafgarbe wachsen und die charakteristischste Pflanze des Herbstes, die blattlose Herbstzeitlose, colchicum autumnale, ihre mattlilaen Giftkelche geöffnet hat.

In den tiefen Wäldern und den heimlichen Talgründen, in denen Blaubeeren und Vergißmeinnicht an schmalen Bächen stehn, herrscht lautlose Stille; nur hin und wieder schreit ein Habicht in das Sausen der Tannen. Und nur manchmal lugt ein äsendes Reh mit seinen verwunschenen Märchenaugen aus dem Dickicht.

Hier lernt man die Welt vergessen, einmal aufzuatmen von dem ewigen Geräusch der Arbeit und dem Rascheln der Bücher und Zeitungen. Hier besann auch ich mich wieder auf meine Kindheit, und daß wir abgehetzten Kulturkämpfer und Lastträger alle verlorene Kinder dieser lebensvollen, ahnungsreichen, unberührten Waldesheimlichkeit und seelenvollen Einsamkeit der Natur sind.

Aufruf.

Am 22. Juli ist Detlev v. Liliencron, 65 Jahre alt, plötzlich gestorben. Erst mit 40 Jahren als Dichter hervorgetreten, erst mit 60 Jahren zu allgemeiner Anerkennung gelangt, konnte er nicht mehr für den künftigen Wohlstand seiner nächsten Angehörigen sorgen. Die Einnahmen aus seinen Werken reichen nicht aus, um seiner Witwe einen standesgemäßen Haushalt und seinen Kindern eine der Bedeutung ihres Vaters angemessene Erziehung zu sichern. Liliencron ist der einzige Dichter, aus dem der Geist der Bismarckschen Zeitwende spricht, der Aufschwung des deutschen Selbstgefühls; mit ebenso volkstümlicher Natürlichkeit wie eigentümlicher Phantasie faßt er die

Digitized by Google

männlichsten nnd menschlichsten Züge jener bewegten Zeit zusammen, und es würde nicht rühmlich für Deutschland sein, wenn die Kinder gerade dieses Dichters auf private Almosen angewiesen blieben. Wir halten es für eine Herzenspflicht unsres Volks, für eine Ehrenpflicht jedes Gebildeten, das zu verhüten, und ersuchen alle Gleichgesinnten, zu einer Nationalspende an die Hinterbliebenen des Dichters beizusteuern. Alle Zeitungen bitten wir um Nachdruck dieses Aufrufs. Zur Einsammlung der Beiträge hat die Reichshauptbank in Berlin ein Girokonto unter dem Titel „Liliencron-Spende" eingerichtet, auf das bei allen Reichsbankanstalten (auch Nebenstellen) Einzahlungen bis Ende des Jahres (für die Einzahler gebührenfrei) erfolgen können. Am 3. Januar 1910 wird die Sammlung geschlossen. Das Bankhaus M. M. Warburg & Co. in Hamburg hat sich bereit erklärt, die mündelsichere Verwaltung des gesammelten Vermögens zu übernehmen, und wird den Ertrag der Spende binnen vier Wochen nach Schluß der Sammlung im „Reichs-Anzeiger" bekannt machen.

Randbemerkungen.

Caruso-Wahnsinn.

Blödsinn steckt an wie Gähnen; das ist eine Erfahrung, die der Psychologe tagtäglich von neuem machen kann. Und gelegentlich ist das Kontagium so stark, daß man von einer Blödsinnepidemie sprechen muß. Solch eine Epidemie ist jetzt in Berlin anläßlich des Caruso-Gastspiels ausgebrochen. Ich habe nicht das Allergeringste gegen diesen Virtuosen des hohen C. Ich weiß auch, daß er nicht nur ein simpler C-Virtuose, sondern sogar ein geschmackvoller Sänger ist. Ich weiß ferner, daß er ein wirklicher Künstler ist, und ich kenne ein Urteil von ihm über die Berliner, das für diese nicht gerade schmeichelhaft ist. (Es fiel übrigens vor Jahresfrist im Hotel de Rome.) Also: Carusos Künstlerschaft in allen Ehren; aber er ist doch nur ein Nachahmer, ein Mime, meinetwegen auch ein Nachschöpfer. Er wäre nichts, wenn nicht die großen Meister der Tonkunst ihm Gelegenheit gegeben, ein Nachschöpfer zu sein. Er könnte mit seinem hohen C keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken. So aber wird der Virtuos zu einem Rattenfänger der Armen im Geiste. Sie fliegen auf das blödsinnige hohe C — das nebenbei bemerkt kein einziger wahrhaft großer Meister geschrieben oder wenigstens freiwillig (ohne Zwang des Sängers) geschrieben hat. Sie fliegen auf das C wie der Frosch auf den roten Lappen der Angel. Und sie zahlen Gold dafür. Man sollte ihnen eigentlich für ihre Dummheit noch viel mehr Geld abnehmen. Also auch gegen die hohen Preise habe ich nichts, im Gegenteil: Ein andres empört mich und das ist folgendes: Ich gebe den Bericht der „B. Z. am Mittag":

„Caruso hat in dieser Woche nicht nur alle Kunstenthusiasten wachgerüttelt, er hat auch die Eitelkeit der Berlinerinnen geweckt, und Tausende von Nadeln sind um seinetwillen in Bewegung gesetzt worden. So begrüßte fast jede Dame, die etwas auf sich hält, Caruso mit einer neuen Toilette, wurde der Zwischenakt im Foyer zu einer Toilettenschau, wie sie Berlin nicht allzu häufig zu bieten imstande ist. Es gibt sogar Frauen, die sich für Caruso nicht nur ein neues Kleid haben anfertigen lassen, sondern für jede Vorstellung eine andre Toilettensensation vorbereitet haben, und man munkelt, daß der Gatte einer blonden Schönheit sehr froh sein soll, daß Caruso diesmal nur dreimal bei uns singt" . . .

Wenn man von solcher Toilettenpracht hört, wird man es kaum für möglich halten, daß Damen in Rock und Bluse sich in das elegante Haus wagten, daß viele Herren sich statt des Fracks mit dem Gehrock begnügt hatten, ja, daß sogar zwei Amerikaner, die 130 Mark für ihren Platz bezahlt hatten, unliebsames Aufsehen durch leuchtend graue Jackettanzüge erregten. Wer keinen Frack hat, muß sich dann einen leihen oder einer solchen Veranstaltung fernbleiben, wenn er sich nicht mit einem Platz begnügt, auf dem keine Toilette gemacht wird!

Der ekelhafte Snobismus ist es, der mich empört, der Snobismus, der durch solche Artikel propagiert, in unserm Kunstleben immer weiter um sich zu greifen beginnt. Man geht in Berlin längst nicht mehr ins Theater, Konzert oder die Kunstausstellung, um Kunst zu genießen: man will nur mit Toiletten protzen und gar nichts andres.

Ob Shakespeare oder Blumenthal, Mozart oder „Die lustige Witwe" auf dem Programm stehen, das ist den Snobs ganz gleich; sie empfinden im Gegenteil jede ehrliche Begeisterung geradezu als etwas Störendes. Daher auch die Abkehr aller Tieferen vom Theater. Ein böses Zeichen solch Snobismus und ein böseres noch, daß die Wiener Snobs in Berliner Zeitungen ganz ungeniert ihr Snobtum so propagieren dürfen. H.

* * *

Der Theater-Toto.

Reinhardt hat bekanntlich immer das Neuste — abgesehen von den Stücken, bei denen er die Werke älterer und deshalb tantiemefreier Autoren entschieden vorzieht. Jetzt wird er ein übriges tun und einen Psophographen, eine Abstimmungsmaschine, aufstellen. Publikus soll abstimmen, ob ihm das Stück gefallen hat, drei Antworten sind vorgesehen: „Ja, Nein, Ich enthalte mich der Abstimmung." Welch herrlicher Fortschritt! Bis hermußte man sich auf den Applaus verlassen, von dem der Theaterdirektor den der Claque abziehen konnte, und nach der Premiere lieferte der Kassenrapport untrügliche Nachweise, jetzt aber kriegt man's schwarz auf weiß — zahlenmäßig schon am Premierenabend. Freilich erheben sich etliche Fragen: Ist das Premierenpublikum maßgebend für den Geschmack des ganzen Theaterpublikums? Können die Freunde und Anverwandten und die Clique des Autors, sowie die Heerschar der Dramaturgen, die das Haus füllen, können die Freibillettschnorrer und die Snobs, die unter allen Umständen dabei sein müssen, wirklich ein Richteramt ausüben, oder vielmehr, da sie es nun einmal tun, hat ihr Urteil den geringsten Wert? Ich gestatte mir diese Frage zu verneinen und die Behauptung daran zu knüpfen, daß der Psophograph nur den Zweck hat, die Reklame-Waschzettel des Theaterbureaus interessanter zu gestalten. Es wird sich ganz nett lesen: „Für das Stück stimmten 643, dagegen 192 Besucher, 83 wollten die Morgenkritiken abwarten, um zu erfahren, wie es ihnen gefallen habe." Da dies aber nicht genug ist, so mache ich einen beherzigenswerten Vorschlag. Man verbinde mit dem Psophographen einen Totalisator. Im Winter ist auf den Rennplätzen so nichts los, da wird der neue Toto eine fühlbare Lücke ausfüllen. Man wird auf Sieg oder Platz wetten, je nachdem das Stück mit mehr als Zweidrittelmajorität oder mehr als der Hälfte der abgegebenen Stimmen als gut anerkannt wird. Daß eine „Schiebung" vorkommen kann, daß ein Schmarrn gelobt wird, schadet nichts, auch auf dem grünen Rasen ist nicht immer der beste Gaul siegreich. Auch der Besuch des Theaters würde sich durch den neuen Totalisator heben, und so kann es vielleicht kommen, daß Reinhardt auch in dieser Beziehung ein Reformator des Theaters wird.

* * * Dr. P.

Künstlerhonorare.

Im Vorjahre waren es 6 Jahrzehnte, daß der Kaiser von Österreich den Thron seiner Väter bestiegen hatte

Digitized by Google

Da ersannen ein paar beschäftigungslose Wiener eine ganz besondere Ehrung für den alten Kaiser. Der Kaiser aber wollte bei einem großen Maskenfestzug, der geplant war, durchaus nicht mittun. Er zählte fast 80, fühlte sich also zu alt, die Huldigungen stundenlang, auf der Straße stehend, entgegenzunehmen. Außerdem koste ein solcher Festzug ein Riesengeld, mit dem man stille Wohltätigkeit an Armen und Verlassenen üben könne. Die Beschäftigungslosen ließen sich aber durch solche kaiserliche Worte nicht einschüchtern und bewiesen dem Kaiser, daß bei einem historischen Festzug die Schneider, die Schuster, die Schlosser, die Eisenlieferanten, die Zimmerleute, kurz die kleine und die mittlere Industrie außerordentlich gehoben würden. Der Kaiser willigte schließlich ein, und die Sache wurde in der Tat etwas Besonderes. Die Vorbereitungen waren so umfassend, daß drei Monate vorher schon die Festzugsstraßen mit Tribünen und allerhand anderm Holz verlegt waren, und etliche Wochen verkehrte in Wien, das sich eine Großstadt nennen läßt, in der gesamten innern Stadt keine Tramway mehr. Immerhin — die kleinen Handwerker wurden gerettet, und das war des Schweißes der Edeln schon wert, die die ganze Stadt zu Fuß umkreisen mußten. Auch das Festzugskomitee jener Beschäftigungslosen war nicht untätig geblieben. Im Gegenteil — sie konstituierten sich in aller Form, ernannten einen Ehrenpräsidenten, einen Präsidenten, mehrere Vizepräsidenten, einen Generalsekretär, viele Sekretäre, einen Chefarchitekten, einen Chefmaler usw. Ein Finanzprogramm machten sie nicht. Dazu war keine Zeit mehr. Sie führten auch keine Bücher. Auch dazu fehlte es an Zeit und an Arbeitskräften. Die Geschichte kostete zwar Millionen, aber das Komitee ließ Gott und das goldne Wiener Herz für diese Millionen sorgen. Die Hauptsache war nicht, daß das Geld beschafft wurde, die Hauptsache war das Ausgeben, ehe man es hatte. Die Rechnung des Komitees war ungefähr diese: Bei einem sechzigjährigen Regierungsjubiläum gibt es Auszeichnungen und Ernennungen en masse. Wer irgendeinen Orden haben will, wird ihn bekommen, wenn er für unsern Festzug etwas tut. Aber die Not an Geld scheint in Wien größer zu sein, als die Sehnsucht nach Titeln und Orden, und das Festzugskomitee wurde auf Millionen geklagt. Letzthin kam der ganze Skandal vor Gericht, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß zwar die kleinen Handwerker ihr Geld verloren, aber hie und da doch einer oder der andre Geld verdient hat. Zum Beispiel die Herren vom Komitee. Die Herren vergaben große Lieferungen an große Firmen und bekamen dafür Provisionen von 8000 Mk., von 10000 Mk. usw. Diese Provisionen wurden, im Gegensatz zu den meisten Rechnungen, bar bezahlt. Aber die Herren vom Komitee leugneten entschieden, daß die Spenden Provisionen gewesen wären. Es waren — Künstlerhonorare. Mithin weigern sich die Wucherer, Darlehensvermittler, Advokaten, Versicherungsagenten etc., Provisionen anzunehmen. Sie wollen nur von Künstlerhonoraren wissen. So hatte der große Wiener Festzug vom Jahre 1908 doch wenigstens einen Gewinn: für die Sprache. Ernst E. Friedegg (Wien).

* * *

Autor und Verleger.

In dem literarischen Kampfe zwischen Dr. Heilborn und V. Laverrenz hat letzterer u. a. geäußert, sein Gegner schriebe nur aus Konkurrenzneid, sein Aufsatz sei eine vom Verleger „bestellte Arbeit“. Diese durch nichts bewiesene Behauptung ist von dem Angegriffenen und dem Hillgerschen Verlage in einer Weise zurückgewiesen, daß schwerlich noch jemand die Unterstellung ernst nehmen kann. Wenn wir ihr dennoch unsre Aufmerksamkeit zuwenden, so geschieht es aus anderem Grunde. Sie beweist nämlich, wie man sich in einem Teil literarischer Kreise eigentlich gar nichts mehr dabei denkt, daß ein freier Schriftsteller zum geistigen Hausknechte oder, wie Harden sagte, zum Tintenkuli des Verlegers geworden ist. Eine stets wachsende Anzahl von Verlegern sucht kraft ihrer stärkern Stellung und kraft der Macht des Kapitals die Geistesarbeit andrer sich geschäftlich und persönlich dienstbar zu machen, sie sucht die Literatur damit auf den Standpunkt von Industrie und Handwerk hinabzudrücken.

Der Einfluß kann sich in „bestellter Arbeit“ äußern, aber ebensosehr anderweitig. Namentlich das allgemach ins Ungemessene anschwellende Zeitungswesen und die hierfür notwendige Schnell- und Raumarbeit wird ein gewaltiger Bundesgenosse des Zugs zum Industriellen. Da entscheidet nur zu oft der Raum oder der „Name“, aber nicht Wert und Inhalt. Die Tagesblätter entwöhnen die Leser der Gründlichkeit und gewöhnen sie an kurze, an- oder aufregende Prickel- und Reklameschriftstellerei. Wohl oder übel mußten selbst Wochen- und Monatsschriften sich dieser Art anbequemen, wenn sie von den Zeitungen nicht erdrückt werden wollten. Das Publikum will eben möglichst etwas zur Beförderung der trägen Verdauung oder zur Verscheuchung der Langeweile auf der tagtäglichen Stadtbahnfahrt haben. Die Folge ist, daß Verlag und Redakteure die vorliegenden Artikel mundgerecht machen; es geschieht dies durch Streichungen und Umarbeitungen bis zur völligen Veränderung und Entstellung des Beitrags. Der Begriff des geistigen Eigentums und der moralischen Verantwortlichkeit des Autors ist vielen Verlegern und Redakteuren völlig abhanden gekommen. Wie die Modistin ein Kleid aus dem vorliegenden Stoffe zuschneidet, so verarbeitet irgendein Redakteur unterster Sorte die Leistung eines bedeutenden Sachkenners. Dieser wird, ohne gefragt zu sein, vor die vollzogene Tatsache gestellt. Wegen der Geringfügigkeit des Einzelfalls kommt er gewöhnlich nicht über papiernen Widerspruch hinaus, der alsbald im Redaktionskorbe verschwindet. Geht der Autor weiter und wird er unbequem, so werden von nun an seine Einsendungen einfach abgewiesen, oder er erhält nichts Neues mehr übertragen. Findet die Redaktion doch Ersatz auf allen Seiten, und ist es bei der Schnellebigkeit des Daseins doch so gleichgültig, ob A oder B schreibt. Demnach befindet sich das Schriftstellertum in einer Zwangslage; es wird nicht nur industrialisiert, sondern auch proletarisiert. Hat der Autor eine festere Stellung, so sucht der Verlag ihn durch Abmachungen vor Annahme und Honorarzahlung zu binden, die meistens schon gedruckt vorhanden sind. Ein solcher Revers lautet z. B. folgendermaßen: Vom Verlagshaus ... habe ich Mk. ... als Vergütung für die Übertragung des Urheberrechts an meinem Originalmanuskript ... erhalten und übertrage demselben hiermit alle Verlagsrechte — ausschließlich Buchverlag — mit der Befugnis, redaktionelle Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Abdruck im Verlaufe der nächsten drei Jahre von heute ab vorzunehmen.“ Nach Unterzeichnung dieses Scheins hat der Autor dem Verlage Leben und Seligkeit verschrieben. Der Verlag kann mit seinem Geisteserzeugnisse tatsächlich machen, was er will. Es ist bezeichnend, wie es überhaupt möglich ist, daß ein Verlag sich gar nichts mehr dabei denkt, solch' einen Revers einem namhaften Manne vorzulegen. Man erkennt daran, daß unsre Literatur weitgehend geknebelt wurde, daß nicht mehr der Autor die letzte Entscheidung hat, sondern daß der Verlag sie sich anmaßt.

Die schwächern, widerstandsloseren Autoren fügen sich dem Drucke, die bessern sträuben und wehren sich. Dadurch ist ein Kampf zwischen Kapital und Arbeit, ebenso wie in der Industrie, erregt, nur mit weit ungünstigerer Lage der Arbeit. Während die Industriearbeiter sich zusammenschlossen, befindet sich eine solche Einigung der „Geistesindustrie“ noch sehr in den Anfängen. Wollte Gott, daß die Autoren recht bald so klug würden, wie die Handarbeiter längst geworden sind. Es handelt sich nicht nur um ihr Wohl und um ihre Ehre, sondern es handelt sich um ein gutes Teil der geistigen Gesundheit des deutschen Volks.

Kämpfte früher die Literatur gegen Übergriffe der Regierung, gegen rücksichtslose, oft engherzige Zensur, so

Digitized by Google

steht sie jetzt einem viel schlimmern Feinde: dem ausbeutenden Verlegertume gegenüber.

Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung.

* * *

Die Lehrerin.

Es ist noch nicht so lange her, da wußte man von Lehrerinnen so gut wie nichts. Gerade daß noch weibliche Kräfte in Schulen für Handarbeiten, Stricken, Nähen, Sticken usw. herangezogen wurden. Wie sehr hat sich dies Bild seit einigen Jahrzehnten verändert! Wer heute einer Konferenz in höhern Töchterschulen beiwohnt, der kann ganze Reihen von Lehrerinnen erblicken, die sich lebhaft an den Besprechungen beteiligen und dabei kein geringeres Interesse und Verständnis bekunden als die übrigen Anwesenden. Ein Beweis dafür, daß die Lehrerin bei uns trotz vieler Anfeindungen sich durchgesetzt hat. Und es ist gut, daß es so ist, um der Lehrerin willen und um der Schule willen.

Um der Lehrerin willen zunächst. Oder ist es nicht zu begrüßen, daß Tausende von unbeschäftigten Mädchen und Frauen nunmehr einen Lebenszweck haben, weil sie einen Lebensberuf gefunden haben? Man hat ja früher wohl gemeint, daß die Mädchen auch bei guter Begabung, bei eisernem Fleiß und zäher Ausdauer einem elenden Siechtum, einem bedauerlichen Ende zusteuerten, weil ihre Kräfte auf die Dauer nicht standhalten könnten. Aber alle diese Befürchtungen haben sich als nichtig erwiesen. Wer kennt nicht so manche Lehrerin, die seit Jahrzehnten an der Arbeit ist, heute vielleicht frischer, gesünder, leistungsfähiger, arbeitsfreudiger als am Anfang ihrer Tätigkeit! Dazu: ist die Lehrerin nicht geradezu zu beneiden gegenüber den „Hausstützen“, die oft ebenso schlecht bezahlt wie behandelt werden, von andern Berufszweigen ganz zu schweigen? Die soziale und wirtschaftliche Notlage jener Mädchen, welche unverheiratet bleiben — und deren sind heutzutage Legion — mußte von vornherein zum Beruf der Lehrerin drängen, und wir glauben nicht, daß die Schule davon einen Schaden gehabt hat. Man halte eine Umfrage bei den Schuldirektoren, um sich davon zu überzeugen, daß die Lehrerinnen durchaus schätzenswerte Elemente in dem Schulsystem bedeuten. Damit treten wir der männlichen Lehrerwelt in keiner Weise zu nahe. Ihr früheres Mißtrauen gegenüber den Kolleginnen ist heute ganz geschwunden und es ist ein Vergnügen, beobachten zu dürfen, wie in unsern Tagen beiderlei Kräfte in edlem Wettstreit dem Wohl jener Anstalten zu dienen bestrebt sind, für deren Gedeihen sie mitverantwortlich sind. Gibt es doch unter allen Berufszweigen für Mädchen kaum einen zweiten, der in ähnlicher Weise dem Wesen der Frau entspricht als gerade der Beruf der Lehrerin, und je höher der Bildungsstand der Frau ist, um so mehr wird sie nicht bloß ihre wirtschaftliche Sicherheit, sondern ihr ganzes Lebensglück in der treuen Erfüllung des erwähnten Berufs finden. Kein Wunder, daß wir deshalb unter den Lehrerinnen Töchter aus den verschiedensten Ständen und Kreisen unsres Volks antreffen, Töchter von Offizieren, von höhern Beamten, von Geistlichen und vielen andern. Ist es nicht auch ganz natürlich, daß das Kinderherz in so manchen Fällen sich leichter einem weiblichen Wesen erschließt, welches von vornherein mit der natürlichen mütterlichen Autorität ausgestattet ist? Kindernöte und Kindersorgen finden doch wohl bei der Lehrerin ein offeneres Ohr, ein feineres Verständnis als bei dem mehr zurückhaltenden und oft rauheren Mann. Auch die Brücke zu dem Elternherzen behufs gemeinsamen Zusammenarbeitens von Schule und Haus wird aus demselben Grunde leichter und müheloser von der Lehrerin gebaut. Ein großer Irrtum wäre es, zu wähnen, daß die Lehrerin bei der Schuldisziplin mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen habe als der Mann. Nach unsern Beobachtungen verstehen die meisten Lehrerinnen es sehr bald, die notwendige Autorität mit jener Liebe zu verbinden, welche das Herz der Jugend von vornherein gewinnt. Drohungen und Schreckeneinflößen aber gehören gewiß nicht zu den pädagogischen Meisterstücken.

Ist die Lehrerin gesund, dann wird sie auch körperlich dem Lehrer in keiner Weise nachstehen. Desgleichen wird sie bei gleicher Vorbildung und Anleitung jedem Lehrgegenstand und jeder Lehrform gerecht werden, mit der sie Bekanntschaft schließen muß. Die Theorie eines Möbius von dem Schwachsinn des Weibes ist von Verständigen noch niemals ernst genommen worden, und es dürfte kein Wissensgebiet geben, welches der normale weibliche Geist nicht ebenso beherrschen und kultivieren könnte wie der männliche. Ja, vielleicht ist die Lehrerin in ihrer größern Gewandtheit, in ihrer ausgeprägteren geistigen Beweglichkeit den Gefahren des Buchstabendienstes, des Formalismus, der Stagnation, der Einseitigkeit und Engherzigkeit viel weniger ausgesetzt als der Mann; und gesetzt, der Lehrer wäre nach der Seite der Intelligenz glücklicher ausgestattet, so würde dieser Vorzug durch das Gemütlich-Persönliche der Lehrerin für das erzieherische Werk durchaus ausgeglichen.

Aus all diesen Gründen haben wir nichts dagegen, wenn die Lehrerinnen nicht stehen bleiben bei dem, was sie bis heute errungen haben, sondern eifrig weiterstreben, mutig weiter kämpfen, bis die öffentliche Meinung, Stadtverwaltungen und Behörden ihnen selbst und ihrer Arbeitsleistung jene Schätzung zuteil werden lassen, auf welche sie schon seit langer Zeit Anspruch haben.

Stadtpfarrer Schiller (Nürnberg).

Aus den Theatern.

Lessing-Theater:

Tantris der Narr. Drama in 5 Akten von Ernst Hardt.

Nun ist der mit dem doppelten Schillerpreise gekrönte „Tantris der Narr“, nachdem er in Wien und auf deutschen Bühnen außerhalb Berlins nur geringen Erfolg zu verzeichnen hatte, auch hier aufgeführt worden. Dabei hat er bei einem autoritätsgläubigen, seicht an der Oberfläche schwimmenden Publikum einen äußerlichen Beifall gefunden; während er den bessern Teil der Kritik und die tiefer dringenden Köpfe nicht mehr zu täuschen vermochte. Was die „Gegenwart“ betrifft, so hat sie zu dem Stücke längst Stellung genommen. In der ersten Nummer dieses Jahrgangs wies ich bereits den hohlen Unwert von „Tantris der Narr“ nach, als noch von allen Seiten begeisterte Besprechungen über ihn erschienen. So kann ich meinen Ausführungen von damals nur einige Bemerkungen in gleichem Sinne hinzufügen.

Der Eindruck der Hohlheit verstärkt sich nur bei näherer Bekanntschaft. Der Ritter Tristan ist (um es noch einmal zu wiederholen) als Tan-tris (!) der Narr zurückgekehrt, da König Marke Isolde und ihn töten läßt, wenn er erkannt wird. Was Hardt gestalten wollte, ist folgendes: Durch seine Untreue, da er Isolde Weißhand freite, ist Tristan seiner Jugendgeliebten Isolde Blondhaar so fremd geworden, daß sie ihn nicht erkennt. Er wollte eine symbolische Dichtung schreiben, wozu ihm aber das Vermögen gänzlich fehlt. Schon dadurch nämlich kommt eine Unmöglichkeit in das Stück, daß auch Marke und die Ritter und Barone, bei denen doch von einem symbolischen Nicht-Erkennen keine Rede sein kann, Tristan als Fremden ansehen. So ergibt sich auf der Bühne noch mehr als beim Lesen das Endergebnis einer allgemeinen Begriffsstutzigkeit, die je länger, je komischer wirkt.

Gang der Handlung. Auf den bloßen Verdacht hin, daß Tristan zurückgekehrt sei, gibt Marke sein Weib nackt den Aussätzigen preis. Tristan naht ihr gleichfalls in der Maske eines Aussätzigen, tötet Isoldes Feind, den Herzog Denovalin, und entkommt. Dann, als Narr, sagt er Isolde allerhand Dinge, die doch nur er wissen kann.

Digitized by Google

Sie aber schickt ihn zu Tristans verwildertem Hunde, der jeden anders als seinen Herrn zerreißt. Mit dem Bestehen dieser Probe ist Tristan die Sache offenbar denn doch zu dumm geworden, und er geht lieber zu Isolde Weißhand zurück, die ihn wahrscheinlich besser behandelt. Isolde Blondhaar aber kann sehen, wo sie ihn wieder herbekommt.

Es ist wirklich schwer, über das Stück, das ständig an die Parodie streift, ernst zu schreiben. Denn nirgends bietet sich hierfür eine Handhabe. Von Charakteren und ihrer Durchführung kann gar keine Rede sein, einzig von einem Bühnengeschick, das kurzsichtig von einer äußeren, theatralischen Wirkung zur andern blickt und inzwischen den Zusammenhang mit der ersten verloren hat. Auch talmihaftes wird nicht verschmäht.

Und nun aufs neue die Frage: haben die Preisrichter dies alles, das sogleich bei der ersten Lektüre des Dramas entgegenspringt, nicht gesehen? Dann sind sie für ihren Posten völlig ungeeignet und können nur die Einrichtung des Schillerpreises und sich selbst bloßstellen. Oder haben sie sich — und so scheint es — im Bangen des Urteilens an ein Tau geklammert, das sie halten sollte? Offenbar dachten sie bei gravitätischem Nicken der Perücken: „Die hohe Würde der jahrhundertealten Tristan-Sage, der Gottfried von Straßburg für Deutschland ihren klassischen Ausdruck verliehen hat, wird kräftig genug sein, auch dieses Stück zu tragen und uns vor einer Blamage zu schützen.“

Man sollte als Preisrichter aber nicht Männer wählen, denen die Bleigewichte einer zentnerschweren Vergangenheit und Polyhistorie an den Füßen hängen, sondern solche, die einen Morgenschimmer der kommenden Zeit in der Seele tragen. O. A.

Die Lenkbarkeit der Lufttorpedos.

Die von mir in Nr. 39 der Gegenwart erörterte „Lenkbarkeit der Lufttorpedos“ ist mehrfach angezweifelt worden. Ich behauptete, daß man auf unbemannte Gleitflieger Torpedos legen könnte, die, nachdem der Motor in Tätigkeit gesetzt ist, sich durch drahtlose Telegraphie lenken lassen. Tatsache ist, daß heute derartige Lufttorpedos noch nicht hergestellt sind; aber man frage doch die Elektrotechniker, ob sich derartige Waffen nicht in Kürze herstellen lassen. Diese „geflügelten“ Kriegsinstrumente sind keineswegs utopischer Natur.

Daß sogar die Ballonleitung mittels elektrischer Wellen im Bereiche der Möglichkeit liegt, geht aus der folgenden Notiz der Frankfurter Zeitung vom 13. Oktober d. J. (Abendblatt) hervor:

„Die Lösung des schwierigen Problems, einen Ballon durch drahtlose Fernwirkung zu lenken, scheint dem amerikanischen Ingenieur M. Mark O. Anthony gelungen zu sein. Er hat kürzlich in New York unweit Sandy-Hook (der Sandbank am Eingang der Bai) vor Vertretern einer europäischen Macht Demonstrationen dieser Art ausgeführt, wobei durch entsprechend versandte Wellen ein kleiner Ballon auf eine Entfernung von etwa zwei Kilometern über das Meer hindirigiert und alsdann nach dem Ausgangspunkt zurückgelenkt wurde. Der Nutzen solcher Lenkbarkeit für den Nachrichtendienst, das Rettungswesen an Küsten und viele andre Zwecke liegt auf der Hand, wenn auch zugegeben werden muß, daß von einem so einfachen Versuch bis zur Herstellung zuverlässig brauchbarer Apparate noch ein sehr weiter Weg ist.“

Man wird der Frankfurter Zeitung nicht Leichtfertigkeit in Luftschiffahrtsnotizen nachsagen können und somit doch wohl einsehen, daß die Lufttorpedos sehr bald realisiert sein werden.

Aber — verwunderlich ist es immer wieder, daß man sich scheut, das Ding beim richtigen Namen zu nennen. Man spricht von Nachrichtendienst und Rettungswesen — aber man spricht nicht von Dynamit-Bomben und Dynamit-Torpedos, die auf telegraphisch lenkbare Ballongondeln und Gleitflieger hinaufgelegt werden — und abgesandt nur dann ihr Ziel verfehlen können, wenn sie vor Ankunft am Ziel heruntergeschossen werden.

Diese lenkbaren Lufttorpedos sind genau das, was die Freikugeln im Freischütz sind. Man will immer noch nicht sehen, daß es so ist; denn die Waffe ist furchtbar und macht den bisherigen Land- und Seemilitarismus mit einem Schlage unmöglich.

Die Gleitflieger und Ballons, die mit Dynamit ohne Bemannung gegen feindliche Zentralstationen gesandt werden, dürften ja nach der Explosion zumeist ebenfalls zugrunde gehen; es ist aber möglich, daß sie rechtzeitig, während das Torpedo abfliegt, zurückgezogen werden können. Anderseits bedeutet es doch wohl nicht viel, wenn ein derartiges Kriegsvehikel verloren ist, nachdem es z. B. ein Kriegsschiff zerstört hat. Dieses kostet viele Millionen — der Gleitflieger höchstens 30 000 Mark. Ballons, die nur einen bis anderthalb Zentner tragen, sind auch nicht sehr teuer. Außerdem ließen sich auch kleinere Ballons und Gleitflieger herstellen, die nur ganz kleine Massen von Dynamit zu tragen haben. **Paul Scheerbart.**

Der Sittlichkeits-Kommissionär.

Bei Münchner Künstlern und auch anderwärts sind dieser Tage Haussuchungen abgehalten worden.

Das Handwerk lohnt sich immer noch,
Das stets man gut verstanden —:
Geschnüffelt wird durch jedes Loch
In allen deutschen Landen.
Im ganzen Reich riecht hin und her
Der Sittlichkeits-Kommissionär
Und schnuppert, ob die Leute
Nicht geiler Lüste Beute.

In München, Leipzig und Berlin,
Wo Kunst und Buch zu Hause,
Tobt jetzt der Künstler „Waihgeschrien!“ —
Denn in der Frühstückspause
Erscheint mit Mienen, zornesschwer,
Der Sittlichkeits-Kommissionär,
Der öffnet jeden Riegel
Und klebt wie rasend Siegel.

Er klebt in tiefster Seelenruh
Den Faun, der nackt sich trollte,

Digitized by Google

Er klebt an einer Venus zu,
Was sie nicht zeigen sollte.
Es haßt das runde Fleisch so sehr
Der Sittlichkeits-Kommissionär —
Ob es gemalt, gedruckt ist,
Ge„heine"lt oder ge„stuck"t ist.

Der Künstler lernt im Atelier
Allmählich so begreifen,
Nie in verdächtger Stellen Näh
Per Pinsel abzuschweifen.
Wie weit er malen darf, sagt klar
Der Sittlichkeitsko-Missionar —
Für jede Art Palettel
Hat er ein Feigenblättel.

Dies ist der rechte Weg fürwahr,
Daß jed' Gelüst verstumme,
Behütet wird so wunderbar
Die Scham im Publikume.
Erfolge sieht er immer mehr,
Der Sittlichkeits-Kommissionär,
Paßt auf, der Th. Th. Heine
Malt nächstens Heiligenscheine.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Stefan Zweig: Tersites. Trauerspiel in 3 Aufzügen. (Insel-Verlag, Leipzig.)

Dieses Werk des jungen Wiener Dichters gibt uns die Tragik der Häßlichkeit. Stefan Zweig erweist sie uns an einem Stoff aus dem antiken Kulturkreis, gleichsam als wolle er uns recht eindringlich vor Augen führen, wie ganz modern diese Tragik ist. Die Griechen kannten nur eine Komik des Häßlichen. Über Homers Tersites lacht das ganze Heer, Tersites ist der Tölpel und Rüpel, der Hanswurst, der aller Welt zur Belustigung dient. Seine Häßlichkeit ist so ungeheuerlich und grotesk, daß die Götter ihn eigens deshalb in das Lager von Troja gebracht zu haben scheinen, um den Achaiern in trüben Stunden, nach Fehlschlägen und Niederlagen zur Erheiterung und Ablenkung zu dienen. Nirgends eine Spur von Mitleid, nirgends die Ahnung einer Seele in diesem häßlichen und boshaften Tölpel. Diese göttliche und ragende Unbarmherzigkeit ist es, was das moderne Empfinden beunruhigt. Die naive Grausamkeit dieser heldischen griechischen Jünglinge und Männer rührt an unsre Nerven. Wir begreifen nicht, wie das Mittelalter an den verrenkten Gesichtern, den emporgezogenen Schultern und den Höckern seiner Spaßmacher und Narren Vergnügen finden konnte. Wir achten die „Würde des Menschen" in seinem elendesten und verkümmertsten Exemplar. Dieses sentimentale Empfinden ist noch gar nicht einmal so sehr alt, wie man glauben möchte. Es ist ein Erbteil des 18. Jahrhunderts, der Zeit, wo man mit sentimentalem Überschwang an den Busen der Natur flüchtete und die Menschenrechte entdeckte. Selbst Shakespeare kennt dieses Mitleid mit dem Krüppel und dem Häßlichen noch nicht. Ein Drama wie Zweigs „Tersites" ist erst seit etwa 150 Jahren möglich. Vielleicht aber ist es erst in der Gegenwart zeitbedingt und gehört zu unsrer großen Auseinandersetzung mit dem klassischen Altertum, die mit Nietzsche ihren Anfang nahm. Zweigs Dichtung freilich hält sich in der Nähe von Nietzsches Gegenpol, dem christianischen Mitleid. Tersites hat von Zweig eine Seele bekommen, eine glühende, sehnsüchtige, ekstatische Seele, die nach allem Großen und Starken lechzt, mit der Inbrunst eines, der immer nur Ahnungen und nie Erfüllungen kennen gelernt. Tersites möchte ein Held sein, wie Achilles, dessen Kraft und Schönheit er bewundert. Er möchte sein Freund heißen oder auch nur sein Diener. Aber Achilles duldet keine Häßlichkeit in seiner Nähe, er stößt den Widerwärtigen von sich. Tersites, der noch nie ein Weib kennen gelernt hat, will eines für sich gewinnen. Teleia, die Amazonenkönigin, der er im Schutz der Nacht genaht ist, schaudert vor ihm zurück, da sie ihn bei Licht erblickt. Nirgends findet er eine Seele, der er sich nähern dürfte. Sein ganzes Wesen ist eine einzige, große, offne, blutende Wunde. Er verschenkt sich unaufhörlich, aber niemand will ihn und seine zitternde, leidenschaftliche Zuneigung. Dies ist ein tragischer Konflikt von starrer Unerbittlichkeit, der fürchterlichste tragische Konflikt, der auszudenken ist, weil er wie kein andrer ausschließlich im Wesen des tragischen Helden wurzelt. Sich immerdar an die Welt hingeben wollen, alles Schöne und Starke dreifach so heiß empfinden als die andern, und doch selbst von alledem ausgeschlossen sein! Zweigs Drama ist von einer seltsamen, traurigen Schönheit. Etwas ganz Bedeutsames liegt hinter den Begebnissen dieser 3 Aufzüge. Man spürt, daß hier an ein urtiefes Problem gerührt ist, an den Widerstreit zwischen Körper und Geist, zwischen Form und Inhalt, zwischen den Sinnen und der Seele, zwischen Schein und Sein. Jede der Hauptpersonen ist unlösbar in einen tragischen Konflikt verflochten: Achilles, der Schöne, der Siegreiche, der große Herrscher, den schon die Ahnungen des frühen Todes umwittern, der sich und seinen Ruhm in Patroklos fortsetzen möchte und der diesen fallen sieht. Die Amazonenkönigin Teleia, die Achilles liebt und von diesem an Patroklos verschenkt wird. Patroklos selbst, der es nicht erträgt, von Achilles größerm Ruhm überstrahlt zu werden. In der Führung dieser Dichtung, deren Sprache voll und schwer und blühend ist, ist etwas von der Notwendigkeit des Schicksals, eine fürchterliche Logik, die uns mit den Augen der Medusa ansieht. Es ist eine Dichtung, die uns bannt und unsre Seelen weitet.

Karl Hans Strobl (Brünn).

Hermann Kurz: Fortunatus. Roman. Verlag von Eugen Salzer (Heilbronn). Preis: geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Gustav Werner Peters: Leipziger Anthologie. Gedichte ehemaliger Leipziger Studenten seit 1870. Festgabe zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig. Verlag von Georg Merseburger (Leipzig).

Eugen Heinrich Schmitt: Religionslehre für die Jugend. Zugleich ein Leben Jesu und eine Einführung in die Erkenntnis für Jedermann. Verlag von Fritz Eckardt (Leipzig). Preis: geh. Mk. 3.—

Dr. Paul Rohrbach: Um Bagdad und Babylon. Vom Schauplatz deutscher Arbeit und Zukunft im Orient. (Hermann Paetels Bücherei, herausgegeben von Hans Vollmer, Bd. 3.) Verlag von Hermann Paetel (Berlin). Preis: geb. Mk. 1.25.

Egon Hugo Strasburger: Strasburgers Kinder-Kalender 1910. Verlag von Neufeld & Henius (Berlin). Preis: geb. Mk. 1.—.

Hans Thoma: Landschaften. Eine Kunstgabe. 15 Blätter in Doppelton-Reproduktionen nach Werken des Meisters in einem von Hans Thoma selbst entworfnen Umschlag vereinigt: Mk. 1.—. Verlag von Jos. Scholz (Mainz).

Dr. H. Kamp: Unser Nibelungenlied in metrischer Übersetzung. Familienausgabe in sagengeschichtlicher Beleuchtung und mit erläuternder Würdigung. Verlag von Mayer & Müller (Berlin NW. 7). Preis: geb. Mk. 5.—.

Pierre Hachet-Souplet: Untersuchungen über die Psychologie der Tiere. Neue experimentelle

Digitized by Google

Methode zur Klassifikation der Arten nach psychologischen Gesichtspunkten. Autorisierte, vom Verfasser auf den neusten Stand ergänzte deutsche Ausgabe von Friedrich Streißler. Verlag von E. Ungleich (Leipzig). Preis: geh. Mk. 3.—.

Arthur Dix: Die Wurzeln unserer Kraft. Verlag: Allgemeiner Verein für deutsche Literatur (Berlin).

J. M. R. Lenz: Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben und eingel. von Erich Oesterheld. Mit einer Silhouette. Verlag von Fritz Eckardt (Leipzig). Preis: karton. Mk. 3.—.

Andrew Carnegie, N. Murray Butler, Charl. E. Jefferson: Amerika gegen die Rüstungen. In deutscher Übersetzung herausgegeben von A. H. Fried. Verlag der Friedenswarte (Paß & Garleb, G. m. b. H.) Berlin 1909.

Dr. phil. Edgar von Mojsisovics: Die Gesichtsbildung des Genies. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschen. Verlag von Richard Lincke (Dresden).

Karl Dallags: Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Verlag von Axel Juncker (Berlin). Preis: Mk. 2.50.

Lulu von Strauß und Torney: Sieger und Besiegte. Novellen. Verlag von Egon Fleischel & Co. (Berlin.)

Raoul Richter: Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Sechzehn Vorlesungen. Verlag der Dürrschen Buchhandlung (Leipzig). Preis: geh. Mk. 4.80.

D. Friedrich Michael Schiele: Geschichte der Erziehung. Vier Vorlesungen, gehalten im ersten Stuttgarter Hochschulkursus für Lehrer und Lehrerinnen 1909. Verlag der Dürrschen Buchhandlung (Leipzig). Preis: geh. Mk. 2.40.

Günther Jacoby: Der Pragmatismus. Neue Bahnen in der Wissenschaftslehre des Auslands. Verlag der Dürrschen Buchhandlung (Leipzig). Preis: geh. Mk. 1.20.

Volkskalender. Auf! Frisch ans Werk! 1910. Herausgegeben von G. Asmussen. Verlag von Deutschlands Großloge II des I. O. G. T. (Hamburg). Preis: 40 Pfg.

Alexander v. Stempel: Maler Bernhard und seine Frau. Schauspiel in fünf Aufzügen. Verlag von C. Fischer (Libau).

Dr. Julius Ziehen: Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Verlag von G. J. Göschen (Leipzig). Sammlung Göschen: Band 442. Preis: geb. Mk. —.80.

Dr. phil. Max Schneider: „Von wem ist das doch?!“ Ein Titelbuch zur Auffindung von Verfassernamen deutscher Literaturwerke. Verlag von Eugen Schneider (Berlin). 11 Lieferungen à 85 Pfg.

Trimm Kröger: Des Reiches Kommen. Novelle. Verlag von Alfred Jansen (Hamburg). Preis: geb. Mk. 2.50.

Maria Amelie Freiin von Godin: Benedetta. Roman. Verlag von J. P. Bachem (Köln a. Rh.). Preis: geh. Mk. 6.—.

M. Herbert: Die Wenderoths. Roman. Verlag von J. P. Bachem (Köln a. Rh.). Preis: geh. Mk. 4.50.

Ostmärkische Städtepolitik. Zukunftsbild von einem Deutschen. Verlag von Oscar Eulitz (Lissa i. P.). Preis: geh. Mk. —.80.

Hermann von Festenberg: Groß-Friedrichsburg. Erzählendes Gedicht. Verlag von Friedrich Ebbecke (Eulitz & Winckler) Lissa i. P. Preis: geb. Mk. 2.—.

Robert Saudek: Der Mikado. Ein Seeroman. Verlag Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. (Berlin). Preis: geh. Mk. 4.—

Wir bitten unsre Leser, dem dieser Nummer beigefügten Prospekt „Carl Schurz Lebenserinnerungen“ des Verlages Georg Reimer, Berlin W 35, freundlichst Beachtung schenken zu wollen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.

Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Patentiert

„Agfa“-Belichtungstabelle

für **Tages-** und **Blitzlicht.**

(In einem Instrument.)

Die „AGFA“-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt **ohne jede Berechnung,** durch einfache Schieberstellung, **für jede Platten-** und **Filmsorte**
für Tageslicht
die **richtige Belichtungszeit**
für Blitzlicht
die **nötige Menge „Agfa“-Blitzpulver.**
Kompendiös. Leicht. Handlich.

à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa“-Platten Extra rapid
„Agfa“-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR“-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl.
26° W. = 13° Sch. Lichthoffrei.
Bezug durch Photohändler.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN

Hotel der Kaiserhof

Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG

Hotel Atlantic

Restaurant Pfordte

Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an

1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W., Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische Körperschaften des öffentlichen Rechts insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften**, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	786.306,124 M. 16 Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450 „ 49 „
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206 450 „ — „
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134.148,100 „ — „

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel-Papiere**, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Technikum Bingen a. Rh.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Brückenbau, Automobilbau
Chauffeurkurse

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. **140 cm breit.** 8 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.

Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

LANDBANK

BERLIN W. 64, Behrenstrasse 14/16.

Gegründet 1895.

15 Millionen Mark Aktienkapital.
20 Millionen Mark Obligationen.

Ankauf von Gütern für eigene Rechnung. Bis Ende 1908 wurden 411 Güter mit rund 202 126 ha angekauft.

Verkauf von Gütern aller Art und Rentengutsgründungen aus den **eigenen** Besitzungen der Bank zu günstigen Bedingungen und mit geregelten Hypotheken nach vorgängiger Instandsetzung. Abgesehen von den Aufwendungen von Rentengutskolonien wurden bis Ende 1908 ausser sämtlichen Einnahmen aus den Gütern rund 18 Millionen Mark für Bauten, Inventarbeschaffung und sonstige Verbesserungen aufgewendet.

Verkauft wurden: aus eigenem Besitz rd. 179 375 ha an rd. 4480 Käufer, sowie kommissionsweise rd. 11 007 ha an rd 248 Käufer.

Auskunft und Prospekte bei der **Centralstelle zu Berlin** und den **Geschäftsstellen der Landbank** zu **Breslau**, Moritzstr. 3/5, zu **Posen**, Viktoriastr. 6, zu **Danzig**, Kassubischer Markt 17/20, zu **Königsberg i. Pr.**, Paulstr. 5, zu **Stettin**, Am Königstor 1, und zu **Hannover**, Alexanderstr. 2.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ugornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 134.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 45. Berlin, den 6. November 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Die politische Zerklüftung des deutschen Volksgebietes.

Von Robert Hoeniger (Berlin).

I.

Ein Blick auf die Sprachenkarte Mitteleuropas lehrt uns, daß unser neues Deutsches Reich nur einen Teil des zusammenhängenden deutschen Volksgebiets umfaßt. Das niederdeutsche Sprachgebiet erstreckt sich über Holland und die nördliche Hälfte Belgiens und reicht mit einem Zipfel bis nach Nordfrankreich hinein. Das oberdeutsche Sprachgebiet umfaßt im Westen: Luxemberg, im Südwesten: den weitaus größten Teil der Schweiz, im Süden: die österreichischen Kronlande, die nördliche Hälfte Tirols, ganz Salzburg, Nordkärnthen, Ober- und Niederösterreich und erhebliche Teile Böhmens und Österreich-Schlesiens. Alle diese Lande haben einst dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation angehört. Darüber hinaus reichen südostwärts nach Ungarn und Galizien hinein und nordostwärts nach Rußland weit vorgeschobene deutsche Sprachinseln, z. T. Reste vormals umfassenderer deutscher Siedlungen, aber mit Ausnahme Westungarns nirgend Bestandteile des geschlossenen deutschen Sprach- und Wohngebiets. Von diesen versprengten Außenposten, die in fremder Umwelt unter andern nationalen Lebensbedingungen standen als der Bereich der zusammenhängenden deutschen Wohnsitze, sieht die Erörterung ab. Wir wollen die geschichtliche Gestaltung des geschlossenen Volksgebiets uns vergegenwärtigen, sowie den äußern Verlauf und die innern Gründe seiner politischen Zersplitterung.

Der Boden, auf dem unser Volkstum sich formte, ist ein Gebiet, das (abgesehen von der Seekante) im Norden feste, von der Natur errichtete Schranken nicht aufweist.

Im Westen ist von der Nordseeküste bis zum Ärmelkanal in einem breiten Strich landeinwärts eine Landmarke schlechterdings nicht zu verzeichnen. Die Mittelgebirge, Ardennen, Vogesen und Jura, in deren Zuge französische und deutsche Sprache sich scheiden, bilden kein wirkliches Verkehrshemmnis. Fester erscheint das mitteleuropäische Gebiet im Süden durch den Wall der Alpen umgürtet. Aber Pässe und Quertäler lassen auch hier Tore für Auszug und Zugang offen. Südostwärts weist die Donau aus dem mitteleuropäischen Gebiet geradezu hinaus. Ihr Stromlauf erschließt den Zutritt nach Ungarn und den Balkanländern. Endlich ost- und nordostwärts fehlt jeder natürliche Haltepunkt in dem sich verbreiternden sarmatischen Tiefland.

Dieses mitteleuropäische Gebiet hat mehr als jede andre Völkerwohnstätte offene Grenzen, die zur Ausdehnung einladen, aber auch fremder Einwirkung leichten Zugang eröffnen. Darum hing bei uns zu jeder Zeit sichrer Grenzschutz und Gewährleistung der nationalen Besonderheit in höhrem Maße als bei andern Völkern von der Gestaltung der politischen Macht ab.

Die germanischen Völkerschaften, die als kriegerische Nomaden in das mitteleuropäische Gebiet eingerückt waren, stießen an Rhein und Donau auf den Grenzwall des römischen Reichs. Das zwang zu fester Siedlung. Zur Zeit des verfallenden Römerreichs sind Franken und Alemannen westwärts über den Rhein vorgedrungen. Aber nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen ist auf dem linken Rheinufer wirklich deutsches Land geworden, im wesentlichen soweit, als geschlossene deutsche Bauernsiedlungen reichten. Soweit die Franken darüber hinaus als eroberndes Herrenvolk nach Gallien vorgestoßen waren, haben sie ihre germanische Eigenart ebenso vollkommen eingebüßt, wie die siegreichen ostgermanischen Kriegerscharen auf dem Boden des römischen Imperiums.

Als bedeutsamstes Ergebnis fiel dem Frankenstamm mit der Eroberung Galliens eine entscheidende Vorrangstellung zu. Der Frankenstamm, der den festen Stützpunkt in der Heimat sich gewahrt, hat alle übrigen Germanenstämme auf deutschem Boden seiner Führung unterworfen. Merowinger und Karolinger haben das zuwege gebracht. Sie haben damit die Voraussetzungen für ein einheitliches deutsches Volkstum und die Grundlage für einen künftigen deutschen Staat geschaffen. Karl der Große erreichte die stolzeste Höhe. Politisch umfaßte seine Herrschaft Deutschland und Frankreich, halb Italien und die Grenzgebiete Spaniens. Ostwärts hat er die Slaven in Abhängigkeit gezwungen und im Südosten die

Digitized by Google

Avaren niedergeworfen. Die päpstliche Übertragung der Kaiserwürde auf ihn ist der Abschluß einer gewaltig aufstrebenden Entwicklung.

Zugleich aber ist die Kaiserkrönung das Wahrzeichen für die universalen Ziele, denen die Karolingerherrschaft nachstrebte. Das Karolingerreich ist ein internationales Gebilde. Von vornherein steht es in großen internationalen Verflechtungen, und es dehnt sich über national verschiedenartige Elemente aus. So ist es der Ausgangspunkt nicht nur für den deutschen, sondern auch für den französischen Staat geworden.

Dabei erscheint am Schluß der Karolingerzeit das deutsche Sprachgebiet bedenklich eingeengt. Bis zur Elbe und Saale waren in den Jahrhunderten der Völkerwanderung slavische Stämme vorgerückt. Im Tiefland der Donau setzten sich im 10. Jahrhundert magyarische Eroberer an die Stelle, die vordem die Avaren innehatten. Nur südwärts in die Alpenlande hinein waren Fortschritte des deutschen Volkstums zu verzeichnen. Sonst war dem vordringenden politischen Einfluß keine Eindeutschung zur Seite gegangen.

Die ins Große gehende Ausdehnung des deutschen Sprach- und Siedlungsgebiets setzt erst ein, seit nach Auflösung des Karolingerreichs das deutsche Volk unter Fürsten, die ihm allein angehörten, seine Kräfte für die eigne Geltung zu regen begann. Sehr bald aber trat zutage, daß auch die reindeutschen Herrscher durch das verheißungs- und verhängnisvolle Erbe der Kaiserkrone auf die Bahnen einer universalen Politik gedrängt wurden, einer Politik, die in reicher Fülle Ruhm und Glanz eingetragen, die, solange sie erfolgreich vordrang, auch den deutschen Einfluß nach außen nachdrücklich steigerte, aber die letzten Endes doch die Unvereinbarkeit imperialer und nationaler Bestrebungen ergab.

Während die kaiserliche Gewalt durch ihre universalen Pläne mehr und mehr von den inneren deutschen Verhältnissen abgelenkt wurde, erstarkte im Dienst der unmittelbarsten nationalen Lebensinteressen der deutsche Partikularismus. Seine zentrifugalen Bestrebungen haben die kaiserliche Zentralgewalt mattgesetzt, die im Kampf mit dem konkurrierenden Weltherrschaftsanspruch des Papsttums sich vollends zerrieb. So konnte es kommen, daß das deutsche Volk die wichtigsten Daseinsfragen in seinen einzelnen Teilen und Gruppen ohne Mitwirkung des Kaisertums entschied. Zu der Entwicklung des aufblühenden deutschen Städtewesens hat die kaiserliche Gewalt kein klares Verhältnis gewonnen, obgleich mindestens der mächtig anschwellende süddeutsch-italienische Verkehr ein unmittelbares Zusammenwirken von Kaisermacht und Bürgertum nahegelegt hätte. An der Kolonisation des Ostens hat das Kaisertum nur in den Vorstadien sich beteiligt. Die tatkräftigste Ausweitung des deutschen Siedlungsgebiets ist nicht unter seiner Leitung erfolgt. Die mittelalterliche Kolonisation, die buchstäblich ein neues Deutschland schafft, ist getragen von den territorialen Gewalten, die in erster Linie die Führung übernahmen, und von den ritterlichen Kräften des deutschen Adels, die in den Glaubens- und Rassenkrieg an der heidnisch-slavischen Grenze auszogen. Daneben ist der friedlichen Kulturarbeit der deutschen Kirche zu gedenken, die den östlichen Völkern das Christentum gebracht hat, und der bäuerlichen Eroberung, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Pflug. Endlich darf in diesem Zusammenhange auch des deutschen Bürgertums nicht vergessen werden, das Handwerk, Bergbau und Handel nach dem Osten trug. Das Städtewesen ist in ganz Böhmen, Polen und Ungarn von Deutschen begründet. Noch weiter hat die deutsche Hanse ihre Kreise gezogen. In Skandinavien und bis tief nach Rußland hinein hat sie das unbedingte merkantile Übergewicht gewonnen. Die überlegene deutsche Kultur hat damals auf das östliche Völkergemisch eine sehr viel tiefergreifende und nachhaltigere Wirkung ausgeübt, als jemals französischer Einfluß in Deutschland sich fühlbar machte.

Eine gewaltige Kulturleistung des ganzen deutschen Volkes liegt hier vor. Die deutsche Kirche und der deutsche Adel, der deutsche Bauer und der deutsche Kaufmann haben dabei mit den deutschen Fürsten zusammengewirkt. Nur das Kaisertum hat an den großen durchschlagenden Erfolgen keinen Anteil mehr.

So konnte es kommen, daß der Gewinn nicht der Zentralgewalt, sondern einem Teil der Sondermächte zufiel. Und diese Sondermächte erfuhren eine weitere Kräftigung durch die Reformation, die, weil sie keinen vollen Sieg errang, neben allem Segen auf geistig-sittlichem Gebiet doch eine tiefschädigende Beeinflussung der politischen Geltung der Gesamtnation brachte. In der traurigen Epoche, da in Deutschland die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse ihre vaterlandsverräterischen Auslandsverbindungen knüpften und in brudermörderischem Kampf wider einander stritten, setzt auch nach außen die politische Zerklüftung ein, die das deutsche Volksgebiet in getrennte Teile auseinanderreißt. Deutschland als Gesamtstaat erleidet Verluste, wie sie die Türkei in den Tagen ihrer Ohnmacht erfahren hat. Ganze Provinzen sind da der türkischen Herrschaft entrissen worden, oder haben von ihr sich losgerungen und die Anerkennung ihrer Selbständigkeit ertrotzt. Ganz so erging es dem Deutschen Reich. Daß der neu erwachte nationale Drang in Italien den deutschen Einfluß ausgeschaltet hatte, lag in der Natur der Dinge und hatte für Deutschland noch nichts Beschämendes. Aber was hinterdrein kam, was vor allem im 17. Jahrhundert zu verzeichnen steht, ist schmachvoll. Die Türkei hatte auf fremdem Boden als erobernde Macht sich fest-

Digitized by Google

genistet. Sie hatte christliche Völker unterjocht, die nach Stammesart und Glauben von ihr fortstrebten. In Deutschland haben die Schweiz und Holland, kerndeutsche Lande, sich vom Reich losgesagt, und das deutsche Ordensland hat halb freiwillig unter polnische Herrschaft sich gebeugt. Und wie konnte Frankreich mit den herrlichen Westgauen Deutschlands umspringen. Selbst Dänemark und Schweden haben deutsche Küstenstrecken an sich zu reißen vermocht.

Nicht das ganze Bild dieses deutschen Jammers braucht hier enthüllt zu werden. Polen und Schweden, Dänemark und Frankreich gegenüber sind die Verluste eingebracht. Was in den Zeiten deutscher Schmach verloren gegangen, ist zurückgewonnen. Und nur auf diejenigen Gebiete wollen wir unser Augenmerk richten, die auch vom heutigen Deutschen Reich getrennt sind.

Da ist zunächst Holland und der vlämische Teil von Belgien. — Friesen und Franken bilden dort den Grundstock der Bevölkerung. Das alte deutsche Laster der Eigenbrödelei hatte in den Niederlanden durch die politische Entwicklung eine besondre Förderung erfahren. Durch Erbgang sind die Niederlande an den Habsburger Maximilian I. und durch dessen Enkel Karl V. unter spanische Oberhoheit gekommen. Dem Vorwurf, daß die selbstsüchtige habsburgische Hauspolitik sie dem Reiche entfremdet habe, wird man entgegenhalten müssen, daß die Sondergelüste der Provinzen weit zurückreichen. Die Neuordnung, die 1548 auf dem geharnischten Reichstage erfolgte, schafft nicht neues Recht, sondern bestätigt nur alte Gewohnheit. Damals sind die Niederlande als burgundischer Kreis zusammengefaßt worden, unter Bedingungen, die in Wirklichkeit bereits die Entlassung aus dem Reichsverband bedeuten. Den niederländischen Ständen gegenüber sprach die Regierung Karls V. von „Befreiung“. Und jedenfalls erfolgte die neue staatsrechtliche Ordnung unter voller Billigung der niederländischen Stände, die längst jeder engeren Verbindung mit dem Reich widerstrebten. Man fühlte sich dort in eigner Kraft und glaubte eines besondren Rückhalts am Reich entraten zu können. Aber auch den Reichsständen war die Lockerung der Beziehungen genehm. Sie wollten nicht durch die Verpflichtung zum Reichsschutz der Niederlande in unbequeme Verwicklungen hineingezogen werden. Nach Karls V. Abdankung trat Philipp II. von Spanien die Herrschaft des burgundischen Kreises an. Unter ihm brachte das Zusammenwirken des politischen Widerstreits von Monarchie und Ständetum mit den konfessionellen Gegensätzen den niederländischen Freiheitskampf. In 80jährigem Ringen haben die protestantischen Nord-Niederlande politische und religiöse Selbständigkeit erkämpft. 1648 hat das Reich den neuen nordniederländischen Freistaat anerkannt.

Der burgundische Kreis war auseinandergerissen. Im Norden war eine protestantische Republik erstanden, das heutige Holland, reich, mächtig, eine stolz aufstrebende Handels- und Kolonialmacht. Die südlichen katholischen Provinzen, das heutige Belgien, entvölkert, verwüstet, zur Hälfte von französisch redenden Wallonen bewohnt, verblieben als Rumpf des ehemaligen burgundischen Kreises unter spanischer Oberhoheit beim Reich. Die nach Volksart und Sprache geschlossen germanischen Nordprovinzen waren vom Reich losgerissen, und sie wurden in ihrer jungen Stärke für die bereits wankende wirtschaftliche Selbständigkeit Deutschlands ein neuer und überlegener Feind. Getrennt vom Reich sind die Nordniederlande ihres eignen Weges gegangen, wie andre verlorene Kinder der Muter Germania. Eine zunehmende Entfremdung war die unvermeidliche Folge. Die Holländer lernten als eignes Volk sich fühlen. Sie haben sich in der Welt aus eigner Kraft zur Geltung gebracht und dementsprechend ihr eignes Wesen ausgeprägt. Ihren niederdeutschen Dialekt haben sie zu einer selbständigen Schriftsprache fortgebildet.

Die alte Streitfrage, ob das Holländische eine deutsche Mundart ist, wie die Sprache Fritz Reuters und Klaus Groths, oder eine selbständige nationale Sprache, wird man im Sinne der holländischen Auffassung zu entscheiden sich bequemen müssen. Wir sehen hier im hellen Licht der Geschichte die Bildung eines neuen Volkstums sich vollziehen. Die Holländer sind in eine Entwicklung eingetreten, die sie aus dem innern Zusammenhange mit dem in sich zusammenschrumpfenden deutschen Kulturleben herausführte bis zur Ausgestaltung einer neuen Erscheinungsform germanischen Wesens. Der holländische Bauer hat nicht soweit von deutscher Art sich entfernt, wie der Gebildete in der Stadt. Wer von Kleve aus nach Holland hineinwandert, dem klingt in den Dörfern diesseits und jenseits der holländischen Grenze dasselbe niederdeutsche Platt entgegen. Aber nicht die Bauern, sondern die Gebildeten entscheiden über die Kulturwerte und die Kulturstellung eines Volkes. Und die führenden Elemente in Holland wollen — wir müssen es offen aussprechen — mit Deutschland so wenig als möglich gemein haben.

Die gleiche Stimmung herrscht in Belgien vor. Aus diesem Grunde ist auch das belgische Vlamentum kein lebendiger Posten im Buche des gesamten deutschen Volkstums. — Belgien ist aus dem Besitz der spanischen Habsburger an Oesterreich übergegangen. In der Revolutionszeit wurde es Frankreich einverleibt. Erst hinterdrein hat es nach einer wenig glücklichen Verkoppelung mit Holland die vollen Rechte eines selbständigen Staates erlangt. Kulturell steht Belgien in Abhängigkeit von Frankreich. Schon die Sprache des burgundischen Hofes zu Brüssel war französisch

Digitized by Google

gewesen. Die spanische wie die österreichische Herrschaft hat das Französische nicht verdrängt oder beeinträchtigt. Heute neigt die ungeheure Mehrheit der Oberschicht der Bevölkerung ganz nach Frankreich. Die vlämische Bewegung hat in Belgien neuerdings für die niederdeutsche Mundart nach dem Buchstaben des Gesetzes gleiches Recht mit der französischen Staatssprache erstritten. Die Führer der vlämischen Bewegung haben ein gewisses Anlehnungsbedürfnis an die deutsche Kultur bekundet. Aber auch vlämischerseits hat man sich stets gegen jede politische Hinneigung zu Deutschland verwahrt.

Noch trostloser sieht es mit dem Deutschtum Luxemburgs aus. Die Bevölkerung des heutigen Luxemburg ist deutsch. Es sind Nachkommen derselben Väter, deren Söhne im Mittelalter aus dem Moselland nach dem fernen Siebenbürgen gezogen sind, und die dort seit mehr als 800 Jahren ihr Deutschtum so tapfer gewahrt haben. Luxemburg ist seit dem ausgehenden Mittelalter, wie Belgien, nacheinander unter spanische, österreichische, französische, holländische Herrschaft gekommen. In dem krausen politischen Gewirr und unter dem Einfluß der zu Frankreich neigenden oberen Stände ist jedes deutsche Empfinden dort verloren gegangen. Hinterdrein ist das Ländchen nach Abtretung seines französisch redenden Gebiets an Belgien von 1815—66 dem Deutschen Bunde angegliedert gewesen, und es gehört noch dem deutschen Zollgebiet an. Bismarck hat es vor französischer Annexion bewahrt. Vielleicht daß man gerade das uns am wenigsten dankt. Diese Luxemburger Deutschen, die nach ihrem Wunsche Franzosen sein möchten, sind ein wunderliches Zwitterding von einem Völkchen, dem jedenfalls das Bedürfnis eines sicheren Kulturzusammenhangs mit dem deutschen Muttervolke fehlt.

Unser Denken in Beziehung zum Leben.

Von **Franz Lempfert**, Altona.

Es gibt Strömungen in unsrer Zeit, die darauf hinausgehen, auf allen Gebieten unsers Kulturlebens möglichst Gleichheit anzubahnen und allen Unterschied zu beseitigen. Man eifert, wenn auch unbewußt, den Worten des Herrn nach: „Es soll alles eine Herde und ein Hirte werden“ und bedenkt nicht, wie weit, gerade in der modernen Zeit, man von diesem Ideal entfernt ist und sieht nicht, daß alles zu einer größeren Differenzierung hinstrebt. Man hält fest an dem Wahn, als ob die Welt sich regieren ließe von einigen mit mehr oder weniger Begeisterung vorgetragenen Reden, die nur geteilten Beifall finden. Man bedenkt nicht die ewige Wahrheit, die meines Wissens zum letzten Male in prägnantester Form anläßlich des Philosophenkongresses, der in der ersten September-Hälfte des vorigen Jahres in Heidelberg tagte, von einem deutschen Vertreter, von Ernst Froeltsch, ausgesprochen wurde, indem er sein Begrüßungsrede mit den Worten: „Das Leben ist größer als das Denken“ schloß.

„Das Leben ist größer als das Denken.“ Schon immer hat das Denken durch das Leben, wenn auch nicht eine Hemmung, so doch eine Berichtigung oder eine Eindämmung erfahren. Oft hat die Strenge des Lebens mit unerbittlicher Schärfe das Denken korrigiert und in eine passive Stellung zurückgewiesen. So ist's schon immer gewesen, und so wird's auch bleiben. Im Denken mag der Ausgleich aller Unterschiede sehr gut bestehen, besonders, da der ganze Prozeß, sofern er als Ziel die Entwerfung eines Weltbildes verfolgt, an Einfachheit gewinnen würde. Auch ein *solches Leben* würde in seiner Klarheit und Durchsichtigkeit ein Muster sein für die bisherige und bleibende Unklarheit und Verworrenheit. Aber was nutzt das Denken! Das Leben ist stärker, ja, es ist so stark, daß man fast dazu kommen könnte, jegliches Denken in dieser Hinsicht für nutzlos zu erklären. Denn die schönste und schwerste Betätigung der geistigen Kräfte will und kann sich doch nicht mit leeren Formen zufrieden geben, sie will lebendigen Inhalt sehen und an der reifen Frucht sich zu neuer Arbeit stärken. Was nutzt uns jenes Trug- und Idealbild, wenn es zur Wirklichkeit im schreiendsten Gegensatze steht? Und wenn unter Umständen ein solches Schwärmen und Schwelgen in der Welt, wie sie sein *sollte*, dem Einzelnen eine Befriedigung gewährt, so kann dies doch für die Allgemeinheit nicht in Betracht kommen. Die Mehrzahl unserer heutigen Generation stellt sich auf den Boden der Wirklichkeit und das mit Recht. — Ich will nicht verkennen und verschweigen, daß das kalte Rechnen mit der Welt, wie sie ist, bis zu einem gewissen Grade gebieterisch Eigenschaften großzieht, die im Gefühlsleben nicht einen so bevorzugten Platz einnehmen sollten. Rücksichtslosigkeit, Hartherzigkeit und Kälte des Empfindens für andere prangen am Gefühlshimmel der modernen Welt. Aber wollen wir die Genesis solcher Regungen verleugnen und ihnen Berechtigung, ja, sogar Notwendigkeit absprechen? Das wäre ein nutzloses Unterfangen.

Welchen Wert hat denn solches Trugbild für seinen Schöpfer? Das Gefühl teilweiser Befriedigung kann nur den subjektiven Nutzen beweisen. Der kann aber nicht genügen; denn wir stehen als Glied einer großen Gemeinschaft mitten in der Welt und in ihrem Schaffen; und die Welt verlangt von uns Betätigung, Entfaltung der Kräfte, Arbeit und Wirken. — Diesen Anforderungen wird *der Mensch* schwerlich gerecht werden können, für den die Welt nur in der

Digitized by Google

Einbildung besteht. Die Realität wird ihm fern liegen; er findet sich nicht zurecht in dem Lande, das ihm das vertrauteste sein sollte; er ist ein Fremder in seiner Heimat. Ein Gefühl, viel stärker und mächtiger als Heimweh, packt ihn, und es kann zur Vernichtung seiner schönsten Kräfte führen, wenn der Mensch nicht seine Heimat wiederfindet, wenn sein Denken nicht in der Wirklichkeit die Wurzeln haben kann.

Wir wollen keinem Menschen das Recht nehmen, sich in seiner erträumten Welt wohlzufinden; aber wir wollen ihn warnen, sich mit seinem Denken und Träumen zu weit vom Boden der Wirklichkeit zu entfernen. Fasse Verbindung mit der dich umgebenden Welt! das sei ein Mahnruf, den wir so gearteten Naturen in ihrem eignen wie auch im Interesse der Gesamtheit zurufen. Denn unser Streben muß dahin gehen, alle Kräfte einem großen Ziel, der Hebung der Kultur, dienstbar zu machen, und darum kann es uns nicht gleich sein, welche Wege der Einzelne wandelt.

Gebieterisch aber müssen wir den Anschluß des Denkens an die Wirklichkeit von denen verlangen, die vermöge ihrer Stellung und ihrer Autorität in der Lage sind, einen wirksamen Einfluß auf die großen Massen auszuüben, die berufen sind, an den schweren Problemen sozialer oder politischer Art mitzuarbeiten. Leider gibt es eine Gruppe solcher Männer, die das Leben und die Geschichte nicht als Lehrmeisterinnen gelten lassen wollen. Ich denke hoch von diesen Leuten. Ihre Worte sind für mich kein leerer Schall, sondern ich erkläre sie mir aus einem fast überstarken Idealismus. Aber was nutzt mir all das schöne Getön, wenn man nicht die Tatsachen sprechen läßt! Das Leben ist doch noch immer größer als das Denken.

Man predigt Maßnahmen, die immer wieder die Gleichheit aller, fast ohne jegliche Rücksicht auf Bildung, Stand, Geschlecht, ja, sogar in einigen Fällen auf Alter zur Grundlage haben. So etwas könnte doch nur bestehen in der idealen Welt, aber nie in einer Welt, wie sie ist. Nehmen wir aus der Unmenge der Streitfragen, die in obiger Ausführung angedeutet sind, nur eine heraus, so werden wir sehen, wie weit eine solche ideale Betrachtung der Welt es bringen kann.

Die Frauenbewegung hat immer dringlicher ihre Stimme erhoben. Eine große Anzahl der Männer glaubt, jetzt sei die Zeit gekommen, ihr volles Gehör zu schenken. Keineswegs will ich die Berechtigung vieler Forderungen der Frauenwelt bestreiten und will hinzufügen, daß ich jenen, die so ernsthaft für ihre Geschlechtsgenossinnen eintreten, gerne und ohne jegliches Bedenken die Gleichstellung zuerkennen will; aber warnen möchte ich vor einer Verallgemeinerung dieser Privilegien. Mit kleinen Anfängen muß man sich zunächst begnügen; unsere ganze Kulturwelt, vor allen Dingen die Frau selbst, ist noch nicht reif dafür. Sieht man nicht in der englischen Frauenbewegung die lächerlichen Blüten und die warnende Hand? Es scheint, daß man solche Lehren nicht hören will; denn man liest von bedeutenden Männern, die von der Frauenbewegung scheinbar ganz umstrickt sind, einseitige und subjektive Urteile, die aber von dem weiblichen Geschlecht für bare Münze genommen werden und als Agitationsstoff nachhaltige Verwendung finden.

Unter der Überschrift „Unsere Freunde“ veröffentlichte Dr. Käte Schirmacher am 8. November des letzten Jahres einen Artikel, der eingangs im allgemeinen konstatiert, daß die Frauenbewegung unter den Männern an Anhang gewinnt. Dann folgen als Beweis die Urteile einiger Autoritäten. „In Genf hatten der Frauenweltbund und der Bund Schweizer Frauenvereine getagt. Über eine Sitzung des ersteren berichtet Dr. Wyß im „Peuple suisse“: „Mein Eindruck von dieser Sitzung war eigentlich ein günstiger. Unsre öffentlichen Parlamentssitzungen könnten an Ernst und Würde nur gewinnen, wenn das weibliche Element sich in angemessener Zahl daran beteiligte. Durch ihren sachlichen Ernst, ihre gute Laune, ihre Begeisterungsfähigkeit haben die Frauen dieser Versammlung bewiesen, daß sie es verstehen, die vielfältigen Frauenprobleme unsrer Zeit zu behandeln, zu erörtern und sogar zu lösen.“ Dazu schreibt Dr. K. Schirmacher: „Das bedeutet mit andern Worten, sie sind reif für das politische Leben, denn dies entscheidet über ‚die vielfältigen Frauenprobleme unsrer Zeit‘.“

Weiter heißt es in dem genannten Artikel: „Einen ganz ähnlichen Eindruck von dem Genfer Frauenparlament hat einer unsrer besten Freunde empfangen, Monsieur Auguste de Morsier. Er ist Mitglied des Genfer Parlaments und der Sohn Emiliés de Morsier, die in Frankreich als eine der ersten für den Abolitionismus eintrat. In seiner Wochenschrift, dem „Signal de Genève“, spricht er folgendermaßen zu seinen Kollegen: „Wohl selten herrschen in einer Versammlung mehr Ruhe, Ernst und Würde. Meine Kollegen werden mir nicht verübeln, wenn ich sage, daß dies in unserm Parlament nicht immer der Fall ist. Die im Parlamentssaal versammelten Frauen schenkten den Rednern aufmerksam Gehör, was wir nicht tun, es sei denn bei hochpolitischen Fragen oder persönlichen Angriffen. Sie blieben auf ihren Plätzen, und wir laufen umher. Sie hörten zu, und wir schwatzen fortwährend. Sie stimmten besonnen ab, nachdem sie das Für und Wider gehört und erörtert. Wie viele von uns stimmen aufs Geratewohl, kommen mitten in der Diskussion und müssen erst einen Parteigenossen fragen, wie man abstimmen soll. Kurz, die Frauen arbeiten gut, und wir arbeiten schlecht.“

Endlich wird noch das Urteil des Abbé Naudet, der in einem Vortrag in der École des

Digitized by Google

mères sich in folgender Weise geäußert hat, angeführt: „Die Familie hat Feinde, und zwar gehört dazu in erster Linie das geltende Recht. Unser französisches Recht scheint seltsamerweise allein für den Mann gemacht. Man möchte annehmen, daß es von verbissenen Hagestolzen und Frauenfeinden geschrieben wurde, die weder Weib noch Kind, vor allem aber keine Ahnung vom Recht des Weibes hatten. Jedenfalls haben sie der Frauen nur gedacht, um ihnen Pflichten aufzuerlegen. Glücklicherweise kommt man von diesem Standpunkt zurück, die Frauenbewegung hat schon glückliche Resultate erreicht, doch bleibt unser Recht noch so ungerecht, daß weitere Kämpfe unvermeidlich sind."

Im Schlußwort dankt K. Schirmacher ihren Freunden, die man sowohl in Deutschland, in der Schweiz wie in Frankreich findet, und weist darauf hin, daß auch in England in letzter Zeit mehrfach Männer für die Frauenbewegung eingetreten sind.

Ich habe doch meine großen Bedenken beim Niederschreiben dieser Ansichten. Es kann mir natürlich nicht beikommen, die Aufrichtigkeit der Urteilenden zu bezweifeln; aber die Objektivität möchte ich doch in Frage stellen und ein andres Urteil den ersteren entgegenhalten.

Vor einigen Jahren tagte hier in Altona im Herbst ein Verein deutscher Frauen. Die Behörden hatten ihre Vertreter entsandt, auch die Geistlichkeit unsrer Stadt hatte ihr Interesse durch die Anwesenheit eines Delegierten bekundet. Ein Beamter unsrer Stadt brachte der Versammlung Gruß und Wünsche. Er ging aus von dem plattdeutschen Wort: De Fru hört achtern Aben. Dieser Ausspruch, so meinte er, habe freilich nicht mehr die Bedeutung wie früher; aber er möge doch die Versammlung vor zu weit gehenden Forderungen warnen. Eine Salve des Hohns ergoß sich über diesen Mann, indem die Vorsitzende ihm erklärte, daß er die Ziele der Frauenbewegung gar nicht kenne, und ein weit über gewöhnliche Beifallsäußerungen ertönendes Geklatsche lohnte den gehässigen Ton. Ein Teilnehmer dieser Versammlung erklärte mir später, daß dort wenig würdevolle Ruhe und strenge Objektivität zu finden gewesen sei.

Hierzu noch meine eigene Ansicht. Durch meinen Beruf bin ich in der Lage, mit recht vielen jungen Damen, die den besseren Gesellschaftskreisen angehören, in Berührung zu kommen. Ich habe viel in dem Umgang gesehen, was mir eine Lehre sein konnte; aber den sachlichen Ernst und die gute Laune habe ich nur bei Ausnahmen gefunden. Dagegen trat oft ein ganz impulsives Hervorbrechen des Subjektiven in die Erscheinung.

Ich glaube, daß die Vertreter des weiblichen Geschlechts, auf die sich die obigen glänzenden Zeugnisse beziehen, eine rühmliche Auslese bedeuten. Die Sache ist zu neu, als daß der Reiz des Neuen schon wirkungslos bliebe, wie es in den Versammlungen, wo Männer raten und taten, offenbar der Fall ist. Wir wollen abwarten! Wenn die Frauenbewegung weiter so siegreich fortschreitet, so werden wir es erleben, daß die Auslese nicht mehr so sorgfältig sein kann, und ganz dieselben Schäden, vielleicht noch viel offenkundiger, werden in Frauenversammlungen auftreten, wie sie mit vollem Recht an denen der Männer gerügt werden. — Wenn wir menschlich denken wollen, so können wir es den Parlamentsmitgliedern oder andern, die dazu verurteilt sind, ein langes Gerede, hinter dem sich oft kurzes Gedenke verbirgt, über sich ergehen zu lassen, nicht verargen, wenn sie etwas Besseres tun, nämlich sich für neue Arbeit stärken, als daß sie mit gleichgültigen Sachen ihr Hirn belästigen; und wenn die Frauen diesen rationellen Zug des modernen Lebens noch nicht anwenden, so werden sie ihn später um so reichlicher benutzen. — Es ist nach meiner Ansicht eine Fälschung einmal der tatsächlichen Verhältnisse und dann auch eines Goethe-Wortes, wenn Frieda Radel am 12. November 1908 erklärte, daß heute das Wort der Leonore im Tasso: „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen," keine Wirklichkeitsbedeutung mehr haben könne. Dies Wort ist wahr und bleibt noch lange wahr. Wir werden doch nicht von rühmlichen Ausnahmen sprechen, sondern von dem Durchschnittsweib, und Heil dem Hause, wo eine Leonore waltet; denn wir wollen unsre Knaben zu männlichen Männern und unsre Mädchen zu weiblichen Weibern bilden. Ein weibischer Mann und eine männliche Frau sind uns ein Greuel. — Und wer Goethe kennt, der wird ihm dies Wort nicht so einseitig interpretieren, wie diese Dame es getan hat. Es gibt selten einen Menschen, der so die Bedeutung der Frau in jeder Hinsicht anerkannt hat; hat er sie doch auch an seinem eigenen Geist so besonders eindringlich erfahren müssen.

Dieser Abriß aus der Geschichte der Frauenbewegung hat gezeigt, wie ich zu dieser Art der Gleichmachung stehe, und ich kann es jenen politischen Parteien nicht verzeihen, daß sie mit der Frauenbewegung kokettieren. Unsre Zeit ist noch nicht reif. Es mag ideal gedacht sein; aber fruchtbringend ist es nicht. Man wird mir entgegnen, der Mensch muß in seinem Denken über die Realität hinausgehen; um seinen Ideen Nachdruck zu verleihen, muß er die Farben stärker auftragen. — Aber er darf nicht die Verbindung mit der Wirklichkeit verlieren, sonst werden seine Worte zu Phrasen.

Digitized by Google

Der Kaufmann und die literarische Bildung.

Allerlei moderne Betrachtungen

von Theodor Ebner (Ulm).

Man lege es dem, der diese Zeilen schreibt, nicht als Anmaßung, Besserwisserei, Schulmeisterei, oder wie alle diese lieblichen Schlagworte heißen, aus, wenn er an dieser Stelle etliche Gedanken zu dem im Titel genannten Thema niederschreibt. Ein Thema, das gewissen, noch in veralteten und starren Vorurteilen befangenen Leuten die denkbar schärfsten Gegensätze aufzuzeigen scheint. Literarische, also in gewissem Sinne auch ästhetische Bildung und der Kaufmann! Die Welt der Dichter und diejenige des Mannes der nüchternen und rücksichtslosen Praxis. Festtag und Alltag gewissermaßen. Mein Gott, wie soll sich das zusammenreimen, jammern die, die vermeinen, das, was man heutzutage literarische Bildung nennt, vermöge ihrer höheren Schulung in Pacht und Erbpacht genommen zu haben. Wir wollen uns da aber doch erst einmal über das, was man heutzutage literarische Bildung zu nennen pflegt, klar zu werden suchen. Zugegeben: Bei ernsthaftem Leuten erregt dieses Wort heute ein gelindes Gruseln. An was sie, die doch das Studium unserer Literatur für eine mindestens ebenso wichtige Sache ansehen, wie dasjenige jeder andern geistigen Disziplin, alles dabei erinnert werden. An all die literarischen Klubs und Kränzchen mit ihren männlichen und weiblichen Schöngeistern. An all die geschwätzigen und wichtigtuenden Dilettanten, die sich wunder was auf ihre „literarischen Nebenbeschäftigungen und Privatstudien" zu gute tun, und mit ihrem seichten Urteil das große Wort führen, wo sie nur können. Und nicht zuletzt an die literarischen Salongespräche, in denen mit irgendeinem da oder dort vernommenen Schlagwort Fangball gespielt und eine manchmal gar nicht üble Idee mit den üblichen Geistreicheleien so mißhandelt und verkrüppelt wird, daß einen ob solchen „literarischen" Getues der Menschheit ganzer Jammer ergreift. Wir haben das vor ein paar Jahren erlebt, und erleben es immer wieder. Damals als Ibsen die scharfen Augen schloß zum ewigen Schlummer. Da sind sie über den Großen zu Gericht gesessen, die zwischen Pult und Stammtisch auch dann und wann ein bißchen Literatur kneipen und sich in irgendeinem winterlichen Vortrag von den Heroen der Gegenwart und Zukunft den üblichen Vortrag für das gebildete Publikum halten lassen. Da haben wieder einmal die lieben Leute, die etwa bei der Lampe trautem Schein sich nach getaner Arbeit dann und wann aus irgendeinem literarischen Ragout der oder jener Wochenschrift ihre Weisheit holen, ihr Licht über dem Sarge des Einsamen leuchten lassen. Und all die modernen und modernsten Schlager vom Magus des Nordens bis zum Übermenschen Nietzsches sind einem um den Kopf geflogen wie ein toller Bienenschwarm.

Wir wissen es ja wohl: es war in früheren Zeiten auch nicht besser. Die politische und literarische Kannegießerei ist für uns Deutsche von jeher eine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Man hat sie früher in „ästhetischen Tees" betrieben. Man liegt ihr nun mit löblichem Eifer überall da ob, wo man, von den Genüssen unsrer gesellschaftlichen Kultur übersättigt, gern auch einmal „gebildet" sein möchte, ohne doch einen allzu großen Aufwand an geistigem Vermögen zu benötigen. Und man hat für dieses Gelüste blasierter Müdigkeit und Gedankenträgheit, für dieses unruhige Tausendwissen und geschwätzige Dämmerdasein die Etikette „literarische Bildung" erfunden. Man hat der nervösen Oberflächlichkeit und Haltlosigkeit unsrer Zeit damit ein Deckmäntelein umgehängt, das gerade gut genug ist, um die geistige Leere einer Zeit zu verdecken, die nur in der hastenden Umwertung aller seitherigen Werte ihr Genügen kennt. Und man glaubt damit eine Antwort für alle die gefunden zu haben, die sich einmal unterstehen, nach dem zu fragen, was unsres Lebens Kern und Inhalt bilden soll.

Es ist ja freilich eine höchst billige und bequeme Sache um diese literarische Bildung der Gegenwart. Man braucht nur eine gute Leihbibliothek und die nötige Zeit zu besitzen, um sich ihrer rühmen zu können. Man muß sich nur hüten, mehr und dieses „Mehr" gar noch besser wissen zu wollen, als die lieben Zeitgenossen, die beim Drehen ihrer Gedächtnismaschine nach und nach glücklich bei der rührenden Abstumpfung derer angelangt sind, für die jede Zumutung eines eignen Urteils ein Todesschrecken ist. Und man muß zuletzt nur die Kunst verstehen, jeder in die Tiefe und in das eigentliche Wissen hineingehenden Frage mit jener Gewandtheit auszuweichen, die sich der moderne Mensch ja ohnedem allen geistigen Lebensfragen gegenüber angewöhnen muß. So kann man unbedenklich und in allen Kreisen sich jener literarischen Bildung rühmen, die heutzutage guter Ton ist. Ausgeschaltet werden natürlich in ihr unsre sämtlichen Klassiker, in erster Linie Schiller, über den unsre Generation ja längst hinausgewachsen sein muß. Dagegen ist genaue Bekanntschaft mit jener Art von „Deutscher Literatur" Bedingung, die als ein exotischer Niederschlag aus der letzten Sturm- und Drangperiode zurückgeblieben ist und ihre Etiketten zumeist aus England und Frankreich, dann und wann auch aus Italien und dem Norden bezieht, und am liebsten pflegt man mit irgendeinem pikanten document humain eines ihrer literarischen Helden in den Salons hausieren zu gehen. Damit kommt man heutzutage weit. Jedenfalls weiter,

Digitized by Google

als all die schwerfälligen Gesellen, die meinen, das Recht auf Bildung doch nur dem zuerkennen zu sollen, der auch die Bewegungen und Strömungen der verschiedenen Literaturepochen nicht als einen nebensächlichen Memorierstoff in den Schulen, sondern als ein ernstes und seine Zweige nach allen Kulturgebieten hin erstreckendes Studium erfaßt wissen will. Zu einer solchen Gründlichkeit hat man ja schon gar keine Zeit. Man lernts ja schon in den Schulen, daß die deutsche Literatur eben auch nur so ein Nebenfach ist. Man richtet es ein, weils einmal Mode und eine manchem recht willkommene Gelegenheit ist, jugendlich-unklaren Köpfen mit allerlei schönen Phrasen zu imponieren und sie mit diesem glänzenden Flitter fein sachte an den tiefen und köstlichen Schätzen deutschen Geistes in unserer Literatur vorbeizuführen. Man hats eben auch nicht besser gelernt. Der mechanisch-trockene Drill auf das Brotstudium und die erfreuliche Tatsache, daß auch auf der Hochschule die Literaturgeschichte und ihre Wissenschaft lediglich fakultativer Natur sind, daß sie für alle möglichen Schöngeister zur Modesache geworden sind, die man eben auch mitmacht, um da und dort mit ein paar billigen Redensarten darüber mitsprechen zu können, das alles trägt in keinerlei Weise dazu bei, die „literarische Bildung" unter dem Sehwinkel einer ernsthaften Kulturforderung betrachten zu lernen. Im Gegenteil. Je flacher und seichter unsere ganze geistige Erziehung gehandhabt wird, um so mehr wird auch dem ödesten Dilettantismus hier der Weg gebahnt und er von gefälligen Dozenten aller Art mit der Versicherung beruhigt, daß man heutzutage ja gar nicht mehr die Zeit finden könne, einen so komplizierten Gegenstand gründlich und als wissenschaftliche Disziplin zu behandeln. Zudem: gerade unsere moderne Literatur, diese Schöpfung einer übersättigten und unruhig nervös vom Hundertsten ins Tausendste tastenden Generation, will ja auch gar nicht tiefer genommen, nicht ein ernster Faktor für die geistigen Lebensbedingungen der Gegenwart sein. Nur eines jener Reizmittel mehr, die dazu dienen sollen, alle unsere ethischen und sozialen Begriffe und Grundsätze zu verwirren und uns damit dem zuzuführen, was man so schön und deutsch die „Decadence" zu nennen liebt. Wohin wir dann von da aus kommen, ist eine Sache für sich. Sie kümmert am wenigsten diejenigen, die nur den Ehrgeiz haben, in der literarischen Mode den Ton anzugeben, und sich, wenn sie ihre Rolle ausgespielt haben, auf ihre Besitztümer zurückziehen zu können. Dauerhafte Werte zu schaffen, ist bis jetzt ja freilich keinem von ihnen gelungen. Da es ihnen genügt, irgendein waghalsiges Problem auf den Markt hinauszuwerfen und dann mit mehr oder weniger Behagen zuzusehen, wie sich die zeitgenössische Kritik damit zurechtfindet, kann es auch kaum anders möglich sein. Wohin aber steuern wir mit dem allen, zu dem dann auch noch die Literatur der modernen Frau mit all ihren bizarren Phantastereien und ihren doch wohl nur hysterischen Forderungen vom Ausleben der Persönlichkeit, Reform der Ehe und andern Phrasen kommt. Die Unruhe unsrer Zeit macht eine feste und zukunftssichere Erfassung aller unsrer geistigen Fragen beinahe unmöglich. Und doch bedürfen wir einer solchen, um uns wieder den Weg zu bahnen zu ehrlicher deutscher Arbeit, auch in unsrer Literatur, die sich nicht nähren soll von den Brocken, die von andrer Leute Tische fallen, und nicht ein skeptisches Verneinen, sondern ein freudiges und mutiges Bejahen aller Lebensfragen sich zur Aufgabe machen soll.

II.

Ich bin auf den Vorwurf gefaßt, daß ich mit dem Gesagten zu sehr „Grau in Grau" gemalt habe. Ob und inwieweit derselbe berechtigt ist, das lasse ich für heute dahingestellt. Mir liegt ja doch vor allen Dingen daran, nachzuweisen, daß kaufmännische und literarische Bildung, beide in dem denkbar ernstesten und idealsten Sinne genommen, durchaus keine gegensätzlichen Begriffe sind, daß sich sogar zwischen beiden weit mehr und weit engere Beziehungen feststellen und erkennen lassen, als man gemeinhin denkt. Wir wollen einmal den gewiß unbestreitbaren Satz aufstellen: Handel und Industrie sind heute ebensogut auf die Wissenschaft angewiesen, wie diese auf jene. Die Naturwissenschaft in ihrem weitesten Umfange ist die willkommene Gehilfin der Industrie; die Umwertung ihrer theoretischen Werte in die Praxis findet keinen andern Weg als den des kaufmännischen Handels, und von selbst ist damit die Forderung an dessen Vertreter gegeben, daß sich ihre Bildung über das Alltagsniveau der Zahlen und Buchkonten emporhebe zu jener Form der Weltbildung, die sie berechtigt, auch in den Kreisen ihre Stellung festzuhalten, in denen man „literarisch" den Ton angeben möchte. Man hält mir nun freilich die Frage entgegen: Im Kampf ums Dasein, im Ringen und Jagen nach Arbeit und Gewinn, in dem Wetten und Hasten und Tasten nach täglich neuen sozialen und praktischen Lebenswerten, hat und findet da der Kaufmann Zeit und Stimmung, auch noch seine literarische Bildung zu vertiefen und aus ihr wiederum neue Anregung für sein Wollen und Streben zu gewinnen? Ich beantworte diese Frage aus langjähriger Beobachtung heraus, ohne jedes Zögern mit einem strikten „Ja". Ich kenne Großkaufleute und Fabrikanten in meinem engern Vaterlande und draußen im Reiche, deren Bildung auf künstlerischem und literarischem Gebiete auf einer Höhe steht, vor der mancher „Wissenschaftler" sich klein und bedeutungslos vorkommen müßte, wenn ihm derartige Regungen seine

Digitized by Google

Eigenliebe und sein Selbstbewußtsein zuließen. Auf die Frage, wie solche Leute zu einer solchen Bildung gekommen sind, ist allerdings eine Antwort nicht so einfach zu finden. Günstige Vermögensumstände sind es ja doch wohl nicht, die hier das ausschlaggebende Moment bilden. Sie sind angenehme Zugaben, die aber für den, der den ernstlichen Willen hat, sich vom kaufmännischen Alltagsleben nicht erdrücken und einengen zu lassen, nicht die maßgebende Bedeutung haben, die man ihnen gemeinhin zuschreibt. Und die hierfür notwendige Zeit? Ich habe einmal, bevor ich den dornenvollen Weg des Journalisten ging, in ähnlichen Schuhen gesteckt, wie der junge Kaufmann. Bin in einem Beruf gestanden, aus dessen regelmäßigem und schablonenhaftem Gange herauszukommen ich gar keine Aussicht hatte. Aber ich bin des Abends schön daheim geblieben, habe meine Klassiker vorgenommen und bin von ihnen aus schrittwärts fortgegangen, habe mir eines Tags eine Literaturgeschichte gekauft und bin in mancher Nachtstunde, jahrelang freilich, vom Nibelungenlied an bis zu Sudermann und Frenssen gediehen. Ich habe gelesen und gesehen, bin fleißig um ein paar armselige Groschen ins Theater gegangen und habe dort Augen und Ohren geschärft und mein Herz geöffnet dem, was ich dort zu sehen und zu hören bekam. Aber ich habe mir keinerlei jugendliches Urteil angemaßt — ich ließ alles an mir vorüberziehen, wie es kam, habe nichts auf die Kritik meiner Zeitgenossen und ebensowenig auf diejenige der Tagesblätter gegeben — wenigstens solange nicht, bis ich in mir selbst etwas sich regen spürte, das mir vorkam, wie ein frohes und freudiges Formen und Gestalten schlummernder Gedanken zur wortkräftigen Tat. Und dabei war mir doch eines versagt, das dem Kaufmann allezeit offen steht, das Reisen, das Beobachten, das Vergleichen und damit die Ausgestaltung dessen, was ich in mir trug an ureignem Meinen und Urteilen.

Nun aber noch eins, was ich schon sprungweise angedeutet. Die Leute, die sich als die Träger moderner literarischer Bildung gebahren — wer sind sie zumeist, und mit welchem Schein von Recht brüsten sie sich mit derselben einem Berufe gegenüber, der wie der kaufmännische und industrielle wahrhaftig an die geistige Leistungsfähigkeit und Zähigkeit des Einzelnen ganz andere Ansprüche stellt, als das übersatte Spießbürgertum einer Gesellschaftsklasse, der entweder der Staat oder der Zufall der Geburt die Möglichkeit geben, dem behaglichen Schlenderdasein oberflächlich-ästhetischer Neigungen zu leben. Ich meine, Gegenwart und Zukunft sollten mehr und mehr und immer gründlicher mit dem Vorurteil eines Privilegiums auf gewisse Bildungsbegriffe aufräumen, und ich meine ferner, daß gerade auch der kaufmännische Beruf, in seiner universellen Bedeutung für unser ganzes Kulturleben, in seiner straffen Anspannung aller geistigen Kräfte, in seiner Schärfung des Blicks für das Auf- und Abwogen unsrer Zeitströmungen und vor allen Dingen auch in der glücklichen Vereinigung unsrer realen und idealen Lebensbedingungen, in hervorragendem Maße dazu angetan ist, dem, was der ernsthafte Mensch „literarische Bildung“ nennt, den Boden zu schaffen und zu ebnen. Man werde sich nur erst einmal auch darüber klar, daß gegenüber der Anschauung vergangner Zeiten gerade der Kaufmann und seine geistigen Errungenschaften ein Element unsres Fortschritts bilden, das voll in Rechnung genommen sein will, und man denke nur erst einmal daran, daß der reale Boden, auf dem er mit seinem Wirklichkeitssinn steht und stehen soll, gerade auch der Boden ist, dessen Kräfte die Zukunftswerte unsrer deutschen Literatur verbürgen. Ich meine die Kräfte einer gesunden und nur mit den realen Tatsachen rechnenden Lebensanschauung, eines ruhigen Abwägens und planvollen Ausbeutens aller der Strömungen und Formationen, deren innerster Kern die vielleicht derbe, aber darum auch um so fruchtbarere Wahrheit ist. Und nun lasse man einmal unter diesem Sehwinkel die Fäden zwischen hier und dort hin und her laufen. Sehe sich einmal den Kaufmann von heute an, ob er der Mann ist, dem die Rätsel unsrer literarischen Bildung unlösbar sein sollen, nur weil er eben — Kaufmann ist. Ich wenigstens wüßte keinen größeren Hohn auf die angebliche Vorurteilslosigkeit unsrer Zeit, als eine solche Behauptung. Denn Literatur ist heute mehr, weit mehr als sie früher war. Sie ist die energische Zusammenfassung und straffe Weiterwertung alles dessen, was wir an Leben und Streben unser eigen nennen, und davon darf und soll, wenn anders auch die Zukunft ihren Gewinn daraus ziehen will, kein Stand und kein Beruf ausgeschlossen sein. Es bleibt ja dann immer noch Sache des Einzelnen, mit welchem Maß von Arbeit er sich an dieser Aufgabe beteiligen will. Nur sage niemand, daß es gerade hier innere Gegensätze gebe, die den einen oder andern davon ausschließen. Ich will es mir heute ersparen, darauf hinzuweisen, wie mancher „Kaufmann“ ein heimlicher, und zwar gar nicht schlechter Schriftsteller ist, wie mancher — ich nenne nur den Namen „Rudolf Herzog“ — vom Konten- und Kundenbuch hinweg den Weg zum Schriftsteller gesucht oder zum Pulte des Redakteurs gefunden hat, und wie manche Reiseskizzen von einem aus der Gilde derer stammen, die hinausziehen in die Ferne, um ihrer Firma Arbeit zuzuführen. Ich wenigstens kenne deren eine nette Reihe. Doch ich komme und eile zum Schluß. Ich habe vielleicht dem einen oder andern etwas kraus und bunt durcheinandergeredet. Aber ich meine: was ich will, ist klar. Ich will dem Vorurteil entgegentreten, daß sich literarische Bildung als Modesache nicht handeln und einschätzen lassen

Digitized by Google

könnte, und ich will zeigen, daß gerade der Kaufmann von heute die Fähigkeiten in sich hat, sie sich anzueignen als ernsthaftes Element seiner geistigen Fortentwicklung. Er trägt den Samen derselben gar oft hinaus in die Ferne. Gesunder Sinn und heller Blick, ein fröhliches Selbstvertrauen aufs eigne Urteil — Eigenschaften, die der Kaufmann in Handel und Wandel nicht missen kann, führen ihn auch hinüber zur Freude an alledem, was der deutsche Büchermarkt heute hervorbringt, nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Selbstförderung in allen Kulturfragen.

Madame Boccaccio.

Von **Felix Lorenz** (Berlin).

Die Sage von der „ewigen Jugend", die über manchen Menschen, manchen Dingen glänzt, scheint die schönste aller Sagen zu sein, denn sie hat das Beste, was eine Sage haben kann: Wahrheit. „Ewige Jugend" klingt wie etwas Unmögliches in der schnell alternden Zeit, in der ein Tag den andern verschlingt, ein neuer Gedanke zehn eben gedachte vergessen macht, ein frisches Ziel von heute das beste Wollen von gestern auslacht. Aber das Wort von der ewigen Jugend ist keine blasse Parabel, von Dichtern in der Müßigkeit ihrer Träume erfunden; es steht als eine trostvolle Gewißheit hinter unsern Alltagsmühen, und es verbindet uns leicht und freudig über jedes Zeitalter hinweg mit dem geheimnisvollen Ding, das man das „Urherz" der Menschheit nennen könnte. Es geht wie ein Strahl von allem aus, was den Generationen gemeinsam war. Gewisse Ideale ändern ihre Kleider, aber nicht ihr Wesen. Der Unsterblichkeitsgedanke rettet sich aus einer Religion in die andere, und Plato und Buddha treffen sich selbst im größten Pessimistengehirn des neunzehnten Jahrhunderts wieder. Moses wird noch einmal in Michelangelo geboren, in Rembrandts Saskia singt von neuem die Fruchtreife Sulamiths. Die Werke, die immer wieder befreien und heiter machen können, bleiben jung und sind im höchsten Alter neu, sie scheinen zuweilen hinter den Ideen und Bewegungen einer „modernen" Zeit zu verschwinden, aber wie wunderbar, daß dies nur ein Schein ist ... Konnte der Naturalismus in seiner erbarmungslosen Vernüchterung das süße Lied Herrn Walthers von der Vogelweide oder die Sehnsucht der Romantiker umbringen? Nahm die letzte Bilderkunst der Franzosen, vor deren bestrickender Technik man die Gemütskälte übersah, etwa ein kleines Teilchen von dem himmlischen Goldschein Bellinischer Madonnen fort? Trotz aller verwirrenden Parteien und Meinungen wissen wir es so klar: die Hoheit des Phidias und des Lysippos, das sorglose Lied Anakreons, die rührende Einfalt der altchristlichen Basiliken Roms, die orientalische Mystik von San Marco, die Maurenträume von Granada müssen jünger bleiben als die profillosen Massencharaktere einer Uebergangszeit wieder, in der wir leben, die in ihrem zersplitternden Reichtum so arm ist. Menschen und Werke aus Antike und Renaissance hüten unsre Jungbrunnen. Benvenuto Cellini, der festnackige, ist eine immer neue Erquickung. Boccaccio bleibt der ewig willkommene Jüngling, der Altverwaiste in verlornen Gärten sofort wieder heimisch und damit selbst jugendlich macht. Wenn alles, was wir an solchem Glück eroberten, schon vor meinetwegen vierhundert Jahren, plötzlich aufgehört hätte sich fortzuzeugen — wir würden doch niemals Mangel leiden.

Unser Standpunkt ändert sich zu unsern Jugendbringern kaum um ein Nennenswertes, wenn wir auch sonst allerlei Wandlungen durchmachen. Mit achtzehn und mit achtzig Jahren liest man so, immer gleicher Freude sicher, im Decamerone, der Wohlklang und der reizend hinspielende Charakter dieser Geschichtchen wird nicht wieder aus dem Gedächtnis, aus dem Gefühl gelöst. Bei den Franzosen geht es uns so mit Rousseau, Voltaire, mit „Paul und Virginie" und vor allem mit einer Frau, die unter den reichen weiblichen Geistern vieler französischer Jahrhunderte immer die jüngste geblieben ist — die klügste, anmutigste und jugendlichste Frau dieses einzigen Bodens. Sie erscheint mir als die berufenste und würdigste geistige Schwester des weisen Boccaccio: Margarethe von Valois, die Königin von Navarra. Zwei Lieblingskinder der Minerva; trotzdem sie zwei Jahrhunderte von einander getrennt sind, ist ihre geistige Zwillingsschaft verblüffend. Wie der graziöse Denker-Poet zugleich mit heiligem Ernst das Leben Dantes und mit thessalischer Heiterkeit die hundert Geschichten von der Liebe schreiben konnte — den Goethe von Florenz zwingt mich's ihn zu nennen — wie er dieser kostbaren Stadt die geistige Hochblüte verlieh, so saß inmitten ihrer neuen Properze, Martiale, Catulle und Senecas an den Höfen zu Nérac und Pau die hochbegeisterte Königin als die Hüterin ganz gleicher Aufgaben, als eine Erweckerin jedes edlen Beginnens, in Denken und Wissen ein Wunder ihrer Zeit. Ein um so größeres, als ihr dabei alle hohen Eigenschaften der Frau verblieben waren, als sie kein mannweiblicher Zwitter werden konnte. So groß ihre Liebe zu freien Gedanken und freiem Wort war, so groß geberdete sich auch ihr Haß gegen die Frivolität des kommunen Witzlings, weil sie das Barbarentum dahinter witterte. Die Charakterkennzeichen dieser einzigen Frau darzustellen, gehört zu den seltensten Vergnügungen unter den psychologischen Aufgaben ihrer Zeit; jeder hat unrecht, der in ihr eine der eleganten Esprit-Päch-

Digitized by Google

terinnen ihres Landes sehen wollte, von denen jedes Jahrhundert so viele gebar, etwa von der Art der Lespinasse, der Marquise du Chatelet oder einer der vierundfünfzig Damen, mit denen Heinrich der Vierte seine Liebesverschwendungen trieb. Denn die Navarreserin besaß die in Frankreich unerhörteste aller Eigenschaften: die Treue. Sie konnte geistreich und gemütvoll zu gleicher Zeit sein, das war auch in ihren Tagen etwas außer Beispiel Stehendes. Ihre Ähnlichkeit mit Boccaccio aber wuchs mit ihrem Reifen immer mehr, und ich glaube, daß sie selbst wohl ein starkes Empfinden davon gehabt haben muß. Wenn nirgends bisher darauf hingewiesen worden ist, wie hier ein männlicher und ein weiblicher Geist Geschwistertelepathien austauschen, so ist nicht der Mangel an zureichendem Material daran schuld. Diese Ähnlichkeit wurde denn auch so groß, daß die Königin an ein Geschwisterbuch zum „Decameron" ging. Wie der große Florentiner wollte sie hundert Geschichten schreiben, die das Thema aller Themen, die Liebe, mit hundertfältigen kommentierenden Deutungen behandeln sollten. Der Entschluß kam ihr erst in späteren Jahren, obgleich Boccaccio am französischen Hof schon immer die größte Verehrung erfahren hatte. Das Werk ward ihr dann rasch ein Bedürfnis, und mit einem fröhlichen Eifer ging sie an die Schöpfung ihres französischen „Decamerone". Aber von den hundert Novellen wurden nur zweiundsiebzig vollendet — der Tod wand die Feder zu früh aus diesen vornehmen Händen. Was geschaffen wurde, gehört nun als „Heptameron oder die Erzählungen der Königin von Navarra" zu den unvergänglichen Herrlichkeiten der Weltliteratur — ein Bruchstück, und doch ein Ganzes, das in allen seinen Teilen von Vollendung leuchtet und vor lauter Jugend nie auch nur einen Tag älter werden kann. In einer neuen wundervollen Ausgabe ist es jetzt uns wiedergeschenkt, sorgfältig übersetzt von Alfred Semerau und mit den Nachbildungen der Kupfer versehen, die einst Freudenberg und Duncker für eine längst vergriffene Ausgabe der Empire-Zeit gezeichnet haben. Wie diese beiden strahlenden Bände (die der Verlag Georg Müller in Leipzig herausgibt) vor dem Leser ihre reizenden Geheimnisse aufblättern, empfindet er rasch das Rauschen jenes Jungbrunnens, von dessen Wundern ich redete, und er wird froh über diese bunten Geschehnisse, an die die erzählenden Personen ihre Meinungen in einem immer ergötzlichen Intellektsduell anschließen.

Mit diesem ihrem Hauptwerk erschließt sich die Persönlichkeit der königlichen Schreiberin von selbst. Und ihr Leben geht mitklingend nebenher, von dessen Äußerlichkeiten sich rasch alles Wertgebende erfahren läßt. Es wuchs mit dem starken Strom herauf, der unter Ludwig dem Zwölften die französische Renaissance erweckte, als Sprache, Dichtung, Religion, Wissenschaft, Gesellschaftsleben und Kunstübung wie von einer heitern Revolutionssonne durchglüht und ganz neu geschaffen wurden. Es war die Zeit von Rabelais, Calvin und Ronsard, eine gegen alles Dunkelmännertum sehr feindselige Zeit, die über der Tochter Karls von Orleans, Grafen von Angoulême heraufblühte. Margarethe lernte früh am Hof zu Blois und unter den vortrefflichsten Lehrern die feine Bildung jener Tage; ihr schon zeitig unersättliches Interesse stürzte sich auf die Sprachen — und man hört sie bald fertig Italienisch, Spanisch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch sprechen. Sie ist aus der großen Bibliothek ihres Vaters auf dem Schlosse Cognac nicht herauszubringen, brütet über philosophischen Dingen, singt allen Dichtern nach und staunt die Künste an. Für alles, was Ideenflügel hat, ist Raum in dieser immer empfangsbereiten Seele. Sie wird ihrer geistvollen Mutter, Louise von Savoyen, immer mehr überlegen; mit dieser und ihrem Bruder, der als Franz der Erste bald zur Königswürde gelangt, verbindet sie aber das höchste intellektuelle und sensuale Verhältnis. Die Siebzehnjährige heiratet den Herzog Karl von Alençon. Nach seinem Tode führt sie König Heinrich von Navarra heim; aber sie weilt am liebsten am Hofe ihres Bruders, von dem aus sich ihr Ruhm als der der berufensten Repräsentantin des großen Zeitgeistes rasch überallhin verbreitet. Die Antriebskräfte ihres Intellekts wirken hier ununterbrochen eine Unsumme von Energien: „Sie beherrscht Frühling und Sommer des sechzehnten Jahrhunderts", sagt Semerau sehr treffend. Ihr hohes Toleranzgefühl macht der Reformation die Tore auf. Politisch ist sie merkwürdig erfolgreich wirksam, indem sie nach der Gefangennahme ihres Bruders in der Schlacht von Pavia in Spanien seine Freigabe erwirkt, indem sie den Frieden von Cambrai einleitet. Sie versammelt die besten Dichter an ihrem Hof. Sie ist die Gründerin der Universitäten von Bourges und Nimes und errichtet mit ihrem Bruder das Collège de France. So ist sie inmitten ihrer unzähligen geistigen Vasallen eine rastlose Anregerin, „ce pur elixir de Valois", wie Michelet sie nennt, verbreitet eine lebensprühende Kraft auf das Nächste und Fernste. Und Erasmus von Rotterdam, der größte unter ihren Korrespondenten, schreibt ihr: „Ich bewundre schon lange und liebe Eure hervorragenden Gaben, die Euch Gott verliehen hat, die selbst eines Philosophen würdige Klugheit, die Keuschheit, Mäßigung, Barmherzigkeit, Seelenstärke und Eure nachahmungswürdige Verachtung aller vergänglichen Dinge". So hört man auch ihre ästhetischen Tugenden preisen, und viele Zeitgenossen sind eins in der Bewunderung der Festigkeit, mit der sie im Dienste der Wahrheit stand. Und doch lebte nichts von einer Ideenpedanterie in diesem ausgezeichneten Kopfe, im Gegenteil konnte sie alles durch ihre unverwüstliche Frische entzücken. Nach dem Gefühl der

Digitized by Google

Zeit zeigt sie in der Dialektik keinerlei Furcht vor Derbheiten und kennt die Prüderie nicht, die sich scheut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, allein sie verachtet auch alles, was nach Lüsternheit riecht. In mehr als einem Zuge drängt sich bei ihrem Porträt eine Verwandtschaft mit Liselotte von Orleans und Frau Aja auf. Wenn auch diese beiden Frauenbilder nicht an die geistige Durchgebildetheit der navarresischen Königin heranreichen können.

So wie die Gestalt der Valois selbst sieht auch ihr Werk aus. Von allen ihren originalen Zügen hat diese unterhaltsame Historienfolge einen Abglanz empfunden. Ein freier und sonnenklarer Grundton schwingt durch die Heptameron-Novellen; mit welchem subtilen Humor sind diese Aventiuren erzählt, mit welchem sprühenden Sarkasmus werden die Kommentare zu den Handlungen gegeben. Nach dem Vorbilde des Decameron sind es zehn Personen, die sich in die Erzählung dieser Geschichten teilen — fünf Damen und fünf Herren. Und dem göttlichen Boccaccio zollt die Königin im Prolog soviel Lob, „daß, könnte es Boccaccio in seinem Grabe hören, er darüber von den Toten auferstehen müßte". Aber im Gegensatz zu ihm sollten nur solche Geschichten hier geschrieben werden, die auf wirklichen Ereignissen beruhen. So knüpft denn auch das Werk als Ganzes an einen tatsächlichen Aufenthalt der Königin in Cauterets an. Die Edeldamen und Edelherren werden hier durch einen Brückeneinsturz in einer alten Abtei aufgehalten und verkürzen sich die unfreiwillige Rast durch „Geschichtenerzählen", wobei möglichst bunte Reihe gemacht wird. Die Forschung hat festgestellt, daß die von der Königin in ihrem Werke scharf charakterisierten Erzähler in der Tat ihrer nächsten Umgebung angehörten, daß sie ihre Namen durch sinnreiche Anagramme verändert und sich selbst sogar in der Figur der Parlamente mitten unter die fleißigen Disputanten gestellt hat; auch ihre Mutter und ihr Gemahl gehören der Runde an. Der Name der ersteren, Loise, ist in Osile, der Name Henri ihres Gatten in Hircan verwandelt. Reizend genug ist es, wenn sich das in dieser Verkleidung eingeführte Königspaar mit gegenseitigen Neckereien verlustiert. Die originellste Figur unter den Erzählern ist der durchaus der Wirklichkeit nachgezeichnete Simontault, ein gefürchteter Turnierritter mit einer noch gefürchteteren Zunge, der in die Milch der moralischen Betrachtungen über die vorgetragenen Liebesgeschichten grinsend sein Quantum Essig gießt. Über die Beweggründe der Frauen bei ihren Seitensprüngen oder ihren Reinfällen weiß dieser Mephisto immer aufs neue eine gute Sottise vorzubringen. Die Gewinnste und Verluste der Liebe sind es, die in allen erdenklichen Variationen von den Erzählern an Beispielen dargestellt werden, und jeder Tag hat dabei seine besondre Aufgabe. Am ersten Tage wird „von den schlimmen Streichen erzählt, die die Frauen den Männern und die Männer den Frauen gespielt haben. An einem andern von der tugendsamen Geduld der Damen in der Gewinnung ihrer Gatten und der Geduld der Männer gegenüber den Frauen, um die Ehre ihres Hauses und Geschlechts zu bewahren." In all den erfindungsreichen Abenteuern fehlt aber auch das treibende Hauptagens nicht; das ist die Heuchelei und Bosheit der Mönche, die überall mit wahrer Lust aufgedeckt und mit grimmigem Hohn geschindangert wird. „Aber ich bitte, nicht die Mönche zu schonen!" sagt Hircan, wenn Geburon die Geschichte von den bestraften Franziskanern anhebt, in der ein lüsterner Kuttenträger die Frau eines Edelmanns gewinnen will, zu diesem Zweck alles um sie herum totschlägt, aber zum Ende verdientermaßen in seinem Kloster verbrannt wird. Eheirrungen der verzwicktesten Art, Hahnreischaften mit komischer und tragischer Wirkung, die phantastischsten Listen beutegieriger Frauen und die Rachetaten betrogener Gatten; standhafteste Mädchentugend und ausgefeimte Pfaffentücke; gefährliche Nebenbuhlerschaften, schwänkische Verwechslungen und Liebesspekulationen, die furchtbare Geduldsproben erheischen oder einen überreichlichen Erfolg finden — zweiundsiebzig köstliche Motive bauen sich da in reichen Veduten zusammen, rufen ebensoviele Librettisten und Komponisten zur Operettenarbeit heran! Ich muß es mir leider versagt sein lassen, aus dieser farbigen Welt romantisch scheinender und doch mit äußerster Wirklichkeit wahrgemachter Geschehnisse einzelne Vorgänge oder Typen herauszugreifen, oder die blitzenden Dialoge zu exzerpieren, an denen sich der gesammelte Geist eines ganzen Jahrhunderts zu offenbaren scheint. Hier kann der deutsche Moralitätenzieher spielend lernen, wie man einer Sache durch die verschiedenartigste Beleuchtung auf das Kernwesen kommt und, ohne lehrhaft zu werden, dadurch ihren nächsten und feinsten Sinn ausspricht.

Das schönste Geschenk, das in der Ästhetik dieses merkwürdigsten aller Frauenbücher beschlossen liegt, ist aber die einzige klare Erzählerkunst, die fortwährend auf dem sichersten Gefühl für Vortrag und Wirkung beruht. Wie selten, selten kann man heute die schalkhafte Natürlichkeit vernehmen, mit der zum Beispiel die kluge Königin die Geschichte von dem Ehemann auf Abwegen hinplaudert, der (in Gemeinschaft mit seinem Busenfreunde) seine Frau mit ihrem Kammermädchen zu hintergehen trachtet und sich dabei selber Hörner aufsetzt. Und wie mächtig steigt die Tragik aus der einfachsten, sachlichen Schilderung heraus, wenn Margarethe von Navarra die Geschichte einer Ehebrecherin erzählt: Der betrogene Ehemann überrascht die Frau mit ihrem Liebhaber, erschlägt ihn und hängt sein Skelett in ihre Kammer. Er zwingt sie, dort weiter

Digitized by Google

zu wohnen und täglich aus dem Schädel des Ermordeten zu trinken . . . Die Darstellung ihrer Demut ist Shakespeare.

Wie froh dürfen wir späten Genießer sein, daß wir in den unzufriedensten Zeiten solche ewig jungen Bücher wie dieses nicht verloren haben!

Berliner Musikbetrieb.

Ein Wort zum Saisonbeginn.

Von Dr. **Arthur Neißer** (Berlin).

Man braucht die Berliner Literaturgeschichte nur in den Umrissen zu kennen, um zu wissen, daß sich das Interesse der Gebildeten hier von jeher viel mehr auf das Geistig-Literarische, als auf das Künstlerisch-Produktive konzentriert hat. Die literarischen Salons der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts pflegten Literatur und Musik in erster Linie vom rein wissenschaftlichen, fast möchte man sagen vom forschermäßigen Gesichtspunkte; das lebendige Wesen der Kunst sprach den verinnerlicht genießenden Berliner stets weniger an . . . So erklärt sich der für Berlin heute noch wie seit Jahrzehnten charakteristische lehrhafte Zug alles Künstlerischen. Der Berliner hat ein fast fanatisches Bedürfnis nach Wissen . . . „Zwar weiß er viel, doch möcht' er alles wissen!" . . . Vielleicht hängt dies mit der dem Spreeathener eigentümlichen, fast sprichwörtlich gewordenen Neugierde zusammen. Jedenfalls gibt es wohl nirgends in Deutschland so viele und so mannigfache wissenschaftliche und künstlerische Lehranstalten für all und jedes Gebiet menschlichen Geisteslebens, besonders aber nirgendwo so viele Musikschulen in ihren nur irgendwie möglichen spezialkünstlerischen Zweigdisziplinen. Wo aber Schulen sind, da erstehen natürlich auch viele, viele aufstrebende und wohl auch aufstrebernde Talente, die alle anerkannt werden, alle möglichst schnell zu Ruhm und Geld gelangen wollen. Aus dieser Tatsache erklärt sich gewiß die ungeheure, noch immer tagtäglich anwachsende Anzahl der Theater und Konzertsäle. Wäre das Angebot nicht so übermenschlich groß, so hätten auch die vorhandenen Säle genügt! In dieser Hinsicht möchte ich gleich an dieser Stelle einen sehr eigenartigen Gegensatz zu Wien, der musikalischen Hauptstadt des musikalischsten aller Länder, feststellen. Wien hat eigentlich nur einen einzigen großen Konzertsaal, den großen Musikvereinssaal, und erst kürzlich ward beschlossen, ein großes neues Konzertsaalgebäude zu schaffen. Aehnlich liegt der Fall in Paris, wo noch bis vor ganz wenigen Jahren einige Theater für die großen Abonnementskonzerte hergeliehen werden mußten, und wo auch der nunmehr errichtete Gaveau-Saal für große Orchesterkonzerte mit einer gerade in Paris sonderbar anmutenden Aengstlichkeit viel zu klein gebaut wurde. Es ist, als scheuten sich die eben genannten Städte, von denen ja die französische Hauptstadt nichts weniger als eine eigentliche Musikstadt ist, der Tonkunst einen bevorzugten offiziellen Raum im Kunstleben einzuräumen. Bei den Wienern mag die Scheu vor großen Konzertsälen wohl einesteils aus der konservativen Gesinnung in künstlerischen Dingen, aber auch aus dem familiären Umhegen eines zur lieben Gewohnheit gewordenen eleganten Musikheims zu erklären sein. . . . . Ganz anders in Berlin! Hier hat das Musikleben schon seit Jahrzehnten etwas ungeheuer in die Breite Gehendes an sich . . . Jeder junge Künstler, der als solcher legitimiert sein will, muß in Berlin aufgetreten sein; er muß eine Anzahl Berliner Kritikausschnitte in seinem Empfehlungs-Musterkoffer haben. Aus dieser fieberhaften Hauptstadtgier der jungen Künstler leite ich die gräßliche Betriebsamkeit des Berliner Musiklebens her. Bei dem Berliner Musikbetrieb ist der Nachdruck auf das Wort „Betrieb" zu legen. Es muß immer etwas „los" sein im lieben Berlin, und es muß stets das „Neuste, Allerneuste" sein! Womit jedoch die Uraufführungen nicht gemeint sind. Vor denen hat der Berliner Musik- und Theaterfreund einen mir nie erklärlich gewesenen Abscheu . . . da doch der Berliner im allgemeinen voller Geringschätzung auf die „Provinz" herabblickt! Und doch muß alles, was in Berlin auftritt oder aufgeführt wird, erst in der Provinz seine Feuerprobe bestanden haben! Und eine solche Stadt wagt es, sich „maßgebende Musikmetropole" zu nennen! . . . . In Paris bezw. Frankreich ist es zwar nicht eben viel, aber doch etwas besser bestellt. Nancy z. B. nimmt Dank der Tätigkeit seines Konservatoriumsdirektors Guy Roparz eine Paris durchaus gleichwertige Stelle ein. Dagegen betrachtet die Musikkritik der preußischen Metropole im ganzen doch noch immer selbst Städte wie Leipzig, München und Dresden mehr oder weniger als tüchtige Provinz, immerhin aber als — Provinz!

Nun darf man gewiß nicht zu weit gehen und behaupten wollen, in Berlin gebe es kein Musikleben mehr, sondern nur einen immer fieberhafter werdenden Musikbetrieb. Aber nirgends finden sich so wenige Ruhepunkte in der Künstlererscheinungen Flucht wie in Berlin. Seit z. B. das Joachim-Quartett dahingesunken ist, verteilt sich die Kammermusikgemeinde Berlins auf die verschiedenen Gemeinschaften. Ganz neuerdings erst beginnt das Klingler-Quartett im schönen alten Sinne „populär" bei den Musikfreunden zu werden. Immer wütiger wird die Konkurrenz. Früher hatte man einen Chopinspieler, einen Wolf-Interpreten, eine Schubertsängerin. Nun aber beginnt auch darin ein ins Artistische hinüberspielender, hyperästhetischer Differenzierungskultus einzureißen, und ich sehe schon die Zeit kommen,

Digitized by Google

da jede Beethovensche Sonate ihren eignen „Differenzierungspoeten am Klavier“ finden wird. Je mehr diese Sucht nach individualistischer Auffassung um sich greift, um so mehr in den Hintergrund muß das Vergnügen am naiven selbstgenügsamen Musizieren selbst treten. So wird derjenige, der z. B. Berliner und Wiener Musikkritiken in den Zeitungen aufmerksam vergleicht, bald herausfinden, um wieviel feiner die Spürnase des Österreichers für das spezifisch Musikalische in einem Künstler, aber auch in einer Novität entwickelt ist. In Berlin wird immer ausschließlicher auf das Geistige und das Technische, immer weniger auf das Produktiv-Musikalische, auf das Musikalisch-Sinnliche eines Künstlers und eines Kunstwerkes geachtet, und so mag sich auch wohl die unendliche Verwöhntheit des Wiener Publikums in allem, was Orchesterleistungen anbetrifft, erklären. „Unsre Philharmoniker sind halt doch das erste Orchester der Welt!“ So erklären voller Stolz die Wiener Musiker, wenn sie unser an sich gewiß unendlich tüchtiges, aber leider schrecklich überarbeitetes und daher müde klingendes Philharmonisches Orchester hören, und als die Berliner Musiker in Paris konzertierten, da konzentrierte sich das Lob auch des Publikums fast ausschließlich auf die Bedeutung des Reisedirigenten Richard Strauß und erst in zweiter Linie auf die Musiker selbst. Einer der bedeutendsten Pariser Musikkritiker, Pierre Lalo, unterwarf bei dieser Gelegenheit die deutschen und französischen Instrumentalmusiker einer Vergleichung, bei der die Deutschen nicht eben glimpflich davonkamen. Auch Lalo vermißte bei den Berlinern jene sinnliche Klangschönheit und Klangfülle, die jedem unvergeßlich sein muß, der etwa von dem Pariser Lamoureux-Orchester unter Chevillard das Siegfried-Idyll gehört hat . . . An Zahl mögen sich ja vielleicht jetzt Berlin, Paris und Wien, was die Konzerte und sonstigen musikalischen Veranstaltungen betrifft, die Wage halten. Sicherlich aber wagen es z. B. in Wien die jungen Konservatoristen nicht so vorschnell, etwa im großen Musikvereinssaale aufzutreten, als dies etwa im großen Saale der Berliner Philharmonie möglich ist, sofern nur der Konzertgeber über das nötige Kleingeld für die teure Saalmiete verfügt. Natürlich hat ja auch das Wiener Musikleben, wie jedwede Saisonhetze einen Stich ins Betriebsame. Aber der Sinn für das Festliche eines Konzertes ist doch in der Stadt kultiviertester Geselligkeit bei weitem ausgeprägter als in Berlin, wo mir ein großer Teil der Virtuosenkonzerte lediglich wie ein trockener Prüfungsabend vor dem gewaltig einflußreichen Forum der Berliner Musikkritik erscheinen will. Mit all diesen schändlich vaterlandsverräterischen Ketzergedanken will ich beileibe nicht an den traditionellen Grundpfeilern des Berliner Musiklebens, soweit es noch nicht Betrieb geworden ist, rütteln. Die „Philharmonischen Konzerte“ unter Arthur Nikisch, die Konzerte des (Ochsschen) Philharmonischen Chors und die Konzerte der Singakademie (unter Schumann), teilweise auch die Symphonieabende der Königlichen Kapelle (soweit sie von echten Konzertdirigenten geleitet werden!), all diese musikalischen Veranstaltungen erfreuen sich eines Stammpublikums, das sich nicht nur aus Snobs, die „dabei gewesen sein“ müssen, zusammensetzt. Auch der Fried'sche Chorverein, der ehemalige Stern'sche Gesangverein, pflegt mit Ernst und Eifer alte Oratoriumskunst. Aber hier will mir schon wieder nicht die moderne Veranlagung Oskar Frieds mit dem Leiten von Mendelssohnschen Oratorien harmonieren, so sorgfältig auch diese Aufführungen stets zu verlaufen pflegen. Seit kurzem ist Oskar Fried auch die Seele der Berliner „Gesellschaft der Musikfreunde“, die sich vorzugsweise mit den Erstaufführungen von Werken Unbekannter beschäftigt.

Ist sonach im Berliner Konzertleben noch immer ein gewisser bodenständiger Nerv, so ist das Berliner Opernleben ganz in Betrieb versandet. Namentlich das Königliche Opernhaus wächst sich mehr und mehr zu einem steifen Repräsentationstheater des preußischen Hofes aus, auf dessen Geschmack das Repertoir zugeschnitten ist, so daß sich Strauß' „Elektra“ fast wie eine Verirrung ausnahm inmitten des langweiligen „Cavalleria“-Repertoirs. Eine übergroße Anzahl nichtdeutscher Kräfte, die fast alle keinen seelischen Zusammenhang mit dem Institut haben und nur so lange in Berlin bleiben, bis sie nach New York oder Wien wegengagiert werden, vermehrt noch den unangenehm saisonhaft-mondänen Charakter des jetzigen wenig königlichen Opernhausensembles. Auch die „Komische Oper“ Direktor Gregors ist mehr eine seltsame, denn eine komische Oper. Herr Gregor ist kein Musiksachverständiger, sondern nur ein sehr begabter Inszenator, der aber doch zugleich als Direktor maßgebend für Repertoir und musikalische Regie ist. An diesem Direktorendünkel leidet eben das gesamte Berliner Opernleben. Würden sich die Opernleiter entschließen, als Dramaturgen Musikhistoriker anzustellen, die zugleich praktische Bühnenerfahrung haben, oder würde man den Generalmusikdirektoren auch eigenmächtige Engagements- und Spielplanfragen übertragen, es würde wohl allmählich etwas mehr Stil in die Berliner Opernhäuser hineinkommen. So aber beschränkt man sich auf einige wenige Novitäten, die übrigens stets (ich denke da namentlich an Gregors Institut) sehr sorgfältig vorbereitet werden, deren Auswahl aber ein nervöses Herumtasten und Herumexperimentieren auf dem weiten Operngebiet verrät. Wie gesagt: an Betriebsamkeit fehlt es in der Reichshauptstadt, die sich so gern Musikzentrale nennen läßt, wahrlich nicht. Wenn nur dieser Betrieb nicht ausschließlich in der Geschäftsgewalt der ungezählten Agenturen stände.

Digitized by Google

Drei Gedichte.

Von Felix Braun (Wien).

Trauriges Ritornell.

So trüb ist mir zu Mut . . .
daß du von mir gegangen,
das war nicht gut . . .

Die Straßen kreuz und quer
treibt mich mein Herz zu wandern —
ach! nicht in Gärten mehr.

Von Windeshand gelenkt,
spielt Laub auf Regensaiten —
wie das mein Herz umdrängt! —

Still Tag auf Tag verrinnt . . .
Könnt ich wie Wolken ziehen:
in Schlaf und blind . . .!

— Ach, Zeit, du lange Zeit,
wie soll ich dich ertragen,
beladen so mit Leid . . .?

Kinderlied bei einem Schulausflug.

Wir zogen in die Ferne,
uns Blumen anzusehn, —
nun mahnen Mond und Sterne,
schön still nach Haus zu gehn.

Vom Sommer her erkannten
wir manchen leisen Duft . . .
Wie uns die Wangen brannten
vom Spiel in reiner Luft!

Das Gras hielt uns verborgen,
der Tag sucht' uns mit Licht — —.
Ist wirklich Schule morgen?
Wir glauben's alle nicht.

Ganz müd vom Wunderbaren
wünscht sich das Herz zur Ruh —
Wir singen und wir fahren
den dunklen Straßen zu.

Im Gras.

So liebevoll umdrängen die Halme mich . . .
Die Augen voll Himmel, gebettet die Hände im Gras,
— verschollen mein Herz mit der Sonne — oh!
still lieg ich . . .
weiß kaum, daß ich je Träume besaß . . . —
— Schwebt auch der letzte und lieblichste langsam fort,
seh ich ihm nach, bis im Blauen der Blick ertrinkt . . . —
Heimlich tritt zu den Lippen ein süßes Wort —
ach! und ich fühl noch, wie es — zu selig — sich löst und in Lächeln sinkt . . . —

Die ewige Liebe.

Von Roda Roda.

Sowohl in größern wie in kleinen Städten, in jenen aber mehr, in diesen weniger — finden sich Leute, die über die Jugendeseleien zwar längst hinaus, aber doch nicht spurlos im Philisterium versunken sind. Diese Leute, etwa $^1/_{1000}$ der Bevölkerung, also in ganz kleinen Städten 5—6, versammeln sich allabendlich, aber doch in jeder Woche 1—2mal — sei es bei der Kanone, sei es im Bräuhaus, und tauschen dort ihre Gedanken, oft auch nur ihre Zigarren aus und kennen einander und achten sich. Sie sind — natürlich innerhalb bürgerlich-vernünftiger Grenzen — begeistert für das Gute und Schöne, aber es muß selbstverständlich etwas wirklich Gutes und wirklich Schönes sein; sie liegen nicht vor Götzen des Tages auf den Knien — es wären denn Götzen von gestern, die auch schon den Beifall der verständigern Zeitungen gefunden haben und deshalb mehr zu den bessern Götzen gehören.

Sie sprechen unter sich ziemlich wenig von öffentlichen Dingen. Teils, weil sie ja infolge ihrer langjährigen Bekanntschaft ohnehin ihre Ansichten in Übereinstimmung gebracht haben — teils auch, weil dabei doch nichts herauskommt, wenigstens nichts Nützliches, sondern eher Verdruß und Schaden. Nicht etwa, daß alles, was in der Welt geschieht, an die Höhe ihrer Anforderungen im Punkt der Verständigkeit und Ehrbarkeit heranreichte: sondern — sie reden nicht darüber, weil der Unterschied des draußen Geschaffenen und des an ihrem Tisch Begehrten doch durch das Räsonnieren allein nicht ausgeglichen werden kann.

„Haben Sie sich z. B. den ältern Herrn angesehen, der eben weggegangen ist, Herr Doktor? Nicht? — — Na, schadet nichts, er kommt ja morgen wieder. Ein schweigsamer Herr — was? Aber just in den Schweigsamen steckt immer etwas drin. — — Sie sagen, neunundneunzig von hundert Schweigsamen schweigen, weil ihnen nichts einfällt? — Hm, mag sein — ich will nicht streiten, Herr Doktor . . . Sie scheinen mir übrigens auch

---

Aus einem demnächst bei Schuster & Loeffler, Berlin, erscheinenden Buch: „Schwefel über Gomorrha" von Roda Roda.

Digitized by Google

einer von den Herren aus der Großstadt zu sein, die alles besser wissen. — — Nichts für ungut, Herr Doktor, es war nicht bös gemeint. Aber schließlich, wenn man älter ist — nicht wahr? — da kennt man die Menschen besser —? Wir in der Provinz sind auch nicht auf den Kopf gefallen — haha, das geben Sie doch zu, Herr Doktor? — — Schreiben sich Herr Doktor Cohn mit C oder Kohn mit K? — — Oh, das hat bei uns gar nichts zu sagen, wir sind nicht so. Wenn einer nur ein anständiger Mensch ist. — — Ich bitte, ein Zweifel ist natürlich ganz ausgeschlossen.

Um also auf den Herrn zurückzukommen, der vorhin gegangen ist: Haben Sie dem vielleicht angesehen, daß er einmal in Florenz und sogar in Paris gewesen ist? — Ja, bei Gott, da ist er gewesen. Er war in seiner Jugend Kurier oder so etwas. Ist überhaupt ein ganz außergewöhnlicher Mensch. — Ja, der hatte seine Ideale. Z. B.: er schwärmte für die sittliche Hebung und Bildung der breiten Schichten, veranstaltete auch Dilettantenvorstellungen und so weiter und gründete den hiesigen Gesangverein. — Na? Haben Sie das dem alten Murrkopf angesehen? — —

Wie? — — Ah so — was er ist, fragen Sie? — Oberpostkontrolleur im Ruhestande. — — Verschlossen? Versauert? — Ja, lieber Herr Doktor Kohn, er ist eben kein gewöhnlicher Mensch. Denken Sie sich, der alte Herr — möchten Sie das glauben? — hat einen leibhaftigen Roman erlebt.

Wissen Sie, was das ist, die ewige Liebe? — — In der Großstadt gibt es dergleichen natürlich nicht — da jagt man von Genuß zu Genuß. Aber bei uns hier leben, Gott sei Dank, noch Treue und Wahrheit. Hier lebt auch noch wirkliche, ehrliche Begeisterung, hier findet man tiefe, empfindungsreiche, reine Seelen, besonders in der intelligenteren Klasse.

Sehen Sie, der Herr Oberpostkontrolleur war noch ein blutjunger Praktikant, da lernte er ein braves, nettes Mädchen kennen — sie hieß Elise Krempf und war die Tochter des damaligen Apothekers und Feuerwehrvorstandes Krempf. Zuerst mochte der Alte nichts von dem Praktikanten wissen. — Ein ganzer Roman — was? Schade, daß ich ihn nicht schreiben kann — ich hätt ihn sonst geschrieben.

Als der alte Krempf dann sah, daß Elise, also seine Tochter, den Herrn Praktikanten gern mochte — ist das nicht ein Roman? — da gab er endlich seinen Segen mit Ja und Amen, und am letzten Faschingsonntag sollte Hochzeit sein. Alles war schon bereit, die Eheringe waren graviert, die ganze Ausstattung beisammen, sogar die Wohnung war gemietet — denken Sie nur — da legt sich die Braut auf einmal hin und ist tot. — Ist Ihnen so etwas schon vorgekommen? Drei Tage vor der Hochzeit stirbt die Braut.

Na, wir glaubten alle, der Praktikant würde sich ein Leid antun. — Und wirklich, er schloß sich in seine Stube ein und ließ sich eine Woche lang nicht blicken. — Ein halbes Jahr dauerte es, da schiens, als habe er den Schmerz überwunden, und er war hie und da wieder der Alte. Wirkte auch in einer Vorstellung mit — in „Haasemanns Töchtern", nämlich als Ältester von den Liebhabern. — Aber das dauerte nur ein paar Wochen. Dann kam die ewige Liebe über ihn. Aus dem lebenslustigen Praktikanten wurde ein ernster, fleißiger Assistent, später Offizial, Kontrolleur und endlich Oberkontrolleur. Nie mehr hat ihn die ewige Liebe verlassen. Wie ein Schatten war sie über seinem ganzen Leben.

Ist das nicht Poesie? Wenns in irgendeinem Buch vorkommt, glaubt mans nicht. Eine Jugendliebe, die bis ins späte Alter dauert . . .

— — Wie sagen Sie? Er habe Hämorrhoiden — das sei die ganze Poesie? — Na, verzeihen Sie, Herr Doktor Kohn — aber Sie müssen nicht glauben, daß wir in der Provinz gradezu auf den Kopf gefallen sind. Wir haben, Gott sei Dank, noch unsre Ideale, besonders in den intelligenteren Kreisen."

Randbemerkungen.

Homer, Goethe und Ich.

Melde mir, o Muse, die Taten des göttlichen Mannes! . . . So er also nach Halle gekommen und die Kunde ward, daß er schon in der mauerumgürteten Stadt weile, strömte gleich das ganze billettbewaffnete Volk auf dem Kaiserplatz (Αγορά) zusammen. Auch in den nachbarlichen, der männermordenden Helden: Roon, Blumenthal, kriegerische Namen tragenden Gassen drängten sich hälsereckend die Neugierigen, die schnelle Füße und starke Hände, doch nicht eine Drachme hatten, um auf den Platz zu gelangen. Endlich, dort weiter in den Straßen, die bis zur Stunde die Namen Goethe, Schiller und Lessing führen mußten, fortan aber alle drei zu Ehren des Einzigen — weil er in die Stadt kam und sie ehrte — nur noch seinen Namen haben sollten, harrten Weiber, Kinder und Greise dicht, wenn auch nicht immer friedlich beieinander. Von den Ältesten des Rates geführt, erschien der Dichter auf dem Platz und stund itzt vor allem Volk. Jubelrufe; ein Zeichen; es wird ganz still. Da hub der Dichter an: „Dich begrüß' ich in Ehrfurcht, prangende Halle!" Das Volk aber, als es den Namen der geliebten Stadt hörte, brach wieder in Jubel aus, und erst ein neues Zeichen machte es wieder still. Des Dichters Herz schlug lauter in der Brust, des Dichters Auge schlug zum Himmel hinauf, des Dichters Hand schlug die Lyra. Die Hymne der Hymnen erklang: Homer, Goethe und Ich!

Diese Hymne sang, oder wie es in unsrer Zeit heißen muß: „mancherlei Interessantes erzählte" Gerhart Hauptmann in Halle zwar nicht dem versammelten Volke, doch Einem, der es dann unter das Volk bringen sollte. Von Martin Feuchtwanger, von dem sich der Dichter „interviewen" ließ, erfahren wir, daß Hauptmann „sehr fest und bestimmt" auftrete, „sehr schnell, deutlich, laut, manchmal überhastet, bisweilen heftig und aufbrausend" spreche und sich „zuweilen sehr starker Ausdrücke" bediene. Der Interviewer bezeichnet wohl die

Digitized by Google

Ausdrücke, die Hauptmann gegen die Kritiker brauchte, als stark, wir aber finden den Vergleich nicht minder schwach, den Hauptmann zu ziehen sich herbeiließ, den Vergleich mit Homer und Goethe. Hauptmann wehrt die Vorwürfe ab, die man gegen ihn wegen seines öffentlichen Auftretens als Vorleser erhebt. „Sehen Sie sich Homers Bild von Max Klinger an! Er sitzt vor Hunderten von Zuhörern und liest seine Werke vor. Gibt es denn etwas Größeres für den Dichter, als Auge in Auge vor die Menschen hintreten zu können und sie in seine Dichtungen einzuweihen?“ Homer las seine Werke nicht vor Hunderten von Zuhörern, er trug, improvisierte sie vor Tausenden, vor dem ganzen Volke. Alle Gefühle der Hellenen flossen in seiner Dichtung zusammen, im homerischen Gedicht fand der Grieche sein Haus, seinen Staat, seinen Tempel, seine Natur wieder. Diese Dichtung, der höchste Ausdruck der Volkspoesie, zeigt das ganze griechische Volk und alle seine Empfindungen. Deshalb ist auch die Frage, ob Homer eine wirkliche oder eine Sagengestalt gewesen, müßig; die Griechen haben gelebt. „Wolf hat den Homer zerstört“, meint Goethe, „doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieses Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhallas, die sich des Morgens in Stücke hauen und mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen.“ Geht denn Hauptmann auf seiner Tournee von Ἀγορὰ zu Ἀγορὰ oder nur von Konzertsaal zu Konzertsaal? Erzählt er im „Hirtenlied“, dem „Telemach“, den „Wiedertäufern“ dem Volke vom Volke? Die Ehrfurcht vor wirklicher Größe müßte ihn hindern, die Schatten Homers und Goethes für sein Tun heraufzubeschwören und seinem Aeußerungsdrang und -Hang in so marktgängiger Form dem Mitteilungsbedürfnis dieser Großen entgegenzustellen? Höchstes Glück der Erdenkinder ist bekanntlich Persönlichkeit, und wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Was soll also der Hinweis auf Goethe, wenn Hauptmann seinen Publikumsknix anläßlich seiner Premieren mit den gleichen Gepflogenheiten des Meisters zu entschuldigen sucht? „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern.“ Hauptmann ist in das Getriebe der kapitalistischen Welt geraten und wird von ihren Gesetzen regiert. So fühlt er den Zwang, für jede Saison ein Stück zu liefern und sich der Reklame immer wieder preiszugeben. Daher die Photographien: Der Dichter allein, der Dichter mit seiner Familie, in Agnetendorf und am Strand von Hiddensee, daher die Berichte über seine Reisen, seine Pläne und der große Tamtam, die aufregende Mitteilung, daß er im Lande Homers ein Manuskript verloren habe und dergleichen. Sein früheres Bekenntnis, er könne mit Leichtigkeit soviel und soviel Stücke im Jahre schreiben, ist auch nur eine Anleihe bei Goethe: „In der Zeit meines Clavigo wäre es mir ein Leichtes gewesen, ein Dutzend Theaterstücke zu schreiben; an Gegenständen fehlte es nicht und die Produktion war mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein Stück machen können und es ärgert mich noch, daß ich es nicht getan habe.“ Goethe erzählte dies aber 1826, als das Werk seines Lebens schon ganz abgeschlossen war; Hauptmann rühmte sich solcher Produktivität in einer Zeit, in der sogar die Getreuesten seine neuesten Schöpfungen nur noch durch die alten zu stützen vermochten. Beweis: Kerr. Hauptmanns nicht schlechtester Lehrmeister aus seiner besten Schaffensperiode, Ibsen, brauchte für jedes Stück zwei Jahre. Die Scheu, mit der Ibsen sogar seinen allernächsten seine dichterischen Pläne verheimlichte, müßte auch seinem Jünger vorbildlich werden. Als „maßlose Vergewaltigung“ betrachtet es Hauptmann, daß er „als Deutschlands erster Dichter“ nicht das Recht haben sollte nach Belieben zu handeln. „Ich kann schreiben, was ich will.“ Selbstverständlich; er kann aufführen lassen was er will — es heißt dann, Hauptmann habe das Recht gehört zu werden — kann auch alles drucken lassen oder selbst vortragen. Gewiß, nur muß er uns etwas zu sagen haben. Im andern Falle darf er sich über eine ablehnende Kritik nicht beklagen. Eloesser, sicherlich kein Antihauptmannianer, gab dem Dichter nach der Aufführung der Jungfrauen von Bischofsberg den guten Rat, auszuruhen und sich zu sammeln. Auch Andre mahnten. Vergebens. „Die Leichtigkeit des Schaffens“ verführt Hauptmann zu immer leichteren Aufgaben. „Ich habe all mein Wirken nnd Leisten“ gesteht Goethe, „nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln“. Hauptmann, dessen ursprüngliches Talent eine Klique durch übermäßiges Hinaufloben so sicher machte, daß er ganz unsicher wurde, schafft nur noch Schüsseln und Töpfe. Sein früheres Wirken, dem wir uns alle nicht entziehen können, wird man später gewiß symbolisch ansehen; jetzt ist er selbst am Werk, dies Symbol zu trüben und seine Bedeutung zu verkleinern. Den Dreiklang: Homer, Goethe und Ich, den er uns ins Ohr schmeicheln möchte, übertönt er selbst durch den Trompetenstoß: Hauptmann gegen Hauptmann. Nur taube Ohren vermögen dies Schmettern nicht zu hören. Ignaz Jeżower (Berlin).

* * *

Nach Drucklegung des Blattes lesen wir, daß Gerhart Hauptmann das Interview des „Berliner Tageblatts“ dementiert. Daß ein Hauptmann-Blatt das Interview dem Dichter überhaupt zutrauen konnte, beweist immerhin die Möglichkeit solcher Äußerungen seitens Hauptmanns, wenn auch die Form selbst uns etwas zu schroff erschien. Die Bemerkungen Jeżowers, die seinen Aufsatz (Nr. 44 der „Gegenwart“) in gewisser Hinsicht ergänzen, behalten auch nach dem Hauptmannschen Dementi in so vielen Punkten ihren vollen Wert, daß wir trotz des Dementis im Interesse des Dichters ihnen Raum zu geben uns entschlossen haben. H.

* * *

Kritik.

Wie sich das alles ändert, auch in der Kritik! Es ist noch nicht zwei Jahre her, daß der Stand der Kritik den „Kunstwart“ zu einer Warnung veranlaßte, betitelt: „Die Stimmungsseuche in der Kritik“. In der Tat eine gefährliche Verirrung, wohl hervorgerufen durch das unselige Schlagwort — die schönsten Worte werden unselig, sobald sie zu Schlagworten werden — vom Einfühlen. Und heute? Heute erhebt sich wiederum eine warnende Stimme, die eine Seuche ganz entgegengesetzter Art treffen will: S. Saenger im Septemberheft der „Neuen Rundschau“ über: „Polemische Unsitten“. Es ist in der Tat traurig, daß wir uns auch in diesen internsten Dingen von den Engländern beschämen lassen müssen (Saenger gibt treffende Beispiele dafür), und daß wir auch heute noch einem Manne wie Paulsen nicht widersprechen können, den die Behandlung, die ihm von einem namhaften Ästhetiker zuteil wurde, veranlaßte, die polemischen Sitten der Deutschen als pöbelhaft und unanständig zu bezeichnen. Wenn man nun etwa diesen trefflichen Artikel als ersten zu lesen bekam, konnte man mit lebhafter Spannung die übrigen Besprechungen desselben Heftes lesen, Befolgung der ernstgemeinten Warnung erwartend. Man findet das Gegenteil: zwei typische Beispiele für die gerügten Unarten. Erstens eine Besprechung von: „Grete Meisel-Heß, Die sexuelle Krise“. In der Tat: „Seitenlang der gröbste Hohn, kein Fünkchen Humor, um das krasse Nein zu beleben, kein Versuch, die gegnerische Auffassung als eine mögliche zu verstehen.“ Man kann keine treffenderen Worte finden. Zweitens ein Aufsatz über Epigonenlyrik. Gewiß, hier und da anerkennend, aber das Ganze ist getragen von einem so posierten Pharisäerhochmut, daß man wiederum nicht umhin kann, Saenger zu zitieren: Gelehrter Dünkel und Nörgelsucht feiern Orgien. Ist es nicht Zeit, uns darauf zu besinnen, was die Kritik soll? Kritik darf nicht wollen, wie hier, sie muß sollen. Und man darf nicht vergessen, daß nur soziologische Momente der öffentlichen Kritik (in Zeitschriften &c.) die Berechtigung geben. Sie soll dem großen Publikum gegenüber die Funktion des Auswählens aus der Fülle der Überproduktion übernehmen. Und es müßte verhindert

Digitized by Google

werden, daß bis zum äußersten subjektive Standpunkte, in dieser häßlichen Form vorgetragen, die Verbreitungsmöglichkeit von Werken herabmindern, die gewiß sehr vielen etwas bringen können. Otto Elimar.

* * *

Blériot in Wien.

Vor etlichen Tagen gab es in Wien ein Fest. Blériot zeigte den Wienern seinen Flugapparat und wurde von einer unübersehbaren Menschenmenge — man sprach von einer halben Million — mit südländischem Enthusiasmus begrüßt. Die ganze Stadt schien auf den Beinen. Um die Stunde, als der berühmte Aviatiker flog, waren die Wiener Straßen und Plätze wie ausgestorben. Alle Schichten der Gesellschaft nahmen den denkbar größten Anteil an dem Problem, und es war, als hätte sich plötzlich der Sinn der Österreicher dem Wunder erschlossen. Die Wiener waren am Tage Blériots munter und guter Dinge und nicht im mindesten beschämt. Es kam ihnen gar nicht zum Bewußtsein, daß andre Staaten schon fleißig an Drachenfliegern und an lenkbaren Militärluftschiffen arbeiten, daß sich in Deutschland schon Gesellschaften zur Ausgestaltung eines regelmäßigen Flugverkehrs gebildet haben und daß wir erst jetzt grade dabei sind, Herrn Blériot zu bewundern, der diese Bewunderung eigentlich gar nicht mehr notwendig hat, weil er ja wirklich etwas kann und weil er ja schließlich seinen Weg ohne uns gemacht hat. Seien wir ehrlich: In Österreich wäre er nichts geworden. Als Österreicher hätte er sich niemals vermessen, über den Ärmelkanal zu fliegen. Nie wäre er überhaupt so kühn gewesen, einen Drachenflieger zu erfinden. Hätte er es aber getan, so wäre er sicherlich so weise gewesen, seine Wissenschaft fein für sich zu behalten. Denn hätte er wirklich hier zu Lande etwas erfunden und hätte er wahrhaftig die Kühnheit gehabt, es den Menschen zu sagen, man hätte in ihm augenblicklich einen Schwindler erkannt oder bestenfalls einen Wahnsinnigen. Denn nicht jedermann ergeht es hier auf österreichischen Erden so gut wie dem österreichischen Ingenieur Wilhelm Kreß. Kreß hat schon vor 45 Jahren mit dem Flugproblem angebunden. Vor 32 Jahren hat Kreß den ersten Drachenflieger erbaut. Vor 29 Jahren haben die Wiener einen Kreßschen Drachenflieger gesehn, aber Kreß flog nicht gleich über den Kanal, sondern er flog zuerst nur wenige Minuten, und weit mehr Flüge, als ihm am Anfang gelingen wollten, mißlangen ihm. Denn es fliegt am ersten Tag kein Meister zum Himmel. Immerhin — die Wiener waren nachsichtig mit ihm, sie hielten ihn weder für einen Schwindler noch für einen Wahnsinnigen, und da er persönlich ein sehr bescheidener Mensch war, ließ man ihn nur in Sorgen und Kümmernissen untergehen. Ein andrer wäre in ein Irrenhaus gesteckt worden. Wir Österreicher haben eben keinen Schwung. Wir bringen es nicht einmal auf Erden vorwärts, und wenn wir einmal in die Luft gehen, werden wir uns dort schon wegen unsres allgemeinen Sprachenelends nicht verständigen können. Wir werden es aber wahrscheinlich nicht einmal zu diesem Mangel an Verständigung bringen, denn dazu fehlt es uns schon an Wagemut, an Vertrauen und an Opferwilligkeit.

Ernst Egon Friedegg (Wien).

* * *

Euphemistisch.

Die Namen „Rettungsanstalt", „Zwangserziehungsanstalt", „Korrektionsanstalt" sollen, dafür wurde so lebhaft Propaganda gemacht, daß die Behörden nachgaben, diese groben Worte sollen also verschwinden und statt ihrer der Name „Erziehungsanstalt" eingeführt werden. Ganz zart besaiteten Gemütern genügt auch dieses nicht, und sie plaidieren dafür, daß auch Ausdrücke, wie „ein verwahrlostes Mädchen", die amtlich noch gebraucht werden, abgeschafft werden und man kann neugierig sein, was für Euphemismen an ihre Stelle treten werden. Man sieht, unsre deutsche Sprache ist wirklich eine „plumpe Sprach", die alle Dinge bei ihrem Namen nennt und der Katze die Schelle umhängt. Für uns humanitätgetränktes Geschlecht reicht sie nicht aus und wir müssen, damit sie unsern zarten Nerven genügt, verwässern und verfälschen. Der junge Strolch, der schon alle möglichen Schandtaten hinter sich hat und längere Zeit als Zuhälter tätig gewesen ist, kommt von nun an beileibe nicht in „Zwangserziehung", sondern wie ein ordentlicher Junge, der aus irgendwelchen Gründen nicht zu Hause erzogen werden kann, in eine Erziehungsanstalt. Aber zum Kuckuck, weder er geht freiwillig, noch schicken ihn seine Eltern, es ist doch Zwangserziehung, der er anheimfällt. Schulpforta und Mielczyn sind doch nicht dasselbe. Man muß doch im Deutschen noch eine Katze eine Katze und Rollat einen Schelm nennen dürfen. Und die Sechzehnjährige, die gemaust und Unzucht getrieben hat, ist kein verwahrlostes Mädchen mehr, die einer Rettungsanstalt überwiesen wird, sondern eine junge Dame, die ein Mädchen- oder Töchterheim aufsucht, genau wie irgendein Backfisch nach Lausanne ins Pensionat geschickt wird. Da hört doch Verschiedenes auf. Kein Mensch hat etwas dagegen, daß gesündigt wird, und jeder weiß etwas Neues, um Sünder und Sünderin zu entschuldigen, sowie aber Täter und Tat beim Namen genannt und gescholten werden, dann geraten alle guten Leute und schlechten Musikanten in Aufregung und zetern ob der Inhumanität. Wie lange soll man diese einreißende, moralische Verweichlichung noch dulden? Man sage nicht, daß es bedeutungslos ist, ob statt der zutreffenden Ausdrücke mild umschreibende, euphemistische gebraucht werden. Nein, wenn die Worte verfälscht werden, werden auch die Begriffe verfälscht und wenn diese nicht klar bleiben, dann gehen die Prinzipien, denen sie entsprechen, zum Teufel. Wir bleiben nun mal dabei, daß man im Deutschen nach wie vor das Schlechte schlecht nennen soll und daß wir die Wahrheit sagen und uns nichts vormachen wollen. Dr. M. P.

Die europäischen Parlamente und der Militaristen-Kongreß.

Wie aus dem, was ich in Nr. 39 und in der vorigen Nummer der „Gegenwart" sagte, hervorgeht, bin ich der Meinung, daß eine Auflösung des Land- und Seemilitarismus zugunsten des Luftmilitarismus eine unvermeidliche Notwendigkeit ist. Die lenkbaren Flugwaffen verdrängen das militaristische Schießmaterial — auch das des schwersten Kalibers. Die Schußwaffen sind für Kriegszwecke nicht mehr verwendbar und fliegen zum alten Eisen.

Ich gebe gerne zu, daß heute den Militaristen diese Erkenntnis noch nicht geläufig geworden ist. Vor vier Monaten war sie mir selber noch nicht aufgegangen. Aber trotzdem glaube ich fest daran, daß in einigen Wochen allen Europäern diese Erkenntnis von der Wertlosigkeit des Land- und Seemilitarismus auch aufgegangen sein wird. Es ist ja gar nicht so schwer, die Sache einzusehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Sind wir aber in Europa so weit, daß uns Festungen, Landheere und Seeflotten für alle Kriegszwecke untauglich erscheinen, so werden wir natürlich nicht zögern, auch die Auflösung des Veralteten in Erwägung zu ziehen.

Die großen stehenden Armeen sind nicht mehr in der Lage, ein Land gegen feindliche Angriffe zu schützen. Dieses muß besonders in den europäischen Parlamenten

Digitized by Google

eingehend erörtert werden. Die europäischen Parlamente müssen dafür sorgen, daß demnächst ein europäischer Militaristen-Kongreß zusammentreten kann. Er kann in Bern, Paris, Berlin oder London oder sonstwo zusammentreten — nur nicht im Haag! Die Sache hat mit der Friedenskonferenz gar keinen Zusammenhang. Diese kann dem Luftmilitarismus nur schaden. Mit der Humanität schaffen wir den Krieg nicht aus der Welt — wohl aber durch konsequenten brutalen Fortschritt in der Entwicklung. Diese zwingt dem Militarismus die schärferen, lenkbaren Flugwaffen in die Hand — nud diese zwingen dann wieder zur Bekämpfung jeder Kriegsbereitschaft — da mit den neuen Flugwaffen alle großen Städte im Handumdrehen in Schutthaufen zu verwandeln sind.

Die Parlamente aber müssen diese Zukunftsentwicklung zunächst im Auge behalten. Der Luftmilitarismus kostet nicht ½ % von dem, was der Land- und Seemilitarismus verschlingt — auch das muß von den Parlamenten eingesehen werden. Sehen sie das ein, so hat der Militaristenkongreß die Aufgabe, das Weitere zu besorgen. Das wird große parlamentarische Kämpfe hervorbringen. Die sind aber nicht zu vermeiden. Die Volksvertreter haben dafür zu sorgen, daß die Militärlasten auf ein Minimum reduziert werden, wenn dadurch die Wehrkraft des einzelnen Landes gar nicht berührt wird. Das alles wird leider noch öfters wiederholt werden müssen, bevor es „die maßgebenden Kreise“ begreifen . . .

Paul Scheerbart.

Stoßseufzerlein.

(Zu den Reformationstagen).

Parteitag. Wahlen. Pfui! Hurrah!
Ein Börsenwitz. Ein Bernard Shaw.
Madame Steinheil. Zarenreise.
Ein Bombenwürflein stellenweise.
Triolen mit ff-Finessen,
Ein Regiment mit neuen Tressen,
Der Messingboy, der weiblich wird,
Das Zweideck, das sich glänzend irrt,
Ein neues Mittel gegen was,
Ein Zensorstück, ein Wunderbaß.
Des wackren Griechen muntres home,
Alfons in Nöten. Bülow-Rom.
Saison-Roman von Gustav Dünstler.
Der Dahsel als Umschnürungskünstler.
Die „A. A. G.“ mit Warngedicht:
„Backfischlein, lieb den Neger nicht!“
Ein bischen her, ein bischen hin;
Des Zentrumsmanns geklärter Sinn;
In Persien wird jetzt alles neu;
Der Storch bleibt Monarchist und treu;
Der Strauß an einer Oper schreibt;
Ein Sultan, der noch unbeweibt — —
Dies ist der heutgen Deutschen Lesefutter —
Min Gott, wie gut hatt's doch der Luther!

Terentius.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Patentiert

„Agfa“-Belichtungstabelle
für **Tages-** und **Blitzlicht.**
(In einem Instrument.)

Die „AGFA“-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt **ohne jede Berechnung,** durch einfache Schieberstellung, **für jede Platten- und Filmsorte**
für Tageslicht
die richtige Belichtungszeit
für Blitzlicht
die nötige Menge „Agfa“-Blitzpulver.
Kompendiös. Leicht. Handlich.
à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa“-Platten Extra rapid
„Agfa“-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR“-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl. 26° W. = 18° Sch. Lichthoffrei.
Bezug durch Photohändler.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN
Hotel der Kaiserhof
Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG
Hotel Atlantic
Restaurant Pfordte
Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an
1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft

Berlin W, Unter den Linden 34.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. März 1870. (Preuß. Gesetz-Sammlung für 1870 S. 253 ff.)

Grund-Kapital am 31. Juli 1909: **39,600,000 M. — Pf.**
Reservefonds am 31. Juli 1909: **11,769,444 M. 28 Pf.**

Geschäftskreis.

Die Gesellschaft hat zum Gegenstand die hypothekarische Beleihung von Grundstücken, die Gewährung von Darlehnen an **Preußische** Körperschaften des öffentlichen Rechts insbesondere an Kommunen und öffentliche Landesmeliorationsgesellschaften, sowie die Ausgabe von Zentral-Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen auf Grund der gegebenen Darlehne.

Hypotheken-Darlehnsbetrag	am 31. Juli 1909:	736,306,124 M.	16 Pf.
Kommunal-Darlehnsbetrag	„ „ „ „	143,999,450 „	49 „
Umlaufende Central-Pfandbriefe	„ „ „ „	705,206,450 „	— „
Umlaufende Kommunal-Obligat.	„ „ „ „	134,148,100 „	— „

Die **Kommunal-Obligationen** sind nach Artikel 74 des Preuß Gesetzes vom 20. September 1899 **Mündel**-Papiere, in denselben dürfen also alle **mündelmäßig** zu verwaltenden Kapitalien angelegt werden.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Präsidenten und drei Direktoren, welche vom Verwaltungsrat gewählt werden, deren Wahl jedoch der **Allerhöchsten Bestätigung durch Se. Majestät den König** bedarf. (Art. 23, 26.)

Die Aufsicht der Staatsregierung wird unmittelbar durch einen von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannten **Staatskommissar** ausgeübt, demselben sind gleichzeitig die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Technikum Bingen a. Rh.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Brückenbau, Automobilbau
Chauffeurkurse

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. 140 cm breit. 3 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.

Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

LANDBANK

BERLIN W. 64, Behrenstrasse 14/16.

Gegründet 1895.

15 Millionen Mark Aktienkapital.
20 Millionen Mark Obligationen.

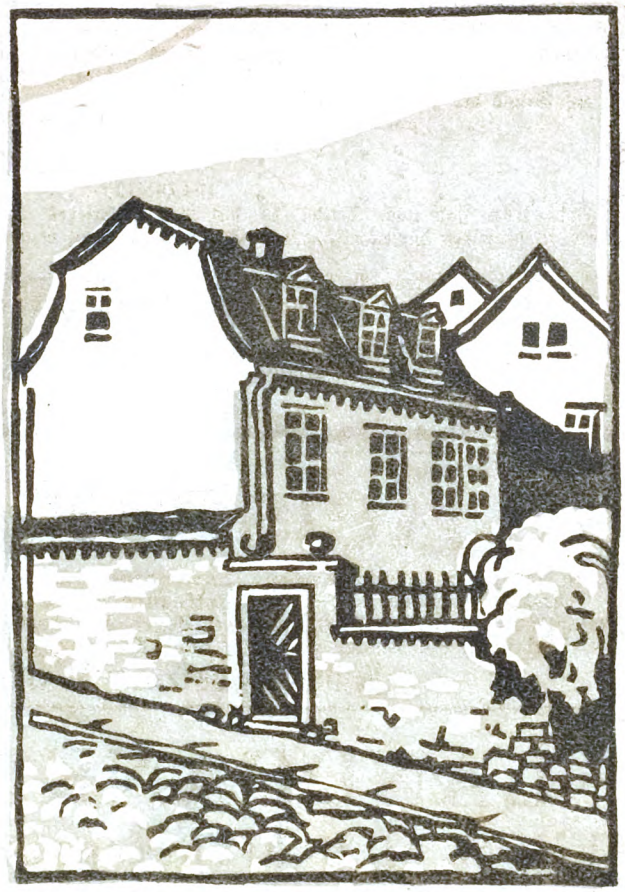
Ankauf von Gütern für eigene Rechnung. Bis Ende 1908 wurden 411 Güter mit rund 202 126 ha angekauft.

Verkauf von Gütern aller Art und Rentengutsgründungen aus den **eigenen** Besitzungen der Bank zu günstigen Bedingungen und mit geregelten Hypotheken nach vorgängiger Instandsetzung. Abgesehen von den Aufwendungen von Rentengutskolonien wurden bis Ende 1908 ausser sämtlichen Einnahmen aus den Gütern rund 18 Millionen Mark für Bauten, Inventarbeschaffung und sonstige Verbesserungen aufgewendet.

Verkauft wurden: aus eigenem Besitz rd. 179 375 ha an rd. 4480 Käufer, sowie kommissionsweise rd. 11 007 ha an rd 248 Käufer.

Auskunft und Prospekte bei der **Centralstelle zu Berlin** und den **Geschäftsstellen der Landbank** zu **Breslau,** Moritzstr. 3/5, zu **Posen,** Viktoriastr. 6, zu **Danzig,** Kassubischer Markt 17/20, zu **Königsberg i. Pr.,** Paulstr. 5, zu **Stettin,** Am Königstor 1, und zu **Hannover,** Alexanderstr. 2.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ayornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: M. E. R. Arendt, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.



Das Schillerhaus in Weimar

Otto Delling del. 1909

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 46. Berlin, den 13. November 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Schillers Persönlichkeit.

Von Dr. Max Hecker (Weimar).

Nicht durch das, was er ihr gibt, wirkt der Genius dauernd auf die Welt, sondern durch das, was er ist, nicht durch seine Tat, sondern durch sein Wesen. Eingetreten in die Zeitfolge des Geschehens, wird die Tat weggestrudelt im unaufhaltsamen Fluß der Ereignisse, ihre Wirkung wird gleich dem Lichte nur am Objekt sichtbar und verschwindet, wenn dieses in der Zeit versinkt. Unverlierbar aber und ungemindert lodert der Enthusiasmus fort, der die Tat aus sich herausschleudert, ewig lebendig, wenn auch die Asche dessen, der einst sein Träger war, seit Jahrhunderten in alle Winde zerstäubt ist. Was vor Zeiten antike Heldengröße im Reiche vergänglicher Realität geleistet hat, ist längst leer und nichtig geworden, übermenschliche, göttergleiche Taten haben ihre Wirkungsmöglichkeit durchaus erschöpft; die Mutter jedoch, aus der sie geboren worden sind, hat ihr absinkendes Geschlecht überdauert, die heroische Gesinnung, und an dem Opfermut des Leonidas wird sich noch lange Vaterlandsliebe und Todesverachtung entzünden. Was sind uns jetzt, was werden uns in kurzer Spanne die Dogmen sein, für die sich Luthers machtvolle Persönlichkeit eingesetzt hat? Wir lächeln des Kampfes und erfüllen uns mit Begeisterung und Glut für den Kämpfer. Ablaß und Beichte und Abendmahl — Formen sind es uns, die schrumpfen und welken, Formeln, aus denen sich mehr und mehr jede praktische Bedeutung verflüchtigt; aber der Geist des deutschen Bergmannssohnes, der keinen Vermittler zwischen sich und dem Höchsten ertragen mochte, wird bis in fernste Zukunft die Welt durchschreiten und mit lauter Stimme Bekenner und Nachfolger erwecken.

Aus des Erzeugers Gesundheit und Kraft fließt die Lebensenergie des Sohnes: dieses biologische Gesetz waltet auch über ethisch-intellektuellen Geburten; nur die große Persönlichkeit, der erhabene Charakter bringt die große Tat hervor. Dichtergröße, an der sich späteste Generationen erquicken und stählen sollen, liegt in menschlicher Größe verankert. „Den Schriftsteller", so ruft Friedrich Schiller in der Ankündigung der Rheinischen Thalia aus, „den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr wert war als seine Werke!", und mit der Unerbittlichkeit des Rigoristen, der von sich selbst das Schwerste fordert, hat er den beklagenswerten Bürger dazu aufgerufen, seinen stockend-schlackenhaften Charakter „zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern".

Ja, Schiller durfte unerbittlich sein; denn grausam schier war er gegen sich selbst. Mit unbarmherziger Hand hat er von sich abzutun gesucht, was allgemein und gemein ist; selbst des physischen Lebens alltäglich-gewöhnliche Forderungen hat er nur widerwillig erfüllt, oft umgangen. In eiserner Selbstzucht, in Entsagung und unablässiger Tätigkeit hat er sein Ich gebildet, gereinigt, gehärtet und als höchstes seiner Kunstwerke das Musterbild einer großartigen Persönlichkeit vor uns aufgestellt, vor der sich die letzten Enkel seines Volkes in staunender Ehrfurcht neigen werden. Wir, die wir bereits durch anderthalb Jahrhunderte vom Tage seiner Geburt, durch hundert Jahre vom Tage seines Todes getrennt sind, sehen ihn vor uns aufragen, wie man aus der Ferne einen schroffen Berg sich erheben sieht, wir erkennen nicht die sanften Abhänge, von denen seine Steile unterbrochen und gemildert wird, nicht die Mulden und lauschigen Täler, die in seine Falten eingebettet sind, wir gewahren einzig die stolze entschiedene Linie, den ungebrochenen Zug hinauf, das ungehemmte Streben in den Äther. War Schillers Individualität etwa weniger verwickelt als die aller andern Menschen? Nein, aber er hat die auseinanderstrebenden Triebe nach einer Richtung hin zusammengebändigt, die streitenden Kräfte einem Hegemonikon untertänig gemacht, das ihn in die Höhe führte: „Enthousiasmus bleibe stets unsre erste treibende Gewalt!"

Enthusiasmus ist der Atem seiner stürmischen Seele, die ursprüngliche Regung seiner Persönlichkeit. Von seinem Enthusiasmus fortgetragen, erstrebt er immer weitere Schauplätze des Lebens, gesellt er sich immer bedeutenderen Genossen zu, ringt er nach immer stolzeren Kronen. Sein Enthusiasmus ist es, der, von keiner Mühe gelähmt,

Digitized by Google

jenes Wunder vollbracht hat, von dem Goethe staunend berichtet: daß er den Freund nach acht Tagen immer als einen Andern, Vollendetern wiedergefunden habe. Die Nichtigkeiten des Alltags selbst, wenn Schiller sich ihnen bequemt, erhebt er in höhere Sphäre; immer im vollkommenen Besitz seiner pathetischen Natur, ist er am Teetisch so groß wie er es im Staatsrat gewesen sein würde, ja, wenn er sich die Nägel beschnitt, ist er nach Goethes Zeugnis größer als andre gewesen.

Und freiwillig, unaufgefordert bricht dieser Enthusiasmus aus des Dichters tiefstem Wesen hervor, in ureigenstem Strahle; es braucht nicht der Welt und nicht des Lebens, ihn zu entzünden. Sein erhabener Sinn hat wahrlich das Große ins Leben gelegt, nicht darin gesucht. So wenig, daß er sich vielmehr in schroffen Gegensatz zum Leben stellt. Um ihrer selbst willen fliegt des Dichters Herz begeistert der Größe zu, unbekümmert darum, auf welche Weise sie sich an den Formen der Gesellschaft, des Staates, des Daseins betätigen mag. Der vollendet Tugendhafte lockt ihn nicht mehr als der glänzende Verbrecher, Brutus steht ihm nicht höher als Catilina seit jenen gärenden Tagen, da er die Lohe des eignen Busens in die Seele Carl Moors hinübergoß, und noch im August 1787 urteilt er über einen biedern Jenaischen Philosophieprofessor: „Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund seyn, der nicht Fähigkeit zu einem dieser beiden oder zu beiden hat.“ Bedeutsamer aber für die Wertung der Welt ist auch für Schiller die unausweichliche Menschenhoffart geworden, die unbedenklich der eignen Art den Maßstab zur Beurteilung alles Seins entnimmt. Im lebendigen Gefühle des enthusiastischen Sturmes, der sein Inneres erfüllte, und der sich psychologischer Betrachtung als ein gesteigerter, verstärkter, vertiefter Wille offenbarte, hat er die Fähigkeit bewußten Wollens als ein königliches Vorrecht der *menschlichen* Natur vorbehalten und alle andern Wesen, belebte und unbelebte, in das Reich dumpfer Notwendigkeit verwiesen. „Alle andere Dinge *müssen*, der Mensch ist das Wesen, welches *will*.“ Nun ist die Kette der Organismen zerrissen; eine unüberbrückbare Kluft trennt den Menschen von der Umwelt. Er schreitet einher im Lichte der Freiheit, sie beugt den Nacken dem Joche des Zwanges.

„Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen“; Mensch sein heißt: zur Selbstbestimmung, zur *Freiheit* berufen sein. Und hier empfängt nun Schillers Enthusiasmus sein bestimmtes Ziel, Schillers ganzes Selbst, seine gesamte Persönlichkeit erscheint nun zu ungehemmtem Freiheitsdrange verdichtet. „Die Freiheit“, sagt er in der Abhandlung „Über das Erhabene“, „in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Übeln ist für edle Gemüter ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt.“ Nichts dünkt ihn des Menschen so unwürdig zu sein, als Gewalt zu erleiden; um schnöder Tyrannei zu entgehen, hat er heroischen Sinnes Vaterhaus und Heimatland dahingegeben, um der selbstgewählten hohen Aufgabe treu zu bleiben, den beschwerlichen Weg des Verbannten durch Sand und Sumpf und Steinwüste beschritten. Freiheit ist des Menschen Element, und wie des Einzelnen, so auch der Gesamtheit. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“: die Schlachten des Mädchens von Orléans, die Taten der Schweizer Hirten haben in dem schwäbischen Dichter ihren hochgemuten Herold gefunden. Goethe hat den Freund glücklich gepriesen, daß er den furchtbaren Sturz bei Jena nicht hat schauen dürfen; mit gleichem Rechte und in Schillers eignem Sinne dürfen wir ihn beklagen, nicht Zeuge der heldenhaften Erhebung der Freiheitskriege geworden zu sein. Und doch: *sein* Feuergeist hat damals der deutschen Jugend vorgeleuchtet auf die blutigen Felder von Leipzig und Waterloo, *sein* begeisterter Zuruf sie hineingetrieben in die brüllenden Schrecken des Kampfgetümmels, an Erneuung und Sieg seines Volkes hat Schillers Genius seinen wohlerworbenen Anteil.

Die äußere Freiheit ist Vorbedingung der innern; die innere Freiheit erst vollendet das Wesen des Menschen zu harmonischer Humanität. Keine Fessel, von Priesterschlauheit oder Despotentrotz geschmiedet, zwänge aufstrebende Gedanken in schmähliche Knechtschaft zurück; kein Vergehen, durch eigne Verblendung dem Gewissen aufgebürdet, verwirre und verdüstere das Gemüt. Gedankenfreiheit ist die Gabe des Mächtigen; Freiheit des Gemüts hingegen, sittliche Freiheit, ist ein selbsterrungnes Glück des Einzelnen, und auch Schiller, in jenen schlimmen Zeiten der Flucht und Not in manche Schuld verstrickt, hat sich in hartem Ringen wie die äußere Freiheit so auch die innere der reinen Seele zurückerobern müssen. Und hier, im durchgeistigten Bezirk vollkommenster Menschenwürde, versöhnt sich der quälende Gegensatz von Freiheit und Zwang, von Eigenwillen und Gesetz, und als der Freiste darf *der* die klare Stirn erheben, der am unbedingtesten sich dem Sittengesetz unterworfen hat.

Aber „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume“, und Schillers Enthusiasmus erhebt sich über unsre Welt des Wahns und des Irrtums, der Verwirrung und der Unzulänglichkeit hinauf in das Gebiet der Ideale. Die reinen Formen zu erfassen, in denen sich in ewiger Lauterkeit und Klarheit, ungebrochen durch irdische Begrenzung,

Digitized by Google

raumlos und zeitlos das ureigenste Wesen der Dinge entfaltet, diese göttlichen Formen zu erfassen, wird das Ziel, dem Schiller sein Leben, seine Dichtkunst weiht. In der Verkündung des Ideals hat er sich mit Goethe zusammengefunden, doch liegt hier auch die Möglichkeit einer spätern Trennung vorbereitet: denn Goethes Ideal war seinem Ursprung nach vorwiegend ästhetischer Art, und Schillers Ideale sind durchaus sittlich. Gleichwohl hat auch er seinen sittlichen Idealismus der Poesie angeeignet und, wie der Mensch sich im Dichter vollendet, das sittliche Ideal mit dem ästhetischem in erhabenstem Kunstwerk vereinigt.

„Am letzten Morgen seines Lebens", so berichtet Karoline v. Wolzogen in einer Niederschrift, die erst vor wenig Jahren ans Licht getreten ist, „riß er sich einigemal auf, sah edel in die Höhe, als habe er alle Kraft gesammlet und sagte einigemal: Judex!" Judex, Richter! Wen wollte er zum Richter bestellen? Den gerechten Gott, den seine fromme Kindheit geglaubt hatte, der die Tat durchschaut und Gedanken und Wünsche wägt? Den Genius der Menschheit, der hinter den Taten nach der Persönlichkeit forscht? Er brauchte keines Richters Urteilsspruch zu scheuen.

Schiller und die deutsche Gegenwart.

Von Prof. Dr. **Karl Berger** (Darmstadt).

Zum dritten Male innerhalb eines halben Jahrhunderts bringt das deutsche Volk dem Genius Friedrich Schillers dankbare Huldigungen dar, zum dritten Male — jedesmal aber unter ganz verschiedenen Verhältnissen und Voraussetzungen, aus andern Bedürfnissen und in andrer Stimmung. Die Schillerfeiern von 1859 und 1905, die Säkulartage von Schillers Geburt und Tod, hatten das gemeinsam, daß sie den naturnotwendigen Ausdruck einer tiefen Bewegung der Geister bildeten und so natürliche Gipfelpunkte der Wirkung des Dichters auf sein Volk darstellten. Ganz verschieden freilich war diese Wirkung in jedem der beiden Fälle, so verschieden, daß man meinen könnte, es sei nicht derselbe Dichter, der sie erregt. Die Feier von 1859 war geboren aus der lange verhaltenen, plötzlich mit Naturgewalt ausbrechenden Sehnsucht unserer Väter nach nationaler Einheit und politischer Freiheit; sie galt dem Stifter des Vaterlandsgedankens: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre", sie hob den Sänger auf den Schild, der die starken Losungen der Einigkeit und Freiheit gegeben: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern", „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren". Der Name Schillers war ein Banner und ein Symbol: in ihm flossen die vielfach zerteilten Strömungen des Volksempfindens zusammen; in ihm fühlten sich die äußerlich Getrennten innerlich verbunden durch das freudigstolze Bewußtsein eines sichtbaren, unveräußerlichen Gemeinbesitzes und durch die daraus entspringende Hoffnung, unter der Führung des Allverehrten werde die zersplitterte Nation auch politisch ein geeintes Volk werden.

Aus ganz andern Bedürfnissen entsprang die Feier vom Mai 1905. Die Totenfeier ward zum Frühlings- und Auferstehungsfeste. Schiller der Lebendige, der ewig Vorwärtsschreitende wurde jubelnd gegrüßt, er, den die literarischen Totengräber schon „historisch" eingesargt zu haben glaubten. Der angeblich Überwundene, Veraltete und Totgesagte war aus dem Dunkel der Verkennung und Geringschätzung zu neuem machtvollen Leben, zu höherer Geltung wiederauferstanden. Eben in jenen Maitagen ward aller Welt offenbar, was sich im stillen längst vorbereitet hatte: der Lebenskämpfer und Weltüberwinder, der im Widerstande gegen die stumpfe Welt stets am herrlichsten sich bewährt hatte, war als Sieger auch aus diesen letzten Kämpfen hervorgegangen. Die Ergebnisse jahrzehntelanger Forscherarbeit, der wir eine Neuerfassung und Neubelebung Schillers, die Wiederaufrichtung seines Bildes aus dem Schutt formelhafter Überlieferungen und törichter Vorurteile verdanken, diese Ergebnisse wurden mit einem Schlage dem allgemeinen Bewußtsein vermittelt. Mächtiger, tiefer und umfassender als das politische Fest vom Jahre 1859 drang die Feier von 1905 in das Wesen Schillers ein: der ganze Schiller in seiner Einheit von Werk, Weltanschauung und Lebensführung ward dem Volke dargestellt; es ward gezeigt, wie er mit seiner Persönlichkeit und seinen Schöpfungen auch heute noch, ja heute erst recht wirken, bilden, Leben und Taten zeugen kann, wie er uns nach unsrer Art und unsern besondern Bedürfnissen Rat und Hilfe, Trost und Begeisterung, festen Mut und Freude zu spenden vermag. Mochten auch einzelne Stimmen ihn für bestimmte Einzelbestrebungen in Anspruch nehmen, so erklang doch aus dem Chor der gewichtigsten Äußerungen wie ein mächtiger Grundakkord der heiße Wunsch: von Schillers stählerner, emporhebender, weltüberlegener Siegeskraft möchte auch in unser Leben ein Teil einströmen! Wiederum erschien er als der Dichter der ganzen Nation, aber nicht etwa als politischer Führer und Herold, sondern als Verkörperung des Besten unsers Wesens, als Erzieher zu vollem Menschentum und persönlicher Kultur, als priesterlicher Anwalt einer reinen hohen Kunst, als Befreier aus den Nöten des Alltags, als Zielweiser zur geistigen Einheit der Nation. So gewaltig war der Eindruck, den die mit neuen

Digitized by Google

Augen geschaute Gestalt des über Erdenstaub und Erdenschwere zu lichten Höhen Emporringenden machte, daß der Entwicklung vorauseilender Glaube in jener Maifeier schon „ein Triumphfest des Idealismus“ sah, des Idealismus „als richtunggebender, herrschender Geistesströmung auch für die Gegenwart“.

Noch stehen wir unter der Nachwirkung dieser Festtage, und nun setzt die Willkür des Kalenders mit der 150. Wiederkehr von Schillers Geburtstag abermals ein Jubiläum an. Wenn diesesmal die Wellen nicht wiederum hoch auffluten, so darf man darin nicht ein Zeichen zurückebbender Schillerbegeisterung erblicken. Ein und dieselbe Generation kann ein solches Fest nicht zum zweitenmal in gleich weihevoller Stimmung begehen. Vor vier Jahren galt es, geschehenes Unrecht zu sühnen; da hatte ein ganzes Volk den unwiderstehlichen Drang, sich laut und offen zu dem lange beiseite Geschobenen zu bekennen. Heute ruft uns kein Siegesfest zu brausendem Jubel, und der Staub des überstandenen Kampfes braucht nicht noch einmal aufgewirbelt zu werden: mit gelassener Freude, in der stolzen Gewißheit des errungenen Besitzes dürfen wir des Hohen still gedenken und uns dankbar erinnern, was er uns Bürgern des 20. Jahrhunderts noch ist und sein kann.

Was sich oft im Leben der Einzelnen in ihren Beziehungen zu Schiller beobachten läßt, das gilt in gewissem Sinne auch für die Mehrzahl der in den achtziger und neunziger Jahren jung gewesenen Generation. Man hatte Schiller einst geliebt und bewundert nach enthusiastischer Knabenart. Was man in diesem unreifen Alter von seinen Werken zu verstehen fähig war, galt einem auch noch in Mannesjahren als ihr Gehalt. So schien der Dichter mit der Jugend goldnen Eselstagen überwunden. Rechtes Verständnis des Sinnes und volle Ehrfurcht vor der Kraft des Schillerschen Idealismus gewannen die meisten erst, als sie durch die harte Schule der Wirklichkeit gegangen waren. So hat auch die ältere Generation von heute eine Periode des Naturalismus hinter sich, nun sehnt sich die Seele fort aus den Engen zu freien Höhen. Da wächst auch die Sehnsucht nach einer Kunst großen Stils, die dichterisch hohen Schwung mit Naturtreue verschmilzt, die der mit untrüglichen Augen geschauten nüchternen Wirklichkeit das Ideal wie einen strahlenden Götterschild entgegenhält. Man ist des trocknen Tones satt, man will statt nüchterner Milieuschilderungen und gehaltloser Stimmungsdramatik wieder Persönlichkeiten, Tatmenschen auf der Bühne sehen, statt enger Stuben und kleinlicher Misere weite Horizonte und große Gegenstände. Damit muß auch der Schöpfer des „Wallenstein“, des „Tell“ und des „Demetrius“ wieder zu verjüngter Bedeutung gelangen, sein Einfluß auf den schaffenden Nachwuchs sich immer mehr steigern. Vor „eselhaftem Nachtreten“ seiner Kunst braucht man, wie Schiller schon zu Lebzeiten tun mußte, unsre Dramatiker von heute kaum mehr zu warnen. Aber was unsrer literarischen Jugend oft nur zu sehr fehlt: Verachtung dilettantischer Selbstzufriedenheit, unbedingter Wahrheitsdrang, starke Begeisterung, die aus klarem Kopf und straff gespanntem Willen stammt, ernsteste Auffassung des Dichterberufs und seiner Aufgaben, das alles besitzt Schiller im höchsten Grad. Von ihm könnten die rechten Jünger lernen, daß Ausbildung der Gesamtpersönlichkeit, daß sittliche und künstlerische Selbstsucht notwendige Voraussetzung reinen Schaffens ist; an ihm könnten sie den Blick für das Echte und Große wie für das Erbärmliche und Elende in Leben und Geschichte, für das dramatisch Wirksame und tragisch Gehaltvolle bilden; an seinem Geschichtsverständnis müßten sie sich orientieren und versuchen, gleich ihm das Wirrsal geschichtlicher Verhältnisse klar zu durchleuchten und die Fülle der Gestalten und Geschehnisse zur Einfachheit der großen Wirkung zu ordnen. Und wenn sie dann sich gewöhnt hätten, den Blick auf die großen Daseinsfragen zu richten, dahin, wo „gewaltige Naturen“ den erhebenden Kampf mit den dunklen Verwicklungen des Lebens führen, dann kämen sie auch dazu, in historischen Sinnbildern die mächtigen Bewegungen der Gegenwart festzuhalten, d. h. wahrhaft moderne Dichter zu sein.

Auf der Bühne bewährt Schiller selbst noch bei jeder Aufführung seine unverwüstliche Lebens- und Wirkungskraft: die Aufführungsstatistiken beweisen das schlagend. Fast stets steht er an zweiter Stelle, abwechselnd nur von diesem oder jenem Modedramatiker überflügelt. In der Kunst und Poesie ist eben nach Goethes bekanntem Wort die Persönlichkeit alles, und das deutsche Volk ist für Schillers Kunst nur um so empfänglicher geworden, je mehr es darin den Ausdruck eines heroischen Idealismus erkannt hat, eines Idealismus, der doch in inniger Beziehung zu sehr realen Werten steht. Schiller hat von seiner nationalpädagogischen Wirkung nicht das Geringste eingebüßt; ja, diese wird wachsen und sich mehren, je selbständiger und bewußter wir gegenüber allen weltbürgerlichen Süchten auf Erhaltung und Ausbildung unsrer nationalen Edelart bedacht sein werden. Überall, wo Deutsche im Kampfe um ideale Güter stehen, man denke nur an die Deutschen in Österreich oder in Amerika, können wir eine stärkere Hinwendung zu Schiller wahrnehmen. Das Wehen eines stärkeren Windes lenkt wie von selbst die Augen und die Herzen auf den, der allen Lebenskämpfern noch immer ein Vorbild und Bundesgenosse war. „Weil wir ahnen“, so rief einer der Redner vom Mai 1905, „daß wir einer neuen entscheidenden Kampfzeit entgegengehen, und fürchten, daß neue große und schwere Zukunftsaufgaben vor der Tür stehen, die

Digitized by Google

zu ihrer Bezwingung den Willen und die Tat fordern, die Anspornung aller Kräfte, den Schwung der Begeisterung, den Hochflug der Idee, die Zucht des Charakters und des Gewissens, den weiten Blick, die Entschlossenheit, sich durchzusetzen wider eigne schwächliche Gefühlsseligkeit und wider die dumpfe Schwere der Welt", darum hat Schiller, der wie kein andrer unsrer Dichter berufen ist, diese Kräfte zu erziehen und zu stählen, eine wahrhaft lebendige und fruchtbare Wirkung auch für die Gegenwart. Auch auf der Suche nach neuen religiösen Idealen kann Schiller dem heutigen Geschlecht noch wesentliche Dienste leisten, er, der die „Totalität" des Menschen als Ziel begriffen hat, der ohne Hoffnungen vom Jenseits dem schreckensvollen Anblick des Lebens furchtlos zugewandt war und frei und freudig allem Leid des Diesseits seine innere Erhabenheit entgegentrug. Hier käme auch Schillers gute Botschaft von dem Wesen und der Bedeutung der ästhetischen Kultur in Betracht. Wenn man lange geneigt war, diese Seite des Schillerschen Wirkens nur noch „historisch" zu würdigen, sie als eine philosophische Konstruktion und als ein charakteristisches Zeugnis der einseitig ästhetischen Richtung jener Zeit zu betrachten, so wissen wir heute: die Botschaft ist so neu und so wichtig als wie am ersten Tage. Wer sich über sie hinausgewachsen wähnt, hat ihren Sinn noch nicht vernommen. Was Schiller verkündigt, hat er gelebt, er hat sein Leben zum Kunstwerk gestaltet, seine Persönlichkeit mit der regenerierenden Kraft künstlerischer Durchbildung erfüllt. Seine Lehre von der Bedeutung des Schönen und der Kunst im Gesellschaftsleben hat freilich wenig zu tun mit den Forderungen moderner „Kunsterzieher". Er denkt bei seiner Botschaft nicht an Flöten- oder Klavierspiel, an Malübung oder Verseschreiben, an Außen- oder Innendekoration, — künstlerisch zu empfinden und zu denken bedeutet bei Schiller eine den ganzen Menschen, das ganze Leben durchdringende Kraft, einen heimlichen, noch unverbrauchten Kraftvorrat, der sich auch dort, wo Kunst und Poesie nicht unmittelbar beteiligt sind, befreiend, reinigend, umschaffend betätigen muß. Gegenüber allen Verkümmerungen des modernen Lebens, das den Spezialisten in tausend Spielarten erzeugt und den einseitigen Fachmenschen züchtet, stellt Schiller als ideales Gegenbild den vollen und ganzen Menschen auf, bei dem Arbeit und Freude zusammenfallen. Mit ästhetischem Schwärmen und Schwelgen in pflichtentfremdeter Kunstvergötterung hat dieses Kulturideal nichts zu tun. Hier soll keineswegs eine Welt der Schönheit und des Schönheitsgenusses an Stelle der harten realen Arbeit treten. Vielmehr in allem Ernst und in aller Treue der Pflicht bleibt uns das letzte Ziel: in unserm Dasein die Ganzheit der lebendigen Seele zu wahren. Solche Mahnungen gelten für alle Zeiten, einer Sehnsucht unsres Geschlechts aber kommen sie besonders stark entgegen. Bequem freilich hat es uns Schiller nicht gemacht: nur dem, der eine anstrengende Erhebung und Ausweitung seines innern Menschen nicht scheut, weiß er den Sinn unsres verwickelten Lebens zu deuten. Seine gute Botschaft kann uns nur dann etwas sein, wenn wir sie nachfühlend, nachdenkend, nachlebend in uns aufnehmen. Denn „Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt".

Schiller und Goethe.

Von Prof. Dr. **Ludwig Geiger** (Berlin).

Am Schillertage, dem 9. November 1909, der keineswegs so allgemein gefeiert zu werden scheint, als der 100. Todestag im Jahre 1905 begangen wurde, geziemt es sich, gerade der Verbindung Schillers mit Goethe zu gedenken. Es ist ein wunderbarer Bund, der für die deutsche Literatur die herrlichsten Früchte gezeitigt hat. Betrachtet man Schillers Freundschaftbündnisse, so ist das mit Körner und mit Wilhelm v. Humboldt, wie es länger dauerte, wohl auch inniger und tiefer; und auch von Goethe darf man sagen, daß er seinen beiden intimsten Freunden, Meyer und Zelter, brüderlicher gegenübergestanden hat als Schiller. Und doch hat keines dieser Bündnisse auf die Verknüpften selbst und auf die Literatur einen so ungeheuren Einfluß ausgeübt.

Man weiß, daß es lange dauerte, ehe Schiller und Goethe sich fanden. Der Jugendlichere empfand eine große Sehnsucht, den Älteren, Berühmteren kennen zu lernen, und ein leidenschaftliches Verlangen, sich ihm anzuschließen, wurde aber durch Goethes Kühle ernüchtert, durch sein Benehmen und sein Wesen zu heftigen Ausdrücken fortgerissen. Goethe, von Italien heimgekehrt, empfand tiefe Abneigung vor Schillers brausenden Jugendschriften, in denen er all die Verirrungen wiederfand, von denen er sich mühsam befreit hatte; für Schillers historische Studien besaß er kein Interesse, vor seinen ästhetischen Grübeleien fühlte er eher Unlust, als daß er sie bewunderte.

Schillers eifervolle Wendung gegen Egmont erregte seine Empfindlichkeit. Schiller dagegen, so rein und erhaben er als Mensch dasteht, mochte ein gewisses Neidgefühl hegen, gegen den von Menschen und dem Schicksal Verwöhnten. Ewig von Krankheiten geplagt, mit der Not des Lebens ringend, blickte er eifersüchtig auf den Kraftstrotzenden, der siegreich auf der Höhe des Lebens stand. Man kann Goethe den Vorwurf nicht ersparen, daß er in den Zeiten von Schillers Not nicht so eifrig sich zeigte, wie er es hätte tun können; man muß

Digitized by Google

es als eine Gunst des Geschickes preisen, daß der wackre Körner, der keine Ausschließlichkeit der Freundschaft kannte, Schiller immer wieder auf Goethe hinwies, und daß die gute Charlotte v. Schiller, in der Verehrung Goethes groß geworden, die Widerborstigen einander näherte.

Die folgenreiche Begegnung beider Männer fand 1794 in Jena bei einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft statt. Die beiden Großen gingen zusammen aus der Versammlung heraus; es entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch, das trotz des hervortretenden Gegensatzes manche Annäherung brachte; die gemeinschaftliche Arbeit an den „Horen", zu der Schiller den Älteren fast demutsvoll aufgefordert hatte, verband die beiden, die sich bisher fast absichtlich gemieden hatten.

Als Goethe 12 Jahre nach dem Heimgang des Freundes die „erste Bekanntschaft mit Schiller" darstellte, brauchte er nach einer Beschreibung der Begegnungsszene die Worte: „Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles Frohe nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsre beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis."

Den wundervollen Schlußworten dieses Berichts kann man den herrlichen Satz anfügen, den Goethe nach Schillers Tod brauchte: „Ich glaubte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund, der die Hälfte meines Daseins war".

Trotz jener Worte, die man als unbedingt verläßlich betrachten muß, bildete sich jedoch kein so völlig ungezwungener Verkehr aus, wie er zwischen Goethe und seinen Intimsten oder zwischen Schiller und seinen Herzensfreunden bestand. Zwar war der „alte Groll" verschwunden, ein Gefühl der Eifersucht regte sich niemals; aber den Tieferblickenden zeigt sich trotz aller großen Herzlichkeit immer wieder eine gewisse Kühle und Lauheit. Diese war einmal begründet in der Grundverschiedenheit der Naturen, sowie in der Lebensführung und Lebensgewohnheit. Eine völlige Gleichstellung wurde sodann gehindert durch die Unterordnung, die Schiller dem älteren Freunde gegenüber immer beachtete. Er fühlte sich kraft einer uns fast unerklärlichen Bescheidenheit immer als der Niedrigerstehende. Einer solchen Empfindung gab er einmal die Worte: „Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte", und ein andres Mal: „Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn darum schneller und öfter, kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen", und ein drittes Mal durch den fast allzu demütigen Ausbruch: „Gegen Goethe bin ich nur ein poetischer Lump"!

Ferner trat der Intimität der Umstand hindernd entgegen, daß, wenn Goethe auch des Freundes Dichtung aufrichtig bewunderte, er sie, wie ein neuerer Schriftsteller einmal gesagt hat, bis zu einem gewissen Grade immer wie das Mädchen aus der Fremde betrachtete.

Und endlich machten sich doch stets aufs neue die Gegensätze geltend, die die beiden früher entfremdet hatten, insbesondere Schillers überwiegende Neigung zur Betrachtung, zum Sichherumquälen mit der Philosophie.

Trotz dieser grundlegenden Verschiedenheit, die bei weniger hohen Naturen eine Vereinigung vielleicht ganz unmöglich gemacht hätte, gab es vieles, was die vollzogene Annäherung fesselte. Das war zunächst die Bewunderung, die jeder der beiden für den andern als Menschen hatte, die hohe Meinung von der sittlichen Persönlichkeit des Freundes. Goethe hat sie in den schönsten Worten verkündet: „Schillers Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten", und: „er war ebenso groß am Teetisch, wie er im Staatsrat gewesen wäre", und „Schillern war eben diese Christustendenz eingeboren. Er berührte nicht Gemeines, ohne es zu veredeln". Und auch Schiller, der dem Freunde einmal schrieb, daß ihr Verhältnis „auf wechselseitige Vervollkommnung" gegründet sei, und: „ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre", beruhigte eine bedenkliche Freundin, die (im Jahre 1800) eine Gefahr für ihn in seinem beständigem Umgange mit Goethe witterte, durch die herrlichen Worte: „Wenn er nicht als Mensch den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den 6 Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute".

Es waren schöne Stunden, die in Schillers Hause an Frau Charlottens Teetisch und im Arbeitszimmer des Dichters zugebracht wurden, tiefe, fördernde Unterhaltungen, über die man leider im einzelnen nicht unterrichtet ist. Und es waren schöne Tage, die Schiller mehrmals bei Goethe in Weimar verlebte, Jahre vollkommener geistiger Gemeinschaft, die beide seit 1799 in Weimar einten. Man täte großes Unrecht, wenn man dieses Zusammenleben so auffaßte, als ob Goethe nur der Spendende, Schiller ausschließlich der Empfangende gewesen sei; das Wort, mit dem Goethe eine Sendung von Steinen an den Freund begleitete — denn dieser trieb seine Teilnahme soweit, daß er sich dem Genossen zuliebe auch mit dem ihm bisher fremden Gebiete der Naturwissenschaft beschäftigte —, daß der Beschenkte ihm dafür Ideen tausendfach zurückgebe, bezeichnet den wirklichen Sachverhalt deutlich genug.

Eins der größten Verdienste, das der neu gefundene Freund sich um den älteren erwarb, bestand darin, daß Schiller die jahrelang unter-

Digitized by Google

brochne, fast aufgegebne Arbeit am „Faust“ immer und immer wieder anregte, durch seine feinen Bemerkungen den Zaudernden anstachelte und endlich zur Tat zwang. War es ihm auch nicht vergönnt, den ganzen vollendeten ersten Teil zu sehen, so gewann er doch einen ziemlich vollständigen Eindruck dieses Stücks aus der Werkstatt des dichtenden Freundes; gewiß hat er schon von dem Plane zum zweiten Teil Kunde erhalten und wenigstens allgemeines über das Auftreten der Helena erfahren. Und ein nicht minder großes Verdienst erwarb sich Goethe dadurch, daß er den jüngern Genossen von der Beschäftigung mit Geschichte und Weltweisheit zur Dichtung zurückführte und mit machtvoller Hand den, der sich immer wieder auf jene Gebiete zurückzuziehen gedachte, bei der Poesie festhielt. Die Horen und der Musenalmanach enthalten die unvergänglichsten Proben der gemeinsamen Welt. Man mag über die Xenien denken wie man will, manch heftiges Wort aus ihnen wegwünschen, manche Ungerechtigkeit beklagen: sie bleiben ein unvergängliches Denkmal jener fast beispiellosen gemeinsamen Arbeit und gleichen Gesinnung. Schillers Zuspruch förderte „Hermann und Dorothea“, sein wunderbares Eingehen in „Wilhelm Meister“ gab Goethe die mächtigste Anregung; Goethes bewundernde Teilnahme an den Meisterdramen des Freundes förderte diesen auf dem neu beschrittenen Wege. Die nie ermattende Teilnahme des Theaterdirektors kam dem Theaterdichter mannigfach zugute.

Es gab kaum ein geistiges Gebiet, auf dem die eng Verbundenen sich nicht begegneten. Wie Schiller durch Goethe den Naturwissenschaften gewonnen wurde, so wurde durch ihn auch des Freundes Interesse für Kunst erweckt; die „schematische Behandlung allgemeiner Fragen“ wurde Schiller durch Goethes klare Auseinandersetzungen vertraut. Sie begegneten sich in politischen Fragen, sie stimmten überein in religiösen Betrachtungen; sie fanden sich zusammen in der Bewunderung des Altertums, und hier war es wohl Schiller, der, zwar an Einzelkenntnissen dem Freunde nachstehend, in den Geist der Antike aber tiefer eingedrungen, den Gefährten zu einer antiken, man könnte sagen: heidnischen, zum mindesten antichristlichen Weltanschauung fortriß.

Wirkliche Mißhelligkeiten gab es in diesem Freundschaftsverhältnis nicht, auch zu ernsteren Trübungen kam es nie. Nur zwei Dinge waren Schiller widrig, und er scheute sich nicht, sie wenigstens andern gegenüber auszusprechen. Das eine war Goethes Verhältnis zu Christiane, gegen das der Freund vielleicht unter den Einflüsterungen seiner strengen Gattin unduldsam blieb, so daß er sogar davon sprach, Goethe werde durch diese Berührung zur Niedrigkeit herabgezogen. Das andre, was diesem trotz Kränklichkeit immer Regen und immer Tätigen unleidlich schien, war des älteren Freundes Abhängigkeit von Stimmungen und die bei geistig Arbeitenden, namentlich bei Dichtern, häufig, insbesondere nach Zeiten großer Fruchtbarkeit, sich einstellende Unfähigkeit des Schaffens. Da so manche bewundernde Ausdrücke des Freundes angeführt worden sind, so darf auch ein derartiger an Wilhelm v. Humboldt (1803) gerichteter Tadel Schillers in diesem Zusammenhange nicht fehlen. Er lautet: „Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und, weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch konzentriert. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist, aber doch nicht nach außen produktiv wirkt. Seit einem Vierteljahre hat er das Haus, ja nicht einmal die Stube verlassen .... Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Konsequenz in seinem Tun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden. In der Kunst überhaupt und besonders im Dramatischen. Es entstände doch etwas, und die unselige Stockung würde sich legen“.

Aber trotz aller Menschlichkeit, die auch im Verkehr der größten Geister vorkommt, war und bleibt es eine reine geistige, seelische Verbindung. Sehr schön hat Schiller bei Gelegenheit von Goethes Verdeutschung der Voltaireschen Dramen seine Tätigkeit gefeiert. Und der Ältere bestimmte für den Jüngeren, der vor ihm dahingehen mußte, eine ergreifende Totenfeier, von der leider nur Bruchstücke fertig wurden, und er widmete ihm die schönste Totenklage, die in deutscher Sprache vorhanden ist, den „Epilog zu Schillers Glocke“. Reiner als hier ist die Klage um einen Vollendeten, die Lobpreisung eines großen Dichters und eines reinen Menschen wohl nie zum Ausdruck gekommen. Und das Ergreifendste in diesem herrlichen Gesange, dem der Dichter wiederholt neue Zusätze hinzufügte, ist vielleicht das Bewußtsein, daß der dem Alter sich Nähernde fühlte, in Schiller sei der dahingegangen, der ihm am nächsten stand, ihn voll begriff, die Klage, daß kein andrer an die Stelle des Verstorbenen treten könne. Mit Schillers Tod beginnt Goethes traurige Vereinsamung.

Schiller und die deutschen Romantiker.

Von Dr. **Marie Joachimi-Dege** (Frankfurt).

Schiller und Goethe standen schon selbstsicher und führend auf der Höhe ihrer Zeit; — da waren jene frischen, lebendigen Menschenkinder, die sich, vom Lichte der Größten angezogen, bald in Jena zu einer eignen Literaturschule zusammenfinden sollten, noch still dichtende Studenten oder

Digitized by Google

jugendlich kritische Journalisten, hier und dort verstreut, kaum von einander etwas ahnend und doch eigentlich schon einig und zusammengehörend — im Geist: im Geist des neuen Zeitalters. Innig verband sie, ehe sie sich kannten, das strebende Sehnen, die angeborene Schwerfälligkeit ihrer deutschen Natur zu überwinden, die Dumpfheit der alten Zeit hinter sich zu lassen, das Philisterium, in dem sie erzogen, abzuschütteln; sich der großen Gegenwart zu bemächtigen, an der Zukunft mitzuschaffen, die Vergangenheit verstehend zu besitzen. Sie alle treibt es dem neuen Lichte entgegen, dem geistigen Lichte, dessen Quellen Goethe, Schiller, Kant heißen. An diesen Namen orientierten sie sich: über sich selbst, über ihre Zeit, und über ihre Zeitgenossen.

Daß man Goethe zu lieben und zu bewundern habe, darüber gab es keinen Zweifel. Kants Geist forderte zum Ringen auf; — und Schiller?

Schiller und die deutschen Romantiker — es ist ein Thema, das man aus mehr als einem Grunde als den wunden Punkt in der Literaturgeschichte bezeichnen möchte.

Es ist traurig zu sehen, wie hier, wo das Menschliche im Genialen sich verklärt, wo eine große Zeit die Einzelnen über sich selbst hinausträgt in ein höheres Leben, doch auch das Allzumenschliche verwirrend, lähmend, quälend sein Dasein geltend macht. Der klassischen Freundschaft: Schiller — Goethe tritt eine klassische Feindschaft: Schiller und die Romantik zur Seite. — Noch trauriger als diese Tatsache selbst stimmt es, zu sehen, was für eine Rolle diese Freundschaft zwischen Schiller und seinen ersten bedeutenden Kritikern in der Literaturgeschichte bis auf unsre Tage spielt. Denn trotzdem die Akten über den Fall längst vorliegen, läßt seine objektive Darstellung auf sich warten, während man nicht müde wird, mit großer Gehässigkeit gegen die Romantiker den Klatsch von Jena und Weimar „auf wissenschaftlicher Grundlage“ zu wiederholen. Nicht still verstehen, sondern laut tadeln will man!

Und warum nur? Ohne den Standpunkt besonders hoch zu wählen, kann man schon aus den Briefen Schillers und der Romantiker sehen, daß hier von einer einseitigen „Schuld“ auf keiner Seite die Rede sein kann, daß vielmehr starke Persönlichkeiten, die sich innerlich näher stehen, als sie selbst ahnen, im Wirrwarr des täglichen Lebens sich mißverstehen, sich hart an einander reiben, während sie auf den Höhen des reinen Geistes innig miteinander verbunden bleiben.

Eigentlich sind nur die Brüder Schlegel als Antagonisten Schillers zu betrachten; die andern Romantiker waren oder wurden nur ihre Parteigänger. Läßt man sich nicht durch traditionelles Vorurteil gegen die Romantiker den Blick trüben, so wird dieser rein persönliche Streit menschlich interessant, und wir finden auf beiden Seiten Züge von schöner, großzügiger Menschlichkeit und bezeichnender Charakterstärke, die für das Kleinliche entschädigen, das allem Streit anhaftet.

Schon als Student in Göttingen war für August Wilhelm, den ältern der Brüder Schlegel, das Bild von Schillers Persönlichkeit getrübt worden: Schiller hatte (1789) in einer anonymen Besprechung der zweiten Ausgabe von Bürgers Gedichten, Bürgers Ruhm und Dichtung so gut wie vernichtet. Jeder wußte — obgleich sich Schiller trotz einer Aufforderung von seiten Bürgers nicht nannte — wer der Verfasser der Rezension war. Der Schlag traf Bürger unsagbar hart; denn gerade anläßlich dieser Ausgabe hatte er — nach strenger Durchfeilung seiner Gedichte — die Hoffnung auszusprechen gewagt, daß sie „dem Genius der Kunst genug täte“. — Sicher hatte Schiller das Beste gewollt; er hatte vom Standpunkt einer Kritik, die den höchsten Maßstab an die eigne, wie die fremde Leistung legt, gesprochen — im festen Bewußtsein, so dem höchsten, überpersönlichen Zwecke der Menschheit, dem der Wahrheit, zu dienen. — A. W. Schlegel aber hatte damals zu Füßen des unglücklichen, verstoßenen Bürger, als dessen letzter Freund und bester Schüler, gesessen, hatte qualvoll mitempfunden, wie tief dieser unerwartete Schlag den lebensmüden, gehetzten, so liebevollen und liebebedürftigen Dichter traf. Und so hat er es dem großen Mann in Jena nie vergeben, daß er dem Dichter der Leonore die letzte Freude, die er am Leben und den Rest des Glaubens, den er noch an sich selber hatte, entriß: noch dazu ungerechterweise raubte; denn nach Schlegels Meinung versagte einfach Schillers Kennerschaft vor dieser Gattung der Poesie.

Schlegels Sonett: „An einen Kunstrichter“ wendet sich sofort mit ernstem Tadel gegen Schiller. Eine schöne Würdigung Bürgers, die Schiller widerlegt, veröffentlicht er später. Und noch nach 30 Jahren grollt er: „Schillers Rezension war meines Erachtens eine nach den Gesetzen der literarischen Moral nicht zu rechtfertigende Handlung. Wie kam gerade Schiller dazu, über einige in Bürgers Gedichten stehen gebliebene, gesunde Derbheiten wie ein Rhadamantus zu Gericht zu sitzen? Der Verfasser der Räuber, in dessen früheren Gedichten und Dramen so manche Züge jedes zarte Gefühl verletzten, mußte wissen, wie leicht genialischer Übermut zu wilden Ausschweifungen fortreißt.“ — War es nicht zum Teil die Erinnerung an die Bürger-Rezension, die die Romantiker so scharf in der Beurteilung der Gedichte Schillers werden ließ? —

Schiller hat A. W. Schlegels Tadel seiner Bürgerrezension ruhig hingenommen. Ahnte er, daß er, als er eine Sache treffen wollte, einen Menschen vernichtete? Augenscheinlich stand A. W. Schlegel damals sehr hoch in seiner Achtung. In den freundschaftlichsten und

Digitized by Google

schmeichelhaftesten Wendungen ladet er ihn 1795 zur Mitarbeit an den Horen ein und bittet ihn, doch Jena zu seinem Wohnsitz zu wählen. Selbstredend ist A. W. Schlegel gern bereit, die von Schiller gebotene Freundeshand zu ergreifen; — aber ein echtes, freies Freundschaftsgefühl will sich nicht einstellen. Wie Schillers Blick einst für Bürger, so ist jetzt Schlegels Blick für Schiller so getrübt, daß er den rechten Maßstab für die Größe des Menschen, wie des Genius Schiller nicht mehr findet. Immer wieder muß sein jüngerer Bruder Friedrich ihm die Augen öffnen und mahnen: „Mensch, ich soll Dir beweisen, daß Schiller ein großer Mann ist? Beweisen sagst Du? — Krämer mögen von der Tugend Rechnungen machen. Wir in Deutschland pflegen unsere Liebe und Achtung nur zu rechtfertigen . . Nun meine Rechtfertigung — sie liegt, glaube ich, deutlich genug in seinen Werken.“ Schon Haym hat darauf hingewiesen, daß zwischen Schiller und dem jüngeren Schlegel eine tiefe Geistesverwandtschaft bestand. Doch auch sie: „konnten zusammen nicht kommen!“ Was sie von Anfang an trennt und trotz der besten Bemühungen auch späterhin mißtrauisch von einander entfernt hält, ist das Irren eines ersten Eindrucks. Am 13. April 1792 berichtete F. Schlegel voll hoher Erwartung an seinen Bruder: „Morgen werde ich Schiller sehen. Er wohnt bei Körners, wo ich gut bekannt bin. Davon im nächsten!“ Im nächsten Briefe aber muß er traurig mitteilen: „er konnte mich nicht leiden, und wir haben nicht viel über sechs Worte miteinander gewechselt. Solltest Du glauben, daß ich ihm ein unbescheidener, kalter Witzling erschienen bin?“ und in gedrücktem Tone bekennt er, daß seinerseits ihm Schiller „außerordentlich“ gefällt. Ich würde auch ohne seinen Namen einen großen Mann in ihm gesucht haben“. — Dabei bleibt es vorläufig. Schiller wird, auch während sich der romantische Kreis um ihn in Jena sammelt, das persönliche Mißtrauen gegen den jungen Schlegel, der bei allem kritischen Übermut nie an Schillers Genius zweifelt, nicht los. Er schenkt sein volles Vertrauen dem gewandten älteren Bruder, der für seine Persönlichkeit wie seine Werke ein viel geringeres Verständnis hat. Da plötzlich kommt es zum Bruch. Frd. Schlegel hat Schillers Musenalmanach witzig, aber sehr abfällig besprochen. Schiller empfindet die Art, wie da über seine Gedichte der Stab gebrochen wird, als eine Beleidigung. Von Frd. Schlegel hat er es nie anders erwartet, aber dem älteren Schlegel kann er es nicht vergeben, daß er seinen Bruder nicht gehindert hat, diese Besprechung in die Öffentlichkeit zu senden; er ist tief enttäuscht und fühlt sein Vertrauen zu den Schlegels ein für allemal geschwunden. Ein Schiller ist kein Mann der Kompromisse, und so kündigt er A. W. Schlegel kurzerhand die Freundschaft. In aufgeregtester Weise beteuert A. W. Schlegel seine Unschuld und bittet um eine Unterredung. Schiller aber antwortet: „Ihrer Versicherung, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben, will ich gerne glauben, aber dadurch wird leider nichts verändert, weil bei den großen Ursachen zum Mißtrauen, das mir Ihr Bruder gegeben hat, das gegenseitige Vertrauen zwischen Ihnen und mir nicht bestehen kann . . . . In meinem engen Bekanntschaftskreise muß eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen sein, und das kann, nach dem, was geschehen, in unserm Verhältnis nicht stattfinden.“ — Es liegt etwas wie ausgleichende Gerechtigkeit in diesem Vorgehen Schillers; denn tatsächlich war A. W. Schlegel durchaus nicht so unschuldig, wie er es hinstellte. Allerdings hatte er sich ehrlich bemüht, den Druck der Rezension zu hindern, und Friedrich hatte nur mit einem „Zu spät“ geantwortet; — die verletzenden Bemerkungen über die Gedichte aber stammten zum großen Teil von A. W. Schlegel, er hatte — in schwacher Stunde — selbst Friedrich erlaubt, sie zu nutzen. — Von nun an schweigen die Kritiken der Romantiker überhaupt von Schiller und seiner Kunst. Man hat das immer als ein Totschweigenwollen Schillers bezeichnet. Man kann aber dieses Schweigen auch im Lichte einer Bemerkung A. W. Schlegels begreiflich und würdig finden: „Damals“, sagt er einmal im Rückblick auf jene Zeit, „hatte ich Ursache, mit Schillers Betragen in seinem persönlichen Verhältnis zu mir sehr unzufrieden zu sein. Dies machte mich eben zurückhaltend.“ — Aber, obgleich jede Begegnung mit Schillers Muse vor der Öffentlichkeit vermieden wird, so verfolgt man doch alle ihre Bewegungen mit dem größten Interesse und kargt im intimen Kreise nicht mit Urteilen und Vorurteilen. Schiller tut dasselbe. Nie öffentlich, wohl aber im Briefwechsel mit Goethe bekennt er, daß ihm „diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe“ mache.

Der persönliche Bruch zwischen den Klassikern und Romantikern war unheilbar. Mit vieler Energie hat Goethe lange Zeit versucht, die Kluft zu überbrücken, die „geistige Nachbarschaft“, auf die er so vielen Wert legte, und die so manchem kleinen Geiste in Jena und Weimar ein Dorn im Auge war, auch äußerlich wieder herzustellen. Schließlich aber unterlag er selbst dem Zuge der Zeit, der das Streben zweier sich folgender Generationen rettungslos auseinanderreißt.

Erst als Schiller tot war, und die Romantiker alle persönlichen Gefühle der Unzufriedenheit in ihrem Schmerz um den Verlust des großen Dramatikers geläutert hatten, da bequemten sich auch ihre Lippen zu dem wehmütig-stolzen Bekenntnis: „denn er war unser!“ Jetzt tritt ihnen der Schillersche Genius vollendet, in seiner ganzen Pracht und Bedeutung vor die Augen. Sie werden die ersten gerechten Beurteiler und Darsteller seiner Werke und seiner historischen Bedeutung. Die Worte, die A. W. Schlegel 1908 zum Schluß

Digitized by Google

seiner „Vorlesungen über das Drama“ spricht, sind der Leitfaden der ganzen nachfolgenden Schillerforschung geworden:

„Schiller war in der reifen Fülle seiner Geisteskraft, als ihn ein unzeitiger Tod dahinraffte . . . Wie vieles hätte er sonst noch leisten können, da er sich ausschließend dem Theater widmete und mit jedem Werke an sichrer gewandter Meisterschaft zunahm! Er war im eigentlichen Sinne ein tugendhafter Künstler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüt huldigte, und dem rastlosen Streben danach seine Persönlichkeit zum Opfer darbrachte, fern von kleinlicher Eigenliebe und selbst unter vortrefflichen Künstlern allzu häufiger Eifersucht“. Man unterschätze das rein persönliche Lob im letzten nicht. Es ehrt Schiller und Schlegel gleichermaßen. — Schiller wird jetzt der Fels, auf dem die Romantiker die deutsche Nationalbühne der Zukunft aufbauen wollen, ein Beginnen, dem Tieck die beste Kraft seiner reiferen Jahre widmet. Hatte A. W. Schlegel gesagt: „Die würdigste Gattung des romantischen Schauspiels ist die historische, auf diesem Felde sind die herrlichsten Lorbeern für die dramatischen Dichter zu pflücken, die Goethen und Schillern nacheifern wollen“ — so wird Tieck in Zukunft nicht müde, an Schillers Dramen die hohe Bedeutung und Schönheit romantisch-historischer Schauspielkunst nachzuweisen.

„Unter die blassen Tugendgespenster jener Tage trat Wallensteins mächtiger Geist, groß und furchtbar. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe. Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, um zu wissen, was wir sind und vermögen“.

So bleibt uns der Trost, zu sehen, wie diese Feindschaft doch nicht den großen Strom der geistigen Bewegung zurückzudämmen vermocht hat, wie alle persönlichen Vorurteile schließlich vor der geistigen Macht des großen Genius verstummen. Aber ehe es soweit kam, — wieviel war von persönlichem Glück, ja persönlichem Gerechtigkeitssinn und Toleranz in dem Streite untergegangen; wie tiefe Schatten hatten Zorn- und Empörungsgefühle auf die Freude am gemeinsamen Streben und Schaffen geworfen; wie hatten sie den Blick derer getrübt, deren Stolz es war, den großen Objekten des Lebens die Interessen der eignen Persönlichkeit zum Opfer zu bringen! — So sei es denn heute, da wir eben aus einem übermäßigen, kraftlosen Individualitätskultus aufwachen, gewagt auszusprechen: Was uns alle ewig bindet, quält, drückt, klein, ungerecht und kurzsichtig macht, das ist gerade das, was uns gewöhnlich als unsre „Individualität“ angepriesen wird. Nur was Objektivität, Leben und Welt in uns ist, was uns von uns absehen, ja uns bis zu gewissem Grade uns selbst vergessen läßt, das macht uns glücklich, warm, tolerant und reich. Weder Schiller noch die Romantiker waren Individualisten im modernen Sinne. Sie waren Individualitäten, die *das* gemeinsam hatten, daß ihr höchstes Lebensgefühl nicht *Ich*gefühl, sondern *Welt*gefühl war.

Schiller und Hegel.

Von Dr. D. Koigen (Berlin).

Das Kulturproblem.

Mit dem protestantisch-liberalen Zeitalter sind sie aufs neue geboren: die Naturpassion und die Passion des Gewissens. Jene bedeutet das Vertrauen zum ursprünglichen, natürlichen Wesen, den Kultus der Gewaltpersönlichkeit mit den Tugenden der Tapferkeit, der Überlegenheit und der Körperschönheit; sie erzeugte das Renaissance-Ideal. Diese äußerte sich in der Hingabe an das moralische Ich im Menschen, in der geistigen Selbstbehauptung; sie hatte das Reformationsideal zur Folge. Beide Kulturrichtungen wirkten zentrifugal, absondernd, auseinanderlegend. Der Blick des einzelnen war von nun an auf die Peripherie des gemeinsamen Lebens gerichtet. Die Bildungsweise der Renaissance strebt dem Individualismus, der Absonderung des triebartigen Vermögens im Menschen zu; das summarische Resultat der Reformationskultur heißt Personalismus: ein jeglicher Mensch, weil er Mensch ist, gilt, ist unantastbar und Träger eines eignen, autonomen Gesetzes. Im Renaissancebewußtsein rührt die Bedeutung des Einzelnen von seinem Haben und Können her, von der Machtstellung, die er inne hat. Sein Ideal ist, wie das Leben der „Natur“, dynamisch, wechselnd, während der Personalismus statisch wirkt und Ruhe gebietet. Im Staatsleben tritt der Individualismus mit der Forderung der Bürgerrechte auf und endigt mit dem aristokratischen Finale, der Personalismus stellt hingegen das Postulat der Menschenrechte auf, sein ewiger Refrain ist Demokratie und Autonomie. Beide verleihen sie der Zeit ihr spezifisches Gepräge und gestalten sie zu einer liberal-protestantischen. In seiner Eigenschaft als „liberales“, natürliches Einzelindividuum verfügt der Mensch über die Freiheit, die dem Willen zum Angriff entströmt. Unter irgend einem Neigungswinkel aber muß jeder sich zu den Mitmenschen stellen. Seine Freiheit, die schon an sich begrenzt ist, erfährt eine Einschränkung, er selbst gerät unter das Joch des Naturgesetzes. Als „protestantisches“, personales

Digitized by Google

Wesen bezieht sich seine Freiheit auf das eigne Ich, sie vermag nur innerhalb der autonomen Grenzen zu walten und erlischt jedesmal, wo das „autonome" Wesen in Berührung mit den andern tritt; hier fällt sie der Macht der Gesittung, des moralischen Gesetzes zum Opfer. Die unbedingte, revolutionierende Freiheit, die mit der Einzigkeit geboren wird, wie die Notwendigkeit, die der Weltgemeinschaft, der Ganzheit entspringt, beide Passionen, die die atheistische und göttliche Genialität zeugen und das Mysterium der Offenbarung und des Weltschicksals hervorrufen, wollen sich nicht einstellen. Allenthalben stechen die Renaissance- und Reformationsideale hervor. Die Gegenüberstellung von Individuum und Person, von Naturgesetz und moralischem Gesetz gestalten die Kultur zu einem Problem.

Martin Luther war der erste auf deutschem Boden, der dieses Kulturproblem in Angriff nahm. Indem er den Schwerpunkt des Daseins in das Innen des Menschen verlegt, wird es einfach aus der Welt geschaffen. Der Glaube an sich als an ein Glied des „Christenstandes", des geistigen Reiches, stelle den Einzelnen außerhalb der Naturgesetze, erhebe ihn zu einem sich genügenden Wesen. Das Naturleben wie die soziale Tätigkeit eines jeden sind dem Christenwesen, der Person gegenüber neutral. Sie gehören dem Reiche des Gewöhnlichen an, und hier sehe ein jeder zu, wie er nach Alltagsart, nach den Regeln der Klugheit und Besonnenheit auskomme. Das eigentliche Mysterium der Kultur, des Ausschließlichen, mache sich nur in dem Verhältnis des Christen zu seinem „Stande" oder der Gottheit kund. Von einer Erhebung des totalen Daseins in die Schöpfungssphäre der Kultur ist keine Rede. Immerhin ein höherer Standpunkt gegenüber dem mittelalterlichen Christentum, von dem die Natur und die Alltagsäußerungen des gebrechlichen Menschen bloß geduldet werden. An sich seien beide sündhaft und böse. Erst die Wissenschaft des 17. Jahrhunderts vollzieht eine vollständige Umwertung des christlichen Naturbegriffs. Die Natur und das Natürliche im Menschen wird als ein System von Ursache und Wirkung, als eine Vernunft- oder Gesetzesordnung aufgefaßt. Vernunft, Gesetz und partikularistisches Streben oder das Böse schlechthin schließen einander aus. Kant macht sich diesen Gedanken zunutze. Allein auch Luther hat recht: der innere Mensch ist autonom, sein Wille erzeugt das Gewissen, die Freiheit und das Lebensgesetz der Person. Das Menschenreich strebt dem Ideale nach einer Koexistenz von Freiheiten zu. Beide Reiche, die Natur und das Gewissen, sind gleichberechtigt, beide gerechtfertigt. Der Einzelne vermag jedoch nicht ganz und nicht froh zu werden. Wie sollten die zwei Grundmächte zur Versöhnung gelangen? Die zweckmäßige Organisation beider, wodurch das Gefühl des Schönen oder der Begriff des Organismus gestaltet wird (Kants Ästhetik), vermochte sich der Aufgabe nicht zu entledigen. Wie sollte auch ein empirischer Vorgang den „idealischen Menschen", den Bürger zweier Vaterländer, des natürlichen und moralischen Reiches, in sich einschließen. Für sich genommen aber war es der Mensch des kategorischen Imperativs, der gelobte, lediglich gemäß der erlangten Vorstellung vom Menschen, wie er sein soll, zu leben. Weder göttliche, noch empirisch natürliche Motive und Zwecke durften ihn in Gesinnung und im Handeln bestimmen. Er schickte sich an, selbst die Gesetze der Natur und Kultur zu verfassen, bloß aus Liebe zum gesetzgeberischen Amt, uneigennützig, umsonst. Und wurde auf sich selbst gestellt. Ein disharmonischer, tragischer Gesetzgeber. Im Grunde Luthers Lösung, ohne Luthers Frohsein. Die Würde, sich als schaffender Mensch zu wissen, sollte genügen. H. v. Kleist zog die Konsequenzen. Er ertrug nicht die tiefe Heimatlosigkeit des homo kantianus. Das Kulturproblem blieb auch ungelöst, als Fichte zwei Wesen im Menschen entdeckte: ein endliches, natürliches und ein unendliches, freies. Immer mußte eines zugunsten des andern weichen. Die Totalität blieb aus.

Das politische Pathos.

Aus dem Leben kam die Lösung. Hier führten die geschilderten Grundtriebe den Kampf unter dem Deckmantel der Bürgerrechte und Menschenrechte, bis es dem Einzelnen gelang, die Schranken der Natur und der Moral zu brechen. Die Einzigkeit im Menschen hat zu rebellieren begonnen. Es verlangte den Menschen nach Totalität des Lebens, nach Glück und Würde, nach Erhebungen und nach Weltschicksalen. Die Revolution bemächtigte sich des europäischen Bewußtseins, und mit ihr traten ein neues Gefühl und neuer Wille ins Leben: das politische Pathos. Die puritanischen, starren Revolutionäre, die Cromwells, verhüllten eine Zeitlang das tiefere Bedürfnis des konkreten Menschen, den Wunsch nach Werden und Bewegung, nach innerer und äußerer Wandlung. Das zentrifugale Streben schlug jedoch in ein konzentrisches um: der große Staat, der Repräsentant des Menschentums, und der frei atmende Mensch in ihm wurden zum Ziel erhoben. Die Renaissance- und Reformationsideale traten zurück. Der Trieb zur Einzigkeit und Bewegungsfreiheit wurde vom Trieb zur Staatstotalität angezogen. Es erfolgte eine andauernde Begeisterung des Einzelnen im Hinblick auf das Ganze. Der einzelne erhob sich etwas über das Dasein, das von den zwei Gesetzeskurven der Kultur gefangen gehalten war, und geriet in eine heroische, kriegerische Stimmung. Jeder seiner Schritte, und mochten sie noch so auf die Tagesinteressen und selbst auf das Verbrechen gerichtet sein, schien der unfaßbaren Totalität, dem Staate, sich zu nähern. Und sie wurden geheiligt. Das

Digitized by Google

politische Pathos, das den absolut freien Willensakt zur Grundlage hat, half über die Misere des Lebens hinweg. Die kollektive Einbildungskraft und Phantasie, ein echt antikes, künstlerisches Moment, sind heimisch geworden und trafen das Herz des neuen Menschen. Man brauchte nicht mehr die vielfältigen Wünsche zu verbergen. Man tat, wozu man Lust hatte, und die Gesetze der Natur und des Gewissens taten das ihrige. Es kam zu Verwicklungen, die jedoch keine Todesgefahr in sich trugen. Das neue Pathos half darüber hinweg. Die Rangordnung der Werte änderte ihre Richtung. Das Spiel, der Rhythmus, die Musik herrschten über das Verstandesmäßige, über die Tragik und die Konstanz. Das Dynamische trug den Sieg davon.

In den Horizonten dieses Pathos sind die Cäsarenträume des ersten Napoleon gereift, hier sind auch Schiller und Hegel, die Verfechter des totalen Lebensinhalts, groß geworden. Das politische und weiterhin das universelle Pathos war ihr Element. Dieses führte sie über die falschen Einseitigkeiten des Lebens hinaus. Ihr Blick blieb ständig auf das Ganze gerichtet. Gut und Böse, falsch und richtig gelten nur in den einzelnen, abgesonderten Etappen des Daseins, auch dort, wo der Wille nicht zu Ende geht und schwankend bleibt. Selbst der Bösewicht, wenn sein Wille stark und groß ist, ringt uns Bewunderung ab. So ein Willensakt, meint Schiller, vermag sich auf einmal „zur ganzen Würde der Menschheit aufzurichten". Im Grunde ist es das Pathos der Einzigkeit und Totalität, in dem die Kollisionen und die Gebrechlichkeit verschwinden, das uns mit dem Bösewicht versöhnt. Immerhin gibt es für Schiller, wie später, für Hegel, weder ein absolutes Verbrechen, noch eine absolute Strafe oder Menschengesetz. Schiller ist somit keineswegs ein Anhänger Kants. Hegel ist aber ohne Frage der Erbe Schillers. Wo der Dichter hier zeichnet und beschreibt, dort hebt der Philosoph die innere Notwendigkeit der Mannigfaltigkeit hervor. Das Pathos, das im Sinne Schillers unsre Widerstandskraft gegen die Daseinsfragmente und das Leiden erhöht, verdankt nach der Ansicht beider sein Bestehen den allgemeinen Mächten, die ihren Partikularismus abgestreift haben und, in der Menschenbrust lebend, das Gemüt aufs tiefste bewegen. (So Hegel; Schiller würde die totale Freiheit des Menschentums zur Ursache dieser Wirkung machen.) Als Band zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern, als im lebendigen Zustande die Mannigfaltigkeit zusammenhaltende Macht, als die Musik des Ganzen, erscheint das Pathos, sowohl in der dichterischen Komposition und Kulturverfassung Schillers, wie in der Weltdarstellung Hegels. Sag dich los von den einseitigen „Führern des Lebens" — riet Schiller:

Nimmer widme dich einem allein! Vertrau dem ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück.

Im pathetischen, bewegten Ganzen, im „totalen Charakter" liegt die Wahrheit des Lebens verborgen. So Schiller. Und Hegel: „Das Wahre ist das Ganze". Und „das Wahre ist so der bacchantische Taumel, an dem kein Glied nicht trunken ist". Beide zerreißen nie die Welt in Stücke. Die Bruchstücke des Daseins werden nur vom beschränkten Blick gesehen. Wer das Pathos des Schaffenden gewahr wird, sieht sie in ihrer normalen Gestalt, ideal und daher ganz, nur im Zustande des Lebens. Der Empirismus, der lauter Tatsachen, Fragmente sieht, wie der Rationalismus, der eine Reihe widerspruchsloser Gedanken oder Ideen aufstellt, beide sind falsch. Erst das konkrete Ganze, das durch das Pathos, durch die Dialektik zustande kommt, wo Reflexion unmittelbar der Tat folgt, wo sich das Drama der Kunst oder der Welt selbst bildet und über sich denkt, erst solch ein pathetischer Zusammenklang nimmt alle Glieder in sich auf und macht sie des Ganzen, der Wahrheit habhaft. Der dialektische Rhythmus ermöglicht ein solches Bild. So wurde durch Schiller und durch Hegel die „Musik" wieder ins Leben eingeführt. Das Geistesleben erhielt sonach ein stark deutsches Gepräge.

Der ästhetische Staat.

Die zwei andern politischen Geister Deutschlands, Lessing und Friedrich der Große, vermochten nicht zur rythmischen Fassung der Kultur zu gelangen. Sie waren zu sehr dem Verstande verschrieben, dem Volkselemente, dem das nationale Vermögen entströmt, fremd. Die Aufgabe, den neuen politischen Geist in Einklang mit dem deutschen Leben zu bringen, lösten Schiller und Hegel. Um deutsch zu sein, mußte das politische Pathos zu einem zeugenden und gestaltenden Moment im Schaffen überhaupt, im Leben eines jeden werden. Das Pathos wurde verteilt, autonomiert und konkretisiert. Beinahe nach Goethes Art. Es wandelte sich in ein ästhetisches, philosophisches, moralisches. So streifte das Pathos das Staatsmäßige, das Mittelbare ab und zielte, wie Schiller von der Poesie sagt, auf den Menschen in dem Staatsbürger und nicht auf den Staatsbürger im Menschen.

Im Vordergrunde des Kulturinteresses stand der konkrete, totale Mensch, nach einem Wort des Thomas von Aquino, die materia individualis. Zu einer ähnlichen Problemstellung gelangte noch früher Rousseau. Dieser sah jedoch im Leben der Mitmenschen bloß zwei Grundtriebe: das Recht und die Gewalt; der Staat im Original, die ideelle Urverfassung der Menschheit, der ursprüngliche „Gesellschaftsvertrag", vereinigte harmonisch beide („Rechtmäßige Gewalt"). Alle Widersprüche verschwanden, das Ideal des bürgerlichen Idylls leuchtete entgegen. Weder Schiller, noch auch Hegel haben etwas mit dem Rousseauschen Optimismus gemein. Bloß das Pathos des schaffen-

Digitized by Google

den Geistes ist es, das hier, auf deutschem Boden, das Mysterium der Versöhnung hervorlockt. In den Tiefen des Lebens walten die tragischen Mächte, lösen einander kämpfend die Elemente ab. Mit dem politischen Optimismus, mit der abstrakten Fortschrittsdoktrin des vorigen Jahrhunderts der Mill und der Spencer, hat das keine Verwandtschaft. Der totale, konkrete Mensch geht auf die Dauer nicht aus den Augen verloren.

Man versteht, wenn Schiller dort, wo er die Macht über seinen Geist behält: der Kulturphilosoph Schiller, die Politik, den Staat selbst auf etwas Faßbarem und Unmittelbarem zu stellen sucht. Zuerst ein „Staat“ zwischen Mensch und Mensch, und erst auf diesem Fundament die Staatskuppel, unter der die „Staatsbürger im Menschen“ untergebracht werden. Vollständig im Sinne der deutschen Tradition. Denn nur im konkreten Staat, den er den ästhetischen nennt, gelangt der Widerstreit der Urmächte, wie Naturgesetz und Moralgesetz, Naturfreiheit und sittliche Freiheit, Pflicht und Neigung, das Bleibende, die Person, und das Wechselnde, der Zustand zum Ausgleich; es entsteht eine neugeartete Beziehung, die die Verhältnisse unter den Menschen anziehend, schön gestaltet. Hegel würde sagen: die antagonistischen Kräfte des Lebens sind hier in einer Synthese „aufgehoben“. Wie im Leben, so auch im künstlerischen Akt. In meiner Terminologie ausgedrückt, sind es zwei Phasen oder Positionen, die jeder Kulturakt, der dem Wesen nach auch ein ästhetischer ist, aufweist. Schiller nennt sie den Stofftrieb und den Formtrieb, den Trieb, der in der Zeit eingeschlossen bleibt, und den außerzeitlichen Trieb. Wirken sie vereint, sich wechselseitig einander unterordnend, so erzeugen sie den „Spieltrieb“, der eine „lebende Gestalt“, das Schöne, zur Folge hat. Der Schillersche „Spieltrieb“ ist nur ein neues Wort für das Pathos, das in der Mitte zwischen Leiden und Tätigkeit webt. Das Pathos oder der Spieltrieb dient sowohl dem Stofftrieb, der „abspannend“ statisch wirkt, wie dem Formtrieb, der „anspannt“ und dynamisch sich äußert. Je nachdem, welcher der zwei entgegengesetzten Triebe das Übergewicht erhält, entsteht eine „schmelzende“ oder eine „energische“ Schönheit. Und wie es eine „zweifache Schönheit“ gibt, so sind auch zwei Arten des Schaffens vorhanden, das „naive“ und „sentimentale“. Dieser Regel sollen selbst die Kulturzeitalter unterworfen sein: anspannende und abspannende Zeitalter. In beiden Fällen zerschmilzt im „Pathos“, im Spieltrieb, der starre Gegensatz der Elemente, und der „Notstaat“, wo Kräfte durch Kräfte bezähmt werden, wie der „ethische Staat“, wo der Einzelwille dem Gesamtwillen untergeordnet wird, räumen dem „ästhetischen Staat“, dem schönen Schein, den Platz. Hier lockt das Pathos das physische wie moralische Bedürfnis hervor, Freiheit schließt einen Bund mit der Freiheit. So wird die soziale Gesinnung, die schöne Geselligkeit erzeugt, auf der sich der gesamte Kulturbau erhebt.

Die Lösung, die Schiller dem Kulturproblem zuteil werden läßt, ist dynamisch, rhythmisch ausgefallen. Heidentum und Christentum, die Freiheit und der Zwang der Natur wie die des Geistes, das Renaissance- und das Reformationsideal bleiben bestehen. Es findet zwischen ihnen keine Kompensation, kein Gleichgewicht oder Anpassung statt, sondern fortdauernde Spannung und Bewegung. Der angeblich „idealische Mensch“, in dem alle Arten der Freiheit und Notwendigkeit zusammenfallen, paßt gar nicht in die Schillersche Kulturverfassung, geschweige Dichtung hinein. Er kommt hier nie zum Vorschein, wird vielmehr vom Spieltrieb, vom schönen Schein, vertreten. Der Spieltrieb aber repräsentiert keine eigne Ideenmacht. Er bedeutet ja bloß ein dialektisches Verhältnis, beinahe das „Pathos der Distanz“ zwischen den vorhandnen Bildungstrieben. Aus dem ‚Pathos‘ aber lassen sich nicht die zwei Grundmächte ableiten, wir vermögen nicht in dem „ästhetischen Staat“ die Sinnlichkeit und die Vernunft, als identische Einheit gedacht, gewahr zu werden. Es ist nicht ihre Synthese. Und so stellt sich das „dritte Reich“, das Schiller im „ästhetischen Staat“ gefunden zu haben scheint, als eine künstlerische Chimäre dar. Beinahe erinnert die Schillersche Lösung des Kulturproblems an Schopenhauer und den jüngeren Nietzsche. Ihre Argumentation ist im Gedächtnis aller: die Welt des Strebens und Wollens sei nicht zu rechtfertigen, sei mit Unvollkommenheit und Leid behaftet, allein die künstlerische Tätigkeit vermöge einen Ersatz zu bieten. Wie, — Schiller ein Pessimist? Und ist es nicht jedes „sentimentale“ Genie, das ja immer überwinden, absichtlich handeln muß? Ich vermag diese Frage nur zu bejahen. Ein jegliches Pathos deutet immer auf ein Streben, das mehr will, als es auszurichten vermag. Daher auch der Heroismus, der dem echten Pathetiker eigen ist. Und Schiller war beides: ein Heros und ein Pathetiker. Im Moment, da selbst den Dichter Schiller das Pathos, das ein Band um die Mannigfaltigkeit schlägt, verläßt, bleibt eben Schuld Schuld und Gewalt Gewalt. Allein „wir denken königlich“. Beinahe die Gesinnung des Menschen des kategorischen Gebots. Der Dichter Schiller gerät wieder in das Pathos, und abermals wird die Welt mit Sang und Klang erfüllt. Hegel machte den Versuch, seinen Lieblingsdichter zu retten. Er deutete ihn platonisch. Der ‚Staat‘ sei es, der den totalen Menschen repräsentiert, und hinter dem Staate stehe der idealische Mensch, der absolute Geist. Die Kunst sei nun neben der Religion und Philosophie eine Aeußerungsform des absoluten Geistes. Ihr Geschäft: „Reinigung von der Unfreiheit“. Der Künstler: „Meister Gottes“, des Absoluten. Allein, so zu urteilen ist nur Hegel gestattet, dem das Pathos der Zeit zur Substanz

Digitized by Google

der Welt als solcher, zur Tätigkeit des absoluten Geistes geworden ist. Erst in Hegel hat das Pathos vollständig gesiegt. Die Spannungen, der Krieg, in dem alle Gegensätze enthalten sind, der absolut kriegerische Idealismus wurde da zum Demiurgus des Universums erhoben. „Das Wahre ist das Ganze. Das Ganze aber ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen. Das Wahre ist so der bacchantische Taumel, an dem kein Glied nicht trunken ist.“ Und das Pathos, auch das künstlerische Pathos, ist der Bacchustanz der Wahrheit. So vermochte jedoch nur Hegel zu denken, für den es nicht nur scheinbar, sondern in Wahrheit keine zwei verschiedenen Welten der Natur und Vernunft, der Person und der Wirklichkeit gab. Sondern ein einziger Vernunft- oder Weltorganismus, der nach pathetisch-kriegerischer Art seine Formen offenbarte. Hegel ist der glückliche Erbe Schillers.

Die Passion der dramatischen Totalität.

Darüber nur ein Wort. Schiller schrieb zumeist historische Dramen. Der Art nach, wie er den dramatischen Stoff behandelte, ist er als historischer Realist zu bezeichnen. Historie bedeutet jedoch keine bloße Abbildung der Wirklichkeit. Höchstens will sie ein Äquivalent derselben bieten. Sie befindet sich in der Mitte zwischen Empirie und Idee. In diesem Sinne war auch der Dramatiker Schiller ein Realist. Ein jedes Drama atmet eine Totalität aus. Eine jegliche Person repräsentiert einen Charakter, einen Stand oder einen Trieb. Jede gilt für sich und nicht, wie es so oft bei Shakespeare der Fall ist, um etwas Wichtiges hervorzuheben, um ein Folie für dieses abzugeben. Schillers Drama ist beinahe ein kollektives, ein demokratisches. Um so schwieriger wird es, den dramatischen Vorgang abzuwickeln. Das Pathos, der Rhythmus, muß wieder aushelfen. Und wo es nicht ausreicht, tritt der „historische“ Zufall aufs Tapet. Otto Ludwig, der einseitige Apologet Shakespeares, der ärgste Gegner Schillers, sieht darin einen Grundmangel. Auch darin, daß in Schillers Dramen die Helden, der Dichter und die Zuschauer fast ein und dasselbe Leben atmen. Nun ist der „historische Zufall“ kein Zufall mehr, und das identische Erlebnis, in das Schiller die Zuschauer mit den handelnden Personen versetzt, ist in der Musik eher ein Vorteil als Nachteil. Und Schillers Dramen sind vornehmlich musikalisch, rhythmisch. Beinahe muten sie wie ein Mysterium an. Und in einem musikalischen Mysterium leben und schaffen alle zusammen. Der einzelne verschwindet, die Passion der Totalität geht mit uns um. Nicht jeder ist stark, ist volkstümlich genug, um an einem solchen Drama mitzuleben; nicht jeder ist Pessimist genug, um das kollektive Pathos zu wollen. Immerhin kann niemand der dramatischen Totalität das Recht auf Existenz absprechen. In ihr schlagen die zentrifugalen Mächte eine konzentrische Richtung ein. Der antike Geist wird wach. —

Ohne Friedrich Schiller würde es den Deutschen an politischer Kultur mangeln. Ohne Hegel würde der darin enthaltene politische Geist in der Luft hängen, der philosophischen Grundlage und Erweiterung entbehren. In beiden aber wandelte sich das Politische in ein Kulturproblem, und die Kultur wurde reif zur Politik, zur Tat.

Schillers Verhältnis zur Jugenderziehung.

Ansprache, gehalten an der Fürstengruft zu Weimar an die Mitglieder der 19. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen

von Prof. Dr. **Jakob Wychgram** (Lübeck).

Wir haben uns hier vereinigt, um auch in unserm Kreise dem Großen zu huldigen, dessen Irdisches in dieser Erde ruht. Wir stehen inmitten von Gräbern an der Stätte des Todes. Aber nicht dem Toten gilt unser Gedächtnis, es gilt Lebendigen. Wo immer Deutsche versammelt sind im Dienste des Guten, Wahren und Schönen, wo immer Deutsche versammelt sind, um für die nachkommenden Geschlechter zu wirken, da steht Friedrich Schiller unsichtbar unter ihnen. Und ein Hauch seines Geistes hat auch uns umweht in unsern Beratungen, die jenem Ideale dienten, dem auch er sein Leben gewidmet hat, und das sein großer Freund gedeutet hat in den mahnenden Worten:

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Aber grade wir haben noch eine nähere, eine innigere Beziehung zu Schiller. Wir sind berufen, seinen Geist in der Jugend lebendig zu erhalten, den heranwachsenden Geschlechtern sein Wort und sein Leben zu deuten. Sein Wort! Wie aus der Höhe der Mund der Glocke in das Getriebe des Erdenlebens hineinruft, so klingen und rauschen aus Schillers Dichtungen in das Irdische hinein die großen Ideen. Daß sie dem Einzelleben Würde und Richtung geben, daran sind wir bestimmt mitzuarbeiten. Uns liegt es ob, an Schillers Dichtungen in unsrer Jugend zu entzünden den sieghaften Optimismus, ohne den das Leben nicht lebenswert wäre, aber auch die heilsame Wahrheit zu künden, daß uns Irdischen des Lebens ungemischte Freude nicht zuteil wird. Uns liegt es ob, an seinem Wort die heilige Scheu vor dem Walten der höheren Mächte zu pflegen, die wir nicht versuchen sollen. Und auch in unsrer Schulstube funkeln wie lichte Kleinodien die weltweisen Sprüche, die uns und die Jugend mahnen, Bescheidung zu üben und uns als dienendes

Digitized by Google

Glied dem Ganzen anzuschließen, oder die uns predigen, daß das Höchste im Leben ist, mit Willen ganz zu sein, wie die Pflanze es willenlos ist. Wir lesen mit unsern Schülerinnen die Dramen, und höher, als ihr Staunen zu erwecken ob der künstlerischen Technik, soll uns stehen, in ihren Herzen die großen sittlichen Probleme aufgehen zu lassen, die sie uns stellen; vor allen Dingen das eine von der persönlichen Freiheit und der uns umgebenden Notwendigkeit. Keiner hat es wie Schiller gestellt, und keiner wie er gezeigt, daß in uns ein freier Wille lebt, daß allem starren Zwang zum Trotz in unsrer Brust unsers Schicksals Sterne sind.

Und welche Fülle von Frauengestalten hat Schiller uns allen, den Jungen wie den Alten, vor die Seele gestellt; alle die guten Möglichkeiten weiblichen Wesens stehen in ihnen vor uns, und wir fühlen es deutlich, wie sein eignes Herz besonders gehangen hat an dem Bilde der starken, mutigen, Großes wollenden, Schweres vollbringenden Frau, an einem Ideale, das in der Breite des Lebens erst unsre Zeit zu erfüllen sich anschickt. Aus dem Mädchen von Orleans weht uns der Hauch des glühenden Patriotismus entgegen, dem der Kampf fürs Vaterland heilig und gut ist. Und wie die Frau dem Manne die wahrhaft gleichgestellte Genossin, die kluge Beraterin, die starkmütige Aufrichterin sein kann und soll, das zeigt uns des weisen Iberg hochverständige Tochter. Und wiederum weist uns die große Dulderin Maria Stuart, wie durch Sünde und Leid hindurch auch die Frau sich zu der inneren Freiheit durchringt, die stärker ist als Kerkermauern und mächtiger als der Tod.

Aber Schiller ist uns mehr als der große Dichter. Wir Deutschen haben das Bedürfnis vor vielen, daß wir hinter dem Werke das Leben, hinter dem Künstler den Menschen suchen, und das Glück, daß wir in unsern beiden größten Dichtern zugleich große Menschen verehren dürfen. Alle die typischen Formen des menschlichen Lebens hat uns Schiller vorgelebt. Welch ein Sohn war er seinen armen Eltern, welch ein ein Bruder den Schwestern, welch ein Mann ist er gewesen für die Frau, die ein gütiges Geschick an seine Seite gestellt hatte, und deren Name in dieser Stunde und an dieser Stätte nicht unausgesprochen bleiben kann: Charlotte v. Lengefeldt! Welch ein Vater war er seinen Kindern und welch ein Freund den Freunden, von Andreas Streicher bis zu Goethe und Wilhelm von Humboldt. So durfte Goethe von ihm das Wort sprechen: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!“ Ein Höchstes aber bezeichnet dieses Leben und macht es uns allen in jeder Lage und Stunde des unsrigen zum Vorbilde: über ihm schwebt das eine Wort: Entwicklung! Von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr über sich hinauszuwachsen, immer ähnlicher zu werden dem in ihm lebenden Bilde innerer Vollkommenheit, immer freier und unabhängiger zu werden von allem, was äußerlich und innerlich beschränkt und hemmt — das war es, was den großen Mann vor allen andern kennzeichnete, das war es, wodurch er den Widerstand der stumpfen Welt besiegte. Und so konnte Goethe von ihm sagen: „Schiller erschien jeden Tag ein andrer, ein größerer!“

Wir schicken uns an, diesen Lorbeerkranz auf Friedrich Schillers Sarg niederzulegen. Wir wollen das tun mit dem tiefen Gefühl des Dankes im Herzen, den wir gleich allen unsern Volksgenossen empfinden, und mit dem stillen Gelöbnis, ihm nachzuwandeln in allem Guten, damit von jedem unter uns auch einst gesagt werden möge, daß er „jeden Tag ein andrer, ein größerer“ erschienen sei“.

Schiller.

Von **Otto Ernst** (Groß-Flottbeck).

In einer großen Stadt, wo ich gewohnt,
In einem volk- und häuserreichen Viertel,
Sah ich aus meiner Kammer unterm Dach
In das Gewirr der Steine oft und lang.
Schier unabsehbar lagen vor mir da
Kamine, Mauern, Dächer und Mansarden,
Ein wirres Auf und Ab und Durcheinander,
Ein steinern Meer, im Wellenspiel erstarrt.
Und aus den Schlünden dieses Meeres drang
Des Alltags Raserei in Lust und Angst:
Des Hungers Seufzen und Gebrüll des Rausches,
Der Schrei der Gier, der Kindheit Morgenlachen,
Der Arbeit Hämmern und des Tanzes Spiel.

Und immer, immer, wenn ich Sinn und Seele
An diesem Brei von Dunst und Lärm ersättigt,
Schlich glücksgewiß und still mein Blick zur Seite,
Wo sich ein Wunder groß und ernst erhob.
Da, dicht umwühlt von Essen, Erkern, Giebeln,
Und ganz doch unberührt von ihrem Schwall,
Ein ewig strömender Gesang von Stein,
Stieg eines Domes Turm zu Himmelshöh'n.
In breiten Massen wuchtig aufgeschichtet,
Schwang er doch leicht sich auf ins reine Blau.
Es überschlug der Blick sich, der ihn maß,
Und sank nach innen, schauernden Entzückens;
Denn seine herrlich ragende Gewalt
Umfloß der Schönheit ruhiges Gewand.
Von Zeit zu Zeit erdröhnte dumpf erhallend
Der Glocken tiefer Ton — dann drang ein Zittern
Bis in der Häuser, in der Herzen Grund,
Und wohl durch manche Seele, manches Haus
Ging Wunsch und Hoffnung, groß und rein zu sein.
Und klang am Feierabend gar ein Lied
Vom Turm herab, dann quoll's wie Rosenwolken

Digitized by Google

Durch allen Gassendunst, ein Duft von Frieden
Durchdrang den Lärm, und hoch an rauchgeschwärzten
Gemäuern hing ein stiller Abendglanz
Wie herbstlich rotes Weinlaub . . .

Aber auch
Wenn er geheimnisvoll und schweigend stand,
Wie ewige Gedanken überdenkend,
Stieg mancher Blick empor an seinen Zinnen,
Empor in eine ahnungsreiche Welt.

Ja, auch die nie durch seine Pforte schritten,
Die ihn nur ragen sah'n aus ferner Gasse —
Sie sah'n ihn mit Bewunderung, mit Andacht,
Ja ja, sie liebten ihn aus dunklem Drang
Und wandten gern zu ihm den müden Blick —

Denn daß er groß war, das war Trost und Glück.
Daß er aus Qual und Qualm und Last und Lärm
Erhaben sich und schönheitsmild erhob,
Das war Befreiung aus bedrängtem Leid.
Daß er aus allen Engen sich entriß,
Das war Erlösung.

Und die Zweifler selbst,
Die Hoffnungslosen schauten milden Blicks
Auf diesen Weiser nach dem beff'ren Land.
Schon mehr als hundert Jahre stand der Turm,
Und ragen wird er durch Jahrhunderte
In ferne Zukunft. Und aus Tür und Fenster
In Hütte und Palast wird manch ein Antlitz
Sich neigen und dies Mal der Hoffnung suchen,
Und manche Seele wird an ihm empor
In unsrer Sehnsucht Heimatland entschweben.

Schillers Besuch bei Schubart.

Eine Szene
aus Peter Hilles nachgelassenem Schillerfestspiel.

(Beim Aufgehen des Vorhangs zeigt sich die Bühne in zwei Teile geschieden. Rechts sieht man einen Gewölbegang, links das Innere der Zelle Schubarts in der Festung Hohen-Asperg. An einem Tische schreibt Schubart. Durch den Gang nähern sich Oberst Rieger und Schiller der Zellentür in eifrigem Gespräch.)

Rieger: . . . Eine harte, aber wohltätige Zucht: das ist mein Grundsatz. Und hier, da drinnen, da ist eine Bewährung dieser meiner Grundsätze, auf die ich stolz sein könnte, wenn dem Christen nicht Demut geziemte, so daß er mit Paulus sagt: „So ich mich je berühmen soll, so will ich mich meiner Schwachheit berühmen.“ Hier ist eine Perle, eine kostbare Perle, die wie solche sein soll, und lieb und angenehm ist vor dem Herrn der Heerscharen, gewonnen ist und gezeitigt aus ihren eignen Tränen in Buße und Seufzen. Und eine Harfe ist worden aus der Trompete des Satans — doch ich will leiser sprechen, daß er's nicht höre und eitel werde in seinem schwachen Herzen, und all meine Frucht ist dahin. (Der Ton der Stimme bleibt unverändert, da Rieger harthörig ist.) Und eine Harfe ist worden aus der Trompete des Satans, die da berief die lockeren Geister und alle, so da bös geartet, zu Werken der Empörung und der Völlerei und der Spötterei, die das höchste Greuel ist vor dem Herrn . . . Ein Psalter erklingt wie der Psalter Davids, da über seine büßende Harfe das schmerzliche Salz seiner Zähren rann.

Schiller: Es freut mich, daß Herr Oberst so günstig von dem armen Manne denken. So werden Sie auch Mitleid mit ihm haben und ihm seine furchtbare Lage nach Kräften erleichtern . . .

Rieger: Er ist ein Dichter, ich bin Schließer für Schlösser, hinter denen S. Durchlaucht gefährliche Subjekte verwahrt. (Man vernimmt Schlüsselgerassel; die Tür zur Zelle wird geöffnet. Rieger tritt ein, Schiller bleibt zurück. Schubart erhebt sich von dem Schemel vor dem kleinen, in die Wand eingelassenen Tisch, an dem er, behindert durch den halb abgebröckelten Brotlaib und den Wasserkrug, geschrieben.)

Rieger: So, mein Freund, das ist aber mal schön, daß Seine Seele anbetend und seufzend bei ihrem Schöpfer weilt! Sieht Er wohl, welch schöne Sammlung Er hier hat? Wollte Gott, ich hätte sie wie Er und wäre nicht abgehalten durch soviel harte, widrige Berufsgeschäfte, die ich mich aber beeifre, um Christi willen freudig zu erfüllen, wie wollt ich ihn (fanatisch entzückt) loben und preisen! O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund! Er Glücklicher! Wie wollt ich ihn (inbrünstig und aufhimmelnd) loben und preisen, wär ich (militärisch kurz und hart) an Seiner Statt, hätte seine Gabe. Und hätte so viel abzubüßen, was ich durch mein loses Maul und den Mißbrauch seiner hohen Gabe verschuldet! (Vorwurfsvoll): Was ist das?! (Nimmt das Blatt vom Tisch und liest.) Klagen?! — Das Kreuz, das der Herr schickt, muß man tragen! — Verse?! (Schubart seufzt und steht mit gefalteten Händen. Rieger liest hart und steif): „Meiner Julie.

O Julie, mein Ebenbild,
Nur sanfter noch, und nicht so wild,
An jeder Engelanmut reich,
An Großgefühl (vorwurfsvoll stutzend) dem Vater gleich.“

Großgefühl?! — Was soll das heißen? So ein Lump und — Großgefühl? Noch immer ist der sackermentische Hochmut nicht gebeugt! (Liest weiter, wie oben.)

O, Julie, bedaure mich;
Denn, ach, wie schwer entbehr' ich Dich!

Ich war in der glücklichen Lage, bereits einmal in der „Gegenwart“ eine Szene aus Hilles nachgelassenem Schillerfestspiel mitzuteilen (Vergl. Bd. 71 Nr. 14). Hier veröffentliche ich nunmehr den größten Teil des zweiten Vorgangs, der u. a. Hilles glänzenden Dithyrambus auf Schiller enthält. A. Hn.

Digitized by Google

Dem Lämmlein gleich hüpfst Du nicht mehr,
Um Deinen armen Vater her.
Du hemmst nicht mehr mit Deinem Kuß
Der Tränen mächtigen Erguß,
Und scheuchst mit Deinem Lächeln nicht
Den Gram von meinem Angesicht.
O, Julie, wann kommt die Zeit,
Daß ich mit Vaterzärtlichkeit
Erst an mein Herz Dich drücken kann?
Ich armer, ich gefangener Mann!
Wann lenk ich Deiner Stimme Ton
Am goldbezogenen Pantalon,
Und lehre Dich mit Saitenklang
Den deutschen, herzlichen Gesang?"

Sollte seinem Kinde lieber Gottesfurcht beibringen statt solchen Firlefanz! (Weiter lesend)

„Der Welsche girrt, der Franzmann eilt
Durchs Labyrinth der Tön' und heult,
Der Deutsche aber fühlt und singt,
Daß sein Gesang das Herz durchdringt."

Gar nicht übel! Aber warum muß Seinesgleichen immer so ausländisch dichten? Da heißt es: „Der Deutsche aber fühlt und singt." Der Deutsche hat nicht zu fühlen und noch weniger zu singen! Warum sagt Er nicht einfach: Der Württemberger fühlt und singt. Was gehen uns die Deutschen an! (Liest weiter)

„O, Julie, wann kommt die Zeit,
Daß ich mit Vaterzärtlichkeit
Erst an mein Herz Dich drücken kann?
Ich armer, ich gefangener Mann!"

Na ja, halt Er sich recht brav und halt Er sich dran und dichte geistliche Gesänge! Dann will ich sehen, was sich machen läßt.

Schubart: Wär's möglich? Frei?! Ich könnte —

Rieger: Wer spricht von Freiheit? — Ich meine, daß ich Sein Julchen vielleicht mal mitkommen lassen könnte. — Es ist zwar eigentlich wider das Reglement. — Na ja, ich begreife! Es ist ja auch ganz in der Ordnung, daß Er sein Kind liebt. Aber daß man sie so lieb hat, darf man ihnen beileibe nicht so zeigen und schreiben. Das tut unser lieber Herrgott auch nicht mit uns. Ich weiß nicht recht, ob ich die Verantwortung auf mich nehmen und den Brief abgehen lassen darf! So bekäm ich die Verantwortung für sein Kind mit. — Doch ich wills tun und die Verantwortung auf mich nehmen; doch eins muß Er mir versprechen! — Ja, tut Er's?

Schubart: (Seufzend) Was hätt ich zu versprechen? Gehör ich mir doch selbst nicht!

Rieger: (Dringend) Ja, Schubart, Er hat was. Er hat es in Seiner Hand. Er kann sich einen dauernden Namen erwerben, der besser ist, als aller Beifall der Toren . . . Er kann dem Herrn viele reumütige Sünderseelen zuführen und viel Erbauung und Erholung stiften und leuchten da droben wie die Lehrer, die das Licht und die Weisheit gebracht haben. Sein Angedenken wird grünen, so lange es noch Ketten gibt und Mauern, und die wirds ewig geben. Denn ewig währt der Menschen Niederträchtigkeit wie Gottes Gerechtigkeit und die seiner Stellvertreter . . . Er kann ein gutes Werk tun und sich Gotteslohn erwerben! Will Er?

Schubart: So ein geknicktes Rohr wie ich?

Rieger: Grade das braucht der Herr!

Schubart: (Erloschen) Ich bin bereit.

Rieger: (Eifrig) So hör Er. Er ist nur ein Werkzeug in der Hand Gottes. Er wär so recht der Mann dazu, all die verlorenen Söhne des Landes wieder ihrem himmlischen Vater zuzuführen. Er soll mir ein Gesangbuch schreiben für die Gefangenen. Er kennt die Wohltat der Einsamkeit, die Segnungen des Leidens und die Segnungen einer die aufgebäumte Seele niederhaltenden Zucht.

Schubart: Ja, leider!

Rieger: Was, Er Undankbarer?! Und Er ist nicht freudig bewegt über diese unverdiente Gnade, die Ihm trotz, die Ihm gerade wegen Seiner Ruchlosigkeit widerfahren?! (Geschäftlich) Wie ist es, hat Er die Rezension fertig?

Schubart: Welche?

Rieger: Nun, die über das Werk mit dem hundsföttischen Titel, was aber so bedeutend sein soll?

Schubart: Nun weiß ich. (Barsch und bestimmt, sehr laut) Nein! Die kann ich nicht schreiben. Ein Gewitter rezensiert man nicht. Und das ist ein Gewitter. Ein fürchterlich schönes. (Begeistert) Hier ist der Adler, der ist es! Wie er hinsegelt über die Zeiten, wie er sie ergreift! Alles, was da wild ist und schreit und seiner Empörung nimmer Rat weiß, hier steigt es und verbindet sich mit dem mächtigen, blitzprächtigen Gewölk droben voll flammender Gesichte und so mag es festgesaugt, eine Säule der Verwüstung, durch die Lande schreiten, eine Wasserhose von so tief wurzelnder, wolkenwipfliger Höhe, daß sie nicht mehr vermag, sich aufzulösen, und das, was sonst nur ein Augenblick von Wonne und Wildheit ist, wie der Augenblick, der zwei Leben hinreißt und ihnen ein drittes schenkt — fortab wandelt es wie ein zähes, unzerreißbares Bündnis aller zerstörerischen Mächte über die zitternde Erde. Der Himmel reckt seine feurigen Arme, und die Erde schleudert in verheerendem Ballspiel ihre glühenden Kugeln hoch in die versengte Luft, wo diese leuchtende Fackel der Verderbnis, wo dieser zähwipflige Baum des Todes vorüberwandelt und das Meer wie einen gefangenen Hektor über die Erde nachschleift!

Rieger: (Ratlos, unsicher) Das ist ja empörend, klingt ja wie Auflehnung! Sieht so eine Rezension aus?! (Läuft hinaus, draußen) Kommen Sie mal herein, — jetzt, Freund, haben Sie gehört, was dieser Mann hier sagte?

Digitized by Google

Schiller: Nein, ich vernahm nur Worte und habe nicht darauf geachtet.

Schubart: (Männlich, gehoben) Ich sprach von den „Räubern", einer Dichtung, die mir Herr Oberst zur Durchsicht zu geben die große Gewogenheit hatte. — Herr, ist das ein Buch! — Wie von einem Adler, der Schrei eines Adlers! Ich glaubte einstmals, ich vernähme sie in meiner Brust. Das war nichts. Ich brach bald zusammen. Ich war mal nicht Erfüllung, aber doch Zuversicht und Hoffen und (sich aufrichtend) Mannesmut. „Auf, auf, Ihr Brüder und seid stark!" — Nun ist das vorbei, lange, lange vorbei. — Da vernahm ich die Stimme in ihm, der Adler ist da, nun bin ich getröstet. Und so grüß ich ihn aus Herzensgrund — meinen Vernichter, meinen Totengräber! Auf den Knien . . .

Schiller: (Schubart umarmend) Mein Meister!

Rieger: (Ratlos) Was heißt das?!

Schubart: Ich Meister?! Der Schiller ist's. Ich bin nicht würdig, ihm die Schuhriemen zu lösen!

Rieger: . . . Weiß Er denn, wer vor Ihm steht?

Schubart: Wie soll ich das?

Rieger: Also, also — Fischer, Herr Chirurgus Fischer, ein Freund des Verfassers. Hat Er dem was mitzuteilen?

Schubart: Ein Freund des Einzigen, des Unvergleichlichen?! O, könnt ich nur einmal an Ihrer Stelle sein! — Sagen Sie ihm, sagen Sie ihm — (Er bricht in Tränen aus.)

Schiller: Ich werde ihm sagen, und es wird ihm ein überschwänglich hoher Lohn sein, zu wissen, daß ein Mann, der Tyrannenmacht getrotzt hat und ein Märtyrer der Freiheit und des Geistes ist, Züge seiner gewaltigen Seele in des Aufstrebenden Versuche findet.

Schubart: So wagen Sie von dem ewigen Werk Ihres Freundes zu reden?! Sie sind seiner nicht würdig. (Seufzend) O, daß ich an Ihrer Stelle wäre! Und daß Sie das so gar nicht zu würdigen wissen! (Bitter) Nun, es pflegt uns ja immer so mit Geschenken zu gehen, die zu groß sind, als daß wir sie zu begreifen vermöchten. Das sehen wir ja an unserm göttlichen Heiland selbst, der aus des Himmels klarem Geisteslichte zu uns herabstieg, auf unsre unsäglich arme und unsäglich böse Erde, und von ihr sich schmähen ließ, um ihr das Heil zu bringen. Wir wußten seine Gabe, wußten sein für uns dahin gelittenes Blut nicht zu würdigen und wir spieen hinein!

Rieger: (Salbungsvoll) Ja, und Amen! Sieht Er Schubart, so ist Er auf dem rechten Wege! So muß Er immer bleiben!

Schiller: Einen Gefangenen trösten! Und solch einen Gefangenen!

Rieger: Na, hören Sie mal: Gefangener ist Gefangener! Machen Sie mir diesen da nicht zu eitel, sonst — Gefangene zu trösten, dafür bin ich da.

Schubart: (Beginnt) „Edler Rieger" . . .

Rieger: (Eitel) Na sieht er! Er kann anstellen, was Er will, man muß Ihm immer wieder gut sein. Das hatte Er fein gemacht, damit hat Er mich überrascht. (Zu Schiller) So eine Art Hymnus mir zu Ehren. — Es ist wahr, das ist so eine schwache Seite von mir, so ein sündiger Hang, den mir unser Herrgott vergeben möge. Bei Tage lasse ich den Kerlen den Rücken gerben, daß sie wie Hackfleisch aussehen, wenn sie wieder auftauchen aus der sausenden Hecke ihrer Kameraden . . . Herr Gott, wie wohl tut es einem dann, des Abends durch die leichten Beine der Ballerinen sich die göttlichen Leidenschaften des hohen Olymps vortanzen zu lassen — alles in Zucht und Ehren natürlich. Nun, und macht es mein hoher Herr, unser allergnädigster Landesvater nicht auch so? Also muß es schon so in der Ordnung sein . . . (Zu Schiller) Sehen Sie, ich weiß die Kunst zu schätzen, wo ich sie finde, auch bei meinem Gefangenen, dem Schubart. Den nehm Er sich zum Beispiel! Dem kann ich nun nicht mehr raten, dafür ist es zu spät nun. Nehmen Sie sich ein Beispiel und treiben Sie's nicht wie er. Sehen Sie, unser allergnädigster Herr Herzog ist ja so gnädig, so überaus nachsichtig gegen Sie! Hat er Ihnen doch angeboten, Ihr Zensor zu sein. Herr Gott, würde mir das geboten, wie wollte ich dankbar die Hand küssen, die meine Abirrung so milde zurücklenkt zu dem Ziemlichen . . . Sie sind Bühnendichter, wir haben eine Bühne, eine sehr schöne dazu und ein auserlesenes Publikum, warum dichten Sie da nicht für uns? So — so zu meinem nächsten Geburtstage, — mit Schubart zusammen: Schubart und Schiller, das klingt so verwandt. Es würde einen schönen Einklang setzen.

Schiller: Eine Quinte, verehrter Herr Oberst. — Mein Pegasus läßt sich nicht vorspannen.

Schubart: (Auffahrend) Schiller?! — Sie wären . . .?!

Rieger: (Barsch) Ganz recht. Er wünschte den Dichter der „Räuber" kennen zu lernen. Hier steht er vor Ihm!

Schubart: Er selbst?! Der Große?! (Umarmt Schiller. Pause.) So — und wie erbärmlich, verzeihen Sie, daß ich mich so hingegeben. Aber alt, vor der Zeit gebrochen, wie Sie mich so hier sehen. — Aber mein junger Freund, Sie Hoffnung einer ganzen Welt, das, nicht wahr, das — Sie werden mich schwerlich wiedersehen, meine Tage sind gezählt, und ich werde sie wohl hier beschließen müssen — das geloben Sie mir in die Hand? Sie dürfen nicht so unter das Rad kommen, das Ihre Knochen zermalmt, Sie müssen sich erhalten! Darum Vorsicht, vorsichtig oder (eine Schwalbe fliegt ins Innere der Zelle) mit dieser da weit, weit weg. (Reicht Rieger die Hand) Und Ihnen, Herr Oberst, innigsten Dank, daß Sie meinem Untergange den Stern des Aufgangs noch zugeführt haben.

Digitized by Google

Rieger: Gern geschehen, lieber Schubart, gern geschehen! Sie machen mir ja auch so manche Freude mit Ihrer Umsicht und Ihrem Fleiße, und, sehen Sie, ich will das meinige tun, daß Sie bei mir bleiben. Ich gebe Sie nicht gern fort, Sie sind mir unersetzlich. Der Tag Ihrer Freiheit würde mich traurig stimmen. Nun, Er hat ihm (auf Schiller weisend) gut ins Gewissen geredet, und es wäre erwünscht, wenn man sich danach zu richten beliebte. Jedenfalls danke ich Ihm dafür. Aber nun ist die Zeit um. Kommen Sie, Herr Schiller!

Schubart: (drückt Schiller an sich) Ich liebe Dich, Schiller, wie die Sonne und die Freiheit. Hier (er sucht unter seinen Papieren. Rieger wird ungeduldig). — Einen Augenblick, Herr Oberst! — Hier, ich schrieb dies, als mein armes Weib mir Deine „Leichenphantasie“ brachte. (Laut):

„Auch ich schlang Deinen Gesang
Wie der Langdurstende
Mit wollüstig geschlossenem Auge
Schlürft aus des Bechers Frische,
Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden,
Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm.
Denn Du sangst,
Schiller, Du sangst!
Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzt tönend nieder vor mir,
Und ich horchte seinem Wogensturze.
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Flut.“

Rieger: (Auffahrend) Fertig? — (Schiller drückt Schubart noch einmal an sich, dann ab. Rieger schließt die Kerkertür. Man vernimmt das Klirren der Schlüssel. Schubart faltet die Hände, tritt seufzend ans Fenster und blickt in die Sonne.).

Schillers Sterbehaus.

Von **Adolf Heilborn** (Steglitz).

Die ganze Straße hinauf und hinab, hüben und drüben lange Reihen von Säcken, prall gestopft, unförmig, mit Auswüchsen, dazwischen Strohschütten, hier und dort ein Wagen, abgeschirrt nnd abgeladen, und die Kinder klettern durch das Leiterwerk und über die Säcke und wippen auf der Deichsel. Ein weißhaariger Alter, barhaupt, sonnenbraun und verhutzelt, in roter, silberknöpfiger Weste, trägt im Henkeltopf sein Mittagessen daher, ein großer Köter springt ihm entgegen, umschnuppert den Topf und blafft, daß der Alte schilt und über die Säcke stolpert. Am Gänsemännchenbrunnen, im Winkel drüben, stehen Bauern, die Peitsche in der Hand, und deuten auf die Säcke und feilschen laut: zu Weimar in der Schillerstraße ist Zwiebelmarkt.

Aus versonnenen Augen, wie weltfremd, schaut das Schillerhaus auf den bunten Lärm zu seinen Füßen. Nur hin und wieder tönt die kleine Glocke an der grünen Tür, und ein Besucher tritt dann aus dem Hause, den Reiseführer und die Ansichtskarten in der Hand, gleichgiltig oder auch gerührt. Ein ärmliches Haus, nüchtern, geschmacklos, verunziert durch das rote Schild der Feuermeldestelle und den Glockengriff, verunziert auch durch das schale, leichenhafte Gips — mehr Goethe zudem als Schiller —, das unharmonisch aus einem Fenster unten quillt. Nur um die Ecke, das saubere, winzige Gärtchen, dessen wilder Wein nun im Herbste brennt, sich schneidende Giebel darüber, das Gärtchen hat etwas von Dichteranmut, von der ergreifenden Anmut eines so großen und doch so armen Dichters.

Über der Tür ein nüchternes Schild: „Hier wohnte Schiller.“ Daneben Tafeln der Schillerstiftung und des Sekretariats der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaft. Auch den toten Schiller morden noch die andern Titanen. Innen, im Bureau des Hauswarts, die aufdringliche Fanfaronade des Gipses und der Ansichtskarten, mehr Goethe als Schiller, aber auch Liszt und — Johann Strauß: „Hier wohnte Schiller“. An Goethe und Shakespeare vorüber, die den ersten Stock für sich in Anspruch nehmen, gehts eine Stiege höher zu Schiller.

Drei kleinbürgerliche Räume. Der erste eine Art von Museum mit Bildern, Autogrammen, ein paar Büsten; am Fenster, in die Nischen gezwängt, schmale Kästchen mit dem Abguß des Schädels, der Totenmaske, ein paar Pretiosen: Ringe, Medaillons, Gläser, die Schnupftabaksdose, eine Locke des Dichters — ärmliche Kostbarkeiten, deren Anblick ans Herz rührt, und die doch in dieser engen Aneinanderdrängung tot sind, kaum noch zu uns sprechen. Das Empfangszimmer dann: die „kalte Pracht“ der Biedermeierzeit, in leiser Koketterie antikisierend (man könnte diesen Stil „Alt-Weimar“ nennen, — in Goethes Stadthaus feiert er Triumphe), das ganze Zimmer doch nur eine bessere „gute Stube“. Aber dann das Arbeitszimmer, darin der Dichter auch gestorben ist . . . das Arbeitszimmer, das ist der ganze, arme Schiller.

Eine seltsam ruhig-unruhige Tapete, grün, giftgrün — und man hat wohl nicht mit Unrecht vermutet, daß das Arsen darin dem kranken Dichter die Lebenszeit gekürzt habe — mit fliederfarbenen Tupfen, darum ein Kranz von zarten Tannenreislein. Zwischen den Fenstern, in breitem Mauerpfeiler eingelassen, die winzige Bibliothek, daneben der schmucklose Schreibtisch mit dem ärmlichen Tintenfaß, dem ärmlichen Leuchter, bei dessen kargem Licht die „Braut von Messina“, der „Tell“ und der „Demetrius“ geschrieben wurden.

Digitized by Google

Vorm Fenster zur Gasse rote, ärmliche Gardinen, und nun in der Ecke Nachttisch und Bett, ein wahres Dienstbotenbett von erschütternder Armseligkeit. Ursprünglich stand dies Bett in der gruftdunklen Schlafkammer nebenan; erst als der Dichter zu sterben kam, verlangte er zum Lichte. Die Tür zu dieser mörderischen Kammer steht nun ein wenig offen; aber kaum einer blickt hinein, es ist, als bärge sich dort ein Unsagbares. Spinett und Gitarre beschließen etwas bohèmemäßig das Mobiliar: Schiller war musikalisch, man lese nur einmal seinen Hymnus auf Mozart nach. (Goethe ganz und gar nicht; dem weckte erst der junge Mendelssohn etwas wie wirkliches Verständnis für gute Musik). Ein paar Stiche an den Wänden: ideale oder doch idealisierte italienische Landschaften. Das ist alles, arm, wie das ganze Dasein Schillers. So erhebend der Eindruck von Goethes Gartenhaus ist, so tieftraurig stimmt uns Schillers Sterbehaus. Es ist wie ein Symbol seines ganzen Erdendaseins.

Eine neue Schiller-Ausgabe.

Schillers Werke (Vollständige Ausgabe). 15 Teile in 8 Leinenbänden 14 Mk. Goldene Klassiker-Bibliothek. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (Leipzig-Berlin).

Wenn am 10. November dieses Jahres die 150jährige Wiederkehr des Geburtstages Schillers gefeiert wird, da nahen sich wohl von allen Seiten wieder die Freunde des Dichters, um dem Andenken des Genius ihre Opfergaben darzubringen. Gelehrte, Redner, Schulmänner, Schauspieler, sie legen alle auf dem Altar des Dichters die Gaben nieder, mit denen sie glauben, sein Andenken am würdigsten zu ehren, ihren Dank am herzlichsten ausdrücken zu können. Sie alle tun damit nur das, was ihres Amtes ist, was ihnen der Beruf als ideale Pflicht auferlegt. Doch befindet sich diesmal unter diesen dem Dichter gewidmeten Gaben eine Spende, die um so erfreulicher ist, als sie von einer Seite kommt, der die Betätigung eines selbstlosen Idealismus nicht ohne weiteres zur ersten und obersten Pflicht gemacht werden kann. Eine Ausgabe, wie sie jetzt das Deutsche Verlagshaus Bong & Co. in seiner Goldenen Klassiker-Bibliothek den Werken Schillers widmet, kann nicht mehr als ein rein geschäftliches Unternehmen gelten, sondern darf Anspruch darauf machen, als ideale Leistung zum Wohl und Nutzen unsres Volkes betrachtet zu werden.

Die Ausgabe ist von Dr. Arthur Kutscher besorgt und enthält in 15 Bänden nicht nur alle abgeschlossenen Werke, sondern auch die Entwürfe, Theaterbearbeitungen und die Schriften, bei denen die Autorschaft Schillers nicht unbedingt feststeht. Alle diese kleineren Schriften füllen die letzten 5 Bände aus, durch welche die kleinere 10bändige Ausgabe zur vollständigen ergänzt wird. Stehen sie auch an Bedeutung hinter den Hauptwerken zurück, so sind doch gerade sie für die Kenntnis Schillers oft sehr wertvoll, ganz besonders die ersten Entwürfe, die manchen interessanten Einblick in die Werkstatt des Dichters zu tun erlauben.

Für Fachgelehrte ist die Ausgabe nicht bestimmt, sondern sie wendet sich an das gebildete Publikum. Sie verzichtet also auf die Beigabe eines umfangreichen wissenschaftlichen Apparats; der Herausgeber tritt vielmehr nur soweit hervor, als nötig ist, um Verständnis und Würdigung der Werke Schillers in taktvoller, unauffälliger Weise zu vermitteln. Der dem ersten Band vorausgeschickte Abriß des Lebens Schillers gibt ein wirkungsvolles Charakterbild unseres Dichters. Daß die schwere Jugend und die Wanderjahre Schillers bis etwa zu seiner Verheiratung verhältnismäßig ausführlich behandelt werden, ist nur zu billigen. Die leidenschaftliche Spannung der Stuttgarter Zeit mit ihrem dramatisch bewegten Ausgang, die wechselvollen Schicksale, die ihn in den Folgejahren von Mannheim über Dresden nach Weimar führen, sind des stärksten Anteils der Leser sicher und lassen den heldenhaften Zug im Wesen Schillers am hellsten hervortreten. Die Geschichte der letzten Lebensperiode konnte kürzer gefaßt werden, da hier sein Leben ruhiger verläuft und die Entstehungsgeschichte der letzten großen Dramen in den Einleitungen behandelt wird. Außerdem bietet der Herausgeber in den Einleitungen noch eine ästhetische Würdigung der betreffenden Werke, indem er unbefangen und frei von Überschwenglichkeit, aber auch mit herzlicher Wärme auf die Vorzüge und Schwächen der einzelnen Werke eingeht und dem Leser den Standpunkt zu vermitteln sucht, von dem aus er am besten zu einem verständnisvollen Genuß gelangen kann. Schillers eigne Meinung und die Äußerungen seiner Freunde sind mit Recht besonders berücksichtigt worden, da aus ihnen die Absichten des Dichters am reinsten hervortreten. Die Schwierigkeiten, die sich im einzelnen in Form und Inhalt ergeben, werden durch die Anmerkungen beseitigt, die in wohltuendem Gegensatz zu andern Ausgaben nicht unnötige Weisheit auskramen, sondern nur da helfen, wo ein wirkliches Bedürfnis vorliegt. Um das Nachschlagen zu erleichtern, sind sie zusammen dem letzten, 15. Band beigegeben. In den Anmerkungen ist die alte Hempelsche Ausgabe fleißig benutzt worden, die ja überhaupt in der Goldenen Klassiker-Bibliothek verjüngt zu neuem Leben erwachen soll. Aber welcher Unterschied zwischen den beiden! Nicht nur ist der eigentliche literarische Teil der Ausgabe vollständig neu geleistet worden, sondern auch die äußere Ausstattung hat unendlich gewonnen. Guter, deutlicher Druck auf holzfreiem Papier, reiche Beigaben von trefflichen Bildern und Faksimiles, roter Ganzleineneinband mit geschmackvoller Vergoldung lassen diese Bände schon in der wohlfeilsten Ausgabe den Anforderungen auch verwöhnter Bücherliebhaber genügen und machen sie zu einer Zierde jeder Bibliothek. Wie es möglich ist, die 8 dicken Bände der großen Ausgabe bei dieser Ausstattung für 14 Mk., die 4 der kleinen gar für 6 Mk. zu liefern, ist mir unverständlich. Sie zeigen recht deutlich, welche Fortschritte die Herausgabe unsrer Klassiker auf dem Weg von Reclam über Hesse bis zu Bong gemacht haben. Man unterschätze auch nicht den Wert einer guten Ausstattung! Wir genießen die leiblichen Speisen freudiger, wenn sie uns in schönen Gefäßen geschmackvoll dargeboten werden; sollte dies nicht auch für die Nahrung des Geistes gelten? Hier aber werden goldne Früchte in silbernen Schalen gereicht. — So ist denn die Schillerausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek nicht die geringste unter den Gaben, die zum 10. November auf dem Altar des Dichters niedergelegt werden. Und wenn so mancher Schrift oder Rede, die jener Tag hervorruft, ein kurzes Leben und Wirken beschieden sein dürfte, so wird die Schillerausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek in unzähligen Bänden in die Familien eindringen, unser Volk mit den köstlichen Gaben des Dichters erquicken und es erziehen helfen zu dem edlen Heldentum, das in Schiller selbst seine herrlichste Erfüllung gefunden hat.

Dr. Jul. Voigt (Ilmenau).

Digitized by Google

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Karl Emil Schaarschmidt: Demetrius. Trauerspiel in 5 Akten. Unter Benutzung des Schillerschen Fragments. Verlag von Herm. Zieger (Leipzig). Preis geh. Mk. 2,50.

Schillers Demetrius-Fragment hat von jeher zur Vollendung gereizt. Schon Goethe trug sich ja mit dem Gedanken; Maltitz, Kühne, Gruppe und vor allen Laube haben ihn dann ausgeführt. Keinem freilich ist es bisher gelungen, den wundervollen Torso zu lebendiger Gestalt zu ergänzen. Ob der vorliegende Versuch dies erreicht, sei dahingestellt; er darf aber für sich in Anspruch nehmen, in ganz eigner Weise Schillers Skizze zu einem Gemälde erweitert zu haben. Schaarschmidt sieht in der Demetriustragödie letzten Endes den mit jesuitischen Mitteln geführten Kampf Roms wider die griechische Kirche. Das ist ein überraschend neuer Gedanke, der wohl ernste Beachtung verdient.

Schillers Liebesfrühling. Aus seinem Briefwechsel mit Lotte während der Brautzeit. C. F. Amelang (Leipzig). Preis geb. Mk. 1,—.

Eine reizende Gabe zum Schillertage! Wie die Briefe der Liebenden mit feinstem Takte ausgewählt und zusammengestellt sind, so verrät sich in der Ausstattung des Büchleins erlesener Geschmack. H.

G. A. Melchers. Die Vergangenheit unsrer Zukunft.

An „Bellamys Rückblick aus dem Jahre 2000“ erinnert der Titel dieses Buchs, in dem uns in einer Reihe von Kapiteln „Der Verfall unsrer Vormenschen“ geschildert werden soll. Das heißt: in einer Reihe überaus phantasiereicher Betrachtungen wird uns das Bild unsrer Zukunft vor's Auge gerückt, und als Zeitgenossen des Jahres 4251 können wir den Verfall der kommenden Generationen unsres Menschengeschlechts beobachten. Eine, wenn auch nicht durchaus neue, so doch gute Idee, uns gleichsam eine Kultur- und Sittengeschichte der Zukunft zu geben. Als Verfasser zeichnet „Gustav Adolf Melchers“; wir kennen ihn nicht und können um so unbefangener an die Kritik seines Buches gehen. Reiche Lebenserfahrungen liegen seinem Inhalte zugrunde, und man möchte oft gerne wissen, wer es ist, der hier zu uns spricht, zweifellos ein Mann, der viel gesehen, viel gehört, selbst viel geschafft und offenbar auch manche Enttäuschung erlitten hat, ohne durch letztere zur Stimmung lebensverneinenden und weltentsagenden Pessimismus gelangt zu sein und uns selbst in solche zu versetzen. Ein „Schwarzseher“, der aber am tiefen Horizont durch schweres, dunkles Gewölk die strahlende Sonne zum Durchbruch kommen sieht. An solchen Büchern, so recht für unsre Zeit geschaffen, sollte nicht gleichgültig vorüber gegangen werden, sie haben immer etwas zu sagen, je nach der Individualität der Einzelnen diesem mehr, jenem weniger, niemand aber wird sie gleichgültig aus der Hand legen, zumal dieses Buch nicht, das, auf bewundernswerter, reichster Phantasie aufgebaut, uns mit unwiderstehlicher Kraft mit sich zu reißen weiß, uns bis ins innerste Mark zu packen, uns aufzurütteln und zu erschüttern weiß. Freilich, wer sich an Marlitt und Heimburg zu „erbauen“ pflegt, sollte auf die Lektüre dieses Buches verzichten, auch der immerdar Glückliche, der den Gang aller Dinge stets nur mit der bekannten, ewig zufrieden lächelnden Miene zu begegnen weiß, sollte der mitunter herben, in seiner gesunden, urwüchsigen Kraft auf empfindungsfähige und empfindungsbereite Leute aber wohltuend wirkenden Kritik, welche folgerecht der fortlaufenden Schilderung harmonisch eingegliedert ist, aus dem Wege gehen.

„Nichts für nervenschwache Leute“ möchten wir sagen, aber eine umso geeignetere Lektüre für alle die, welche sich noch nicht auf der Vorstufe des Verfalls fühlen, und das ist, es sei mit Freude gesagt, der nicht kleinste Teil unsres Geschlechts, das dieses Buch mit Freude genießen möge und genießen wird.

Adolf Albrecht (Berlin).

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.

Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Patentiert

„Agfa“-Belichtungstabelle
für **Tages-** und **Blitzlicht.**
(In einem Instrument.)

Die „AGFA“-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt **ohne jede Berechnung,** durch einfache Schieberstellung, **für jede Platten- und Filmsorte**
für **Tageslicht**
die **richtige Belichtungszeit**
für **Blitzlicht**
die **nötige Menge „Agfa“-Blitzpulver.**
Kompendiös. Leicht. Handlich.

à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa“-Platten Extra rapid
„Agfa“-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR“-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl.
26° W. = 13° Sch. Lichthoffrei.
Bezug durch Photohändler.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN
Hotel der Kaiserhof
Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG
Hotel Atlantic
Restaurant Pfordte
Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an

1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

In Kürze wird erscheinen:

Bücher der Gegenwart

I.

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jeżower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a.

Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar (von Otto Delling) geschmückt. Umschlag im Stil der Zeit.

Preis kart. 2 Mk.

Verlag der Gegenwart (Hermann Hillger Verlag in Berlin W. 9 u. Leipzig.)

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Technikum Bingen a. Rh.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Brückenbau, Automobilbau
Chauffeurkurse

Du darfst ehebrechen!

Eine moralische Geschichte

Allen guten Ehemännern gewidmet

von

Herbert Eulenberg

Preis brosch. M. —.75

Als Dichter, Sexualethiker und Pamphletist tritt Herbert Eulenberg vor, einen Götzen zu zertrümmern, eine Lüge zu vernichten, reinere und aufrichtigere Lebens-, Liebes- und Ehebedingungen zu propagieren. Ist es wirklich Betrug, wenn ein Mann in heisser Sommerstimmung einen Seitenpfad einschlägt, und ist es wirklich das Recht seines Weibes, darin das Ende seiner Liebe zu sehen? Eulenbergs Antwort lautet für seine Geschlechtsgenossen: Du darfst ehebrechen! Lust und Reue, gute Vorsätze und schwacher Wille, Landleben und -arbeit machen die Musik der kleinen Novelle, in die Eulenberg seinen Aufruf gekleidet hat. Sein Werkchen ist eine seit Tolstois „Kreutzersonate" unerprobte Mischung von Poesie und Tendenz, aus der die Wahrheit gewappnet mit Logik und Liebe springt, um Schlafmützen, Philistern und Idolvergötterern einen kräftigen Hieb zu versetzen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

ERICH REISS VERLAG, BERLIN-WESTEND.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: O. Bertram, Friedenau-Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 47. Berlin, den 20. November 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Deutschostafrika.

Zum 19. November 1884.

Von E. v. Liebert, M. d. R.

Wer in Berlin im Laufe des Jahres 1884 ausgesprochen hätte, daß das Deutsche Reich in Ostafrika ein Kolonialreich von der doppelten Größe des eignen Gebiets besitzen und neben Großbritannien am Indischen Ozean die ausschlaggebende Kolonialmacht werden würde, der wäre gründlich ausgelacht worden. Auch die Tatsache der deutschen Flaggenhissungen vom 19. November bis zum 6. Dezember des genannten Jahres in den Landschaften Usegua, Nguru, Uhami und Usagara beeinflußte die öffentliche Meinung noch wenig. Man hielt die von Dr. Carl Peters und Graf Pfeil geführte Expedition in das Hinterland der Sansibarküste für belanglos, und die deutschen Witzblätter bemühten sich eifrig, die mit afrikanischen Häuptlingen abgeschlossenen Schutzverträge ins Lächerliche zu ziehen.

Die Angelegenheit erhielt aber ein ganz andres, ernstes Gesicht, als Fürst Bismarck die von Dr. Peters vorgelegten Schutzverträge anerkannte, und Kaiser Wilhelm am 25. Februar 1885 den Schutzbrief für die gemachten Erwerbungen erteilte. Das Ganze ward noch drastischer, als der Sultan Said Bargasch Protest gegen die Schutzverträge und den kaiserlichen Schutzbrief erhob, im August 1885 aber das deutsche Kreuzergeschwader vor Sansibar erschien, und der Sultan unter dem Eindruck der auf seinen Palast gerichteten Geschütze im Laufe weniger Tage die deutsche Besitzergreifung anerkannte.

Inzwischen sorgte die neugebildete Deutschostafrikanische Gesellschaft unter Leitung des Dr. Peters dafür, daß durch zahlreiche Expeditionen an der Küste wie ins Innere immer neue Gebiete unter deutschen Schutz gestellt wurden. Infolgedessen konnten der Ende 1886 zusammentretenden Internationalen Abgrenzungskommission eine große Zahl von Besitztiteln vorgelegt werden, die Berücksichtigung erheischten. Auf der Londoner Konferenz ward die deutsche Interessensphäre bereits annähernd in den Grenzen bestimmt, wie sie heute das Schutzgebiet aufweist. Vor allem ward uns der Besitz des Kilimandscharogebiets gesichert, der auch von den Briten sehr lebhaft erstrebt wurde. Andrerseits ward dem Sultan von Sansibar die Herrschaft über einen 10 Seemeilen breiten Streifen entlang der ganzen Küste vom Rovuma bis Wagdischu zugesprochen. Nur die Häfen Daressalam und Pangani durfte die deutsche Gesellschaft als Eingangstore für ihren Landbesitz benutzen.

Als dann im Frühjahr 1887 Dr. Peters als erster Direktor der D. O. A. G. in Sansibar die Geschäfte übernahm, war sein Bemühen darauf gerichtet, vom Sultan weitere Zugeständnisse bezüglich eines Besitzanteils an der Küste und deren Häfen, sowie an Steuer- und Zollerhebungen zu erhalten. Dies gelang ihm überraschend schnell ein Vertrag regelte die Übernahme der Zollverwaltung durch die D. O. A. G. gegen eine zu vereinbarende Entschädigung nach der Höhe der Jahreseinnahme, sämtliche Häfen sollten der Gesellschaft unter der Oberhoheit des Sultans übergeben werden. Diese überaus günstige Abmachung fand in Berlin nicht die erwartete Genehmigung, sie scheiterte an bürokratischen Bedenken, Peters ward abberufen, und Konsul Vohsen trat an seine Stelle. Durch diesen Eingriff von Berlin aus war das alte Mißtrauen des Sultans wieder erwacht, er fand sich zwar zum Abschluß eines neuen Vertrags bereit, aber die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Arabern und Deutschen waren gelockert. Als im August 1888 die deutschen Beamten die Verwaltung und die Zollhäuser an der Küste übernehmen sollten, stießen sie überall auf geheimen, dann offenen Widerstand, sie wurden aus allen Küstenplätzen vertrieben, in Kilwa sogar ermordet. Hieraus entwickelte sich der Ausstand der Küstenaraber und Mischblut-Bevölkerung gegen die deutsche Herrschaft und vor allem gegen die Abschaffung des Sklavenhandels. Nur Daressalam und Bagamojo blieben in deutschen Händen.

Fürst Bismarck sicherte sich zunächst den Beistand Englands und vereinbarte mit London die gemeinsame Blockade der ganzen Küste durch britische und deutsche Kreuzer, um den Verkehr der Sklavendaus und die Waffeneinfuhr zu verhindern. Alsdann übertrug er dem Hauptmann Wißmann

Digitized by Google

als Reichskommissar die Niederwerfung des Küstenaufstandes, ein Auftrag, dessen sich Wißmann mit Hilfe der von ihm gebildeten Sudanertruppe in glänzender Weise entledigte. Im Frühjahr 1890 waren nicht nur alle Küstenplätze wieder von deutschen Trupen besetzt, sondern Wißmann hatte auch die deutschen Waffen bis Mpapua und bis zum Kilimandscharo ins Innere getragen. Die deutsche Herrschaft war dauernd und sicher begründet, sie ist nicht wieder erschüttert worden.

Aber der Aufstand und das dadurch bedingte kriegerische Eingreifen des Reichs hatten dargetan, daß eine Kommanditgesellschaft, eine Chartered Company, die Hoheitsrechte nicht auf Dauer auszuüben vermochte. Die Reichsregierung entschloß sich, die ostafrikanische Kolonie in eigne Verwaltung zu übernehmen und diese vom 1. April 1891 an einem kaiserlichen Gouverneur zu übertragen.

Vorher aber ist der englisch-deutsche, sogenannte Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 zu erwähnen. Durch diesen wurden die Grenzen des deutschen Schutzgebiets zwischen Umba und Rovuma, zwischen Küste und Tanganjika bestätigt. Dagegen ward Verzicht geleistet auf die ganze Somaliküste, auf Witu, auf Uganda, und es ward das englische Protektorat über das Sultanat Sansibar anerkannt. Als Gegenleistung willigte Großbritannien in die Abtretung Helgolands. Der tiefe Schmerz, den der Reichskanzler Graf Caprivi durch diese Abmachung allen „Afrikanern" bereitete, ist im Laufe von 20 Jahren gemildert. Wir haben eingesehen, daß Deutschostafrika groß genug ist für unsre koloniale Betätigung, und daß es im Vergleich zum britischen Besitz der bessre Teil ist. Sansibar ist seiner früheren Stellung als Handelsemporium und Umschlagsplatz für die ganze Küste entkleidet, seitdem Mombassa, Tanga und Daressalam durch Schienenstränge mit dem Innern verbunden und dadurch selbständige Handelsplätze geworden sind. Helgoland aber ist für unsre Küstenverteidigung außerordentlich wichtig und unentbehrlich geworden. Wir wollen nicht vergessen, daß wir diesen Besitz der Initiative unsres Kaisers verdanken.

Unter Verwaltung der kaiserlichen Gouverneure hatte Ostafrika zunächst noch eine ganze Reihe sehr unruhiger Jahre durchzumachen, bis endlich im Jahre 1899 durch die endgültige Unterwerfung der Wahehe der Landfriede gesichert war. Dieser ist dann nur durch den Aufstand im südlichen Teile der Kolonie noch einmal gestört worden. 1898 konnte bereits die Hüttensteuer eingeführt werden, die eine glänzende, stetig steigende Einnahme ergibt, weiter die Verwaltung nötigt, sich immer eingehender mit den Eingebornen zu beschäftigen und diese wiederum unter sanftem Druck zur Arbeit anleitet. Das wichtigste Mittel zur wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie, den Eisenbahnbau, versagte die kolonialfeindliche Mehrheit im Reichstage bis zum Jahre 1905. Jetzt erst sind die Schienenwege von Daressalam über Kilossa nach Tabora und von Tanga nach Moschi am Kilimandscharo in rüstigem Vorschreiten, eine Arbeit, an der 20 Jahre Versäumnis haftet.

Die Verwaltung ist redlich bemüht, die eingeborne Bevölkerung durch sanitäre Maßnahmen, durch Mission und Schule, durch Anleitung jeder Art zu freier Arbeit auf eigner Scholle, sowie zu kontraktlich gebundener Arbeit auf deutschen Pflanzungen zu bewegen. Die Eingebornen sind für die Tropenländer als der wichtigste wirtschaftliche Faktor erkannt worden, da nur sie den Boden im heißen Tieflande bebauen können. Ihre zahlenmäßige Vermehrung, ihre moralische und intellektuelle Hebung und ihre Erziehung zu gleichmäßiger, dauernder Arbeit machen eine Lebensbedingung für die Landesentwicklung aus.

Im übrigen ist neben dem Handel mit den Landesprodukten der Anbau von Ölfrüchten, Kautschuk, Hanfpflanzen und Baumwolle dasjenige geworden, wovon die Zukunft der Kolonie abhängt. Das an letzter Stelle entscheidendste bleibt schließlich, ob es gelingen wird, Baumwolle in großen Massen zu erzeugen, da wir durchaus die Abhängigkeit von Amerika in diesem Artikel durchbrechen müssen. 500 Mill. Mk. jährlicher Ausgabe für Rohbaumwolle an das Ausland ist ein unerträglicher Zustand; alles muß aufgeboten werden, um diese Summe mehr und mehr in deutsche Taschen fließen zu lassen. Ostafrika ist als ein gutes Baumwollland festgestellt, aber außer der Bodenbeschaffenheit sind Regenfall, Arbeiterverhältnisse, Bewässerung und Transportmöglichkeit ins Auge zu fassen. Bereits arbeiten eine Anzahl Dampfpflüge in der Kolonie, das Gesamtergebnis der Ernte hat jedoch bislang wenige tausend Ballen noch nicht überschritten. Möge dies Resultat sich verzehn- und verhundertfachen! Dann hat die lange redliche Arbeit ihren Zweck erreicht, und dann wird die Flaggenhissung vom 19. November 1884 dem gesamten deutschen Vaterlande zum Segen gereichen.

Herbstzeitlose.

Von **Frhr. v. Zedlitz u. Neukirch**, M. d. L. (Berlin).

Fürst Bismarck hat seinerzeit die österreichischen Deutschliberalen mit Anspielung auf ihren Führer „Herbstzeitlose" genannt, weil sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit den richtigen Zeitpunkt verpaßten und erst dann auf dem Plane erschienen, wenn ihre Sonne unterging. Auch unsre deutschen Liberalen haben ihrer Herbstzeitlosigkeit in erster Linie den großen Mißerfolg bei der Reichsfinanzreform zu danken. Ende Februar und Anfang März, da

Digitized by Google

einem Einsetzen der ganzen Kraft der Erfolg sicher nicht gefehlt hätte, blieben sie untätig, als sie sich endlich aufrafften, war die Welt vergeben.

Aber auch Staatsmännern von Bedeutung ist das Verpassen des richtigen Augenblicks nur zu oft zum Verhängnis geworden. Um nur zwei naheliegende Beispiele heranzuziehen, so hat Fürst Bismarck vor gerade 20 Jahren die Warnungen vor den Anzeichen eines heraufziehenden Sturmes im Vertrauen auf seine und seines Sohnes Stellung unbeachtet gelassen; als er im Januar von Friedrichsruhe zurückkehrte, war für ihn das Spiel bereits verloren, und seine etwas gewaltsamen Versuche, doch noch eine Wendung herbeizuführen, beschleunigten nur die Katastrophe. Fürst Bülow konnte, wenn er zu der Zeit, als seine Aussöhnung mit dem Kaiser so ostentativ unterstrichen wurde, alle seine Trümpfe entschlossen ausspielte, sicher den Trick in der Finanzreform gewinnen; als er nach der Osterpause eingriff, waren die Konservativen unwiederbringlich festgelegt, und Herr v. Heydebrandt hatte das Spiel sicher in der Hand. Der Ursache dieses verhängnisvollen Versagens in einem für seine staatsmännische Laufbahn und ihre Bewertung so entscheidenden Momente bei einem Manne nachzugehen, der sich bei der Zolltarifkampagne von 1902 als Meister in der Führung schwieriger parlamentarischer Feldzüge erwiesen und bei der Reichstagsauflösung von 1906 und dem Ministerwechsel von 1907 ein so hohes Maß von Entschlossenheit und Treffsicherheit in der Erfassung des richtigen Moments bewiesen hatte, ist sicher von dem allergrößten Interesse, liegt aber außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung. Diese gilt der Frage, ob unsre jetzige politische Gesamtlage nicht der vom vorigen Frühjahr sehr ähnele, und den praktischen Schlußfolgerungen, die aus deren Beantwortung zu ziehen sind.

Die vom allgemeinpolitischen Standpunkte gefährlichste Folge des Ausgangs der Reichsfinanzreform ist neben der Sprengung des Blocks selbst der scharfe Gegensatz zwischen dessen linkem und rechtem Flügel und die dadurch veranlaßte heftige gegenseitige Bekämpfung, insbesondere die in der Wahl der Mittel absolut nicht wählerische liberale Agitation gegen den schwarzblauen Block. Dieser Kampf zwischen den bürgerlichen Parteien war um so selbstmörderischer, als die unvermeidliche starke Mehrbelastung des Verbrauchs der großen Massen naturgemäß Wasser auf die Mühle der Sozialdemokraten, und die Verschlechterung des Reformplans durch den schwarzblauen Block weitere gefährliche Agitationswaffen lieferte, ohne daß die Bekämpfung dieses Blocks durch die Liberalen den Ansturm der Sozialdemokratie von diesen abzulenken vermocht hätte. Man hatte die Sozialdemokratie in die glückliche Lage des tertius gaudens gebracht; sie hat die Gunst der Lage weidlich ausgenutzt. Die letzten Nachwahlen zum Reichstage, die allgemeinen Wahlen in Sachsen und Baden, die Kommunalwahlen in Berlin und anderwärts sprechen in dieser Hinsicht Bände. Soll die radikale Strömung nicht immer stärker und die Gefahr einer sozialdemokratischen Hochflut bei den nächsten Reichstagswahlen heraufbeschworen werden, so muß ohne Verzug wenigstens zwischen den alten Kartellparteien die Streitaxt begraben und die Wiederherstellung einer gemeinsamen Schlachtfront gegen die Sozialdemokratie angebahnt werden. Die psychologischen Voraussetzungen dafür sind unter dem frischen Eindrucke jener Wahlergebnisse offensichtlich jetzt vorhanden. Das Eisen ist warm, — es gilt also, es zu schmieden, ehe es zu spät wird. Dazu genügen aber Kundgebungen, wie die des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie und des Ostmarkenvereins, so wertvoll sie im übrigen auch sind, offenbar nicht; die von mir schon vor langem vertretene Auffassung, daß das Ziel nur auf dem Wege gemeinsamer positiver Arbeit an gesetzgeberischen Aufgaben von Bedeutung zu erreichen ist, scheint vielmehr an allen beteiligten Stellen geteilt zu werden. Auch wird wohl Einverständnis darüber bestehen, daß vor allem in Preußen so vorzugehen sein wird, und daß die hier schwebenden gesetzgeberischen Probleme den Konservativen eine besonders geeignete Gelegenheit bieten, den Vorwurf materieller oder politischer Eigensucht zu entkräften und zu zeigen, daß sie nach wie vor fest auf nationalem Boden stehen. Wenn aber, während der Reichstag am letzten dieses Monats eröffnet wird, der Landtag erst im Januar einberufen und sein Arbeitsprogramm erst durch die Thronrede verkündet werden soll, so ist die Befürchtung nicht abzuweisen, daß der günstige Zeitpunkt verpaßt und die Aussicht auf Erfolg schon wieder verschwunden sein wird, wenn ans Werk gegangen werden soll.

Inzwischen geht der Preßhader munter weiter. Im Reichstage dürften zunächst die Geister auch heftig aufeinanderplatzen, und es ist fraglich, ob dadurch nicht die radikalen Strömungen rechts und links wieder Oberhand gewinnen. Auch besteht, wenn die Zügel bis zum Januar weiterschleifen, die Gefahr, daß man sich rechts und links in bezug der in Betracht kommenden gesetzgeberischen Arbeiten zu sehr festlegt, um noch zu einer Verständigung gelangen zu können. Wenn es daher, wie es scheint, nicht angängig ist, den Landtag gleichzeitig mit dem Reichstage zu eröffnen, so erscheint es geboten, daß die Regierung ihr Programm für Preußen baldmöglichst und jedenfalls spätestens bis zum Zusammentritt des Reichstags kundtun und damit, ehe es zu spät wird das Signal zur Sammlung der bürgerlichen Parteien staatserhaltender Richtung auf dem Boden gemeinsamer positiver gesetzgeberischer Tätigkeit gebe. Herbstzeitlosigkeit verträgt die preußische Politik jetzt weniger denn je.

Digitized by Google

Die politische Zerklüftung des deutschen Volksgebietes.

Von Robert Hoeniger (Berlin).

II.

Anders und besser steht es im Südwesten mit der Schweiz. — Die Eidgenossenschaft, eine Sonderbildung, wie es deren so viele auf deutschem Boden gab, hatte genau wie die Niederlande schon früh sich den staatlichen Pflichten gegen das Reich nach Möglichkeit entzogen. Auch hier ist in den Zeiten der Reformation und Gegenreformation die lockre Verbindung endgültig gerissen.

Im westfälischen Frieden hat das Reich, wie für Holland, so für die Schweiz die in Wirklichkeit längst bestehende Loslösung und die staatliche Unabhängigkeit als geltendes Recht hingenommen. Aber die Schweiz ist trotz der Trennung vom Reich ein kerndeutsches Land geblieben. Ein Schweizer Professor hat seine Heimat als eine Kulturprovinz des Deutschen Reiches bezeichnet, und von einem Schweizer Dichter stammt das prophetische Wort:

„Geduld, es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land."

Freilich: der Gelehrte wie der Dichter haben nicht aus dem unmittelbaren Empfinden des ganzen deutschen Schweizervolks heraus gesprochen. In der Schweiz will man, wie in Holland und Belgien, vom Deutschen Reich nicht viel wissen. Man lehnt auch dort den Gedanken eines engeren Zusammenschlusses ab. Sicher sprechen dabei unbegründete Besorgnisse vor deutschen Macht- und Eroberungsgelüsten mit. Aber auch gewisse Schönheitsfehler in der Gestaltung unsrer inneren Verhältnisse sind auf diese Stimmung nicht ganz ohne Einfluß. Unteroffizierton und Schreibstubengeist spielen dabei eine Rolle. Das Urteil draußen ist vielfach zu schroff, oft geradezu ungerecht. Es heftet sich an die Oberfläche der Erscheinungen und wertet nicht ihren innern Gehalt. Gleichwohl wäre es, wie nach außen, so im Innern, nicht ganz ohne Wert, wenn hier, was ja ehrlich erstrebt wird, auch in den Aeußerlichkeiten mancherlei wirklich gebessert würde.

Und endlich Österreich! — Ich habe oben Deutschland in seiner Epoche traurigen Verfalls mit der sinkenden Türkei verglichen und dabei betont, daß nach der nationalen Seite hin das Facit für uns noch beschämender sich darstellt, als bei dem sprichwörtlichen „Kranken Mann". Aber der Vergleich ist auch in andrer Richtung nicht ganz stichhaltig. Die Türkei war, seit sie militärisch versagte, vollkommen steril. Erst in allerjüngster Zeit strebt dort das Jungtürkentum neuen und hohen Zielen zu. In Deutschland fehlte es selbst in den schlimmsten Zeiten nicht an gesunder Betätigung und an großen achtungswerten Leistungen. Die unendliche Fülle deutscher Kraft war eben nicht gebrochen und erschöpft, sie war nur gehemmt und gelähmt und allzuoft irregeleitet; sie war nicht vernichtet, sondern nur zersplittert. Und darum konnte ein wirklich großes Ergebnis für die Gesamtheit des deutschen Volkes nicht erzielt werden.

Auf deutscher Grundlage ist Österreichs Macht erstarkt. „An Ehren und an Siegen reich" ist Österreich aus den schweren Kämpfen mit den Osmanen hervorgegangen, und deutschem Volkstum hat es neuen Raum und erhöhte Geltung im Südosten errungen. Daneben erwuchs Brandenburg—Preußen. Noch nicht zwei Jahrzehnte nach dem Westfälischen Frieden hat der Große Kurfürst das Joch der polnischen Souveränität in Ostpreußen abgeschüttelt. Bald reckte der Militärstaat gewaltig seine eisernen Glieder. Das deutsche Volk hatte nach all den schmerzlichen Einbußen des 17. Jahrhunderts neben Österreich eine zweite Großmacht aus seinem Schoß geboren. Gerade dieser Überschuß an Kraftentfaltung hat eine Gesundung des gesamten Volkskörpers vereitelt. Die unmittelbare Folge war, daß die im innern Wettstreit gebundenen Kräfte nach außen nicht richtig frei wurden. Was Gustav Adolf von seinem Verhältnis zu Wallenstein meinte: es ginge nicht mit zwei Hahnen auf einem Mist — so despektierlich die Anwendung auf Österreich und Preußen klingen mag, es zeichnet mit epigrammatischer Kürze die Lage.

Den Kampf zwischen Österreich und Preußen um die Hegemonie in Deutschland brauche ich hier nicht zu schildern, den Anteil, den auch bei diesem deutschen Bruderzwist der konfessionelle Zwiespalt hatte, nicht genauer zu umschreiben. Das Ergebnis konnte nicht zweifelhaft sein. Preußen rückte mit seiner steigenden Macht nach Deutschland hinein. Österreich verlegte seinen Schwerpunkt mehr und mehr aus Deutschland heraus. Noch einmal hat das Erbe der römischen Kaiserkrone einem deutschen Fürstengeschlecht die Durchführung seiner deutschen Aufgaben verschränkt. Die österreichische Kaisermacht trägt von vornherein einen internationalen Charakter. Das hat eine doppelte Wirkung gehabt. Für Österreich, daß es dem schweren Schicksal einer Staatsbildung entgegengeführt wurde, der der feste Kitt nationaler Gemeinschaft fehlte; für Deutschland, daß unter habsburgischer Führung das deutschnationale Interesse niemals rückhaltlos zur Geltung kam.

Nicht daß die Habsburger Verrat an Deutschland geübt hätten. In der Zeit, da die Notwendigkeit einer Überwindung des österreichisch-preußischen Dualismus als unabweislich sich herausstellte, da haben die Vertreter des kleindeutschen Programms auch aus der Geschichte zu erweisen gesucht, daß das Haus Habsburg die Verkörperung deutschfeindlicher Absichten darstelle im Gegensatz zu dem eingebornen nationalen Drang der Hohenzollern. Nach beiden Richtungen hat man dabei der geschichtlichen Wahrheit einen gelinden

Digitized by Google

Zwang angetan. Auch die Hohenzollernpolitik ist im 17. und 18. Jahrhundert mehr dynastisch als national. Der Freiherr vom Stein war der erste, der Preußen in nationale Bahnen wies. Und seitdem hat allerdings Preußen, mehr als jede andre deutsche Macht, unter schweren Opfern dem deutschen Gedanken gedient.

Das Haus Habsburg ist andre Wege gegangen Aber es hat doch auch seine wohlbegründeten geschichtlichen Verdienste um das deutsche Volk. Wirklich deutschfeindliche Anwandlungen sind erst in den mannigfachen Schwankungen der letzten Jahrzehnte mit der zeitweiligen Begünstigung slawischer Ansprüche zutage getreten, seit Österreich aus dem neuen Reich sich ausgeschlossen sah, und als in törichter Verblendung gerade die Deutschen in Österreich den dringendsten Staatsnotwendigkeiten sich widersetzten.

Das ist heute überwunden. In der letzten großen Verwicklung des österreichisch-ungarischen Staates hat das Herrscherhaus seine verläßlichste Stütze im eignen Lande an dem dortigen Deutschtum gefunden. Man begreift es heute auch in der Wiener Hofburg, daß „mit tschechischen Ochsen zu pflügen“ seine ernsthaften Bedenken für die Dynastie hat. Das mag — so hoffen wir — eine neue Phase in der Geschichte des österreichischen Deutschtums einleiten, in der dieser vornehmste und wertvollste Bevölkerungsteil in der alten Monarchie den Platz zurückgewinnt, der ihm nach seiner wirtschaftlichen und kulturellen Geltung und seinem moralischen Gewicht nach gebührt.

So schließt denn unsre über die schwarz-weißroten Grenzpfähle hinaus auf altes deutsches Volksgebiet gerichtete Umschau nach der für uns bedeutsamsten Seite mit einem frohen Ausblick.

An sich behält gleichwohl das Schlußergebnis der Umschau etwas Tragisches. Wir stehen vor der harten Tatsache, daß abgesplitterte Glieder unsres Volkstums an der einen Stelle uns mehr oder weniger entfremdet sind, und an der andern die heiße Liebe zu der angestammten Sprache und Sitte deutschen Volksgenossen fürs erste noch einen schweren Kampf um ihr nationales Recht aufzwingt.

Bei uns im Reich lag es und liegt es zum Teil mit dem Verständnis und mit der Teilnahme für diese bedeutsamen Erscheinungen und Vorgänge etwas im Argen. Seit das neue Deutsche Reich erstanden ist, haben wir uns mehr und mehr in die Vorstellung eingelebt, daß wir ein einiges deutsches Vaterland besäßen. Dem Reichsdeutschen kommt es in seiner nationalen Selbstgenügsamkeit zu wenig zum Bewußtsein, daß deutsches Land weiter sich erstreckt, als unser Deutsches Reich. Wie viele denken wohl bei der „Wacht am Rhein“ daran, daß Quelle und Mündung des herrlichsten deutschen Stromes im ‚Ausland‘ liegen, oder bei „Deutschland, Deutschland über Alles“, daß die Maaß in Holland fließt und die Etsch in Südtirol?

Im vorigen Sommer brachte der Kladderadatsch einen Stoßseufzer des Fürsten Bülow:

„Der gute Bismarck, der hatte es leicht. —
Jetzt aber heißt es: es ist erreicht:
. . . das einige Deutschland!
Ja, wenn er was übrig gelassen hätt', —
Doch Alles ist fertig von A bis Z.
Was soll ich noch schaffen? Mir fällt nichts ein,
Da mag der Teufel Reichskanzler sein.“

Den Gelehrten des Kladderadatsch ist es dabei offenbar entfallen, daß Millionen Deutscher außerhalb der Reichsgrenzen stehen, und daß es eine Aufgabe „des Schweißes der Edlen wert“ wäre, in der Richtung auf eine irgendwie geartete festere Verknüpfung der politisch getrennten Teile des deutschen Volkes einem neuen nationalen Hochziele zuzustreben. Man braucht dabei nicht gruselnd an eine neue Blut- und Eisenpolitik zu denken. Auf wirtschafts- und kulturpolitischen Bahnen soll der Gewinn eingebracht werden. Es mag genügen, diese mehrfach schon eindringlich erörterten Möglichkeiten hier leise anzudeuten.

Das Grundübel ist bei uns, daß in weiten Kreisen über unser Verhältnis zum Auslanddeutschtum und unsre Pflichten ihm gegenüber noch keine volle Klarheit herrscht.

Die Dinge liegen hinsichtlich der praktischen Betätigung offenbar für den Staat und für den Einzelnen nicht gleich. — Vor kurzem ist von hoher Stelle ein bedeutungsvolles Wort über das Deutschtum in Österreich gefallen. Prinz Ludwig von Bayern hat mit warmer Empfindung der bedrängten Volksgenossen gedacht. Ein schöner Beweis dafür, daß bis in die höchsten Spitzen unsres Volkes das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen lebendig ist. Mit starker Unterstreichung aber hat der königliche Redner dabei betont, daß ein Eingriff des Deutschen Reichs in die inneren österreichischen Verhältnisse zu Gunsten des dortigen Deutschtums nicht zulässig sei. Bezüglich Österreichs wird man mit dem Prinzen glauben dürfen, daß eine reichsdeutsche Intervention entbehrlich sei, weil das dortige Deutschtum nach seiner Vergangenheit und seiner gegenwärtigen Stellung und Geltung berufen ist, dem Landesherrn und der Regierung gegenüber *selbst* seine Pflichten und Rechte zu wahren, und weil es bei richtiger Einsetzung seiner Gesamtkraft — die Prinz Ludwig deutlich fordert — dazu auch in der Lage sich befindet. Aber ein bindendes Gesetz für alle einschlägigen Beziehungen von Staat zu Staat ist damit nicht aufgestellt. Italien z. B. hat neuerdings keinen Anstand genommen, in Wien unumwunden zu erklären, daß eine abträgliche Behandlung der unter österreichischer Hoheit stehenden Italiener die Sympathien Italiens für den Dreibund nicht vermehren könne. Daß eine ähnliche Sprache des offiziellen Reichs unter allen Umständen undenkbar wäre, daß in solchen Fällen überhaupt nationale Rücksichten außerhalb des Bereichs diplomatischer Erwägungen bleiben

Digitized by Google

müßten, hat Prinz Ludwig nicht gesagt und wohl auch nicht gemeint. Man wird im übrigen um so weniger um jedes Wort der Prinzenrede rechten müssen, als einerseits der authentische Text nicht vorliegt, anderseits aber der Grundgedanke der Kundgebung unzweifelhaft klarsteht. Auch des Prinzen Sorge richtet sich auf die nationale Erhaltung der Deutschen draußen.

Wo der Staat versagt, da kann die organisierte Hilfe der Einzelnen den Volksgenossen draußen mit privaten Mitteln und auf durchaus legitimem Wege Unterstützung bringen. Es ist keine Einmischung in fremde staatliche Verhältnisse, wenn wir um die Pflege deutscher Sprache und Kultur im Ausland uns bemühen. Klar haben wir dabei zu scheiden, was mit unsern Volksgenossen draußen uns verbindet, und was von ihnen uns trennt. Es bindet uns, was in natürlichem Drange zueinanderstrebt: die Gemeinschaft des Blutes, der angestammten Sprache und Sitte; es trennt uns: die Zugehörigkeit zu verschiedenen staatlichen Machtgebilden, deren jedes seinen eignen Schwerpunkt in sich trägt. Auf die kürzeste Formel gebracht stehen hier Vaterland und Muttersprache in Frage. Das erste Losungswort umfaßt die Pflichten gegen den Staat, unter dessen schützendem Hut der Einzelne steht; das zweite deutet auf die Schätze an Gesittung und Bildung, auf die wir einen Erbanspruch erheben dürfen. So glücklich wie der Deutsche im Reich, für den es im Hinblick auf diese Doppellosung keinen Zwiespalt des Empfindens gibt, ist der Auslanddeutsche nicht in allen Fällen gestellt. Unter allen Umständen soll er — unbeschadet der Treue gegen seinen Staat — festhalten, was die sprachliche und geistige Gemeinschaft mit dem ganzen großen deutschen Volke ihm an unersetzlichen Werten sichert. Das kränkt kein fremdes Recht! Es hebt und stärkt die Stellung des Deutschtums in der Welt und wirkt in seiner Weise mit als eine die Weltgesittung veredelnde Grundkraft.

Hier mitzuhelfen ist unsre Pflicht. Niemand wird im Ernst vermeinen, daß auf solchem Wege die politische Wirkung der Zerklüftung unsers Volksgebietes überwunden werden könnte; aber es kann und soll ihrer möglichen zerstörenden Wirkung auf unser Volkstum begegnet werden.

Die Geschlechter.

Von Dr. Susanna Rubinstein (Würzburg).

Was sich Meiden und sich Suchen, das sich Anziehen und sich Abstoßen, ist ein so beharrlicher Zug im Verkehr der Geschlechter, eigentlich der Menschen überhaupt, daß er wie ein Naturgesetz erscheint. Dieser Widerspruch sagt, daß man aufeinander angewiesen ist, aber sich doch nicht ausfüllt; man bleibt sich in den Tiefen fremd, und nicht bloß unverstanden, sondern was schlimmer ist, oft mißverstanden. Seltsam ist es, daß auf einem höhern Grad der Empfindung sich auch die Grade des Gegensatzes steigern können; „ich liebe und hasse sie“ (I love and hate her), sagt Shakespeare Cymbeline. Die Umwandlung von getäuschter Liebe in Haß ist weit verständlicher als Cymbelines oszillierende Mischung, sie zeugt von Schwäche, von mangelnder Energie. Die Bewegung in sukzessiven Gegensätzen ist der Frau viel eigentümlicher als dem Manne. Psychisch ist sie dadurch schwerer zu erfassen, sie ist deshalb „das holde Rätsel“; ethisch ist sie dadurch weniger zuverlässig in Wort und Gesinnung als der Mann. Als Ursprung dieser Eigentümlichkeit ist die mangelnde Zucht der lebhaften Einbildungskraft anzusehen. Der gebildete Mann ist eine egoistisch beschlossene Kraft, mit der man — wenn auch nicht unbedingt — rechnen kann. Man rechnet mit den Werten seiner Leistung und mit dem Werte ihrer aktiven Ursprungsquellen. Wenn eine Leistung gut ausfällt, aber der Antrieb unlauter ist, so zerstört dies ihren Wert. Der Mann wird also hauptsächlich nach seinem Tun und Schaffen beurteilt. Die Frau aber ist allein schon durch ihr Sein interessant. Dafür spricht die überwiegendere und ganz unverhältnismäßig reichere Zahl von charakterologischen Abhandlungen, die über die Frau erschienen sind, im Vergleich zu den vereinzelten, die über den Mann existieren. Vom Mann schreibt man nicht als Mensch, sondern als Vertreter eines Problems, wie über Darwin, oder als hervorragenden Vertreter eines Postens, wie über Bismarck. Die Frau entwickelt aus sich als Mensch viel mehr, weit mannigfaltigere und für ihren rein menschlichen Wirkungskreis in der Familie viel einflußreichere Züge, als der Mann von privativer Seite aus. Wie fein und wie ehrend für die Frau zeichnet Schiller im Bürgerlied „Die Glocke“ diesen Unterschied! Das ganze Triebwerk der Familienpflichten, die ganze Leitung des Hausgeistes, ruht in ihren Händen; er sorgt nur für die volle Scheune. Soweit die ethisch-praktischen Unterschiede.

Nach der intelligiblen Seite sind die fundamentalsten Unterschiede zwischen den Geschlechtern die: beim Mann überwiegt die wissenschaftliche Befähigung; bei der Frau überwiegt der Lichtblick des Takts. Der Grund der größeren wissenschaftlichen Befähigung des Mannes liegt darin, daß sich bei ihm Rezeptivität und Produktivität die Wage halten; d. h. wo sich diese beiden Kategorien die Wage halten, ist wissenschaftliche Befähigung vorhanden. Bei der Frau besteht hierin kein Gleichgewicht, die Rezeptivität ist bei ihr oft stark entwickelt, aber die Produktivität hält damit nicht Schritt. Hingegen überragt sie den Mann an praktischem Urteil, an Takt, und dies daher, weil

Digitized by Google

sie einen feinern Blick für kleine Einzelheiten hat, und aus denselben Folgerungen zu ziehen vermag. Es ist ein entscheidendes Kriterium für ihren klareren praktischen Blick, daß sie unvergleichlich seltener von Hochstaplern „dran gekriegt“ wird als Männer. Es wird der berüchtigten Betrügerin Mad. Humbert nachgesagt, daß sie ihre raffinierten Künste nie an eine Frau wagte. Und als kürzlich der Gerichtshof von Würzburg eine Frau Fischer, „eine Würzburger Humbert“, wegen ihrer abgefeimten Betrügereien verurteilte, ergab ihr Schuldregister auch, daß sie sich mit ihrem erfolgreichen Manöver ausschließlich an Männer gewandt hatte. Der feiner unterscheidende und beobachtende Blick der Frau hat schon öfter zur Entdeckung inkriminierter Personen geführt, welche das polizeiliche Nachstellen nicht ereilte. Der Mörder Manning wurde von einer Dame entdeckt, die ihn einen Moment im Gedränge von Schiffspassagieren sah; als ihr nachher sein Bild zu Gesicht kam, erkannte sie sofort die Identität und avisierte die Polizei, daß er die Fahrt nach der Insel Jersey einschlug. Die Frau würde mit ihrem scharfen Spürsinn als Detektiv die erheblichsten Dienste leisten, so weit als es sich um das Ausfindigmachen von Missetätern handelt, nicht um das Handanlegen. Die Frau wäre unzweifelhaft auch ein geschickter Interviewer; sie findet viel schneller und gewandter den Weg einzudringen, die Mittel, verworrene Umstände zu entwirren und vor sich klar zu legen, als der geistig höher stehende Mann. Prof. Hans Groß schreibt*): „In der Auffassung von Situationen, in dem Wahrnehmen von Stimmungen, dem Beurteilen von Menschen in gewissen Verhältnissen, in allem, was Takt heißt, dann überall dort, wo es sich um, es läßt sich nicht anders sagen: ein Herausfinden aus verwirrter Sachlage, endlich um die Klarstellung des Wollens der Menschen handelt, in all diesen wichtigen Fragen ist uns die Frau ganz zweifellos überlegen.“ Es ist eine der Feinheiten der griechischen Mythe, daß sie eine weibliche Gestalt, die Ariadne, zur Führerin aus dem verworrenen Labyrinth postulierte.

Was die aktive Rolle der Frau bei lebensgefährdenden Verbrechen betrifft, so tragen ihre grausamen Akte einen versteckteren und doppelzüngigeren Charakter als die des Mannes. Sie kann Liebenswürdigkeit heucheln und Gift beibringen; beim Meuchelmord bedient sie sich zumeist einer zweiten Hand. Die politischen Mordtaten der Russinnen ausgenommen. Die grausamste und feigste aller Mordtaten, der Kindesmord, wird ja vorherrschend von weiblichen Megären begangen. Und in den allermeisten Fällen von jugendlichen Megären. Nach Konfessionen gerechnet, gehört die überwiegende Zahl dieser Scheusale dem Katholizismus an.

*) Kriminal-Psychologie, Leipzig 1888.

Im starken und poetischen Gegensatz zum teuflischen Hinmorden der schuld- und wehrlosen Kleinen steht die große erotische Liebesfähigkeit des Weibes. Schon die Heilige Schrift hebt sie hervor. Und George Sand, die geistreichste der französischen Schriftstellerinnen und wohl auch persönlich in der Liebe recht bewandert, sagt, sie sei eine freiwillige Sklaverei, nach der sich die Natur des Weibes sehnt. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß, sobald ein weibliches Wesen Liebe zu einem Mann faßt, sie im Kampf gegen entgegenstehende Hindernisse weit mehr Rührigkeit und Energie entwickelt als der Mann. Diese Erfahrung ist sehr alt, denn schon im neuen Testament heißt es: „Sie überwindet alles, sie verzeiht alles, sie duldet alles.“ Und auch in einem neueren dramatischen Hohenlied der Liebe, in Romeo und Julie sehen wir, wie das kindliche junge Mädchen es ist, das den Kampf mit den entgegenstehenden Schicksalsmächten aufnimmt, während der schmachtende Verehrer tat- und ratlos wimmert. Aber die zähe Treue des Weibes auch in niedrigen Sphären äußert der erwähnte Kriminalist Groß: „Hängt die Frau einmal an einem Manne, dann geht sie aber auch überall hin mit, und begeht er die verabscheuungswürdigsten Verbrechen, so hilft sie ihm und ist auch dabei seine treueste Gefährtin.“ Das noch gegenstandslose Sehnen der Frau nach dieser freiwilligen Sklaverei entspringt weit eher der Einbildungskraft als dem Gemüt, dafür der Umstand, daß in den späteren Jahren, wenn die Phantasiebilder verblassen und das bunte Gefieder der Illusionen davonzieht, das Gemüt sich oft erst dann der charitativen Empfindung und Wirksamkeit erschließt, daß das Gemüt sich erst dann liebevoll und mitfühlend für den ringenden Nebenmenschen erschließt, wenn es für sich resigniert. Die erotische Liebe auch in ihrer größten Kraft ist doch ein versteckter Anspruch auf Reziprozität, die charitative Wirksamkeit aber richtet sich auf die leidende Allgemeinheit, und sie kann die größten Opfer ohne Anspruch bringen. Die Samaritaner-Seite, das selbstlose Wirken der schönen Seele, ist die edelste und verehrungswürdigste Seite im Leben, im Charakter der Frau. Der hohe Mut, die selbstverleugnende Ausdauer, die liebevolle Sorgfalt, die sie in der Familie wie als Krankenpflegerin und Erzieherin an den Tag legt, gehören zu den idealsten Seiten des Menschentums. Aus der hingebenden Aufgabe schöpft sie ein Gefühl der Stärke, bei dem sie dem Dulden und dem Erliegen trotzt. Allein ungeachtet dieses großen Vorzuges, gibt es auch Richtungen des Gemüts, wo der Mann sie überragt. Obgleich es von ihm heißt, daß er zwar die ganze Menschheit mit Liebe umfaßt, aber keine halbe Stunde bei einem kranken Freund aushalten kann, ist er in der Zuverlässigkeit und Treue der Freundschaft der Frau voran. Die großzügige Natur des Mannes ist die Grundlage seiner Bewährung in der Freundschaft. Wenn er auch

Digitized by Google

nicht den kranken Freund pflegen wird, so wird er eher bereit sein, ihm in anderer Weise mit resoluter Hilfsbereitschaft die Lage zu erleichtern. Der Mann zeigt sich auch darin in der Freundschaft größer, daß er Vertrauen haben muß — das ist das sine qua non —, aber keine Vertraulichkeit begehrt. Die Frau aber dringt auf Vertraulichkeit, und diese ist dann häufig die Quelle der Klatschsucht. Weitere Schattenseiten in der Frauenfreundschaft sind Scheelsucht und Rechthaberei. In einer Posse von Nestroy heißt es von der Frauenfreundschaft: „A bißl a Lieb, a bißl a Treu und a bißl a Falschheit ist alleweil dabei.“ Es ist eine weitere Feinheit des griechischen Geistes, daß er den Mythus der Freundschaft mit zwei männlichen Gestalten, Kastor und Pollux, darstellt.

Die Rechthaberei ist vielleicht Absenker eines Manko, das an der Frau gerügt wird; dieses Manko ist Gerechtigkeit. Weil ihr das objektive Eingehen der Gerechtigkeit abgeht, so konnte sich die enge Rechthaberei entwickeln. Der Mangel an Rechtsinn kann bei ihr nicht sowohl in egoistischer Parteilichkeit gesucht werden als in Mangel an Weite der Übersicht und der Erwägung. Und diesen Mangel wirft ihr nicht nur der Misogyn Schopenhauer vor, sondern selbst der Dichter von „Ehret die Frauen“ erwähnt ihn. In einem andern Punkt aber, der Frauen-Charakteristik, denkt Schiller nicht so, wie sich Schopenhauer hierin äußert, sondern darin stimmt er mit seinem kongenialen und feinsinnigen Freund W. v. Humboldt überein. Dieser Punkt betrifft den Schönheitssinn der Frau. Beide Freunde urteilen, daß der Schönheitssinn im hohen Grade dem weiblichen Geschlecht eignet. Der Schönheitssinn ist zumeist dort rege, wo der Intellekt eine mittlere Richtung zwischen Sinnlichkeit und Vernunft einnimmt: wo er weder in der Notdurft des Alltags aufgeht, noch sich der Operation mit Begriffen hingibt. Und dieses Schweben zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit findet sich beim weiblichen Geschlecht häufig. Selbst der Weise von Königsberg — gewissermaßen der Meister dieser beiden Freunde — dachte nicht weniger günstig über den Sinn der Frau für das Schöne. Er äußert*): „Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gefühl für das Schöne, so ferne es ihnen selbst zukommt, aber für das Edle, in so weit es am männlichen Geschlecht angetroffen wird.“ Beim Mann, meint Kant, sei es umgekehrt und doch dasselbe: er habe für das Edle nur Sinn, so weit es ihn selbst betrifft, für das Schöne besitze er nur Sinn, so weit es die Frau angeht. Diese Kardinal-Eigenschaften markieren sich in den äußern Typen, die strengere Willensherrschaft, welche das Festhalten am Edlen unter allen Enttäuschungen des Lebens erheischt, erzeugt eine Bestimmtheit in der äußern Form. Die Konturen sind fester, markiger. Die Gestalt erscheint als eine kühne Zeichnung, ohne Rücksicht auf Grazie. Die Natur kennzeichnet den innern Unterschied der Frau vom Manne damit, daß in ihrer Erscheinung alle Züge mit ungezwungener Leichtigkeit ineinander fließen, zu einem harmonischen Ganzen. Die Erscheinung der Frau ist für den höchsten Ausdruck der Schönheit geschaffen, aber nur ein Ausdruck, aus dem ein sittliches Innere leuchtet, kann schön sein.

*) Kritik der Urteilskraft.

Albert Geiger.

Von Richard Wenz (Köln).

Die Zeit, in der man den Dichter noch nach seiner Zugehörigkeit zu irgendeiner Richtung oder Clique fragte, ist ja so ziemlich überwunden. Man pflegt ihn jetzt immer zunächst als Einzelpersönlichkeit zu betrachten, die sich, unabhängig und möglichst unbeeinflußt von irgendeiner Zunft, ganz aus sich selbst heraus entwickelt hat. So sind gerade in den letzten Jahren ungewöhnlich starke Talente plötzlich aus der Verborgenheit ans Licht getreten, nach denen vorher kein Mensch etwas gefragt hat: dem einst blühenden Handwerk der Cliquentrommler dagegen ist sachte der Boden entzogen worden, und nur ab und zu vernimmt man nochmals einen Nachhall jenes ungebärdigen Reklamelärms.

Einer, der nie mitgetan hat, obschon sein erstes Schaffen in die laute Zeit des Naturalismus fällt, ist der badische Dichter Albert Geiger. Zwar hätte er auch nicht recht einen Platz für sich gefunden in diesem tollen Literaturgetriebe. Keiner Partei wäre er waschecht genug gewesen, zu keiner hätte er Beziehungen von längerer Dauer unterhalten können, keinem literarischen Ismus hätte er sich willig mit seinem Dichterblut verschrieben; denn er war ehrlich genug, sich seine zwie- oder gar vielspältige Poetennatur einzugestehen und ihre Abhängigkeit von dem ungeklärten, suchend, leidend und verzweifelnd erworbenen Pessimismus seiner Weltanschauung zu bekennen.

In diesem ernsten Ringen trat er als Lyriker mit ein paar Gedichtbüchern hervor, die den qualvollen Entwicklungsgang dieser Jahre des Irrens deutlich widerspiegeln, in denen zuletzt aber auch das Reifen zu spüren ist, das mit der aus Arbeit und Liebe quellenden ruhigen Resignation über ihn kam. An diesem ersten Ziel seines Werdegangs durfte er das Fazit seines bisherigen Schaffens ziehen und die von schöner reifer Ruhe „Ausgewählten Gedichte“ herausgeben, die nicht nur Anfang und Ende seiner Bahn aufzeigen, sondern auch all die bleibenden Merkmale seiner Dichterpersönlichkeit, eingeprägt von den kämpfend errun-

Digitized by Google

genen Wahrheiten, die aus den letzten Tiefen seiner Lebensanschauung herauswuchsen. Nun weiß er:

Hier steht der Tod. Hier lacht die Dirne Lust.
Dazwischen keucht ein banges Menschenleben.
Siehst dort die Sense du mit tiefem Beben,
so lockt dich hier die vollentblößte Brust.

Man hat das Leben anders nie gewußt.
Vom ersten Tag, dem Menschenkind gegeben.
Von diesem Pol zum andern irrt sein Streben,
friedloser Wandrer durch des Daseins Wust.

Gott schuf das Kind. Er schuf's mit frohen Augen.
Dann sah es in der Menschen irre Welt
und merkte, daß sie mehr zum Weinen taugen.

Denn keine Lust gibt's, die nicht wird vergällt.
Aus der man nicht des Todes Gift muß saugen,
der uns die Schale hat bereit gestellt.

Diese Erkenntnis wird zum immer wiederkehrenden Grundmotiv seines Schaffens, das sich zwischen den beiden Polen: Lust und Leid des Lebens bewegt. Dieser Sinn liegt wie ein verborgenes Juwel in einem jeden seiner Werke, auch schon in dem kraß naturalistischen Drama „Maja", über das er künstlerisch längst hinausgewachsen ist. Dafür griff er um so beherzter und finderfroher zu einem Stoff, der ihn, wie unbewußt, zwar schon früher gereizt hatte, von dem er aber erst jetzt erkannte, daß in ihm sich sein künstlerisches und menschliches Ich voll erschöpfen könnte, weil der Grundzug dieses Stoffes gleich war dem seiner Daseinsauffassung. So wird die mittelalterliche Tristanlegende gewissermaßen ein Stück seiner selbst, ein Eignes, das er in mehreren, immer von feinstem Instinkt eingegebenen Variationen gestaltet. Nicht nur da, wo es ganz offenbar zutage tritt, wie in dem Doppeldrama „Tristan", in einigen Gedichten und der kleinen Novelle „Des Liedes Ende", in der „Legende von der Frau Welt" und der noch nicht als Buch erschienenen, groß angelegten Ballade „Passiflora", nein, mehr verborgen, mehr als tiefes, unausgesprochenes Symbol, vielleicht ihm selber nicht einmal bewußt, klingt das Tristanmotiv leise auch noch in seinen Gegenwartsstoffen an („Der arme Hans", „Martin Staub"), und ebenso unverkennbar liegt es in seinem biblischen Einakter „Mirjam" und dem erst vor Jahresfrist entstandenen Drama „Das Weib des Uria".

Die Tristanlegende war für den Dichter denn auch der Anreiz zu seiner Vorliebe für das Mittelalter. So variierte er die Legende von der bösen Frau Welt zugleich mit dem Armen Heinrich-Motiv in der prächtigen Erzählung von dem Wanderritt des Junkers Hans, während „Passiflora" außerdem noch in der antiken Ödipussage und den Gregoriusdichtungen Hartmanns beeinflußt ist. Immer aber versteht es der Dichter, die Romantik des Mittelalters mit einem kräftigen Realismus zu verschmelzen, und diese realromantische Art verleiht seinen Werken den eigentümlichen Reiz, dem sich selbst von Genießern ganz entgegengesetzter Richtung kaum einer zu entziehen vermag.

Romantischen Spuren folgt er am liebsten auch in der Gegenwart. Die Kleinstadt und das Dorf Mittelbadens ziehen ihn am stärksten an; aber es ist nicht das eigentlich heimatliche Gefühl, das hier wirkt, sondern vielmehr das Altertümliche dieser kleinen Welt, ihre idyllische Schönheit und Heiterkeit, ihre seltsamen, unmodernen aber biedern Menschen, das Malerische, das Poetische an ihr. Davon zeichnet er farbenfrohe, intime Aquarellbildchen, wogegen die Schilderungen der Großstadt weit blasser, oberflächlicher anmuten. Da fehlt die Wirkung von innen heraus, die Beseelung, wofür man vielleicht einen Grund in seiner kurzen naturalistischen Periode suchen kann. Viel mehr wiederum liegt ihm das biblische Milieu. Für die alttestamentliche Erotik stehen ihm ebenso zarte und ebenso starke Töne zur Verfügung, wie wir sie in seinem Minnedrama „Tristan" und seiner reifern Lyrik wiederfinden.

Mit den hier angedeuteten Gebieten seines Schaffens sollen nicht die Grenzen gezogen sein, in denen sich sein stoffliches Interesse erschöpft. Sie sind Ausgangspunkte, die man rückschauend nur immer wieder finden wird, auch wenn sich seiner Kunst ganz andre Schaffensgebiete öffnen werden. Das wird man zwar immer sagen können: er bevorzugt Zeiten und Orte, die reiche Schätze an poetischen Werten in sich bergen. Er wird beispielsweise nie historischer Dichter werden um der Historie willen, so wenig wie er als Heimatdichter gelten kann im Sinne der konsequenten, viel zu eng begrenzten Heimatkunst.

Für die Gruppierung seiner Schriften liegen die Gesichtspunkte in dem schon Gesagten. Von seiner persönlichen Entwicklung zeugt außer den Gedichtbüchern noch „Roman Werners Jugend", eine verträumte, ganz lyrisch gestimmte Kindheitsgeschichte, die der Dichter wohl im Gedenken an seine eigne Jugend niedergeschrieben hat und an deren sonnig heiterm, mildblauem Himmel nur eine trübe Wolke steht: die Erinnerung an die Schule. Von den vier dieser Erzählung angefügten Novellen sind die zwei lyrisch gearteten voll feiner Stimmungsreize, während die beiden andern mehr durch die Wehmut und Tragik ihres Stoffs wirken und als Muster kurzer Erzählweise wahre Kabinettstücke abgeben. Auch die schon genannte Tristangeschichte „Des Liedes Ende" ist darunter. Seiner Lyrik ist ein weichmelodischer Ton eigen, der an Mörike erinnert. Erst seine spätern Gedichte weisen, seiner reifern Lebensanschauung entsprechend, kräftigere Töne auf, und in seinen formstraffen Sonetten fühlt man auch nichts mehr von den verschwommenen Linien, die ein Kennzeichen seiner lyrischen Erstlinge waren. Der äußerst sensitive Poet hat darin eine starke Zufuhr gesunden Bluts erhalten, was besonders

Digitized by Google

in der geläuterten Sinnlichkeit seiner Erotik zum Ausdruck kommt. Man darf ihn als einen modernen Minnesänger ansprechen, dessen Kunst im „Tristan“ ihre höchsten Triumphe feiert. Eine ganze Skala der Empfindungen steht ihm hier zu Gebote, von der zartesten Süße an bis zur wildesten Leidenschaft. Form und Sprache sind hier von einer marmornen Feinheit und Kühle, immer denkt man dabei an den Schimmer, der auf Madonnengesichtern liegt, an den matten Glanz von Perlen und bunten Steinen.

Es würde zu weit führen, hier des nähern auch auf seine der mittelalterlichen Legende und der biblischen Geschichte entlehnten Werke einzugehen. Nicht einmal alle die für ihn notwendig gewordenen Abweichungen von seinen Vorbildern können hier aufgezählt werden. Eins aber darf nicht unerwähnt bleiben: die große Schwierigkeit, die ihm der Tristanstoff bei dem Ringen um seine Bühnenfähigkeit bot, insofern, als er einerseits auf die Musik verzichten und andrerseits räumlich und zeitlich weit auseinanderliegende Episoden zusammenbringen mußte, was ihm bei epischer Bearbeitung des Stoffs erspart geblieben wäre. Seiner „Legende von der Frau Welt“ aber würde ein Unrecht geschehen, wenn man nicht wenigstens ihre feine klare Symbolik und ihr wunderbares Zeitkolorit hervorheben würde. Wie denn auch gerade in diesem Werk der Dichter sich von einer ganz neuen Seite zeigt, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Er hat nämlich seinen köstlichen befreienden Humor gefunden. Es kann gar nicht laut genug gesagt werden, was das gerade für Albert Geiger bedeutet, an dessen Werken man schon anfing, das allzu Zarte als weiblichen Zug zu deuten. Zwar sah er selber darin nie einen Tadel, bekannte vielmehr gern: „Ich habe im Weib immer das Darstellenswerteste erblickt, und von weiblichem Fühlen habe ich in Lust und Schmerz viel in mich aufgenommen.“ Wie wahr das ist, zeigt sein ganzes Schaffen, zeigen besonders seine Liebes- und Mutterlieder, sein „Tristan“ und die unsagbar schwermütig-tragische Geschichte „Passiflora“, die so tief und erschütternd wirkt, daß man darüber zu fragen vergißt, ob Adals Handeln nach der furchtbaren Erkenntnis, daß die Geliebte seine Schwester ist, wohl psychologisch genug begründet erscheint. Dies Werk möchte wohl einen Vergleich des Dichters mit Albrecht Dürer nahelegen.

Von seinen beiden Gegenwartsgeschichten „Der arme Hans“ und „Martin Staub“ erinnert die erstere an „Roman Werners Jugend“; denn auch sie behandelt ein Knabenschicksal, und auch in ihr wird die Schulmisere als eine der vielen Lebensnöte betrachtet, aus denen Roman Werner von einer verständigen liebevollen Mutter gerettet wird, während sie den armen Hans dem Tröster Tod in die Arme führen. Wohl selten ist die Geschichte eines Findlings mit so viel Wehmut und zugleich so viel stillem ergebungsvollem Humor erzählt worden wie diese. Nicht wunderlich und verworren ist das Geschick dieses kleinen Kerls; tausend andre teilen mit ihm, auch sein väterlicher Freund, der alte vergessene Scherenschleifer, mit dem er die letzten Jahre seines freudlosen Lebens durchs Land gezogen ist. „Wir hab'n kein' Gott,“ sagt der. „Wir sind ihm aus der Hand g'fall'n. Irgendwohin. Und jetzt weiß er nix mehr von uns und hat uns vergessen.“ So unsäglich traurig die Geschichte ist, so schleicht sich doch nicht ein einziges Mal ein sentimentaler Ton hinein. Mit einem leisen Lachen beginnt sie, einem Lachen, darin aber schon die Träne schimmert, mit einem stillen Weinen klingt sie aus, einem Weinen, das Erlösung und Befreiung ist. Es ist eine Geschichte, wie sie manch einer hätte erfinden können; so erzählen konnte sie nur ein Begnadeter. Meisterhaft ist vor allem dieser Schneider getroffen, dieser Gemütsmensch mit den schrulligen Einfällen und dem goldwerten Herzen. Und nicht nur diese Gestalt lebt vor den Augen des Lesers; man sieht sie alle. Das sei darum erwähnt, weil es die oben ausgesprochene Ansicht stützt, Geiger leiste das Beste in der Schilderung des kleinstädtischen Milieus. Man sehe sich daraufhin nur einmal die Großstadt an, die den Schauplatz für seine Künstlergeschichte „Martin Staub“ abgibt, und der Unterschied springt einem in die Augen. Dort traute Intimität und heimelige Wärme, Belebung und Beseelung; hier kaltes Fremdsein und Öde. Wie schon gesagt, gilt das zwar nur für die Milieuschilderung in diesem Buche. Die Geschichte selber ist von tiefer Wirkung, ihre Tendenz ernst und wahr. Es ist die Geschichte zweier Künstler, eines Vaters und seines Sohnes, denen das Leben so übel mitspielt, daß sie irre werden an sich und ihrer Kunst. Schwer und hart liegt das nicht ganz unverschuldete Geschick auf ihnen und will sie vernichten. Es trennt sie voneinander, läßt einen jeden seinen Leidensweg allein gehen und führt sie zusammen im Augenblick notvollster Verzweiflung. Das ist eindringlich und ernst erzählt, mit dem Ernst des Künstlers, den das Leben bezwungen hat durch die Kunst, der selber vielleicht diesen Kalvarienweg gegangen ist und in dem Buche nun ein Selbstbekenntnis ablegt: „Kunst ist höchstes und reinstes Leben.“ Man würde den zarten Lyriker in diesem Roman nicht wiedererkennen, wenn er nicht das blütenholde Liebesverhältnis der beiden Jugendgespielen hineingewoben hätte. Das ist ganz Geigers Art. Er weiß von keinem Erleben, dem nicht Leid und Glück der Liebe seinen Inhalt gibt. Nicht nur die Liebe zwischen Mann und Weib; wir gedenken seiner anmutigen Lieder vom Kinde, die eine andre, nicht minder schöne Liebe künden, die uns auch verstehen lassen, daß er den Schneider im „Armen Hans“ mit so beispiellos rührender Innigkeit dem kleinen Findling gegenüber ausstatten konnte.

Digitized by Google

Geigers literarische Tätigkeit ist mit der Betrachtung seines dichterischen Schaffens keineswegs ganz gekennzeichnet. Große Verdienste um die badische Kunst hat er sich als Begründer und Leiter der Karlsruher „Freien Vereinigung heimatlicher Kunstpflege" erworben, in welcher Eigenschaft er drei Jahrbücher „Badische Kunst" herausgab und jetzt noch die Monographien „Badische Kunst und Kultur" erscheinen läßt. Außerdem betätigt er sich als Kritiker und Literarhistoriker. Seine Spezialgebiete sind die deutsche und nordische Literatur, Ästhetik und Kulturgeschichte.

Es ist zu erwarten, daß sich der Dichter einmal durchsetzen und größere Erfolge haben wird. Um seine künstlerische Entwicklung aber brauchen wir uns auch dann keine Sorge zu machen. Dafür ist er ja Süddeutscher, und seine strengen Kunstprinzipien werden ihn vor jedem Abweg bewahren.

Zwei Gedichte.

Von **Christian Wagner** (Warmbronn).

Der Sonnenbrüder Bestattung.

Wann die Augen wir geschlossen, wir der Erde
reinste Gäste,
Sonnenbrüder, Lichtgenossen, bringt uns hin zur
heilgen Veste.

Legt uns, legt uns Haupt und Füße so nach West
und so nach Osten,
Daß der selge Tag uns grüße, frei das ewge
Licht wir kosten,

Nicht in Höhlen, nicht in Klüften, nicht in kühler
Erde Gräbern,
Nicht in Särgen tief in Grüften betten ein sich
fromme Gebern.

Ob des Gitters rostgen Maschen bloß die Brust
und nackt die Glieder,
Legt uns, legt uns frischgewaschen auf dem Turm
des Schweigens nieder!

Daß von fern uns schon erblicken die beflügelten
Bestatter,
Daß die Erd nicht mög uns drücken, legt uns
hin aufs offne Gatter!

Sieh, sie nah'n schon mit Gekreische, sie der Vögel
dunkle Scharen
Um mit Fleisch von unsrem Fleische auf das
Meer hinauszufahren.

Um mit Blut von unsrem Blute farbenprächtig
aufzuglimmen,
Um mit Gut von unsrem Gute längs der Küste
hinzuschwimmen.

Reinen Vögeln übergeben ihren Leib die
Sonnenbrüder,
Daß ein frommes Pilgerleben bring der nächste
Tag schon wieder. —

Mondbildung.

Feuerkugeln, einzeln und in Scharen
Blitzgeschwinde kommen angefahren;

Feuerwolken kommen angeschwommen,
Vom zerrissnen Ringewölbe kommen

Angesegelt mit dem Flammenwimpel
Meteore, in die Wassertümpel

Löcher schlagend, daß dem Sumpfgemische
Siedend aufsteigt kochendes Gezische.

Löcher schlagend, daß die Länderscheiben
Steil sich auf zum Wallgebirge treiben.

Ringsumher auf allen Bergeslehnen
Meilenweite tiefe Krater gähnen,

Wo dereinst in fernen Werdetagen
Weltentrümmer donnernd eingeschlagen. —

Des Liedes Ende.

Von **Albert Geiger** (Karlsruhe).

Eine blasse Frau saß an dem Fenster ihrer Kemenate und schaute in das Land hinaus. Unter ihrem Fenster säuselten uralte Bäume in der Abendluft. In gewaltigem Absturz ragte der Fels, auf dem die Burg erbaut war, über die Stadt, die drunten sich ausdehnte weit bis an das blaue Meer. Aus den Kaminen stieg der graublaue Rauch zitternd in den Himmel empor, der ein letztes goldenes Lächeln der scheidenden Sonne nachsandte. Auf den Gassen war es lebhaft. Einzelne Handwerker, die noch den letzten Blick des Tages benützen wollten, waren geschäftig mit Hammerschlag, mit Nadel und Schere, mit dem Hobel und der Axt. Andre gingen mit breiten Schritten zum Abendtrunk in die Zunftstube. Scherzende Worte flogen hin und her. Lustige Studenten, den Hut keck auf dem Ohr, das Schwert lose an der Seite, durchzogen, von einer Mittagswanderung heimkehrend, die Straßen, singend oder lärmend, die Mädchen im Vorbei-

Digitized by Google

gehen neckend. Die Glocken fingen an, zur Maiandacht zu rufen. Tief und hell schwammen ihre Töne durch die Luft. Dazwischen klangen draußen vom Meere die Lieder der Matrosen aus den Schenken und von den Schiffen. Hoch oben im Blau gewann der Mond mehr und mehr Licht und goß sein Silber ruhevoll über die Stadt da unten.

Die Frau oben sah das alles. Ein bittres Lächeln kräuselte ihre vollen Lippen.

„Wie sie sich des Lebens freuen, meine werten Untertanen!“ sagte sie spöttisch vor sich hin. „Wer auch so behaglich und stumpfsinnig leben könnte!“

Sie stand auf und dehnte ihre prächtigen Glieder, die in schwarzen Sammt gekleidet waren. Sie nahm das Netz von ihrem Haar, und in goldenen Wellen rann es herab, in berückender Flut. Sie hob die Arme empor und streckte sie aus nach einem fernen Ziel. Die weiten Ärmel fielen zurück und ließen die schneeweißen Arme frei.

Es klopfte an der Tür. Sie gab keine Antwort. Eine Kammerfrau trat leise ein.

„Frau Königin!“

Sie wandte sich jäh um. Ihr Blick fragte verachtungsvoll.

„Der König bittet euch zur Tafel.“

„Ich will nicht zu Nacht essen!“ entgegnete sie rauh.

„Der König wird aber“ . . .

Sie hob den Finger und wies nach der Tür.

Die Kammerfrau senkte das Haupt und ging.

Das weiße Windspiel, das zu Füßen der Frau gelegen war, sprang jetzt auf und rieb sich zutraulich an den Knien des Weibes. Sie bückte sich zu ihm herab und streichelte es feuchten Auges.

„Du bist mein einziger Freund allhier!“ sagte sie mit bebender Stimme.

Dann setzte sie sich wieder ans Fenster und sann vor sich hin, Stunde um Stunde. Es war überall Stille geworden. Die Lichter in der Stadt waren längst verlöscht. Des Nachtwächters Stimme tönte durch die Nacht: „hört, ihr Leut, ich will euch sagen, die Glock hat zwölfe geschlagen, bewahr euch Gott nach seiner Gunst, vor Pestilenz und Feuersbrunst“ . . . Vom Bankettsaal her, auf der andern Seite der Burg, tönte dumpfes Geräusch; dort vergaß der alte König seine Sehnsucht nach seinem jungen Weibe im Weine . . . Der Mond beherrschte nun voll und feierlich die Nacht als sieghafte Leuchte. Nur draußen auf dem Meere brannte trüb der Leuchtturm, und die Handelsschiffe zeigten ihre roten, grünen und blauen Lichter vom Bug.

Die Frau war leicht eingeschlummert. Die Müdigkeit hatte über Schmerz und Sehnen gesiegt. Das Windspiel schlief ihr zu Füßen, zuweilen leise schnarchend.

Da schrak sie plötzlich auf. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Ihre Züge von etwas Entsetzlichem in Spannung. Und plötzlich kam ein klagender Ton durch die Luft, wie ein Schrei in höchster Not; und dann wieder einer, schwächer. Er schien wie vom Meere herzukommen. Es war etwas Schauerliches in diesem Schrei.

„Dreimal hab ichs gehört!“ flüsterte die Frau mit bebenden Lippen. „Er hat mich gerufen.“ Sie sank in die Knie und rang die Hände. Sie preßte die Nägel in die zarte, milchweiße Haut, daß das Blut zu quellen begann. Sie tat es, um nicht hinausschreien zu müssen vor unsäglicher Angst.

„Hilf mir Gott!“ stammelte sie. „So ist mein Herre Tristan in höchster Not. Oder —“

Sie vollendete nicht. Wild sprang sie auf. Die Fäuste gegen die Schläfen pressend, irrte sie in der Kemenate auf und ab.

„Ich muß zu ihm! Ich muß zu ihm! . . . Und ich werde ihn finden!“

* * *

Eine Zeit danach konnte man im Frankenreich eine hohe Frauengestalt durch Dörfer und Städte wandern sehen; in schwarzem Gewand, mit schwarzem Schleier schritt sie daher; ihr goldblondes Haar war in ein seidenes Netz zusammengedrängt. Neben ihr schritt ein weißes Windspiel.

Man schenkte ihr nicht viel Beachtung. Man hatte nicht viele Lust, über sonderbare Wanderer nachzugrübeln. Denn das große Sterben, der schwarze Tod, war über Frankreich gekommen. Gott hatte ihn wohl geschickt, weil die Menschen so üppig geworden waren. Von Osten nach Westen wanderte der Würgengel, den schwarzen Stab in den fleischlosen gelben Händen. Er hob ihn gegen die Türen, und die Menschen in den Häusern starben. In Sammet und Seide, in Lumpen und Flicken. Ein Hauch brachte den Tod. Da sah man Tote, von der schwarzen Brüderschaft in Reihen hinausgetragen, und in den Gärten, an denen die Totengräber vorbeikamen, schallte Musik, Gelächter, Geschrei. Wilde Tänze wurden da aufgeführt, deren Ende die Wollust im Feld des Todes war. Oft mochte es vorkommen, daß die Tanzenden mitten im Reihen tot zu Boden fielen. Die Pest hatte ihnen die Hand auf die Brust gelegt. Niemals waren so viele Seufzer der Wonne und der Todesnot, so viele Schreie der Lust und der Angst oder Verzweiflung zu der unbekannten Gottheit emporgestiegen. In den Kirchen lagen die Priester Tag und Nacht vor dem Allerheiligsten. Das ewige Licht flammte düster auf dem goldnen Tabernakel. Und der Priester, der den Gläubigen das Abendmahl austeilte, vermochte manchmal die Hostie nicht mehr aus der silbernen Kapsel zu nehmen. Mitten in der heiligen Handlung war der Tod zu ihm getreten. Man schien nicht mehr in der

Digitized by Google

Zeit zu leben. Und über all dem Ungeheuerlichen blaute in wunderbarer Heiterkeit der Maihimmel. Stiegen die Sterne leuchtend auf und nieder. Taute der Mond friedliche Kühlung. Die Rosen dufteten, und die Aue glänzte und lud zum minniglichen Reihen.

Durch all diesen Wirrwar und das große Sterben ging die hohe, blasse, blonde Frau unbekümmert hindurch, mit den großen verlornen Augen suchend. Niemand belästigte sie. Man dachte, sie traure um einen Toten. Oder sie habe ein Wallfahrtsgelübde getan. Zuweilen hielt sie ein und fragte mit ihrer bebenden Stimme:

„Habet ihr meinen Herren Tristan von Parmenie gesehen?“

Das eine und andre erinnert sich dann an ein Märchen von Tristan und Isot und ihrer wundersamen Liebesgeschichte; einige hatten auch zu Lunden auf den Märkten davon singen hören. Aber wo Herr Tristan sich jetzt befinde, wußte ihr niemand recht zu sagen. Die meisten hielten sie für verrückt und bekreuzten sich.

Und sie schritt weiter und weiter. Ihr Schleier zerriß, ihr Gewand zerschliß, ihre Schuhe gingen in Fetzen. Sie schritt immer weiter. Eines Tags, gegen Abend, begegnete ihr ein Heerzug. Mitten im Würgen des Todes stockte nicht die Fehde. Sie verneigte sich vor dem Anführer, der ein schwarzes Roß ritt und in Silber geharnischt war. Er fragte nach ihrem Begehr. Sie antwortete mit müder Stimme:

„So wahr Euch Gott den Sieg spende, saget mir, wenn Ihr es wisset, ehrlich und offen: Wo befindet sich mein Herre Tristan von Parmenie?“

Da schaute sie der Ritter aufmerksamer an. Dann hob er sich im Sattel vor Erstaunen:

„Ihr seid es, schmerzensreiche Königin?“

Und er nahm seinen Helm ab und verneigte sich tief:

„Herr Tristan liegt krank von einer Speerwunde auf Schloß Castelfer bei der Stadt Arundel. Nicht mehr weit habt Ihr dahin. Aber,“ er zögerte verlegen, „hohe Königin, ob Ihr wohltut, zu ihm zu eilen, weiß ich nicht.“

„Was ist es, sprecht!“ fragte sie angstvoll.

Dem Ritter stieg es wie heißes Erbarmen in die Augen. Er sah das wehevolle Weib vor sich, wie es von Stadt zu Stadt irrte, von Liebesnot getrieben. Sollte er ihr die Wahrheit sagen?

Sie flehte mit großen Augen.

„Herr Tristan,“ begann der Ritter endlich langsam, „bedarf nicht Eures Trostes. Ein Weib wartet sein. Er ist vermählt . . .“

Er hielt inne. Ihre Augen machten ihn schweigen.

„Das lügt Ihr!“ stieß sie endlich hervor.

„Es ist so, wie ich sagte, so wahr ich ein Christ bin!“

Da stieß sie einen Wehelaut aus, der den Männern das Herz zusammenkrampfte. Aus dem Munde brach ihr das Blut. Sie fiel in die Blumen und den Klee.

Armstes aller Weiber!“ sagte der Ritter mitleidig. „So weit ist sie gewandert, um das zu erfahren. Heimlich hat sie sich aus Markes Burg geschlichen. Tag und Nacht ist sie gewandert, ihre Schönheit der Sonnenglut, dem Staube und der Nachtkühle preisgebend. Und nun! Großer Gott, wie schwer rächst du ihr Verbrechen! Geh auch mit uns Sündern nicht zu streng ins Gericht! — Bleibe einer bei ihr, labe sie mit Wein und Speise und führe sie nach Castelfer! Ihr andern aber: allez!“

Sie ritten davon, daß der Staub über die Felder hinflog. Als Isolde erwachte, sah sie den Knappen neben sich. Ihr Windspiel hatte ihr zärtlich den Kopf in den Schoß gelegt und sah sie mit den klugen Augen mitleidig an.

Sie sann und sann mit trocknen, verzweifelten Augen. Endlich erhob sie sich entschlossen. „Führe mich!“ sprach sie zu dem Knappen, der sich scheu verneigte.

* * *

Schloß Castelfer lag in der Dämmerung eines Juniabends mit seinen Wällen, mit seinen gewaltigen runden Türmen, seinen kleinen Balkonen, grau und düster. Nur wenige Lichter waren zu sehen. Von der Stadt scholl verworrner Lärm herauf. Dort tanzte und sang man und weinte man und trug Tote zu Grab. Isolde schritt durch die Dämmerung an dem düstern See vorbei, an dem das Schloß lag. Sie fröstelte. Seit Mittag fühlte sie das Fieber in ihrem Blut. Wenn sie angesteckt war, durfte sie zu ihm? Aber hatte er nicht nach ihr geschrien in wilder, verzweifelter Not?

Sie war am Tor angelangt. Der Knappe verneigte sich:

„Das ist Castelfer!“ sagte er ehrerbietig. „Verstattet, hohe Frau, daß ich mich wieder zu den Meinen geselle!“

„Ich danke Euch!“ sprach sie traurig. „Ich kann Euch nichts geben denn einer Elenden Dank!“

Er verneigte sich abermals tief und ritt den Burgweg hinab.

Sie trat bis an das Tor und hob den Klopfer. Ein Fensterlein in der Mauer tat sich auf. Ein Lichtschein fiel heraus von einer Handlaterne.

„Was wollt Ihr?“ fragte ein Mann abgewandten Antlitzes.

„Ich begehre Einlaß!“

„Zu was Ende?“ fragte der Mann wieder.

„Ich habe Botschaft an deinen Herren Tristan!“

„Er bedarf keiner solchen mehr. Heute früh ist seine Seele zum Himmel eingegangen.“

Es war eine Stille. Eine Stille, durch die ein schweres Atmen kam. Der Pförtner betrachtete jetzt neugierig die Frau, die wie aus Stein

Digitized by Google

gehauen schien, hätte nicht ihre Brust so heftig gearbeitet. Aber ihr Haupt lag auf dem Busen wie tot. Das blonde Haar hatte sich gelöst und floß an ihr herab.

Dann kamen Klänge aus der Stille. Nicht wie aus menschlicher Kehle — dem Pförtner graute davor —:

„So will ich ihn dennoch sehen! Die Tote kommt zum Toten!"

Der Pförtner machte keine Einwendung mehr. Das Tor öffnete sich. Er drückte sich scheu in den Torweg.

Sie schritt vorbei. Das Windspiel hinter ihr. Sie schritt durch den Garten, in dem die Rosen dufteten und die Nachtigallen schlugen. Der Springbrunnen plätscherte durch die Nacht. Ein Dämmerungsfalter surrte ihr gegen die Wangen. Die Linden waren am Aufblühen und dufteten schon mit schwacher Süße. Es war eine so bräutliche Nacht. Und die Tote schritt weiter. Ein Lichtschein zog sie an. Und ein Gebetmurmeln:

„Ave Maria, gratia plena . . ."

Sie stieg die Turmtreppe hinauf. Kam auf einen Gang. Trat in ein Gemach.

Zwei Priester zu Häupten, zwei Priester zu Füßen des Lagers. Kerzenschein, unruhig flimmernd. Über des Toten Antlitz ein seidner Schleier. Eine schlaff herabhängende Hand. Darüber ein blonder Frauenkopf. Zu der geöffneten Balkontür hinaus weit, tief die Finsternis.

Der Hund winselte. Da ward man ihrer gewahr. Es ward Stille. Das Weib am Totenlager hatte sich erhoben. Sie starrte die Erscheinung in der Tür an. Eine Ahnung schwoll ihr beklemmend zum Herzen.

„Wer bist du?" fragte sie zitternd.

„Ich bin Isot!" kam es zurück.

Ein langes Schweigen.

„Was suchst du hier?" fragte wiederum angstvoll und feindlich das Weib.

„Tristan, meinen Herrn!"

„Er hat lange nichts mehr mit dir zu schaffen!"

Die Gestalt in der Tür schob sich langsam vor.

Das Windspiel trat ans Bett, schnupperte, erkannte seinen einstigen Herrn, stieß einen heulenden Laut aus und verkroch sich am Lager.

Die beiden Frauen standen sich gegenüber. Blick bohrte sich in Blick. Der eine voll Haß. Der andre, das einzig Lebendige in der versteinerten Gestalt, bis ins Innerste hinabdringend, forschend wie ein Gottesblick.

„Ist es wahr: hat er dich geliebt?"

„Frag ihn selbst!" klang eine rauhe Stimme.

„Ist es wahr: hat er dich geliebt? War er dein eigen?" fragte es wieder.

Und diese Augen flammten hinein in das Herz der Gefragten. Sie verkündeten eine ganze glühende Welt von Wonne, Sehnsucht und Elend.

Und das Weib da vor Isot vermochte die Macht dieser Augen nicht zu ertragen.

Sie ließ das Haupt fallen, schlug die Hände vors Antlitz und schluchzte.

Ihr eignes Weh um den teuren Mann, ihre ungestillte, nie mehr zu stillende Sehnsucht wollte sie ersticken.

Endlich sprach sie:

„Du hast gesiegt . . . In der Hochzeitsnacht, da die Kämmerer ihn entkleideten, streiften sie ihm deinen Ring vom Finger. Sein Blick fiel auf ihn. Da wars geschehen . . . Freue dich: nie bin ich sein Weib worden. An seiner Seite bin ich dahingewelkt, ungenossen, ungeliebt . . . Du — und du — — und du warst sein einziger Gedanke. Im Fieber noch schrie er nach dir. Du hast gesiegt!" Und wieder durchschütterte ein Schluchzen ihren Körper.

Und sie wandte sich und schlich hinaus . . .

Da trat ein Sonnenschein, eine Sonne in Isoldens Antlitz. Und ein Blühen ging von ihr aus wundersam ins Gemach. Die Priester staunten sie an.

Sie schritt zur Leiche und schob den Schleier von ihrem Haupt.

Da lag er, so still, so im Frieden.

„Mein Tristan!" flüsterte sie selig.

„Mein Tristan — einzig, ewig mein!"

Und sie legte ihr blondes Haupt neben das seine, lächelte und starb.

So schloß die größte Sehnsucht auf Erden das Auge für immer . . .

An Carl Peters.

Prolog von **Viktor Blüthgen** (Freienwalde).

Und also sprach der Herr: „Ein Senfkorn nahm
Ein Mann und säte es auf seinen Acker;
Das kleinste unter allem Samen ists,
Doch wenn es wächst, so wird es wie ein Baum,
Und unter seinen Zweigen können wohnen
Vögel des Himmels" — —

Amen! sagen wir.
So ists geschehn. Vor unsern Augen stieg
Das Wunder auf wie eine Offenbarung.
Heut steht der Mann, nach fünfundzwanzig Jahren,
Umjubelt an der Stätte seiner Tat,
Des Denkmals froh, das ihm die Mitwelt setzt,
Lorbeergeschmückt, mit trotz'gen Falkenaugen
Und spricht stolz lächelnd sein: Ich habs gewagt!

„Mein Acker war's, den wilden Königen
Des unerforschten Erdteils abgerungen.
Ich schenkt' ihn dir und hißte deine Flagge,
Mein Volk, und sagte: Nimm und werde größer!
Das Volk der Völker bist du — nimm und wachse!
Der fleiß'ge Landmann sitzt auf seiner Scholle,
Baut seinen Kohl und hütet seine Grenzen —
Du bist ein Adler, und der Adler fliegt,
Wenn er sein Nest gesichert weiß, weit — weit —:
Soweit die Luft sich spannt, reicht sein Revier,
Mit Seinesgleichen teilt er sich die Erde.

Digitized by Google

Noch ist ein Erdteil frei — komm her und nimm!
Mein Volk, du Kinderspott vergangner Zeiten,
Du Parsifal, du reiner Tor — schlaf nicht
Auf deinen tausend Lorbeerkränzen ein:
Dem Duftbetäubten winken Königreiche!"

So sprach der Mann und schrie ins Land hinaus
Den Weckruf, bis die matten Ohren hörten.
Und sein Gefieder schüttelte der Adler
Und schlug die Klauen ein und nahm, und nahm —
Und ließ nicht los, wie sich die Beute wehrte — —
Vor fünfundzwanzig Jahren wars.

Heut ist
Verteilt die Welt. Und sichern Kieles schwärmen
Wie aus dem Nichts gestampft, Alldeutschlands Schiffe —
Schwärmt eine deutsche Flotte durch die Meere —
Nach unsern Kolonien. Der halbvergessne,
Verblaßte Zollerntraum ward Wirklichkeit!
Durch tropische Wildnis, dürre Klippenwüsten
Auf Schienenwegen zieht der deutsche Fleiß
Und sät und erntet, hütet Menschenleben,
Wo Raub und Mord einst ihre Heimstatt hatten. — —

Doch er, der Einzige, der Starke, Trotzige
Ging seines Wegs, durch Neid und Mißgunst hin,
Durch Gut und Bös mit festen Herrenschritten
Erhobnen Haupts und sprach: „Ich habs gewagt!" — —

Und also sprach der Herr: „Ein Senfkorn nahm
Ein Mann und säte es auf seinen Acker;
Das kleinste unter allen Samen ists,
Doch wenn es wächst, so wird es wie ein Baum,
Und unter seinen Zweigen können wohnen
Des Himmels Vögel - —
Heil dir! Heil — Carl Peters!

Randbemerkungen.

Die rote Flut
hat sich nun reichlich über Deutschland ergossen. In Sachsen, in Baden, bei den Nachwahlen zum Reichstag in Meiningen, bei den Wahlen zum roten Haus in Berlin und in Schöneberg und an manchem andern Orte konnte man die Wirkungen der neuen Steuern und der klugen Politik erkennen, die zum Zusammenbruche des Block geführt hat. Hätte Fürst Bülow Zeit gehabt, sein Rezept auszuführen, hätte er die Gewaltkur einer dreimaligen Auflösung des Reichstags durchführen können, so wären nach den jetzigen Zeichen die bürgerlichen Vertreter zuletzt wohl, wie Herr Typaldos und seine Mitverschworenen in einigen Droschken dem Schauplatz seines kurzen Heldentums zugeeilt ist, gleichfalls in der Lage gewesen, in wenigen Vehikeln den Weg zur Sommerstraße anzutreten. Denn selbst die stärkste Energie der Regierung hätte, auch wenn Fürst Bülow ein wenig von den Nerven seines größten Vorgängers besaß, die natürliche Reaktion nicht überwinden können, die auf das „Himmelhoch jauchzend" nach dem Zusammenbruch der Lehre vom Block fast automatisch ein „Zu Tode betrübt" folgen lassen mußte. Die einfache Tatsache, daß bei all den Nachwahlen, die der Katastrophe vorangingen, die sozialistischen Stimmen zurückgegangen waren oder sich nur wenig gehoben hatten, während später Sieg auf Sieg folgte, spricht dicke Bände. Ob Konservative oder Liberale die Besiegten waren und Verluste erlitten, ist hierbei ohne Bedeutung: das Volk geht nicht auf Einzelheiten ein, es wägt nicht peinlich Schuld oder Unschuld ab, es folgt dem Gefühl, daß auf beiden Seiten schwer gesündigt worden ist, und es würde auch ohne Zündhölzchensteuer ein Ventil für seine Stimmung in der Abgabe eines roten Zettels suchen. Das ist unlogisch, aber es ist eine Erscheinung, die sich schon oft und am deutlichsten nach dem Zusammenbruch des Kartells erwiesen hat. Z.

* * *

Der Kieler Prozeß
bildet nicht nur einen schrillen Mißklang in dem hohen Liede von dem deutschen Beamtentum, sondern er liefert auch, so paradox es klingen mag, einen starken Beweis gegen den Staatssozialismus, der mehr und mehr die großen Unternehmer depossedieren und an ihre Stelle die Allmacht des staatlichen Willens setzen will. Man spürt es genau, wie hier einerseits das Gefühl der Verantwortlichkeit abnimmt, wie anderseits die bureaukratische Schablone über die freie Betätigung der persönlichen Fähigkeiten den Sieg davonträgt. Aus jenem mangelhaften Gefühl der Verantwortung erklärt es sich, daß jeder einzelne sich ausschließlich an die ihm vorgeschriebenen Regeln, am Worte hält, während doch nur der Geist lebendig macht. Ganz gewiß ist die Kieler Werft für den oberflächlichen Blick eine Musteranstalt; kein Beamter wird ungestraft seine Bureaustunden versäumen oder gar Reskripte, die in Massen aus den Nebeln des höchsten Olymp zu ihm herabdringen, wissentlich verletzen. Die Millionen, die Herrn Frankenthal und der „Chabruse" zugefallen sind, könnten sogar auf höchst korrekte Weise in ihre Taschen geflossen sein. In solchen Betrieben, die nur ein glänzender Verwalter übersehen kann, genügt eben nicht die bloße Routine; es ist durchaus verständlich, wenn man jetzt an allen Ecken und Enden gegen die Organisation Sturm läuft und vor allem einen klugen und einsichtigen Kaufmann in eine der obersten Stellungen wünscht. Es handelt sich ja nicht nur um Schiffskonstruktionen oder um die Erhaltung militärischer Disziplin, sondern auch um Einkauf und Verkauf, und wenn Herr Frankenthal seinen Gewinn mit fröhlichem Spott über die „naivsten kaufmännischen Unmöglichkeiten", die sich auf der Kieler Werft konzentrieren, behaglich einstreicht, wenn wir sehen, daß gerissene Händler Millionen, die dem Steuersäckel zugute kommen müßten, in die Taschen stecken, dann wird man eher an russische, als an preußische Zustände erinnert. Z.

* * *

Der griechische Königsthron.
Wer den Papst zum Vetter hat, kann gut Kardinal werden. Wer der Schwager des englischen Königs ist, kann gut der Revolutionen spotten. Der Beherrscher der Hellenen hält sich immer noch auf dem wankenden Thrönchen. In Bayern ist man fast entrüstet darüber. Dem guten König Otto — der übrigens lediglich durch eigene Mattherzigkeit sein Schicksal verschuldete habe kein Mensch geholfen, aber bei Georg, ja, das sei ganz etwas anderes! Im übrigen wäre ohne die brutale Macht seiner Freunde, ohne die englischen Kriegsschiffe König Georg schon längst aus seinem Reiche hinausgebeten worden. Er ist in Athen durchaus nicht beliebt. Er rächt sich dafür und hat seinerseits für Athen keine Gegenliebe. Es gab so manche Jahre, in denen der Monarch nur drei oder vier Monate in Hellas weilte, sonst aber in Paris. Natürlich, Athen hat zwar jetzt schon über 200 000 Einwohner, und die Zeit ist ja allerdings vorbei, da man noch jeden Durchreisenden, dessen Rock nicht allzu staubig war, auf den Hofball preßte, weil sonst die Hofdamen sich zu Tode gelangweilt hätten; allein mit Paris kann es nur in den Preisen, nicht aber in der Vergnügtheit den Wettkampf aufnehmen. Diese beständige Abwesenheit des first gentleman of the realm hat seine getreuen Untertanen merklich verstimmt. Da ist die Kronprinzessin schon eine andere Frau. Die interessiert sich doch für die klassischen Zeiten von Hellas und versäumt selten einen archäologischen Vortrag. Der König hat sich jedoch nicht nur durch seine vielen Pariser Reisen mißliebig gemacht, nein, er paßt mit seinem ganzen Tun und

Digitized by Google

lassen, paßt schon mit seiner Gestalt nicht in den südlichen Rahmen hinein. Er ist eben von andrer Rasse. Groß hager, nüchtern, mit kalten Augen, sparsam in Wort und Geste, überlegend, zurückhaltend, so ist er nicht der Mann, der den quecksilbrigen, geschwätzigen, ewig aufgeregten Griechen gefallen könnte. Der Herzog der Abruzzen, von dem man jetzt spricht, ja, das wäre schon ein anderer Type! Der hat Rasse, hat Feuer, hat Ehrgeiz und Prestige! Und Jugend! Und Tatkraft! Auf seinen Besteigungen ferner alpiner Gipfel, an dem Rande der bewohnten Erde, hat er doch nicht bloß Gletscher und Kamine, sondern auch Menschen und Regierungen in Nord-Amerika, Korea und Indien kennen gelernt. Zudem ist Italien doch so eine Art jüngere Schwester von Hellas. Man kann es daher sehr wohl begreifen, daß die Kandidatur des Herzogs der Abruzzen viel Anhängerschaft da unten hat. Man kann es gewissermassen ästhetisch und kann es politisch begründen. Auf der andern Seite ist es aber ebenso begründet, wenn wir in Deutschland von einem derartigen Plane, von einer Abschnürung des deutschen Einflusses am Balkan durch einen Querriegel und eine Sperrkette von Sekundogenituren (denn auch für das Königreich Serbien wird ein italienischer Thronanwärter empfohlen) unmöglich entzückt sein können.

* * * X.

Die Russen in Persien.

Rin in die Kartoffeln! Raus aus den Kartoffeln! So geht es ungefähr den Truppen des Zaren im Reiche der Achämeniden. Vor zwei Jahren schon stand General Snarsky mit zehntausend Mann und einem großen Troß, darunter 400 Kamelen, bei Lenkoran bereit, um in die Gefilde Adherbaidschans einzudringen. Da kam Gegenbefehl. Neuerdings wurden die Gemüter in Persien unruhig; in Teheran und Täbris tobte der Bürgerkrieg. Da ließ man endlich, im vorigen Herbste, Snarsky marschieren. Kosaken nisteten sich in Täbris und Urmia ein, wo sie jedoch auf osmanische Soldaten stießen. Nun rückten Sepahdar und Serdas e Asad gegen Teheran. Die Kosaken rückten nach. Aber sie kamen zu spät. „Darauf sie zogen schweigend heim", wie es in dem wunderherrlichen Gedichte von „Schön-Rohtraut" heißt. Auf Drängen der Nationalisten und ihrer englischen Freunde wurden zuletzt alle persischen Truppen, die schon auf 4—5000 angeschwollen waren, wieder aus Adherbaidschan herausgezogen, während sie in Chorassan, aus dem freilich nur spärlichste Nachrichten vorliegen, noch verblieben und sogar, so scheint es, zeitweilig die heilige Stadt Meschhed besetzten. Nun ist Ardekul in Nord-Adherbaidschan gefallen, das russische Konsulat ist in Gefahr, und sofort werden wieder mehrere Sotnien von Kosaken und wird Artillerie in Bewegung gesetzt. So beginnt das anmutige Spiel von neuem. Sehr bequem ist es für die Russen, daß so viele halbwilde Nomaden an ihrer Seite streiten, wie die transkaukasischen Chewsuren und Chahsewaren. Gehen die einmal zu forsch vor, so ist es immer möglich, sie zu desavouieren: plündernde Gebirgler, auf die man keinen Einfluß habe. Aber sehr nützlich sind diese Chahsewaren, um immer wieder neue Unruhen zu erregen. Und neuerdings zählt sich Rußland an den Knöpfen ab: soll ich, soll ich nicht? Des Bratens leckrer Duft steigt süß in die Nase des Bären; aber die Tatze des Leuen liegt schützend auf dem Braten.

* * * Wirth.

Ein Großfürst in Not.

Es wird wieder viel über die Güte der russischen Finanzen geredet. Minister Kokowzoff, der auch nicht gut anders kann, lobt sie über die Hutschnur, Witte, der einstige König dieser Finanzen, färbt sie pechrabenschwarz. Daß es den Russen noch nicht so ganz glänzend gehe, beweist folgende gut verbürgte Geschichte. Ein Großfürst besaß in Westrußland ein ungeheures Waldgut. Es erstreckte sich über reichlich 150 000 Hektar. Obendrein ist es an schiffbaren Flüssen gelegen, die sowohl nach dem schwarzen Meer als auch nach der Ostsee führen; mithin kann das Holz entweder über Riga oder über Odessa — nach dem holzarmen Orient — verschifft werden. Auch hat das Waldgut vortreffliche Bahnverbindungen. Man behauptet, daß der Wert des Gutes mindestens 100 Mill. Rubel betrage. Der Großfürst scheint aber stark in der Klemme gewesen zu sein. Er hat seinen Besitz für nur 25 Millionen verkauft. Käufer aber waren die Engländer! Überhaupt hat sich ein ganzer Strom von englischen Gründern, Großkaufleuten, Bankiers und Industriellen über das heilige Rußland ergossen. Erste Hypothek auf das Zarenreich! h.

* * *

Das noble Amtsgericht.

Eine gute Justiz kostet Geld, und alle Parteien, so heftig sie sich auch sonst befehden mögen, sind darin einig, daß an ihr nicht gespart werden dürfe. Natürlich sind die Juristen derselben Ansicht, und deshalb plaidieren die Anwälte mit aufrichtiger Wärme für Erhöhung der Gebühren, und die Richter hätten gegen eine splendidere Bemessung ihrer 5000 M.-Gehälter, nichts einzuwenden. Im Gegenteil, der so oft vermißte consensus omnium juris consultorum wäre dabei mit einem Male hergestellt. Die Justiz muß Geld kosten, sagt auch das Königliche Amtsgericht in Wermelskirchen und handelte danach. Ein furchtbarer Übeltäter war vor sein Tribunal geschleppt worden, ein Handelsmann, der einen andern bei Ausübung seines Gewerbes begleitet hatte, „ohne zu ihm im Verhältnisse eines Ehegatten, Kindes oder Enkels zu stehen". Wer die Verruchtheit dieser Tat nicht so ohne weiteres einsieht, möge wissen, daß sie durch § 149, d. R.Gew.O. verboten ist. Die Strafe war dem Vergehen angemessen, 5 M. Geldbuße oder ein Tag Haft. Delinquent zahlte weder, noch saß er sondern verzog „unbekannt" wohin. Ein Königliches Amtsgericht fand es darauf gut — es hätte auch anders handeln können —, den Strafbefehl öffentlich zuzustellen. Wäre eine gute Justiz billig zu haben, so hätte es nur die öffentliche Zustellung an die Gerichtstafel hängen lassen können; es wäre der Strafbefehl rechtskräftig geworden, und niemand hätte dem Verurteilten die Verpflichtung abwaschen können, 5 M. Strafe und 1,20 M. Kosten zu zahlen. Aber das Amtsgericht war nobel und ließ sie noch in eine große Zeitung einrücken, was 24 M. Insertionsgebühren kostete. Fazit, der Staat kriegt weder 5 M., noch die 1,20 M., aber er hat auf Kosten der Steuerzahler 24 M. bar daraufgelegt, nur weil das Kgl. Amtsgericht Wermelskirchen nobel war. Wir armen Teufel aber, die den ganzen Kitt bezahlen müssen, freuen uns, daß es noch Verhältnisse in Deutschland gibt, wo aus dem Vollen gewirtschaftet wird. Dr. jur. M. P.

* * *

Der wahre Entdecker des Nordpols.

Während der Streit zwischen Cook und Peary um die Priorität der Nordpolentdeckung noch forttobt, während heute Peary und morgen Cook von tausend Frauen New Yorks geküßt, und während Cook gestern und Peary vorgestern als Schwindler aus einem Vortragssaale gewiesen wurden, ist plötzlich ein dritter Nordpolentdecker aufgetaucht. Es ist der Neger Pearys, der sich, im Gegensatz zu den beiden gelehrten Nordpolforschern, auf einen gelehrten Zeugen seiner Entdeckertat beruft. Cook und Peary beschwören immer nur ihre Eskimos und andre minderwertige Individuen. Die Berichte, die Cook bisher veröffentlicht hat, könnte jeder Reporter geschrieben haben, der phantasielos genug ist und ebenfalls niemals auf dem Nordpol war. Der Nigger Pearys stützt seine Behauptung von der Entdeckerschaft des Nordpols auf einen wissenschaftlich anerkannten Namen, nämlich auf den bekannten Nordpolforscher: — Peary. Der soll durch seine Aussage beweisen, daß der Neger Hendson den Nordpol entdeckt habe. Ein großer Jurist scheint der Neger nicht zu sein; sonst wüßte er, daß Herr Peary in dem Streit um die Nordpolentdeckung nicht gut Zeuge sein kann, weil er dominus litis ist. Aber mit juristischen Gründen entdeckt man keinen Nordpol und keinen Süd-

Digitized by Google

pol, schlichtet man keinen Entdeckerstreit, sondern nur mit anschaulichen Schilderungen. Dr. Cook war vielleicht auf dem Nordpol; aber er kann nicht erzählen, wie es dort aussieht. Vielleicht war der Nigger auch nicht oben; aber er hat möglicherweise eine anschaulichere Art, zu schildern. Man kann bekanntlich im voraus nie wissen.

Ernst E. Friedegg (Wien).

* * *

Auch Kollegen Schillers.

Bis jetzt wußten wir es nicht, doch wir wissen es endlich. Halleluja! — die frohe Botschaft kam: noch leben und wirken „auch Kollegen des großen Dramatikers Schiller." Beim Schein der kleinen Laternen, mit denen man „die Zeitgenossen" zu beleuchten suchte, waren ihre Züge noch undeutlich, beim Talglicht konnte man die frappante Ähnlichkeit mit Schiller nicht gewahr werden. Man bediene sich im Zeitalter der Technik auch nicht kleiner Laternen; denn bei elektrischem Licht wird man die Zeitgenossen schon sehen und erkennen. Dies geschah im Königlichen Schauspielhaus bei der Vorstellung, „die dem Andenken Friedrich Schillers geweiht war . . ." Hunderte von elektrischen, sechzehnkerzigen Lampen brennen — unten arbeiten die Elektromotoren mit der ganzen Pferdekraft der Berliner Omnibusgesellschaft — und jetzt kann endlich Herr Holzbock vom „Lokal-Anzeiger" sehen, es fällt wie Schuppen von seinen Augen, deutlich und klar sieht er. Wer's noch leugnet, ist blind. Die Oskar Blumenthal, Felix Philippi, Hugo Lubliner, Fedor v. Zobeltitz, Max Bernstein usw., sie alle, die „in Festtoilette" beisammen sitzen, — blendet die Person oder das weiße Brusthemd mehr? — sind „auch Kollegen des großen Dramatikers Schiller". Wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler. Die Ähnlichkeit ist frappant. Tag, Kollege! . . .

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern." Trommelt Kollegen zusammen. Den drei großen B-Männern: Bach, Beethoven, Brahms geselle man schnell drei Kollegen: Lehar, Linke, Leoncavallo: dem Kritiker Lessing — den Kritiker Holzbock, neben Klinger stelle man einen italienischen Figurenverkäufer (cinque soldi un pezzo, signore, der Baedecker empfiehlt aber das Feilschen: molto caro, troppo caro), neben Messel rangiere man einen Maurermeister vom Wedding, Wertheim gehe mit einem Hausierer zusammen, Harden mit Dahsel, Bebel mit Schack. Alles „auch Kollegen" usw. usw.

Schriftsteller, auch wenn sie dem Geschmack des großen Haufens schmeicheln und ihm „Histörchen" erzählen, sind — unter einem gewissen Gesichtspunkt — noch nicht verächtlich. Sie gehen nur mehr in die Breite als in die Tiefe, sie leben Jahre und nicht ein Jahrhundert. Goethe schätzte Stücke von Kotzebue sogar in ihrer Art sehr hoch, und Schillern war Kotzebue lieber, als manch berühmter deutscher Literator, „weil er doch etwas hervorbringe". In ihrer Art also mögen die Herren säen und — ernten. Ein jeder werde glücklich nach seiner Manier, gehe den Pfad seines Weges, strahle im Glanz seines Ruhmes. Aber als Künstler, als Zeitgenossen, sogar als „auch Kollegen Schillers" sind sie . . . Nein, Schiller soll sie aufklären, ihnen Antwort und Belehrung geben:

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus.
Tag, Kollege! J.

Aus den Theatern.

Kgl. Schauspielhaus.

„Der deutsche König". Schauspiel in 5 Akten von Ernst v. Wildenbruch.

Das nachgelassene Werk Ernst v. Wildenbruchs hat an der Königlichen Bühne in Berlin einen starken Beifall gefunden, der wie ein freudiger Nachruf des Dankes dem aufrechten, prächtigen Menschen galt, der jetzt dem Jubel fern, an der Stätte Goethes und Schillers ruht. Aber aus seinem Schauspiel trat uns wieder der begeisterte Patriot entgegen, dem Deutschlands Not die tiefste Not des eignen Herzens und Deutschlands Sieg seine eigne Seligkeit war. „Ich empfing die Liebe zu meinem Volke, dadurch ward ich Dichter" — so hätte Wildenbruch das Wort Ibsens für sich umwandeln können.

Von alledem ist sein Schauspiel „Der deutsche König" ein neuer Beweis. In die trübe Zeit versetzt uns Wildenbruch, da die Hunnen vom König der Deutschen ihren Tribut erhoben, und der Rheinfranke Konrad I. als müder, schwacher Regent der allgemeinen Not nicht steuern konnte. Aber nach ihm bestieg der Sachsenherzog Heinrich den Thron, ließ den Hunnen anstatt des Tributs einen räudigen Hund reichen und trieb sie aus dem Reiche.

In dem Stücke Wildenbruchs ragt mit der mehr als hundertjährigen Witwe Oda des Herzogs Ludolf eine Nornen-artige Gestalt aus der Zeit des großen Karl in die neue herüber. Vor den König tritt ein Grenzgraf, der ihm erklärt, seine Burg nicht mehr gegen die Feinde halten zu können. Aber das eigne, heldenmütige Weib dieses Mannes, Hateburg, strafte seine Zagheit Lügen. Und der Bärenbezwinger Herzog Heinrich, in dem Oda den künftigen wahren König sieht, rettet die Burg und das Weib aus höchster Not.

Nun führt Heinrichs Weg ihn noch abseits von dem Ziele. Zu Hateburg hingezogen, verläßt er seine Braut, wird von den Seinen verlassen und lebt einzig seiner trotzigen Jugendkraft — nur sein Glück achtend, uneingedenk des Vaterlandes. Da befreit ihn der Ruf des Königs, daß er als sein Nachfolger den Hunnen Antwort geben solle, aus seiner Irrnis. Auch Hateburg selbst hat bereits erkannt, daß sie dem Manne entsagen müsse, dessen Blut und Atem nur noch dem Vaterlande gehöre. Die Botschaft der Erwählung aber hat der Bruder des Königs, der einst für sich selbst den Thron erhoffte, überbracht, so daß starke, entsagende Treue nicht fehlt. Nun wird den Hunnen eine stählerne Antwort zu teil, und nach erfochtenem Siege reicht Heinrich seiner ersten Verlobten die Hand.

Aus diesem echt Wildenbruchschen Körper atmet auch sein Geist. Aber mag man den vortrefflichen Menschen noch so hoch schätzen, hier ist die Frage, was bedeutet uns heute seine Kunst. —

Nun, es ward hundertmal gesagt: Wildenbruch ist nun einmal Theatraliker. Höhepunkte, wie man sie nur nach langen Wanderungen durch Schluchten und Wälder der Psychologie erreicht, stellt er unbekümmert und glatt nebeneinander. Ein Beispiel: Grenzgraf Osdach stürzt vor den König mit der Kunde, er müsse die Burg übergeben. Seine Frau ist ihm aber nachgestürzt und brandmarkt ihn als Feigling. Das wäre ein Drama für sich mit seinen Vorbedingungen; für Wildenbruch liegen aber hier kaum psychologische Konflikte vor, und er schreitet weiter. Als sich dann Heinrich von Hateburg wieder lossagt, macht sich der Dichter ebensowenig Mühe, ihre seelischen Zusammenhänge zu lösen. Wie Zunder fallen sie den Personen vom Leibe, da Wildenbruch mit seiner Handlung jetzt anders heraus will. Diese Höhepunkte treten auch in dem absoluten Gut und Böse seiner Menschen zutage, wie er sich z. B. in dem Zeichnen der Feinde, der Hunnen, kein Maß anlegen kann. Man weise nicht auf Schiller, dessen Psychologie hundertmal so fein als die Wildenbruchs ist, als hätte er nicht ein Jahrhundert vor ihm, sondern nach ihm gelebt.

Ferner! Wenn Schiller auch stets für ein schönes Bühnenbild gesorgt hat, so sank es doch niemals so in das Opernhafte, in das „lebende Bild" hinab, wie das bei Wildenbruch auch diesmal der Fall ist. Schon das vorletzte Bild wäre eigentlich überflüssig, da jeder die Antwort ahnt (oder kennt), die Heinrich den Hunnen geben wird. Das letzte aber ist überhaupt nur eine Apotheose. Das wirkt um so auffälliger, weil sich Wilden-

Digitized by Google

bruch diesmal bemüht hat, psychologisch zu erscheinen. Denn in den drei ersten Akten liegt doch etwas wie Heinrichs Entwicklung zum Königsberufe vor. Mit dem Schluß dieser innern Vorgänge erlischt auch das Interesse des modernen Hörers.

So wird man bei aller Liebe, die dem Menschen Wildenbruch gilt, nicht glauben dürfen, daß unsre Neu-Romantik von seinen Dramen Befruchtung erfahren könne. Als ein schöner Nachklang hallt er in uns nach, und es ist kein Zufall, daß man durch seinen „deutschen König" bald an Shakespeare und Schiller, bald an Goethe und Uhland, bald an Richard Wagner und den Ibsen der romantischen Zeit gemahnt wird. Aber der Endeindruck ist der eines Festspiels zu einer patriotischen Gelegenheit.

Das Königliche Schauspielhaus hatte dieses Schauspiel mit sicherm Herausarbeiten der wirklich prächtigen Bühnenbilder und des Pathos sorgfältig einstudiert. Unter den Darstellern müssen Herr Staegemann als Herzog Heinrich, Fr. Poppe als Witwe Oda, ferner Herr Sommerstorff als König Konrad, sowie Herr Pohl als Grenzgraf und Fr. Willig als sein Weib genannt werden. Dr. O. A.

Der Halleysche Komet.

Im Jahre 1835 besuchte der berühmte Astronom Mädler den Salon der Frau Martha Faber in der Französischen Straße zu Berlin. Dreißig Damen und Herren der besten literarischen Gesellschaft waren im Salon und tranken Thee. Und Mädler stand auf und sagte:

„Meine Damen und Herren! Da gerade der Halleysche Komet pünktlich wiedergekommen ist, so werden Sie es einem Astronomen wohl nachfühlen können, wenn er seine Ansichten über dieses Ereignis aussprechen möchte. Drucken lassen kann ich nicht, was ich darüber denke; man würde mich steinigen. Aber hier ist ja ein freies Wort erlaubt. Zunächst meine ich, daß wir auf das Vorhersagen der Wiederkunft gar nicht so stolz zu sein brauchen. Wenn ein astrales Lebewesen zehnmal denselben Weg geht, so ist es immer wahrscheinlich, daß es ihn auch zum elften Male geht. Die Erde ging ein paar Tausend Jahre hindurch denselben Weg, sie wird ihn wahrscheinlich auch noch ein kommendes Jahrtausend hindurch gehen. Sicher ist das nicht. Wir wissen nicht einmal, ob die Erde vor hunderttausend Jahren den Weg ging, den sie heute geht. Es kann alles anders kommen, als wir denken. Die kleinen Asteroïden, die wir vor kurzem entdeckten, werden wohl nicht so regelmäßig denselben Weg einschlagen — wie die andern Planeten. Und darum müssen wir uns eigentlich wundern, daß der Halleysche Komet immer wieder nach guten 76 Jahren wiederkommt. Käme er nicht, so müßte es uns ganz natürlich vorkommen; denn sehr viele periodische Kometen sind nicht wiedergekommen. Die Astronomie ist eine Wissenschaft, die eigentlich gar keine ist; denn wir wissen wirklich zu wenig. Der Halleysche geht nicht nach der Seite rum um die Sonne, nach welcher Seite die Planeten rum gehen. Das ist nicht mit der Nebulartheorie von Kant und Laplace in Zusammenhang zu bringen; ich halte nichts von dieser Kosmogonie; nur Naturvölker denken über die Entstehung astraler Lebewesen nach. Die Wissenschaft sollte sich hüten, Fragen zu erörtern, die für sie zu hoch sind. Vergessen wir auch nicht, daß der große Swift in Gullivers Reisen die Attraktionstheorie des alten Newton für eine sehr vergängliche Modesache hielt."

Ein vielfaches „Bravo" unterbrach den Redner. Er verbeugte sich höflich vor den Versammelten, trank noch ein Glas Thee mit Rum und fuhr fort:

„Nun werden Sie aber wissen wollen, was ich als Astronom über die Natur des Halleyschen Kometen denke. Ich habe einen Ruf als Mann der Wissenschaft. Der Ruf wird gleich gründlichst erschüttert werden. Ich halte unsern großen Kometen für ein gewaltiges denkendes Wesen. Die Sonne und die Planeten sind nach meiner Meinung auch vernünftig denkende Wesen. Aber sie denken viel kolossaler als wir armen Menschen. Schon die Nähe eines Kometen bringt Erregung hervor. Und somit glaube ich, daß der Halleysche auch auf die Menschenköpfe erregend wirkt. Der alte Volksglaube, der den Kometen einen unheilvollen Einfluß zuschrieb, ist nach meiner festen Überzeugung nicht nur ein leeres Hirngespinnst. Kurzum: ich glaube, daß jedes neue Erscheinen des Halleyschen eine neue Zeit einleitet. Denken Sie, meine Damen und Herren, an die letzte Erscheinung des großen Kometen im vorigen Jahrhundert! Damals wurden die Köpfe der Enzyklopädisten aufgeregt; diese Erregung brachte uns die Revolution und den höchst unangenehmen Räuberhauptmann Napoleon. Jetzt stehen wir abermals vor einer neuen Zeit — vor einer neuen Bewegung. Die Dampfmaschine wird uns eine so große Schnelligkeit im Reisen bescheren, daß eine unheimliche Menschenzentralisation in den großen Städten entstehen muß. Es ist natürlich gar nicht abzusehen, wohin diese Zentralisation führt — Massenunglück erscheint unvermeidlich; Militarismus und Revolutionspartei werden unheimliche Dimensionen erreichen. Wenn aber der Halleysche 1910 wiederkommt, wird abermals eine neue Zeit hereinbrechen — und die wird durch die lenkbaren Luftschiffe kommen. Man wird dann Sprengstoffe aus den Lenkbaren herauswerfen und so die großen Städte leicht zerstören können. Das wird glücklicherweise eine Dezentralisation der Menschenmassen hervorbringen. So entsteht denn abermals eine neue Zeit. Aber — sprechen Sie nicht darüber! Ich verpflichte Sie, über diese kleine Erörterung zu schweigen."

Ein kolossaler Beifallssturm folgte; der war so groß, daß die Droschkenkutscher kopfschüttelnd zum Salon der Frau Faber hinaufblickten. Aber die Dreißig schwiegen über diese kleine Rede des großen Mädler. Zehn Damen setzten sich dann im selben Jahre hin und schrieben die Rede gemeinsam auf. Das Manuskript mit zehn Unterschriften befindet sich in den Händen eines Berliner Antiquars, der die Geschichte nicht herausgeben will.

Paul Scheerbart.

Digitized by Google

Die Rechenmeister.

Auf den Kieler Reichswerften wird so emsig geschrieben und gerechnet, daß eine einzige von ihnen im Jahre 24000 Kilogramm Rechnungen und Belege von sich gegeben hat.

In der Seestadt Kiele
Böse Dinge viele
Haben Patrioten sehr erschlafft;
Höchst betrüb- und peinlich
Gab's dort augenscheinlich
Eine sogenannte Mißwirtschaft.

Manches Flottenherze
Fröhnte seinem Schmerze,
Und es ging ihm an die Leber auch.
Solche Dinge zehren
An den Kalfaktören,
Stören selbst den frömmsten Landratsbauch.

Aber alle Sachen,
Die bös trallig machen,
Hebben ok wat Gauds, min leiwe Jung,
Kiek — trotz der „Chabruse"
Hielt sich doch die Muse
Der Büros schön in Begeisterung:

Rührig unermessen,
Rechnete besessen
Das Beamtenheer jahraus, jahrein;
Schrieb und schrieb und packte
Akte so auf Akte —
Vaterland, noch kannst du ruhig sein!

Denn solang noch immer
Hold im Tugendschimmer
Der Beamte seine Schreibwut stillt,
Die Fascikelburgen
Noch den Bürger wurgen
Und die Tinte seinen Blutstrom füllt —

Und solang den Rentnern
Des Büros nach Zentnern
Zugewogen wird das Schreibpapier,
Kann uns janz ejal sein,
Was da „von Fatalsein"
In der Zeitung steht für ein Geschmier.

Drum ist mir so schnuppe
Die Moral — — ich huppe
In den preuß'schen Tintengeist voll Ruh.
Keine Maus erschreckt er,
Jeden „Mißstand" deckt er
Als ein sanfter Diurniste zu.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Friedrich Schütz: Werden und Wirken des Bürgerministeriums. Mitteilungen aus unbenutzten Quellen und persönlichen Erinnerungen. Verlag von Georg Wigand (Leipzig). Preis: Mk. 5.—

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler
Wandschmuck
sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung
Amateur-Photographen
verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN
Hotel der Kaiserhof
Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG
Hotel Atlantic
Restaurant Pfordte
Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an
1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

In Kürze wird erscheinen:

Bücher der Gegenwart

I.

Schiller

Herausgegeben von **Ignaz Ježower.**

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872–1909) von **F. Ch. B. Avé-Lallemant, Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Ferdinand Kürnberger, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a.**

Das Buch ist mit einem **Zweifarben-Holzschnitt** des Schillerhauses in Weimar (von Otto Delling) geschmückt. Umschlag im Stil der Zeit.

Preis kart. 2 Mk.

Verlag der Gegenwart (Hermann Hillger Verlag in Berlin W. 9 u. Leipzig.)

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit

Kapitalanlage über 64 Millionen Mark.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.

Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.

Prospekte kostenfrei.

Vertreter überall gesucht.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Technikum Bingen a. Rh.

Maschinenbau, Elektrotechnik, Brückenbau, Automobilbau

Eintreff. Kurse

Patentiert

„Agfa"-Belichtungstabelle

für **Tages-** und **Blitzlicht.**

(In einem Instrument.)

Die „AGFA"-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt ohne jede Berechnung, durch einfache Schieberstellung, für jede Platten- und Filmsorte

für Tageslicht die richtige Belichtungszeit

für Blitzlicht die nötige Menge „Agfa"-Blitzpulver.

Kompendiös. Leicht. Handlich.

à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa"-Platten Extra rapid
„Agfa"-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR"-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl.
26° W. = 18° Sch. Lichthoffrei.

Bezug durch Photohändler.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Autoren

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub. B. L. 190 bei Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Bücher Katalog

über interessante, ho wichtige und belehrende Bücher versende an edermann gratis und franko. Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" :: :: beziehen! :: ::

Der Deutsche Briefmarken-Sammler-Verband in Freiberg (Sachsen) ladet zum Beitritt ein. **Keine** Beiträge. Reelle Dubletten-Verwertungsstelle. Schöne Rundsendungen. Satzungen kostenlos vom Obmann.

Das seelen- und gemütvollste aller Haus-Instrumente:

HARMONIUMS

mit **wundervollem Orgelton,** von 78 Mark an.

Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda**

Prospekte auch über den neuen

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stck. nur 30 Mk.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: G. Bertram, Friedenau-Berlin. — Druck von J. C. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 48. Berlin, den 27. November 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Das Gespenst einer Septupel-Entente.

Von Adolph v. Flöckher (Ankensen).

Die russischen Erörterungen über die angeblich günstigen Resultate der Zusammenkunft des Zaren mit dem Könige Viktor Emanuel in Racconigi haben sich schließlich zu der orakelhaften Andeutung nicht nur eines Anschlusses Italiens an die russisch-englisch-französische Triple-Entente, sondern auch einer Hinzuziehung Serbiens, Bulgariens und Montenegros verstiegen, offenbar weil man mit dem mystischen Zauber der Siebenzahl dem bösen Dentschland eher beizukommen hofft. In Wien meint man, daß hinter diesen törichten Ideen nur Iswolskis Myrmidonen stecken, die den dauernd ausbleibenden diplomatischen Erfolg ihres Herrn und Meisters auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege vertuschen wollten. Vielleicht scheint doch ein Körnchen Wahrheit an der Sache; denn merkwürdigerweise finden wir ähnliche Ideen in den Interviews des schon wieder auf einer europäischen Besuchstour begriffnen serbischen Ministerpräsidenten Dr. Milovanowitch, der das Donau-Adriabahn-Projekt dazu benutzen möchte, um Italien, Serbien, Montenegro und Bulgarien auf handelspolitischer Basis einander näherzubringen. Trotzdem halte ich schon deshalb die ganze Idee für ein Hirngespinst, weil auf absehbare Zeit Italien den starken Anhalt, den es an den beiden besten Armeen Europas findet, nicht mit einem mehr als zweifelhaften russisch-französischen Schutze zu vertauschen geneigt sein wird, und dann, weil der immer wieder prophezeite Balkanbund von allen Sachkennern für eine Utopie angesehen wird.

Bescheidenerweise sind nur Serbien, Bulgarien und Montenegro genannt. Wo bleiben die Türkei, Rumänien und Griechenland? Eine politische Einigung des Balkans kann nur ein Theoretiker für möglich halten, der nie dort gewesen ist und nie die Jahrhunderte alten Gegensätze der Rassen und Religionen sich betätigen gesehen hat. Ihm empfehle ich zum Studium den bulgarischen Geheimbericht vom vergangenen Jahre oder die Veröffentlichungen Mr. Buxtons, des Führers des britischen Balkankomitees, der neuerdings aus einem Türkenfresser ihr intimster Freund geworden ist und sich vorher jahrelang damit beschäftigt hatte, jedes Opfer der Kämpfe in Mazedonien zu registrieren. Man vergegenwärtige sich doch, daß allein in Mazedonien zwei Millionen Muselmänner, ebensoviele Christen, 161000 Juden und 11000 Andersgläubige wohnen, daß Türken, Griechen, Kutzowalachen, mohammedanische, ortodoxe und römisch-katholische Albaner, Serben, Rumänen und Israeliten bunt durcheinander angesiedelt sind, und daß schließlich auf der Balkanhalbinsel die schärfsten Rivalitäten zwischen den einzelnen Dynastien bestehen! Einzig und allein die Lammesgeduld der muselmanischen Bevölkerung, die unter dem Regime Abdul Hamids so gut wie keine Bewegungsfreiheit besaß, hat es ermöglicht, daß die andern Nationalitäten des Balkans jahrzehntelang als die allein maßgebenden betrachtet werden konnten. Jetzt aber, da das Ottomanische Reich neu konstituiert wird und bereits erhebliche Proben seiner Kraft geliefert hat, ist kaum anzunehmen, daß die andern Staaten dort noch etwas gegen seinen Willen unternehmen könnten. Ein Balkanbund würde nur dann möglich sein, wenn die Türkei ihn protegierte. Dazu ist sie aber vorläufig aus guten Gründen nicht geneigt, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß die geschaffenen konstitutionellen Garantien in der Türkei wahrscheinlich einen versöhnenden Einfluß auf die verschiedenen Nationalitäten haben werden, die sich bis jetzt so unversöhnlich zu bekämpfen pflegten.

Von einem Tage zum andern wird man indessen in all diesen interessanten kleinen Staaten nicht solche Zustände herbeiführen können, wie sie in Preußen schon Friedrich Wilhelm I. geschaffen hat. Dazu wird es vielmehr ernster Arbeit und einer langen Friedenszeit bedürfen. Das gegenseitige Mißtrauen hat die Folge gehabt, daß alle Balkanstaaten sich eine im klaren Mißverhältnis zu ihrem Nationalreichtum stehende kriegerische Rüstung zugelegt und dadurch die politischen Gegensätze immer mehr verschärft haben. Zunächst wird es nötig sein, daß die leitenden Staatsmänner der verschiedenen Balkanstaaten dem Beispiel von Don Porfirio Diaz, dem genialen Präsidenten von Mexiko, folgen und dessen Grundsatz „wenig Politik, aber viel Verwaltung“ zur Anwendung bringen. Diaz, den ich nach meinen persön-

Digitized by Google

lichen Erfahrungen direkt hinter Bismarck zu rangieren geneigt bin, hat in weniger als einem Menschenalter aus einem von jahrzehntelangen Revolutionen und Bürgerkriegen zerrissenen sehr großen Lande, dessen 6%ige auswärtige Schuld einen Kurs von wenig über 50% hatte, also eine Verzinsung von beinahe 12% erforderte, einen den höchsten Anforderungen gerecht werdenden modernen Staat geschaffen, dessen 5%ige Anleihe jetzt andauernd über Pari notiert wird.

Ich bin überzeugt, daß ähnliche Resultate sich auch auf dem Balkan erzielen lassen, wenn man endlich aufhören könnte, die Politik als Hauptaufgabe eines Staates zu betrachten, sich dazu entschließen wollte, eine wirklich zuverlässige, nach preußischen Grundsätzen organisierte Verwaltung einzurichten und vor allem einmal Zeit hätte, die wirtschaftlichen Kräfte zu entwickeln. Die Gelegenheit hierzu ist jetzt infolge der Erstarkung der Türkei eine so gute, wie sie seit langen Jahren nicht gewesen ist. Solche Beschäftigung mit wirtschaftlichen Fragen wird dann auch vielleicht dazu führen, daß die Balkanstaaten ihre handelspolitischen Beziehungen untereinander in wohlverstandenem gegenseitigen Interesse einer Revision unterziehen. Schon oft sind in der Weltgeschichte Zollvereine oder Zoll-Ententen möglich gewesen, wenn man sich auf politischem Gebiete nicht vollständig einigen konnte. Eine wirtschaftliche Allianz und die damit verbundene ökonomische Solidarität der Balkanstaaten würde es ihnen nicht nur erleichtern, ihre jetzige unverhältnismäßige Schuldenlast nach und nach abzustoßen, sondern sie auch befähigen, den Großmächten gegenüber mit besserem Erfolge als bisher ihre Interessen zu wahren und ihre handelspolitische Situation zu verbessern.—

In gewisser Weise haben die Balkanstaaten schon gezeigt, daß sie den Wert wirtschaftlicher Maßnahmen zu würdigen wissen, indem sie neuerdings ihre Eisenbahnpläne mit Energie wieder aufgenommen haben. Nichts trägt so zum gegenseitigen Verständnis benachbarten Völker bei, als gerade die Eisenbahnen, weil sie ja den Bewohnern täglich die Segnungen friedlicher Beziehungen vor Augen führen. Am rührigsten zeigt sich Serbien für sein Transversalbahnprojekt von der Donau zum Adriatischen Meere. Diese Bahn ist von Radujevac an der Donau bis Nisch fertiggestellt und von dort bis zur serbisch-türkischen Grenze bei Mordaré vermessen. Sie soll nach dem jetzt definitiv festgestellten serbischen Plane von Mordaré ganz auf türkischem Gebiete bleiben und über Prischtina, Prizren und Skutari nach dem Hafen Medua geführt werden, also montenegrinisches Gebiet nicht berühren, wie zuerst projektiert war. Montenegro soll aber insofern berücksichtigt werden, als eine Sekundärbahn von Medua nach Antivari in Aussicht genommen ist.

Bulgarien projektiert den Bau des Bindegliedes Küstendil-Kumanowa, um durch Anschluß an das türkische Eisenbahnnetz ebenfalls eine Transversalbahn zu bekommen und damit den Durchgangsverkehr nach Rumänien und Rußland an sich zu ziehen. Der Gedanke hat viel für sich, da die Türkei voraussichtlich dem Ausbau ihres Eisenbahnnetzes zur wirtschaftlichen Hebung ihres Landes ihre ganze Sorgfalt widmen wird. Die Türkei hat insbesondere die Ausführung ihres Transversalbahnprojektes: Saloniki—Monastir—Valona, wodurch das Adriatische mit dem Ägäischen Meere verbunden würde, energisch ins Auge gefaßt. Valona liegt gegenüber von Brindisi, und Italien hat daher ebenfalls das größte Interesse am Zustandekommen dieser Linie, bei der in Elbasan überdies eine Abzweigung nach Durazzo vorgesehen ist. Griechenland würde dann in Ekisiu, einer Station der Bahn Saloniki—Monastir, einen Anschluß nach Larissa bekommen können, so daß später Valona über die türkische Transversalbahn und damit Brindisi leicht von Athen aus zu erreichen wäre.—

Tittoni hat denn auch wiederholt erklärt, daß Italien an der Bahn Valona—Monastir—Saloniki ein großes Interesse habe und ihren Bau auf jede Weise unterstützen werde. Italien betrachtet diesen westlichen Teil der Türkei gleichsam als altes venetianisches Erbe und glaubt ein gutes Recht zu haben: a coltivare il suo giardino. Es ist wohl anzunehmen, daß Italien zurzeit irgendwelche politische Okkupationsabsichten auf dem östlichen Ufer der Adria fehlen, und daß es nicht beabsichtigt, sich in Saloniki, Mytilene oder Albanien festzusetzen; aber es darf doch nicht verkannt werden, daß Österreich seine ihm durch Artikel 25 des Berliner Vertrages und durch das Irade des Sultans gestattete Sandschakbahn aus Selbsterhaltungstrieb zu bauen gezwungen ist, da es sonst durch die Verwirklichung eines der Transversalbahnprojekte eine Ablenkung des Balkanverkehrs erfahren würde. Nur die Sandschakbahn kann Österreich in die Lage setzen, seine wirtschaftlichen Beziehungen zu den Balkanstaaten weiter zu entwickeln und seine Interessen den übrigen Großmächten gegenüber mit dem richtigen Nachdruck zu verfechten. Die Lage ist jetzt ähnlich wie im Jahre 1872, als Rußland und England es durchsetzten, daß die beiden von Baron Hirsch gebauten Bahnen keinen Anschluß an das österreichisch-ungarische Bahnnetz bekamen, sondern von Konstantinopel nur bis an den Fuß des Balkan und von Saloniki nur bis nach Mitrovica geführt wurden, also zunächst Sackbahnen blieben. Schon damals tauchte das Projekt auf, die Endstationen dieser Sackbahnen unter sich und außerdem mit der Adria und mit Rußland zu verbinden. Der russisch-türkische Krieg zerstörte diese Pläne und brachte Österreich durch den am 29. Mai 1883 zustandegekommenen Vertrag mit der Türkei, Bulgarien und Serbien die Anschlußstrecken von Budapest über Belgrad und Nisch und von dort nach Üsküb-Saloniki einerseits und nach Sofia-Konstantinopel andrerseits. Der Bau der Sandschakbahn ist

Digitized by Google

nur die Verwirklichung eines bereits damals erworbenen Rechtes. Qui jure suo utitur neminem laedet!

Hoffentlich gelingt es, eine ähnliche Einigung wie 1883 herbeizuführen und die Frage von dem politischen auf das wirtschaftliche Gebiet hinüberzuführen, wo eine Verständigung viel leichter ist. Eine Art von Balkan-Eisenbahnunion würde sicherlich für alle Beteiligten und auch für die Handelsinteressen der Großmächte günstige Folgen haben können, jedenfalls aber leichter zu verwirklichen sein, als ein politischer Balkanbund.

Will man aber die Balkanfrage rein politisch betrachten, so genügt es, der russischen Behauptung von der Möglichkeit einer Septupel-Entente die einfache Frage gegenüberzustellen: Ist die russische Armee jetzt stärker geworden als im Frühling? Wenn nicht, wie kann man dann mit der Erwartung, bei seriösen Politikern Glauben zu finden, prätendieren, daß Rußland irgend etwas unternehmen oder ins Werk setzen könnte, was sich gegen Österreich oder Deutschland richten würde? Zudem ist Frankreich, der sonst so bereitwillige Bundesgenosse Rußlands, nicht geneigt, in Konstantinopel eine andre als rein französische Politik zu treiben, die sich aber dort weder mit der russischen noch mit der britischen, sondern, wie jeder weiß, mit der deutschen Politik fast in allen Punkten deckt.

Wir können also bei dem ganzen Ententerummel kühl bis ans Herz hinanbleiben und brauchen nur die gegebenen politischen Verhältnisse zu benutzen, um alle russisch-englischen Pläne schon im Keime zu ersticken. Deutschland ist schließlich, woran zu erinnern ganz gut ist, die einzige europäische Großmacht, die niemals den geringsten Gebietsteil irgend eines Balkenstaates, geschweige denn der Türkei erworben hat und sich jetzt auch nicht mit derartigen Plänen trägt. Es hat daher als nicht direkt beteiligte Macht die günstige Position, für unparteiischer als andre gehalten zu werden, die sich wiederholt dort Länder oder Inseln angeeignet haben. Alle Versuche, unser gutes Verhältnis mit der Türkei zu stören, haben nur dazu geführt, daß nunmehr das ganze türkische Heer ausschließlich nach deutschem Muster reorganisiert wird.

Die politische Lage in England.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Eine solche Donnerrede wie die, die Lloyd George kürzlich in New Castle wider die Lords hielt, hat die politische Welt in Europa lange nicht erlebt. „Alle Steuern oder keine“, sagte der britische Schatzkanzler. „Und wir werden sehen, was die Lords tun werden. Das Oberhaus mag eine Revolution dekretieren, aber das Volk wird sie leiten.“ Nun wußte man, daß sich die liberale Mehrheit im englischen Unterhause durch keine Vergleichsvorschläge mehr von ihrem einmal eingenommenen Standpunkte in der Frage des Budgets abdrängen lassen will.

Um geringes handelt es sich dabei nicht. Das Defizit von 16 Millionen £ im englischen Budget, das es durch neue Steuern zu decken gilt, hat zwei Hauptursachen: vermehrte Heeres- und Flottenrüstungen und sozialpolitische Neuerungen, wie die Alters- und die Invaliditätsversichernng. Das Ministerium Asquith durfte dem imperialistischen Zuge der Zeit nicht widerstehen, wollte es seinen sozialpolitischen Neigungen nachgehen; denn sonst hätte es den Gegnern eine leicht verletzbare Angriffsfläche geboten, weil diese immer behaupteten, die Kosten der Sozialpolitik würden das Volk unfähig machen, den zeitgemäßen Anforderungen an die Wehrkraft zu genügen, und deshalb sei es landesverräterisch von den Liberalen, soziale Reformen auf Kosten der nationalen Sicherheit durchzuführen. Da man nun beiden Forderungen der Zeit gerecht zu werden suchte, mußte das Defizit um so größer ausfallen. Zu den Mitteln, die zur Deckung vorgesehen sind, gehört, abgesehen von erhöhter Branntwein- und Tabaksteuer, eine Erhöhung der Erbschafts- und der Nachlaßsteuer. Von einer Erbschaft im Werte von 100 000 £ würden für Deszendenten 11 890 £, für Kollateralen 15 540 £ und für „lachende Erben“, die mit dem Erblasser nicht verwandt sind, 19 900 £ zu zahlen sein. In zweiter Linie steht eine Erhöhung der Einkommensteuer, indem außer der allgemeinen Einkommensteuer von 1 sh 20 d auf das Pfund steuerbaren Einkommens noch eine Ergänzungssteuer von 6 d auf das Pfund bei allen Einkommen von 5000 £ und darüber erhoben werden soll. Schließlich wird eine Wertzuwachssteuer von Immobilien gefordert, die etwa ein Fünftel des Wertzuwachses am Mietpreise und ein Zehntel jenes Wertzuwachses ausmacht, der abgesehen von Meliorationen entsteht, die an dem Pachtobjekte vorgenommen sind. Das Budget der englischen Regierung kennzeichnet also die äußerste Schonung der unteren, die stärkste Belastung der höheren Volksschichten. Selbst von sozialistischer Seite wird zugegeben, daß von den 14 Millionen £ neuer Steuern 11 Millionen auf die „starken Schultern“ fallen würden.

Das Steuerprogramm beweist, daß die radikalsten Elemente unter den Wighs, wie Lloyd George und Winston Churchill, für die liberale Mehrheit im englischen Unterhause den Ton angeben. Woher kommt das? Von der Furcht vor den Sozialisten. In den Kreisen der englischen Arbeiter wächst die Neigung, nach kontinentalen Vorbildern eigne Vertreter ins Parlament zu schicken und durch diese einen ausgesprochnen

Digitized by Google

Klassenkampf zu führen. Die Ministeriellen fürchten bei den nächsten allgemeinen Wahlen ihre starke Gefolgschaft unter den Arbeitern zu verlieren, wenn sie sich jetzt nicht entschlossen zeigen, ein die breiten Massen schonendes Steuerprogramm gegen den Willen des Oberhauses durchzusetzen. Man hat, während Fürst Bülow in Deutschland eine konservativ-liberale Blockpolitik durchzuführen versuchte, unsern Vertretern des parlamentarischen Liberalismus vielfach zugemutet, sich darauf grundsätzlich nicht einzulassen, vielmehr durch starres Festhalten an den Parteigrundsätzen und einen unerbittlichen Kampf gegen deren Gegner im Wettbewerbe um die Gunst der breiten Massen, namentlich der Arbeiter, mit der Sozialdemokratie mutig auszuharren. In England wird jetzt die Probe gemacht, ob ein bürgerlicher radikaler Liberalismus auf parlamentarischem Boden imstande ist, moderne Industriearbeiter davon abzuhalten, der Neigung zu einer klassenkämpferischen sozialistischen Politik zu erliegen. Wenn es den englischen Liberalen, die mit einer großen Mehrheit aus den letzten allgemeinen Wahlen hervorgingen, und die über eine Reihe ganz ausgezeichneter Parlamentarier verfügen, jetzt nicht möglich ist, ihren viele Jahrzehnte hindurch behaupteten Einfluß auf die überwiegende Mehrheit der englischen Arbeiterschaft zu behalten, so mußte und muß es für die deutschen liberalen Parteien erst recht unmöglich erscheinen, auf ähnliche Weise großen Anhang in Arbeiterkreisen zu gewinnen, die die Sozialdemokratie schon seit Jahrzehnten beherrscht.

Kaum waren 14 Tage nach Lloyd Georges Kampfrede ins Land gegangen, da hatten die Wähler von Bermondsey, einem Wahlkreis des südlich der Themse gelegnen London, Gelegenheit, in einer Ersatzwahl eine Antwort darauf zu geben. Bei den letzten allgemeinen Wahlen hatte der liberale Kandidat mit 1800 Stimmen Mehrheit gesiegt. Jetzt aber ging der konservative Kandidat, ein ausgesprochener Schutzzöllner, mit 1000 Stimmen Mehrheit siegreich aus dem Kampfe hervor, und diese Niederlage haben die Liberalen den Arbeitern zu verdanken, die sich einer Fahnenflucht vor dem Feinde schuldig machten, indem sie aus purer Klassenkampfsucht einen eignen Kandidaten aufstellten, der 1400 Stimmen auf sich vereinigte. Wären diese 1400 Stimmen noch dem Liberalen zugefallen, so hätte er immerhin mit einer Mehrheit von 500 Stimmen obgesiegt. Stichwahlen sind in England nicht eingeführt; wer die meisten Stimmen erhält, siegt. Wie stark muß also schon in der englischen Arbeiterschaft der Zug zum Klassenkampfe entwickelt sein, wenn ein großer Teil der Arbeiter Bermondseys lieber einen konservativen Schutzzöllner siegen sieht, als darauf verzichten wollte, durch Aufstellung eines eignen Kandidaten ihr Klassenbewußtsein zum Ausdruck zu bringen! Daß es sich hier nicht um eine vereinzelte Erscheinung handelt, lehrt ein andrer Vorgang. Der Rat des Grubenverbandes in Northumberland in New Castle hat jüngst mit 66 gegen 6 Stimmen beschlossen, bei den allgemeinen Neuwahlen den bisherigen Abgeordneten der Wahlkreise Morpeth und Wansbeck, den Herren Burt und Fenwick, weil sie es ablehnen, die Satzungen der unabhängigen Arbeiterpartei zu unterschreiben, zwei Kandidaten des Verbandes entgegenzustellen. Die genannten Abgeordneten sind beide von Hause aus Bergleute; Burt gehört seit 35 Jahren, Fenwick seit 24 Jahren dem Unterhause an. Burt ist 72 Jahre alt, der Sohn eines Grubenarbeiters und selbst schon mit 10 Jahren eingefahren. Er war der erste Arbeiterabgeordnete, der als Sekretär des Handelsamts ein politisches Regierungsamt bekleidete, der erste, der es zum Mitgliede des geheimen Staatsrates brachte. Den Wahlkreis Morpeth vertritt er seit 1874. Fenwick steht an der Schwelle des 60. Lebensjahres. Auch er hat schon neben seinem Vater in der Grube gearbeitet, wo er tätig blieb, bis ihn vor 24 Jahren seine Genossen als Abgeordneten für den Wahlkreis Wansbeck mit 3000 Stimmen Mehrheit ins Unterhaus sandten, wo er sich in fünf Wahlkämpfen behauptete. In einer Reihe von königlichen Kommissionen und kleineren Ausschüssen hat er seinen Platz würdig ausgefüllt.

Wie ist ein solcher Umschwung in der englischen Arbeiterschaft zu erklären? Bis vor wenigen Jahren gab es in England kaum einen nennenswerten Sozialismus und Klassenkampf, und vor beiläufig 35 Jahren waren die englischen Trade-Unions die Hochburg des reinen und unverfälschten Manchestertums. Sie hielten die Fahne der „Selbsthilfe“ hoch, wollten alles durch eigene Kraft erreichen, verabscheuten allen Internationalismus, alles, was auch nur von ferne nach „Staatssozialismus“ ausschaute.

Die Erklärung hierfür liegt in einer Reihe besonderer Umstände. In der Epoche von 1850 bis 1880 nahm England eine industrielle Ausnahmestellung ein, die einen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung für das Volk im Gefolge hatte. Und daraus ergaben sich für die Arbeiterschaft: eine überaus günstige Gestaltung der Arbeitsmarktverhältnisse, stets wachsende Nachfrage nach Arbeit, geringe Arbeitslosigkeit, sowie die Geneigtheit und Fähigkeit des Unternehmers, dem der Gewinn in Strömen zufloß, den Arbeiter besser zu entlohnen, ihn an dem Goldregen bis zu einem gewissen Grade teilnehmen zu lassen. Kein Wunder, wenn der englische Arbeiter die Requisiten des Klassenkampfes in die Kommode legte, weil er sie nicht für nötig erachtete zur Durchsetzung seiner Absichten. Wie anders steht es damit heute! Seit dem südafrikanischen Kriege sind die Zeiten schlechter geworden. Die Tendenz zum Entgegenkommen ist auf seiten der Arbeitgeber mehr und mehr geschwunden, und in der Arbeiterschaft kommt das Klassenbewußtsein mehr und mehr zum

Digitized by Google

Durchbruch. Die Erfolge der unabhängigen Arbeitervertreter bei den letzten allgemeinen Wahlen waren eine Etappe. Seitdem suchen Keir Hardie und andre sozialistische Führer die Vertreter der mächtigen Trades Unions und ihrer Reichtümer um ihr Banner zu scharen, und in der Arbeiterschaft selbst macht die sozialistische Werbearbeit reißende Fortschritte.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so muß aus den nächsten allgemeinen Wahlen in England eine klassenbewußte englische Arbeiterpartei von der Art der deutschen Sozialdemokratie hervorgehen. Eine solche muß aber den bürgerlichen Liberalismus in England zu der gleichen Bedeutungslosigkeit verurteilen, zu der er in Deutschland schon solange, und seit dem Scheitern des „Blocks“ fast hoffnungslos verdammt ist. Nur weil sie von der Notwendigkeit einer solchen Entwicklung nicht überzeugt sind, glauben sich die englischen Liberalen durch einen rücksichtslosen Kampf gegen die Lords noch in ihrer parlamentarischen Machtstellung behaupten zu können.

Lloyd George schreibt den neuen Steuern die Wirkung zu, daß sie den Reichtum gerechter verteilen und den Arbeitern zu bessern Heimstätten verhelfen würden. Da aber die Reichen, die höher besteuert werden, gar nicht daran zu denken brauchen, weniger Aufwand für ihre persönlichen Bedürfnisse zu treiben als früher, so werden sie für die neuen Steuern, falls sie gesetzliche Kraft erlangen, Mittel flüssig machen, die sonst dazu dienten, den Lohnfonds für die nationale Industrie zu vermehren. Im übrigen wird beim englischen Kapital die Neigung, ins Ausland zu gehen, durch die neuen Lasten gestärkt werden. Beide Wirkungen müssen eine Ausdehnung der Beschäftigungslosigkeit in der Arbeiterschaft mit sich bringen. Neue Unsicherheit wird das bißchen Sicherheit, das die Alters- und Invaliditätsversicherung gebracht hat, verschlingen und das Bedürfnis nach weiteren staatlichen Sicherheiten für die nationale Arbeit, vor allem einer Arbeitslosenversicherung verstärken. Die großen Ausgaben, die die vermehrten Flottenrüstungen erfordern, werden aber keine Mittel für neue großzügige sozialpolitische Maßnahmen übrig lassen, und die Arbeiter werden den falschen Propheten nachlaufen, die einen Zukunftsstaat an die Wand malen, der tausendmal mehr zu leisten und zu geben vermag, als der elende Gegenwartsstaat.

Noch ist es ungewiß, ob die Lords das Budget verwerfen und schon jetzt im Kampfe gegen die populäre Steuervorlage ihren Trumpf der Tarifreform gegen die Liberalen ausspielen oder einstweilen nachgeben wollen, um ihre Aussichten für die nächsten allgemeinen Wahlen noch zu verbessern. Wie diese Entscheidung auch ausfallen mag: um mehr als eine Galgenfrist kann es sich für die Herrschaft des Whigs dabei nicht handeln.

Das Theater.

Von Richard Schaukal (Wien).

I.

Eindrücke und Ausdruck.

Soll ich den Eindruck des Theaters, die Masse des Gefühlsmäßigen, wie es sich dem fälschenden Gefühle des Erwachsenen, Hinaus-, Hinweggewachsenen darstellt, schildern, soweit die Kindheit in Betracht kommt, muß ich bekennen und das Wort hinschreiben: berauschendes Entzücken. Geheimnis: davon schwoll das Theater über. Da waren Ungewohntes, Realität des Unwahrscheinlichen, Nähe des Entfernten, Schauer der Erwartung, die Ungeduld im verdunkelten Hause, Gerüche von eigentümlicher Stärke und Anmut, seltsame Beziehungen zur Nachbarschaft und dem ganzen belebten Raume, da waren Abenteuer des Geistes und des Herzens, Träume vom Leben und Leben des Traumes, da war entsetzlich-angenehme (so ungefähr, nur ungefähr mag es in Worten lauten) musikalische Ergriffenheit; und dann all das reifende Schulbubenhafte, Intellektuale: das Gedächtnisbezwingende, das Theatralische (Darstellerische), das Literarische, das Technische. Es ist ein unendliches Gewoge, gemischt aus allen Sinnesempfindungen und moralisch-rationalen Erinnerungen, durch bloße Worte nicht wiederzugeben.

Ich möchte dieses schimmernde Mosaik im Schatze meiner Erinnerungen nicht missen. Als das Schönste an allem Erleben erachte ich das Geheimnis, die schleiernde Unklarheit, die die Umrisse der Ereignisse lockend und schmeichelnd hüllt. Kaum kann es für ein einigermaßen romantisch angelegtes Kindergemüt etwas Berauschenderes geben als diese aus Grauen und Liebe seltsam gewobene Theaterleidenschaft, die nicht so sehr dem einzelnen Dargebotnen, noch weniger dem Biographischen eines verehrten Darstellers, sondern dem merkwürdigen Bühnenleben selbst, dem Menschlich-Unmenschlichen der halb mechanischen, halb improvisierten Bewegungen und Worte, dem Verblüffenden gesteigerter Gebärdensprache, durch die Schminke erhöhter, zugleich genäherter und entfernter sinnlicher Reize, dem unheimlichen Grenzempfinden: Bühne — Zuschauerraum gilt. Da neigt sich eine in dieser und jener Rollenverkörperung zum Ideal ihrer eignen tastenden Versuche gekrönte, nicht mehr sehr junge Sängerin aus dem Dämmer der Mittelbühne ins grelle Licht der Rampe: sie singt, und ihre Stimme schmiegt sich wie etwas Körperliches an dein lauschend sich selbst vergessendes Bewußtsein; es versinkt lautlos in dir selbst, und du bist nur mehr mystische Verbindung mit dieser Stimme, hinter der maskenhaft die Körperlichkeit

---

Aus einem demnächst bei Georg Müller (München) erscheinenden Buch: „Vom Geschmack“.

Digitized by Google

der Sängerin erstarrt, bis diese das Beifallklatschen wieder ins Reale zurückwirft, nur um desto heftiger durch ein Unwahrscheinliches — dieses fremde, dir so nah gedrungne Singen, dieses nahe, dir so fremd werdende Klatschen — dich aufzuregen.

Und das fabelhafte Wirklichwerden der Figuren, der Kostüme! Dieser fürchterliche Murzuk („Giroflé-Girofla"), wie bangt man vor den Ausbrüchen seiner Wut, da man ja eingeweiht ist in den gefährlichen Betrug, dem sein Vertrauen nun ausgesetzt werden soll! Und Carmen, wenn sie vor Don Josés Dolch flieht! Don Juan, wenn das dröhnende Pochen den steinernen Gast verkündet! Es ist nicht das Menschliche, nicht das Sittliche (oder Unsittliche laxer Operettentexte), es ist das rein Faktische des vom Phantasiemenschen miterlebten Darstellerischen: Ton, Gebärde, Technik, nicht vereinzelt durch „Kritik", sondern zu einem wundervollen Ganzen künstlerisch erschaffen durch das genießende, das naive Ingenium, mit einem Worte: die völlige Illusion des Moments, der das Wissen um die Unwirklichkeit des Erfahrenen nichts anhaben kann, die es nur sonderbar differenziert in der gruselnden Erinnerung.

Ob das Theater, wie seine Verteidiger behaupten, „kulturell-erzieherische Kräfte" berge?

Sofern sich in notwendigerweise unzulänglichen Verkörperungen dichterische Ideale an eine verworrene Menge wenden, sicherlich nicht. Wenn es Werke vermittelt, die so einzig als ein Ganzes genossen werden können (die Oper, das Musikdrama, die Pantomime), gewährt es ja manchmal Genuß. Aber „kulturell-erzieherisch"? Nein, diese Note kann ich seinen geschäftsmäßigen Bestrebungen nicht zubilligen.

Kinder gehören überhaupt nicht ins moderne Theater. Daß dem begabten Kinde sein Besuch nicht „schade", wie die Lektüre der „Drei Musketiere" ihm nicht schadet, ist keine Stütze der „kulturellen" Maxime.

Junge Leute bringen ihren Schüleridealismus mit und jubeln der gespielten Schullektüre zu. Erzieherisch? Eine fable convenue. Das meiste ist Tradition. Die Lehrer bereiten vor, sie rekapitulieren, immer werden sie bestrebt sein, das eigentlich Theatralische durch den Gehalt der verkörperten Dichtung zu verdrängen. Aus richtiger Empfindung. Denn das Theatralische verwirrt die reine Anschauung, das Künstlerische. In diesem Stadium der durch den Intellekt bereits unterwühlten Illusionsfähigkeit ist der scheinbar die literarhistorischen Bestrebungen der Mittelschule fördernde Theaterbesuch der heranwachsenden Jugend durch allerlei unkontrollierbare Nebenströmungen im Sexuellen, im Sozialen, im Hedonistischen schädlich.

Erwachsene. Sie besuchen das Theater zumeist aus Gewohnheit, öfters aus Neugierde, selten aus Kunstinteresse. Und dieses wieder zerstückelt sich nach allerlei zentrifugalen Richtungen.

Das Theater ist ein Atavismus. Es ist einmal eine Institution des Kultus gewesen, später als nationales ein Element in der Entwicklung der Literaturen. Heut ist es ein Mechanikum und ein Stückwerk.

Man spricht viel von den Aufgaben des Theaters, seiner Mission . . .

Das moderne Theater und Aufgaben? Welche andre, als die Kasse einer-, die Vergnügungssucht andrerseits zu befriedigen. Virtuosentum, Ausstattungsfexerei, Sensationshumbug, platte Unterhalterei: das sind die Faktoren der großen Bühnen. Die kleinen sind Werkel. Der Abonnentenstamm läßt den „Propheten", die „Jüdin", „Tell" so und so oft mal in der Saison duldsam passieren (Gouvernanten und arme Verwandte sitzen die xte Vorstellung ab); man kauft Logen zu Premièren und Novitäten in Ostersonntagsbörsezuckungen, wie man teure Bonbonnièren zeitweils da und dorthin senden läßt oder Bilderausstellungen abtut.

Künstlerisch Empfindende lassen sich hie und da verleiten, ihre stillen Kämmerleinträume auf der Bühne realisiert sehen zu wollen. Sie betreten eine fremdartige Lokalität, wo die Damen sich und ihren Putz zum besten geben, die Männer flirten oder gähnen; der Theaterzettel ist dem Gros dieses Publikums die Hauptsache. Singt die „X.", spielt der „Y"? Rollenfragen.

Andrerseits: der Krämer, die Modistin. Das Bedürfnis nach Abwechslung im öden Werktagsallerlei fragt: Was gibt man heute? Manche Tochter zieht Lohengrin vor, mancher Sohn Cyprienne. Bedürfnisse. Und wiederum: der Direktor braucht die Attraktion. Eine Börsenfrage, nichts andres.

Unser heutiges Theater ist wert, daß es zugrunde gehe. Es ist kein „Ausdruck", sondern eine Anstalt, zugegeben eine Bedürfnisanstalt, aber ernsthaft wird man doch diese Bedürfnisse nicht werten wollen? Noch immer gibt es dramatische Individualitäten: Dramatiker sowohl wie Darsteller. Sie gelten wie alles Gültige. Innerhalb der Institution sind die großen Darsteller vereinsamt. Aber gezwungen, sich einzufügen (die Starbühne ist ein Unfug; beurteilt man Kunstwerke etwa nach dem wiederholten hohen C?). Man freut sich ihrer. Aber im Grunde fragt man doch kopfschüttelnd: wozu? Daß ihnen Fabrikanten Stücke auf den Leib schreiben? Daß sie mit Paderollen reisen? (Telegrammplakate in der Kleinstadt: „Er kommt!" „Wer kommt??") Eines hat heute noch, heute nur Existenzberechtigung: die Groteskbühne: die Bühne als Atavismus verhöhnt sich selbst. Und daneben ein Museum sozusagen: das Stil-Theater der Tradition (Comédie Française, Bayreuth). Aber dieses ist sicherlich ein Luxusartikel und also immerhin „Kultur"-Zeichen.

Digitized by Google

Washington Irving.

Zur 50. Wiederkehr seines Todestages.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

Die amerikanische Dichtung wurzelt in dem geistigen Leben der Neu-Englandstaaten. Dort entstand eine meist von Geistlichen gepflegte und von religiösem Leben durchpulste Literatur, und dieser Charakter blieb ihr auch nach dem Unabhängigkeitskriege noch erhalten. Die Anfänge der schönen Literatur Nordamerikas datieren etwa vom Ausgange des 18. Jahrhunderts. Zunächst überwog noch der englische Einfluß. Trotzdem entbehrten die ersten belletristischen Schöpfungen durchaus nicht ganz der Eigenart, da die Einführung der Indianer, die Schilderung amerikanischer Landschaftsbilder und ein eigentümlich trockener Humor ihnen eine gewisse amerikanische Lokalfärbung verliehen. Brokden Brown und Fenimore Cooper sind die literarischen Führer dieser ersten Periode. Aber der eigentliche Bannerträger der jüngeren amerikanischen Romandichtung, der die Welt darauf vorbereitete, daß jenseits des Ozeans eine Literatur eigner Art im Entstehen sei, war Washington Irving.

Er wurde in New York am 3. April 1783 geboren, also in demselben Jahre, in dem die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten im Versailler Frieden von England anerkannt wurde. Ein halbes Jahrhundert war er der volkstümlichste Schriftsteller der alten und der neuen Welt, und noch heute hat er zahlreiche Freunde wegen der regen Gestaltungskraft, der scharfen Beobachtungsgabe, des ungekünstelten Stils und des prachtvollen, kernigen Humors, der seine Schriften auszeichnet. Seine Jugend war nicht leicht, da sein Vater, ein rechtschaffener Handelsherr und strenger Anhänger der Presbyterialkirche, alle seine zahlreichen Kinder in sektiererischem Eifer mit religiösen Pflichtleistungen plagte. Das wohltätige Gegengewicht bildete die allzeit fröhliche Mutter. Wie Goethe, so verdankte auch Washington Irving dem Leben in seiner Vaterstadt die stärksten und nachhaltigsten Eindrücke. Da weitete sich das unendliche Meer vor ihm, da flutete der gewaltige Strom, da dehnten sich Wälder, Wiesen und Hügel; hier lag die Insel Manhattan, dort der mastenwimmelnde Hafen der großen Handelsstadt mit seinem lauten, bunten Leben. Das alles mußte seine angeborne rege Einbildungskraft beflügeln und seine Sehnsucht nach den Wundern der geheimnisvollen Ferne wecken. Daher war es nur natürlich, daß er Reisebeschreibungen und Abenteuer zu Lande und zu Wasser mit besondrer Vorliebe las und an ihnen wie an älteren Dichtern und Prosaikern seinen Stil unmerklich bildete.

Nachdem er die Schule verlassen hatte, finden wir den Sechzehnjährigen als Schreiber und Lehrling in dem Bureau eines Advokaten. Aber er kümmerte sich nicht viel um die edle Jurisprudenz, sondern las lieber seine Bücher und hing seinen Gedanken und Träumereien nach. Schon damals regte sich in ihm der Schriftsteller, und schon 1802 schrieb er für den New York Morning Chronicle unter dem Decknamen Jonathan Oldstyle eine Anzahl leicht satirischer Aufsätze über das Theater und seine Künstler, sowie über allerlei Schwächen des Tages. Die Sorge für seine zarte Gesundheit veranlaßte die Seinen, ihn auf eine längere Europareise zu schicken. Gekräftigt und geistig gereift, kehrte er Februar 1806 aus Frankreich, Italien, den Niederlanden und England nach seiner Vaterstadt zurück. Dort vollendete er seine Studien und wurde nach bestandener Prüfung zum Anwaltgeschäft zugelassen. Aber seine Jugend wollte ihr Recht am Leben haben; die nüchterne juristische Praxis befriedigte ihn nicht. Um Geld zu verdienen, griff er wieder zur Feder und gab mit seinem Freunde, dem Dichter Paulding, und seinem Bruder William eine humoristisch-satirische Halbmonatsschrift, die „Salmagundi", heraus. Seine Absicht dabei war, im Sinne des horazischen ridendo dicere verum als Reformator zu wirken.

Am gelungensten sind hier seine Briefe an den Pascha von Tripolis, eine Nachbildung von Montesquieus Lettres Persanes. Sie beleuchten das soziale Leben jener Tage in humoristischer Färbung höchst anschaulich. Das Unternehmen ging aber wegen Unstimmigkeiten mit dem Verleger bald wieder ein. Irvings Bemühungen, eine politische Rolle zu spielen und in Albany eine subalterne Beamtenstellung zu erringen, schlugen fehl. Wir haben das wahrlich nicht zu bedauern. Übrigens erkannte er auch selbst bald, daß er als Mann der Feder leben und sterben müsse.

In jener Zeit nun erschien das Werk, das mit einem Schlage seinen literarischen Ruhm begründete. Niedergedrückt durch den Tod seiner Braut, stürzte er sich, um Trost zu finden, in die Arbeit. Er schrieb ein launiges Gegenstück zu der langweiligen Picture of New York des ehrenwerten Dr. Samuel Mitchell, für das er als echter Yankee eine höchst wirksame Reklame machte. In einer viel gelesenen Zeitung nämlich erschien die Nachricht, ein kleiner, bejahrter, altmodisch gekleideter Gentleman, namens Knickerbocker, sei plötzlich unter Hinterlassung von Schulden spurlos verschwunden. Darauf folgte die kurze Notiz in der nächsten Nummer, der alte Herr habe eine sonderbare Handschrift hinterlassen, deren Abdruck zur Befriedigung seiner Gläubiger öffentlich versteigert werden solle. Diese Handschrift war natürlich nichts andres als Irvings neues Buch A history of New York by Diedrich Knickerbocker. In dieser köstlichen Parodie auf den Pedanten Mitchell schildert er mit prachtvollem Humor die holländische Periode New Yorks im Geschmack

Digitized by Google

des alten Holländers Knickerbocker. Was er wollte, sagt er selbst in der Vorrede: „Fern von den Zielen einer trocknen Historie wollte ich die Überlieferungen unsrer Stadt in ein unterhaltendes Gewand kleiden, ihre alten, lokalen Eigentümlichkeiten und Gebräuche schildern, heimatliche Plätze und Namen mit jenen launigen und phantastischen Erinnerungen verflechten, die wir in unsrer neuen Welt vermissen, die aber in der alten so zauberhaft die Herzen der Bewohner an ihre Heimat fesseln.“ Irvings Buch eroberte sich die Gunst des Publikums sofort, und sein Name war in aller Munde. Der herrliche, unwiderstehlich liebenswürdige Humor der meisterhaften Schilderung verletzte nie und nirgends, sondern ließ überall nur den gutmütigen Schalk hervortreten. So lachte denn auch, bald versöhnt, der New Yorker Holländer über die prächtige, dichterische Leistung. Auch über das Meer drang Irvings Ruhm. Walter Scott schrieb damals: „Mir ist nichts in unsrer Literatur bekannt, was dem Stile Dean Swifts so nahe käme wie die Annalen Knickerbockers. Ich habe ein paar Abende darauf verwendet, sie meiner Frau und einigen Damen vorzulesen; uns taten die Seiten weh vor Lachen. Und wiederum finde ich darin Stellen, die mich vollkommen an Sterne erinnern. In der Tat, es ist ein Werk, das neben den besten humoristischen Dichtungen der Weltliteratur seinen Platz ehrenvoll behauptet und jedem Menschen Freude machen muß, der Sinn für frischen, harmlosen Humor hat. Der Name Knickerbocker übrigens war der Spitzname der holländischen Kolonisten, die 1613 Neu-Amsterdam (New York) gründeten. Durch Irving aber ist der Name erst sprichwörtlich geworden und hat in Amerika eine ungemeine Volkstümlichkeit erlangt.

Der Eintritt in das Eisen- und Stahlwarengeschäft seiner Brüder scheint Irving in der Fortsetzung seiner so glückhaft begonnenen literarischen Tätigkeit fürs erste gehindert zu haben. Auch seine Teilnahme an dem neuen Kriege mit England, in dem er als Adjutant und Sekretär des Gouverneurs von New York gute Dienste leistete, ließ ihn nicht zum Dienst der Musen kommen. Drei Jahre später finden wir ihn in Birmingham in England als Teilhaber des Geschäftes seiner Brüder. Aber nur für kurze Zeit. Infolge einer schweren geschäftlichen Krisis in New York fallierte nämlich die Irvingsche Firma, und der Dichter, der nicht mittellos in die Heimat zurückkehren mochte, blieb zu seinem Heile in England und nahm seine Schriftstellerei wieder tatkräftig auf. Damals widmete er sich mit scharfer Beobachtung dem Studium der Londoner City (vgl. den Abschnitt Little Britain seines Skizzenbuches!) und machte wertvolle Bekanntschaften. So lernte er seine späteren englischen Verleger Miller und Murray, den Schriftsteller d'Israeli, den Vater des späteren Ministers, und auf einer Reise nach Schottland auch Walter Scott kennen, mit dem er von da ab in freundschaftlicher Verbindung blieb. In London entstand nun sein zweites, gleichfalls ausgezeichnetes Werk, das von allen seinen Schriften wohl die weiteste Verbreitung gefunden hat: sein Sketchbook of Geoffrey Crayon Gent. 1819/20. Es gehört ohne Zweifel zu seinen besten Schöpfungen und wird daher stets dankbare Leser finden. Solche fand es auch in England, obwohl dort Byron, Scott, Moore, Rogers und Campbell damals die Männer des Tages waren. Das Skizzenbuch enthält neben andern anziehenden Erzählungen ein wahres Meisterstück des holländischen Koloniallebens in Amerika, die prächtige Erzählung vom Rip van Winkle, die in amerikanischer Lokalfärbung einen fast bei allen Völkern der Erde bekannten Sagenstoff, die sogenannte Schläferlegende, behandelt. Scotts Mitteilungen über die Hochlandssage von Thomas von Ercildoune (Tom dem Reimer), sowie über die Sage vom Elfenberge Tom-na-Hurich scheinen Irving angeregt zu haben; auch die hierher gehörigen Kyffhäusersagen scheinen ihm bekannt gewesen zu sein. Der Inhalt ist kurz folgender: In einer Talschlucht der Katskillsberge am Hudson wohnt in einem halb zerfallenen Farmhause, an der Seite einer bösen Sieben, der gutmütige, aber arbeitsscheue Holländer Rip van Winkle. Bei einem Jagdausfluge folgt er einem schweigsamen Manne in eine Höhle und sieht dort Leute in altertümlicher und seltsamer Kleidung Kegel schieben. Nach dem Genusse eines berauschenden Trankes schläft er ein. Aus zwanzigjährigem Schlafe erwacht, wandert er in sein Heimatsdorf, findet dort alles verändert und wird endlich aufgeklärt über das, was mit ihm geschehen war. Als Untertan der Krone England war er eingeschlafen, als freier Bürger der Vereinigten Staaten aufgewacht. Ein besondrer Reiz der kleinen Geschichte ist die kunstvolle, an die köstlichen Gemälde Adrians van Ostade gemahnende Kleinmalerei. Auch unter den andern Skizzen finden sich echte Perlen, wie z. B. die anmutige Geschichte von dem wunderlichen Schulmeister Ichabod Crane im „Schläfrigen Tale“ (Sleepy Hollow). Das Skizzenbuch vereint eine große Anzahl höchst reizvoller Schilderungen des englischen und amerikanischen Lebens. Es bildet, wie Gaedertz sagt, „die Brücke gleichsam, über die hinüber sich das literarische Großbritannien und Amerika die Bruderhand reichten.“ Kaleidoskopisch bunt, wie das Leben selbst, ist auch die stoffliche Mannigfaltigkeit dieser Skizzen, mit denen Irving der Schöpfer der Novelle, einer für Amerika neuen Kunstgattung, geworden ist. — Im August 1820 reiste Irving nach Paris. Auf dieser Reise lernte er Thomas Moore, den berühmten Verfasser der Irish Melodies wie der Lalla Rookh, und den großen französischen Heldendarsteller Talma kennen, den Günstling Napoleons. Trotz regen gesellschaftlichen Lebens fand der

Digitized by Google

Dichter hier noch Zeit zu einem neuen zweibändigen Werke, seinem Bracebridge Hall or the homourists of Geoffrey Crayon Gent, das in der Art des Skizzenbuches geschrieben ist und vorwiegend das englische Landleben schildert.

Um sich von seinen rheumatischen Schmerzen zu befreien, unternahm Irving 1822 abermals eine Reise, diesmal nach Aachen und Wiesbaden. Von dort besuchte er Prag und Dresden und wurde am sächsischen Hofe mit Auszeichnung empfangen. Das Ergebnis dieser Reise sind die mit feinster Beobachtungsgabe und frohster Laune geschriebenen Tales of a traveller (1824), die in alle Kultursprachen übersetzt wurden. Auch die künstlerisch vollendete Novelle Bruckthorne and his friends, wieder eine Schilderung englischen Lebens, stammt etwa aus dieser Zeit.

Nach England zurückgekehrt, wandte er sich einem geschichtlichen Stoffe zu, dem Leben des Kolumbus. Um Quellenstudien zu betreiben, folgte er 1826 einer Einladung des amerikanischen Gesandten nach Madrid. Dort blieb er bis in das Spätjahr 1829 eifrig damit beschäftigt, die reichen Schätze der Madrider Büchereien und der Archive des Eskorial zu durchforschen, soweit sie die Geschichte der Entdeckungen betrafen. Hier, in Spanien, entwickelte er eine erstaunliche schriftstellerische Fruchtbarkeit. In einer Reihe historischer Schriften legte er das Ergebnis seiner Forschungen nieder. So schrieb er 4 Bände über das Leben des Kolumbus, 2 Bände über die Eroberung von Granada, ferner schilderte er die Reisen der Gefährten des Kolumbus, schrieb seine vielgerühmten Löwenhoferzählungen, dann die Legenden über die Eroberung Spaniens und die Geschichte Mahomeds und seiner Nachfolger. Freilich sind diese historischen Arbeiten von der Wissenschaft überholt und haben in rein wissenschaftlichem Sinne keinen Wert; aber sie sind auch nicht zur Bereicherung der Fachwissenschaft geschrieben und wollen nur dem großen Lesepublikum Belehrung in unterhaltendem Gewande bieten. Noch in Madrid traf ihn die ehrenvolle Anfrage seiner Regierung, ob er geneigt sei, als Gesandtschaftssekretär an den englischen Hof zu gehen. Er nahm an und beteiligte sich in dieser amtlichen Stellung z. B. an der Krönungsfeier Wilhelms IV., sowie bei der Eidesleistung Louis Philipps in Paris. Indessen war er froh, als er dem Zwange der diplomatischen Geschäfte lebewohl sagen konnte. Zum letzten Male besuchte er im Mai 1832 den schwerkranken Walter Scott und nahm dann wehmütigen Abschied von England, um nach siebzehnjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückzukehren.

Voll regster Teilnahme verfolgte er hier die beispiellose Entwicklung des Vaterlandes und unternahm weite Reisen quer durch den Kontinent, um Kenntnisse zu sammeln. Er drang sogar in die damals noch wilden Gegenden am Arkansas vor, in die Jagdgründe der Pawnee-Indianer. Den auf diesem Jägerleben gesammelten Stoff verarbeitete er in seiner originellen und frischen Weise in der Schrift A Tour on the Prairies 1835. Zwei Jahre später erschien „Astoria", die Beschreibung der bedeutenden Expedition, die der große Handelsherr Astor 1810/13 im Interesse des Pelzhandels nach der Mündung des Kolumbia ausgerüstet hatte. Diesem Werke folgten The adventure of Captain Bonneville 1837, kulturhistorischen Inhalts, dann die Recollections of Abbotsford and Newstead-Abbey und endlich eine Reihe von Essays in der Art seines Skizzenbuches unter dem Titel Wolferts Roost and other papers.

Noch einmal verließ der Dichter den Boden der Heimat im Jahre 1842, ungern, aber im Dienste seines Vaterlandes, um den Gesandschaftsposten am spanischen Hofe zu übernehmen. Die gewaltigen politischen Erschütterungen aber, der Sturz Esparteros, die Thronbesteigung Isabellas, der Karlistenaufstand, machten ihm das Leben dort sehr unangenehm, und der nunmehr über 60 Jahre alte Mann erbat seine Ablösung. Erst 1845 aber konnte er in sein Heim, das er sich schon seit Jahren in der alten Heimat bereitet hatte, zurückkehren. Sunnyside hieß das schlichte Landhaus und am Hudson lag es, nahe bei Tarrytown und dem jetzt zur fashionablen Gegend gewordenen Sleepy Hollow, dem von ihm besungenen „Schläfrigen Tale". In dieser ländlichen Stille verbrachte er die letzten dreizehn Jahre seines Lebens, aber auch hier nicht müßig. Hier erblickten noch die Lebensbeschreibungen Washingtons und Goldsmiths das Licht der Welt. Diesen Werken galten noch die Sorgen seiner letzten Jahre. Am 28. November 1859 drückte ihm der Tod die Augen zu. Sein sterblicher Teil fand die letzte Ruhestätte in der Landschaft, der er seine besten dichterischen Eingebungen verdankte, auf dem schön gelegenen Friedhofe von Tarrytown. Groß war die Trauer des amerikanischen Volks um seinen berühmten Sohn und erhebend die Totenfeier in seiner Vaterstadt New York. Aber auch überall im Auslande vernahm man mit herzlicher Teilnahme die Kunde, daß der Mund des liebenswürdigen Erzählers für immer verstummt sei. In Warner, Bryant, Putnam u. a. hat er seine Biographen gefunden, und seine Werke erlebten zahllose Auflagen. Irving war nie verheiratet; seine Wirtschaft führten ihm einige Nichten. An äußeren Erfolgen war sein Leben reich.

Dem Menschen Irving gebührt das höchste Lob; denn er war einfach, wahr und bescheiden, selbstlos und wohltätig, milde in seinem Urteil und voll starken Rechtssinnes. Der Ruf seiner Persönlichkeit war tadellos. Auch als Politiker und Staatsmann hat er sich um sein Vaterland verdient gemacht. Als Schriftsteller verstand er, seine Stoffe geschickt zu wählen und in Sprache und Stil aufs glücklichste zu behandeln.

Digitized by Google

Seine besondern Vorzüge sind scharfe Beobachtung der Menschen und Dinge, reiche Fülle an Kenntnissen und herzerfreuender, harmloser Humor. Nur wenige Schriftsteller berühren uns gleich von vornherein so sympathisch und fesseln uns so bis zuletzt. Auch Friedrich v. Raumer singt sein Lob, wenn er in seinem „Handbuch zur Geschichte der Literatur“ sagt: „Nirgends stellt Irving seine Persönlichkeit, durch Erzählungen oder Bemerkungen sich aufdrängend, in den Vordergrund und dennoch kommen wir durch Lesung seiner Werke nicht bloß zu der Überzeugung, er sei ein ausgezeichneter Schriftsteller, sondern auch ein liebenswürdiger Mann. Er ist, ein seltener Fall, gleich ausgezeichnet in zwei sehr verschiedenen Richtungen, der schönwissenschaftlichen und geschichtlichen. Dort wird er bei Mitteilungen vieles Einzelnen und Kleinen nie trivial und langweilig und bei lebendiger Erzählung des Ergreifendsten nie überladen und schwülstig.“ Auch Alexander v. Humboldt bewundert in seinen kritischen Untersuchungen über die Neue Welt Irvings glänzende Darstellung und rühmt dessen Verdienste um die Entdeckung neuer und für die Geschichte wichtiger Tatsachen.

Richard Leander.

Von **Victor Klemperer** (Oranienburg).

Wo es sich darum handelt, in die von „Aktualitäten“ randvollen Zeitungen und Zeitschriften irgendein Erinnerungswort einzuschmuggeln, da ist allmählich so etwas wie ein pythagoräischer Zahlenkult Gesetz geworden: der zarten Stimme der Fünfundzwanzig öffnet sich hier und da ein Pförtchen, vor den stärkeren Lungen der Fünfzig tut sich schon dieses und jenes Tor auf, doch erst die Hundert gleicht der mauerstürzenden biblischen Posaune. Andre Gedenktage aber als diese rundzahligen sind stumm geboren. So ist es ein sehr außergewöhnliches Beginnen, wenn hier der simple zwanzigste Todestag eines Mannes (der 28. November) dazu benutzt wird, in knapper Skizzierung auf sein dichterisches Werk hinzuweisen, das allzu früh ins Vergessen hinabzugleiten scheint. Das Seltsame dieses Unternehmens mag mit der Seltsamkeit des Helden entschuldigt werden, der sich keiner üblichen Norm einfügt, der nicht nur ein Märchenerzähler, sondern selbst eine Märchengestalt war.

Richard Volkmann, der unter dem Namen Leander seine Dichtungen veröffentlichte, der infolge seiner wissenschaftlichen Verdienste seinen Kindern den erblichen Adel hinterlassen durfte, war im August 1830 in Leipzig als Sohn eines Professors der Medizin geboren worden, hatte sich dem Studienfach des Vaters gewidmet und 1857 in Halle als Privatdozent der Chirurgie habilitiert. Seine bedeutenden Leistungen fanden bald große Anerkennung; er erhielt außer der ordentlichen Professur hohe und höchste Posten auf dem medizinischen Gebiete der Armee. Er richtete die chirurgische Klinik in Halle ein, die er dann bis zu seinem Tode leitete, er erwarb sich besonderen ärztlichen Ruhm auf den Schlachtfeldern des sechsundsechziger und siebziger Krieges.

Nun ist es an sich kaum etwas Außergewöhnliches zu nennen, wenn ein Arzt sich dichterisch betätigt. Ist sein Beruf doch wie kein andrer geeignet, ihn allem Menschlichen nahe zu bringen, und der vollkommene Arzt wird nicht nur dem Körper, sondern auch der Seele ihre Geheimnisse ablauschen. Aber immer wird man doch in der Dichtung eines Arztes, mag sie auch noch so ideal gerichtet sein, stark realistische Bestandteile zu finden erwarten, da ihn ja seine ärztliche Kunst auf das Wirkliche mit größter Strenge hinweist. Und dies ist eben das Wunderbare an Richard Leander: der Mann des realsten und härtesten Berufes, der berühmte Operateur, ist in seiner Dichtung von aller modernen Kunstübung, allem psychologischen Ergründen, allem Darstellen der Gegenwart, himmelweit entfernt, ist einer der ganz wenigen wirklichen Märchenerzähler und Kinderdichter, die die moderne Literatur besitzt. An Märchen hat diese ja keinen Mangel, und manche, wie etwa die Andersenschen, sind glänzender, tiefsinniger, genialer als Leanders schlichte Geschichten, — aber eben: sie sind gerade in ihrem wertvollsten Kern dem Kinde nicht zugänglich, sind Phantasien für Erwachsene, Dichtungen, die ihre Kindlichkeit nur als mehr oder minder gelungene Masken tragen. Dagegen passen sich Leanders Erzählungen völlig der Kindesseele an, sind immer kindlich, ohne jemals kindisch zu sein, und bereiten dennoch auch dem Erwachsenen, der ihnen eine Stunde opfert, helle Freude.

Auf der Höhe seines Ruhmes, seiner Kraft und Tätigkeit schrieb Richard Volkmann seine Märchen, ohne während des Dichtens an die Möglichkeit späterer Veröffentlichung zu denken. Daß er aber sehr bewußt dichtete und nicht etwa bloß alte Kindererinnerungen aufzufrischen meinte, geht aus einer Notiz hervor, die jetzt in seinen gesammelten Werken*) steht. Dort heißt es ausdrücklich bei der Geschichte vom „kleinen buckligen Mädchen“, in dessen Buckel sich zwei Engelsflügel finden, das Motiv zu diesem Märchen sei eine Erinnerung aus der Kinderzeit, womit doch betont ist, daß alle einundzwanzig andern Stücke die freie Dichtung des Mannes darstellen.

Ihre Entstehung ist selber ein reizendes Märchen. Die großen Schlachten des deutsch-

*) Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Digitized by Google

französischen Krieges waren geschlagen, der Arzt hatte eben so schwer und blutig schaffen müssen, wie die Soldaten. Nun folgte, wie es im Vorwort zu den „Träumereien an französischen Kaminen“ heißt, „die einförmige Belagerung von Paris auf die gewaltigen Kämpfe der ersten Wochen, wie auf ein furchtbares Gewitter, welches sich Schlag um Schlag gewaltsam entlädt, der trübe, nimmer endende Landregen.“ Da gab es denn „an den Kaminen der verlassenen französischen Villen und Schlösser“ manche Stunde der Muße, der Sehnsucht nach Frieden, Heimat, Familie, des Erinnerns, — des Briefschreibens. Und Richard Volkmann, der der liebevollste Gatte und Vater war, schickte mit der Feldpost allerhand Kinderphantasien Blatt um Blatt heim. Um dann bei der Rückkehr einen völligen Märchenband vorzufinden, den er als seine erste und beste Dichtergabe 1871 veröffentlichte.

Einige dieser „Träumereien“ wollen gar nichts andres als fabulieren, als das Kind auf freundliche Weise unterhalten. Sucht man nach einer tieferen Idee in oder hinter der Fabel, so stößt man nur auf die ungemein herzliche Liebe des reifen Mannes zum werdenden Geschöpfe, des Vaters zum Kinde. Das Kind als Publikum wird das keineswegs merken; denn alle aufdringliche Süßlichkeit und Sentimentalität fehlt ganz und gar. Dem Kinde wird nur die Stimmung dieser Geschichten wie ein warmer wohliger Hauch entgegenwehen.

In andern Erzählungen tritt ein oder das andre Stückchen Moral sehr unverblümt zutage, aber immer frisch, meist humorvoll und nie mit peinlicher Salbung vorgetragen. Dabei beschränkt sich der Dichter nicht auf die Welt des Kindes, sondern nimmt seinen Stoff gern aus dem Leben des Erwachsenen und bearbeitet ihn nur in kindlicher Weise. Es ist für das Wesen des Mannes bezeichnend, daß ihm auf diesem Gebiete die Ehestandsgeschichten besser als die eigentlichen Liebeserzählungen geraten. Womit nicht etwa gesagt sein soll, daß es in seinen Ehen keine Liebe zu schildern gebe. Nur eben eine andre als die des Werbezustandes, eine gemütlichere sozusagen. Doch ist dieser Leanderschen Gemütlichkeit alles Philiströse fremd; desto mehr Schalkhaftes findet sich ihr zugesellt. Als markantes Beispiel diene die ganz real durchgeführte Novellette „Der kleine Vogel“. Ein Ehepaar lebt höchst glücklich miteinander. Da findet der kurzsichtige Mann im Garten ein junges Vögelchen, das er für eine Nachtigall hält. Es sei ein Spatz, belehrt ihn die Frau. Erregter Widerspruch und erster Streit. Der wird zum Kriegszustande, als der Mann als „Herr im Hause“ das „eklige Tier“ in einen Käfig setzt. Schließlich läßt die verärgerte Frau den halbflüggen tatsächlichen Sperling frei und erklärt dem Mann, die Katze habe den Vogel geholt. Das nimmt der Gatte furchtbar übel. „Nun ist es für ewig mit unsrer Freundschaft aus,“ sagt er, und „dabei wurde er ganz blaß und die Tränen traten ihm in die Augen.“ Da sieht die Frau ihr Unrecht ein, läuft weinend in den Garten, findet den flatternden Sperling, tritt, sehr verschönt durch ihre Erregung und Bußfertigkeit, vor den beleidigten Gemahl und spricht: „Goldner Mann, ich habe die Nachtigall wiedergefangen.“ Gerührt sieht er den Vogel zum erstenmal vorurteilslos an und meint nun: „Es ist wirklich nur ein Spatz.“ Und sie: „Du sagst mir das bloß zu Liebe. Heute sieht mir der Vogel wirklich selbst ganz wie eine Nachtigall aus.“ Nachdem dann sehr hübsch die Versöhnung des Paares in wenigen Zeilen beschrieben ist, wird man am Schluß ausdrücklich über die „Moral der Geschichte“ belehrt: „Wenn jemand einen Spatz gefangen hat und denkt, es sei eine Nachtigall — sag's ihm beileibe nicht; denn er nimmts sonst übel, und später wird ers gewiß von selbst merken.“

Mehrfach greift der Dichter über dieses freilich besonders reizend und humorvoll behandelte Gebiet hausbackner Moral hinaus ins Allgemeinere und Höhere. So erzählt er vom Werte der Tüchtigkeit im „Wunschring.“ Das Zauberkleinod gerät durch Diebstahl in falsche Hände und bringt seinem törichten Besitzer den Tod; der aber den falschen, tatsächlich kraftlosen Ring am Finger trägt, wird durch seine Arbeitsamkeit, seinen von dem vermeintlichen Besitz angeregten Lebensmut kräftig emporgehoben. Oder es wird im „Unsichtbaren Königreich“, von einer anmutigen Personifizierung des Traumgeschehens, von der verklärenden Wirkung der Phantasie gehandelt, oder im „Verrosteten Ritter“ in ungekünstelt mittelalterlichem Ton, der an den „Armen Heinrich“ erinnert, von der Hartherzigkeit und ihrer Heilung erzählt.

Wird schon in solchen Märchen ein religiöses Empfinden offenbar, so sind einige Abschnitte des kleinen, doch so reichen Buches nichts andres als der dichterische Ausdruck tiefster Religiosität. Nie ist die Hölle minder dantesk beschrieben worden als in dem Märchen „Von Himmel und Hölle“. Dem reichen Mann, der in die Hölle gerät, werden alle irdischen Genüsse. Ein goldnes Schloß und Schokolade und Kalbsbraten mit Apfelmus und täglich sein Zeitungsblättchen. Aber die Langeweile auf die Dauer, die höllische Langeweile! Da wird er denn mählich erlöst. Durch eine Ritze im Höllenschloß darf er tausend Jahre lang die Herrlichkeit Gottes schauen, und danach darf er zu den Füßen des Herren sitzen und ihn nur immer anschauen. Noch stärkere Religiosität atmet womöglich die Geschichte von der „himmlischen Musik“. Spricht sich in ihr doch die Überzeugung aus, daß aller künstlerischer Wohllaut der Erde nur aus wirren Schnitzeln einer göttlichen Musik entstanden sei, und daß all die einzelnen, auseinandergerissenen, sich gegenseitig störenden

Digitized by Google

Töne irgendwann und irgendwo einmal zu ihrer ursprünglichen himmlischen Harmonie geordnet zusammenfließen werden.

Man verwechsle jedoch diese Religiosität keineswegs, wie das geschehen ist,*) mit irgend einem dogmatischen Glauben. In den Gedichten, die Volkmann-Leander den Kindergeschichten folgen ließ — „Aus der Burschenzeit“ 1876, „Gedichte“ 1878 —, steht ein ausdrückliches „Ich weiß, daß ich nichts weiß“ (wie ja auch der Gedankengehalt der „himmlischen Musik“ am ehesten zu Platos Ideenlehre hinneigt). Das Gedicht „Weltseligkeit“ wendet sich gegen „die Pfaffen und Mucker, Erdenverächter und Himmelgucker“. Er wisse nicht, sagt der Dichter, was ihm „oben“ für ein Los beschieden sei, ob er „in Abrahams gelobten Schoß“ komme, oder „obs im Himmel sich am Ende um ein Entbehren nur bewende“. Da sei es denn jedenfalls das beste, die Seligkeiten des sichren Diesseits von Herzen zu genießen.

Ein so unverschleiert philosophisches Wort ist aber die völlige Ausnahme in Leanders Werken. Zumeist herrscht in den Gedichten, wie in den „Träumereien“ und den drei „Kleinen Geschichten“ von 1885, die sich an Erwachsene wenden, aber an reiner Kindlichkeit den Märchen gleichkommen — zumeist herrscht in all diesen Dingen ein durchaus schlichter, naiver, unspekulativer Ton. Vielleicht treiben die Gedichte, von Wein, Liebe, Jugend, Finden und Scheiden handelnd, den schlichten Ton bisweilen ein wenig weit. Nur manchen unter ihnen kann man doch wohl den Ehrentitel des Volksliedes geben, wogegen andre die Grenze zwischen schlicht und trivial nicht immer innehalten. Die schönsten unter den schönen Gaben gelten wieder nicht der jungen bräutlichen, sondern der alten Liebe, dem Eheglück des reifen Mannes. Sie stehen in der dritten und letzten Vers-Sammlung, die Leander kurz vor seinem Tode 1889 veröffentlichte, in den „Alten und Neuen Troubadourliedern.“

Geht aus einigen der volksliedartigen Gedichte über übliche Stoffe die lyrische Begabung Leanders mit Sicherheit hervor, so verleiht diese auf lyrischem Gebiete minder häufige Verherrlichung der alten Lebensgefährtin des sturmfesten Ehebundes den Versen dieses Dichters ihr Sondergepräge. Dennoch meine ich, daß der Lyriker Leander des gerüttelten Maßes an eignem Wesen, das zu dauerndem Fortleben nötig ist, doch wohl ermangle. Ganz anders aber steht es um den Märchendichter. Die „Träumereien an französischen Kaminen“ sind ein Kinderbuch der schönsten und eigensten Art. Es wäre bitter schade, wenn sie in Vergessenheit gerieten.

Wenn sich der Kritiker dem Chirurgen einmal berufsverwandt fühlen darf, insofern es beider Amt ist, das Lebensfähige zu retten durch Wegschneiden der sterbenden Teile, so würde ich raten von dem Alleinvertrieb der „Sämtlichen Werke“ Richard Leanders abzusehen, und seine entzückenden Märchen in möglichst viele Hände zu leiten.

*) Siehe die gesammelten „Worte der Erinnerung am Sarge und Grabe des Dr. R. v. Volkmann“, Halle 1889.

Der Winter kommt.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

Wohin ist nun mein Mut vom Jahr?
Wohin die alte Kraft?
In Angst und Not und Traumgefahr
Die Schwingen sind erschlafft.

Das Dunkel wie ein wildes Tier
Grimmt grausam auf mich ein,
Und alles, was einst hielt zu mir,
Wird kalt und hart wie Stein.

Vom Geheimnis des Erfolgs.

Ein Dialog von **Willy Rath** (München).

Ort: Olymp, Erfindersaal. Zeit: 1909.

Ikaros (atemlos): Vater . . . Vater! Es ist wahr — ich hab es selbst gesehen — drei Tage lag ich bäuchlings auf dem äußersten Äthertorturm: sie fliegen, sie fliegen wahrlich!! Einige übers Meer, andre über die Berghäupter, hin und wieder, wie zum Spiel! Einer . . . mit einer Staatsgaleere, die einem Giganten-Weinschlauch ähnelt, saust er Tag und Nacht durch den untern Äther, durch die Wolkenwälle, durch Schlossenhagel und Feuermeer des Donnerers! — Du schweigst? Sie fliegen, Vater, die Menschen! Die Barbaren! Mehr und mehr werden ihrer in den Lüften — fürwahr nun: sie fliegen!!

Daidalos: Ich sagt' es immer: es kommt der Tag.

Ikaros: Vater — ich fasse deine Ruhe nicht!

Daidalos: So weißt du noch nicht, wie lange ich den fressenden Neid bereut habe und gebüßt?

Ikaros: Ich weiß nur: wir waren die Ersten. Dein vielerfahrener Kunstsinn, meine behend-geschickte Hand schufen die ersten Menschenflügel! Wir beide wagten ihn, den göttlich kühnen, ersten Flug —

Daidalos (sinnend): Wer immer in ein Labyrinth gekerkert ist, auf Kreta oder sonstwo auf der menschenbewohnten Erde, und über sich einzig

Digitized by Google

schaut er Freiheit, der muß wohl sich einen Flugweg nach oben finden, irgend einen . . .

Ikaros (unaufmerksam): . . . Aber bewegt es denn also dich gar nicht, daß jene da, die Barbaren in den neuen Reichen, daß sie den Erfolg ernten, unsern Erfolg?

Daidalos (mit leisem Lächeln): Erfolg . . .

Ikaros: Ja . . . die mit ihren häßlichen Maschinen, den übelriechenden, roh polternden! O eleleu — wie ragten mir die herrlich geschwungenen Fittiche, wie rauschten sie, wie trugen sie mich empor! Hätten wir sie nicht mit treulosem Wachse zusammengefügt . . . wär ich nicht, deiner Mahnung lachend, zu hoch gen den glutstrahlenden Helios hinaufgestiegen —

Daidalos: So wüßte heut kein einziger Erdbewohner von Ikaros. Dein Sturz allein rettete dein Gedenken. Anders vielleicht mag es mit jenen sein, die in dauerhaft gezeugten Werken freier Kunst den Menschenherzen Schönheit hinterlassen — anders, scheint mir, mit den reinen Denkern und Lehrern und uns Erfindern noch so nützlicher Dinge: wenn wir in unsrer Tat, an ihr, sterben, so leben wir aufs sicherste drunten ein Nachleben durch den fortstrahlenden Ruhm. Die Kriegshelden und die Staatenlenker dürfen das Sterben anderen auftragen; verhelfen sie vielen Tausenden zum Schlachtentod, so mögen sie nachmals spät an Greisenschwäche entschlummern und mögen dennoch vom eigenen Namen lange überlebt werden. Du aber dankst allen Nachruhm nur dem tötlichen Ausgang deiner Tat. Siehe, auf mich Mitwagenden (dem dein früher Tod alles Fliegenwollen für immer verleidete), auf mich fiel nur ein matter Abglanz. Wer in diesen Jahrhunderten kennt Daidalos? Du hingegen, Sohn, dem der Ruhm etwas gilt, du bist jung geblieben drunten auf dem gealterten Boden, gleichwie du hieroben den raschen Jugendsinn bewahrtest. Die Ikaros-Flügel fliegen als Wort über die Erde, so lange sie Prometheuskinder trägt. Kluge glauben gar, du habest niemals gelebt — zum Mythos vergeisten sie dich! Das ist die allerhöchste Ehre unter der Sonne!

Ikaros (unterdrückt seine Freude): . . . . Als Wort — als Mythos vom allzu hohen Streben, als Lehre zur Bedachtsamkeit! Aber der fühlbare, köstlichste Lohn, der Erfolg, den einer noch dadrunten atmend erlebt?!

Daidalos . . . Bei der Menge, meinst du?

Ikaros (stutzt): Bei wem anders?

Daidalos (nach einigem Schweigen): Entsinnst du dich wohl, wie die Gaukler tun? Wenn so einer, so ein Gymnast für die Schau-Menge, wenn er etwa seine Künste an der wagerechten Stange zeigt und das Schwerste nun will er ankünden: die Kreisschwünge mit gereckten Muskeln oder was sonst als das Schwerste soll bewundert sein — was nun pflegt dieser zu tun?

Ikaros: Er . . . er läßt die Flöten und Kymbeln schweigen.

Daidalos: Gut geantwortet fürwahr: Stille läßt er werden, auf daß alle überrascht seien und aufmerken müssen als auf ein Nichtgemeines und hören die Stange ächzen unter den kreisenden Händen und hören seinen heftigern Atem. Aber was nun tut der Gaukler wohl noch, zum selben Zwecke? (Pause) Ich will es dir sagen. Mit Absicht läßt er das Schwerste seines Schaustücks mißlingen und noch einmal mißlingen . . Dann aber gelingt es wahrlich — und nun sind sie gepackt, die Zuschauenden alle, und ihr Beifallsruf schäumt dröhnend empor wie Meeresbrandung.

Ikaros: Was aber soll mir, was soll uns Erfindern die Gauklerweisheit?

Daidalos: O mein Sohn! Du begehrtest den Erfolg! Den Erfolg bei dem außer dir Seienden! Der Gaukler aber ist der ehrlichste Sucher solchen Erfolges. Sein Beispiel gibt klarste Lehre: den Außen-Erfolg findet er nur bei denen, die da mitanschauen, daß Schwierigkeiten überwältigt werden — nur in genau demselben Maße, in dem ersichtlich Schwierigkeiten überwältigt werden.

Ikaros: Und dies soll für alle Künstler gelten? Auch etwa für den tragischen Dichter?

Daidalos: Wenn Künstler irgend einer Gattung den Beifall der Menge finden, so mag wohl einmal die Freude an der schönen Einheit des Vielfältigen mit wirksam sein, oder die Lust am Herzerschütternden, am Aufheiternden, am Neuen schlechthin. Immer aber muß dabei sein die Freude am Anblick eines Sieges, besser noch: am Werden eines Sieges; denn die Götter, die über unsern Göttern und allen Menschen sind, haben auf alle Sterblichen eine also drückende Last des Nichtwissens und Nichtkönnens gelegt, daß ihnen jegliche Spur befreienden Handelns tief innen Freude entzündet. Im Erfolge des Erfindungskünstlers, der anders nicht unmittelbar auf Menschenherzen einwirken kann, ist diese Sieges-Mitfreude alles. Besiegung des tätigen oder ruhenden Widerstandes ist Leistung, und Leistung wird durch Erfolg belohnt, von jedem nach dem Maße seines Verstehens. Wer in und an seinem Tun hinstirbt, der beweist unwiderleglich, daß er genau soviel geleistet, soviel Widerstand besiegt hat, wie ihm im Aufwand all seiner Kräfte nur möglich war. Dies, mein Sohn, ist der einzige Ersatz für die vollkommen geglückte Leistung — in Ansehung des Nachruhms! Wer jedoch den Erfolg des Lebenden den Massen abgewinnen will, der suche Taten, die nicht den Vollbringer töten können, und sehe wohl zu, daß seine Widerstands-Bewältigungen, die Werte seiner Taten, von allen höchst deutlich gesehen und eingesehen werden. Du also, mein Sohn, hättest dergestalt fliegen müssen, daß du garnicht stürzen oder am Sturze durchaus nicht sterben konntest. Wohl aber hättest

Digitized by Google

du mit Absicht einen scheinbaren Sturz aus geringer Höhe auf freundliches Gewässer tun müssen, um sieghaft dich wieder zu erheben.

Ikaros: Was spottest du meiner? .. Willst du sagen, die Erfinder bei den Barbaren drunten, die in dieser Zeit den Erfolg der Flugkünste ernten, auch sie hätten nur zum Schein all ihr Mißgeschick vor ihr Gelingen gesetzt?

Daidalos (lächelnd): Du vergissest, o Ikaros: nur von den Suchern äußern Erfolges sprach ich! Diese Neuen, Glücklichen scheinen zumeist nicht diesen Erfolg begehrt zu haben. Es geschieht auf Erden — es kann geschehen, daß solcher Erfolg bei der Menge denen zuteil wird, gerade denen, die nicht im mindesten an ihn denken in ihrem Tun; die auf ihn husten, wie der rauhe Lakedaimonier sagt. Doch wenn du wieder zur Erde niederschaust, so siehe wohl zu, wie lange die Menschen den Luftdurchfahrern zujubeln in weinender Freude! Den Olympsitz will ich gegen der Unterwelt schaurigste Höhle tauschen, wenn die Sterblichen einen Tag, eine Stunde nur länger zu den Schwebenden hinaufjauchzen, als sie die mancherlei Widerstände gewahren, mit denen zu kämpfen ist. Aber nicht von diesen nur wollte ich dir reden; von ihrem Beispiel aus schritt ich ins Weite. Furchtbar rasch gewöhnt die dankloſe Menschheit sich allem Neuen an, das seine Tauglichkeit erwies. Mit dörrenden Nutzgedanken, mit dem Gift der Gewöhnung verderben sie den zauberischen Schimmer jeglichen Wunders. Und hinter ihrem Alltagstrampeln hinkt der Staat, den Zauber besteuernd, den er nicht vereiteln konnte.

Ikaros (nach einigem Nachdenken): Und jene nun, die einen fruchtbaren Gedanken in sich tragen, seinen vollen Erfolg indessen nicht erleben, und die das Gauklermittel des scheinbaren Mißlingens nicht kennen oder nicht anwenden mögen und die auch nicht mitten im Kampf für ihren Gedanken sterben —?

Daidolos: Wenn sie redlich rückhaltlos kämpfen und doch nichts Geglücktes, nichts Vollkommenes erfiegen, so mögen auch sie in und an ihrem Kampfgedanken sterben — aber langsam, sehr langsam! Und dies tut freilich keine Wirkung auf die Umwelt . . .

Ikaros: Es gehört diesen also nicht irgend ein Erfolg auf der Welt? Das dulden die Götter?

Daidalos: Auch diese Kämpfenden haben ihren Erfolg: den inneren, mein Sohn Ikaros! Das Gewiß-Fühlen des Vorwärtsschreitens in ihrem Gedanken, das Sich-Selber-Genugtun! Wohl lähmt oft und oft der innere Zweifel diesen Erfolg. Dennoch, wenngleich die Außenwelt viele von ihnen dem Hunger und der Verkennung preisgibt, dennoch kann keiner je ganz unglücklich werden, dem der innere Erfolg gegeben ist. So stark und köstlich ist der!

Ikaros (hitzig): Man soll ihnen aber, allen, auch den äußern schaffen!

Daidalos: Wer soll?

Ikaros: Wer? — Nun, der Staat, fürwahr! Ein immerwährender Rat schön-und-guter Männer müßte beständig alles Erfinden, alles Neuschaffen überwachen und allem Volk die Widerstände zeigen, die ihren edlen Kampfgang aufhalten. So würde keiner mehr langsam und zweifelgepeinigt zugrunde gehen. Nach dem Maße ihres Gedankens und der geopferten Kraft müßte die Menge sie freudig ehren. Und die dumme Macht des Glücks wäre aus dem Erfolgspiel vertrieben!

Daidalos (lacht, sehr lange. Dann, sich die Augen wischend): O mein Sohn Ikaros, wahrlich, allzu jung bist du von der menschenbewohnten Scheibe geschieden. Nicht ahnest du, zu welchen Dingen der Staat Zeit habe, und zu welchen hinwiederum nicht. Glaube meinem Wort: weit eher als die ringenden, höchst ungenehmen Neuschaffer ans Sonnenlicht ziehen, weit lieber würde der Staat ihnen rasch den Nachruhm verleihen.

Ikaros: Wie denn . . . wie denn lieber dies Allerschwerste?

Daidalos (freundlich lächelnd): Dies Allerschwerste ist das Allereinfachste. Denke an Sokrates' Ende! Der Staat — sofern er ein rechter, gesunder, gewalthabender Staat ist und etwa kräftiges Priestertum ihm zur Seite steht — so kann er den ruhelosen, ruhefeindlichen Sinnern und Suchern des Neuen tun, wie Helios dir tat: vom ungewissen Mühen sie erlösen durch jähen Sturz zum ruhmgekrönten Tode.

Ikaros: Vater . . du frevelst! . . Auch ist der Staat — kein Helios . . .

Randbemerkungen.

Kreta und Clemenceau.

Es gibt eine französische Liga pour la défense des droits de l'Hellénisme. Die Liga ist zahlreich; allein ihr Vorstand hat nicht weniger als 28 Mitglieder. Zu dem engeren Vorstand gehört seit dem Januar 1905 Georges Clemenceau, bald darauf das tatsächliche Oberhaupt der Republik. Dieser hatte nun im November 1908 eine Unterredung mit seinem halben Namensvetter, mit dem König Georg. In seiner doppelten Eigenschaft, als Ministerpräsident und als Vizepräsident jener philhellenischen Gesellschaft, versicherte er den König der französischen Sympathien und versprach ihm die Angliederung Kretas. Versprach sie leichtherzig, ohne sie als besonders stachelig, als eine Handlung, die auf Widerspruch stoßen kann, anzusehn. In der Folge aber konnte er sein Versprechen nicht einlösen. Es ergibt sich aber aus dem ganzen Vorgang, daß mächtige Gruppen in Frankreich für das Griechentum eintreten, obwohl doch die Interessen des französischen Großkapitals in der Türkei viel stärker engagiert sind. Im Vorstand der genannten Liga ist von bekannteren Leuten noch Denys Cochin, ferner Henry Houssaye und der betriebsame Archäologe, der sich aber auch gern als

Digitized by Google

Politiker aufspielt, Theodore Reinach (ursprünglich in Frankfurt am Main ansässig, aus dessen Umgebung auch die Dérenbourg und Darmesteter stammen). Präsident der Liga ist Theophile Homolle. Es ist aber kein einziger Grieche dabei. Wirth.

* * *

Vom Mädchenhandel, von der Frauenfrage und vom Theaterelend

sprach man ernste Worte auf der diesjährigen (7.) Deutschen National-Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels, die am 15. und 16. November in Leipzig tagte. Daß sich bei den leitenden Persönlichkeiten der Begriff Mädchenhandel erfreulicherweise zum Mädchenschutz erweitert hat, ersieht man daraus, daß der Reichstagsabgeordnete Dr. Pfeiffer (Bamberg) über die Theaterfrage sprechen konnte. Ohne Zimperlichkeit, ohne Schonung und ohne Moralitätsfexerei nahm er die Sache vor, genau wie er es zu Beginn dieses Jahres mit dem Weckruf „Theater-Elend" getan hatte: unerschrocken und das Ziel vor Augen. Mit treffendem Material, das dem Sachkenner bekannt ist, wies er nach, wo die Schäden liegen, und daß sie hier wirklich fast durchgängig materieller Art sind und in der Kostüm- und Gagenfrage wurzeln. Mit Erfolg polemisierte er gegen Possarts Ausführungen (in der „Münchener Allgem. Zeitung"), der die Lohnverhältnisse des weiblichen Bühnenpersonals mit denen andrer Berufe, z. B. der Modistinnen, verglich und dabei in erstaunlicher Vergeßlichkeit die Kostümfrage glatt unerledigt ließ.

Daß die Ausführungen Pfeiffers auch in die Kreise der Nationalkonferenz Eingang fanden, ist auch deswegen erfreulich, weil dem schwerbedrängten Schauspielerstand jede nur mögliche Unterstützung zu wünschen wäre. Denn die Theaterfrage erweist sich im Grunde als ein Teil unsres ganzen heutigen sozialen Notstands, und ob andrerseits es grade der „Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger" gelingen wird, ihre berechtigten Forderungen allein durchzusetzen gegen den Bühnenverein, von dem sie doch materiell abhängig ist, bleibt mindestens zweifelhaft: selbst wenn im kritischen Falle wirklich die Genossenschaft zu einheitlichen Forderungen kommen sollte.

Ob die ernsten Worte Pfeiffers bei der Nationalkonferenz wirklich Resonanzboden gefunden haben und Taten auslösen, bezweifle ich stark. Ich fürchte, es bleibt bei der Resolution, die ein Theatergesetz fordert — und auf dies Gesetz können wir noch einige Zeit warten. Und bei der Gelegenheit noch ein Wort über den Gesamteindruck der Leipziger Tagung. In unsrer Zeit der großen inneren und äußeren Nöte im Volke muß man sich ja freuen über die kleinste Hilfe, das kleinste Almosen. Dazu gehört auch entschieden die Arbeit, die in der Bekämpfung des Mädchenhandels jetzt seit zehn Jahren bei uns geleistet wird. Ich verspreche mir jedoch keine nennenswerten Erfolge, solange der Kampf wie bisher unter den Flügeln der Kirche, der Konfession geführt wird und vertrete auch entschieden den Standpunkt, entgegen der auf der Konferenz offiziell geäußerten Meinung, daß die bisherigen Erfolge im Verhältnis zu den aufgewandten Mitteln und Kräften gering, im Verhältnis jedoch zu der großen Not überhaupt so gut wie gar nicht in Betracht kommen. Solange man nicht zu der Lösung der sozialen Frage überhaupt ernstlich Stellung nimmt, von der die Prostitution und in ihrem Gefolge der Mädchenhandel nur eine Teilerscheinung ist, solange mindestens auf der ganzen Linie der Kampf nicht mit verzehnfachter Energie aufgenommen wird, kommen wir in allen diesen Wohlfahrtsbestrebungen nicht weiter und erleben dann doch statt der Reformation eine Revolution, die für unser Volk den Ruin bedeutete.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Schülerliteratur.

Ich will heute nur kurz auf einen Unfug aufmerksam machen, der baldige Abstellung verlangt. In Bad Nauheim gibt ein Dr. Strecker eine Zeitschrift „Junge Geister" heraus, die von Schülern für Schüler geschrieben wird. Sekundaner und Primaner liefern die Beiträge und stellen die Leser. Das mag buchhändlerisch eine ganz gute Spekulation sein; denn die Arbeiten der eitlen Jungen, die froh sein werden, sich gedruckt zu sehen, werden ja wohl nicht honoriert werden. Pädagogisch muß aber dieses Jugendblatt durchaus verurteilt werden. Schüler sollen lernen, aber nicht lehren und sollen nicht für Zeitungen schreiben. Die künstliche Züchtung von „Talenten" und die Ermutigung von Pennälern, die die Tinte nicht halten können, ist ein Unrecht. Da klagen so und so viel Leute über Überbürdung, und die „Überbürdeten" finden Zeit, Artikel, Gedichte und Bücherrezensionen (!) zu schreiben. Die unreifen, meinetwegen auch frühreifen Produkte schädigen die Leser, die Produktion selbst die Schriftsteller. In Sekunda und Prima ist soviel zu lesen und zu lernen, daß das bißchen übrigbleibende Zeit nicht mit fragwürdiger Schriftstellerei ausgefüllt werden sollte. Und so lange unsre schöne, reiche Literatur unvergängliche Meisterwerke als Lektüre bietet, sollte man dem heranwachsenden Geschlechte nicht die Machwerke vorwitziger Altersgenossen vorsetzen. Wenn einer von den „Mitarbeitern" durchaus seinen Beruf verfehlen will, so hat er später noch genug Gelegenheit dazu, jetzt braucht er damit noch nicht anzufangen. Dr. M. P.

* * *

Rudimentäre Bildungen.

Die „Gegenwart" brachte in ihrer Nummer 44 vom 30. Oktober 1909 einen Aufsatz von Th. Zell über die wechselseitige Vertretung der Sinne bei den Tieren. Darin findet sich auch der Satz, daß bei den Blindmäusen das gänzlich fehlende Gesicht nicht nur durch eine hervorragende Nase, sondern obendrein durch ein feines Tastgefühl ersetzt werde. Das ist ja nun sehr freundlich und fürsorglich von der Natur, aber vom Standpunkte rationeller Wirtschaftslehre möchte man doch fragen: wozu haben dann die Blindmäuse Augen? Denn daß sie welche haben, lehrt das Naturgeschichtsbuch: „Die Augen haben kaum die Größe eines Mohnkornes und liegen unter der Haut verborgen, können also zum Sehen nicht benutzt werden." Das Lob einer weisen Sparsamkeit kommt mithin der Natur in diesem Falle nicht zu. Und ebenso macht sie es in ähnlichen Fällen oft: auch wo ein Organ ganz aufgehört hat zu funktionieren, läßt sie es nicht etwa von diesem Augenblicke an gänzlich wegfallen, sondern sie produziert es bei den nachfolgenden Generationen der betreffenden Lebewesen immer wieder von neuem, wobei die Verkümmerung nur in überaus langsamem Tempo bis zu schließlichem völligen Schwunde fortschreitet.

Die Brustwarzen des Mannes stammen aus der vermutlich recht weit zurückliegenden Zeit, da auch die Säugetiere Zwitter waren, wie heutzutage noch etwa die Regenwürmer. Umgekehrt finden sich bei weiblichen Pflanzenblüten verkümmerte männliche Staubfäden. Manche Höhlentiere, die in völliger Nacht leben, besitzen, ebenso wie die schon erwähnten Blindmäuse, noch Reste von Augen. Derjenige Darm, der jetzt zum Blinddarm zusammengeschrumpft ist, wird gewiß ehemals Gutes geleistet haben; was jetzt noch von ihm übrig ist, gilt als entbehrlich, ja, bei Entzündungen als gefährlich, sodaß sich die operative Beseitigung empfiehlt. Die dichte Behaarung des gesamten Körpers war einst dem Urmenschen ebenso nützlich, wie sie es seinen nahen tierischen Verwandten noch ist; infolge der Fortentwicklung des Menschen ist die Behaarung — vielleicht durch Einfettung, Kleidung und dergl. in ihrem Dienste abgelöst — sehr zurückgegangen; aber, von einer dünnen Gesamtbehaarung abgesehen, behauptet sich eine wertlose dichte Teilbehaarung mit zäher Ausdauer; — wir nennen sie wertlos; denn daß einige kleinere Mitgeschöpfe erwünschten Unterschlupf darin finden, kommt hier nicht in Betracht.

Digitized by Google

Das sind ein paar bekannte Beispiele rudimentärer Bildungen aus dem organischen Leben; wir haben sie aber nur als Unterlage angeführt, um nunmehr darauf hinzuweisen, wie dieselbe Rückständigkeit auch auf vielen andern Gebieten als Begleiterscheinung fortschreitender Entwicklung zu beobachten ist. Einige Stichproben aus dem überreichen Stoffe mögen genügen, Großes und Kleines.

In der Baukunst haben wir Säulen und Karyatiden, wo entweder überhaupt nichts mehr zu stützen ist oder Eisenschienen dieses Geschäft besorgen; Zinnen, die nicht zur Deckung eines Verteidigers dienen; Wasserspeier, durch die kein Regen läuft; Türmchen und Zacken, die ursprünglich das Bedürfnis schuf, denen aber unter veränderten Verhältnissen jeder praktische Wert abgeht; — man mustere die Ornamente der verschiedenen Baustile: fast sämtlich sind sie verkümmerte Nutzeinrichtungen, die nun die Macht der Gewohnheit manchem als schön erscheinen läßt.

Mit der Kunst des Architekten steht dem innersten Wesen nach in engster Verwandtschaft die Kunst des Schneiders. Das eigentliche Kleid des Mannes war einst die Weste, lateinisch vestis; verdrängt vom Rocke, wurde sie unten verkürzt und erhielt ein Hinterteil von geringem Futterkattun; ja sie ist neuerdings sogar schon zum schmalen „Westengürtel“ zusammengeschrumpft. Die Epauletten waren Polster, die die Schulter gegen den Druck der schweren Muskete schützen sollten; der Zweck ist in Fortfall gekommen, aber die Epauletten sind in modifizierter Form geblieben. An Frauen- und Männerkleidung, bei Zivil und Militär, findet sich eine Menge von Knöpfen, die nicht mehr zum Knöpfen dienen und somit völlig entbehrlich sind; denn die Behauptung, daß unter dieser Zahl die Knöpfe der Uniformärmel von Friedrich d. Gr. absichtlich zu anderm Zwecke belassen seien, nämlich um ein Schneuzen am Ärmel unmöglich zu machen, kann vor einer besonnenen Geschichtsforschung nicht bestehen. Usw. usw.

„Die Leier des Dichters“, „Ritter des . . . ordens IV. Klasse“, „krumm wie ein Fidelbogen“, „jemandem die Stange halten“, „den Stab über jemand brechen“, „sich wie gerädert fühlen“, „einem nicht das Wasser reichen“: lauter Redewendungen, die nach den stattgefundenen Veränderungen der tatsächlichen Verhältnisse gegenstandslos geworden sind, aber immer noch ein Scheindasein fortführen.

Auch gewisse Handlungen, bei denen der Zweck geschwunden, die Form geblieben ist, gehören hierher: die Zeremonien. Aus allen sei nur eine erwähnt: der Kuß und die bei manchen Völkern ihn vertretende Andrückung der Nase. Dieser Brauch rührt bekanntlich aus den Zeiten her, da beim Menschen Geschmacks- und Geruchssinn noch ausgezeichnet funktionierten, und bezweckte, den Begegnenden kennen zu lernen, wie dies manche Tiere in ähnlicher Weise erreichen. Jetzt, da diese Sinne bei uns längst stark zurückgegangen sind und andre, weit bessre Mittel zur Verfügung stehen, um über jemand ins Klare zu kommen (in letzter Instanz die Auskunfteien), kann vom Nützlichkeitsstandpunkte aus die Abschaffung des Kusses keinem Bedenken unterliegen. Und die mit ihm unter Umständen verknüpfte Lustempfindung, das Surrogat des geschwundenen Nutzens, beruht nur auf konventioneller Gewöhnung, auf Einbildung. Der Kuß leistet in keiner Hinsicht etwas Reelles.

Schulwesen, o weh! Instruktiv scheint gerade ein Punkt von mäßiger Wichtigkeit: wie den Fliegen von den sonst bei den Insekten üblichen Hinterflügeln nur zwei kleine, zum Fliegen völlig untaugliche Stummel geblieben sind, so den Oberklassen der Realgymnasien ein winziger Lateinunterricht. Nutzen hat er keinen.

Im Staatsleben. Jedem drängen sich Beispiele rudimentärer Bildungen von selbst auf: hohe Hofchargen, das Preußische Herrenhaus, — jene ziemlich harmlos, dieses neuerdings nach Art des Blinddarms zu hitzigen Zuständen neigend.

Ohne Dogmen kein Fanatismus, und ohne die Hitze des Fanatismus setzt sich keine Religion durch. Aber je mehr die Religion mit ihrem sittlichen Gehalte den Geist, sei es der Menschheit, sei es des Einzelnen, durchdringt, läutert, abklärt, um so entbehrlicher werden ihm Fanatismus und Dogmen, und um so mehr werden sie von einer milden, lebenfördernden Wärme für das Gute und Edle abgelöst. Überwundene Dogmen sterben nur langsam ab, sehr langsam; aber den absterbenden wieder zu neuer Kraft verhelfen zu wollen — verlorne Müh! Placidus.

* * *

Die papiernen Blumen des Zeitungsstils.

Ich lasse Zeitungen, die ich in der Elektrischen oder in der Stadtbahn gelesen, öfters liegen und teile so vermutlich noch einigen Interessierten den Tagesbericht der Weltgeschichte mit. Daß der zukünftige Historiograph in den Zeitungen ein sehr wichtiges Quellenmaterial für unser Zeitalter finden werde, wurde auf dem letzten Historikerkongreß hervorgehoben und die Gründung eines Zeitungsarchivs beschlossen. Ich bin manchmal aber im Zweifel, ob ich die Zeitung in der Elektrischen, in der Stadtbahn liegen lassen soll, und dann vernichte ich schnell das traurige Kulturdokument des Tages. Doch der zukünftige Historiker wird im Zeitungsarchiv die Morgennummer des „Berliner Lokal-Anzeigers“ vom 9. Oktober dieses Jahres finden, und die langen Berichte dieser Kulturnummer: „Auguste Zobel zum Tode verurteilt“, „Zur Ermordung der Gräfin Strachwitz“, dann die Notizen über ein „Abenteuer eines ungetreuen Postbeamten“ und „ein eigenartiges Liebesdrama“ historisch würdigen. Und was wird der Sprachforscher in unsern Zeitungen finden? Hier überreiche ich ihm schon heute einige papierne Blumen des Zeitungsstils, die er in seinen Kranz einflechten mag. — Die „B.-Z.“ meldet, daß für Bayreuth neue Parsifal-Dekorationen angeschafft werden. „Für die neue Ausstattung sollen 500 000 Mark ausgeworfen sein.“ Ausgeworfen? — Dasselbe Blatt berichtet am 11. Oktober, daß der Staatsanwalt Dr. Leisering im Dahsel-Prozeß gesagt habe: „In der Angelegenheit des Fürsten Hohenlohe hat sich Dahsel mit Ahlwardt vereinigt, um das Blatt Freiheit herauszugeben. Die Freiheit war ein totgebornes Kind.“ — Im „Zeitgeist“ (Nr. 45) schreibt Hermann Kienzl (Ur- und Vorbilder): „Das Urbild von Goethes „Götz“ liegt unter dem Schweinsleder der Chronik.“ — Das „Berliner Tageblatt“ vom 11. Oktober entdeckt, daß, nachdem der ältere Prinz von Sachsen-Weimar seinem Prinzentum entsagt habe, um eine Choristin eines Londoner Theaters zu heiraten, „von diesem Augenblick ab ruhte die Fortsetzung des weimarischen Fürstenstammes nur auf den zwei Augen des 22jährigen Prinzen Albert“. Sollte im Zeitalter der sexuellen Aufklärung des Kindes der Schreiber dieser Zeilen wirklich noch so unaufgeklärt sein? — In demselben Blatte finde ich am 16. d. M. die Notiz: „Direktor Brahm hat Björnsons neues Stück: „Wenn der junge Wein blüht“ angenommen. Die Titelrolle wird Else Lehmann spielen“. Es wird ja interessant sein, die Lehmann als jungen Wein blühen zu sehen. — Es gibt nach Kürnberger einen pöbelhaften und einen ritterlichen Zeitungsstil. „Die Zeitungspresse ist das echteste Kind des modernen Bürgertums und — spricht die Sprache ihres verhaßtesten Feindes: des feudalen, mittelalterlichen Rittertums“. Dieser feudalen Sprache bedient sich auch der sozialdemokratische „Vorwärts“ am 20. November: „Der Vorhang teilt sich und es erscheint der Zug, 5 Mann hoch“. — Was Kürnberger 1866 schrieb, hat noch heute Giltigkeit: „Vor einem gutgehaltenen Parke steht das Plakat: „Es wird höflichst ersucht, nichts abzureißen und zu beschädigen.“ Den Bestand eines Forstes hütet das Waldfrevelgesetz, und der Zerstörer, welcher Mutwillen übt oder durch sein unvernünftiges Vieh Mutwillen üben läßt, wird empfindlich bestraft. Den Wald und Garten der Sprache schirmt — nichts!“ Leider! J.

* * *

Digitized by Google

Aus der Finanzwelt.

Es sieht beinahe so aus, als ob es gewirkt hätte: seit der letzten Diskonterhöhung der Bank von England, der die Reichsbank folgte, die in Betreff der Diskontpolitik fast zu einer Filiale der Bank von England herabgesunken ist, macht der internationale Geldmarkt einen ruhigeren Eindruck. Anfangs hatten jene Diskontmaßnahmen eine höchst verstimmende Wirkung hervorgerufen: man sah im Geiste bereits eine neue verbesserte Auflage der Geldkrisis, die der letzten Geldplethora vorangegangen war. Zumal es für die Börsen ausgemacht war, daß die jüngste Diskonterhöhung ihre besondere Spitze gegen die Anforderungen Nordamerikas richtete. Nun gibt es Leute, die da meinen, daß die Maßnahme der Bank von England unbegründet, weil nach jener Diskonterhöhung wieder eine Beruhigung eingetreten war. Man sprach viel von dem Berichte einer großen deutschen Bank, der der Börse alle Geldsorgen ausredete, wies auf die bessre Verfassung des Auslandes, insbesondere darauf hin, daß in New York die Engagements billiger zu prolongieren seien als in London. Aber kann dies nicht eben die Folge der Diskontmaßnahmen gewesen sein, die die Bank von England ergriffen hat? Können die Amerikaner nicht eingelenkt haben, sobald sie die Wahrnehmung machten, daß ihre Versuche, den europäischen Geldmarkt nach bewährtem Vorbilde in Anspruch zu nehmen, seitens des „Bankiers der Welt", wie man die Bank von England nennt, in so entschiedener Weise zurückgewiesen wurden? Es ist nicht leicht, die verschlungenen Fäden des internationalen Geldmarktes zu erkennen; allein es gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, daß die jüngste Wandlung auf dem Geldmarkte mit einem Einlenken der New Yorker Hochfinanz zu erklären ist. Auch die Tatsache, daß in New York selbst verhältnismäßig leicht Geld für Prolongationen zu haben ist, beweist nichts gegen diese Annahme. Es gibt daher noch immer Leute, die der Ansicht sind, man müsse die Augen offen halten, und mit Überraschungen sei stets zu rechnen. Jedenfalls muß im Auge behalten werden, daß die großen wirtschaftlichen Projekte der Union, sowie das Trustwesen noch große Geldmittel erfordern, und daß man in geeigneten Fällen in Amerika immer Ausschau nach der alten Welt hält, da die amerikanische Regierung von ihrem „Nibelungenhort", der die Kleinigkeit von zwei Milliarden Dollars enthält, nichts hergibt. In Frankreich hat die jüngste Veränderung des Geldmarktes keine besondern Spuren hinterlassen, da die Diskontveränderungen des Auslandes die Bank von Frankreich nur wenig berühren. Auch bei der großen Geldknappheit vor zwei Jahren folgte die Bank von Frankreich nur langsam den Diskontsätzen des Auslandes, da sie in der Lage war, die Goldforderungen des Auslandes einfach abzulehnen. Man erinnert sich, daß sie 75 Mill. Frs. nach Amerika nur durch Vermittlung der Bank von England auslieh, während sie im übrigen die Erklärung abgab, daß sie nur der amerikanischen Regierung, nicht aber Privaten Gold zur Verfügung stellen könne. Es ist vielleicht angebracht, angesichts der jetzigen Lage an diese Vorgänge zu erinnern.

Siebenhunderttausend Mark — ein allgemeines Kopfschütteln in der Finanzwelt muß die Folge des neuesten Streiches, dem die Mitteldeutsche Kreditbank zum Opfer fiel, gewesen sein. Erst vor Jahresfrist nahm sich ein ungetreuer Beamter mit einer halben Million der Bank an, man traf infolgedessen alle möglichen Anstalten, — um heute nach Jahresfrist eine verbesserte Auflage dieses Vorganges zu erleben — einen neuen Unterschleif von 700 000 Mk., die sich durch Sicherheiten auf 400 000 Mk. reduzieren. Die Defraudationen gehören zu den akuten Krankheiten unsrer Banken, wiederholt wurden Maßregeln gegen sie ergriffen, völlig ausrotten ließen sie sich nicht — wie figura wieder zeigt — trotz aller einfachen und doppelten Buchhaltungen und trotz der gesetzlichen Bestimmungen, daß jede Bank einen Aufsichtsrat haben muß. In der Tat, jede Bank muß einen Aufsichtsrat haben, d. h. einen Rat, der die Bank beaufsichtigt und dafür eine Tantieme erhält, auf die die Verwaltung des genannten Institutes, um den vorjährigen Unterschleif zu decken, großherzig verzichtete. Auf die Dauer läßt sich jedoch, wie es scheint, ein derartiger Edelsinn mit der Tätigkeit eines Aufsichtsrats nicht vereinigen. Die Aktionäre werden also wohl auch fernerhin die Leidtragenden sein.

Mercator.

Dynamitkrieg und Dezentralisation.

Aber die zu erwartenden Dynamitkriege kann der vernünftige Kultur-Europäer entsetzt und empört sein. Aber man muß es verstehen, sich mit Tatsachen abzufinden. Es gibt doch auf dem Stern Erde nicht eine einzige böse Sache, der nicht eine gute Seite abzugewinnen wäre. Und so ist es auch mit den Dynamitkriegen. Der Bewohner der großen Stadt ist durch diese „neuesten" Kriege zweifellos in die größte Gefahr gebracht. Aber — der Großstädter kann sich der Gefahr entziehen — wenn er so klug ist, rechtzeitig aufs freie Land zu ziehen.

Die Dezentralisation der Menschenmassen nimmt den lenkbaren Luftschiffen die Möglichkeit, allzu großen Schaden anzurichten. Die Bewegung, die die Gartenstädte hervorgerufen haben, wird durch die drohenden Zukunftskriege eine starke Steigerung erfahren. Und — die Gartenstädte werden bald so angelegt werden, daß ein Haus vom andern recht weit entfernt ist. Dann kann das Dynamit, das von oben kommt, nicht allzu viel zerstören. Denn — so viel Dynamit gibts ja gar nicht, um jedes einzelne Haus mit einer besondren Bombe zu beglücken.

Die Menschen-Zentralisation in den großen Städten hat zweifellos das meiste dazu beigetragen, unser modernes Leben in eine imposante Misere hineinzutreiben. Das hat der große Astronom Mädler schon im Jahre 1835 ganz richtig, wie ichs in der vorigen Nummer berichtete, erkannt. Mädler hat auch erkannt, daß die Dezentralisation vom Jahre 1910 ab nach Einführung der lenkbaren Luftvehikel in den Militarismus die Erlösung bringen wird.

Über die Notwendigkeit einer kompletten Dezentralisation ist sehr viel geschrieben worden, ohne daß die Bewegung dadurch an Heftigkeit erheblich gewonnen hätte. Jetzt wird durch die Entwicklung, die immer eine ganz natürliche ist, die Sache zwangsweise weitergetrieben werden.

Wenn einem Menschen sein Leben und seine Habe lieb ist, so macht er, daß er aus der Großstadt rauskommt. Die Großstadt hat Lethargie erzeugt. Diese Lethargie muß natürlich überwunden werden. Die Gartenstadtbewegung muß den Teufel recht deutlich an die Wand malen, um die Bevölkerung aufzurütteln.

Nun wird man natürlich fragen, was denn aus den öffentlichen Gebäuden der Großstädte werden soll — wo sollen die Staatsgebäude bleiben? Auf diese sehr aktuellen Fragen habe ich eine vollkommen befriedigende

Digitized by Google

Antwort. Aber die Sache ist so wichtig und erfordert so viel Raum, daß ich erst in der nächsten Nummer sagen kann, was ich darüber denke.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Friedrich Naumanns „Patria". Verlag der Hilfe (Berlin).

Als ein äußerst reichhaltiges und in vieler Beziehung tiefgründiges Buch stellt sich Friedrich Naumanns „Patria 1909" (Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg) dar. Sein Grundzug, der sich in fast allen Beiträgen findet, ist der schöpferische Wille zu Gegenwartswerten, die auch in der Zukunft bleiben sollen. Ein moderner deutscher Geist wird proklamiert, der nicht in der versunkenen Vergangenheit seine Zwecke sieht, sondern als geistige Leistung eines Jahrhunderte umspannenden Zeitraums von Klopstock und Lessing über Kant und Goethe zu Bismarck und in unsere Tage führt und in der Stabilierung des deutschen Volkes als Weltmacht und als Weltvolk sein Ziel erblickt. Diesem Gedanken gibt das treffliche Vorwort des Herausgebers Ausdruck; in einer Reihe von politischen und national-ökonomischen Aufsätzen wird dann praktisch der Weg zu diesem Ziele vorgezeichnet. Daß dabei heimische und fremde Regierungstaten unter die Lupe genommen werden — und genommen werden müssen, ist ebenso einleuchtend, wie die scharfe Kritik berechtigt ist, die bisweilen geübt wird. So hat Georg Gotheim in seinem Beitrag „die preußische Polenpolitik" recht, wenn er in dem Vorgehen und den „Vorsichts"maßregeln der Regierung einen triebhaften Nationalismus, der als ein atavistisches Erbstück der Idee der Nation schädlich ist, und wenn er, durch die jüngsten Ereignisse in Ungarn und Rußland belehrt, darin das Gegenteil einer weitsichtigen Politik erblickt. Recht lehrreich ist ferner Eduard Platzhoff-Lejeunes Aufsatz über zwei schweizerische Volksrechte: Referendum und Initiative, die er in überzeugender Weise dem deutschen Volke empfiehlt. Ein paar treffliche Arbeiten haben Erich Schlaikjer in seinem Aufsatze „die Existenzbedingungen der modernen Bühne und der modernen Bühnenkunst", Paul Zschorlich in seiner feinsinnigen Untersuchung „was ist moderne Musik" und Paul Schubring in dem kunsthistorischen Essay „das Ornament" dem Buche beigefügt. Auch etwas Belletristik, wahre und suchende Lebensdarstellung zugleich, ist in dem reichhaltigen Sammelbande enthalten: Hermann Hesses „Lied des Lebens" und Fritz Philippis „goldener Vogel". Die alte Phönixsage behandelt der letztgenannte; doch nicht der Vogel ersteht verjüngt, es ist ein Mensch, den er errettet, weil er ihn gerettet hat. Wir wünschen dem guten und aufrichtigen Buche eine recht starke Verbreitung. Möge Fr. Naumanns Wunsch sich erfüllen: „Der deutschen Gegenwart und Zukunft will auch dieser neue Band der „Patria" dienen. Er soll alte treue Freunde herzlich grüßen und neue uns zuführen. Fürs Vaterland!"

L. v. F.

Paul Friedrich: Du bist die Ruh. Schuster & Loeffler (Berlin).

Paul Friedrich gehört zu den jungen Literaten der Gegenwart, auf die man aufmerksam achtet, — von denen man etwas noch Ungeformtes erwartet. Einige Bände Lyrik und Prosa, zwei große Dramen von ihm sind in der Welt, — Teile eines noch unvollendeten Epos „Mose" und eine Tondichtung sind vorgetragen worden. Alles Ausstrahlungen eines ernsten, philosophisch vertieften, nach dem Großen strebenden echten Talents. Nun ist er unter die Romandichter gegangen und seiner Art nach gleich mit einem sehr schwierigen Problem, das er mit düsterem Pessimismus behandelt. Das Tagebuch eines Einsamen beschert er uns, der an unerwiderter Liebe sich die Flügel verbrannte, als Bureaubeamter dahinvegetiert und seine Seele mit dem Verlangen nach der Treulosen nährt, die ihm der eigne Bruder raubte. Nach 14 Jahren begegnet er der Schwägerin, die eine üppige Mondäne geworden ist und jetzt nach neuen Sensationen, einem Dreieck mit zwei Brüdern, giert. Der bisherige Schwächling gesundet an der nüchternen Wirklichkeit; er richtet sich auf und erstarkt an der Liebe, die ihm das 13jährige Backfisch-Nichtchen, die Tochter der Treulosen, entgegenbringt. Der rasche Tod dieses Nichtchens wirft ihn in die alte Trostlosigkeit zurück. Die Antwort auf die bange Frage: „Was nun?" läßt der Poet offen. Die Sprache ist nicht überall ganz rein, aber natürlich und flüssig, — die schmucklose Schilderung packt mit der Kraft eines Volksliedes, so daß man durch die tieftraurige Geschichte hindurch muß, ob man will oder nicht. Und das ist und bleibt die beste Talentprobe. Herr Friedrich möge getrost sein Roß zu neuem Ritte satteln!

Franz Hermann Meissner (Berlin).

Josef Buchhorn. Die Hohenstaufen. Tändler (Berlin).

Wir leben im Zeitalter der Entwicklung; zwar der Darwinismus mit seiner physisch-spekulativen Theorie ist nur bedingt zum Siege gelangt; aber er hat doch befruchtend auf fast alle Gebiete menschlichen Geisteslebens gewirkt, auf Staatsleben, Wissenschaft und Kunst. Das Problem von „Rasse und Milieu" steht im Mittelpunkte unsres Gesellschaftslebens. Volks- und Individual-Psychologie und ihr Zusammenhang mit und ihre Beeinflussung von der Umgebung, dem „Milieu", sind zum aktuellsten Projekt geworden. Daraus ergibt sich ein spürendes und schürfendes Suchen, ein ganz intimes Sicheinleben in die feinsten Seelenregungen, in ihre logische Zusammengehörigkeit und Naturnotwendigkeit. So heißt es jetzt überall: Entwicklung, psychischer Evolutionismus. Es ist nur natürlich, daß auch der moderne Roman unter diesem Zeichen steht. Seit Thomas Manns großartigem Romane „Die Buddenbrooks" sind diesem Genre der Dichtkunst für die nächste Zeit die Wege gewiesen. Um so größeres Staunen muß es hervorrufen, wenn ein Dichter freiwillig darauf verzichtet, eine psychologische Entwicklung zu geben, wenigstens die seelischen Züge seines Bildes nur als Beiwerk, als erläuternde, schmückende Zutat um die Handlung seines Romans gruppiert. Es gehört ein starkes Bewußtsein der poetischen, ich möchte hier speziell sagen, der lyrischen Kraft dazu, dieses Wagnis in unserer Zeit zu unternehmen. — Josef Buchhorn hat es in seinem Tübinger Studenten-Roman „Die Hohenstaufen" gewagt (Verlag Richard Tändler, Berlin). Vielleicht war auch der Stoff zu spröde, als daß er sich in kurzer Fassung so meistern ließe. Wie schwer jedenfalls eine solche Aufgabe ist, lehrt der vielgelesene und stellenweise mit Recht scharf kritisierte „Götz Kraft". Nicht weniger als vier starke Bände, von denen jeder fast die doppelte Seitenzahl des Buchhornschen Werkes umfaßt, hat der Verfasser für seinen Plan gebraucht. Buchhorn hat darauf verzichtet. Er gibt uns einen Abschnitt, fast möchte man sagen, eine Episode aus dem Leben eines jungen Studenten. Nur insofern ist dieser Roman vielleicht „modern" zu nennen, als in feinen, zarten Andeutungen uns das Seelenleben des Jünglings nahe gebracht wird. Überhaupt ruht die Kraft des Buches in der lyrischen Stimmungsfeinheit, die, wie von einem rosigen Schleier umweht, die herrliche schwäbische Landschaft zeichnet und das Aufblühen einer tiefen keuschen Liebe, während ringsum der Frühling Knospen und Blüten treibt. Daß dieser Liebe eine erste Jugendneigung zum Opfer fällt, verleiht dem Roman einen weichen, melancholischen Zug; zu dramatischer Tragik drängt dieses Problem nicht, wie der Dichter denn durchaus ein weit

Digitized by Google

innigeres Verhältnis zur Lyrik besitzt als zur Dramatik. Gleichwohl sieht er mit offenem, klarem Auge um sich und erfaßt die Dinge, wie sie sind; all sein lyrisches Feinempfinden hindert ihn nicht, Schroffheiten zu sehen und zu gestalten. So ist sein Buch ehrlich, grundehrlich. Es kennt kein Bemänteln und Verheucheln. Und es ist frisch, lebendig wie ein Jugendbronnen. Ein kräftiges und liebenswürdiges Buch zugleich!

L. v. Fredrik (Steglitz).

Prof. Dr. Joh. Froitzheim: Autobiographie des Pfarrers Karl Christian Gambs (1759—1783). Mit einem Anhang: Zu Friederike von Sesenheim. Verlag von Josef Singer (Straßburg).

Dr. Fritz Berolzheimer: Deutschland von heute. Kulturgemälde der Gegenwart. Verlag von Dr. Walter Rothschild (Berlin). Preis: geh. Mk. 6.—.

H. C. Andersen: Gesammelte Märchen und Geschichten. Vollständig in vier Bänden. Verlag von Eugen Diederichs (Jena). Preis: geh. à Mk. 3.—.

Sir Walter Armstrong: Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland. Deutsche Übersetzung von Prof. Dr. E. Haenel. Verlag von Julius Hoffmann (Stuttgart). Preis: geb. Mk. 6.—.

Eilhard Erich Pauls: Vom Leid. Novellen. Verlag von Gustav Schlößmann (Hamburg). Preis: geh. Mk. 3.—

Franz Schnorr von Carolsfeld: Künstlerische Wege und Ziele. Schriftstücke aus der Feder des Malers Julius Schnorr von Carolsfeld. Verlag von Georg Wigand (Leipzig). Preis: brosch. Mk. 6.—.

Arthur Singer: Bismarck in der Literatur. Ein bibliographischer Versuch. Verlag von Kurt Kabitsch (A. Stabers Verlag) Würzburg. Preis: brosch. Mk. 10.—.

M. Andersen Nexö: Sonnentage. Reisebilder aus Andalusien. Verlag von Georg Merseburger (Leipzig). Preis: geh. Mk. 3.—.

G. Kullmann: Die drei Daseinsstufen in der Entwicklung. Neue naturwissenschaftlich-philosophische Betrachtung über den Zusammenhang des Körperlichen und Geistigen. Verlag von Carl Ritter, G. m. b. H., (Wiesbaden). Preis: geh. Mk. 2.—.

Nanny Lambrecht: Armsünderin. Roman aus dem Hunsrück. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten und München. Preis: brosch. Mk. 5.—.

Friedrich Steudel: Das Christusproblem und die Zukunft des Protestantismus. Verlag von Th. Schröter (Leipzig und Zürich). Preis: Mk. 1.—.

Edward Carpenter: Der Freiheit entgegen. Band IV. Freier literarischer Verlag (Berlin—Tempelhof). Preis: Mk. 3.—.

F. Flur: Im eigenen Haus nicht teurer als in einer Mietswohnung. Verlag der Westdeutschen Verlagsgesellschaft m. b. H. (Wiesbaden). Preis: Mk. 1.—.

Robert von Mayr: Entwicklungen und Rückschläge in der Rechtsgeschichte. Eine akademische Antrittsvorlesung. Verlag der J. G. Calveschen k. und k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Prag). Preis: geh. Mk. 1.30.

J. Haardt: Ave, Imperator! Roman. 3. Aufl. Verlag von Max Kielmann (Stuttgart). Preis: geh. Mk. 4.—.

Edwin Apitz: Aus Sturm und Stille. Neue Gedichte. Verlag von Schulze & Co. (Leipzig). Preis: geb. Mk. 2.—.

Josef Schug: Dös waar zum Lacha! Humoristische Gedichte in oberbayrischer Mundart. Verlag von A. Heindl (München). Preis: geh. Mk. 2.—.

Deutsche Kunst und Dekoration. Verlagsanstalt Alexander Koch (Darmstadt). Heft I. Oktober 1909. Jährlich 12 Hefte. Einzelpreis: Mk. 2.50.

Leonardo da Vinci: Traktat von der Malerei Nach der Übersetzung von Heinrich Ludwig, neu herausgegeben und eingeleitet von Marie Herzfeld. Verlag von Engen Diederichs (Jena). Preis: geh. Mk. 10.—.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.

Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Zwei führende Hotels der Gegenwart!

BERLIN

Hotel der Kaiserhof

Zimmer von 5 Mark an
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG

Hotel Atlantic

Restaurant Pfordte

Zimmer von 4 Mark an
mit Bad und Toilette von 10 Mark an

1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus
Weltausstellung Brüssel

Digitized by Google

In Kürze wird erscheinen:

Bücher der Gegenwart

I.

Schiller

Herausgegeben von Ignaz Ježower.

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von F. Ch. B. Avé-Lallemant, Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Ferdinand Kürnberger, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a.

Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar (von Otto Delling) geschmückt. Umschlag im Stil der Zeit.

Preis kart. 2 Mk.

Verlag der Gegenwart (Hermann Hillger Verlag in Berlin W. 9 u. Leipzig.)

Allgemeiner [illegible] Versicherungs- in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. [illegible]
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Technikum Bingen a. Rh.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Brückenbau, Automobilbau
Chauffeurkurse

Soeben erschien: DER ROMAN DER SAISON Soeben erschien:

Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin

Lehrjahre

Roman (Umfang 657 Seiten). Preis geheftet 6 Mark, in Leinen gebunden 7 Mark 50 Pfg., in Liebhaber-Halbfranzband 9 Mark.

Diese „Memoiren einer Sozialistin" sind ein Buch, daß das größte Aufsehen erregen muß, und an dem keiner vorübergehen kann, der sich für unsere moderne Literatur und für unser modernes Leben interessiert. Die Geschichte eines Lebens, die uns hier in Romanform geboten wird, ist von höchst spannendem Interesse, mag man die innere Entwicklung mit ihren atemraubenden geistigen Kämpfen oder die außerordentliche Mannigfaltigkeit und den Reichtum der äußeren Erlebnisse betrachten. — Der Vater der Heldin des Romans ist General, und ihre Mutter stammt aus einem vornehmen preußischen Adelsgeschlecht. Das Soldatenleben des Vaters mit seinen wechselnden Garnisonen und die Beziehungen der Familie führen die Heldin des Buches durch ganz Deutschland, vom äußersten Nordosten bis in den Süden, durch alle Höhen und Tiefen der Gesellschaft. Von ihrer frühen Kindheit an ist sie heimisch an den Höfen von Berlin und Karlsruhe, als Spielgefährtin des jetzigen Kaisers und seiner Geschwister wie der badischen Prinzen und Prinzessinnen, und steht in ebenso naher Beziehung zu den Höfen von Weimar und Schwerin. Aber nicht weniger als mit der Aristokratie ist sie mit den bürgerlichen Kreisen der Künstler und Schriftsteller vertraut: sie ist zu Hause in den Schlössern des Grundadels, aber auch kein fremder Gast in den Stuben der Heimarbeiter, in den Katen der Insten und den Hütten der Fischer. Eine außerordentliche Fülle von Gestalten, die aus unmittelbarer Anschauung der verschiedensten Gesellschaftskreise plastisch gezeichnet sind, zieht an uns vorüber und fesselt ebensosehr durch den Reiz der dargestellten Personen wie durch die Fülle der die letzten Dezennien umspannenden Ereignisse. — Aber tiefer noch ergreift der einzigartige innere Prozeß, den die Heldin des Buches durchmacht. Eine Natur von hoher Sensibilität und faustischem Forschungs- und Wahrheitsdrang, erlebt sie die geistige Bewegung der Zeit mit leidenschaftlicher Intensität. Aufgewachsen in Kreisen, in denen die konservative Weltanschauung das Selbstverständliche ist, gelangt sie auf dem Weg durch tiefe religiöse Konflikte, die schon das Kind erschüttern, und beeinflußt von ihrer Großmutter, die die ersten Jahrzehnte ihres Lebens im Kreise Goethes zugebracht hat, zunächst zu einer Anschauung edler Humanität, ohne daß diese schon eine politische Prägung erführe. In dem Element süddeutschen Lebens unter dem Einfluss von Männern wie Stauffenberg, Ludwig Fischer und den Leitern der Augsburger Allgemeinen Zeitung wird sie von der anerzogenen konservativen Gesinnung zu liberalen Anschauungen geleitet. Und aus dem bewegten Strom des Münchener literarischen Lebens der achtziger Jahre schöpft sie den Drang, sich mit Richard Wagner, Ibsen und Nietzsche zu beschäftigen. So entwächst sie immer mehr der Gebundenheit ihrer ursprünglichen Sphäre. Aber da sie tiefe Blicke in das Elend der proletarischen Schichten wirft: auf den Gütern ihrer Familie in Ostpreußen, in den Wohnungen der Fabrikarbeiter und Hausindustriellen Augsburgs, in den Grubenbezirken Westfalens, wo sie den großen Bergarbeiterstreik von 1889 aus der Nähe beobachtet, fühlt sie sich unter dem aufrüttelnden Eindruck dieser Erfahrung bald unbefriedigt, wie von den konservativen so auch von den liberalen Grundanschauungen. Sie kommt in Verbindung mit Moriz von Egidy und erkennt die Enge seiner Bestrebungen, schätzt aber seine edle Persönlichkeit und weiß sie mit prachtvoller Lebendigkeit zu schildern. Den entscheidenden Umschwung erhält ihre Entwicklung durch die Bewegung für ethische Kultur. Und weiter führt es sie zur Frauenbewegung und endlich in der unbeirrbaren Konsequenz, mit der ihr Wahrheitsmut sie vorwärtstreibt, zum Sozialismus. Damit liegen die Lehrjahre hinter ihr; sie hat den ersten grossen Abschluss in ihrem Leben erreicht. — Von dem äußeren und inneren Reichtum dieses im höchsten Sinne des Wortes modernen Romans kann die flüchtige Andeutung seines Inhalts keinen Begriff geben. Man muß ihn lesen, um die ganze Fülle reichen geistigen und seelischen Lebens zu genießen und sich von ihr bereichern zu lassen.

ALBERT LANGEN, VERLAG FÜR LITTERATUR UND KUNST, MÜNCHEN 32.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: G. Bertram, Friedenau-Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 49. Berlin, den 4. Dezember 1909. 38. Jahrgang Band 76.

An die Arbeit!

Von **Arthur Dix** (Berlin).

Mnfroh blickt das deutsche Volk nach seiner parlamentarischen Vertretung, wenn sie sich jetzt wieder zu neuer Winterarbeit zusammenfindet. Gewichen ist die Freudigkeit, in der wir in jenen denkwürdigen Januarwahlen von 1907 mit allen Kräften und mit aller Begeisterung zusammengewirkt haben; gewichen in weiten Schichten des Volkes das zuversichtliche und anfangs wohlbewährte Vertrauen auf den Blockreichstag. Der Parteien Haß gegeneinander ist in den Monaten der parlamentslosen Zeit nur noch mehr geschürt worden; bis an die Zähne mit Mißtrauen bewaffnet, treten die Volksvertreter, treten die ehemaligen Blockfreunde einander in der neuen Winterkampagne gegenüber. Oft schon wurde in den letzten Monden gemahnt, des alten Kampfes und Haders genug sein zu lassen und sich wieder zu vereinen zur positiven Arbeit; wo aber das Arbeitsgebiet finden, auf dem die Kräfte sich aufs neue zu sammeln vermöchten?!

Aller Augen waren auf die Regierung gerichtet, und laut wurde in der Presse von ihr ein neues Programm gefordert; indessen — die Vorschläge nach dieser Richtung hin gingen gar weit auseinander, und nur zu oft konnte man dort, wo gemeinsame Arbeit vorgeschlagen wurde, im Grunde nur Keime neuer Zerwürfnisse finden. Dann wieder legte man resigniert die Hände in den Schoß und sagte sich, es käme ein Winter parlamentarischer Untätigkeit. Aber genau betrachtet — können wir dergleichen in absehbarer Zeit überhaupt noch erleben? Stürmen nicht wie mit Naturgewalt immer neue Aufgaben auf uns herein? — Ein Volk, das um bald eine Million Köpfe jährlich wächst; ein Volk, das wirtschaftlich wie politisch immer weitere Ziele sich stecken muß, ein Volk, das von politischen wie volkswirtschaftlichen Gefahren dank seiner Lage und seiner ganzen Struktur dauernd umdroht ist und umdroht sein muß, — müssen einem solchen Volke nicht auch in der parlamentarischen Arbeit seiner berufenen Vertretung Jahr für Jahr neue und bedeutende Aufgaben gestellt werden? —

Mit Zittern und Zagen haben wir gehört, daß für die Redeschlachten dieser Winterszeit kaum etwas anderes zu erwarten wäre als trübe Erinnerungen an die Wochen heißer Sommerschlachten, in denen aus der großzügigen Reichsfinanzreform nicht viel mehr herauskam als eine Sammlung neuer Steuergesetze, die zwar den Steuerzahler belasten, aber des Reiches Finanznot doch nicht beheben. Noch immer ist die Finanzlage ungünstig; noch immer steigen die Schulden; noch immer mehren sich die unfruchtbaren Ausgaben für die Deckung der Schuldzinsen! Jedwedem Gewerbetreibenden im Reiche, der angewiesen ist auf das Arbeiten mit Kredit, wollten wir, indem wir ihm auf der einen Seite neue Steuerlasten aufbürden, auf der andern Seite doch gleichzeitig das wirtschaftliche Leben erleichtern, indem wir durch wesentliche Abspannung des Kreditbedürfnisses für Reich und Staat den ganzen Kapitalmarkt zu entlasten und die durchschnittliche Zinslast zu vermindern suchten. In der schweren Entzweiung der bürgerlichen Parteien ist trotz aller neuen Steuerbewilligungen dieses große Ziel leider nicht erreicht worden. Kaum denkbar scheint es, ohne unabsehbare Kämpfe und unheilvolle Verwirrungen in naher Zeit schon wieder der Erschließung namhafter neuer Einnahmequellen nachzugehen. Und so bleibt denn nichts anders übrig, als den andern Weg zu beschreiten und mit allem Ernst und mit allem Nachdruck auf Verminderung der Ausgaben zu sinnen.

In allen politisch einsichtigen Kreisen hatte man sich seit Jahren zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Reichsfinanzreform allmählich zu der wichtigsten nationalpolitischen Forderung werden mußte. Im vorigen Winter wurde diese Erkenntnis Gemeingut des deutschen Volkes; und jetzt? Zertrümmert ist so manche Hoffnung mit dem Block. Aber winkt uns nicht ein neues, gleichwertiges Ziel? Muß nicht eine andre politische Einsicht Gemeingut des ganzen Volkes werden?

Der Schlachtruf, der noch vor Jahresfrist die Einsetzung aller Kräfte für die Finanzreform forderte — er wandelt sich heute zum Schlachtruf für die Verwaltungsreform!

Wie sich damals die Interessen auf die Einnahmevermehrung des Reiches konzentrierten, so

Digitized by Google

müssen sie sich nunmehr auf die Ausgabenminderung konzentrieren. Wohl haben wir schon während der letzten anderthalb Jahre genug Mahnrufe in dieser Richtung vernommen. Ein bedeutsamer Erlaß des Fürsten Bülow vom August 1908 legte allen Ressorts nahe, nach Möglichkeit auf sparsamere Verwaltung zu dringen und zur Verwaltungsreform in dem Sinne zu schreiten, daß einfachere Arbeiten von den höher dotierten Beamten auf die minder besoldeten abgeschoben würden. Aber gut Ding will Weile haben: der Etat für 1909 vermochte nur geringe Früchte jenes Erlasses reifen zu lassen; und als der fünfte Kanzler sein Amt antrat, mußte er mit größerem Nachdruck abermals derselben Forderung Ausdruck geben. Herr v. Bethmann-Hollweg hat mit einer seiner ersten Amtshandlungen eine Forderung erfüllt, die an dieser Stelle schon vor geraumer Zeit erhoben worden ist: nämlich die, jeder irgend entbehrlichen Vermehrung der Beamtenstellen Einhalt zu tun, damit die einzelnen Ressorts gezwungen würden, in ihrem eignen Arbeitsgebiet Umschau zu halten nach besserer Arbeitsverteilung und Kräfteverwendung und von innen heraus uns im einzelnen jene Verwaltungsreform zu bringen, die von oben her im großen sich scheinbar nicht durchführen lassen will.

Wenn irgend etwas geeignet war, die öffentliche Meinung im gleichen Sinne mobil zu machen und für die Verwaltungsreform zu interessieren, dann war es der Kieler Werft-Prozeß, den man nicht zu einseitigen Ausfällen gegen die Marineverwaltung benutzen soll, sondern zu allgemeinen Rückschlüssen auf die Notwendigkeit einer regsamen Nachprüfung der Verwaltungsorganisation im ganzen.

Ob es für den Reichstag möglich ist, auch bei noch so eifriger Nachprüfung des Etats seinerseits wirksame Verwaltungsersparnisse herbeizuführen, ohne gleichzeitig dringende nationale Interessen zu gefährden, das freilich muß recht fraglich sein. Die Rechnungskontrolle in den Details ist für die Volksvertreter außerordentlich schwierig, und auch die mancherlei vorgeschlagenen Reformen würden diese Schwierigkeiten kaum zu beheben vermögen. Da hat man einerseits gewünscht, daß den Volksvertretern unmittelbare Einsicht gegeben werden möge in die Arbeit des Rechnungshofes, weil die heutige, unendlich langwierige Art der Kontrolle schließlich zur Unmöglichkeit wirksamer Kontrolle führt; aber nach den Erfahrungen, die das Reichsmarineamt aus dem Kieler Werftprozeß gezogen hat, ist die Tätigkeit des Rechnungshofes selbst für den heutigen Bedarf durchaus reformbedürftig. Andrerseits ist wiederholentlich — und zwar bemerkenswerterweise auch aus durchaus liberalen Kreisen — vorgeschlagen worden, den Reichstag zu entlasten von der am letzten Ende doch unfruchtbaren Kleinkontrolle und die einzelnen Verwaltungszweige dadurch zu Sparsamkeit zu erziehen, daß man ihnen nur bestimmte, nach Möglichkeit begrenzte Pauschquanten bewilligt, mit denen sie unter Anwendung der gebotenen Sparsamkeit auskommen müßten. Das eine wie das andre Extrem dieser Forderungen mag seine Bedenken haben, und in der Praxis wird ja wohl schließlich, soweit die Einwirkung des Reichstags in Betracht kommt, alles beim Alten bleiben. Aber überragend bleibt doch die Tatsache, daß das Problem der Verwaltungsreform gleichermaßen für Regierung und Volksvertretung eine Aufgabe darstellt, an die es alle Kräfte zu setzen gilt, und bei der mit gleichem Interesse alle bürgerlichen Parteien sich zur Mitarbeit bereit finden können und müssen!

Was bleibt neben diesem natürlichen Hauptthema der Etatsdebatten dem Reichstag in diesem Winter zu bewältigen?

Auf zwei Hauptgebiete konzentriert sich der Rest der Arbeit: auf das sozialpolitische und das handelspolitische. Und wenn man genau ins Auge faßt, was auf diesen beiden Gebieten demnächst zu leisten sein wird, so wird am Ende die Erwartung hinfällig, daß der Reichstag in der Tagung dieses Winters doch eigentlich nur verzweifelt wenig zu tun haben werde. Zu einer ganzen Reihe von Staaten ist unser wirtschaftspolitisches Verhältnis in absehbarer Zeit neu zu regeln. Wenn auch in England alles in der Schwebe und eine vorläufige Verlängerung des deutsch-englischen Handelsprovisoriums wiederum zu erwarten ist, so müssen wir uns doch von Tag zu Tag ernsthafter und praktischer mit dem Problem der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten befassen.

Ganz große und weite Perspektiven eröffnen sich da: wir brauchen nur an eine unsrer wichtigsten Industrien, die Textilindustrie, zu denken. In der gegenwärtigen Situation könnte ebensowohl eine kriegerische wie eine intensive handelspolitische Verwicklung mit der Textilindustrie zugleich große Zweige des deutschen Wirtschaftslebens bedrohen; sei es, daß durch Blockade der deutschen Häfen und der Häfen der Deutschland befreundeten Mächte die Rohbaumwollzufuhr abgeschnitten wird; sei es, daß die Vereinigten Staaten fortschreiten in der handelspolitischen Tendenz, die Erzeugnisse der deutschen Textilindustrie von ihrem Markte zu verbannen, und wirtschaftspolitische Richtungen in Deutschland das Reich zwingen könnten, zur Verteurung der Baumwollzufuhr zu schreiten. Auf alle Fälle müssen wir uns rüsten nicht nur zur Gewinnung neuer Absatzgebiete für die Erzeugnisse unsrer Textilindustrie, sondern ganz besonders auch zur Gewinnung neuer Produktionsgebiete für Rohbaumwolle, und zwar solcher Gebiete, mit denen räumliche Zusammenhänge gegeben sind, die sich

Digitized by Google

selbst im Falle großer europäischer und außereuropäischer Kriege nicht leicht trennen lassen.

Wir werden in der neuen Reichstagssession mancherlei hören können von der Entwicklung der Baumwollproduktion in Deutsch-Afrika, wie Dernburg sie nach den in Amerika gewonnenen Erfahrungen mit Recht forcieren will; aber wir werden uns immer sagen müssen, daß diese Produktionserweiterung nicht genügt. Wir werden den Blick wenden müssen auf die Möglichkeit der Produktionssteigerung in näherer Lage, insbesondere in Mesopotamien. Es hieße die wirtschaftliche und zugleich die politische Stellung Deutschlands in nicht geringem Maße kräftigen und sichern, wenn deutsches Kapital dort unten sich an dieser Kulturentwicklung recht rege beteiligte, und wenn späterhin im Falle — sei es politischer, sei es wirtschaftlicher — Absperrungsversuche, Deutschland und das so eng befreundete Österreich-Ungarn auf sicherm Wege aus der neugestärkten und befreundeten Türkei jene unentbehrlichen Materialien beziehen könnten.

Diese wirtschaftspolitischen Erwägungen verleihen auch der Abwehr der hochpolitischen Bestrebungen vermehrte Bedeutung, österreichischen Verkehrswegen nach der Türkei und Kleinasien auf dem Balkan durch Bulgarien, Serbien und Montenegro einen starken Querriegel vorzuschieben. Das alles sind Dinge, mit denen die deutsche Volkvertretung sich einmal recht ernsthaft beschäftigen sollte!

Weitere Arbeiten harren ihrer auf sozialpolitischem Gebiete. Die Einbringung der Reichsversicherungsordnung ist mit Bestimmtheit angekündigt worden, obwohl man sie kaum mehr erwartete. In seiner ersten Fassung wies der Entwurf erhebliche Mängel auf, da das Hauptziel: Vereinfachung, Vereinheitlichung und Verbilligung der Verwaltung, nicht erreicht wurde, sondern im Gegenteil ein weiteres Überwuchern der Bureaukratie und eine weitere Verteurung der Verwaltung drohte. Hier kommen wir also auch auf sozialpolitischem Gebiete zu der Generalforderung des Tages: der Verwaltungsreform!

Daneben soll die neue Reichsversicherungsordnung eine Erweiterung der Krankenversicherung im Sinne der sympathischen Ausdehnung auf Landarbeiter und Gesinde bringen und eine Erweiterung der Landes- und Invalidenversicherung durch Anschluß der Witwen- und Waisenversicherung. Da aber nach der mit Annahme des neuen Zolltarifes verbundenen lex Trimborn die Witwen- und Waisenversorgung in absehbarer Zeit hätte in Kraft treten müssen, so bleibt auf jeden Fall nichts anders übrig, als ein Notgesetz zur vorläufigen Hinausschiebung der Einführung dieser Versicherung.

Auch was sonst den Reichstag auf sozialpolitischem Gebiete wieder beschäftigen soll, wie einzelne zurückgestellte Teile der großen Gewerbeordnungsnovelle, die jetzt à la carte serviert wird, und das Arbeitskammergesetz, erinnert uns an die Erfahrungen der früheren Tagungsabschnitte des Reichstags: daß positive Arbeit nicht gefördert, sondern nur gehemmt wird durch den leidigen Wettlauf zwischen dem Zentrum und der Sozialdemokratie auf diesem Arbeitsfelde. Je mehr in diesem Wettrennen geredet wurde von sozialpolitischen Forderungen, um so mehr Zeit wurde vergeudet, die man besser mit positiver Kleinarbeit hätte ausfüllen können, und um so mehr wurde das Publikum draußen im Lande übersättigt und geängstigt vor beständigen Erhöhungen der Lasten. Man wird vom Zentrum, wenn es jetzt wieder teilhaben will an der Regierung, verlangen müssen, mit den übrigen Parteien Tempo zu halten und Husarenritte zwecks billiger Reklame zu vermeiden.

Das Volk will vom Reichstag keine großen Reden hören, sondern praktische Arbeit sehen; in den Reden hat das Parlament sich entzweit — in der Arbeit soll es sich wieder zusammenfinden! Mag die Eifersucht kurzsichtiger und einseitiger Parteiführer den Block zertrümmert haben — der Blockgedanke bleibt lebendig. Und wir werden zu positiver Arbeit, die dem Reiche und dem Volke Nutzen bringt, nicht gelangen, wenn nicht wieder der gesunde Ausgleich zwischen konservativen und liberalen Tendenzen herbeigeführt wird, wenn die bürgerlichen Parteien nach den traurigen Wahlerfahrungen der letzten Monate sich nicht wieder zusammenfinden zu gemeinsamer Arbeit, und wenn Konservative und Liberale nicht wieder die Kraft finden, miteinander so wacker Hand anzulegen, daß weder dem Zentrum die ausschlaggebende Entscheidung bleibt, noch die allgemeine Verärgerung der Sozialdemokratie zugute kommt. Nur wenn die bürgerlichen Parteien zusammenstehen, so daß keine von ihnen einseitige Herrschaftsgelüste zum Schaden des Ganzen und zur Verärgerung der andern Teile betätigen kann, werden wir auch fernerhin gute Arbeitsfrüchte von diesem Reichstag erwarten können, der doch geboren ist aus der so schönen und einmütigen Begeisterung weiter und bester Schichten der deutschen Wählerschaft!

Wie lautet jetzt „die Forderung des Tages“?

Von General der Infanterie z. D. v. d. Boeck (Kassel).

Am 30. November ist der Reichstag wieder zusammengetreten. Er findet auf dem Gebiete unsrer innern Politik die Lage fast noch verworrener vor, als sie im Juli des Jahres gewesen ist. Der Block ist gesprengt. Fürst Bülow trotz seiner zwei-

Digitized by Google

fellos großen Verdienste nicht mehr im Amt. Der neue Reichskanzler vorläufig noch ein Buch mit sieben Siegeln. Im Lande allgemeine Unzufriedenheit wegen der neuen Steuern. Im bürgerlichen Lager stehen sich Rechts und Links verärgert und feindlicher denn je gegenüber. Wie ist da ein für das Reich ersprießliches Arbeiten des Reichstages in seiner bevorstehenden Tagung zu erwarten?

Es ist nicht beabsichtigt, hier näher auf die Gründe dieser zerfahrenen Lage einzugehen und die Leser mit einer Betrachtung über die Reichsfinanzreform zu langweilen, die sie ja in den letzten Monaten in der deutschen Presse reichlich oft gefunden haben. Aber auf einige bei Erörterung dieser für die Weiterentwicklung des Reichs so wichtigen Frage hervorgetretenen Gesichtspunkte muß doch kurz eingegangen werden, um die in der Überschrift dieses Artikels aufgeworfene Frage zu beantworten.

Heute unterliegt es für jeden unbefangnen Beurteiler wohl kaum einem Zweifel, daß bei Behandlung der Reichsfinanzreformfrage im Reichstage Fehler nicht allein von der Rechten, sondern auch von der Linken gemacht worden sind. Die Liberalen sollten daher nicht alle Schuld für unsre gegenwärtige innerpolitische Lage auf die Konservativen abwälzen, sondern gerechterweise auch einmal an die eigne Brust schlagen. Mag man das Verhalten der konservativen Reichstagspartei in dieser Angelegenheit gutheißen oder verurteilen, jedenfalls muß zugegeben werden, daß das Reich durch dieses Verhalten immerhin annähernd in den Besitz der Mittel gelangt ist, die es nach Ansicht der verantwortlichen Stellen notwendig braucht. Auch ist hierbei die Frage wohl nicht ganz unberechtigt, ob eine vom alten Block angenommene Reichsfinanzreform denn so wesentlich anders ausgesehen haben würde, als die vom sogenannten schwarz-blauen Block beschlossene? Meines Erachtens keineswegs! Die Teilung des Bedarfs in 400 Millionen Verbrauchssteuern und 100 Millionen Besitzsteuern würde vermutlich die gleiche geblieben sein. Im Einzelnen wäre wohl die Auswahl der Steuern, besonders der Besitzsteuern, eine andre gewesen, aber im großen und ganzen würde eine solche Reichsfinanzreform sich von der jetzt in Geltung befindlichen kaum wesentlich unterschieden haben. Ebenso wäre wahrscheinlich die Unzufriedenheit in den breiten Massen des Volkes über die neue starke Belastung die gleiche gewesen; denn Steuern bezahlt nun einmal der Mensch nicht gern. Was aber vermieden worden wäre, wenn man an dem alten Blockgedanken in dieser eminent nationalen Frage festgehalten hätte, das ist die Verstimmung zwischen den bürgerlichen Parteien. Und gerade diese Verstimmung, diese nachhaltige, gegenseitige Anfeindung hat die Lage mit herbeigeführt, die augenblicklich unser innerpolitisches Leben beherrscht.

Und wer zieht hieraus den Vorteil? Allein die Sozialdemokratie! Dies zeigen nur zu deutlich die Erfolge, die diese Partei bei den seit Annahme der Reichsfinanzreform stattgehabten Ersatzwahlen zum Reichstage, sowie bei den Landtagswahlen in Sachsen und Baden erzielt hat. Dabei darf man nicht übersehen, daß diese Wahlen unter der Wirkung ganz verschiedener Wahlgesetze sich vollzogen haben. Somit ist der Schluß wohl gerechtfertigt, daß das bestehende Wahlgesetz nicht von so bestimmendem Einfluß auf den Ausfall der Wahlen sein kann, wie es vielfach angenommen wird. In einer schleunigen Änderung der Wahlgesetze in den Einzelstaaten im Sinne möglichster Einführung des Reichstagswahlrechts wird man daher auch kein Allheilmittel gegen unsre augenblicklichen innerpolitischen Verhältnisse sehen können. Und besonders die Linksliberalen, die neben den Sozialdemokraten eine solche Wahlgesetzänderung am lautesten verlangen, sollten doch bedenken, daß sie bei den oben erwähnten Wahlen am wenigsten gut abgeschnitten haben, selbst da, wo das demokratischste aller Wahlgesetze, das Reichstagswahlgesetz, in Geltung sich befindet.

Nein, auf die Wirkung der Wahlgesetze allein oder hauptsächlich sind die jüngsten Wahlerfolge der Sozialdemokratie nicht zurückzuführen, sie erklären sich vielmehr aus andern Ursachen. Herr v. Levetzow hat in dieser Beziehung im „Tag" sehr richtig ausgeführt, daß jede Erhöhung der Abgaben an das Reich, mögen die Steuern aussehen wie sie wollen, die Sozialdemokratie verstärken wird, weil sie Unzufriedene erzeugt, die dann dort, wo politische Einsicht gering ist, sich den Sozialdemokraten anschließen. So ist es tatsächlich! Die Sozialdemokratie kann nur durch Erhaltung der Unzufriedenheit in den Massen leben, weshalb es ihr *von ihrem Standpunkte aus* gewiß nicht zu verdenken ist, wenn *sie* die zurzeit herrschende Unzufriedenheit nach Kräften für ihre Zwecke ausnützt. Aber die bürgerlichen Parteien sollten doch diese Bestrebungen nicht noch unterstützen durch Verhetzung im eignen Lager, am wenigsten aber durch Wahlbündnisse mit der Sozialdemokratie. Das muß letzten Endes Verwirrung in Beurteilung der Ziele der Sozialdemokratie in dem auf nationalem Boden stehenden, glücklicherweise noch großen Teile des deutschen Volkes herbeiführen und die Zahl der Mitläufer der roten Internationale vermehren.

Fürst Bülow hat in einer seiner letzten Reichstagsreden, in der er vor der Sprengung des Blocks warnte, mit Recht darauf hingewiesen, daß die sozialdemokratische Gefahr keineswegs überwunden, sondern nur suspendiert sei. Allerdings konnte er für sich in Anspruch nehmen, ihr eine schwere, praktisch und politisch bedeutungsvolle Wahlniederlage beigebracht und sie in eine rück-

Digitized by Google

läufige Bewegung versetzt zu haben. Diese Errungenschaft des Wahlkampfes von 1906/07 ist heute teilweise in Frage gestellt, und zwar nicht allein durch die Schuld der konservativen Partei, sondern infolge der von allen bürgerlichen Parteien in der Frage der Reichsfinanzreform mehr oder weniger begangenen Fehler. Diese Überzeugung beginnt erfreulicherweise in der letzten Zeit in weiteren Kreisen unsres Volkes langsam sich Geltung zu verschaffen. Um diese Wandlung zu beschleunigen, sollten auch die bürgerlichen Parteivertreter die Hand zum Frieden bieten und die Streitaxt endlich begraben. Die Forderung des Tages beim Wiederzusammentritt des Reichstages sollte lauten: Fort mit der Verstimmung! Zurück zum alten Blockgedanken gegen die Sozialdemokratie!

Der indische Dandy.

Von **Rudolf Kurtz** (Nieder-Schönhausen).

Lehrbücher des guten Tones haben sich durch alle Zeiten erhalten. Ein mit besonderer Liebe ausgeführtes Kapitel darin galt immer den Frauen, den ungeschriebenen Gesetzen der Galanterie. Es ist interessant, wie diese Anschauungen dem Wandel der sozialen Gesetzlichkeiten unterliegen. Das moralisch schon sich auflösende Rom erzog einen Gesetzgeber in dem lässigen, moralisch sehr unbekümmerten Ovid, der die Lehren zur siegreichen Bestürmung der Damen mehr aus Freude an den erotischen Details als etwa pädagogisch-galanten Rücksichten erzählte. Die in Blut und Willen getauchte Zeit der Renaissance beschrieb ihr Ideal eines vollendeten Hofmanns in dem „Cortegiano“ des Grafen Baldassare Castiglione, das in gefälliger dialogischer Form Typen des gesellschaftlichen Lebens zur Nacheiferung hinstellte. Das deutsche Mittelalter spiegelt sich mit seinen sentimentalen Minnegebräuchen am besten in dem apologetischen Memoirenbuch des Ritters Ulrich von Liechtenstein, dem „Frauendienst“, in dem der Mann nichts als ein gefälliges Werkzeug der Frau bedeutet. Trotz vollkommen veränderter Verhältnisse finden wir zu den Geisteszuständen dieser Menschen Beziehungen in uns: die moralischen Anschauungen erinnern immer noch an die unsrigen. Unüberbrückbar aber ist das Verhältnis zu den orientalischen Ländern, mit ihrer absoluten Unterordnung der Frauen. Und dort findet auch die Frage der Courtoisie eine ganz andre Beleuchtung. Welchen Sinn hat das Leben eines Elegants, wenn ihm nicht als hehres Ziel die Bewunderung der Schönen winkt? Darüber unterrichtet uns ein eben (im Verlag von H. Barsdorf) erschienenes indisches Liebesbuch, das Kamasutram des Vatsyayana, aus dem Sanskrit übersetzt und herausgegeben von Richardt Schmidt, das eine detaillierte Schilderung der erotischen Kultur des alten Indiens bietet. Ungemein hohe Anforderungen werden an den Elegant gestellt, der sein Leben der schwierigen Arbeit des Vergnügens widmen will. Ja, der Ruf eines vollkommenen Dandy ist überhaupt nur auf Grund der Lehrbücher möglich, originelle Begabung wird immer nur zufällig das rechte Wort finden, oder wie es im Text heißt: „Wenn einem, der das Lehrbuch nicht kennt, einmal etwas glückt, so ist das nicht hoch anzuschlagen, so wenig wie ein vom Holzwurm gebildeter Buchstabe.“

Während alle andern Erziehungsbücher das hohe Lied der Frauen singen, bringt der indische Lehrmeister, wie erwähnt, eine gründliche Verachtung der Frauen mit. „Wie gekochte Speise, o Fürst der Könige, sind allen gemeinsam die Weiber: darum soll man sich nicht über sie ereifern, sich nicht in sie verlieben, sondern sie nehmen, wie sie sind.“ Sie vermögen die hohen Lehren des Buches gar nicht zu fassen, nur besondere Auserwählte, die den Ehrennamen „Ganika“ tragen und in den vierundsechzig Künsten erfahren sind, machen hiervon eine Ausnahme. Es ist die gleiche Auffassung wie die des Islam: die einzige Daseinsberechtigung der Frau ist der Mann. Man höre nun den Lebenslauf eines indischen Elegants.

Die Kindheit und das frühe Jünglingsalter ist dem Lernen gewidmet. Es gilt, möglichst viel Stoff einzunehmen, den die Jahre der Erfahrung verarbeiten können. Der Gesetzgeber kennt die plötzliche Langeweile, die eine Gesellschaft mitten in der heitersten Unterhaltung stumm macht, sehr wohl und schreibt einen umfangreichen Bildungsstoff vor, der vom allgemeinsten Interesse ist und stets Anknüpfungspunkte für eine galante Unterhaltung bietet. Doch ist er lebenserfahren genug, um aus seinem Jünger keinen Pedanten zu machen: er soll nur soweit unterrichtet sein, um über jedes Thema eine gute Bemerkung machen zu können. Dann tritt auch schon das Leben mit seinen ungestümen Forderungen heran. Es erfolgt die zweite Weisung: So lange du jung bist, liebe! Mache alles mit, nur hüte dich, daß du die Haltung verlierst. Meide Gesellschaften, wo dein Benehmen durch das schlechte andrer gefährdet ist. So treibe es, bis es Alter oder Erschöpfung des Geldbeutels verbieten. Und wenn der Mann in den schönen Stürmen des Lebens gealtert ist, bleibt ihm die Aufgabe, das Genossene retrospektiv zu betrachten, seine Erlebnisse in den Gang des allgemeinen Weltlaufs einzureihen.

Der vornehme Inder hatte sein Haus bei einer großen Stadt, in der Nähe eines Teiches.

Digitized by Google

Und in der richtigen, für alle Zeiten geltenden Erkenntnis, daß viele und große Räume die Wohnung des Junggesellen unbequem machen, begnügte man sich mit wenig Zimmern, die mit luxuriöser Einfachheit ausgestattet waren. Sein ausgeprägter Farbensinn arrangierte das Zimmer zu einem kleinen Schaustück, dessen einzelne Gegenstände irgendwie an Angenehmes und Geselligkeit erinnerten. Den Hauptplatz des Zimmers beanspruchte eine niedrige, in der Mitte vertiefte Lagerstätte, mit sehr weichen Kissen und weißer Decke. Auf kleinen Bänken standen zierliche Körbchen mit gekochtem Reis, Gefäße mit Parfums und Kosmetika wie Betel, Zitronenbaumrinde usw. Mit besondrer Liebe behandelt der Inder die Pflege des Mundes: ungezählt sind die Mittel, den Atem wohlriechend zu erhalten oder die Zähne zu färben. Bei seiner Bedürfnislosigkeit richtete sich sein Luxussinn einzig auf seinen Körper: für das Zimmer hatte er keine kostbare Ausstattung voller Möbel und Geräte nötig. Um so prächtiger ist die rein dekorative Ausstattung. Der Inder hat damit zweierlei Absichten, er will erstens durch sein Zimmer angenehm angeregt werden und zweitens sollen die ausgestellten Schmuckgegenstände, die immer ein praktisches Instrument darstellen, seine mannigfache Bildung andeuten. Durch seine Erziehung ist der indische Dandy der geborene Amateur: und davon spricht sein Zimmer. Am kunstvoll gebogenen Haken hängt die Laute, auf einem geschnitzten Brettchen ruht die Palette, neben ihr ein wohlgefüllter Farbenkasten. Mit köstlicher Unbefangenheit dekouvriert das Kamasutram den Zweck dieser Schaustellung, indem es als sonstigen Schmuck noch „irgend ein Buch“ vorschreibt. Man spürt, wie gleichgültig es war, was man gelesen hatte; daß man überhaupt etwas gelesen hatte, war das Wesentliche. Kränze aus gelbem Amaranth, zu fröhlichen Nächten einladend, von Würfel und Spielbrett unterstützt, mußten irgendwo zu sehen sein. Außerhalb des Zimmers, doch gerade noch sicht- und hörbar, waren Käfige mit zahmen, gelehrigen Vögeln. Ein Platz abseits birgt technische Apparate, wie sie der Kunsthandwerker braucht, hauptsächlich für Zimmer- und Schnitzarbeiten, in denen der Elegant natürlich auch dilettiert. Unentbehrlich ist im Garten „eine gut gepolsterte, beschattete Stoßschaukel und eine aus Erde bestehende, mit Blumen bestreute Bank“. In diesen immerhin wohnlichen Räumen bereitet sich der Dandy für sein offizielles Leben vor. Nach dem Lehrbuch regelt es sich in fast zeremonieller Weise. Es ist angegeben, wie er sich die Zähne nach dem Aufstehen putzen soll, dann einen Mund voll gekochten Reis genießen, Lack auflegen und im Spiegel die Frische seines Körpers prüfen soll. Dann rüstet er sich zum Tagewerk, indem er zunächst sich bekränzt. Wichtig ist die Einreibung mit Sepia an den Schenkeln, eine sehr elementar kosmetische Verrichtung. Unwesentlich, dem schwachen Bartwuchs gemäß, ist das Rasieren, das nur für jeden vierten Tag vorgeschrieben ist; das Baden natürlich wird täglich verlangt. Nachdem der Körper mit vorbildlicher Sorgfalt behandelt ist, beginnt das schwierige Tagewerk des Elegants. Den Rest des Vormittags hat er den Besuchern die Fortschritte seiner Papageien zu zeigen, und später unterhält er sie durch die Veranstaltung von Widder- und Hahnenkämpfen, belustigt sie auch wohl mit Dilettieren auf seinen Instrumenten, und wenn er sich müde unterhalten und die Mahlzeit hinter sich hat, benutzt er die heiße Zeit, um sie in einer ausgiebigen Mittagsruhe zu verschlafen. Am Nachmittage kommt neuer Besuch, er vervollkommnet tout comme chez nous seine Toilette und unterhält sich auf gleiche Weise wie am Vormittag, bis die Abendzeit herannaht. Dann winken Zechgelage, die in eine veritable Orgie ausarten.

Lange hält gewöhnlich bei einem solchen Leben das ererbte Kapital nicht vor. Und der weise Gesetzgeber, der für alle Fälle ein Mittel aus dem Ärmel schüttelt, tröstet die armen Ausgeplünderten durch gute Ratschläge. Er empfiehlt ihnen, an andern das zu tun, was man mit ihnen getan hat: nämlich zu schmeicheln und auf Kosten der andern ein bequemes Leben führen. Oder er soll in ein anderes Land wandern und dort Unterricht in den Künsten geben, wie man ein vollkommen elegantes Leben führt. So entgeht dem Lehrmeister kein Winkel des vornehmen Lebens: und jeden Schlag des Schicksals „paralysiert“ er durch ein wirksames Mittel. Und von den übrigen Ratschlägen, die sehr offen und mit einer entzückenden Pedanterie über sehr diskrete Erscheinungen des Liebes-Verkehrs abhandeln, ist besser zu schweigen, hat doch selbst der treffliche Übersetzer diese Kapitel nur in vorsichtigem Latein wiederzugeben gewagt.

Man sollte meinen, die elementare Gefühlsmacht eines Volkes, das in seinen „heiligen Gesängen“ so stolze Beweise urtümlicher und strenger Kraft gegeben hat, hätte die einengenden Formeln einfach lächelnd überschritten. Das scheint nicht der Fall gewesen zu sein. Die ungeheure Anzahl dieser Lehrbücher läßt bei ihrer großen Schätzung auf eine stark intellektualistische Kultur schließen. Es ist keine Spur primitiver Kraft in diesem zeitlich immer noch sehr frühen Buche; eine alte entnervte Gesellschaft legt ihre Erfahrungen dogmatisch fest, um wenigstens ein gesellschaftliches Niveau festzuhalten, das die Lockerheit der Sitten, die Gleichgültigkeit der Moral längst überschritten hat. Die indische Sentimentalität, die reinste, wo sie ungetrübt durchbricht, die schönste Gefühlsamkeit eines reichbegabten, anschauungstiefen Volkes ist abgelöst durch vernünftelnde Klugheit: das stolze selbstbewußte Ebenmaß, das fast dorisch anmutet, ist verschwunden, wie trockene, pädagogische Spruch-

Digitized by Google

weisheit und trübe Allegoristik die wunderbare Tiefe seiner Volkslieder ertötet hat, die so schmerzlich und kristallrein sind wie die indischen Nächte in den Träumen der Dichter:

Gleich als ein weißer Flamingo
Wandelt in silberner Pracht
Der Mond am fleckenlosen
Himmelsteiche der Nacht.

Das Publikum.

Auch eine Theaterkritik. Von **Richard Schaukal** (Wien).

Zufall, nicht freier Wille hat mich für je eine Stunde in eine der landesüblichen Jubeloperetten und zu einer Burgtheaternovität geführt. Ich muß als Erklärung hinzufügen, daß ich regelmäßig nur die Hofoper und ab und zu nicht ungern das Josefstädter, ein artig-unartiges Vaudeville-Theater besuche. Es steht jedermann frei, diese Kombination mit seinem anonymen Tadel zu beehren. Ich befinde mich wohl dabei und weiß warum. Beide Bühnen bieten mir vergleichsweise Vollkommenes. Und ich besuche Theater, Konzerte und Ausstellungen nicht aus Gewohnheit, nicht aus Pflichtgefühl, sondern wahrhaftig blos in genußsüchtiger Absicht.

Vom Theater überhaupt denke ich äußerst geringschätzig. Ich erachte das Theater als ein sonderbares, bis zur Unkenntlichkeit verderbtes Überbleibsel einer verschollenen Tradition. Es hat heute, behaupte ich, nicht die geringste Notwendigkeit mehr, wenn ich ihm auch Zwecke nicht absprechen kann, äußerliche, niedrige Zwecke. Man darf sich durch das große Interesse, das man dem Theater allenthalben entgegenträgt, nicht darüber täuschen lassen, daß der Mensch von Kultur des Theaters, ohne Entbehrung zu spüren, gänzlich entraten kann. Freilich muß man sich hier hüten, das Theater mit der dramatischen Literatur oder mit der Oper zu verwechseln. Die dramatische Literatur, soweit sie von Dichtern stammt, ist dem Kulturmenschen ein Bedürfnis wie die lyrische, die epische, die historische, die naturwissenschaftliche. Ich bin naiv genug, zu bekennen, daß ich die stille Unterhaltung mit Shakespeare, Molière und Kleist der mit lebenden Literaturbeflissenen unbedingt vorziehe. Aber ich lasse mir beileibe nicht diese großen Schöpfungen von unzulänglichen Darstellern — und ich kenne leider blutwenig zulängliche, jedenfalls kaum ein zulängliches Ensemble — zu einer ebenso aufdringlichen wie langweiligen Abend-Unternehmung herabwürdigen. Noch weniger Lust jedoch verspüre ich, die von allerhand mehr oder minder unsäglichen Bühnenlieferanten angefertigte Marktware, die unsre regsamen Bühnen jahrein, jahraus verbrauchen, mir auch nur um der Abwechslung willen zeitweils vorsetzen zu lassen. Ich brauche keine solche Abwechslung. Ich weiß, daß tausende, hunderttausende Menschen daran ein Vergnügen zu haben meinen. Habeant sibi. Sie verdienen kein besseres.

Was die Oper betrifft, so steht es damit wieder anders. Die Oper, zumal das Musikdrama, verlangt die Bühne. Diese äußerste Künstlichkeit, diese Festlichkeit bedarf des Apparats von Podium, Orchester, Vorhang, Beleuchtungs- und Kostümeffekten. (Oratorien im Frack gesungen sind eine Armseligkeit als Kultursymptom.) Die Opernbühne ist eine in ihren Mitteln ihrem inneren Zweck gemäße Sache. Ich kann ihrer entbehren. Gewiß. Sicherlich verzichte ich mit Freuden auch hier auf unzulängliche Provinz- oder Vorstadt-Darbietungen. Aber die annähernd vollkommene Aufführung macht mir, ich gesteh es, Freude. Und zwar unterscheide ich sehr genau zwischen der, ich möchte sagen: rein gesellschaftlichen Freude am Opernbesuche, der saisongemäßen Teilnahme am „schönen Hause", dem mit eleganten Menschen gefüllten vornehmen Raume und seinem angenehmen Vorhaben, der Bühne (hierzu, zu diesem „sozialen" Zwecke eignen sich Spiel- und italienische Opern, Ausstattungsballette &c.) und der künstlerischen Freude am großen Kunstwerk, das nur eine erstklassige Bühne mir zu vollendeter Wirkung zu bringen imstande ist. Wie gesagt, ich verkenne auch hier nicht das Künstliche der mit allen Mitteln der Äußerlichkeit arbeitenden Kunst der Oper, aber ich vermag dieses sozusagen luxuriöse Vergnügen unsrer sonst leider nur allzu kläglichen Zivilisation herzlich zu genießen. Was ich jedoch nicht vermag, das ist eine der vorhin erwähnten neuen Schauder-Operetten oder eines der im Repertoire zwischen Lessing und Ibsen servierten Schauspielmachwerke auch nur lächelnd zu verzeihen. Ich lächle nicht. Ich bin fassungslos. Ich kann es nicht ausdrücken, wie ich die Menschen bemitleide, die an derlei auch nur das leiseste Gefallen finden. Eine „Harmlosigkeit" von solchem Tiefstande der rezeptiven Fähigkeiten ist mir ein Portentum, etwas Ungeheuerliches. Wie man lachen kann über den abgründigen Text dieser unerhörten Operetten — und es hat doch einen Offenbach gegeben, gibt noch eine „Fledermaus"! —, wie man sich zu unterhalten, ja mit gespannter Aufmerksamkeit zu lauschen imstande ist, wenn ein „Kleiner Landprediger" — aus dem Englischen! — oder ein Verslustspiel von Herrn Bernstein oder ein dito Vers„lust"spiel von Herrn Blumenthal mit Ernst und Hingebung, mit Aufwand an Regie, Souffleur und Kostüm tragiert wird, wie man an der Belebung insipider Worte durch gequälte „Leistungen" anders als mit tiefem Mitleid hörend, sehend sich beteiligen mag, das ist mir rätselhaft, verdrießlich. Und ich sehe mich um im Kreis: nicht bloß Kinder und Pöbel, nein,

Digitized by Google

auch, ja fast nur „besseres Publikum“ gewährleistet solchen Schauderdingen Sicherheit und Erfolg. Man berichtet über diese Schändlichkeiten spaltenlang in den Blättern, sie bilden den Gesprächsstoff der „Erholung“ . . .

Man komme mir nicht mit dem übeln Einwand eben dieser Erholung. Ich kann es begreifen, daß ein Gladstone „in freien Stunden“ Bäume fällt, nimmermehr jedoch, daß „ernste“ Menschen „ausspannen“ müssen bei unlustigem, rohem Getrieb oder bei läppischem Rührbrei. Daß die „ernstesten“ Menschen das Echte mit dem Surrogat verwechseln, ist mir nichts Befremdliches. Man sehe doch einen „Gebildeten“ in seinem Verhältnis zur „bildenden Kunst“. Widerlicher Snobismus, wie er bei uns seit dem Aufkommen kurioser und zum größten Teil nichts weniger als ehrlicher Outsider ins Kraut schießt, darf über die Tatsache nicht täuschen, daß die wenigsten Menschen in Sachen der Kunst auch nur die blasseste Ahnung des Essentiellen haben — ich lasse das künstlerische Verständnis ganz beiseite. Also, ich verarge es dem Fabrikanten, dem Beamten, dem Arzte durchaus nicht, wenn er bei Adolf Wilbrandt sich wunder erhaben fühlt über den „Ungebildeten“, der eine burleske englische Clownerie vorzieht (ich, Verehrer des Sublimsten in der Kunst, gehöre zu diesen behaglich grinsenden Ketzern); aber ich verarge es entschiedenst dem vermöge seines Geldbeutels maßgeblichen Teil unsres Theaterpublikums, daß er den Unfug der blödwitzigen Operette, die Unsal der Hoftheaterlimonaderien — Komtessenstücke heißt man sie mit einer sonderbaren Reverenz vor Zwischenstufen der geistigen Entwicklung — durch Zuspruch fördert. Von keinem Menschen — am allerwenigsten von mir — verlange ich, daß er das „gebildete“ Bedürfnis heuchle, ein weinerliches und reizloses Frauenzimmer als Jungfrau von Orleans oder einen trockenen Leiermann als Nathan zu genießen (man muß den Mut haben, zu sagen: Girardi, Blasel, Maran sind mir lieber), aber ich verlange von einem geschmackvollen Menschen, daß er nicht ein zweites Mal die „Lustige Witwe“ anhöre. —

Es ist sonderbar: einerseits hat man hier immer damit zu tun, die unerwünschten Verkünder des falschen „Höheren“ zu demaskieren, anderseits sieht man sich plötzlich, wie gesagt durch Zufall, nicht freiwillig, in eine Urwelt der „Anspruchslosigkeit“ verschlagen, daß man versucht ist, an einen durch (Lindenblütentee erzeugten) Fiebertraum zu glauben. Einerseits verderben einem widerliche Propheten und redselige Mitgänger den Geschmack fast an sämtlichen bessern Europäern — ja selbst den verehrtesten aller erlauchtesten Einsamen —, anderseits sieht man sich geradezu verpflichtet, das Ausland und die Vergangenheit — wirklich eine gute alte Zeit — um Entschuldigung zu bitten für die Existenz von Mitbürgern, die, während man ihnen in einer exquisiten kleinen Ausstellung als Urteilsfähigen etwa Goya zeigt, ein Billett zum „Mann mit den drei Frauen“ bei sich tragen.

Abraham a Santa Clara.

Zum 200. Todestag am 1. Dezember.

Von Dr. Anselm Ruest (Berlin).

I.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen hat es gefügt, daß kurz nach der Erinnerung an unseren immer wieder gern gefeierten populärsten Dichter das Gedächtnis an jenen andern volkstümlichen Schwaben des 17. Jahrhunderts auflebt, dessen Name für die Heutigen zumeist nur in einer Ideenverbindung mit Schiller noch existiert. Wir alle haben es auf der Schulbank gelernt, daß Schiller Stil und Sprechweise des unter seinen sämtlichen dramatischen Figuren so einzig dastehenden Kapuziners in „Wallensteins Lager“ den Schriften Abraham a Santa Claras nachschöpferisch entnommen habe, und wie jede Assoziation in der Zeit leicht zu ungenauen Uebergriffen geneigt ist, so bemerkt man, daß sich nach jenem Hinweis für viele die Person des frommen Augustinerpaters mit der des skurrilen Kapuziners überhaupt verkuppelt habe. Sehr zu Unrecht; der Mund des sprachgewaltigen Predigers, der sich vor nunmehr gerade 200 Jahren für die entzückten Wiener, die bei jeder seiner Andachten zu Tausenden und Abertausenden seine Kanzel belagert hatten, schloß, stand sein Lebelang im Dienst einer Idee, keiner weltflüchtigen, sternhohen und ätherreinen freilich, sondern fest im Zeitlich-Irdischen wurzelnden, nie hingegen im Sold eines eitlen Augenblickerfolgs oder geschwätziger Narrenbelustigung. Wer die Verquickung des Heiligsten mit dem Profansten, des Offenbarten mit dem Alltäglichsten und Banalsten nur kopfschüttelnd und mißbilligend betrachten kann, der ist noch nicht reich und nicht reif genug für das allgemeine, so widerspruchsvolle Leben; wer von der „Deplaziertheit“ gewisser Dinge an gewissen Orten spricht, der muß gar Obacht geben, daß er mit einem allzukurz gegriffenen Radius nicht die wichtigsten Wesen aus seinem Lebenskreise gerade ausschließt, zwischen die fruchtbarsten Berührungen plump und plötzlich seinen undurchsichtigen Horizont schiebt. Aber auch von mißgestalten Auswüchsen, Übergriffen, Unreinheiten der Rede und des Stils pflegt oft nur derjenige zu theoretisieren, der ein falsches glattverstandenes Ideal der Antike mit sich herumträgt, und inbezug auf Abraham a Santa Clara, der freilich Fernstes und Nächstes kraus genug durcheinandermengt, würde ein solcher obendrein unser ganzes Schrifttum, unsre beste Tradition eines

Digitized by Google

Besseren belehren, gewaltsam zurechtbiegen wollen. Aber an ihr ist Abraham durchaus kein Auswuchs, keine Abart oder Unart; schon auf die ältesten geistlichen Mysterien, die mitten unter den erbaulichsten und herzbrechendsten Passionsszenen dem Narren sein unverkürztes Possenreißerrecht ließen, könnte er hinweisen, auf Hans Sachs, auf Murner, Brant und Geiler von Kaisersberg, die im 16. Jahrhundert schon ganz ähnlich gewirkt hatten, könnte er sich berufen, auf Balthasar Schuppius, der noch kurz vor ihm im Norddeutschen also derb gepredigt hatte, sich berufen — wenn er ein „Literarischer" wäre! Er ist es nicht; er beruft sich auf die Bibel, die auch um tiefsinnigste Wahrheiten den Fabel- und Historienkranz nicht verschmähe, und im übrigen ist er ein Ureigner, ein Original wie jene, in dem nur ein echt germanisches, autochthones Prinzip von neuem klar zur Erscheinung dringt.

Da er für die Heutigen, wie wir gesehen haben, so im Schatten eines Größeren noch selten sein eignes Leben gelebt hat, so sind vielleicht ein paar biographische Notizen darüber — viel sind es überhaupt nicht — ebenfalls am Platze. Abraham a Santa Clara hieß eigentlich Ulrich Megerle und wurde 1644 zu Kreenheinstetten im bayerischen Schwaben als Sohn eines Gastwirts geboren. Den Namen Abraham nahm er erst bei seinem Eintritt in den Barfüßerorden der Augustiner an, und zwar zu Ehren eines Oheims, der seinerzeit als Musiker eine größere Berühmtheit erlangt hatte und vom Kaiser sogar geadelt worden war. Nachdem er auf dem Jesuitenkollegium zu Ingolstadt die unteren, bei den Benediktinern zu Salzburg die höheren Gymnasialklassen absolviert hatte, entscheidet er sich, anscheinend nicht ohne innere Kämpfe, da man immer wieder herausfühlt, daß ihn lediglich die Kanzelwirksamkeit gelockt habe, für den geistlichen Beruf und empfängt 1666 zu Wien die Priesterweihe. Von seinem Orden wird er nun als Feiertagsprediger nach dem Kloster Maria-Stern zu Taxa bei Augsburg geschickt, das wegen eines angeblich dort geschehenen Wunders — eine Henne hatte ein Ei mit dem Bilde der Jungfrau gelegt! — von unzähligen Wallfahrern aufgesucht wurde, und durch diese dringt der Ruf seiner außergewöhnlichen rednerischen Begabung bald wieder zurück nach der Hauptstadt, in der er nach wenigen Jahren des Auftretens von Kaiser Leopold I. zum Hofprediger ernannt wird. Aber Feinde und Neider in weltlichen Kreisen, über Ränke und Intriguen innerhalb des Ordens und seines Klosters gelingt es ihm gerade durch seine rücksichtsloseste Offenheit, seine unmittelbar zugreifende Derbheit und Unbiegsamkeit Herr zu werden, während das Volk begeistert zu seinen Predigten strömt und der Kaiser offenbar ein Gefallen daran findet, daß mindestens an einer Stelle seines weitläufigen Reichs allen Kreisen und Ständen tüchtig die Wahrheit gegeigt werde. Ob er sonst ein sittlich-tieferes oder auf Verständnis basierendes Interesse für den Mönch gefaßt hatte, wage ich nicht zu entscheiden, denn leider liegt der Verdacht nicht fern, daß er mit dessen unverblümter Art nur die Partei der Hofschranzen, denen Abraham natürlich ein Dorn im Auge war, gründlich ärgern wollte; Tatsache ist allein, daß dieser unter dem Schutze der kaiserlichen Gunst manches Gute noch wirksamer verfolgen, sie zu Fürbitten benutzen konnte, wie er denn auch für seine eignen Schriften ein höheres Privilegium, als zur Zeit üblich, erlangte. Diese, die in stattlicher Anzahl, sämtlich in der Form geistlicher Betrachtungen neben seinen eigentlichen Kanzelreden noch ständig einherliefen, sind, glaube ich, auch dort, wo ausdrücklich auf den Anlaß ihrer Entstehung oder den vorhergegangenen mündlichen Vortrag hingewiesen wird, nie für das bloß nachträglich gedruckte Manuskript einer wirklich gesprochenen Predigt zu halten. Sondern diese ist in der Form, wie sie ihr Abraham einmal gegeben hat — sei es, daß sie nun den realen oder nur den fingierten Zuhörer vor Augen hat — durchaus auf Improvisation, momentane Verknüpfung, Augenblicksvorteile gestellt und würde unfehlbar aller Wirkungen verlustig gehen, könnte man sie sich ebensogut als von langer Hand vorbereitet, in allen ihren seltsamen Seitensprüngen und Kreuz- und Quergängen als sorgfältig berechnet und wohl vorher eingeprägt denken, d. i. im geschriebenen Falle als peinlich-disponiert und logisch allseitig verfolgt. Aber obgleich wir auf diese Weise in all seinen Schriften wahrscheinlich keine einzige Rede Abraham a Santa Claras vor uns haben, wie er sie buchstäblich einmal in die tausendköpfige Menge hinausgesandt hat, so ist es trotzdem bei jedem seiner gedruckten Worte noch heute nicht anders, als ob wir tatsächlich seiner Stimme lauschten und unter der Suggestion bezeichnender Gesten einem höchst eindrucksvollen Vortrage zuhörten; weil eben dies seine ganze und höchst einzige Kunst ist, daß er schreibt, wie er spricht, und spricht, wie er schreibt — nur das eine Mal mit den atemlos gebannten Tausenden wirklich vor Augen, das andre Mal dieselben fast leibhaftiger und bewegter noch vor der Einbildung. So ist denn auch sein bekanntestes Werkchen „Mercks Wienn", das jene furchtbare Pest, die 1679 in der Kaiserstadt wütete, zum äußeren Anlaß und Gegenstand hat, zwar wirklich „mitten in der betrangten Stadt und Zeit zusammengetragen", aber natürlich mit seinen von Vergänglichkeit und Demut allen Klassen und Ständen predigenden Betrachtungen nie eigentlich vorgetragen worden. Abraham a Santa Clara konnte sich seiner Abfassung vielmehr, nachdem er nur anfangs an Krankenbett und Sterbelager allen Gefahren der Ansteckung ausgesetzt gewesen war, in ziemlicher Abgeschiedenheit als Hausgeistlicher einer fürstlichen Familie widmen. Ein ähnlich guter Stern waltete

Digitized by Google

über ihm, als er kurz vor der türkischen Invasion, die die Belagerung Wiens unter Kara Mustapha zur Folge hatte (1683), seinen geistlichen Wirkungskreis durch den Orden für einige Jahre nach Gräz verlegt sah; auch hier dürfen wir uns also sein ermunterndes und anfeuerndes Büchlein „Auf, auf, ihr Christen“ nicht aus wirklichen Andachten unter den Belagerten zusammengesetzt denken. — Nachdem die Türkengefahr vorüber, finden wir Abraham a Santa Clara wieder in Wien; innerhalb seines Klosters steigt er zu verschiedenen Würden, zweimal sehen wir ihn einer Gesandtschaft nach Rom beigegeben, und Papst Innocenz XIII. erkennt seine Verdienste an. Mit der Thronbesteigung des neuen Kaisers, Josephs I. (1705), gewinnt zwar die Gegenpartei am Hofe gegen ihn die Oberhand, aber Abraham dürfte darunter in den vier letzten Jahren seines Lebens kaum gelitten haben, sein Ruf beim Volke war fest begründet. Und obgleich uns über seinen Tod und die Trauer bei seiner Bestattung nur ganz dürftige Urkundenreste geblieben sind, so wäre es völlig verkehrt, daraus auf die wirkliche Teilnahme, die sicher große Bevölkerungskreise ergriffen haben wird, einen Schluß zu ziehen.

Erkenntnisse.

Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde).

Das Glück ist eine Illusion. Selbst im größten Glück ist ein Rest. Man fragt: ist das alles? Lohnt das das Mühen? Aber gerade in diesem Schillernden liegt der Reiz.

*

Liebe deine Feinde, denn sie sind angestellt, dich immer von neuem anzustacheln. Wie wertvoll ist das! Wo bliebst du? Du würdest ein Sonderling, ein Einsamer, und kümmertest dich nicht um die Welt. Sie aber ziehen dich immer wieder hinein. Und dann — wenn es ihnen schlecht geht, bieten sie dir noch die schönste Genugtuung. Geht es ihnen aber gut, so reizen sie deine Energie. Sie sind die Väter deiner Taten. — Dagegen muß man die Freunde argwöhnisch betrachten. Selbst im besten Freund schlummert ein Nehmender. Sie haben etwas Einlullendes, die Freunde. — Hast du aber beide am Gängelbande, so kannst du, ohne Schaden zu nehmen, ein Sonderling, ein Einsamer sein. In dieser kühlen Luft fühlst du dich unendlich wohl. Sie bietet dir auch die besten Fernsichten. Liebet eure Feinde! Denn sie sorgen dafür, daß ihr nicht zu fett werdet. So wird der Bibelspruch gemeint sein.

*

Man kann die Welt auf zweierlei Art erkennen: indem man die Ansätze zu Vollkommenheiten hervorhebt oder indem man die immer bestehenden Unvollkommenheiten in den Vordergrund stellt. Das eine ist die Art der Optimisten, das andre die der Pessimisten, der Skeptiker. Im Grunde handelt es sich um dasselbe Bild; es sind nur verschiedene Stadien, negativer oder positiver Zustand des photographischen Bildes. Der dem Wirklichkeitsbild nähere Abdruck auf der Platte heißt negativ; der Abzug positiv. Sollte das eine Hindeutung sein? Wer dem Leben zu nahe steht, wird meist Skeptiker; wer sich wieder entfernt hat, wird Optimist.

*

Optimismus ist ein gefährlicher Luxus. Man wird leicht zu fett dabei; man verdummt, und nicht zu fern erscheint die Beschränktheit der satten Leute. Wer die Einheit der Welt betont, muß zugleich zeigen, daß er die Zerrissenheit kennt; wer die Vollkommenheit der Welt vertreten will, muß uns zugleich das Unvollkommene vor Augen führen. Sonst glauben wir ihm nicht so recht. So muß der, der an die Güte der Welt glaubt, Einblick in die Schlechtigkeiten haben, ja, er muß schlecht sein. Der Optimist muß zum Teil Pessimist sein. Erst auf diesem Hintergrund des Kontrastes hebt sich das eigentliche Bild ab, und es erhellt hier so recht, daß alles relativ ist, daß es nur Schattierungen gibt. Nur der Borniertе vergröbert, vereinfacht sich alles. Jeder trägt sein Gegenbild in sich. So müßte der Gottgläubige der größte Sünder sein.

*

In jedem Duft, in jeder Schönheit liegt die Sehnsucht derer, die sie nicht mehr oder noch nicht genießen können, die sich nach ihnen sehnen. Selbst die Toten sehnen sich danach. Darum ist diese Welt vielleicht so schön.

*

Auch die Wissenschaft ist nur eine Form, die Welt zu erfassen und in einem abgekürzten Bilde darzustellen. Sobald sie anderes sein will, sobald sie auf Exaktheit, auf Richtigkeit pocht, wird sie etwas Unmögliches, ja Groteskes. Sie sinkt zu einem blöden Reportertum herab. Nur so hätte der Drang, alles einzuschachteln, auf Begriffe und Namen zurückzuführen, seine Berechtigung. Die Wissenschaft bekäme damit Phantasie, sie wäre etwas Schöpferisches. Ja, wir könnten in diesem Prozeß des Vereinfachens des Mannigfaltigen, des Absehens vom verwirrenden Detail des Alltags und des Zurückführens auf Grundgesetze einen künstlerischen Akt sehen, dessen Gewaltsamkeit imponiert.

*

Industrialisierung der Kunst! Wie wird darüber gezetert und gejammert! Man muß das Positive sehen. Gewiß, die Literatur, die Kunst, die Musik, alles gerät in die Fesseln der Industrie, und aus allem soll Geld gemacht werden. Was will das Publikum. Das ist die ständige

Digitized by Google

Frage. Gut. Es sei so. Und die Folgerung? Dieser Prozeß läßt sich nicht hemmen; man muß ihn nutzbar zu machen suchen. Die Rückwirkung ist: es werden immer mehr Leute sich finden, denen dieser Geschmack nicht zusagt; sie werden sich sammeln; es bilden sich kleine Zirkel, Vereine, Konventikel, die eine neue Kunst suchen und pflegen. Überall sind ja diese Wege schon bemerkbar. Es vollzieht sich eine Differenzierung des Publikums. Hier und da gibt es schon Leute, die wieder Lyrik lesen. Die Musik wird exklusiver gepflegt. Es werden Bilder gekauft, die man früher nicht angesehen hätte. Angewidert von dem Massenbetrieb in der Kunst, ziehen sich die feinern Naturen zurück. So wird ein neues Publikum erst gebildet. Es ist wie mit der Volkskunst. Künstlich läßt sie sich nicht halten. Vielmehr kommt es darauf an, daß neue Künstler Eignes schaffen, daß vorderhand nur von wenigen goutiert werden kann. Auch hier trägt die industrialisierte Volkskunst dazu bei.

*

Man schilt über die Massen und den Massengeschmack! Man schilt über die Zeitungen, die nur Massenware bringen. Man will das Volk aufklären und womöglich auf den Bahnhöfen vorbildliche Meisterwerke der Literatur verkaufen. Ja, wollen wir denn das allen Ernstes? Wäre es nicht schrecklich, wenn das Seltne sich so populär machte? Was wir brauchen, ist vielmehr das Gefühl, daß es eine Elite geben muß. Füttert die Massen, womit ihr wollt, aber treibt nicht Handel mit dem, was Ausnahme bleiben muß. Wer der Ansicht ist, daß Kultur eine Differenzierung der Stände voraussetzt, muß auch betonen, daß jedem Stande seine geistige Nahrung zukommt. Je mehr die falsche Aufklärungswut fortschreitet, um so mehr wird denen genommen, die wissen, daß eine bestimmte Kunst nur von wenigen verstanden werden kann. Unsre Zeit der billigen Klassikerausgaben und der Reproduktionen ertötet alles Feingefühl. Dadurch wird die Kunst, die Literatur immer künstlicher, denn es ist natürlich, daß die Kreise, denen Kunst ein Lebensbedürfnis ist, nicht in das Beifallsgeheul miteinfallen möchten, womit der Durchschnitt die seltnen Werke überhäuft. So müssen sie sich abseits Wege suchen, werden immer mehr eingeengt, und schließlich bleibt ihnen nur das Künstliche, Verzerrte.

*

Manche Menschen können erst dann zu andern gut sein, nachdem sie, wenn auch nur im geheimen, zu ihnen schlecht gewesen sind.

*

Ich las eine Definition, was Deutsch sei. Hermann Bahr schrieb: Der Deutsche will — das ist die Tragik — sich immer offenbaren, restlos, hat aber zugleich die Scheu, sich verstecken zu wollen. Das ist richtig, das ist sehr wahr gefühlt. Ich möchte daran die Bemerkung knüpfen: gibt das nicht Aufklärung über das Stadium, in dem wir uns als Kulturvolk befinden? Es gibt Grade der Entwicklung, Stationen, die jeder durchmachen muß, der einzelne wie das Volk. Ist das nun nicht ein Zeichen primitiven Studiums, das Bekennen-wollen, das Betonen des Eignen und doch wiederum die Scheu, sich zu bekennen? Man findet das immer bei primitiven Leuten. Wir sind am Anfang der Entwicklung. Werden die, die über diese Erkenntnis zetern, begreifen, daß in diesem Gefühl auch ein Glück liegen kann?

Herbstweh.

Von **Karl Ernst Knodt** (Bensheim).

Immer wird mir schwer das Scheiden
Von dem Wälderreich, dem lieben:
Ach! wie manches laute Leiden
Ist im Grün dort hangen blieben.

Kommt im Sturm der Herbst gezogen,
Löst er beides: Leid wie Blätter,
Kehr im Lenz ich: wie verflogen
Ist mein Weh im Wind und Wetter.

Eine Doktordisputation in Taschi-lunpo.

Von **Sven Hedin.**

Während der Zeit von 47 Tagen, die ich, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, in Schigatse verweilte, hatte ich Gelegenheit, zahlreiche Besuche im Kloster zu machen, interessante Einzelheiten zu zeichnen und zu photographieren, mich mit dem täglichen Leben und den Gewohnheiten der Mönche vertraut zu machen, bei Studien und Rezitationsübungen zugegen zu sein und mich immer mehr in der hierarchischen Metropole einzuleben. Mit einem oder zwei Begleitern pflegte ich nach Taschi-lunpo hinaufzureiten und in seinen dunklen Grabkapellen und Tempelsälen den ganzen Tag zuzubringen. Erst in der Dämmerung wurde ich von einigen meiner Leute mit Pferden wieder abgeholt. Von diesen Besuchen will ich hier einige Eindrücke festhalten.

Wir entnehmen diesen Abschnitt mit Erlaubnis des Verlages Brockhaus (Leipzig) dem soeben zur Ausgabe gelangenden neuen Reisewerk Sven Hedins: „Transhimalaja. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet.“ Zwei Bände mit zahlreichen Abbildungen nach Photographien, Aquarellen, Skizzen und Zeichnungen des Verfassers und mit 10 Karten. (Geb. 20 Mark.) Wir kommen auf das Werk noch ausführlicher zurück. D. R.

Digitized by Google

Am 14. Februar saß ich auf dem obersten der westlichen Altane und zeichnete eine Skizze der Fassade des östlichen Grabes, aber die Pilger, die sich gerade zu den religiösen Spielen versammelten, die an diesem Tage stattfinden sollten, zeigten sich so neugierig, daß ich die Arbeit abbrechen und sie auf eine ruhigere Gelegenheit verschieben mußte. Statt dessen ging ich auf die mit einem Geländer versehene Dachplattform vor dem Labrang hinauf und stellte unten an der hinaufführenden Leiter Wachen aus, um die Leute am Mitkommen zu verhindern. Dort oben fällt der Blick auf eine Menge zylinderförmiger Gestelle, die ein paar Meter hoch sind; teils mit schwarzem und weißem Stoffe überzogen, teils mit faltigen Draperien von verschiedener Länge und Farbe überkleidet, sehen sie Unterröcken sehr ähnlich. Zwischen ihnen ragen vergoldete Dreizacke, Fahnenstangen und andre heilige Symbole in die Luft, die die Tempel vor den Dämonen schützen. Während ich eine perspektivische Skizze der Fassaden der drei mittelsten Grabkapellen zeichnete, stellte sich der Oberintendant von Taschi-lunpo, der die Aufsicht über die Verproviantierung, das Reinigungswesen, die Beleuchtung usw. hat, bei mir ein, ließ Teppiche und Kissen legen und setzte uns den üblichen Imbiß vor. Es ist ein alter Lama, der nach vorbereitenden Studien im Kloster Tösang-ling schon 30 Jahre in Taschi-lunpo dient.

Von unserm Aussichtspunkt aus sehen wir mehrere kleinere, vergoldete Kupferdächer in chinesischem Stil, die vor den Grabfassaden liegen und sich ohne jeden vermittelnden Übergang direkt aus den flachen Dächern erheben. Unter jedem Dach befindet sich irgendeine bedeutende Götterstatue in einem Tempelsaal.

Ich ging auf dem Dache umher und genoß die wunderbare Aussicht über die Tempelstadt und ihren Wald von Dachornamenten und kam dabei an einen Platz, wo mehrere Gruppen priesterlicher Schneider mit einem Eifer und einer Hast, als gelte es ihr Leben, bunte Zeugstücke zusammennähten. Hätte man sie ohne die klösterliche Umgebung und die wehenden Symbole gesehen, so würde man geglaubt haben, daß es sich um Gewänder zu einem Ballett oder Kostümfest handle. O nein, die Götterbilder waren es, die neue Seidenkleider haben und wegen des fünfundzwanzigsten Geburtstags des Taschi-Lama mit neuen Draperien und Standarten umgeben werden mußten. Die geistlichen Ritter von der Nadel saßen im vollen Sonnenschein, nähten, plauderten miteinander und schienen sich sehr behaglich zu fühlen. Sie baten mich ungeniert um Geld zu Tee und erhielten auch eine Handvoll Rupien.

Unter dem Platz, wo ich den Taschi-Lama bei den Spielen zuerst erblickte, liegt eine offene Galerie, ein Säulengang mit Aussicht auf den Hof; die Säulen sind von Holz, nach oben hin mit rotem und nach unten mit weißem Stoff umwunden. Diese Galerie ist sehr malerisch, vom Hause aus gesehen besonders der Platz, wo die Statuen der vier Geisterkönige stehen. Die Säulen heben sich dunkel gegen den hellen Hintergrund des offenen Hofes ab, und zwischen ihnen bewegte sich gerade eine Staffage, die das Bild nicht verdarb, nämlich rotgekleidete Mönche und Pilger in bunten Gewändern.

Gerade jetzt wurde auf dem Hofe ein religiöses Spiel aufgeführt. An der nördlichen kurzen Querseite des Hofes stand unter dem ersten Altan ein Thronaltar. An seinen beiden Seiten saßen Mönche in gelben Kaftanen. Zwei ebenfalls gelbgekleidete Lamas traten barhäuptig vor den Altar und blieben in vorgebeugter Haltung regungslos stehen. Dann schritten drei Lamas in roten Togen und gelben Zipfelmützen langsam über den Hof, führten unter gellenden Rufen seltsame Armbewegungen aus und nahmen die Mützen ab, aber nur, um sie mit mystischen Gesten sofort wieder aufzusetzen. Diese Zeremonie wurde solange fortgesetzt, daß wir dem Beispiel der meisten Pilger folgten und die Geistlichkeit ihrem Schicksal überließen.

Am nächsten Tag ging eine andre Zeremonie vor sich, über deren Bedeutung ich leider keine ganz zuverlässige Aufklärung erhalten konnte. Auf dem gelbseidnen Thron an der Querseite des Hofs hatte der Taschi-Lama in vollem päpstlichen Ornat Platz genommen, als zwei Mönche in roten Gewändern und mit hohen, roten, helmähnlichen Kopfbedeckungen an ihn herantraten. Nachdem sie Seine Heiligkeit begrüßt hatten, ging der eine nach den elf Stufen der steinernen Treppe und stellte sich auf die unterste Stufe, und nun begannen sie eine höchst eigentümliche Konversation. Der Lama auf der Treppenstufe ruft etwas, wahrscheinlich ein Zitat aus den heiligen Schriften, oder stellt vielleicht auch eine Frage, schlägt die Hände klatschend zusammen, daß es auf dem Hofe widerhallt, und macht dann mit der rechten Hand eine Gebärde, als ob er dem andern Mönche irgend etwas direkt an den Kopf schleudern wolle. Dieser antwortet sofort ebenso laut und klatscht ebenso in die Hände. Dann und wann wirft der Taschi-Lama selbst ein Wort hinein. Lobsang Tsering, der mich begleitete, sagte, diese Zeremonie sei eine Art Doktordisputation, und die beiden disputierenden Mönche erlangten, wenn sie die Prüfung bestanden hätten, einen höheren Grad in der priesterlichen Rangskala.

Links unten sitzen auf dem Teppich des Hofes sechs Lamas in gelber Tracht. Zwischen den Säulen ist die Galerie gedrängt voll von rotgekleideten Lamas niederen Ranges; vor ihnen aber sitzen vornehmere Mönche in roten, reich mit Gold gestickten Kaftanen. Unmittelbar an der rechten Seite des Taschi-Lama hat Lobsang Tsundo

Digitized by Google

Gjamtso seinen Platz. Die dunkelroten und strohgelben Farben sind in dem schmutziggrauen Ton des Hofes von kräftiger Wirkung.

Jetzt tritt eine Menge dienender Brüder ein; sie stellen auf dem offnen Platz vor dem Taschi-Lama lange Reihen kleiner Tische auf, die im Handumdrehen mit Schalen voll getrockneter Früchte, Backwerk und Mandarinen besetzt werden. Dann beginnt ein Festmahl zu Ehren der Promotion. Sobald die Tische und Schalen leer sind, werden sie ebenso schnell, wie sie gebracht worden waren, hinausgetragen, und nun erscheint eine feierliche Prozession von Mönchen mit Teekannen — eine Art Teezeremonie beginnt, weniger kompliziert, aber ebenso vornehm wie die in Japan. Vor den Thron des Taschi-Lama stellen sich zwei hochgestellte Priester und bleiben dort, ein wenig nach vorn gebeugt, so regungslos stehen, daß sie an die am Altar betenden Geistlichen unsrer Kirchen erinnern. Ihre Aufgabe ist es, Seiner Heiligkeit Tee zu servieren. Der erste Mönch der Prozession trägt eine Kanne von massivem Gold, die ihm der eine der beiden vor dem Thron stehenden Priester abnimmt, um die Tasse des Taschi-Lama zu füllen. Die übrigen Mönche der Prozession tragen silberne Kannen, deren jede 900 Mark wert ist, und aus denen allen den andern, nicht inkarnierten Mönchen eingeschenkt wird. Jeder Mönch trägt seine eigne Holztasse in den Falten seiner Toga stets bei sich, und wenn der Einschenkende mit der Kanne kommt, hält er ihm nur die Tasse hin.

Während der Zeremonie fahren die beiden Kandidaten unausgesetzt fort, zu disputieren und in die Hände zu klatschen. Nachdem sie drei Stunden lang mit gekreuzten Beinen so unbeweglich wie eine Buddhastatue dagesessen, steigt Seine Heiligkeit vom Thron herab und schreitet langsam, auf zwei Mönche gestützt, die Steintreppe hinauf, die mit einem schmalen, bunten Läufer belegt worden ist; denn der Taschi-Lama darf die unreine Erde mit den heiligen Sohlen nicht direkt berühren. Hinter ihm geht ein Mönch, der ihm einen gewaltigen, gelbseidnen Sonnenschirm mit herabhängenden Fransen über den Kopf hält. Man fühlt unwillkürlich, daß der kleine Mann im päpstlichen Ornat und der gelben Mitra, der unter allgemeinem Schweigen zwischen den Säulen der Galerie im Dunkel verschwindet, wirklich ein Heiliger und einer der Mächtigsten der Erde ist. Er geht nun nach seinem Gemach im Labrang hinauf, wo er sich persönlichem Frieden in der Stille hingeben kann, bis irgendeine neue Zeremonie ihn wieder zur Erfüllung kirchlicher Pflichten hinausruft.

Der ganze Hof schien finster geworden zu sein, nachdem er fortgegangen war. Die Mönche, die sich eben noch so still verhalten hatten, begannen zu plaudern und zu lachen; die jüngeren spielten und rangen miteinander, und schmutzige Novizen mit nackten Armen verjagten mit Gerten zwei räudige Hunde, die sich auf dem heiligen Platze eingeschlichen hatten.

Es war jedoch nicht nur die Abwesenheit des Taschi-Lama, die den Hof verfinsterte; Wolken gelben Staubes wurden vom Weststurm über Taschi-lunpo hingejagt. Alle Wimpel, Fenstergehänge und Markisen und die langen, weißen Fahnen an den Fahnenstangen begannen zu flattern und zu klatschen, und der Klang von tausend Tempelglocken verschmolz in einen einzigen Ton, der die Luft erfüllte und einer Hymne gleich zu den Wohnstätten der Götter emporzusteigen schien. Denn an allen Ecken, Vorsprüngen und Dachleisten hängen Messingglocken, an deren Klöppel eine Feder befestigt ist, so daß auch ein unbedeutender Wind Töne aus dem Erz hervorzulocken vermag. Beim Durchwandern der Labyrinthe Taschilunpos lauscht man gern diesem großen Glockenspiel der Winde.

Ein Lama aus Ladak, der seit fünf Jahren in Taschi-lunpo studierte, erzählte mir, das Kloster habe vier verschiedene Grade gelehrter Priester. Wenn in einer Familie mehrere Söhne sind, muß sich stets einer von ihnen dem Klosterleben widmen. Um aufgenommen zu werden, muß er erst das Klostergelübde ablegen und sich verpflichten, keusch und enthaltsam zu leben, nicht zu trinken, zu stehlen, zu töten usw. Er wird dann Novize bei der Brüderschaft der gelben Mönche. Nach diesen vorbereitenden Studien erlangt er den ersten Grad als Priester, der Getsul heißt und ihm die Pflicht auferlegt, gewisse heilige Schriften zu studieren und am Unterricht teilzunehmen, den ein Kanpo-Lama erteilt. Es ist auch seine Pflicht, sich bestimmten dienstlichen Verrichtungen zu unterziehen, höheren Mönchen mit Tee aufzuwarten, Holz und Wasser zu tragen, das Reinigen der Tempel zu besorgen, die Opferschalen zu füllen, die Dochte der Butterlampen gerade zu schneiden und dergleichen mehr. Der nächste Grad, Gelong, zerfällt in drei Abteilungen: Ringding, Riktschen und Katschen, von denen erst der letzte seinem Inhaber die Berechtigung verleiht, sich als Lehrer zu betätigen. Dann folgt der Grad Kanpo-Lama oder Abt, und schließlich der Jungtschen, der der nächste zum Pantschen Rinpotsche ist.

Ein Getsul-Lama muß eine Abgabe von 20 Rupien bezahlen, um zum Rang eines Ringding-Lama erhöht zu werden; das ist also nur eine Geldfrage, und der Rang kann einen Monat nach seinem Eintritt ins Kloster erworben werden, kann aber auch, wenn der Lama mittellos ist, mehrere Jahre auf sich warten lassen. Ein Ringding-Lama muß eine ganze Menge Schriften studieren und zahlt, um Riktschen-Lama zu werden, wieder 50—60 Rupien, um Katschen zu werden aber 300. Einem andern Gewährsmann zufolge werden der Ringding und der Riktschen

Digitized by Google

noch zum Getsulgrad und nur der Katschen zum Gelonggrad gerechnet. In diesen Graden wird es ihm jedoch leichter, die nötigen Mittel aufzutreiben, denn jetzt hat er Gelegenheit, den Priesterberuf unter dem Volke auszuüben. Um zum Kanpo-Lama befördert zu werden, bezahlt man nichts, sondern diese Ernennung erfolgt durch den Taschi-Lama; sie ist verhältnismäßig selten, und es ist große Gelehrsamkeit dazu erforderlich. Der Ernannte erhält ein Zeugnis, das mit dem Siegel des Taschi-Lama versehen ist. Zur Erlangung des Jungtschengrades muß man die heiligen Bücher vollständig beherrschen, und ein Konklave hoher Mönche reicht Vorschläge zur Verleihung der Würde ein.

Gegenwärtig gibt es in Taschi-lunpo 3800 Mönche. Während der Festtage steigt ihre Zahl jedoch auf 5000, weil dann viele aus benachbarten Tempeln hierher kommen. Von den 3800 sollen 2600 dem Getsulgrad und 1200 dem Gelonggrad angehören. Die Gelong-Lamas brauchen sich nicht mit weltlichen Arbeiten zu befassen, sondern haben nur den Tempeldienst zu besorgen und beim Gottesdienst mitzuwirken. Den Kanpograd haben jetzt nur vier in Taschi-lunpo und den Jungtschen nur zwei, einer aus der Provinz Tschang und einer aus Kanum in Beschar, dem Kloster, wo der Ungar Alexander Csoma de Körös vor einigen 80 Jahren als Mönch lebte, um die Urkunden des Lamaismus zu studieren. Dieser Jungtschen-Lama, der Lotsaba heißt, ist Abt des Klosters Kanum und dreier andern Klöster am Satledsch. Er kam als neunjähriger Knabe nach Taschi-lunpo und lebt hier seit 29 Jahren. Er sehnt sich nach seiner Heimat, aber der Taschi-Lama will ihn nicht eher dorthin reisen lassen, als bis der Dalai-Lama nach Lhasa zurückgekehrt ist.

Unter den 3800 Mönchen sind im ganzen 400 aus Ladak und andern Ländern im westlichen Himalaja; einige wenige sind Mongolen, die übrigen Tibeter. Die Kirchenmusik besorgen 240 Mönche und das Tanzen wird von 60 ausgeführt. Sie tanzen nur zweimal im Jahr. Während der Zwischenzeiten liegen die wertvollen Kostüme in versiegelten Kisten in einer Rüstkammer, die „Agakang" heißt. Da sie nur sehr geringer Abnutzung ausgesetzt sind, halten sie Hunderte von Jahren.

Das eben geschilderte Disputationsfest galt der Erlangung des Katschengrades, dessen Promotion nur während des Neujahrsfestes stattfindet; an diesem werden jährlich 18 Lamas vom Getsul zum Gelong promoviert. Die Zeremonie dauert drei Tage; am ersten Tage werden zwei vormittags und zwei nachmittags promoviert, am zweiten Tage sechs und am dritten Tage acht.

Ähren und Garben.

Aus der literarischen Lese des Jahres.

I.

Welche Gestalt würde unsre Literatur erhalten, wenn Horazens „nonumque prematur in annum", — die „Grämelei eines Graukopfs, der zur eisernen Zeit des schweren Geistes lebte", wie Webers Demokritos ironisch bemerkt — zu einer allgemeinen Einrichtung erhoben würde? Wie unzählige Bücher würden ungeschrieben, und wenn geschrieben, ungedruckt bleiben, und wie würden diejenigen, die schließlich dennoch gedruckt würden, dadurch gewinnen! Verbietet die Polizei, unreifes Obst und saures Bier zu verkaufen, warum nicht auch unreife Bücher? . . . So seufzt Ihering einmal in seinen „Vertraulichen Briefen". Das ist nun fast ein Menschenalter her, und die Flut der Bücher ist indessen von Jahr zu Jahr höher geschwollen, eine wahre Sintflut geworden. Sieht man, wie der solche Fluthöhen gleich einem Pegel registrierende Hinrichssche Katalog von Jahr zu Jahr dickleibiger wird, so kann einen das Grausen ankommen, und ist man gar der Leiter einer literarischen Zeitschrift, will sagen: strömen einem Woche für Woche und manchmal Tag für Tag die Bücher ins Haus, unübersehbar, gar nicht mehr zu zählen, mit der bald zaghaft, bald auch recht herrisch vorgebrachten Forderung, sie gefälligst zu „rezensieren", dann kann einen schier das Verzweifeln ankommen. Gewiß, es gibt eine ganze Reihe von „Verlegern" — und „Schriftstellern", deren „Erzeugnisse" man ohne weitere Gewissensbisse dem geräumigen Papierkorb anvertraut; denn leider ist der „Verlagsbuchhandel" nur zu oft lediglich ein Geschäft, und nicht einmal ein sauberes; wer einen Blick dafür hat, sieht's den Produkten eines solchen Verlages gleich auf den ersten Blick an. Die versinken also gleich beim Auftauchen. Aber die andern: diese zu Stapeln getürmten, zu Säulen gebauten, in Schränken, auf Tischen, auf Stühlen, am Boden liegenden Massen! Bücher, die aus sich selbst heraus auf gewisse Berücksichtigung rechnen dürfen. Gehe ich zu Ende des Jahres, wenn die Flut am höchsten schwillt, durch mein nicht gerade kleines Bibliothekszimmer, stelze ich vorsichtig durch die schmalen Täler der Bücherberge — und einige schieben sich wie schreitende Gletscher ins Tal —, dann bedaure ich, daß der Tag nicht nochmals vierundzwanzig Stunden hat, und habe ich mich dann einmal in der Berge Schätze versenkt, dann bedaure ich zuweilen, daß ich soviel kostbare Zeit nutzlos an dieses nichtige Zeug verschwendet habe! „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, geht mit dem Lesen etymologisch um — legere bedeutet auswählen." Wer kann bei dieser Fülle von Büchern wohl richtig auswählen, legere, lesen, auslesen? Wenn ich nun doch hier aus der Wahl, die ich

Digitized by Google

in vieler Tage Arbeit, im Genusse weniger Stunden mir erlas, dies Buch und jenes empfehle, so möge man darin ums Himmelswillen kein wegwerfendes Aburteilen über alle andern sehen, sondern eben nur eine ganz persönliche Auswahl, durch puren Zufall vielleicht ebenso geleitet, wie durch den individuellen Geschmack.

Ich will aber den elegischen Ton dieser Vorbemerkungen nicht ganz in Moll aushallen lassen, und so bekenne ich freudig, daß in Einem, woran unser Bücherwesen krankt, ganz allgemein eine bedeutsame Wandlung zum Bessern sich allgemach zu vollziehen beginnt: im Buchgewerbe. Es ist ein wahres Wetteifern unter den Verlegern jetzt — und auch die kleinen nehmen an so löblichem Wettstreit teil —, den Büchern, die sie auf den Tisch uns legen, ein schmuckes, und noch mehr, ein geschmackvolles Gewand zu geben. Das gilt so dem Einband wie der inneren Ausstattung. Eine ganze Legion von Künstlern ist erstanden, die ihre Kunst in den Dienst der großen Sache stellt. Es ist gewiß nicht pure Einbildung, wenn man behauptet, daß das bloße Gewand eines Buches, die typographische Ausstattung, das Papier schon von vornherein in einem ästhetischer empfindenden Menschen eine gewisse Stimmung und damit eine gewisse Voreingenommenheit erzeugt, erzeugen muß. Und, wie gesagt, auf diesem Gebiete wetteifert heute fast der gesamte Verlagsbuchhandel untereinander. Man betrachte etwa nur einmal (und zunächst nur rein äußerlich) irgendein Buch des Inselverlags (Leipzig), selbst die so wohlfeilen Pappbände im Geschmack der Biedermeierzeit — von den köstlichen Luxusausgaben ganz zu geschweigen; man betrachte einmal die Ausstattung, die Mittler & Sohn (Berlin) ihren Bodeschen Goethebüchern (Goethes Leben im Garten am Stern, Charlotte v. Stein) zuteil werden ließen; man nehme einmal irgendein Buch aus dem Verlag von Bruno Cassierer (Berlin): etwa den Musäus, den Lederstrumpf, den Gontscharow, irgendein Buch von Diederichs (Jena), ganz gleich welches, von Hans von Weber (Hyperionverlag München) — wie köstlich ist schon sein Almanach! —, Georg Müller (München) — ich denke zumal an die wundervolle Goethe-Propyläenausgabe —, Albert Langen (München) und last not least S. Fischer (Berlin) — seine „Bibliothek zeitgenössischer Romane", deren Ausstattung E. R. Weiß besorgte, und deren Bändchen gebunden nur 1 Mk. kosten, ist geradezu vorbildlich — man nehme irgendeins der genannten Werke in die Hand, und man wird zugestehen müssen, daß unser deutsches Buchgewerbe heut ganz gewiß nicht mehr hinter dem der andern Nationen rangiert. Ich will doch noch in diesem Zusammenhange das eine und das andre Buch ausdrücklich hervorheben, ohne daß solche Aufreihung irgendeinen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben trachtet. Da sind zunächst wahre Prachtstücke des Buchgewerbes: „Montaignes Versuche" und „Rousseaus Bekenntnisse", dieses in grün Saffian, jenes in blaues Kalbleder gebunden, mit dezentem Goldaufdruck (Wiegand & Grieben, Berlin), auch rein typographisch das Vornehmste, was ich seit langem gesehen habe. Da sind (aus dem Ullsteinschen Verlage) mit hohem Lob zu nennen: Zobeltitz „Briefe deutscher Frauen" und Geiger: Goethe, beide Muster moderner, schlichter, solider Buchausstattung. (Hier war der famose Carl Schnebel wohl Berater.) Die „Deutsche Verlagsanstalt" (Stuttgart) zeigt ihr Streben etwa in Ricarda Huchs „Der letzte Sommer", dem „Strand" von Max Dreyer, C. F. Amelang (Leipzig) in dem entzückenden „Schillers Liebesfrühling" (der Preis beträgt nur eine Mark!) und dem vornehm-ruhigen, grüngoldenen Gewand, das Martin Greifs gesammelte Lyrik erhielt. Da sind die Bücher der Österreicher aus dem Staackmannschen Verlage (Leipzig): Ginzkey, Bartsch, der neue Rosegger. Ich nenne weiter in bunter Wahl Fritz Eckardt (Leipzig): Das Lied vom Kinde und Lenzens Gedichte; R. Voigtländers (Leipzig) Goethebücher (Geiger und Mentzel, beide ersten Ranges); Quelle und Meyer (Leipzig): Körners Briefwechsel; die Bücher des Beckschen Verlages (München): etwa das Mignon-Werk von Wolff; der Verlag der Rheinlande (Düsseldorf) mit Hesses „Hermann Lauscher", Westermanns „Knabenbriefe"; Eugen Salzer (Heilbronn): Sieben Schwaben; Grethlein & Co. (Leipzig) Rosners „Silberne Glocke"; Alfred Janssen (Hamburg) z. B. das ganz aparte Bonselssche Werk „Blut"; Erich Reiß (Westend): „Gullivers Reisen" und der neue Altenberg; Gerhard Kühtmann (Dresden) mit dem „Geschmack im Alltag" von Lux, ein andres Werk von Lux, „Der Wille zum Glück", fand durch Robert Mohr (Wien) eine entzückende Ausstattung; Robert Lutz (Stuttgart): Helen Keller „Meine Welt"; Hinstorffs Verlag (Wismar): die Lüneburger Romane von Nathanael Jünger; Gustav Schlößmann (Hamburg) Pauls: „Vom Leid" usw. usw.

Das ist nur eine kleine Lese und aufs Geratewohl herausgegriffen; ich habe gewiß so manches schmucke Buch übersehen. Aber selbst die wenigen, zufällig hier genannten zeigen schon, welch bewunderungswürdige Fortschritte das Buchgewerbe bei uns gerade in den letzten Jahren gemacht hat. Die entsetzliche „Überkunst" der „Prachtwerke" ist allgemach verschwunden; verständnisvoller Geschmack und Sinn dafür, daß ein gutes Buch auch ein würdiges Gewand und Wesen zur Schau tragen müsse, hat ihr hoffentlich für alle Zeiten den Garaus gemacht.

A. Hn.

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Menetekel.

Die Sage vom Babylonierkönig Belsazar weiß nur von einem düsteren Zeichen zu erzählen, das ihm als Warnungszeichen in mystischer Schrift erschien. Das deutsche Bürgertum kann über solche Sparsamkeit der Gottheit nicht klagen: Wohin es blickt, trifft das Auge auf ein Menetekel. Ob es auf die sächsischen oder badischen Wahlen schaut, ob es den Einmarsch der Genossen in immer neue Stadtparlamente in den Kreis betrüblicher Betrachtungen zieht, ob es nachdenksam die Nachwahlen zum Reichstag an sich vorüberdefilieren läßt. Immer weht siegreich die rote Fahne. Jetzt auch an der Saale hellem Strande, wo sonst „auf altbemoosten Steinen Gestalten zart und mild", nicht aber die Gestalt des triumphierenden Stadthagen erschienen, und wo sicherlich Franz Kugler nicht an Rosa Luxemburg dachte, als er die Verse schrieb: „Droben winken holde Augen, freundlich lacht manch roter Mund". Und doch ist diese Warnung besonders deutlich: sie zeigt, was an wirklichen Werten durch dies sommerliche Elend verloren ging. Hier haben sich doch nun die bürgerlichen Parteien zusammengefunden, und nach den Gesetzen der Mechanik hätte der Sieg erfochten werden müssen. Aber die Volkspsychologie folgt eben nicht diesen, sondern ihren eigenen Gesetzen, und die Zahlen lassen sich nicht kommandieren. Die Begeisterung holte die Säumigen an die Urne, um für die Propheten des nationalen Gedankens zu zeugen. Die bittere Enttäuschung über diese Propheten, die in bissiger Parteiwut ihre eigene Lehre verrieten, treibt sie in das Lager der Gegner. Viertausend Mann, die zur weißen Rose schwuren, gingen zur roten Rose über. Und es wird so weitergehen. Bald wird man um Eisenach kämpfen, bald um einen andern Sitz des Bürgertums, und „die Magier kamen, doch keiner verstand zu deuten die Flammenschrift an der Wand". Die Sozialdemokratie hat ein Schweineglück. Z.

* * *

Der Schnapsboykott

ist mißglückt, der Stoff, die Materie, hat sich stärker erwiesen, als der Geist, der Budiker triumphiert über den Willen zur parteipolitischen Enthaltsamkeit. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Das hat auch der sozialistische Parteivorstand anerkannt, und ein kluger Genosse hat nachträglich den raschen Beschluß von Leipzig ad absurdum geführt, indem er ihn nur dann für durchführbar erklärte, wenn die Dreimillionenpartei sich selbst als alkoholisiert erkläre. Denn wirken könne doch nur der plötzliche Verzicht eines Groß-Konsumenten. „Alle Gluckerpullen stehen still, wenn dein starker Arm es will!" Der starke Arm des Parteibudikers versagte, und so hat sich Deutschland nicht wie Alabama in ein Paradies der Temperenzler verwandelt. Wenn aber der Parteivorstand schreibt: „Wir würden die Parteiversammlungen zum Tummelplatz der unangenehmsten persönlichen Zerwürfnisse machen, wenn Nichtbefolgungen besprochen oder gar als Verstoß gegen die Parteigrundsätze betrachtet würden; Schnüffeleien und Denunziationen würden Tür und Tor geöffnet", so gewinnt man doch einen Einblick in das, was hinter den Kulissen vorging, ehe die Ordre erfolgte, in diese Fülle von brüderlichen Versuchen, den lieben Nächsten um eines Kümmels willen, oder weil er dem Magenbitter nicht entsagte, als einen Verbrecher gegen die heiligsten Prinzipien dem Groß-Inquisitor zu übergeben. Selbst die ärztliche Verordnung schützte nicht gegen den großen Bann. Da hat denn der Parteivorstand ein Einsehen gehabt, der Staat erhält seine Steuern, der verwünschte Junker seinen „Extraprofit", der Budiker seinen Groschen und der schlichte Genosse seinen Kümmel. Und alles blieb als wie zuvor. Z.

* * *

Nicaragua.

Man ist es gewohnt, den ganzen Orient und namentlich Montenegro nur als einen Stoff für Operetten zu betrachten. Daran tut man unrecht. Aus dem Operettenstadium ist der Orient seit vergangenem Jahre heraus. Es handelt sich da um Probleme, bei denen auch unser Sein und Nichtsein berührt wird. Dagegen ist Mittel-Amerika noch heute das klassische Land der Operettenrevolutionen und Putsche. Das ganze Leben und Treiben ist schon in Friedenszeiten theatralisch. Ein selbstherrlicher Tyrann mit einem Schuß Indianerblut und gewöhnlich auch einer tüchtigen Dosis leidenschaftlichen Negerblutes beherrscht die Geschicke des Ländchens. Nicht ein finsterer Despot, sondern genußtoll, nach wilden Trinkgelagen lechzend und nach Weibern. Natürlich grausam nebenbei. Soweit nicht von Furcht vor Stärkeren gelähmt. So lebt man dahin in dulci jubilo. Wenn die Sache droht einförmig zu werden, dann kommen ein paar Verschworene aus Salvador oder Guatemala in den Nachbarstaat, machen mit ihren Schießprügeln einen beträchtlichen Lärm und erheben irgendeinen neuen Diktator auf den Thron. Das Schießen dient eigentlich nur zur Einschüchterung! Schaden richtet es selten an. Ein Deutscher, der einst Konsul in Mittelamerika gewesen, erzählte mir, bei seinem dortigen Aufenthalte sei einmal die Schreckensnachricht verbreitet worden, bei einem Gefechte seien 500 Insurgenten gefallen. Bei genauerem Nachforschen ergab sich, daß es, alles in allem, ausgerechnet ein einziger Mann war, der den Blutzoll hatte zahlen müssen. In diesem Lichte wird man die jüngsten Zeitungsnachrichten über den Präsidenten Zelaya und seine Metzeleien betrachten müssen. Allerdings war in seinem Falle das Blutvergießen nicht ganz unbedenklich, insofern zwei Yankees daran glauben mußten. Das brachte, wie nur billig, die Volksgenossen der Erschossenen in höchste Wut. In solchen Dingen versteht der Nordamerikaner keinen Spaß. Und mit Recht! Ich wollte nur, wir Deutschen wären im gleichen Falle ebenso empfindlich. Genug, Taft verlangte in den schärfsten Ausdrücken Genugtuung. Wenn jedoch vielfach die Ansicht entwickelt wird, die Union werde den peinlichen Zwischenfall zu einer Vergrößerung ihres mittelamerikanischen Besitzes, zu einer Angliederung Nicaraguas benutzen, so schießt diese Ansicht über das Ziel hinaus. Nicht, weil die Herren Yankees zu rücksichtsvoll und zartfühlend wären. Bewahre! Sondern weil sie sich keinen Klotz ans Bein binden wollen. Sie haben mit den Philippinen und mit Panama gerade genug. Namentlich mit Panama. Der Kanal erfordert unendliche Zeit und noch unendlichere Summen — ich glaube, zwei Milliarden Mark ist noch gar kein Wort dafür. Der Kanal wird sich nie und nimmer rentieren. Er kann sich nicht rentieren. Denn gesetzt den Fall, man wollte gebührende Zinsen für das enorme Anlagekapital herauswirtschaften, so müßte man eben die Schiffahrtsabgaben für den Durchlaß durch den Kanal so hoch bemessen, daß eben jedes vernünftige Schiff die Fahrt durch die Magellanstraße oder um das Cap Horn vorzöge. Mithin hat der Kanal lediglich eine strategische Bedeutung. Aber auch die dürfte denn doch ein wenig zu teuer erkauft sein. Im übrigen wäre es nichts weniger als ein Vergnügen, die zucht- und ruhelosen Mulatten und Oktoronen und Zampos und Mestizen, dazu noch kaum minder zuchtlose abenteuernde Ausländer im Zaum zu halten. Für Onkel Sam wäre es wirklich billiger, dem Präsidenten noch einen Seitenflügel an das Weiße Haus oder eine Sommervilla in Chesapeake-Bay zu bauen, als Nicaragua zu regieren. Dr. A. Wirth (München).

* * *

Die Engländer in Mesopotamien

wollen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Durch die Ausdehnung ihrer Schiffahrtsinteressen auf Euphrat und Tigris fassen sie sowohl in der Türkei als auch in Persien besser Fuß. Vom unteren Tigris geht eine Kunststraße durch das schwierige Hochgebirge nach Isfahan. Die Bachtiari, die an dieser Straße wohnen, sollen schon vor Jahren durch die Vermittlung desselben Hauses, dessen Inhaber jetzt Mitglied des Unterhauses und eifriger Jäger ist, an 50.000 Flinten bekommen haben. Letzthin

Digitized by Google

ist zu der kommerziellen Tätigkeit der Briten auch eine montanistische getreten. Ein Australier Namens Deakin hat Bohrungen nach Erdöl angestellt. Zuerst hatte er keinen Erfolg. Aber er arbeitete unverdrossen weiter und wurde denn zuletzt findig. Da bei gutem Wasserstand die Dampfer bis Mosul emporbringen können, so haben die Engländer eine Möglichkeit, auch Kurdestan und Hocharmenien und selbst das Hauran zu beeinflussen. Wie sehr das die Kreise unserer Bagdadbahn störe, liegt auf der Hand. In Verbindung mit diesen Entwürfen ist die Nachricht zu verstehen, daß ein englisch-amerikanisches Syndikat — Leute von Pierpont Morgan sollen dabei sein — einen Schienenstrang oder eine Automobilstraße von Aleppo über Palmyra nach Mesopotamien legen will. Die Konzession ist freilich noch nicht erteilt. Am wichtigsten aber ist, daß das vielverbreitete Projekt von Sir William Willcox endlich seiner Genehmigung entgegensieht. Dürfen sie Willcox' künstliche Bewässerung durchführen, so sind die Engländer die wirtschaftlichen Herren von Mesopotamien. W.

* * *

Was alles telegraphiert wird.

Jüngst meldete das Wolffsche Telegraphenbüreau aus Neudeck: „Als Seine Majestät der Kaiser heute an der russischen Grenze jagte, wurde er von einer Abteilung der russischen Grenzwache, die unter dem Befehl eines Oberleutnants Paradeaufstellung genommen hatte, begrüßt. „Der Kaiser dankte mit militärischem Gruß."

Also wirkliche, fremde Soldaten, die des deutschen Kaisers ansichtig wurden, haben ihn gegrüßt. Wie sonderbar, höchst sonderbar. Freilich, eine so auffallende unerhörte Tatsache mußte telegraphiert werden, das ging gar nicht anders. Und erst die noch merkwürdigere, daß der Kaiser mit militärischem Gruße dankte! Denn in diesen wenigen Worten stecken zwei wichtige Momente. Erstens, daß der Kaiser überhaupt dankte, was bekanntermaßen sonst nie geschieht, und zweitens, daß er es auf militärische Weise tat. Wir hätten ja sonst auf die Vermutung kommen können, daß er den Zylinder abgenommen habe, den Zylinder, den er wahrscheinlich zur Jagduniform trägt. — Wenn ich der Kaiser wäre, ich würde mir die Neuigkeitsschnüffler und Geberdenspäher noch ganz anders vom Leibe halten, als es jetzt schon geschieht. Dr. M.

* * *

Maria Bergmann und der grüne Heinrich.

Imbezill, schwachsinnig, neurasthenisch, nervenschwach, man könne ihr nicht ein Wort glauben — lautete das Gutachten des sachverständigen Gerichtsarztes Dr. Strauch über Maria Bergmann. Auch im dritten Prozeß wurde Frau Dr. Bergmann wegen Mißhandlung ihrer Stieftochter Maria wieder verurteilt, und zwar diesmal unter Anrechnung von drei Wochen Untersuchungshaft zu zwei Monaten Gefängnis. In der Urteilsbegründung wurde hervorgehoben, daß verschiedene Behauptungen Marias keinen unbedingten Glauben verdienten, denn sie wird den Zeuginnen manches erzählt haben, was übertrieben war und auf Phantasterei beruhte. Das Gericht stellte aber unter anderem fest, „daß das Kind zur Winterszeit längere Zeit: Tage und Wochen hindurch nur mit einem dünnen Röckchen, Hemdchen und Schuhen bekleidet, habe herumlaufen müssen, sowohl im Hause als auch bei kurzen Gängen auf die Straße". Die Angeklagte hat bei einem Lichtbad sämtliche Lichtbirnen in Tätigkeit gesetzt, und das Kind, als es die Tortur nicht ertragen wollte (wohl auch nicht ertragen konnte), mit einem Stock geschlagen. Und noch öfters wurde Maria mißhandelt. Als böswillig und gefühlsroh bezeichnete das Gericht die Handlungen der Angeklagten, die der Maria eine Mutter sein sollte. — Wenn man aber, wie der sachverständige Gerichtsarzt, Maria Bergmann für imbezill, schwachsinnig, neurasthenisch, nervenschwach hielte, so kann man demnach die Taten der Stiefmutter nicht milder beurteilen. Mit Recht hat auch Herr Kammergerichtsrat Dr. Boethke, der gerichtlich bestellte Pfleger der Maria Bergmann, erklärt, daß das Gutachten des sachverständigen Gerichtsarztes Befremden errege und um so weniger verstanden werde, „als Dr. Strauch das Mädchen nur zweimal gesehen und nur wenige Worte aus ihrem Munde gehört habe". Auf Grund seiner eignen Erfahrungen, sowie der Berichte von Lehrern und Erziehern glaube der Pfleger an die geistige und moralische Unversehrtheit seines Pfleglings.

Ich möchte aus Anlaß dieses Prozesses an einen andern Prozeß erinnern, in dem ein gewisser Heinrich Lee, der von der grünen Farbe seiner Kleider schon früh den Namen „grüner Heinrich" erhielt, eine Rolle spielt, und dem Gutachten über Maria Bergmann das Gutachten über den grünen Heinrich zur Seite stellen.

Der Vater des grünen Heinrich, ein Baumeister von Beruf, starb, als der Knabe fünf Jahre alt war. Die Erziehung des Knaben übernahm also die Mutter. Und der grüne Heinrich gab recht viel zu schaffen. Wir folgen den Prozeßakten (21. Aufl., 1900), die im ganzen vier Bände, neunhundertachtundsechzig Seiten umfassen, und für die der Untersuchungsrichter Herr Dr. Gottfried Keller aus Zürich verantwortlich zeichnet, und halten uns an den ersten Band, in dem die Jugendsünden des grünen Heinrich aufgezählt werden. Also, da wird schon auf S. 36 der Prozeßakten festgestellt, daß der grüne Heinrich so trotzig und verstockt war, daß er, ohne zu weinen, die Prügel des Schulmeisters aushielt. Natürlich kam der Schulmeister zur Überzeugung, daß der Knabe „gefährliche Anlagen zeige". Die Entschuldigung der Mutter, Heinrich sei „ein durchaus stilles Kind", entkräftete der Schulmeister durch den Einwand, „daß stille Wasser gewöhnlich tief wären". Zu diesem Punkt äußerte sich der Verteidiger: „Im Umgange mit stillen Kindern aber kann es ein wahres Unglück werden, wenn die großen Schwätzer sich nicht anders zu helfen wissen, als mit dem Gemeinplatze: Stille Wasser sind tief!" — S. 41. Heinrich mußte eines Tages zur Strafe über die Mittagszeit in der Schule bleiben. — S. 44. Der Knabe zeigte sich eigensinnig, er wollte vor dem Mittagessen nicht beten. „Nun sollst du nicht essen, bis du gebetet hast!" sagte die Mutter und räumte den Tisch ab. Bevor aber Heinrich zur Schule ging, bekam er doch sein Essen. — S. 84 ff. Der siebenjährige Heinrich gebrauchte einige unanständige, höchst rohe Worte, log wiederholt, und bezichtigte vier ältere Knaben eines Vergehens, das sie nicht begangen haben. Die unschuldigen Knaben wurden bestraft. — S. 96. Als „eine kalte öde Strecke" kann man sieben bis acht Jahre im Leben des grünen Heinrich bezeichnet. Er war blöde und scheu, ein Rätsel für die Erzieher. Das Gutachten der Lehrer lautete jetzt: „Dieses ist ein seltsames Gewächs, man weiß nicht viel damit anzufangen." — S. 99. Der Junge gestand, daß Schmetterlinge und Käfer, die er fing, ihm „saure Mühe" mit dem Töten machten. — S. 101. Der Knabe nahm ein dünnes, langes Eisen, machte es glühend und begann unter den Tieren, die er im Kästchen eingeschlossen hielt, ein greuliches Blutbad anzurichten. Als er das Zucken des gestörten Organismus nicht ertragen konnte, beschloß er den Tieren ein schnelleres Ende zu bereiten, grub auf dem Hof ein Loch und verscharrte eilig die toten, halbtoten und lebenden Tiere. — S. 120 ff. Der grüne Heinrich log und prahlte. — S. 123. Der Knabe stahl einige Silberstücke und kaufte für das Geld eine Kette, ein Armband und einen Ring. S. 133 ff. Im Geheimen nahm der grüne Heinrich noch öfters Geld aus dem Schatzkästchen heraus. Er ging unsinnige Wetten ein und machte Schulden. — S. 166 ff. Der grüne Heinrich wurde zur Strafe, daß er an einem Skandal gegen einen Lehrer teilnahm, für immer von dem Besuch der Schule ausgeschlossen. Das Gutachten der Lehrer besagte: Er ist nicht zu brauchen! . . . — Die innere Entwicklung, das geistige Leben des Knaben sollten geköpft werden.

Wir wollen verraten, daß aus dem grünen Heinrich trotz des Gutachtens der Lehrer doch noch ein brauchbarer Mensch geworden ist. Denn Heinrich Lee, recte Gottfried Keller wurde erster Staatsschreiber von Zürich,

Digitized by Google

Ehrendoktor und ein großer Dichter, das ist: ein großer Volkserzieher. Fürwahr kein sentimentaler. „Solange das goldene Zeitalter nicht gekommen, müssen kleine Buben geprügelt werden", heißt es im „Grünen Heinrich". Auch Frau Regel Amrain, die beste Mutter und Erzieherin, versetzte ihrem Jungen „einige Knüffe, wenn ihr die Sache zu arg und widerlich war". Worin bestand aber die Erziehung? Daß Frau Lee, nachdem sie erfahren, Heinrich habe Geld genommen, den Schreibtisch, in dem das Schatzkästchen aufbewahrt wurde, nicht abschloß. Sie mußte es darauf ankommen lassen, ob der Sohn freiwillig sich zum Bessern wende. Sonst würde doch alles nichts helfen. Und Frau Regel Amrain erzog „weniger mit der Zunge, als mit ihrer ganzen Person", sie behandelte nicht alles gleich wie ein Kriminalverbrechen und machte nicht aus jeder Kleinigkeit eine Katastrophe. „Sie erzog eigentlich so wenig als möglich, und das Werk bestand fast lediglich darin, daß das junge Bäumchen, so vom gleichen Holze mit ihr war, eben in ihrer Nähe wuchs und sich nach ihr richtete. Tüchtige und wohlgeartete Leute haben immer weit weniger Mühe, ihre Kinder ordentlich zu ziehen, wie es hinwieder einem Tölpel, der selbst nicht lesen kann, schwer fällt, ein Kind lesen zu lehren."

Erzieht Euch also vor allem selbst — Erzieher! J.

Panik und Höhlenarchitektur.

Es kommt mir beinahe so vor, als wären die Russen momentan die klügsten Leute von ganz Europa. In Petersburg wollte ein sehr regierungsfreundlicher Herr den großen Blériot mit seinem Aeroplan durch Rußland führen und überall zeigen, wie weit wir's schon in der Flugtechnik gebracht haben. Er brachte nun dementsprechende Inserate in die Zeitungen. Und da wurde die russische Polizei sehr ungehalten; der regierungsfreundliche Herr wurde einfach aufgefordert, zu erklären, daß er mit diesen Inseraten nichts zu tun habe. „Warum denn?" rief er entsetzt. Man zuckte die Achseln, und schließlich sagte ein alter, ihm befreundeter Polizeirat: „Wie können Sie als Freund der Regierung eine derartige Erfindung bekannt machen wollen, mit der man wer weiß wohin fahren kann? Sehen Sie denn nicht das Gefährliche in diesen Aeroplanen? In Rußland dürfen lenkbare Luftfahrzeuge nicht eingeführt werden. Wir schießen jeden Ballon runter und auch jedes andre Luftfahrzeug."

„Welch ein Scharfblick!" sage ich, während die andern Europäer in ein herzliches Gelächter ausbrechen. Aber die Lachenden ahnen gar nicht, daß ihnen das Lachen bald vergehen könnte; der Standpunkt des russischen Polizeirats ist ein ganz vernünftiger — das sah auch sehr bald der regierungsfreundliche Herr ein, zog seine Inserate zurück und zahlte an Blériot ein ganz erhebliches Reugeld. Die meisten Russen haben demnach heute noch gar keine Ahnung von den Fortschritten der lenkbaren Luftschiffahrt.

„Die Glücklichen!" sagt die russische Polizei. Und sie hat nicht so Unrecht. Denn — wenn die Menschen in Europa logisch über die lenkbare Luftschiffahrt nachdenken könnten, so müßten sie plötzlich von einer kolossalen Panik gepackt werden. Und die wird auch ganz bestimmt kommen, sobald in einer Großstadt die erste Bombe von oben heruntergekommen ist. Das steht bombenfest!

Panik muß es auch erzeugen, wenn man über die Zukunftskriege ganz im allgemeinen nachdenkt; die großen Städte sind da plötzlich den feindlichen Dynamitbomben rettungslos preisgegeben. Eine allgemeine Dezentralisation wird, wie ich schon in der vorigen Nummer erklärte, die erste Folgeerscheinung der Panik sein.

Aber dann wird man sich sorgfältig überlegen, was mit den Staatsgebäuden anzufangen ist — wie besonders die Parlamentsgebäude zu schützen seien. Ich sagte schon, daß ich eine Rettung wüßte. Sie klingt grotesk — und ist doch die einzig richtige Lösung: die Staatsgebäude müssen einfach unter die Erde — in die Erdhöhlen — in die Bergwerke.

Wenn Wagner noch lebte, würde er pathetisch sagen: am Anfange der Kultur steht der Höhlenbau — am Ende der Kultur abermals. Und die Höhlenarchitektur wird den Architekten ganz neue Aufgaben zuführen. Von der großen Panik werden wieder einmal die Architekten den größten Vorteil haben. Ich beneide diese Architekten.

Paul Scheerbart.

Die Flora-Büste.

Täglich ging der Herr Direktor
Vor dem Wachsmensch auf und nieder,
Und er dachte kritischen Sinnes:
„Ist sie unecht oder nicht!"

Zwar das Haar ist sehr antikisch,
Und das Auge blickt wie Reni,
Und die Nase schneuzt sich englisch,
Und der Mund ist Rokoko.

Doch dies Eine scheint mir sicher:
„Zieht man alle diese Väter
Ab von unsrem Lächelkopfe,
Bleibt der Lionardo noch".

Dieses Land hat viele Sprossen,
Die verzagt im Dunkeln sitzen;
Viele kneten, hau'n und bilden,
Ton und Wachs und Marmor glänzt.

Haare bilden sie antikisch,
Und das Auge blickt wie Reni,
Und die Nase schneuzt sich englisch,
Und der Mund ist Rokoko.

Siebzehnhundert deutsche Stile
Schröten sie in eins zusammen,
Daß die Kunst von Neunzehnhundert
Zeige was Persönliches.

Gott, o Gott, auch Lionardo,
Wie man hier in Wachse siehet,
Schien nach dem Prinzip zu schaffen:
„Mach ich was Persönliches?

Digitized by Google

Einst wird mir ein Gönner kommen,
Der mich kennt in tiefster Seele,
Und der zahlt aus der Erkenntnis
Hundertsechzigtausend Mark."

Doch der Wilmersdorfer — Maler,
Und der Bildner von NW. auch,
Können nicht so lächeln lassen,
Wie der Lionardo kann.

Tragisch blickt die Maid von heute,
Die in Wilmersdorf geknetet,
Und um ihre gipsigen Lippen
Fliegt der schnöde Hungerhauch.

Und die Meister, ach die heut'gen,
Sind noch lange nicht gestorben,
Sind noch leider sehr lebendig —
O fatale Gegenwart.

Eure Floren mögen blicken
Noch so hold und problematisch —
Keiner gibt für dies Gelächle
Hundertsechzig Pfennige!

Werdet alt und älter, älter,
Vier mal hundert schöne Jahre,
Und dann laßt euch überkünsteln
Von dem späteren Talent.

Dann wird auch der Forscher kommen,
Mit der rosigen Kennerbrille,
Und der Enkel schlingt statt Eurer
Eisbein rein mit Sauerkohl.

Terentius.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Deutscher Kinderfreund**, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**, über **Jugend- und Hausbibliothek** bei, ferner ein Prospekt des Verlags **„Harmonie"**-Berlin über die Illustrierte Monographiensammlung „Meisterbilder in Farben", sowie über verschiedene Verlagswerke (Agnes Feustels Sohn, Roman von Felix Holländer, Totenwache von Alice Fliegel, der Schmerzenssohn von Frances Külpe, die Madonna im ewigen Schnee von Georg Hirschfeld usw.), auf die wir ganz besonders aufmerksam machen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

N.P.G.
Vornehmer, wohlfeiler
Wandschmuck
sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung
Amateur-Photographen
verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis
N.P.G.

Hüttig-, Dr. Krügener-, Wünsche-, Zeiss-, Palmos-
CAMERAS
liefert jetzt die
„J C A"
Aktiengesellschaft, Dresden
Vereinigung obiger Camerafabriken
Aktienkapital: Drei Millionen Mark.
Fabrik- Marke
Die diesjährigen Kataloge der genannten Firmen bleiben in Kraft.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Digitized by Google

Elegante, vornehme Ausstattung und guter Druck auf gutem Papier. **Weihnachtsbücher** Eleganter und dauerhafter Einband mit reicher Deckenpressung.

Kürschners Universal-Konversations-Lexikon.

4. vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit etwa **3000 Illustrationen. Lexikon-Oktavformat.** (5,5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). **2685** Spalten und 10 Tafeln. In eleganten Original-Leinenband gebunden 5 Mk. Diese gänzlich umgearbeitete, bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage beantwortet trotz aller Kürze jede Frage des täglichen Lebens erschöpfend und rasch. **Zuverlässigkeit, kurze prägnante Auskunft** und **Vollständigkeit** sind die Hauptvorzüge dieses stattlichen umfangreichen Buches, das auch von denen mit Vorteil benutzt wird, die ein vielbändiges Konversationslexikon bereits besitzen, aber Wert auf **rasche** und **erschöpfende** Orientierung legen.

„. . . . Ein Buch, das eine wahre Fundgrube des Wissens ist und in gedrängter Kürze über so ziemlich alles, worüber ein Mensch rasch Aufschluß haben mag, unterrichtet . . ., das **billigste** derartige Werk."
Leipziger Zeitung.

Kürschners Fünf-Sprachen-Lexikon (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Lateinisch).

Zweite verbesserte Auflage. **Lexikon-Oktavformat** (5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). **3338 Spalten.** In elegantem Original-Leinenband gebunden 5 Mk. Dieses stattliche, alle bisher erschienenen Lexikon gibt in praktischer Anordnung fünf Sprachen in zwei **Alphabeten:** deutsch-fremdsprachlich und fremdsprachlich-deutsch. Dadurch wird erzielt, daß man **jedes Wort** sofort finden kann, ohne daß man es wissen nötig hat, aus welcher Sprache es stammt. Außerdem enthält das Lexikon Verzeichnisse der **unregelmäßigen Verben. Abhandlungen über Aussprache, zulässige Worte** und ein **Fremdwörterbuch.**

Sprachkenntnisse sind eine Forderung der Zeit, überall begegnen wir fremdsprachlichen Ausdrücken: in den Zeitungen, in der Korrespondenz und im mündlichen Verkehr. In allen Fällen ist Kürschners Sprachenlexikon ein **zuverlässiger** Ratgeber, der **rasch** orientiert und nie versagt.

Im Fluge durch die Welt.

Photographische Ansichten der hervorragendsten Städte und schönst. Gegend. v. **Europa, Asien, Afrika, Nord- und Südamerika. 240 Bilder** auf feinstem Kunstdruckpapier. Mit Text. Herausgegeben von **John A. Stoddard.** Quer-Quartformat (27,5×34 cm) Gebunden in eleganten **Original-Prachtband** mit reicher Deckenpressung. **3.50 Mk.**

Hatte schon die erste Ausgabe zum vollen Preise von **10 Mk** solch beispiellosen Absatz, daß über eine Million Exempl verkauft wurden, so ist die Nachfrage nach der in **unverminderter Schönheit** der Reproduktionen vorliegenden Neuausgabe zu dem weit geringeren Preise noch bedeutend lebhafter.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild.

Eine Schilderung unserer Kolonien an der Hand der Schriften bekannter und hervorragender Kenner der Deutschen Schutzgebiete. Herausgegeben von **Dr. L. Sander,** Marinearzt a. D, Kolonialsekretär der deutschen Kolonialgesellschaft. Mit **4 farb. Karten, 8 Originalbildern** des Orientmalers R. Hellgrewe u üb **250 Textillustrationen. Lexikon-Oktavformat (760 Seiten stark).** In elegant. Original-Leinenband mit reicher Deckenpressung, in Gold- und Farbendruck gebunden. **3.50 Mk.**

Ein ähnliches **stattliches** Buch zu solch **erstaunlich geringem** Preise in so **gediegener Ausstattung** wurde bisher noch **niemals** geboten

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition

von **Dr. Karl Peters,** Reichskommissar a. D. **Neue Ausgabe mit 19 Vollbildern** und einer **Karte.** Lexikon-Oktavformat, 472 Seiten Eleganter Original-Leinenband mit Deckenpressung. **3.50 Mk.**

Bereits die erste Ausgabe fand zum Preise von 12 Mk die weiteste Verbreitung. Seit dieselbe vergriffen ist, wurde die Nachfrage immer lebhafter, denn das Werk ist nicht nur **interessant** und **spannend**, sondern auch von hoher **kulturreller Bedeutung.** Die vorliegende, neue ungekürzte Ausgabe eignet sich vorzüglich zum **Geschenk** für Erwachsene und die reifere Jugend.

Jede Nummer 20 Pfennig — 1001 Erzählungen für Jung und Alt — 1001 Jede Nummer 20 Pfennig

1. **Der Held von Omaruru.** Erzähl. aus dem südwestafrikanischen Kriege von Ferd. Runkel
2. **Die Totenstadt.** Heimliche und unheimliche Geschichten von Rud Kipling
3. **Unsere blauen Jungen** Erlebnisse auf einem deutschen Kriegsschiff von Aug. Niemann
4. **Die rote Hand.** Abenteurer-Roman von Hanns Baysen.
5. **Die Station am Murray.** Eine Erzählung aus dem australischen Busch von Fr. Gerstäcker.
6. **Das Portugiesenschloss.** Eine Erzählung von der afrikanischen Küste von Fr. v. Bülow
7. **Epauletten.** Wahrheitsgetreue Erzählung aus dem Kriege 70/71 von H. v. Wentzel.
8. **Die Wassernixe.** Eine Schmugglergeschichte von J. F. Cooper.
9. **Das Strandrecht.** Von G. Nieritz.
10. **Bettchen Brennecke.** Die Geschichte eines Stiefkindes von E. Bely.
11. **Jack.** Erzählung aus dem Goldlande Kalifornien von A. v. Perfall.
12. **Zwei Katzen.** Eine Tiergeschichte von P. Loti.
13. **Cayetano,** der Schmuggler von Gabriel Ferry.
14. **Die Roseninsel.** Eine Robinsonade in der Donau von M. Jokai.
15. **Der Mönch.** Erzählung aus den Freiheitskriegen von Gust. vom See.
16. **Das Geheimnis des Schwarzwaldes** von Louis Foresi.
17. **Die beiden Sträflinge** von Fr. Gerstäcker.
18. **Der Greifenprinz** von Wilhelm Fischer. Reizende Kindererzählung.
19. **Ein schwaches Kind — ein starker Mann** von Niels K. Kristensen
20. **Der Erbe** von P. Hamilton Myers.
21. **Die Hallig** von J. C. Biernatzki.
22. und 23. **Der kleine Dingsda.** Erzählung von Alphonse Daudet. I. und II. Teil.
24. **Onkel Toms Hütte** von H. Beecher-Stowe.
25. **Aus dem Matrosenleben** von Fr Gerstäcker.
26. **Die Kapitänstochter** von A Puschkin. Schicksale einer russischen Offizierstochter
27. **Der Freischarenführer.** Geschichte aus dem finnischen Freiheitskriege von Wilhelm Granath.
28. **Fritz Scheuffelhut.** Vaterländische Erzählung vor George Hesekiel.
29. **Der Leibhusar.** Geschichte aus dem Türkenkriege von W. O. von Horn.
30. **Der tote Gast.** Romantische Erzählung von Heinrich Zschokke.
31. **Matasito,** der Siebentöter von Gabriel Ferry.
32. **Phomà, der Samojedenfürst** von O. Wohlbrück.
33. **Rosa von Tannenburg** von Chr. von Schmid.

Universal-Atlas

für den **praktischen Gebrauch** und **illustr. geogr. Handbuch** von **Dr. A. Berg. 52 Kartenblätter in Folio** (36×39,5 cm) mit **100 Nebenkarten.** Elegant kartoniert **3.50 Mk.** In eleganten Original-Leinenband gebunden **5 Mk.**

Dieser bis auf die **neueste Zeit** ergänzte große Handatlas ist vorzüglich für den **praktischen Gebrauch** geeignet Die Ausführung in 6—8 Farben ist prachtvoll. In Bezug auf **Zuverlässigkeit, Korrektheit** der Zeichnungen und **Klarheit** der Kartenbilder wird dieser Atlas selbst die hochgespanntesten Anforderungen befriedigen. — Der **Preis** ist erstaunlich **gering** und konnte nur durch einen **Riesenabsatz** erreicht werden.

Frau Musika

ein Buch für **frohe** und **ernste Stunden** herausgegeben von **Joseph Kürschner.** In einen Band geb. **10 Mk.** In zwei Bände geb **12,50 Mk.**

Stimmungsvolle Darstellungen, betr. den Verlauf des Jahres und des menschlichen Lebens von starkem kulturhistorischen Interesse. **Anweisungen** zu froher Geselligkeit. Künstlerische Illustrationen Auf ca 600 Seiten Kleinfolioformat 530 Musikstücke für Klavier, teils auch für Gesang. **Als Geschenkwerk** sucht es vergebens seinesgleichen; die Frage: „Was soll ich spielen?" ist durch Kürschners Buch beseitigt. Die Auswahl ist so groß, daß niemand mehr in Verlegenheit kommt

Deutsche Jugendbücherei. Herausgeg. von den Vereinigten Deutschen Prüfungs-Ausschüssen für Jugendschriften.

10 Pfennig jede Nummer

Erschienen sind bis Ende Dezember 1909 folgende Bände:

1. **D. v. Liliencron:** 3 Kriegsnovellen. a) Eine Sommerschlacht. b) Unter flatternden Fahnen. c) Der Narr.
2. **Ch. Sealsfield:** Der Kampf ums Blockhaus.
3. **Gerstäcker:** Der Schiffszimmermann.
4. **L. N. Tolstoj:** Gefangen im Kaukasus.
5 und 6. **A. v. Perfall:** Jack.
7. **A. Schmitthenner:** Die Frühglocke.
8. **W. Hauff:** Das kalte Herz.
9. **Fr. Hebbel:** Eine Nacht im Jägerhause.
10. **J. F. Cooper:** Der Pfadfinder I. Auf dem Oswego.
11|12. **J. F. Cooper:** Der Pfadfinder II. Auf den Tausendinseln.
13. **E. S. Tompson:** Tito Geschichte einer Prärietwölfin.
14. **Gust. Schwab:** Das Schloß in der Höhle La La.
15. **Ernst Zahn:** Die Geschwister. Geiß-Christeli.
16|18. **De Foe:** Robinson Crusoe.
19. **W. Fischer:** Der Greifenprinz.
20. **Ph. Kolest:** In der Hölle. Im Eise.
21. **H. Chr. Andersen:** Der Reisekamerad. Die Seejungfer
22 **Joh. Wilda:** Bei der Glockenboje.

Der Name der Herausgeber bürgt dafür, daß nur solche packenden Erzählungen in die Serie eingereiht werden, die literarischen Wert haben

Jede Nummer der „Deutschen Jugendbücherei" umfaßt 32 Seiten Großoktav und kostet nur 10 Pf. Das Papier ist gut, der Druck groß und klar. Jedes Heft erscheint in einem farbigen Umschlag mit einem farbigen Titelbild

Eltern, Erzieher und Freunde der Jugend, werbet durch Rede und Schrift Freunde für die „Deutsche Jugendbücherei"! Sorget alle für die Verbreitung dieser billigen guten Erzählungen zur Freude und zum Wohle unserer Jugend!

Prospekte zum Verteilen an Kinder liefert der Verlag kostenlos!

10 Pfennig jede Nummer

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: G. Bertram, Friedenau-Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 50. Berlin, den 11. Dezember 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Semper idem.

Es bleibt dabei: wie im letzten Jahre der Kampf um die Reichsfinanzreform unser ganzes innerpolitisches Leben ausgefüllt hat, so muß und wird in naher Zukunft sich alles drehen um die Probleme der Verwaltungsreform! Aber es ist ein Unterschied: bei der Finanzreform handelte es sich nur um die Zahlen und um das Zahlen; bei der Verwaltungsreform greifen die Probleme weiter auseinander. Hier kommt es nicht auf die Maßnahmen allein an, sondern vor allem auch auf die Männer!

Was wollen wir?

Wir wollen:

ad 1 keine knöchernen Bureaukraten;

ad 2 kein einseitiges Parteiregiment.

Wir wollen Verwaltungsbeamte, die eine Ahnung vom praktischen Leben haben, und Verwaltungsbeamte, die sich über engherzige politische Vorurteile hinwegzusetzen verstehen.

Nun hat vor kurzem der neue Mann an der Spitze der preußischen wie der deutschen Regierung seine ersten Personalwahlen getroffen; und vielerorts wurden bedenklich die Köpfe geschüttelt, als streng konservative — und ausgeprägt agrarkonservative! — Politiker die Erkorenen waren. Für den Posten des schlesischen Oberpräsidenten ein Beamter, der ehedem als „Kanalrebell“ gemaßregelt worden war; für den so wichtigen Unterstaatssekretärposten in unmittelbarster Umgebung des Reichskanzlers ein Geheimrat, der während der Kämpfe innerhalb des konservativen Lagers die Parteileitung gegen die sogenannten „Pankower“ mitgedeckt hat.

Ist nun daraufhin jeder Liberale verpflichtet, „Kreuzige!“ zu schreien? — Freisinnige Blätter in Anhalt bestätigen dem „erzkonservativen“ Minister, daß sie ihn nur mit Bedauern an das schlesische Oberpräsidium abtreten. Und als ein später den Konservativen so verdächtig gewordener Kanzler wie Fürst Bülow den Versuch machen wollte, die konservative Partei zum Geiste der Blockpolitik zu erziehen, da nahm er sich zu diesem Behufe seinen obersten politischen Adjutanten just aus dem Lager dieser Partei.

Weit mehr aber noch! Darf man die Regierung wegen Nominierung ihrer hohen Verwaltungsbeamten nach — wirklich oder scheinbar — einseitigen parteipolitischen Gesichtspunkten schelten, wenn die erkorene Vertretung des Volkes es doch nicht anders macht? — Auch der Reichstag hatte sich ja neulich die höchsten Beamten aus seiner eignen Regierung neu zu erwählen, und siehe da — die Auswahl fiel nicht weniger einseitig aus als innerhalb des eigentlichen Regierungskörpers! Ein Unterschied ist freilich auch hier: die Liberalen wollten ganz bewußt nach außen hin dokumentieren und den Eindruck verstärken, daß die Reichstagsmehrheit, genau wie die Regierung, eine einseitig konservative sei, allerdings mit sehr starkem und mächtigem klerikalem Einschlag.

Von der Einigung der bürgerlichen Parteien zu positiver Arbeit sind wir also wieder weit entfernt; und bei der linken Hälfte des ehemaligen Blocks überwiegt offensichtlich wieder jene Stimmung, die vor der Schaffung des Blocks geherrscht hatte, und die da meint, es müsse erst wieder viel schlimmer kommen, bevor es besser kommen könne. Das war so die übliche Stimmung nach den Reichstagswahlen von 1903 unerquicklichen Angedenkens. Geht die innerpolitische Entwicklung auf den jetzt eingeschlagenen Bahnen weiter, so wird nach den Wahlen von 1911 bezw. 1912 aller Wahrscheinlichkeit nach im bürgerlichen Lager diese Stimmung wieder recht allgemein zu der vorherrschenden werden, bis dann endlich einmal wieder ein größerer Umschwung kommt und die Einsicht siegt, daß Bernhard Bülow mit seinen konservativ-liberalen Ausgleichsversuchen denn doch am Ende das Richtige getroffen hatte!

Freilich — das eine hat auch zur Zeit, da die Blockpolitik inauguriert wurde, so mancher ehrliche Freund dieser Politik von Anfang an erkannt und oft genug betont: daß der konservativ-liberale Ausgleich nämlich nicht nur vollzogen werden dürfe in der Gesetzgebung, sondern vielmehr vollzogen werden müsse auch in der Verwaltung! Und daran hat es auch in der blockpolitischen Ära gefehlt. Soll sie dereinst wieder aufleben und soll ihr ein längerer Bestand gesichert sein, so muß im voraus auch für diesen Ausgleich gesorgt werden.

Weit genug aber scheinen die Regierenden davon leider entfernt. Blicken wir nicht nur nach Preußen, blicken wir nach Sachsen, einem in gewissem Sinne klassischen Boden der Blockpolitik: wie allbekannt,

Digitized by Google

hat ja nur der Ausfall der Januarwahlen in Sachsen mit dem Zurückdrängen der Sozialdemokraten auf der ganzen Linie des ehedem „roten Königreiches“ das Zustandekommen einer Blockmehrheit im Jahre 1907 ermöglicht. Jetzt hat Sachsen selbst einen neuen Landtag, und die Zusammensetzung der Kammer erscheint geradezu prädestiniert für den Aufbau einer neuen Blockpolitik im engeren Rahmen des sächsischen Königreiches; denn die konservativen und liberalen Kräfte sind hier fast genau gleich verteilt und auf gemeinsames Zusammenwirken durchaus angewiesen. Trotzdem benutzte das sächsische Ministerium die erste sich bietende Gelegenheit, um neuen Unfrieden zu stiften, neuen Zündstoff anzuhäufen und vor aller Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, daß es im Grunde genommen nur konservative Parteipolitiker als reif für jedweden Verwaltungsposten betrachte. Semper idem.

Aber freilich — ein bissel Schuld liegt unzweifelhaft auch auf liberaler Seite. Nur zu oft hat man von dieser Seite die Verwaltung nicht nach ihren positiven Leistungen, sondern nach parteipolitischen Gesichtspunkten gewertet, und nur zu sehr vergnügte man sich an der scharfen Kritik der Verwaltung, deren Ausschreitungen es oft erklärlich machten, wenn man sich scheute, solchen Kritikern oder ihrem Anhange nun selbst den Weg in die Verwaltung zu ebnen. Gesündigt ist auf beiden Seiten.

Wäre es aber nun nicht an der Zeit, das Kriegsbeil zu begraben? — Augenblicklich allerdings ist die Zeit offensichtlich noch nicht reif dazu. Erst muß man die im Laufe des letzten Sommers wieder so stark zutage getretenen Gegensätze sich wieder etwas austoben lassen; dann aber wird es zunächst an der Regierung sein, von innen heraus der künftigen Wiederbelebung des Blockgeistes vorzuarbeiten, indem sie sich nicht auf den Standpunkt des sächsischen Ministeriums stellt, sondern gleiches Licht und gleiche Luft in der Verwaltung für Konservative und Liberale ohne Ansehen der Parteistellung, nur unter Prüfung der persönlichen Tüchtigkeit, schafft. Alle papiernen Maßnahmen der Verwaltungsreform, so viel man auch an ihnen in nächster Zeit arbeiten mag, werden halbe oder weniger als halbe Arbeit bleiben, wenn man nur auf die Paragraphen und nicht auf die Persönlichkeiten sieht!

Alte und neue Welt.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Japan war noch keine Großmacht und China galt den europäischen Diplomaten noch als ein großer Kuchen, den die Westmächte im Handumdrehen unter sich aufteilen könnten, wenn sie sich nur über die Größe ihrer Anteile verständigten. Da sprach eines Tages ein chinesischer Staatsmann zu einem Europäer: „Die Uneinigkeit der Mächte ist für uns ein Geschenk des Himmels; wir werden Zeit gewinnen und erstarken.“ In der Tat war es nur die Uneinigkeit der Westmächte, was den europäischen Einfluß in China selbst während der Zeit völliger Ohnmacht dieses Reiches nie über ein ganz geringes Maß hinaus kommen ließ, was Japan so früh zur Stellung einer modernen Großmacht emporhalf, und was überhaupt ganz Jungasien so rasch dazu führte, sich seiner schlummernden Riesenkräfte bewußt zu werden und gegen jedes europäische Joch aufzubegehren.

Inzwischen haben sich die Gegensätze in den Bestrebungen der europäischen Regierungen noch weiter verschärft. Die Engländer fahren fort, ihre überseeischen Zwecke, die in weiterem Sinne auch solche ganz Europas sind, zu vernachlässigen, um ihre ganze Kraft daran zu wenden, sich durch Dreadnoughtbauten gegen das Hirngespinst einer „deutschen Invasion“ zu versichern. In ihrer Verblendung sind sie sogar töricht genug, ihr stark verschuldetes Ansehen in den Kolonien dadurch noch weiter zu belasten, daß sie diese zu Opfern für den Kampf gegen die „deutsche Gefahr“ nötigen. Währenddessen aber gehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika schon von einer nur verteidigenden Haltung gegenüber Europa, die in der allmerikanischen Politik der Washingtoner Regierung zum Ausdruck kam, an den verschiedensten Punkten zum Angriff über.

Bis in die jüngste Zeit konnten die Europäer bei der Entwicklung des amerikanischen Volkes stille Zuschauer bleiben. Die Amerikaner pflügten immer neue Felder, eröffneten immer neue Bergwerke, gründeten immer neue Städte, trieben die Indianer zurück und vernichteten die Büffel, sie umgürteten das Land mit Schienensträngen und durchzogen die Luft mit Telegraphendrähten; sie fügten Wissen zu Wissen und benutzten Erfindung auf Erfindung. Politische Freiheit und freier Boden verwandelten den ziemlich ehrgeizlosen europäischen Bauern in den selbstbewußten westlichen Farmer und statteten das ganze Volk mit allgemeiner geistiger Rührigkeit, tätigem Erfindungsgeist, Fähigkeit der Anpassung und Verschmelzung, Tatkraft und Selbstvertrauen aus. Die Ergebnisse sind bekannt. Nirgends nahm die Industrie riesigere Ausdehnungen an, nirgends wurden größere Vermögen erworben, nirgends konnte der Wohlstand der breiten Massen so sehr gehoben werden wie in den Vereinigten Staaten. Nichts schien hier schließlich mehr unmöglich, und so entstand die Vorstellung von einem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.

Dieses Amerika übte bisher vorwiegend anregende Wirkungen auf Europa aus. Sie begannen mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskampfe, ohne den vielleicht die große französische Revolution nicht rechtzeitig und nicht mit einer ihren Erfolg verbürgenden Stärke ausgebrochen sein würde. Manche

Digitized by Google

von den führenden Männern der Revolution waren aus Amerika zurückgekehrt, wo sie an den Freiheitskämpfen teilgenommen und sich mit demokratischen Ideen vollgesogen hatten. Lafayette gehörte zu ihnen, und dieser hatte die berühmte Doktrin von den Menschenrechten, zu der sich auf seine Veranlassung die französische Nationalversammlung bekannte, aus der neuen Welt mitgebracht. Gewiß, Zündstoff genug hatten die Schriften der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts in Frankreich angehäuft, aber erst das Beispiel des mit Erfolg für seine Freiheit kämpfenden amerikanischen Volkes setzte die entzündbare Masse in Brand. Wahrscheinlich rührte der entscheidende Streich, den die Regierung Ludwigs XVI. empfing, sogar von der Hand eines Amerikaners her; denn wie einige Geschichtsforscher annehmen, erklärte auf Jeffersons Rat die Volksvertretung des gesetzgebenden Körpers sich zur Nationalversammlung und bot so der Krone offen Trotz.

Es läßt sich aber auch auf andere Art beweisen, daß die Freiheit, die der moderne Europäer genießt, ein Kind der amerikanischen ist. Was wäre aus der politischen Entwicklung europäischer Völker geworden, wenn ihr Unternehmertum die Stoffe zur Nahrung für ihre Arbeiterheere und die Rohmaterialien für ihre Warenproduktion fast ausschließlich von heimischen Bodenherren hätten beziehen müssen? Unsre Industrien konnten sich von diesen unabhängig machen, weil die Massen kulturloser Landproletarier, die der wirtschaftspolitische Druck osteuropäischer Großgüterbezirke über See trieb, drüben jungfräuliche Böden als freie Farmer der Weltwirtschaft erschließen und dadurch eine Überschwemmung der Alten Welt mit billigen Bodenerzeugnissen bewirken konnten. Im Jahre 1854 bildete das nationale Getreide 86 Prozent des Verbrauchs, heute nur 15 Prozent. Früher bezog England sein ganzes Fleisch von heimischen Züchtern, heute nur noch zwei Drittel, der Rest kommt aus Australien und Amerika. England kann seine Bevölkerung von den Erzeugnissen seines Bodens nur während 91 Tagen im Jahre ernähren, während der 274 übrigen Tage hängt es vom Auslande ab. In Deutschland bilden sich mit großer Schnelligkeit ähnliche Verhältnisse heraus. Hier stieg die Einfuhr von Nahrungs- und Genußmitteln allein in den Jahren 1897 bis 1906 von 1790,6 Millionen Mark auf 2557,8 Millionen Mark und diese Zufuhr kam überwiegend aus überseeischen Ländern.

In Nordamerika hat sich nun in den letzten Jahren ein bemerkenswerter Umschwung vollzogen. Die Union, die solange gleichzeitig die Kornkammer der Alten Welt bildete und als Sammelbecken für die europäische Auswanderung diente, verliert in dieser zweifachen Hinsicht an Bedeutung. Die Vereinigten Staaten sind von Jahr zu Jahr besser in der Lage, den Weizen, den sie hervorbringen, selbst zu verbrauchen, die Zunahme der Ausfuhr von Fabrikwaren auf Kosten von Naturerzeugnissen ist die natürliche Folge, und dieser Wandlung entspricht auf politischem Gebiete der Übergang von einer vorwiegend binnenländischen Handelspolitik zu einer solchen des Wettbewerbs und der Ausbreitung. Hatten sich die Amerikaner bisher im allgemeinen damit begnügt, den europäischen industriellen Wettbewerb auf ihren eigenen Märkten durch hohe Schutzzölle mit politischen Mitteln zu bekämpfen, so gehen sie jetzt dazu über, ihren Export mit politischen Waffen auszurüsten. Die neue Welt hat angefangen, zum Angriff auf die alte Welt überzugehen, die man bisher bei ihrer Expansionspolitik solange unbehelligt ließ, als kein amerikanisches Gebiet in Frage kam. So erklären sich die jüngsten wirtschaftspolitischen Forderungen der Amerikaner im nahen und besonders im fernen Osten. Kennzeichnend für den neuen Geist, der die amerikanische auswärtige Politik beseelt, war die Schärfe der Tonart, womit sich die amerikanische Presse gegen England wandte, als die Frage der Beteiligung Amerikas an der Hankaubahn aufgerollt wurde. „Einem Lande besonders", hieß es in der New Yorker „Times", „sind die diplomatischen und kommerziellen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und China unbequem, daß ist England. Acht Jahre lang war es eigensinnig bestrebt, das zu verhindern, was geschehen ist. Es wird England dabei klar, daß dies nur ein Anfang der Tätigkeit eines starken jungen Landes jenseits der Meere bedeutet."

Bezeichnend ist auch die Nichtbeachtung englischer und kanadischer Wünsche bei der Ausarbeitung des neuen amerikanischen Tarifgesetzes. In England wie in Kanada hatte man im Stillen gehofft, man werde in Washington auf das Verhältnis Kanadas zum Mutterlande doch etwas Rücksicht nehmen. Die endgültige Fassung des Peynetarifs enttäuschte in dieser Hinsicht vollkommen. Er ist viel schlimmer ausgefallen als der Mc Kinley-Tarif. Im Jahre 1907/08 wurden nur für 90 Millionen Waren aus dem Dominion nach den Vereinigten Staaten ausgeführt, dagegen für 220 Millionen Dollar von dorther eingeführt. Das Vergnügen, dem Mutterlande eine zollpolitische Vorzugsbehandlung angedeihen zu lassen, ist also für Kanada recht kostspielig, so kostspielig, daß es sich eine solche kaum auf die Dauer zu leisten vermag.

Die Vereinigten Staaten haben im Wettbewerbe mit europäischen Mächten, besonders England, den gewaltigen Vorteil auf ihrer Seite, daß sie mit friedlichen Waffen kämpfen können, gegen die die gesamten Flotten und Heere der alten Welt nichts auszurichten vermöchten. Ein Schulbeispiel liefert hierfür der Krieg, der jetzt in Argentinien zwischen dem amerikanischen Fleischtrust und englischen Interessenten ausgebrochen ist. Der Fleischtrust, der den nordamerikanischen Markt vollkommen beherrscht, schickt sich an, die gesamte Nahrungsmittelausfuhr Argentiniens in seine Gewalt zu bringen und zu dem Zwecke sogar Eisenbahnen und Banken in seinen Besitz zu bringen, soweit es notwendig ist, um ein voll-

Digitized by Google

ständiges Monopol herzustellen. England hängt aber in seiner gesamten Einfuhr von Weizen, Mais, gefrorenem Rinder- und Hammelfleisch zu 41 Prozent von Argentinien ab. Gelingt dem Fleischtrust sein Unterfangen, so werden ihm die englischen Konsumenten von argentinischen Nahrungsmitteln, besonders Fleisch, in hohem Maße tributpflichtig; sie erhalten schlechtere Ware wie früher zu teureren Preisen und können wenig dagegen tun. Gesetzt nun, England und das übrige Europa wollten mit Gewalt etwas gegen die Vertrustung der gesamten amerikanischen Produktion von Nahrungsmitteln und Rohstoffen unternehmen, was würde sich herausstellen? Da die amerikanischen Völker gegen jeglichen Eingriff europäischer Mächte zusammenstehen, so muß, wer der nordamerikanischen Union den Krieg erklärt, einen ganzen Kontinent bekämpfen, d. h. die Amerikaner vermöchten England und Europa gegenüber das durchzuführen, was Napoleon England gegenüber durchführen wollte, ohne hierfür hinreichend mächtig zu sein: eine Kontinentalsperre, und da Europa in Hinsicht auf Nahrungsmittel- und Rohstoffzufuhr heute in viel größerem Umfange von Amerika abhängig ist als damals England vom europäischen Festlande, so vermag Amerika gegen Europa mit friedlichen Waffen mehr auszurichten als umgekehrt Europa mit den furchtbarsten Zerstörungswerkzeugen gegen Amerika.

Ein „Geschenk des Himmels", nannte der chinesische Staatsmann die Uneinigkeit Europas. Sie ist ein Segen für die ganze übrige Welt, und wenn sie noch lange dauert, werden die Europäer eines Tages sich die Augen reiben und entdecken, daß sie außerhalb des Halbinselchens, das sie bewohnen, nichts mehr zu sagen haben.

Abraham a Santa Clara.

Von Dr. Anselm Ruest (Berlin).

II.

Aber, so fragen wir jetzt, worin bestand denn vorzüglich die große Anziehungskraft und Fesselungsgabe des Augustinermönchs, die packende Beredsamkeit, die einerseits historisch genügend beglaubigt ist, von der sich andrerseits noch heute jeder überzeugen und Begriffe bilden kann, der auch nur eine seiner zahlreichen Schriften zur Hand nimmt? „— — Deswegen schicke ich einen Band des Pater Abraham", schreibt Goethe an Schiller, „der Sie gewiß gleich zu der Kapuzinerpredigt begeistern wird. . . Es ist übrigens ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt." Und Schiller antwortet: „— — Dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach- oder gar zuvorzutun." Tollheit und Gescheitheit in beständiger Mischung — hier haben wir schon den ganzen äußeren Aspekt aller Abrahamischen Reden; — aber wo wir eben durch noch so viel Tollheit immer wieder Gescheitheit durchblitzen sehen, wo uns schließlich beinahe gegen unsern Willen stets wieder höchste Achtung abgenötigt wird, da sind wir schon psychologisch gezwungen, wie Polonius die Methode dieses Wahnsinns ausfindig zu machen, wohl wissend, daß zwar der Weise zuweilen absichtlich die Maske des Narren leihen, wirkliche Tollheit aber nie eigentlich planvoll werden kann! Und diese Methode springt denn auch unversehens bald genug heraus: von Luther, den er natürlich als Feind seiner Kirche nicht genug verunglimpfen und beschimpfen und dennoch in der Gradheit und Biederkeit seines Wesens nie wirklich gehässig beschimpfen kann, könnte er das Geheimsprüchlein entnommen haben, daß man den Leuten „aufs Maul sehen" müsse, um recht in ihrer Sprache zu reden, — nur daß es bei ihm solcher Mahnung nie erst bedurft hätte, weil seine ganze Natur, seine kerndeutsche Art und Kunst ihn nie von diesen „Leuten" erst getrennt hatte! Er war und blieb zeitlebens einer der Ihren; als die Kanzel ihn räumlich von der Versammlung der Laien, die Kutte von den meisten Lebensgewohnheiten der Menge schied, da machte er aus diesen äußeren Abzeichen nicht fanatische Schranken und Symbole, da erhob er nicht salbadernd die Stimme, als gehöre sie nur noch teilweis diesen irdischen Lüften, und habe höherwärts ihre Verbindung mit den göttlichen, den sonst unnahbaren. Abraham mochte schon ahnen, daß dies zwar immer jenen Teil der Gemeinde, der bloß das Wunder und Unverständliche meint, verharren lasse, den weitaus größeren und andren aber unfehlbar entferne, entfremde, kalt und kälter mache; Abraham aber wollte jederzeit auf alle, alle wirken, und darum verstand er zu rechter Zeit auch immer die Kunst der scheinbaren Erniedrigung, des Sicheinmischens in die Geschäfte des nüchternsten Alltags, — so allein behielt er sich einzig die Gabe vor, auch diesen in den erhabensten Feiertag steigern zu können. Wie oft wünscht man sich nicht heutigen Tages den Prediger, der die Geste fahren läßt, der die artige Disposition liegen läßt, der herausfallend aus seinem krampfhaft gefühlvollen, säuselnden, plätschernden Stil nun endlich zu uns und mit uns von Dingen zu reden kommt, die gerade die unsern sind, die uns angehen, und von denen wir dann stets auch weiter ins Land der Ideale zu folgen gewillt sind! Kein Zweifel — in unsern Tagen hätte ein Abraham a Santa Clara kaum mehr die Kanzel als wahre Stätte seiner Wirksamkeit erkannt, heute wäre er wahrscheinlich ein großer Agitator, ein Wanderprediger, der, im Land umherziehend, die Leute etwa gern für Tolstoische Ideen begeistern möchte, geworden.

Digitized by Google

Aber freilich — sobald man näher hinschaut, so genügt es natürlich nicht, über den Priesterstand und die Kanzel anders zu denken, die Form zu vertauschen, als Klügerer und Gewitzigter seine Texte zu wählen: sondern ein Mensch muß man sein, wie Abraham a Santa Clara, die Augen offen für alles, was im Menschendasein vorgeht, nicht dies gering und jenes hoch, das eine geziemend und das andre unziemlich von vornherein einschätzend, sondern nur immer möglichst bestrebt, sich in das Gewand aller Dinge und Geschehnisse einzufühlen, einzuleben, so vollständig dies unter ähnlich Organisierten nur erreichbar! Abraham a Santa Clara war selbst einmal jung, darum weiß er, was Tanzen, Fechten, Trinken ist — darum schwört er nicht gleich auf alle Karten und Mägdleins den heiligen Gottseibeiuns herab, darum flicht er selbst sogar einmal unbekümmert ein lustiges Studentenliedel in seine Predigt ein. Man muß überdies die Zeit bedenken, um vieles derart noch weit, weit höher zu stellen, als es heute so unmittelbar anmutet; daß er von der Kanzel z. B. den Theaterbesuch nicht einfach, wie sicher die meisten seiner Amtsbrüder damals, verdonnert, sondern „unter Umbständ' für recht nützlich befindt", soll ihm unvergessen bleiben. Einen offenen Blick aber hat er nicht bloß erinnernd für die Seele der Jugend behalten, noch in jegliche Gegenwart blickt er hell und scharf, sein Beruf als Seelsorger führt ihn über Markt und Straßen, an Gassenaufläufen und Volksbelustigungen vorbei in viele Häuser und Familien, und ob er als Mitglied eines der strengsten Orden kaum irgendwo stehen bleiben oder bei irgend einem Interesse verweilen darf, so braucht er sich ja auch niemals die Sinne direkt zu verstopfen — diese Sinne, die bald geschickter und feiner zum Aufnehmen werden, als die manches Weltkindes. Ja, weil ihm kein müßiges Frage- und Antwortspiel die Gegenstände verwirrt, in ihren Umrissen schwankend macht — wer zweifelt daran, daß er sie bald, bei den unvermutetsten Momenten ihres harmlosen Sichgebens erfaßt, in ihren charakteristischsten Zügen und Merkmalen gerade vor den Sinn seines Zuhörers zaubern wird? So scharen sich denn um ihn als den unvoreingenommensten Betrachter die Bilder des Lebens bald in ungeheurer Zahl und Menge, und eben weil ihn, den Allempfangenden und Allbegierigen, das Besondere nie fesseln und aufhalten kann, darum allein vermag er ihre Riesenschar dann zu überblicken, fallen ihm gemeinsame Linien und Ähnlichkeiten sofort in die Augen, taucht ihm das Gleichnis- und Parallelenhafte überall in der Welt empor, sieht jeder plötzlich in seinen Schilderungen, Anekdoten, Histörchen — wo doch offenkundig auf ihn als einzelnen gar nicht angespielt wird — das eigene Ich und Antlitz wie aus einem Spiegel hervortreten. Vielleicht weiß Abraham im Grunde gar nicht soviel von dem letzten Leben des Bauern, des Kaufmanns, des Handwerkers, des Soldaten, des Adligen, des Advokaten, vielleicht gar nicht soviel von der Ehe und Ehestandsszenen, die er drastisch beschreibt, von der Mode, die er sprechend überliefert hat, von all den Geheimnissen der vier Wände, die er wie der Eingeweihteste auszuplaudern scheint und womit er ungeheure Redewirkungen erzielt; jedenfalls aber zeigt, soviel er davon verrät, immer den verblüffendsten Sinn für eine Wirklichkeit, den geschicktesten Ausschnitt vielleicht nur eines ganz äußeren, materiellen Bildes, zu dem jedoch die völlige psychische Ergänzung ungemein leicht fällt. Er hat vielleicht im Leben nicht viele Anwälte an der Stätte ihres Wirkens gesehen und gehört, aber einen sah er sicher, und als ihn dann einmal der Weg an einer offenen Hausflur vorüberführt, wo zwei stramme Mägde ihre Wäsche waschen, „die eine wäscht hin, die andere her", bis kein Flecken mehr sichtbar — da taucht ihm mit aller Klarheit nichts als die Geste jenes Anwalts auf. . . . Hat der nicht auch die Sache seines Klienten hin- und hergewandt, daran herumgebürstet, -geseift, -gespült, bis das unschuldigste Weiß hervorzukommen schien? Aber warum mußte er soviel bürsten, „hin- und herwaschen"? Die Wäscherin kann doch kein Vorwurf treffen; sollte den Anwalt — —? Nichts, nichts weiter. . . Abraham hat nur eine Geste bemerkt, nur ein Bild scharf kopiert; aber die überraschendste grellste Beleuchtung eines Sachverhalts scheint sich einzustellen, muß allein schon bei dem Derbsinnlichen den Zuhörer festhalten und — amüsiert lauschen lassen.

Es ist es nicht allein; nicht allein ist es, daß der Pater so von allem und jedem zu wissen, jeglichem bei seinem eigenen Ding und Hantieren noch immer ein gut und kräftig Wörtlein mitgeben zu können scheint — er findet auch so wunderbar leicht und gefällig den Witz aus allem Tun und Treiben der Menschen heraus, und das ist es, was sie hören wollen, denn sei es, daß schon ihr eigenes Handeln nie frei von Torheit erscheinen kann (ach! das fühlen sie ja selbst nur zu gut!), so gewährt es doch stets so köstliche Beruhigung, zu wissen, daß es auch mit der Anstelligkeit und Betriebsamkeit des Nachbarn nicht viel höher geführt hätte! Und Abraham hat ja gerade den Vorzug des leidenschaftslosen Über-allem-Hinstreifens, wie in jenem Momentbild des krampfhaften Advokaten, so hat er längst eine Unzahl der Lebensaspekte gesammelt, tausend Scenen und Schattenrisse des ergötzlichen Jahrmarkt- und Welttreibens immerfort bei der Hand und vor Augen, wie Karten und Würfel kann er sie mischen, kann vergleichen, kombinieren, zusammen- und auseinandernehmen — und was kommt da für ein hübsches Gemustere und Gemengsele des Lebens auch in Worten heraus! Das ist das, und dies gleicht dem, das ist wie die Leidensgeschichte von Bileams Eselin, und das ist wie die Geschichte von den Schwabenstreichen oder von Kaiser Max auf der Martins-

Digitized by Google

wand . . . Aber freilich — wie wäre er nur erst auf Bileams Eselin oder auf den Kaiser Max (Geschichten, die ja eigentlich alle kennen und die man nicht zu wiederholen brauchte) übergesprungen, wenn nicht vorher selbsttätig und originell, ganz urschöpferisch schon jene Lust am Springen vorhanden gewesen wäre, jenes lebendige Temperament und der ganz unersetzliche angeborene Mutterwitz, der seine Reime, Ketten und Bänder gefunden hätte, und wenn er sie von den Sternen hätte herunterholen sollen? Er findet sie und holt sie sich ohnedies, wenn gerade nichts anderes zur Hand ist, aus der dünnsten Sphäre der Realität, die nur denkbar, aus dem Stecknadelköpfchen Greifbarkeit, das immer und immer noch zu ganzen Barren unwahrscheinlich dünner Scheidemünze breitgeklopft wird; so wenn plötzlich sätzelang nur aus Worten und Namen und entferntesten Anklängen der Sinn herbeigezogen wird, wenn plötzlich Alliteration und Stolperreim nur Bedürfnissen einer coupletliebenden Menge entgegenzukommen scheint, wenn die lächerlichsten Maskeraden und Popanze gewählt werden, lediglich um als Hutständer für die entlegensten Begriffe und Vorstellungen zu dienen. Und das ist wahr: wäre er nun wirklich bloß hierbei stehngeblieben, so hätten seine Gegner, die über solche possenreißerische Gebärden achselzucken, und über solch ein an lauter Skurrilität verschwendetes Talent nur bedauernd hinweggehen zu müssen glauben, allerdings recht, auch wenn er tausendmal Wirkungen erzielt haben sollte. Aber das ist es eben, was diese Neunmalernsten nicht sehen, und wenn sie es sehen, nicht mehr verstehen und begreifen wollen, daß er mit dieser Gabe des Witzes, der ungeheuerlichsten Verbindung von Kontrasten, Verschmelzung von Gegensätzen, der Erweckung von Totem durch Lebendiges, von Lebendigem durch Totes, auch im ungemessenen Reiche der Erfahrung, der praktischen Beobachtungen, deren es ihm wahrlich nicht fehlte, lediglich anknüpfend an die Präludien und Plänkeleien eines nur scheinbar gedankenlosen Begriffsspiels, hundertfach neue und ungemein fruchtbare Berührungen und Vermählungen gerade auch des Wirklichen stiften konnte und gestiftet hat! Nimmt man bei soviel angeborenem und rezeptiv beständig vermehrtem Sinn für Zusammenhänge nun aber gar eine erstaunliche Belesenheit noch hinzu, ein fortwährendes Bereithaben und Zurdispositionstehen aller möglichen Sagen, Fabeln und Historien der Welt, aller erdenklichen literarischen wie geschichtlichen, biblischen und profanen, traditionellen und zeitwissenschaftlichen Kenntnisse und Exempel — immer Hand in Hand gehend mit einer Vorliebe für das Derb-Unmittelbare, Bunt-Sinnliche und Drastische, und mit einer Fähigkeit anschaulicher Zeichnung und Schilderung, daß niemals bloße Gehirnzellen, sondern ordentlich Geschmacks-, Geruchs- und Gefühlsnerven in Schwingung versetzt zu werden scheinen: so kann das letzte Resultat aller dieser Reden und Predigten schon aus dem Gesichtspunkt einer schrankenfällenden Vielseitigkeit und weit über das Mittelmaß reichenden Anregungskraft gar kein schlechtes sein! Da sprudeln sie denn auch unaufhaltsam hervor — neben der Fülle schwächerer und hergeholter Einfälle die höchst witzigen und kuriosen, neben sinnlosen Wortdeutungen die höchst sinnvollen und nachdenklichen Ethymologien und Erklärungen, neben bedeutungslosen Umdrehungen, Umkehrungen, Buchstabenspielen die wirklich überraschenden und an Tiefsinn streifenden, neben der Fülle ungereimter die zahllosen echten und geradezu spruchartig verdichteten Reime, also daß allein schon ein Absuchen der Abrahamischen Schriften nach volkstümlich geprägter Erfahrung einen wahren Schatz epigrammatischen Witzes und völlig origineller Spruchweisheit zutage fördern würde. Einen kleinen Begriff dieser eigentümlichen Wortkunst, die einen langen Sinn auch höchst knapp und präzis in ein paar Silben drängt, geben allein schon wenige Überschriften seiner Werke: „Mercks wol Soldat", „Reimb' dich oder ich liß dich", „Frag und Antwort mit Ja und Nein", „Klägliches Auf und Ab", „Etwas für Alle", „Heilsames Gemisch-Gemasch", „Huy und Pfuy der Welt!", „Geistlicher Kramerladen" usw.; am originellsten wohl jene an das obenerwähnte Wunder zu Taxa anknüpfende Überschrift, die den — Laut einer gar nicht wunderbaren, sondern sehr natürlichen Henne symbolisiert: „Gack Gack Gack Gack a Ga". — Natürlich, hier ist es den Gegnern so würdeloser Geistlichkeit wieder ausnehmend leicht gemacht; wo bliebe denn da noch alle echte Weihe und Heiligkeit, wenn man dem ohnedies zu Spott geneigten Laien noch derart entgegenkommt?! Aber diese Gegner sehen wirklich nur die Schale und nicht den Kern; sie bleiben bei der Form, und das ist hier nur in der Vorhalle stehn, weigern sich, gekränkt, verletzt und empfindlich, danach noch weiter zu gehn und das Innere des Heiligtums zu besichtigen — eine Weigerung, der aber kein unbefangener Laie sich anschließt, der im Gegenteil jetzt erst höchlichst neugierig und wagemutig zu seiner Betretung gemacht ist: — und nun betritt Abraham erst wirklich mit ihm jene Hallen, die wahrlich durch ihn am letzten unkeusch oder weihelos geworden sind! Er war sich dessen, was er tat, vielmehr vollkommen bewußt, aus seinem Scharfblick für Welt und Menschen leitete er selbst die Zweiform seiner Ausführungen: er strafe nicht allein die Schädlichkeit der Sünden, sagt er, sondern er verlache auch ihre Häßlichkeit; er setze auch „beineben etwas Konfekt" auf, er schlage der Bitterkeit einen bunten Mantel um, damit er die Welt eher anlocke und fange, — die Welt, die sonst vor der Angel der Wahrheit stets einen großen Abscheu empfinde . . .

Digitized by Google

Und Abraham a Santa Clara hat wirklich unter diesem „bunten Mantel“ der Welt Wahrheiten ins Gesicht gesagt, wie es sicherlich kein Prediger weder vor noch nach ihm von der Kanzel gewagt hat, — und dennoch, je mehr er es wagte, desto kühner und „unverblümbleter“ er sprach und d. i. den Mantel auch lüftete und schließlich abwarf, desto dichter drängten die Scharen um ihn, alle Stände und Kreise, Volk und Fürsten ohne Unterschied. Und wenn er sich nicht scheute, vor den Ohren der Erlauchtesten und Glücklichsten das eine Mal recht kraß die Erbarmungslosigkeit und Ungeziertheit des Todes auszumalen — „es stinkt der Prinz, es stinkt der Bettler ebenso kräftig im Grabe“ —, dann hatte es ein andres Mal der Bauer, oder der Handwerker oder der „Gewölbdiener“ zu hören, daß sie alle gar so kleinkrämerisch lebten und für hohe Dinge nicht das geringste Ohr hätten. Und vielleicht hat man bei alledem nicht einmal so den persönlichen Mut und die Unerschrockenheit zu bewundern, oder gar so ohne weiteres auf die äußerste Biederbheit und Treuherzigkeit des Augustinermönchs selber zu schließen (es ist uns übrigens auch über seinen historischen Charakter nur das Beste überliefert), als zu bedenken, daß ja wirklich allein schon die literarische Form dieser Predigten auf das geschickteste gewählt scheint, um in ihr alles, auch das von andern sonst immer am strengsten Behütete, mutig unterbringen zu können. Und hieran dürften vielleicht noch einige, die nicht gerade das geistliche Gewand bemängeln, ihre Einwände knüpfen: denn man meint wohl oft, dürften sie sagen, daß die Wahrheit, so gefällig, drastisch und witzig vorgebracht, nun auch wirklich genommen und gehört werde . . .; da werden aber wahrlich nicht wenige sein, die zwar den Witz, die leckeren Fabeln, Schnurren und Histörchen mit Behagen abschlürfen, das übrige aber gerade mit in Kauf nehmen, wie denn immer die vielen Tausende zu Füßen Abraham a Santa Claras den Verdacht leider zu nahe legen, daß es ihnen besonders doch nur um das unterhaltsame Beiwerk, die schmackhaften Anekdötchen und Gleichnisse stets zu tun gewesen sei. Ja, fragen wir, und ist hiermit denn wenig getan? Wie denken sich denn die schnurgeraden Religionsprediger und Sittlichkeitsapostel, die von A bis Z nur eine Linie und einen Beweis für ihre Lehre kennen, den Weg ihrer Wahrheit? Wird diese denn unmittelbar auf den Willen wirken, oder muß sie nicht auch erst den Weg durch Herz und Hirn, als bessere Erkenntnis eben, zurücklegen? Nur die klargemachteste, einleuchtendste Wahrheit wird günstigenfalls den Sieg behalten; man irrt sich aber einfach, wenn man glaubt, daß die Wahrheit, die einer anmutigen, auch äußerlich etwas geputzt auftretenden Fabula oder dergleichen zu entspringen scheint, notwendig kleiner oder irdisch-befangener sein müsse, als eine aus lauter tönenden, stolzen Begriffen abgeleitete. Sie kann sogar im Gegenteil eine mit viel stärkerer Wucht sich aufdrängende, überzeugender erleuchtende sein; ganz abgesehen davon, daß auch die sinnliche Hülle, buntes Gewand, Anmut und Schönheit, Drastik und Bildlichkeit in der Welt keineswegs Dinge sind, die nichts zu bedeuten haben, und, zum Scheine zählend, darum unscheinbar oder gar wesenlos wären.*)

Ähren und Garben.

Aus der literarischen Lese des Jahres.

II.

Wenn ich mich am Ende des Jahres frage, welche Gestalten und Begebnisse leben denn noch in dir nach, leben mit dir, gehen nun hinfort mit dir deinen Weg — und diese Frage ist für mich der einzige Maßstab, den ich an ein Buch bezüglich seines Wertes lege — dann sind es von den vielen, vielen doch nur herzlich wenige, die fortan bei mir bleiben, eine kleine Gemeinschaft nur, in der ich mich heimisch fühle. Betrachte ich die Ernte dieses Jahres darauf hin, so nenne ich an erster Stelle zwei Bücher: Rosners „Silberne Glocke“ (Grethlein & Co., Leipzig) und Frenssens „Klaus Hinrich Baas“ (G. Grote, Berlin). Rosners Roman, der zum Feinsten, Innigsten, Schlichtesten gehört, was ich seit langem las — und das ist nicht wenig — wird an andrer Stelle des Blattes schon von Lux gewürdigt; ich unterschreibe dessen Urteil Satz für Satz und will statt einer eigenen Kritik des Buches lieber dem Dichter hier in Bälde einen Essay widmen. Frenssens Buch hat mir in gleicher Weise manche Stunde höchsten literarischen Genusses gegeben. Diese schlicht erzählte Lebensgeschichte des holsteinischen „Baas“, im Tone glücklich an den Peter Moor anklingend, ist das erste bedeutende Buch Frenssens; hier ist nichts Preziöses, nichts Verlogenes mehr, einzelne Gestalten und Szenen gemahnen an Dickens (der freilich eben dort wohl auch das Vorbild war), und das Ganze ist wie aus einem Gusse. Ich habe mein Urteil über Frenssen, der mirs schon mit dem Peter Moor angetan hatte, nach diesem Roman, den ich für einen der besten zeitgenössischen überhaupt hatte, völlig geändert. An Frenssen schließe ich Timm Krögers Novelle (Geschichte möchte ich lieber sagen) „Des Reiches Kommen“. Es ist die Geschichte eines andern Meineidbauern, mit all der packenden Gestaltungskraft und großen

*) Abraham a. S. Claras Schriften sind noch heute auf die leichteste Weise zugänglich: u. a. enthält Kürschners Nationalliteratur eine gediegene Auswahl aus „Judas der Erzschelm“, und Reklam's Universalbl. „Merks Wien“! Eine gute Biographie schrieb Karajan schon 1867. (Wien).

Digitized by Google

Kunst erzählt, die diesem Landsmanne Liliencrons eignet. Auf den neuen Rosegger: „Lasset uns von Liebe reden (L. Staackmann, Leipzig) hatte ich mich besonders gefreut, und es ist eine leise Enttäuschung geworden. Aber eine Geschichte ist in dem Buche, um derenwillen es unter Roseggers Werken einen Ehrenplatz verdient, das ist die Geschichte von den „Fleckelpatschenmachern“; die gehört zum Reifsten und Schönsten, was der Steirer Dichter überhaupt geschrieben hat. Enttäuscht hat mich auch Rud. Hans Bartschs: „Elisabeth Kött“ (L. Staackmann, Leipzig); ich hatte mir von diesem jungen Österreicher nach den „Zwölf aus der Steiermark“ und den „Haindlkindern“, diesen Proben einer starken, originellen Begabung, mehr verhofft als diesen gar nicht originellen Tragödin-Roman mit seinen seltsamen Worten, die so manieriert klingen und es auch sind. Da steht Franz Karl Ginzkeys „Geschichte einer stillen Frau“ (L. Staackmann, Leipzig) auf einem andern künstlerischen Niveau, der Roman einer starken, großen Frau, die das Leid zum Höchsten läutert. Schlichte Töne, wundervolle Bilder, lebendige Menschen, die nicht konstruiert sind, das ist das Buch. Von Otto Ernst hat Staackmann diesmal wieder ein Bändchen humoristischer Plaudereien „Vom grüngoldnen Baum“ uns auf den Weihnachtstisch gelegt. Ein paar Köstlichkeiten sind darin, so funkelnd von Humor, wie sie uns nur Otto Ernst geben kann: „Das vierbeinige Geschenk“, eine Appelschnutgeschichte, und eine der feinsten Schöpfungen dieses feinen Humoristen: „Die späte Hochzeitsreise“; die überstrahlen all das andere. Ein prächtiges Buch, nur in dem lehrhaften (Volkskunde etwas zu aufdringlich dozierenden) Schlusse vielleicht verfehlt, ist „Der letzte Hansbur“ von Hermann Löns (Adolf Sponholtz, Hannover). Der Leser kennt ja meine Vorliebe für die Heid- und Jagdgeschichten dieses prachtvollen Niedersachsen. Im „Hansbur“ hat Löns uns nun den Beweis erbracht, daß er ein Menschenschicksal auch weiter ausspinnend kraftvoll zu gestalten vermag. (In Parenthese und in gewissem Abstand will ich hier auch Friedrich Schliekers „Aus Höfen und Katen“ noch einmal nennen und auf die im Hinstorffschen Verlage zu Wismar erschienenen Heideromane von Nathanael Jünger: Hof Bokels Ende und Pastor Rittgerotts Reich aufmerksam machen.) Wenn ich an diesen herben Niedersachsen nun Schweizer Dichter reihe, so geschieht das aus dem Empfinden, daß auch diese Schweizer so gesund, so quellfrisch in ihrer Kunst sind. Wie der würzige Duft sommerlicher Matten weht es uns aus ihren Werken an: eine ganz andere Welt lebt darin. Ich nenne hier zunächst und zur Bestätigung meiner Ansicht das Schweizer Novellenbuch „Unterm Firnelicht“, das der Verlag Eugen Salzer (Heilbronn), dem wir auch das köstliche „Sieben Schwaben-Buch“ verdanken, ganz kürzlich erscheinen ließ. Sechzehn Schweizer haben sich hier zusammengefunden, und Namen wie Spitteler (mit „Conrad dem Leutnant“, der bedeutendsten Schöpfung nach Kellers Novellen), Zahn, Adolf Frey, Jakob Schaffner, Meinrad Lienert (der verdient besondere Erwähnung!), Widmann, Moeschlin, Hermann Kurz sind darunter. Dies Novellenbuch muß man besitzen. Mit einem eigenen Buche, dem „Fortunatus“ ruft Hermann Kurz (E. Salzer, Heilbronn) sich mir hier ins Gedächtnis. Herzwarm, stark, ernst, bedeutend ist dieses Buch, das ich zu den vollwichtigen Ähren dieser Lese rechne. Ganz andrer Art, aber von dem feinsten Schweizer Novellisten, von Conrad Ferdinand Meyer, die Kunst der Erzählung leihend, ist ein im „Verlag der Rheinlande“ (Düsseldorf) erschienenes Buch von Charlotte Westermann, „Knabenbriefe“, eine Novelle ersten Ranges, ein kleines Meisterwerk. Hut ab vor dieser Künstlerin! — Ich nenne weiter Waldemar Bonsels Roman „Blut“ (Alfred Janssen, Hamburg), in dem eine bedeutende dichterische Individualität (und auch ein Sprachkünstler von Rang) die Schwingen zu regen beginnt; man wird von Bonsels noch großes erwarten dürfen. Großes erhoffe ich mir auch von Willy Speyer nach der vollgültigen Talentprobe der so liebenswürdigen Erstlings-Novelle „Wie wir einst so glücklich waren“ (A. Langen, München). — Nun ein paar ältere: von Max Eyth hat der Wintersche Verlag (Heidelberg) die „Feierstunden“ neu herausgegeben. Sie zeigen den verstorbenen Ingenieur-Poeten in den großen Erzählungen „Mönch und Landsknecht“, „Madonna“ und dem feinhumoristischen „Invaliden“ auf der vollen Höhe seines dichterischen Schaffens. Einen Band Erzählungen des zu früh geschiedenen Adolf Schmitthenner hat die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart) unter dem Titel „Die sieben Wochentage“ vereinigt. Er enthält u. a. den ganz köstlichen „Pfarrkranz“, „Der Dickkopf und das Peterlein“, „Die Frühglocke“, „Ein rasches Ende“, „Ein Wort“ — reifste Erzählerkunst. Auch dieses Buch gehört in jedes Bücherschrank. Von F. Th. Vischer hat der Sohn einen Nachlaß- und Nachleseband „Allotria“ (Bonz & Co., Stuttgart) zusammengestellt; er bringt auch die berühmten „Epigramme aus Baden-Baden“, die „Gesänge Schartenmayers“, den „Einfacheren Schluß der Tragödie Faust“ und manches andere, was wohl des Sammelns wert war. — Zweier Dichter gedenke ich weiter in dankbarer Erinnerung dessen, was sie mir gaben: Eilhard Erich Pauls' mit seinem Novellenbuch „Vom Leid“ (Gustav Schlößmann, Hamburg) und Albert Helms' mit seiner seltsam harten und trotzig erzählten Lebensgeschichte „Chaos“. (A. Janssen, Hamburg). Größer freilich noch als dieses Gemälde der russischen Revolution, von Blut und Feuerbränden leuchtend, ist Leonid Andrejews „Geschichte von den

Digitized by Google

sieben Gehenkten" (R. Piper & Co., München); das ist etwas, das man all sein Lebtag nicht mehr vergißt! Von älteren Russen hat derselbe Verlag einen Band humoristischer Erzählungen Dostojewskis „Onkelchens Traum", Bruno Cassierer (Berlin), den „Oblomow" von Gontscharow herausgebracht. — Es gebricht mir an Raum, um all den Büchern, die mir aus irgend einem Grunde noch bemerkenswert erscheinen, ein paar Worte auf den Weg zu geben. So zähle ich sie einfach auf: August Sperl: „Die Fahrt nach der alten Urkunde" (O. Beck, München); Max Dreyer: „Strand" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart); Ricarda Huch: „Der letzte Sommer" (ebenda); Max Halbe: „Der Ring des Lebens" (A. Langen, München); Adolf Köster: „Die zehn Schornsteine" (ebenda); Heinrich Mann: „Die kleine Stadt" (Inselverlag, Leipzig); Thomas Mann: „Königliche Hoheit" (S. Fischer, Berlin); Carl Bonhoff: „Der Tod und die Tödin" (Fritz Eckardt, Leipzig); Wilhelm Fischer: „Murwellen" (Georg Müller, München); Rudolf Huch: „Die Rübenstedter" (ebenda), und schließlich nenne ich hier nochmals Franz Hermann Meißners „Moderne Menschen" (Bong & Co., Berlin), den besten Berliner Roman seit langer Zeit.

Adolf Heilborn.

Kinderliteratur.

Von **Egon H. Strasburger** (Berlin).

Schöne Bilder, guter Text ... das genügt, um die Ansprüche zu erfüllen, die wir an den Verleger eines Kinderbuches stellen. — Mögen der „Struwelpeter" und die „Sprechenden Tiere" witzig, originell und lustig sein, sie sind trotz ihrer riesenhaften Verbreitung und trotz der Freude, die sie bei Millionen von Kindern hervorgerufen haben, nicht das Richtige, und nie bringen sie ein Fünkchen Schönheit in das Herz der kleinen Leser. Und es gibt dennoch wieder Tausende von Eltern, die in Anbetracht der frohen Stunden, die sie vor vielen Jahren mit diesen Büchern erlebt, den guten alten Struwelpeter und Konsorten den Kindern auf den Weihnachtstisch legen werden. Brauchen wir diese konservative Zähigkeit, müssen wir Auerbachs Kinderkalender herbeischaffen, um weiter nicht nachzudenken, wie und was wir den Kindern schenken?

Es sind genug Verleger, Maler und Schriftsteller nun geboren, die tapfer für das Kind kämpfen und ihm das Beste bringen möchten. Ein Riesenstoß Novitäten liegt vor mir, die Ernte eines kurzen Jahres; es sind Bücher darunter, die ein kleines Kunstwerk bedeuten, Bücher die sich wahrlich eine größere Gemeinde erobern dürften, und die wohl geeignet sind, Gutes und Schönes den Kinderherzen zu geben.

Wie verschiedene „Kommissiönchen" und „Jugendbüchergerichte" es zu tun pflegen, ein Buch nach einem bestimmten Maßstab zu prüfen, es zu loben oder zu verwerfen, das möchte ich hier vermeiden. Die philiströse Schulmeister-Art, mit der schwarzen oder roten Robe zu Gericht zu sitzen, ist gerade bei Kinderbüchern nicht angebracht; denn jeder Maler malt und jeder Poet dichtet seiner Individualität entsprechend, und es wären jene Herren traurige Leute, die sich in ihrer Kunst nach Gesetzen richten wollten, die andre bei der Prüfung eines Kinderbuches aufzustellen belieben. Kunst bleibt Kunst, und sie läßt sich nicht in mathematische Regeln zwängen. Ich habe oft die Erfahrung gewonnen, daß gerade die „geächteten" Bücher bei den Kindern die innigste Freude hervorriefen, den bedeutendsten und nachdrücklichsten Eindruck auf sie machten und erzieherisch auf sie wirkten.

Bemüht, Gutes und Gediegenes zu bringen, sind der Verlag von „Kind und Kunst" (M. Brandus, Berlin), Scholz in Mainz, Loewe in Stuttgart, Schreiber in Eßlingen, Dietrich in München, Neufeld und Henius, Berlin, Etzold u. Co. in München. Die Gaben aus diesen Verlagen sind mit wenig Ausnahmen fast durchweg zu empfehlen; denn die Bilder entstammen dem Stift bester Maler und der Text ist aus der Feder guter Schriftsteller, die Ausstattung ist trefflich, fast manches Mal geradezu prächtig, und ich möchte sagen vorbildlich für viele Werke der Buchkunst.

Der Verlag „Kind und Kunst" bringt zur rechten Zeit: „Die Entdeckung des Nordpols." Der bekannte Jugendschriftsteller Klausmann hat das Buch für die Jugend bearbeitet und Flockenhaus besorgte die Illustrationen, die hübsch und sehr stimmungsvoll ausgefallen sind. Die Zwergengeschichte „Fips und Strudelchen" ist ein spannend geschriebenes und lustiges Märchen mit vielen bunten und andern Bildern geschmückt.

An zweiter Stelle möchte ich den Verlag Scholz in Mainz nennen, der mit vielem Geschmack und fester Hand das Richtige findet. Arpad Schmidhammer, Robert Engels, Fritz Kunz, Franz Jüttner, Julius Diez verdienen vor allen als Maler hier genannt zu werden.

„Das Märchen von den Sandmännlein", das bei Schreiber in Eßlingen erschienen ist, hat Kaimradl entzückend illustriert. Es ist dies ein Buch, das Kindern bis zu sieben Jahren unbändige Freude bereiten wird. Der Maler weiß vortrefflich in die Wesenheit der Kleinsten einzudringen, und er empfindet mit dem Kinde. Bei einem geschickten Vertrieb des Buches möchte ich ihm einen großen Erfolg prophezeien.

Viel Mühe und Fleiß verwendet auf die

Digitized by Google

Buchausstattung der junge Münchener Verlag von G. W. Dietrich. Seine drei Mark-Bücher haben sich gut eingeführt, und vor allem bahnte ihm die Beskow den Weg. Die Malerin besitzt nicht die ausgereifte Kunst ihrer bisher erwähnten Kollegen; wohl aber liegt unendlich viel Zartheit und Lieblichkeit in ihren weichen, duftigen Farben, und sie weiß Kinder und auch Erwachsene durch ihre Feinheit zu fesseln.

Ihr bei Loewe in Stuttgart verlegtes Buch „Hänschen im Blaubeeren- und Preiselbeerreiche" ist ebenso zart ausgeführt, und ich möchte fast sagen, daß sie hier die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit erreicht hat. Um in der Altjungfernsprache zu reden: die Buben- und Mädelsfrazen im Buche sind süß und allerliebst. Loewes Spielschachtelbuch ist eine originelle Idee; das Buch ist für die jüngsten Erdenbürger gedacht und bei seinem festen, dicken Papier wohl prädestiniert, Geschlechter zu überdauern.

Einige wertvolle Bücher gibt Etzold u. Co., München, heraus. Ich erwähne nur die Geschichten und Gedichte des Grafen Pocci, des genialsten Dilettanten der Kinderdichtung. Seine prächtigen Kasperle-Geschichten, die von Zeit zu Zeit durch einen tollen und unglaublichen Blödsinn sanft unterbrochen werden, müssen Kinder zum Lachen zwingen, und sie werden ihnen unendliche Freude bereiten. Mit den ganz altmodischen, grotesken Bildern mag sich nicht gerade jeder befreunden; aber es steckt viel Humor, Naivität und drollige Albernheit darin, und sie bilden eine hübsche Ergänzung zu der Prosa und zu den Versen.

Etzolds Bilderbücher, die Heyer illustriert hat, leiden teilweise unter der Leere des Textes. Der Maler ist begabt und humorvoll, und ich möchte, was den illustrativen Teil anbetrifft, das Werk zu den besten diesjährigen Novitäten zählen.

Während alle bisher erwähnten Verleger Bücher mit Bildern und Texten brachten, beschenkt uns der Verlag Neufeld und Henius, Berlin, mit einem prächtigen Notenwerk: „Sang und Klang fürs Kinderherz".

Paul Hey, der volkstümliche baierische Landschaftsmaler, gibt der kleinen Welt mit diesem Buche das schönste Weihnachtswerk. Ungefähr fünfzig Bilder in Vierfarbendruck schmücken die besten und bekanntesten Kinderlieder; Liedchen, die jedes Kind in der Schule lernt, die hier als alte Freunde in vornehmem Gewande wiederkehren. Humperdinck hat das bahnbrechende Buch herausgegeben, was wiederum eine Bürgschaft für die Güte des schönen Bandes bedeutet.

Sonst sind noch einige Dutzend Neuheiten bei andern Verlegern erschienen, doch möchte ich auch diese vielen im Interesse der Verleger mit Schweigsamkeit übergehen.

Wer seinen Kindern etwas Gutes schenken will, der wähle unter den genannten Büchern; wer selber noch Freude an der Kinderwelt besitzt, der kann mit diesen paar Büchern sich manche frohe Stunde bereiten.

Es liegt viel Sonne über ihnen, viel reiches und reifes Glück, und diese edle neue Kunst wird zu ihrem Rechte gelangen.*)

Bleiche Ruh.

Von **L. Koch-Schicht** (Wien).

Nun will sich eine bleiche Ruh
ins tiefste Herz mir neigen.
Nun wird die Sehnsucht immerzu
mir schweigen.

Zog all die Irrfahrt Jahr um Jahr
im Kreise,
nun kehr ich heim — gebleicht das Haar
und kenn die Weise.

Das Letzte.

Von **Karl Ernst Knodt** (Bensheim).

Als Letztes an dem Wege liegt — dein Grab.
. . . Du siehst's an jenem fernen weißen Saum
Des fernsten Lebens einer Düne gleich
Aufdämmern, und dahinter weit das Meer,
Das unerforschte Meer der Ewigkeit.

Wehweiche Weisen trägt der Abendwind,
Der von den dunklen Wassern landwärts weht,
Neber die Stelle, der dein Staub sich eint,
— Weich wie das Heimweh, und so todeswund
Wie einer Mutter Weinen um den Sohn,
Der draußen immer weitre Wege geht,
— So weh, wie wenn die Zeit am letzten Tag
Verläutet ihren letzten Glockenschlag.
— — — — — — — — — — — —
Wo du auch gehst: als Letztes grüßt dein Grab
An irgendeinem Weg . . . Gott weiß es — wo . . .

*) Wenn wir auch nicht mit allen Ausführungen des Verfassers einverstanden, so haben wir dem bekannten Jugendschriftsteller, der uns dies Jahr selbst einen entzückenden, originellen Kinderkalender (Verlag von Neufeld und Henius, Berlin) auf den Tisch gelegt hat, doch gern hier als einen zum Urteil wohl Berufenen das Wort erteilt. D. R.

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch meines Urgroßvaters.

(Eine Napoleonslegende.)

Von Walter v. Molo (Wien).

Pfingstmontag, 22. Mai 1809.

Unaufhörlich brüllt der Geschützdonner in dröhnenden Wellen, die nie schwächer werden; seit Mittag sind wir ohne jede Nachricht! — Den gestrigen Sonntag sollen die Österreicher Aspern erobert und die Nacht über gehalten haben, wie mag es heute sein? — Mein Bruder Christoph, im Regiment Klebeck, mag froh sein, nicht Frau und Kind zu haben, ist ein leichteres Sterben! Ob man auf dem Kampfplatz bleibt oder ob man hier verhungert, das ist ganz gleich für Menschen wie wir, denen alles zerbrochen ist. — Sie sollen gestern enorme Verluste gehabt haben; die wenigen Franzosen, die man sieht, haben starre Augen. — Noch zeigen die Mauern die Spuren des Bombardements; auf der Laimgrube, in Mariahilf und am Spitalberge haben die Haubitzen großen Schaden getan. Nicht weit von uns ist ein Mann im Bette neben seiner Frau getötet worden. — Es war kein guter Gedanke, Wien zu verteidigen; es ist nicht mehr das selbe Wien, wie zur Zeit der Türken. Und ich glaube, auch wir sind anders geworden! — Meine Frau will gehört haben, daß die Franzosen geschlagen seien; auf den gegenüberliegenden Häusern ist alt und jung auf den Dächern versammelt und können doch nur Rauch und Qualm sehen. Wer wagt an eine Niederlage Napoleons zu denken? — Oh, er hat uns klein gemacht, uns unsre Schuld mit dem ehernen Mund der Kanonen zugedonnert! Er hat Reiche zertrümmert, Unmögliches wahr gemacht! Was gilt der einzelne und sein Schicksal? — Warum will ich da jammern? Millionen hassen ihn, wie ich, und Millionen jammern, wie ich. Er aber schlägt Schlacht auf Schlacht und wird stets größer! — Und doch! Und doch! — — Wenn ich mein Kind sehe, dort in seiner ärmlichen Wiege, wie es mit geballten Fäusten schläft, ruhig, und kennt nicht Not und nicht Hunger, und sie werden doch sein Los sein, das lange Leben lang, durch seine Schuld, denn wir sind arm geworden, bettelarm, durch ihn, so möchte ich auch jetzt draußen sein, bei Aspern und Eßlingen, wo die Würfel fallen. Doch ich bin nur ein armer, zu Grunde gerichteter Kaufmann, der Weib und Kind und kein Brot hat, so kann ich nur die Fäuste ballen. — Auf den Straßen zieht die Bürgermiliz, sie steht in großem Ansehen bei den Franzosen, denn die sind schlau und müssen jemanden haben, der das arme Volk niederhält, jetzt, wo es endlich zu schäumen anfängt, jetzt, wo sein Herrscher vertrieben ist und Fremdlinge an seinem Herd sitzen, die es mit harten Worten und unerschwinglichen Abgaben drücken. — ad 10) verlangt die Kontribution, „daß der übrige Adel, dann höhere Staatsbeamte, Großhändler, Wechsler und Fabrikbesitzer 15 fl." als Abgabe entrichten. — 15 fl! im ganzen Haus ist nicht die Hälfte, und anno 1792 haben wir, das heißt mein seliger Vater, Herrn Leopold II. 350 000 — Goldgulden geschenkt für die Münze, die kein Gold hatte. Dieser kleine Leutnant, mit der Plebejerstirn, hat die Zeiten geändert! — Noch immer geht das Kämpfen weiter und das Schießen, meine Frau sitzt im Winkel und weint, und das Kind schreit. Ich muß sehen, ob ich Brot bekommen kann. —

Dienstag, den 23. Mai 1809.

Dem Herrn sei Dank! — Er ist geschlagen, in langen Zügen kommen Blessierte. Die ganze Alservorstadt ist ein Spital. Der Herzog von Montebello ist tot, gefallen, mit mehr als 40 000 Franzosen. Napoleon soll geweint haben! Recht so, auch er soll wissen, wie Tränen sind, wie sie schmerzen und drücken! Auch er soll merken, daß er trotz allem nur ein Mensch ist! Nun trägt sich der Hunger leichter; ich habe mein armes Weib umschlungen und geküßt, viele Male, wie seit langem nimmer, und dann haben wir mitsammen geweint. — Fieberhaft arbeiten sie an der Herstellung der zerrissenen Brücke in die Lobau, die Donau ist hoch angeschwollen, warum nützen die Österreicher nicht den Sieg? Alles, was zum Schanzen helfen kann, Klampfen, Bauholz, Ketten und Zillen, wird in Requisition genommen und abgeführt. — Von meinem Bruder habe ich keine Nachricht, kann sie nicht haben, und doch sagt mir eine Ahnung, daß er geblieben ist, daß er das Schicksal meines Bruders Franz und meines Onkels Walter geteilt hat, die bei Günzburg fielen. Der Herr geb' ihm die ewige Ruhe, er hat genug getan, wenn er ihm Schaden zufügte, wenn er ihm Helfer erschlug. Man wird kurz im Sprechen über Leben und Tod, wenn man in solchen Zeitläufen lebt und haßt, wie ich! — Ich muß sehen, daß ich Arbeit finde, sonst verhungern wir, trotz allem Siegen. Des Nachts um zweie stelle ich mir vor dem Bäckerladen auf, um einige wenige Brote zu erkämpfen. Was wir nicht unbedingt zum Leben brauchen, wird schnell, unter der Hand, wieder weiter verkauft, denn es ist ein großer Mangel, weil keine Zufuhr ist. Von dem Erlöse leben wir, so bin ich vom Seidenfabrikanten und Großhändler zum Brottäuscher geworden. Wer kann heute wissen, was morgen mit ihm ist? — Ich habe von 8 Uhr früh bis in den späten Abend gearbeitet — für die Franzosen, damit ich nicht Hungers sterbe und nicht muß betteln gehen, so habe ich geholfen, ihre Toten begraben, man dingt allenthalben dazu die Leute, sie zahlen nicht schlecht und es ist die einzige Arbeit, die ich gern für die Fremden tue.

Digitized by Google

Der Tod ist bei Aspern und Eßlingen fleißig gewesen. — Wenn man die langen stillen Züge der Leichen kommen sieht, begreift man, warum die Franzosen nun mit uns Wienern völlig verändert sind. Früher ein gewisses geistesverwandtes Entgegenkommen der Sieger, nun feindseliges gereiztes und im Stolz empfindlich getroffnes Hassen! Auch in Privathäusern bringen sie ihre Verwundeten unter, denn die Spitäler reichen nimmer. Bei den Minoriten in der Alsergasse liegen die gefangenen Österreicher, es sind nicht allzuviele. — Rastlos wird in der Lobau gearbeitet.

Donnerstag, 25. Mai 1809.

Ich hab' ihn gesehen! — Mitten unter seinen Garden ist er durch die Roßau galoppiert! Er sitzt nicht gut zu Pferde und hat ein bleiches Antlitz. — Wenn er aufsieht, ist sein Blick stechend, er hat mich zufällig getroffen. Mein Herz hat wild zu schlagen angefangen, und ich bin getaumelt mit geballten Fäusten. Was wissen all' die ehrsamen Wiener Bürger, die ihn als Feind des Vaterlandes hassen, von meinem Groll! — Sie sind Gegner auf Grund politischer Überzeugungen, ich aber bin sein Feind als Mensch! Vom Millionär in kurzen Jahren zum Bettelmann werden, trägt niemand leicht; am wenigsten altes Blut, das in Italien reifte, durch lange Jahrhunderte. Was ist er gewesen? Ein armer kleiner Offizier, der nichts hatte und nichts verlangen durfte! Und ich? — Der größte Kaufmann, den Österreich und Italien kannte, der in glänzendem Schlosse saß am blauen Comersee, als er, als angeklagter Verräter, aus der Armee gestoßen wurde. Und dazwischen liegen 14 Jahre! — Aber des Lebens Mühlen mahlen rasch! — Es ist schon mancher im Triumph gefallen! —

Samstag, 27. Mai 1809.

Die Brotnot nimmt zu, die Bäckereien arbeiten von unserm Korn für die französische Armee Kommißbrot, uns bleibt der Hunger! Gestern ist eine strenge Verwarnung erschienen, gegen jeden, der mit dem Brot Wucher treibt. — Die „Wiener Zeitung" ist französisch geworden und nimmt Partei der Fremden. — Ich muß Arbeit finden — — Die Franzosen nehmen den Bauern das Fuhrwerk fort und werfen im Augarten und in der Spittelau Schanzen auf, da arbeiten viele Hunderte. —

Sonntag nach Pfingsten, 1809.

Zwei Mann der Bürgermiliz wurden heute erschossen. — Das Volk ist schwach und ohne Führung. — Wo bleibt Erzherzog Karl? —

Fronleichnam, 1809.

Keine Prozession! Man redet von kommender Hungersnot, mein Weib ist krank und das Kind ohne Pflege. Und doch, ich kann es nicht, ich kann nicht für die Fremden Dienste tun! — Was aber sonst? — Warum fällt nicht die Welt zusammen über soviel Kummer? — Es ist kein Brot zu bekommen und kein Arzt, sie sind in den Spitälern. Man sammelt für die Verwundeten und läßt die Gesunden Hungers sterben. — Gestern ist der Tonsetzer Joseph Haydn in der Gumpendorfer Vorstadt gestorben, durch seine Werke den Franzosen gut bekannt. — Ich muß es dennoch tun, um zu leben! Ich will zu den Erdarbeitern! Meine Familie steht höher als mein Adelsstolz und meines Namens Tradition. Die Familie ist das Höchste! Ich will sehen, ob sie mich nehmen, zum Schanzen bauen, gegen unsre Landsleute. Doch es muß sein; schweig still, Herz!

12. Juni, 1809.

Nun hab' ich Zeit zum Schreiben. — Ich muß mich sammeln, wer weiß, wie lange noch das Leben währt. — — Ich will in der Ordnung beginnen: Ich war schnell eingestellt, mit Hacke und Spaten, zur Rechten einen zu Grunde gegangenen Schneider, zur Linken einen zusammengefangenen Bettler. Ich dachte an Weib und Kind und begann zu arbeiten. Glühend stand auf dem Himmel die Sonne und sengte unsern Nacken. Französische Soldaten hielten die Wache. Wir gruben an einem Erdauswurf, von dem wir nicht wußten, ob er ein Grab werden sollte oder eine Verteidigungslinie. Es ist auch ganz gleich, wenn wir nur des Abends unser Geld bekommen, um Brot zu kaufen! — Des Mittags war eine halbe Stunde Pause, da teilte der Schneider mit mir sein Brot, wir sprachen von frühern Zeiten. — Als ich meinen Namen nannte, wurde er wortkarg, allzutief saß in ihm die ererbte Hochachtung vor dem Geld, das ich nimmer besitze. — Als wir wieder arbeiteten, rückte er weiter weg von mir — er hielt mich für einen Lügner und Betrüger? So bleibt uns, wenn wir fallen, nicht einmal der Trost menschlichen Mitleids. — — — — Es mag 4 Uhr des Nachmittags gewesen sein, wir standen schon tief in dem Graben, so daß unsre Gestalten nur von der Brusthöhe an hervorragten, da hörte ich Stimmengewirr näher kommen. Ich beugte mich tief zur Arbeit, denn ich wollte niemanden von den Fremden sehen, und es mußte ein höherer Offizier sein, der nun zur Besichtigung kam. Der Soldat, der bei unsrer Gruppe stand, riß sich zusammen. — Ich sah nicht rechts und nicht links, und hieb mit der Hacke, daß die Funken aus den Steinen flogen. — Nun standen sie über mir. — Auf einmal spüre ich einen leichten Schlag auf der Schulter und sehe gerade noch das Ende der Reitgerte über meinem Kopf verschwinden. — Oben steht er mit verschränkten Armen, wie man ihn oft darstellt, und lächelt ein zynisches Lachen: „Un patriot?"

„C'est le sang romain, Bonaparte," kommt es von meinen Lippen, und ich stehe vor ihm, am Rande der Grube. — Sie wollen mich weg-

Digitized by Google

reißen, doch er lacht: C'est un drôle, — laissez le!" —

Doch ich will kein französisches Wort mehr niederschreiben, in meinem kurzen Leben ist es mir so verhaßt geworden. — Und ich weiß auch nicht mehr, wie alles gekommen, ich sehe nur noch seinen Blick, der so hart und unbarmherzig über meine elende Gestalt geht, der soviel Geringschätzung in sich birgt und soviel Unglück bedeutet. — „Allons, zur Arbeit!" — Ich mag mich wohl gewehrt haben, und der unleidige Stolz unsrer Familie mag wohl mitgeholfen haben; ich hab' ihm fest in die Augen gesehen und an den ungläubigen Schneider gedacht, da drunten in der Grube; da hab' ich gesagt: „Seht mich gut an, Bonaparte, ich bin auch einer, den Ihr bestohlen habt!" — Da sind sie um mich herum und ich krieg' eine Schaufel zu fassen; damit soll ich nach ihm geschlagen haben, — so sagt mir der Posten, der vor der Tür steht. Denn ich bin gefangen, in einem kleinen, schmutzigen Holzschuppen, wo die Werkzeuge lagern. — Wer weiß, ob ich Frau und Kind wiedersehe? Es ist schrecklich, zu denken, daß nun wieder ein Sommer kommt und lange, heiße Nächte, in denen sie um mich weinen werden. — Warum ich nicht überlegter war, nicht an meine Familie dachte? — Der Mensch kann nie sein eigner Richter sein, denn er ahnt nur dunkel, was in ihm vorgeht, ohne es zu wissen! In andern Verhältnissen könnten wir vielleicht Freunde sein; er, der Länderkaufmann und ich! So müssen meine Vorfahren gewesen sein, die unser Vermögen schufen — so hart und energisch! Nur ich kann nicht still halten, weil ich arm bin, als Reichgeborner, und weil mir selbst ein groß' Teil dessen fehlt, was meine Ahnen hatten. — Verzeihe mir, Marie, und laß' unserm Kind den Zorn der Schwäche fremd bleiben, erziehe es zu einem Menschen, der zufrieden ist, und das ist genug, vollauf genug! — Es ist noch hell draußen, wenn auch schon der Abend kommt. — — Verzeihe mir und trag dies Leben mutig zu Ende. —

8 Uhr abends.

— Er ist fort, und ich weiß, daß ich den Tod gezogen habe. — Ich habe Hufschlag gehört und atemlos gelauscht, als er an der Hütte hielt. Dann ist er auf einmal in der Tür gestanden, ich hab' durch den schmalen Spalt eine Menge Soldaten gesehen, wohl seine Begleitung. — Er setzt sich mit gekreuzten Beinen auf eine Werkzeugtruhe und sieht mich lange an. Dann fragt er nach meinem Namen. — Als ich ihn nenne, lacht er; „un nom d'autriche! — Was seid Ihr eigentlich? Italiener oder Österreicher? Doch Ihr haßt wie ein Preuße!" — Dann haben unsre Blicke lange ineinander gehangen. — Dann wieder er, ganz unvermittelt: „Warum haßt Ihr mich eigentlich?" — Da erzähle ich ihm alles, von unsrer Familie, von dem ersten des Namens, der ein berühmter Redner gewesen sein soll auf der Insel Rhodos, bei dem Cäsar sich zum Redner bildete. — Da lacht er ein trocknes Lachen, daß ich schweige, doch er winkt, fortzufahren. — Es scheint ihm des Zuhörens wert, wie ich ihm den Werdegang durch Jahrtausende zeige, wie Händler, Söldner und Künstler unabläßig wechseln, bis Ritter entstehen und wieder zu Kaufherren werden. Am Ende übermannt mich die Verzweiflung meiner hilflosen Lage und ich muß weinen. — Da sagt er in seiner kurzen knappen Art: „Wenn ich Euch wieder zu Ehren bringe, wollt Ihr mir anhängen?" — „Nein," sage ich. — „Warum nicht?" Da weiß ich keine Antwort. — Er trommelt auf den Tisch und kneift die geschwungenen Lippen ein: „Alles haßt und weiß nicht, warum?" — „Ich weiß," sage ich, „daß ich mein Leben verwirkt habe, aber ich will nicht sterben wie ein Feiger, der Euch meuchlings ans Leben wollte, denn ich konnte nicht anders handeln, selbst wenn ich gewollt hätte. . ." — „Ich weiß", sagt er, „es war Euer zu altes Blut, das sich gegen das meine kehrte, Ihr könnt nichts dafür; aber man muß sorgen, daß es dünner wird. Ich glaube, was Ihr getan habt, wird sich noch oft wiederholen müssen, man bekommt nur Tradition durch Kampf und Gefahr!" — Dann fragt er mich um die nähern Angaben, wie ich mein Vermögen verloren, wie die Zertrümmerung Venedigs so unheilvolle Folgen gezeitigt. — Doch als ich merke, wie sein Blick wieder stechend wird, und wie eine Art grausamen Wohlgefallens in seine Mienen tritt, schweige ich. — Da zieht er ein Blatt Papier aus der Tasche und legt es vor sich auf den Tisch: „Eh bien, wollt Ihr mir dienen?" — „Nein." — „Wollt Ihr die Mordgedanken lassen?" — „Majestät," sage ich, „es ist kein Mord, den ich . . ." — Da schwillt auf seiner Stirn eine blutrote Ader und färbt das bleiche, fettige Antlitz: „Wollt Ihr oder nicht?" sagte er und seine Stimme ist wie aus Stahl. — Als ich schweige, zuckt er die Achseln und setzt mit raschem Zug seinen Namen unter das Schriftstück. Dann ruft er ein unverständliches Wort und sagt zu dem eintretenden Offizier: „Ich will, daß niemand von diesem Mann erfährt, daß nichts verlautbart werde!" — Er steht auf und fragt im Gehen: „Ihr habt eine Frau?" — „Ja, und einen Knaben ." — „Nun, also," sagt er lachend und geht zur Türe, „da wird Euer Geschlecht ohnehin dauern. . ." — — — — Mir ist alles wie im Traum, und ich glaube, es ist der Wahnsinn, der mich treibt, dies niederzuschreiben. — Es kann ja nicht aus sein, das Leben? Immer und immer wieder sehe ich seine Augen; warum habe ich keinen Kniefall getan? — Warum habe ich die Hand zurückgestoßen, die er mir bot? — Doch mein Kind soll sich durchschlagen und durch die Not beißen, mein Name soll länger dauern, als der Seine! — Mein armes Weib! Ich hätte dir noch soviel zu sagen . . . . . .

Digitized by Google

Der Führer der Wiener „Sezession".

Von Dr. Hans Mantoch (Wien).

Nun scheint die Zeit gekommen, auch außerhalb der Heimatgrenzen von ihm und seiner Art zu sprechen. Die Herbstausstellung der Sezession hat uns das Werk Josef Engelharts gezeigt. 223 Stücke. Flächenkunst und Skulpturen, in allen Techniken und allen Materialien; bronzene und marmorne Büsten, herzige Fayencen und Statuen voll ernster Lieblichkeit; Bilder in Öl und Aquarell, Gouache und Tempera; Zeichnungen mit Kreide oder Kohle breit hingestrichen, mit dem Stifte leicht skizziert oder in Rötel sorgsam ausgeführt. Wer die Unterschiede der Technik lehren wollte, könnte seine Schüler in diese Ausstellung führen; und an den Bildern allein wärs ihm möglich, ihnen ein Dutzend Möglichkeiten künstlerischen Form- und Farbempfindens nachzuweisen. Manche sind breit von Licht durchflutet, von Sonnenflecken wie zerfressen, andre kalkig grau; impressionistisch hingeworfen diese, mit minutiöser Umständlichkeit, bis ins Detail getreu die andern. Einige haben noch die verrufene „braune Sauce", die übrigen sind voll Licht und Luft. Diese gemahnen an sonnige Franzosen, jene an Liebermann, ein drittes an moderne Spanier und ein viertes gar an die pretiös stilisierende Art des Polen Mehoffer. Landschaften hängen da und Menschenbilder, Einzelfiguren und Massenszenen; am schönsten und liebsten aber malt Engelhart die Frauen, in spanischen und italienischen Kostümen, in pariser und wiener Toiletten und solche in anationaler Nacktheit, die Einen in schrille, brüllende Farbstoffe gehüllt, und andre wieder ganz in Duft und Dunst gelöst. Ruhende Frauen und Frauen bei der Arbeit; Blumenmädeln vom Opernring und Cigarreras in spanischen Fabriken.

Eine tolle, burschenfröhliche Kunst, aus der in verblüffender, überrumpelnder Plötzlichkeit dumpf und drohend „Der Kindesmord zu Bethlehem" aufsteigt. Ein schreckhaft grausiges Bild: Rahel in beklemmender Verzweiflung hingehockt in die Mitte kleiner gemordeter Kinder, deren Leichen wie Spielzeug um die Stammmutter kollern. Und über ihrem Haupte zieht der Engel des Herrn, das gerettete Kindlein im Arme — in archaisierender Schwebe, wie man sie von gotischen Reliefs her kennt.

Verwirrt von der Fülle, fast geängstigt von der Vielfalt, hält man inne. Man besinnt sich, sucht den einen hinter all der Buntheit und müht sich, durch das Transparent dieser hundert Äußerungen die eine Innerlichkeit zu erblicken, die sie geschaffen hat. Mühsählig trachtet man, an der Hand der Signaturen und ihrer Jahreszahlen: auf dem Wege der Entwicklung das Rätsel dieser Proteusnatur zu entwirren. Ein paar biographische Daten queren einem durch den Kopf. Wien ist Engelharts Heimat, frühzeitig geriet er unter Münchner Einfluß, kam von da nach Paris und reiste später nach Spanien. Die pyrenäische Sonne hat ihm die Augen geöffnet; damals kam er zu sich selbst, nein: von da an strebte er zu sich selbst zu gelangen und suchte in immer neuen Ausdrucksmöglichkeiten seine innerste Lebendigkeit. Aus seiner Frühzeit hängen da ein paar erstaunlich sichere genrehafte Volksszenen, in der Manier der „Alten" gemalt: ein Ball auf der Häng'statt und eine Burgmusik. Die Gesichter der „Pülcher" und Wäschermädeln sind pausbäckig und rosigrot; sie haben sich ihre „Kluft" erst sorgsam putzen und bügeln müssen, ehe sie sich dem noblen Ausstellungspublikum präsentieren durften. Aus derselben Zeit rühren aber auch schon ein paar burschikos und schmissig hingeworfene Bilder aus dem wirklichen Wiener Leben, und an ihnen erkennt man bestimmte Züge des Formempfindens, die Engelhart eigentümlich bleiben: die Charakteristik der Haltung, den Ausdruck durch die Gebärde. Er ist ein Künstler der Bewegung. Je mehr Eigenart sie hat, desto heftiger wirkt seine Kunst. Sie ist nicht episch, nicht schildernd, sondern dramatisch. Wenn da und dort, namentlich aus seinen Zeichnungen, statuenhafte, starre und stille Figuren immer wieder auftauchen, als wäre hieratische Ruhe die Form seiner letzten Sehnsucht, so bleiben diese Gebilde doch stets schematisch und ohne individuellen Ausdruck. Das Schwergewicht seiner Kunst liegt in der Darstellung wild emotionierter, von Lust geschleuderter, vom Schmerz hingeworfener Menschenleiber. In irgendeine Kurve preßt er das ganze Wesen einer Person, und selbst die Ruhelagen seiner Gestalten drücken noch irgend eine bestimmte Art der Bewegung aus: sie lehnen und lümmeln, stützen und stemmen sich. Gleichgültig stehende, charakterlos sitzende Menschen hat er nie mit erfolgsicherer Hand gemalt.

Mit dieser (durch die bestimmende Kraft einer Linie) immer ziel- und ausdrucksbewußten gebändigten Wildheit der Zeichnung entwickelte sich seine Koloristik als Mittel individuellen Farbempfindens. Er überwand die braune Akademiesauce, stellte seine Menschen in Luft und Licht, ließ ihre Bilder von der Atmosphäre zerfressen und hatte eine Zeitlang besondere Lust daran, „einen Sprühregen von grünlichem Licht über weißes, weibliches Fleisch zu gießen", bis er in den letzten Jahren über einen archaisierenden Umweg zu geschlosseneren Bild- und Flächenwirkungen zurückkehrte und schwerer, wuchtiger malte. Aus der gleichen Zeit rühren auch Engelharts skulpturale Versuche. Sie bedeuten erst den Anfang zu einer Symphonie in Erz und Marmor, die uns diese Fortinbrasnatur noch schaffen wird. Man würde nie die Möglichkeit begreifen, daß der Meister stürmisch gelöster Bewegung zur ruhigen Kunst der Plastik gelangen konnte, wenn nicht seine Art des Charakterisierens immer mehr das Überflüssige, Beiläufige, Nebensächliche ausgesondert hätte und bis an die Grenze des Typisierens gelangt wäre. Und dennoch wird man bei der kritischen Erfassung dieser Handvoll Büsten und Statuen das eine entfärbte Wort von der „ernsten Lieblichkeit" nur umschreiben, nicht umgehen können. Der Bildhauer Engelhart ist bloß eine Hoffnung, der Maler Engelhart aber eine bedeutende und große Erfüllung.

Die silberne Glocke.

Von Joseph Aug. Lux (Dresden).

Die Legende redet von einem alten Wiener Hause, wo einst ein Glockengießer lebte, der zuweilen ein feines, silbernes Läuten hörte und danach strebte, eine Glocke zu gießen, die diesen wunderbaren Ton haben würde. Und, als das Werk sich vollenden sollte, brach die Gußform und das flüssige Metall sprang dem Meister an den Leib. Wie nun der auf dem Totenbette lag, hörte er wieder jene märchenhafte, silberne Glocke, die ihn in das jenseitige, endlose Glück hinüber läutete.

Von dieser Legende her erhielt das Haus seinen Namen, ja, es wurde sogar behauptet, daß man auch später manchmal diesen Gnadenglockenton in dem Hause vernehmen könne, das war dann die Stunde des Glücks. Sophie v. Hölder hat dieses rätselhafte Klingen an ihrem Verlobungstage vernommen. Sie ist Braut des jungen, strebsamen Berliner Privatdozenten Wilhelm Hessing. Es ergeht ihr ganz ähnlich wie ihrer Mutter, die ebenfalls die feine, silberne Stimme des Glücks verspürt hatte, als sie die Braut und nachmals Frau des Professors Stephan v. Hölder wurde. Aber trotzdem war die Ehe der Frau Kathi nicht eigentlich glücklich. Die zarte, empfindsame Frau führt ein etwas gedrücktes, seelisch unbefriedigtes Dasein neben der formellen, pathetischen Natur ihres Mannes, der sich in der Kathederpose des überlegenen, großen Geistes gefällt. Die Harmonie in der Ehe ist mehr äußerlich, durch keine wesentlichen Erschütterungen gestört. Allerdings hat Frau Kathi ihren Roman gehabt, in jungen Jahren, als sie noch die Kraft besessen hätte, sich frei zu machen und dem nachmaligen Onkel Kühne zu folgen, der ein menschlich tieferes Verstehen besaß. Aber damals, als

Digitized by Google

sie in Verzweiflung mit dem Selbstmord spielte, war schon Sophie am Leben, und der kleine Wurm brachte durch sein bloßes Dasein die in allen Fugen krachenden Verhältnisse wieder ins alte Geleise. Die Sache wurde vertuscht, und die entsagende Frau Kathi führte seither eine fast schattenhafte Existenz in dem Hause, wo Tante Berta, die altjüngferliche Schwester ihres Mannes, die heimliche Obermacht gewinnt. Nun ist die Tochter erwachsen, und es zeigt sich alsbald, daß ihr Schicksal sich fast in jenem der Mutter spiegelt. Der Bräutigam reist nach Berlin zurück, und es will der Braut, als sie mit sich zu Rate geht, scheinen, daß er doch nicht der Rechte sei. Sie kann es nicht erklären, es ist nur ein Gefühl, das es ihr sagt. Ganz wie bei ihrer Mutter sind die Gefühle heimliche Wegweiser, untrügliche Instinkte, der unmerkliche aber unbeugsame Zug des Schicksals. Bloße Verstandesnaturen begreifen sie nicht. Sie schreibt einen Absagebrief. Aber alles war in den Wind geredet, der Bräutigam verlacht sie, der Vater, dem sie sich erschließen will, wird ungehalten, die Tante Berta wird böse, und in dieser ernsten Aussprache tut sich die innere Kluft in der Familie weit auf. Nur der Onkel Kühne hat sie gleich verstanden, noch ehe sie ein Wort gesprochen hatte. Auch die ängstlich fragende Mutter würde sie verstehen, aber die soll geschont werden. Sophie hat nicht mehr die silberne Glocke vernommen. Die Dinge gehen den Gang der Konvention, vorläufig wenigstens. Sophie wird Hessings Frau und ist von dem ernsten Willen beseelt, sich in den Berliner Verwandtenkreis, in die fremde Stadt, in die Arbeit ihres Mannes einzuleben. Es will nicht gelingen. Nicht daß die Menschen unfreundlich wären, im Gegenteil, sie sind alle herzensgut auf ihre Art, auch ihr Mann ist es. Aber es will doch nicht stimmen. Ihr Mann nimmt das geistige Interesse für seine beruflichen Dinge mit lächelnder Nachsicht als vorübergehende Laune auf. Sie haben alle den besten Willen; im Grunde aber bleiben sie einander fremd. Hessing ist ein braver, tüchtiger Mensch, wie übrigens alle Männer aus ihrem neuen Verwandtenkreis, dabei ist er jedoch ein etwas trockener Streber. Sophie ist eine stark verinnerlichte Natur, die in allen Dingen wesentlich anders sieht. Sie sind zwei Welten, wie der Norden und der Süden, die niemals ineinander aufgehen können. Manches in dem Gatten erinnert sie an ihren Vater. Steht ihr das gleiche duldende, entsagende, verkümmerte Dasein bevor wie der Mutter? Sophie ist ihr in vielem so ähnlich, aber ihre Kraft ist ungebrochen und sie reißt sich los, ehe es zu spät ist. . . .

Ich habe hier nur das Gerippe eines Romans von Karl Rosner „die silberne Glocke“, erschienen im Verlag von Grethlein & Co. in Leipzig, erzählt. Eine anscheinend einfache und alltägliche Geschichte. Aber die feinsten Geschichten sind die alltäglichen. Der Roman ist daher nicht mit der dürftigen Inhaltsangabe zu erschöpfen. Im Grunde des Buches summt der süße Legendenton der silbernen Glocke, während es an der Oberfläche durchaus natürlich und erdenhaft zugeht. Dieses höchst poetische Wiederspiel gibt der Erzählung das bezaubernde Kolorit eines echten Wiener Romans. Der freundliche genius loci guckt spitzbübisch aus allen Enden und Ecken hervor; philosophiert in dem kleinen Obstladen hinterm Haustor, waltet als gefühlsmäßiger Inspirator in der Seele des jungen Mädchens, lenkt im Guten wie im Schlechten die Schicksale im Hause Hölder, bringt zuweilen die silberne Glocke zum Tönen und reißt als Dr. Goldschmidt jüdische Witze. In der großen Gallerie von ausgezeichneten Wiener Typen ist dieser Hausarzt in seiner rührenden Komik geradezu von überwältigender Lebenswahrheit. Aber nicht weniger tief erfaßt ist das Berliner Wesen, wie überhaupt die beiden durcheinander schwingenden Lebenskreise Wien und Berlin von einem leisen Humor verklärt sind, der als Edelreife über diesen Dingen liegt. Der Roman ist zweifellos eines der schönsten Bücher, die heuer erschienen sind.

Aus den Theatern.

Uraufführungen in Dresden und Leipzig.

Das Dresdener Hoftheater hatte sich die deutsche Uraufführung von Björnsons letztem Stück gesichert: am 25. November sahen wir dort das dreiaktige Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht“. Soviel sei gleich gesagt, es muß gut gespielt werden; wie alle wirklich wertvollen Stücke, die auf der Bühne erst rechtes Leben bekommen. Und so war es in Dresden. Die ganze Kunst des großen Norwegers tritt hier noch einmal ins hellste Licht: das ganze Stück ist ein wundersames Gemisch von Humor und Ironie, von Kritik der Gesellschaft. Dramatische, echte Gestaltungskraft machen daraus das lebensfrohe, lebenbejahende Lustspiel feinsten Genres. Die glänzende Dialogdurchführung verdeckt auch kleine Schwächen, wie gewisse Längen. Und trotz seines norwegischen Grundcharakters, der Serenität, die sich mit allem Humor paart, bleibt Björnson doch so allgemein menschlich, so sehr Kosmopolit im besten Sinne, daß dies letzte seiner Werke seinen Ruhm als Lustspieldichter für immer hochhalten wird. Das Stück redet von der Ehe, alle handelnden Personen haben mit diesem Thema zu tun. Und während in den meisten sogenannten Lustspielen unsrer Tage dieses Ehethema unerträglich albern behandelt wird, macht Björnson es uns lieb und gestaltet es zu einem großen Kunstwerk. Das Hauptinteresse beansprucht die Ehe des Wilhelm Arvik, den Herr Mehnert wundervoll verkörperte, während Frau Arvik von Frau Salbach mit all dem Temperament dargestellt wurde, das der Dichter seiner Heldin verliehen hat. Und die andern Personen fügten sich dem Gesamtbild harmonisch ein.

Daß Leipzigs Stadttheater in seinen Leistungen nicht hinter der Dresdener Hofbühne zurückzustehen braucht, lehrte die Uraufführung des dreiaktigen Dramas „Die Tragödie“ von Robert v. Erdberg, die am 27. November stattfand. Ich halte es für ein Werk von sehr guter literarischer Qualität, die noch erhöht worden ist durch eine auf die Intentionen des Dichters in weitem Maße eingehende, künstlerisch empfundene Darstellung. Der Dichter kam zum ersten Male auf die Bühne (ein älteres Schauspiel „Weigand und Sohn“, harrt noch der Aufführung), aber man glaubte einen erfahrenen Praktiker vor sich zu haben. Die Dichtung, eine Künstlertragödie, ist auf feinster Beobachtung psychologischer Komplikationen aufgebaut, wie sie im Leben des Künstlers und der vielgenannten Künstlerehe so häufig sind. Das Grundmotiv der ganzen Handlung ist neuartig und im hohen Maße interessant. Ein junger Bildhauer, Eberhard Volkmer, hat einst einem armen Freund, Franz Olden, ein Werk „Die Tragödie“ abgekauft, um es für seine Schöpfung auszugeben. Die Idee stammte zwar von ihm selbst, aber die Ausführung durch die es berühmt wurde, von Olden. In jugendlichem, göttlichem Leichtsinn haben sie sich nichts weiter dabei gedacht. Aber Volkmar gelingt es nicht, diesen nur sehr teilweise verdienten Ruhm sich zu erhalten, seine späteren Werke fallen ab gegen dies erste. Auch eine Kopie von der „Tragödie“ nachzuschaffen, will ihm nicht gelingen; darüber gerät er in Verzweiflung, zumal andre widrige Umstände dazukommen, und die Öffentlichkeit schon aufmerksam wird. Er erschießt sich auf den Trümmern seines Werkes. Mit dieser Tragödie des Künstlers eng und sehr kompliziert verknüpft ist die seiner Ehe. Sie krankt an einer großen, fundamentalen Lüge: seine Frau, die ihn über alles liebt, hielt ihn für den Schöpfer der Tragödie, ahnt nichts von der Unwahrheit, die zwischen beiden steht, wie ein Gespenst. Aber sie liebt ihn auch, weil sie in ihm den Meister des großen Werkes sieht und ihre Liebe erstirbt in lautlosem Schmerz, da sie die Wahrheit erfährt, und er mit der Lüge im Herzen ohne Abschied von ihr scheidet.

In wundervoller, ergreifend menschlicher Sprache schildert der Dichter diese Vorgänge. Zumal das Ende des zweiten Aktes ist eine bedeutende dramatische Leistung:

Digitized by Google

die ihren Gatten über alles liebende Frau ist fähig, sich von ihm zu trennen, weil sie glaubt, sie sei ihm im Wege und sein früheres Schaffen werde wieder einsetzen, wenn er wieder frei sei wie damals. Wie sich dann beide wieder finden, und die frohe jubelnde Stimmung neugewonnenen Glückes jäh zerreißt und in tiefem Schmerz endet, als sie in ihm den Meister der Tragödie begrüßt, den sie von jeher liebte — das ist erschütternde und echte Tragik und Konzeption eines echten Dichters und Seelenkenners.

Ein tiefes Versenken in das Seelenleben der Menschen ist freilich nötig, will man dem Dichter und seinem Kunstwerk gerecht werden. Die Leipziger Bühne, Direktor Volkner an der Spitze, hat sich ein Verdienst erworben, ein so feines Kunstwerk zuerst und in solcher Vollendung wiedergegeben zu haben.

Franz E. Willmann (Leipzig).

Randbemerkungen.

Das Präsidium.

Herr Paasche ist nur noch ein schlichter Geheimrat, kein Hofgänger mehr. Mit wehmütigem Blick mag er den Erbprinzen von Hohenlohe an der Stätte walten sehen, von der aus er noch vor wenigen Monden, wenn Graf Stolberg nicht mehr mit der Glocke müllerte, auf die Hadernden herabschaute mit ordnendem Sinn. Er fiel auf dem Schlachtfelde, auf dem auch der Block zerschlagen wurde: „Dort in des Zwielichts kaltem Weh'n, dort lag er leblos, aber schön." Er fiel dem Groll seiner Freunde über die Vergangenheit zum Opfer. Ob es richtig war, dem gefräßigen Thanatos auch noch diese Hekatombe zu bringen? Man will ja mitarbeiten an dem Gewebe der Zukunft, so versichern die Bassermannschen Weber. Man will keineswegs im Winkel stehen und nur schmollend der einstmals geliebten, still redenden Züge der Konservativen gedenken: da mochte man getrost mit der Bürde auch die Würde auf sich nehmen und Herrn Paasche mit dem Präsidentenstabe begaben oder Herrn Hieber schadenfroh präsentieren, den eifrigen Gegner des Zentrums, der mit Herrn Peter Spahn sich gar anmutig zusammengefügt und uns unter Mitwirkung des Reichstagschors wohl bald das Schauspiel der feindlichen Brüder vor die Augen gezaubert hätte. Aber die Freunde des Herrn Paasche wollten kein Zeichen der Versöhnung geben, sie wollten an Stelle der zerbrochenen Brücke nicht einmal eine Planke von Ufer zu Ufer legen, sie wünschen den Kampf nicht zu mildern, sondern zu verschärfen. Wollte man so die Reihen der Gegner erschüttern? Wollte man die Stellung des Zentrums schwächen? Wollte man dem immer vergeblich erhofften Zusammenschluß der Linken die Wege ebnen oder gar den Großblock vorbereiten, der von Bebel bis Bassermann reichen soll? Was auch das Ziel ist — durch die Entthronung des Herrn Paasche wird es sicherlich nicht erreicht, sondern nur der Einfluß des Zentrums verstärkt werden, das ja noch immer am bequemsten gelebt hat, wenn Konservative und Liberale sich gegeneinander zum Faustkampf stellten. Zn.

* * *

Heraus aus dem Zentrumsturme!

So hat einst Herr Julius Bachem gerufen, den Busen von der schönen Hoffnung geschwellt, daß der Geist Windthorsts allmählich durch alle deutsche Lande wehen und den Geist Bismarcks siegreich verdrängen werde. Da störte plötzlich die Koblenzer Episode das feine Spiel, die Herren Bitter und Roeren erhoben sich gegen den Drachen der Heuchelei und stachen mit der Lanze der frommen Gesinnung zornig auf ihn ein: das Zentrum sei und bleibe katholisch-konfessionell, es sei von dieser Grundlage unzertrennlich; denn „die katholische Kirche allein ist das rechte Christentum!" Jetzt aber, als der Reichstag zusammentrat, und das Zentrum sich in Marsch setzte, um die alte Stellung wieder einzunehmen, da hat auch Herr Roeren begriffen, daß eine Partei der konfessionellen Minderheit ein Unding und wenig geeignet sei, sich das Vertrauen der Mehrheit zu gewinnen, und auch er hat sich löblich unterworfen. Das Zentrum hat also nur katholische Mitglieder und toastet zuerst auf den Papst und dann auf den Kaiser; aber es ist keinem Protestanten versagt, sich mit ihm in Reihe und Glied zu stellen, mit ihm zusammen die Polen nicht zu züchtigen, sondern zu züchten, gleich ihm sich zu entrüsten, wenn die deutschen Barbaren es verhindern wollen, daß ihre Kinder gezwungen werden, in polnischer Sprache zu beten. Das Zentrum kennt ja, wie es versichert, keine konfessionelle Rücksicht, in seinem Hause sind viele Wohnungen bereitet — wie mag es da nur kommen, daß außer dem alten wunderlichen Gerlach bisher nur die Welfen von der freundlichen Einladung, diese Wohnungen zu beziehen, praktischen Gebrauch gemacht haben? Herr Roeren weiß es; aber er hat widerrufen. Zn.

* * *

Die Polizei in Driesen-Vordamer.

Wundre sich niemand, wenn er hört, daß der Herr Amtsvorsteher von Driesen-Vordamer, oder wie sonst sein Titel lautet, wundre sich niemand, wenn er hört, daß dieser Polizeichef zum Preußischen Minister des Innern ernannt wurde. In diesen unruhigen Zeiten gehört der beste Mann an die Spitze, ein furchtloser Kämpe, der die Massen in Ordnung hält und so regiert, daß niemand zu mucksen wagt. Und das tut der Herr Polizeivorstand von Driesen-Vordamer. Wenn er aber erhöhet werden wird, dann muß sein Polizist mit. Der verdient auch eine Beförderung. Es begab sich nämlich, daß ein Reisender, mit Namen Maschke, nach Driesen-Vordamer kam, was die Polizei schon an sich nervös machen kann, denn was hat ein Fremder daselbst zu suchen. Dieser pp. Maschke muß aber ein ganz zuchtloses Individuum gewesen sein, denn er unterstand sich — die Feder sträubt sich, das Faktum wiederzugeben — er unterstand sich, auf der Straße zu niesen. Aber Gottlob, er war nicht in den revolutionären Berlin, sondern in Driesen-Vordamer, wo solche Exzesse nicht gelitten werden. Alsobald war ein Polizeibeamter, wahrscheinlich der Polizeibeamte, bei ihm, stellte seine Personalien fest und erstattete Anzeige wegen Verübung ruhestörenden Lärmens, Übertretung aus § 360_{11} Str. G. Die Polizei schickte ein Strafmandat in Höhe von 5 Mark — sehr milde, sie hätte auch eine Freiheitsstrafe verhängen können, und der Staat wäre gerettet gewesen, wenn Inkulpat nicht gerichtliche Entscheidung beantragt hätte. Traten also wegen des Niesens zusammen ein Amtsrichter, zwei Schöffen, ein Amtsanwalt und ein Referendar als Gerichtsschreiber und befaßten sich mit dem Fall. Man hat den p. Maschke freigesprochen und die schöne Aktion der Driesener Polizei ist, falls nicht der Amtsanwalt Berufung einlegt, verpufft. Aber in magnis voluisse sat est, der Ruhm bleibt ihr doch, und wenn wir mal in Preußen oder im Reiche einen starken Mann brauchen, dann wissen wir, wo wir ihn zu suchen haben. Dr. M. P.

* * *

Der erste Händler Österreichs.

Der Gouverneur der Bodenkreditanstalt, Theodor Ritter v. Taussig, ist vor einigen Tagen gestorben. Die Bodenkreditanstalt ist eins der allergrößten Wiener Finanzinstitute, und Taussig war ihr Chef, schon lange, ehe er eine fürstliche Amtswohnung innehatte und alles wirklich verantwortlich zeichnete. Taussig war aber nicht nur vor der Erlangung des Gouverneurpostens der Mann, der alles machte, sondern — was noch mehr bedeuten will — er blieb der allein Maßgebende als der allein Verantwortliche. Er ist ein Gouverneur gewesen, der diesen Posten vielleicht zu dem Zwecke bekam, kalt-

Digitized by Google

gestellt zu werden, der aber die Ungeniertheit besaß, sich an einen unmoralischen Vertrag nicht allzugenau zu halten. Er ist überhaupt der ungenierteste unter den Wienern gewesen, die bekanntlich nicht den Mut besitzen, einem Ja oder Nein zu sagen. Er war in diesem unglaublich trägen Wien, diesem orientalischen Nest ein unendlich fleißiger Mensch von unermüdlicher Arbeitskraft und ist neben diesen elenden kümmerlichen Provinzgemütern, die den Geist des Wiener Geschäftslebens bilden, fast ein Amerikaner gewesen. Er war also, an unsern armseligen Verhältnissen gemessen, wahrhaftig ein Genie, wenn er auch kein Schöpfer, kein Mann von Ideen, kein Regenerator unsrer Industrien geworden ist. Er war ein Mensch, der der nervösen Börse seinen Willen aufzuzwingen verstand, und wenn auch die Kurse der Bodenkreditanstalt auf die Nachricht von seinem Tode so fest standen wie eine Mauer, so würde er selbst an seinem Tode zweifellos Millionen verdient haben, wenn er diesen Tod erlebt hätte. Zu seinen großen Künsten gehörte es, zwei Eisenbahnen bis aufs Gerippe auszuzehren — Jahrzehnte lang ließ er wegen der drohenden Verstaatlichung nicht das Geringste neu anschaffen, das alte, unbrauchbar Gewordene nicht herrichten — und sie dann überdies für schweres Geld dem Staat zu verkaufen. Er war Chef einer der größten österreichischen Textilfabriken und wußte sich keinen andern Rat, als durch Massenentlassungen den Betrieb unendlich einzuschränken. Das heißt man: der Henne, die Eier legen soll, um hundert Körner zum Frühstück weniger geben, weil die Getreidepreise gestiegen sind. Desgleichen fällt nur einem Geizhalz ein, nicht einem Kaufmann. Taussig war auch nicht das größte Finanzgenie Österreichs, nicht unser größter Kaufmann, sondern ein Großhändler, der allererste, den wir hatten.

Ernst E. Friedegg (Wien).

* * *

Die Papierkassette.

Wenn das liebliche Fest Weihnachten naht, müssen Geschenke eingekauft werden, und für diese Geschenke gilt leider vielfach der Grundsatz: „Sie sollen nach etwas aussehen, dürfen aber nicht viel kosten“. Und die Industrie beeifert sich, diesem Verlangen zu entsprechen. Sie schafft tausenderlei Dinge, die für den Moment gut aussehen, aber sich, sofort wenn sie in Gebrauch genommen werden sollen, als Schund erweisen. „Billig und schlecht.“ Das Leder ist Papier, die Bronze Blech, das scheinbar geschliffene Glas ist gepreßt, das Parfum Spülwasser. Als charakteristisch für diese „Geschenkartikel“ ist mir immer die beliebte „Papierkassette“ erschienen. Wenn man so ein Ding sieht in seiner pompösen „Aufmachung“, bekommt man zuerst einen heillosen Respekt vor der Leistungsfähigkeit unsrer Industrie. Ein riesengroßer, schön verzierter Kasten mit Seidenbändchen und darin Bogen, Karten und Kuverts in allen Formaten und Farben, womöglich mit Goldschnitt — und der Preis lächerlich niedrig. Schnell ersteht man das Prachtstück und macht zu Hause die Entdeckung, daß es sich um eine Attrappe häßlichster Art handelt. Der Inhalt ist so angeordnet, daß er nach recht viel aussieht; in Wahrheit aber sind nur wenige Umschläge und Bogen drin, alles übrige ist leerer Raum. Diese Kassette ist typisch für viele Geschenke. Ich frage nun, was für einen Eindruck macht so ein Geschenk auf den Beschenkten? Es ist kein gutes Zeugnis für unsern Volkscharakter, für unsre Solidität, wenn wir dergleichen Plunder fabrizieren und kaufen. Es wäre Zeit, daß wir mehr Sinn für das Echte und Gediegene erwürben und aufhörten, den Schein vor dem Sein zu bevorzugen. Da hat kürzlich Jos. Aug. Lux ein so prächtig temperamentvolles Buch geschrieben, „Der Geschmack im Alltag“ heißt es, und ein „Buch zur Pflege des Schönen“, eine angewandte, praktische Ästhetik ist es, mit Beispiel und Gegenbeispiel reich illustriert — es liegt jetzt in 2. Auflage vor (Verlag von G. Kühtmann, Dresden; Preis geh. 5 Mk.; geb. 6 Mk.) Das kann hier als Erzieher dienen. Lux gibt auch auf die Frage: „Was tun, wenn einem so was geschenkt wird?“ die einzig richtige Antwort: „Sofort zurückgeben!“, und er begründet solche Forderung durchaus richtig: „Wer diesen Plunder auf seine Geschmacklosigkeit nicht erkennt, gehört nicht zu den Gebildeten!“

P.

So weit sind wir noch lange nicht!

Diese köstlichen Titelworte werden mir von vielen Seiten freundlichst immer wieder dargereicht, wenn ich vom Dynamitkriege rede. Es wird sogar bezweifelt, daß das Abwerfen von Sprengstoffen vom Luftballon aus ganz leicht sei — da die Tragfähigkeit der Luftballons nicht groß genug sein soll. Tatsache aber ist, daß die Zeppelins und Parsevals regelmäßig so gebaut sind, daß sie 200 Zentner tragen können. Da zehn Mann Bedienung wohl genügen dürften, können also 150 Zentner Dynamit mitgeschleppt werden. Ist das immer noch zu wenig? Man bezweifelt auch, daß die Luftschiffe unbemerkt herankommen können — und ich habe schon hundertmal geschrieben, daß doch selbstverständlich nur mit Nachtangriffen gerechnet werden muß. Da bringt man denn vor, daß die Scheinwerfer alles erhellen. Jawohl! Man hat auch grade soviel Scheinwerfer, um die Umgebung der großen Städte abzuleuchten — immerzu! Jawohl! Soviel Scheinwerfer sind ja ganz leicht herzustellen — Deutschland braucht nur zehn Milliarden für diesen Zweck „auszuwerfen“.

Und dann kommt die Wetter- und Windgeschichte. Manche Militaristen tun so, als wäre Deutschland immerzu „benebelt“. Im Nebel, meinten sie, könnte der Luftballon Aufklärungsdienste nicht verrichten. Die Kavallerie aber die kann im Nebel alles. Jawohl! Aber die großen Städte sind von oben des Nachts — auch beim Nebel zu sehen. Und — der Wind weht doch nicht immer in der entgegengesetzten Richtung. Schließlich bestreitet man noch die Kriegstüchtigkeit der Luftschiffe nur mit dem Hinweis auf das schlechte Wetter. Ich empfehle den Militaristen die stereotype Wendung: „Das schlechte Wetter macht jeden Luftkrieg unmöglich.“

Zweifellos richtig! Im Orkan und bei 40° Celsius unter Null fährt man mit den Lenkbaren nicht in der Luft herum. Das ist als Axiom zu betrachten.

Indessen — man behauptet auch, daß das Lenken der Gleitflieger durch drahtlose Telegraphie noch in der Weite liegen dürfte. Und dabei habe ich nun 360 mal erklärt, daß in Nürnberg unbemannte Motorboote drahtlos zu lenken waren — dementsprechend auch unbemannte Gleitflieger. Die Nürnberger Ingenieure schreiben mir, daß sich ihr Wellenfernschalter zum Einbau und zum Lenken für Wasser-, Land- und Luftfahrzeuge eigne, so daß also auch Aeroplane damit gelenkt werden können.

Wie oft wird man nun noch gemütlich ausrufen — das, was als Titel dieser Glosse verwertet wurde? Ich weiß es nicht. Aber 30 000 mal wird mans wohl mindestens trotz all dem Gesagten freundlichst mit Behagen wiederholen. Es ist alles so recht behaglich in Europa.

Digitized by Google

Ich werde auch gefragt, was aus dem Gleitflieger wird, wenn er sein Geschoß losgeworden. Und ich sagte schon „öfters", daß er ruhig kaputt gehen kann, wenn er ein Parlamentsgebäude, einen Dreadnought oder ein Kriegsministerium kurz und klein geschlagen hat.

Indessen: wir stehen immer noch vor ungelösten Fragen. Na natürlich! Ich weiß allerdings nicht, wo das Ungelöste zu existieren beliebt. Aber das schadet ja nichts. Wenn alle Stränge reißen, behauptet man ganz gemächlich, daß ja schon die Gegenmittel gefunden werden dürften. Man sagte mir, daß Aeroplantorpedos vom Feinde auch durch drahtlose Telegraphie „abgelenkt" werden könnten. Das ist eine Idee! Aber der Wellenfernschalter wirkt doch nur auf die Lenkvorrichtung, und die ist doch so zu stellen, daß sie der Feind nicht sieht.

Ja — ich weiß nicht, wie man Gegenmittel entdecken sollte. Das einzige Gegenmittel wäre: man bringt die ganze Kultur, wie ich schon sagte, in Höhlen unter — und die Kultusminister in den irdischen Staaten sagen zu ihren Untertanen nicht wie Hamlet: Geh in ein Kloster! — die Kultusminister sagen: Geh in eine Höhle!

Das ist wohl auch das einzig Vernünftige, was man zu dem großen Militärskandal sagen kann.

Paul Scheerbart.

Advent-Buße.

Betrachtungen
eines preußischen Kultusministerialportiers a. D.

Ich habe endlich eingesehn,
Das alles reiner Schwindel is —
Der Mensch läuft mit erfrornen Zehen
Durch dieses Lebens Düsternis.
Die Glatze blüht, man fühlt sich älter,
Und immer knapper wird das Moos,
Der ganze Globus wird schon kälter
Wie'n Termophor, der glühstofflos.

Wenn ich das Ganze so bedächtig
Sozial beaugenscheinige,
Dann find ich eines niederträchtig:
Kein Mensch kriegt mehr das Seinige!
Die Ausgleichungen, ach herrjeh, sind
Man faul auf jeglichem Gebiet —
Sonst müßt ich lange schon Rentier sind,
Weil ich mir strebend stets bemüht.

Obgleich ich immer ohne Scheuen
Kosmopolite mich genannt,
Kann ich mich nicht mal richtig freuen
An Preußen, was mein Vaterland.
Ich seh den Dalles, den fatalen,
Die Adelssäule bricht entzwei,
Man frägt nicht mehr nach Idealen,
Und wenn, dann wird gemogelt bei.

Gelästert wird auf allen Seiten,
Ich habe sowas nie getan ....
Nun kommen auch die trüben Zeiten
Der ungeheizten Straßenbahn!
Die Frauenströmung ist verächtlich,
Man kann die Resultate sehn —
Die Meechens mehren sich beträchtlich,
Die auf der Friedrichstraße gehn.

Höchst störend find ich der Poeten
Geschreibsel, wenn ich's lesen muß,
Die ewge Rederei von Joethen
Ist auch nicht gerade ein Genuß.
Dagegen schimpft man auf die Schule,
Die Kirchengeher lacht man aus —
O jeh, aus diesem Sündenpfuhle
Kommt keiner mehr lebendig raus.

Im Handel gibt es nischt wie Pleiten,
Die Bankwelt rückt in Scharen aus.
An allen Ecken bloß und Seiten
Steht das berühmte Warenhaus.
In so 'ner Zeit, in so 'ner wilden,

GRÖSSTES AUFSEHEN ERREGT ÜBERALL:

BERLIN

Ein Großstadt-Schicksal von KARL SCHEFFLER.

Preis broschiert Mk. 6.—, gebunden Mk. 8.—. ∴ Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die **Münchner Neueste Nachrichten** schreiben:
„Dieses Schefflerwerk ist eine flammende Anklageschrift, ist der verzweifelte Angstschrei eines deutschen Kulturmenschen, dem Berlin die schreckliche Gefahr für unsere deutsche Kultur bedeutet."

ERICH REISS VERLAG, BERLIN-Westend.

Digitized by Google

Fühlt Ehrgeiz jeder Appelkahn
Und sputet sich, 'nen Trust zu bilden —
Die ganze Welt hat Größenwahn.

Kurz, wo ich hin die Blicke wende,
Ist nichts mehr wie Zusammensturz —
Ich prophezeih ein rasches Ende,
Die Zeit zur Buße ist man kurz.
Bald kommt der Halley angeschwoben,
Der riesige Komete naht —
Mit uns wird Kegel dann geschoben — —
O schnöde Welt, mach dich parat.

Die faulen Oppositionisten,
Die sich jetzt alle dicke tun,
Wird dann der Deibel überlisten,
Kein Stein wird auf dem andern ruhn.
Ich glaube nicht, daß wer Beschwerden
Von wegen Wahlrecht ein noch bringt —
Doch ich will Leichenträger werden,
Wenn alles in die Grube sinkt.

Terentius.

Polarfahrt. Der Norddeutsche Lloyd in Bremen wird im kommenden Jahre mit dem Doppelschraubendampfer „Großer Kurfürst" wieder eine Vergnügungsreise — ähnlich der genußreichen Polarfahrt im Jahre 1908 — nach dem Polargebiet unternehmen. Der Dampfer verläßt am 26. Juni Bremerhaven, um über Cherbourg, Greenock (Glasgow), Reykjavik und Isafjord (Island) nach der Adventbay und Belsund (Spitzbergen) zu fahren, und von dort die Reise nach dem Nordkap und an der Norwegischen Küste entlang südwärts fortzusetzen. In Norwegen werden folgende Punkte angelaufen: Hammerfest, Lyngseidet (Lyngenfjord), Tromsoe, Drontheim, Molde, Merock am Geirangerfjord, Loen am Nordfjord, Gudvangen am Naerofjord, Fretheim am Auerlandsfjord, Bergen und Odde.

Die Dauer der Polarfahrt erstreckt sich wiederum auf 4 Wochen. Die Teilnehmer werden während dieser Zeit Gelegenheit haben, auf einem Wagenausfluge von Cherbourg nach dem Schloß Martinvast einen reizenden Teil der Normandie kennen zu lernen, ferner von Greenock aus die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung der schottischen Seen zu genießen sowie auch Edinburgh zu besuchen. In Reykjavik ist ein zweitägiger Aufenthalt vorgesehen mit Ausflügen nach den heißen Quellen, dem Trollafos und den Lavafeldern. Auf Spitzbergen dürften die Gletscherwelt und das anziehende Bild der Mitternachtssonne das besondere Interesse der Polarfahrer in Anspruch nehmen. Die Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Lappen wird ein Besuch eines Lappenlagers in der Nähe von Lyngseidet am Lyngenfjord vermitteln. Von Drontheim aus ist außer der Besichtigung der Stadt eine Wagenfahrt von Lerfos geplant, während von Gudvangen aus ein Teil der Passagiere (höchstens hundert) einen Ausflug über Stalheim, Tvinde und Voß nach Christiania unternehmen wird, wo ein zweitägiger Aufenthalt in Aussicht genommen ist. Den an diesem Ausflug nicht teilnehmenden Passagieren bietet sich von Gudvangen aus Gelegenheit zu Ausflügen nach Stalheim und ferner von Fretheim aus zu einer Wagenfahrt durch das Flaamsthal nach der Station Myrdal, 867 m über dem Meeresspiegel. Von Bergen aus, wo im nächsten Sommer eine Sport- und Touristen-Ausstellung stattfindet, ist ein Ausflug zum Laatefos geplant.

Alles Nähere über Platzbelegung usw. ergibt sich aus den Prospekten, die beim Norddeutschen Lloyd in Bremen und dessen Vertretern im In- und Auslande unentgeltlich zu haben sind.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg,** betreffend die vom Reichstagsabgeordneten **Friedrich Naumann** herausgegebenen Wochenschrift **„Die Hilfe"** bei, auf den wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

·N.P.G·

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

·N.P.G·

Hüttig-, Dr. Krügener-, Wünsche-, Zeiss-Palmos-Cameras

liefert jetzt die

„ICA"

Aktien-Gesellschaft, Dresden

Vereinigung obiger Camerafabriken.

Aktienkapital: Drei Millionen Mark.

Fabrik- ☆ Marke

Katalog No. 518 gratis und frei.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges) W. Fischer.
Pension v. Mk 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUN. BERLIN S.W. TEMPELHOFERUFER

Bücher Katalog
über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Elegante, vornehme Ausstattung und guter Druck auf gutem Papier. **Weihnachtsbücher** Eleganter und dauerhafter Einband mit reicher Deckenpressung.

Kürschners Universal-Konversations-Lexikon.

4. vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit etwa **3000 Illustrationen. Lexikon-Oktavformat.** (5,5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). **2685** Spalten und 10 Tafeln. In eleganten Original-Leinenband gebunden **5** Mk. Diese gänzlich umgearbeitete, bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage beantwortet trotz aller Kürze jede Frage des täglichen Lebens erschöpfend und rasch. **Zuverlässigkeit, kurze prägnante Auskunft** und **Vollständigkeit** sind die Hauptvorzüge dieses stattlichen umfangreichen Buches, das auch von denen mit Vorteil benutzt wird, die ein vielbändiges Konversationslexikon bereits besitzen, aber Wert auf **rasche** und **erschöpfende** Orientierung legen.

„. . . Ein Buch, das eine wahre Fundgrube des Wissens ist und in gedrängter Kürze über so ziemlich alles, worüber ein Mensch rasch Aufschluß haben mag, unterrichtet . . ., das **billigste** derartige Werk."
Leipziger Zeitung.

Kürschners Fünf-Sprachen-Lexikon (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Lateinisch)

Zweite verbesserte Auflage. **Lexikon-Oktavformat.** (5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). **3328 Spalten.** In elegantem Original-Leinenband gebunden **5** Mk. Dieses stattliche, nie versagende Lexikon gibt in praktischer Anordnung fünf Sprachen in **zwei Alphabeten:** deutsch-fremdsprachlich und fremdsprachlich-deutsch. **Dadurch** wird erzielt, daß man **jedes Wort** sofort finden kann, ohne daß **man zu** wissen nötig hat, aus welcher Sprache es stammt. Außerdem **enthält das** Lexikon Verzeichnisse der **unregelmässigen Verben** Abhandlungen **über Aussprache, reflügelte Worte** und ein **Fremdwörterbuch.**

Sprachkenntnisse sind eine Forderung der Zeit, überall **begegnen wir** fremdsprachlichen Ausdrücken: in den Zeitungen, in der **Korrespondenz** und im mündlichen Verkehr. In allen Fällen ist **Kürschners Sprachen**lexikon ein **zuverlässiger** Ratgeber, der **rasch** orientiert und nie versagt.

Universal-Atlas

für den **praktischen Gebrauch** und **illustr. geogr. Handbuch** von **Dr. A. Berg. 52 Kartenblätter in Folio** (36×39,5 cm) mit **100 Nebenkarten.** Elegant kartoniert **3.50** Mk. In eleganten Original-Leinenband gebunden **5** Mk.

Dieser bis auf die **neueste Zeit** ergänzte große Handatlas ist vorzüglich für den **praktischen Gebrauch** geeignet Die Ausführung in 6—8 Farben ist prachtvoll In Bezug auf **Zuverlässigkeit, Korrektheit** der Zeichnungen und **Klarheit** der Kartenbilder wird dieser Atlas selbst die hochgespanntesten Anforderungen befriedigen. — Der **Preis** ist erstaunlich **gering** und konnte nur durch einen **Riesenabsatz** erreicht werden.

Frau Musika

ein Buch für **frohe** und **ernste Stunden** herausgegeben von **Joseph Kürschner.** In einen Band geb. **10** Mk. In zwei Bände geb **12,50** Mk.

Stimmungsvolle Darstellungen, betr. den Verlauf des Jahres und des menschlichen Lebens von starkem kulturhistorischen Interesse. **Anweisungen** zu froher Geselligkeit. Künstlerische Illustrationen. Auf ca. 600 **Seiten** Kleinfolioformat 530 Musikstücke für Klavier, teils auch für Gesang. **Als Geschenkwerk** sucht es vergebens seinesgleichen; die Frage: „Was soll ich spielen?" ist durch Kürschners Buch beseitigt. Die Auswahl ist so groß, daß niemand mehr in Verlegenheit kommt.

Deutsche Jugendbücherei. Herausgeg. von den Vereinigten Deutschen Prüfungs-Ausschüssen für Jugendschriften.

Erschienen sind bis Ende Dezember 1909 folgende Bände:

10 Pfennig jede Nummer

1. **D. v. Liliencron:** 3 Kriegsnovellen. a) Eine Sommerschlacht. b) Unter flatternden Fahnen. c) Der Narr.
2. **Ch. Sealsfield:** Der Kampf ums Blockhaus.
3. **Gerstäcker:** Der Schiffszimmermann.
4. **L. N. Tolstoj:** Gefangen im Kaukasus.
5 und 6. **A. v. Perfall:** Jack.
7. **A. Schmitthenner:** Die Frühglocke.
8. **W. Hauff:** Das kalte Herz.
9. **Fr. Hebbel:** Eine Nacht im Jägerhause.
10. **J. F. Cooper:** Der Pfadfinder I. Auf dem Oswego.
11/12. **J. F. Cooper:** Der Pfadfinder II. Auf den Tausendinseln.
13. **E. S. Tompson:** Tito. Geschichte einer Prärielöwin.
14. **Gust. Schwab:** Das Schloß in der Höhle Ka Ka.
15. **Ernst Zahn:** Die Geschwister. Geiß-Christeli.
16/18. **De Foe:** Robinson Crusoe.
19. **W. Fischer:** Der Greifenprinz.
20. **Ph. Kniest:** In der Hölle. Im Eise.
21. **H. Chr. Andersen:** Der Reisekamerad. Die Seejungfer.
22. **Joh. Wilda:** Bei der Glockenboje.

10 Pfennig jede Nummer

Der Name der Herausgeber bürgt dafür, daß nur solche packenden Erzählungen in die Serie eingereiht werden, die literarischen Wert haben

Jede Nummer der „Deutschen Jugendbücherei" umfaßt 32 Seiten Großoktav und kostet nur 10 Pf. Das Papier ist gut, der Druck groß und klar. Jedes Heft erscheint in einem farbigen Umschlag mit einem farbigen Titelbild.

Eltern, Erzieher und Freunde der Jugend, werbet durch Rede und Schrift Freunde für die „Deutsche Jugendbücherei"! Sorget alle für die Verbreitung dieser billigen guten Erzählungen zur Freude und zum Wohle unserer Jugend!

Prospekte zum Verteilen an Kinder liefert der Verlag kostenlos!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: G. Bertram, Friedenau-Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 51. Berlin, den 18. Dezember 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Marokko und die Mannesmannschen Gerechtsame.

Von E. v. Liebert, M. d. R.

Die Frage der Mannesmannschen Konzessionen in Marokko hat den Deutschen Reichstag mehrere Tage beschäftigt, von den verschiedensten Seiten wurden die Forderungen der Firma als berechtigt anerkannt. Es ist ferner bekannt, daß eine ganze Anzahl namhafter deutscher und ausländischer Rechtsgelehrten in gleichem Sinne zugunsten der Firma Mannesmann sich ausgesprochen haben.

Dabei ist zu betonen, daß es sich hier nicht um eine politische, sondern eine rechtliche und wirtschaftliche Angelegenheit handelt. Die politische Bedeutung Marokkos hat uns vor fünf Jahren lebhaft beschäftigt, die wunderbar günstige geographische Lage des Landes, seine Häfen an der atlantischen Seite fielen jedem Beobachter in die Augen. Die deutsche Politik hat um des lieben Friedens willen auf jeden Anspruch in dieser Richtung verzichtet, sie hat die Algecirasakte genehmigt und das Februarabkommen über sich ergehen lassen. Der französischen Republik wurde damit der mächtige Schlußstein zu ihrem nordostafrikanischen Kolonialreiche ausgeliefert. Sie hat die Polizei in den Häfen, den finanziellen Einfluß auf die scherifische Verwaltung und damit das Heft in der Hand. Jeder anderweite Einfluß seitens Europas ist ausgeschaltet.

Nur eins hat sich Deutschland gewahrt, als es auf jede politische Betätigung verzichtete: es ließ sich im Februar d. J. noch einmal formell bestätigen, daß die offene Tür ihm gesichert bleibe, daß seine wirtschaftlichen Interessen keine Störung erleiden sollen. Das Februar-Abkommen besagt ausdrücklich:

„Die kaiserlich deutsche Regierung und die Regierung der Französischen Republik sind, geleitet von dem gleichen Wunsche, die Ausführung des Vertrages von Algeciras zu erleichtern, übereingekommen, die Bedeutung, die sie dessen Bestimmungen beilegen, genauer festzustellen, um künftig jeden Anlaß zu Mißverständnissen zwischen ihnen zu vermeiden.

Demgemäß ist einerseits die Regierung der Französischen Republik, die an der Wahrung der Integrität und der Unabhängigkeit des Scherifischen Reiches unbedingt festhält, entschlossen, die wirtschaftliche Gleichberechtigung aufrechtzuerhalten und demzufolge den deutschen Handels- und gewerblichen Interessen daselbst nicht entgegenzuwirken. Andrerseits ist die kaiserlich deutsche Regierung, die in Marokko ausschließlich wirtschaftliche Interessen verfolgt, und die anerkennt, daß die besonderen politischen Interessen Frankreichs mit der Sicherung von Ordnung und Frieden daselbst eng verknüpft sind, bestimmt gewillt, diesen Interessen nicht entgegenzuwirken.

Beide Regierungen erklären, daß sie keine Maßregel ergreifen, noch ermutigen werden, die geeignet wäre, zu ihren eignen Gunsten oder zugunsten irgendeiner Macht wirtschaftliche Vorrechte zu schaffen, und daß sie trachten werden, ihre Staatsangehörigen an denjenigen Geschäften gemeinsam zu beteiligen, deren Ausführung diesen übertragen werden sollte."

Man sollte meinen, daß nach so großen politischen Zugeständnissen auf deutscher Seite und nach so festen, feierlichen Abmachungen die französische Regierung alle Ursache hätte, berechtigte deutsche Forderungen auf wirtschaftlichem Gebiet wohlwollend zu prüfen und anzuerkennen. Die Franzosen haben die deutsche Loyalität öffentlich gerühmt. Um so mehr stände es ihnen an, auch wirtschaftlich loyal zu verfahren, selbst wenn bei der zur Anerkennung vorgelegten Forderung der Gebrüder Mannesmann „Schönheitsfehler" vorhanden sein sollten, wie von gegnerischer Seite behauptet wird.

Das vom Sultan Mulay Hafid erlassene Berggesetz besteht zu Recht und verleiht den Gebrüdern Mannesmann die Berechtigung zum Exploitieren der von ihnen belegten Schürfstellen. Wenn sich hinterher in der Union des mines maroccaines eine andre Interessentengruppe gebildet hat, die jene Rechte angreift, so liegt kein Grund vor, ein internationales Schiedsgericht anzurufen, da den verbrieften Rechtstiteln der Besitzer keine gleichen Ansprüche entgegenstehen, und da es sich nicht um politische Dinge, sondern um eine reine Rechtsfrage

Digitized by Google

handelt. Die im Besitz des ihnen vom Sultan übergebenen Ferman befindlichen deutschen Industriellen stehen auf festem Boden und haben keinen Grund, sich einem Verfahren zu unterwerfen, bei dem sie nur zu verlieren haben.

Sehr erwünscht aber wäre es, wenn das Auswärtige Amt auf die Stimmung im Reichstage und in der Presse Rücksicht nähmen und sich wärmer als bisher für die glatte Anerkennung der vorgelegten Besitztitel einsetzte. Käme es auf dem Wege eines diplomatischen Schiedsgerichts zu einer Einschränkung der Konzessionen, so würde bei dem lebhaften Interesse für diese faktisch erworbenen Rechte die Befriedigung des deutschen Volks an dem Marokko-Abkommen erlöschen. Es würde einsehen, daß das Abkommen einseitig zuungunsten der deutschen Interessen ausgelegt wird.

In wirtschaftlicher Beziehung liegt es nahe darauf hinzuweisen, daß bei der vor Augen stehenden Möglichkeit des Abschwenkens Großbritanniens zum Schutzzoll die deutsche Industrie das größte Interesse am Erschließen neuer Erzlager und neuer Arbeitsgelegenheiten hat. Aber auch der nationale Gesichtspunkt verdient nicht minder Beachtung, daß die Reichsregierung deutsche Männer nicht im Stich lassen darf, die als Pioniere hinausgegangen sind, um ein fremdes, unbekanntes Land mit feindseliger Bevölkerung wirtschaftlich zu erschließen und unter Hintenansetzung ihrer Person dem deutschen Kapital neue Bahnen zu öffnen. Nicht bloß mit allen Mitteln unterstützen, sondern züchten sollte man solche Persönlichkeiten, deren unser Volk so dringend bedarf.

Deutsche Wirtschaftsinteressen in Marokko.

Von Professor **Richard Eickhoff**, M. d. R. und d. H. d. A.

In den letzten Tagen haben sich Presse und Parlament vielfach mit den wirtschaftlichen Interessen beschäftigt, die wir Deutsche in Marokko haben. Insbesondere ist die Frage der von den Gebrüdern Mannesmann in Remscheid zuerst von Abdul Asis und dann von Muley Hafid erworbenen Minenkonzessionen der Gegenstand lebhafter Erörterung gewesen. Ich möchte hier auf die rechtliche Seite dieser Frage nicht näher eingehen, sondern nur kurz bemerken, daß die Ausführungen des Herrn Staatssekretärs des Äußern weder nach der sachlichen Seite völlig lückenlos noch nach der juristischen durchaus einwandsfrei waren. Es mag aber für heute genügen, festzustellen, daß die deutsche Regierung nicht daran denkt, die Rechte der Gebrüder Mannesmann preiszugeben, und gewillt ist, unsern wirtschaftlichen Interessen in Marokko denjenigen Schutz angedeihen zu lassen, den sie in hohem Maße verdienen.

Um was handelt es sich? Die Gebrüder Mannesmann haben unter großen Opfern und Gefahren in weiten Gebieten des marokkanischen Landes Untersuchungen über die Bodenschätze vorgenommen und Mineralvorkommen in großer Anzahl festgestellt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Bodenschätze einmal von großer wirtschaftlicher Bedeutung für unsere Industrie und ganz besonders auch für die Kleineisen- und Maschinenindustrie Rheinlands und Westfalens werden würden, wenn es den Deutschen gelänge, diese Minenkonzessionen auszubeuten. In einem Berichte der Bergischen Handelskammer zu Lennep heißt es mit Recht: „Es sind nämlich von den Mannesmannschen Grubenfeldern, deren Zahl eine sehr große ist, gewaltige Aufträge für die Groß- und Kleineisenindustrie zu erwarten. Grubenwerkzeuge, Gesteinbohrmaschinen, Aufbereitungsanlagen, Fördergerüste und -körbe, Drahtseile, Feldbahnen, Wasserhaltungsmaschinen, Werkzeugmaschinen, Kräne, elektrische Anlagen und Bedarfsartikel, ferner Konserven und eine noch gar nicht zu übersehende Menge andrer Fabrikations- und Verkaufsartikel werden mit Beginn der Aufschlußarbeiten in großen Massen verbraucht werden.“ Auf diese Weise würde tatsächlich unsrer Exportindustrie ein neues und lohnendes Absatzgebiet erschlossen und zugleich ein Ersatz für die Verluste geboten werden, die sie auf andern Auslandsmärkten in den letzten Jahren erlitten hat.

Aber damit nicht genug! Nach den Ergebnissen einwandsfreier deutscher Analysen enthalten die untersuchten Grubenfelder Erze von solchem Gehalt fast phosphorfreien Eisens, daß sie denjenigen der berühmten schwedischen Danemora-Gruben an Güte nahe kommen. Es besteht aber bekanntlich schon seit längerer Zeit die Gefahr, daß die schwedischen Erze durch Ausfuhrzölle oder eine diesen entsprechende Regierungsabgabe verteuert werden, daß daraus unsrer Eisenindustrie ernstlicher Schaden erwächst. Um so wertvoller wäre es daher für diese Industrie, wenn das schwedische Erz durch das fast gleichwertige marokkanische rechtzeitig ersetzt werden könnte, zumal Mulay Hafid mit der Erteilung der Minenkonzessionen die Zusage verbunden hat, das in Marokko geförderte Erz nicht mit einem Ausfuhrzoll zu belegen. Selbst diejenigen Industriekreise, die — wie die oberschlesische Montanindustrie — wegen ihrer ungünstigen geographischen Lage im Südosten Deutschlands, viele hundert Kilometer von den nächsten Seehäfen entfernt, voraussichtlich auf den Bezug marokkanischer Eisenerze verzichten müßten, haben doch, wie es in einem Berichte des „Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins“ heißt, an dieser Frage das lebhafteste Interesse, „weil durch jedes Hinzutreten neuer Erzangebote die schon seit Jahren sehr gespannte

Digitized by Google

Lage des gesamten Eisenerzmarktes erleichtert und auf diese Weise der überaus hohe Stand der Eisenerzpreise eventuell herabgemäßigt wird."

Nach alledem möchte ich glauben, daß es sich bei dem Unternehmen der Gebrüder Mannesmann um eine Angelegenheit von großer nationalwirtschaftlicher Tragweite handelt. Um so mehr scheint es auch mir die Pflicht der deutschen Regierung zu sein, alles zu tun, was in ihren Kräften steht, um diese deutschen Interessen zu schützen. Diesen Interessen steht das Interesse einer von französischer Seite geleiteten Gruppe, bei der allerdings auch Deutsche mit einem Viertel der Anteile beteiligt sind, schroff gegenüber. Aber es ist klar, daß alle jene von unsrer Exportindustrie erhofften Vorteile nur dann sich werden verwirklichen lassen, wenn Deutschland die Führung in der Hand behält, und daß, wenn nicht alle, so doch die meisten Aufträge an das Ausland fallen werden, wenn die Mannesmannschen Konzessionen vernichtet oder doch so reduziert werden, daß die deutschen Unternehmer entweder völlig ausgeschaltet oder in die Minderheit gedrängt werden müssen.

Es läßt sich in diesem Augenblicke noch nicht übersehen, auf welchem Wege, ob durch eine schiedsgerichtliche Austragung, für die nach der Anschauung hervorragender Rechtslehrer allerdings jede Grundlage fehlt, oder durch eine gütliche Vereinbarung, die auch mir möglich und erwünscht erscheint, diese Streitfrage gelöst werden wird. Deutschland verfolgt in Marokko keine politischen Ziele und hat dies durch das am 9. Februar d. J. mit Frankreich getroffene Abkommen ausdrücklich bekundet. Um so berechtigter ist der Wunsch, daß unsre wirtschaftlichen Interessen in Marokko in dem Maße gewahrt werden, wie es sich die deutsche Politik von Anfang an zum Ziele gesetzt hatte.

Der Kupfertrust.

Von Dr. **A. Wirth** (München).

Nun will Rockefeller zu seinem Öltrust, seiner Beteiligung am Stahl-, Zucker- und Tabaktrust auch noch die Kupferproduktion der Vereinigten Staaten monopolisieren. Wirklich, eine erstaunliche Gilde, diese Trustmagnaten! Ein Thyssen lacht, wenn man ihm anbietet, Minister zu werden. Im Gegenteil! Und selbst ein Angestellter eines großen Konzerns, wie General Budde bei den Waffen- und Munitionsfabriken, erhielt da ein höheres Gehalt, wie als Minister. (Wenn Dernburg freilich . . . ., nun, lassen wir Dernburg.) Diese Magnaten sind weit mächtiger als der Staat. Die Marokko-Spekulanten treiben Frankreich in endlose Abenteuer. Und Rockefeller siegt über Roosevelt und Taft.

Seit fünfzehn Jahren ist, namentlich in Amerika, die Bedeutung der großen Truste im Steigen. Schon vor fünfzehn Jahren verspürten wir das in Deutschland, als Posadowsky sich vergebens gegen die Vergewaltigung der Standard Oil Cie. aufbäumte. Noch deutlicher trat das neue Phänomen in die Erscheinung bei dem Weltkrach von 1907, als die ganze wirtschaftliche Welt in ihren Grundfesten wankte.

Wer in Todesgefahr ist, hat nur den einen Gedanken, wie er sich retten könne. Wird aber Gefahr und Tod auf der Bühne dargestellt, so genießt der Beschauer den Vorgang mit gruseligem Behagen. Die Leute, die vor zwei Jahren bei der Börsenkrise ihr gutes Geld verloren haben, und besonders die, welche Konkurs anmelden mußten, werden nicht sehr geneigt sein, ihr Unglück mit ästhetischem Anteil zu betrachten. Trotzdem kann man sehr wohl dem gewaltigen Krach, der damals die Welt durchbebte, ein rein dramatisches Interesse abgewinnen. Fürwahr! Hier ist doch einmal ein Fall, der noch nie dagewesen. Sonst heißt es immer: „Schon die alten Griechen und Römer", oder: „Wie schon Bismarck sagte". Aber so eine Weltbewegung wie damals war trotz dem schwarzen Freitag und trotz 1873 noch nicht erhört worden. Sie hat den Nationalitätenhader übertönt, hat die Kriegsgelüste von Japan und Amerika verstummen lassen und hat selbst Marokko in den Schatten gestellt. Der Bläme will nichts von dem Wallonen wissen, mit dem er doch hausen muß, der Pole nichts von dem Ruthenen, der Deutsch-Böhme nichts von dem Tschechen; zwischen Deutschland und Frankreich herrscht Mißtrauen, zwischen der Türkei und Persien offener Kriegszustand, obwohl die beiden ersten Mächte gemeinsam dem Christentum, die beiden letzten gleichermaßen dem Islam angehören. Der Krach aber macht alle gleich: Christen, Juden und Buddhisten, die ehemaligen Feinde Japan und Rußland, die Nebenbuhler Amerika und Großbritannien. Erst wenn sie gemeinsam leidet, fühlt die Menschheit ihre Gemeinbürgschaft. Wenn Kanada und Union fallen, zittert Berlin; wenn Randmines und Eastrand wanken, jammert Paris; damit die Herren Yankees zu Gelde kommen, müssen Japaner bluten; weil Ägypten und Argentinien sich in Grundstückspekulationen übernommen haben, müssen Peruaner und Rio Tinto verkauft werden. Letzthin haben findige Meteorologen herausgebracht, daß ein ungewöhnlich kalter Frühling in Europa auf ungewöhnlich große Eisberge in den Südpolarmeeren zurückzuführen seien; ähnlich läßt eine Baisse-Temperatur in New York das Blut der Börse in London und Tokio gefrieren.

Einst besangen wehrhafte Skalden die Großtaten ihrer Gebieter im Schlachtensturme. Schon damals zwar handelte es sich um das gleißende Geld. Der Hort der Nibelungen verblendete die

Digitized by Google

Gemüter, wie einst der Schatz des Atreus und des Priamos. Auch gegenwärtig geht es um das rote Geld, doch nicht mehr so häufig mit Lanze und Schwert, mit Bogen und Pfeil und sich bäumenden Rossen. Der Börsensaal ist das Schlachtfeld. Aber auch dort fallen Opfer, werden Besiegte tot hingestreckt. Es fehlt nicht an spannenden Zweikämpfen. Rockefeller gegen Heintze, Roosevelt gegen Rockefeller. Harriman gar gegen eine Welt. Auch Duelle ganzer Staaten kommen vor. England 1895 gegen Amerika. Im Mittelpunkte aller jedoch der große Würger, der Mann mit dem harten, bleichen Prätorengesicht und dem unheilbar verdorbenen Magen, Rockefeller triumphans, der wie ein zweiter Neptun den Erdkreis erschüttert hat. Es geht um die Milliarden, es gilt einen unerbittlichen Kampf des individuellen Herkules gegen die allzermalmende Hydra der Staatsgewalt. Das Devon, der Jura legten sich starr über das Eozän und die Primär-Schichten, und der weiteren Entwicklung der Erdkruste schien für immer ein Ziel gesetzt — da drang der Basalt, der feurige Held, wie ihn Scheffel nennt, durch die starre Rinde, da zersprengten vulkanische Kräfte die Ordnung der Dinge. Genau so kriselt und bebt es jetzt in der sozialen Ordnung der Menschheit. Neue Kondottieri, neue Konquistadoren und Usurpatoren erscheinen und werfen trotzig den amerikanischen Gewalten den Fehdehandschuh hin. Zerstörung folgt freilich auf dem Fuße den plötzlichen Eruptionen. Aber die Asche des Vesuv gibt fruchtbaren Boden für Lacrimae Christi. Und ein Jahr nach dem Ausbruch tanzen die Bewohner von Torre del Greco und Nicolosi wieder auf den Lavafeldern. So mag auch auf die Erschütterungen der Rockefeller und Genossen eine neue Zeit des Lebens und der Freude folgen.

Die Dummheit im Lichte der Wissenschaft.

Von Dr. S. Rahmer (Berlin).

Die Dummheit ist ein beliebtes Thema, über das von jeher in Ernst und Scherz viel geschrieben worden ist. Dummheit, Beschränktheit, Einfalt, Begriffsstutzigkeit sind Bezeichnungen, mit denen wir so freigebig umgehen, wie kaum mit andern. Und doch bietet die Definition aller dieser Begriffe außerordentliche Schwierigkeiten. Für den Philologen und Erzieher, den Juristen und Kriminalisten, den Psychologen und Psychiater ergibt sich von selbst die Notwendigkeit, die Diagnose der Dummheit enger und fester zu begrenzen. Möbius, der für die ins Bereich des Normalen fallende geistige Beschränktheit im Gegensatz zu dem krankhaften Schwachsinn oder Blödsinn den treffenden Ausdruck „physiologischen Schwachsinn“ geprägt hat, bemüht sich in seinem so viel angefeindeten Buche über den weiblichen Schwachsinn vergebens, den Begriff der Dummheit nach unten wie nach oben streng abzugrenzen. Neuerdings hat Loewenfeld (München) in einer dankenswerten Arbeit die Dummheit wissenschaftlich zu ergründen und auf breiter Basis nach allen Richtungen zu untersuchen sich bemüht und hat dabei trotz aller Unvollkommenheiten, auf die er selbst in der Einleitung hinweist, eine Grundlage für weitere Forschungen geschaffen, die allmählich wohl zur Klärung und zu einer reicheren Ausbeute führen werden.

Die Hauptschwierigkeit für eine allen Anforderungen genügende Definition liegt darin, daß uns bestimmte Kriterien fehlen. Wir leiden zunächst noch an dem Mangel eines geistigen Kanons; aber wir können erwarten, daß die zwingende Notwendigkeit, namentlich jetzt, da man sich bemüht, geeigneten Unterricht für geistig Unzulängliche zu schaffen, dazu führen wird, wenigstens annähernd die Anforderungen an ein geistig normales Gehirn festzustellen, einen geistigen Kanon zu schaffen und damit die Unsicherheit, wenn nicht zu beseitigen so doch einzuschränken. Die Psychiatrie gibt wohl eine Definition des ausgesprochenen Schwachsinns, aber die Dummheit und die leichteren Formen des Schwachsinns gehen in einander über, und für die wissenschaftliche Betrachtung kann auch die landläufige Dummheit eine krankhafte Abweichung vorstellen. Übrigens versagt hier auch die so fein unterscheidende Sprache, die das Wort dumm gelegentlich auch bei krankhaften Veränderungen anwendet. Wir fühlen ein gewisses Unbehagen und drücken es mit den Worten aus: mir wird ganz dumm, oder wir sagen: der oder jener ist durch Trinken oder durch eine hitzige Krankheit dumm geworden. Wie schwankend unsre Begriffe sind, wie groß die herrschende Unsicherheit, das zeigen am besten die abweichenden Gutachten in zweifelhaften Fällen, und dafür bringt unbewußt Loewenfeld selbst in seinem Buche den schlagendsten Beweis, wenn er als einziges Beispiel und gewissermaßen als Paradigma für die Vereinigung hoher künstlicher Begabung mit ausgesprochener allgemeiner Beschränktheit den Fall Courbet ausführlich bespricht. Gustave Courbet, der Schöpfer des Naturalismus in der französischen Malerei, ist ein ausgesprochener Psychopath; er ist nicht einfach beschränkt oder schwachköpfig, wie Loewenfeld will, sondern er leidet bei allem seinen Talent, vielleicht auch genialer Begabung, an ausgesprochen krankhafter Geistestätigkeit.

Noch schwieriger ist es, die Dummheit nach oben abzugrenzen, den dummen Menschen von

Über die Dummheit. Eine Umschau im Gebiete menschlicher Unzulängkeit. Wiesbaden 1909.

Digitized by Google

dem geistig vollwertigen zutreffend zu unterscheiden. Wir besitzen sprachlich nicht einmal den passenden Ausdruck, um die Dummheit vom normalen Verhalten zu trennen; vollsinnig, geradsinnig, scharfsinnig sind nicht prägnante Bezeichnungen. Eine gewisse partielle Dummheit kommt nach Möbius jedem Menschen zu; bei dem einen fehlt es an dem Verständnis für Musik, bei dem andern für Mathematik u. s. f. Wie weit solch ein teilweiser Defekt auch beim vollwertigen Menschen anzuerkennen ist, wird erst eine sorgfältige Forschung entscheiden können, die darauf gerichtet ist, ob wir es im einzelnen Falle mit einem angeborenen Manko oder mit mangelhafter Entwicklung durch verfehlte Erziehung, schlechte Ausbildung u. a. m. zu tun haben. Ich hörte von einem sehr erfahrenen Berliner Zeichenlehrer, daß er die übliche Entschuldigung: der Schüler habe kein Talent zum Zeichnen, längstens nicht gelten lasse; nach seiner Erfahrung gebe es nicht eine völlige Talentlosigkeit in dieser Richtung. Warum sollte es auf andern Geistesgebieten anders sein? Auch der Umstand, daß bei bedeutenden und anerkannten Malern das Talent sich erst sehr spät entwickelte, sollte uns ein Hinweis dafür sein, daß die Begabung für einzelne Disziplinen zeitlich sehr verschieden in die Erfahrung treten kann, ebenso wie ja auch bei Kindern vor dem Schulbesuch die Fähigkeit zum Sprechen sich in weit auseinanderliegenden Zeitabständen entwickeln kann.

Sehr bemerkenswert sind die Auslassungen Loewenfelds über die Rolle der Dummheit als Faktor im wirtschaftlichen und sozialen Leben, über die Massendummheit, die Dummheit in Vergangenheit und Zukunft, die Frage des intellektuellen Fortschritts der Menschheit. Er untersucht eingehend die Maßnahmen, die uns im Kampfe gegen die Dummheit zur Verfügung stehen und rechnet auf einen guten Erfolg. Ich glaube, er sieht hier zu optimistisch und verwechselt bei seinen Betrachtungen vielfach Bildung mit höherer geistiger Veranlagung. In dem Kampfe gegen die Dummheit dürfen wir nicht vergessen, was Hebbel gelegentlich in sein Tagebuch einträgt: „Der Dumme wird dem Gescheiten gegenüber nicht gescheit, aber der Gescheite dem Dummen gegenüber dumm."

Berliner Schauspielkunst einst und jetzt.

Von **Eugen Zabel** (Berlin).

Ist sie wirklich noch der Spiegel und die abgekürzte Chronik der Zeit zu nennen? Das konnte Shakespeare ohne Überhebung von seiner tapfern Künstlerschar behaupten, deren Blut sich in schöner Begeisterung erhitzte, wenn sie nach Szepter und Krone der angestammten Majestät von England griff und, mit Helm und Schwert gerüstet, den Feinden des Reichs die Köpfe blutig schlug. Auf den Höhen der Menschheit drückte sie in Liebe und Haß alles aus, was eine Nation groß und stark macht und ließ daneben des Alltags Leid und Lust bis zum Dunst der Kneipe und dem Schmutz der Gasse in Bildern voll köstlicher Lebenswahrheit vor ihren Zuschauern aufleben. Unsere Modedramatiker muten dagegen den Bühnendarstellern zu, die Affensprünge zappelnder Clowns widerzuspiegeln oder die Chronik von Personen zu schreiben, deren Seelenleben uns so fern liegt wie die Bewohner des Mars unsrer Mutter Erde. Am Tage hören wir von der Eroberung der Luft, von der Entdeckung des Nordpols, von den Wundern, mit denen man Zeichen, Worte und Bilder über Länder und Meere sendet. Wenn aber abends der Vorhang bei einer Erstaufführung emporschnellt, sind wir kleine Kinder, die man mit Bildern aus der Laterna magica belustigt, oder müde Greise, die an törichten Spuk glauben. Gliederverrenkungen und Schlafrockphantasien werden der Jugend und dem Volk auf den Brettern geboten, die nach Schiller die Welt bedeuten. Während achtzig Millionen Wesen deutscher Abstammung auf der Erde zerstreut sind, und unsre Schiffe auf allen Weltmeeren Flaggengrüße austauschen, werden unsern Schauspielern Rollen ins Haus geschickt, als ob Benedix und Gustav v. Moser oder die Romantiker der „blauen Blume" unsre Klassiker wären. Arme Künstler!

Gottlob, daß wir uns wieder wie vor fünfzig Jahren vor dem Bilde Schillers versammeln, uns die Hände reichen und feierlich geloben konnten, all das Herrliche, das er geschaffen, hoch und heilig zu halten. Wie ein unendlich fortgesetztes, hell klingendes Echo der Freude tönte sein Name durch alle Gaue unsres Vaterlands und weit über dessen Grenzpfähle hinaus bis zum amerikanischen Neulande zwischen den beiden Ozeanen und über die weitgestreckte altslawische Ebene im Osten. Wie sehr er von Geschlecht zu Geschlecht in uns fortlebt, erkannten wir wieder, als das graue Gespinst der Alltäglichkeit von uns abfiel, und wir aufs neue den Blick zu den Höhen der Menschheitsideale emporrichteten. Auch unsre Schauspielkunst atmete dabei die reine Höhenluft, die uns aus seinen Werken als starker Geisteshauch entgegenweht, drückte unsre edelsten Gedanken in seiner Sprache aus, folgte den Spuren der mächtigen Gestalten, die uns auf seiner stolzen Bahn begegnen. In Berlin suchte man bei der erfolgreichen Darstellung des „Don Karlos" im Deutschen Theater nach einem neuen Stil, der sich bei uns nur schwer herausbilden will. In der Comédie française in Paris haben sich bei den Schauspielern gewisse Stellungen, Bewegungen und Betonungen erhalten, die sich auf die Rachel und Talma, vielleicht sogar bis auf Molière selbst zurückführen lassen. Diese

Digitized by Google

Überlieferung wird wie die Mumie von Heiligen in einem Silberschrank für die spätesten Enkel aufbewahrt und angestaunt. Auf den Berliner Bühnen herrschen dagegen keine bestimmten Stilunterschiede, sondern immer nur Persönlichkeiten, die für einige Zeit vorbildlich wirken, bis sie von ihrem Piedestal stürzen und andern Größen Platz machen. Der gefeierte Schröder in Hamburg war mit seinen Schauspielern zu Lessings Zeiten dem Ideal einer Natürlichkeit nahe gekommen, bei dem jeder Darsteller seine Rolle als ein inneres Erlebnis empfand und daraus mit seinem Fleisch und Blut einen vollen Menschen schuf. Bei Goethe überwog dagegen in Weimar die Rücksichtnahme auf den schönen Vortrag und die wohlanständige Haltung der Schauspieler. Brockmann und Schröder standen bei ihren Shakespearegastspielen in Berlin im Zeichen dieser Naturwahrheit. Ganz in derselben Richtung bewegten sich Fleck, dessen tragisches Temperament als Karl Moor, Othello und Wallenstein prächtig aufflammte, und der Genialste von allen, Ludwig Devrient, dessen Darstellungsvermögen den mächtigen Bogen vom Lear bis zum Falstaff spannte. Dagegen verpflanzte Pius Alexander Wolff, der einzige, der sich als rechtmäßigen Schüler Goethes bezeichnen konnte, die getragene Deklamation zum Berliner Schauspielhause, wo sie sich bis zur tragischen Hoheit von Auguste Crelinger entwickelte und in ihren letzten Ausläufern von Übertreibung noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bemerkbar machte. Was die Automatenbewegungen und Trompetenklänge geistloser Mimen an Schiller gesündigt haben, ist von uns nur zu oft schmerzlich empfunden worden. Aber selbst wenn wir das reine Gold seiner Poesie verschleudern und es mit unsaubern Händen antasten, blickt sein Antlitz stets mild und gütig lächelnd aus lichten Höhen zu uns herab. Er straft uns nicht, wenn wir seinen Namen mißbrauchen, sondern segnet uns immer und überall. Jetzt stehen die strahlenden Figuren seines „Don Karlos“ wieder in neuer Beleuchtung vor uns, jener wundersamen Dichtung, von der Richard Wagner mit Recht behauptet, daß in ihr Menschen aus der höchsten Lebenssphäre in den zartesten und heftigsten Affekten mit solch vornehmer menschlich adliger Natürlichkeit und zugleich so fein, witzig und sinnvoll vieldeutig, so ungezwungen würdevoll und doch so kenntlich erhaben, so drastisch ungemein sich ausdrücken, wie es keinem Dichter in Spanien, Frankreich und Italien gelungen ist und selbst dem einzigen Shakespeare als Gebiet des Erhabenen noch nicht völlig erschlossen war. Wir erleben das Wunder, daß ein liebenswürdiger Spieler, wie Harry Walden, der aus der sentimentalen Fröhlichkeit des „Alt-Heidelberg“ hervorgegangen ist und die Späße Berliner und Wiener Possen bis zum Coupletrefrain, Ballettsprung und Bauchtanz vorzüglich wiedergab, sich plötzlich in die idealistische Selbstzerfleischung und göttliche Schwärmerei des spanischen Infanten verwandelte, daß ein Künstler italienischer Herkunft, wie Moissi, dem Schwung des Marquis Posa mit überraschender Menschlichkeit die Zunge löste und ein messerscharfer Ibsendarsteller, wie Bassermann, sich nicht ohne Glück, wenn auch mit ungenügender Sprechkunst, in die düstern Seelenabgründe des Königs Philipp versenkte. Bei ältern Freunden unsres Bühnenlebens konnten diese Eindrücke nicht vorüberziehen, ohne lebhafte Erinnerungen an die seinerzeit viel besprochene bedeutsame Darstellung zu erwecken, die dem Schillerschen Drama vor sechsundzwanzig Jahren an derselben Stelle und ebenfalls zum Geburtstag unsres Dichters zuteil wurde. Mancher liebe Schatten steigt dabei vor uns auf und vieles Andere, das sich noch des rosigen Lichts erfreut und Hoffnungen für die Zukunft erweckt. Wie wirkte die Dichtung einst. Wie erscheint sie uns jetzt auf der Bühne?

Das alte Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in der Schumannstraße, wo sich so lange die Operette behauptet hatte, war nach langen schwierigen Verhandlungen durch Adolph L'Arronge, den beliebten Bühnenschriftsteller und Besitzer des Grundstücks, in eine Pflegestätte der ernsten Kunst umgewandelt worden. Neben einer Gruppe von ersten Darstellern als Teilnehmern des Unternehmens hatte man eine Anzahl junger, wenig oder garnicht bekannter Kräfte gewonnen. Es handelte sich um den ersten, gewiß nicht leichten Versuch, ohne staatliche Unterstützung mit dem Königlichen Schauspielhause, das sich trotz des Vorbildes der Meininger aus seiner künstlerischen Erstarrung nicht aufrütteln ließ, in scharfen Wettbewerb zu treten, die Werke unsrer Klassiker neu zu beleben und Dichter und Darsteller in modernem Geist zu ihrem Recht kommen zu lassen.

Die erste Vorstellung am 29. September 1883, die nach einem von Hedwig Niemann gesprochenen Prolog von Julius Wolff eine Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe“ brachte, stand unter einem so glücklichen Stern, daß man den weiteren Darbietungen des Deutschen Theaters mit vollem Vertrauen entgegensah. Unter ihnen erwies sich die Darstellung des „Don Karlos“ insofern als eine hervorragende künstlerische Tat, als sie nicht nur neben den bewährten älteren Künstlern auch der Jugend wohlverdiente Ehren eintrug, sondern auch in der Art der Inszenierung der Schillerschen Dichtung in vieler Beziehung etwas völlig Neues bot. Man hatte den Entschluß gefaßt, das Drama so, wie es Schiller geschrieben, die Berliner es aber noch niemals gesehen hatten, nämlich ungestrichen zu geben, und da sich eine solche Vorstellung ununterbrochen nicht bewerkstelligen ließ, zwei Abende dafür anzusetzen. Freitag, den 9. November 1883 gingen dort die drei ersten und am nächsten Abend, Schillers Geburtstag, die beiden letzten Akte in Szene. Da jene in der Buchausgabe 3354 diese 2015 Verse enthalten, entstanden dadurch zwei Vor-

Digitized by Google

stellungen von ungleicher Länge, denn die eine dauerte zunächst vier und eine halbe, die zweite, allerdings mit längeren Pausen, drei ein Viertel Stunden. Natürlich wirkte es auf viele befremdend, in der Mitte des Stücks, gerade da, wo es sein stärkstes dramatisches Leben entfaltet, den Heimweg antreten zu müssen. Auch fehlte es nicht an Klagen über die hohen Eintrittspreise, da man für den Parquetplatz an beiden Abenden zwölf Mark zu entrichten hatte und an dergleichen Opfer damals uur bei der Oper gewöhnt war. Unsre heutigen Caruso-Schwärmer müssen allerdings von der Höhe ihrer Zwanzigmarkstücke über dergleichen Beschwerden lächeln. Zweifellos kamen aber das Prächtige und Erhabene der Dichtung sowie die Fülle der Gestalten und Situationen in dieser geteilten Aufführung mit solcher Vollständigkeit und Kraft zum Ausdruck, wie es später kaum wieder erreicht worden ist.

Ludwig Barnay, einer der „Societäre", hatte die Inszenierung besorgt und dabei sein ungewöhnliches Regiegeschick in einer überraschenden Aufeinanderfolge glänzender Bilder gezeigt. Man kannte damals weder die Vorteile der Drehbühne, wie sie jetzt auf dem Deutschen Theater eingeführt ist, noch auch die Übelstände, die sie im einzelnen mit sich bringt. Die meisten Verwandlungen konnten allerdings nur langsam bewirkt werden, und manche erfolgten bei offener Szene, wo die Theaterarbeiter im verdunkelten Raum die Dekorationen herunterließen und die Möbel und Requisiten aufstellten. Dafür hatte man aber wieder die ganze Tiefe der Bühne zur Verfügung mit breitem, malerischem Hintergrund und tiefen Durchblicken, während man sich jetzt mit stimmunsvollen kleineren Ausschnitten des Podiums behelfen muß, wobei der intime Reiz solcher Szenen indessen nicht unterschätzt werden soll. Die damalige Aufführung hatte in die letzte Fassung der Dichtung, wie sie in den Volksausgaben Schillers geboten wird, noch einige Stellen aus der ersten Redaktion, dem in der „Rheinischen Thalia" 1785 erschienenen Fragment aufgenommen, wodurch kleinere Unebenheiten entstanden waren, und neben meisterhaften Leistungen wieder einzelne Aufgaben minderwertig gelöst wurden. Die stärkste Überraschung bei dieser Doppelvorstellung bildete der Don Karlos von Josef Kainz. Schon fünf Jahre früher war dieser Schauspieler als blutjunger feuriger Anfänger in der angenehmsten Weise aufgefallen, als er an derselben Stelle bei einem Gastspiel der Meininger an einem Tage traurigen Andenkens, am 11. Mai 1878, als das Hödelsche Attentat auf den greisen Heldenkaiser erfolgt war, die Rolle des Prinzen von Homburg mit prächtigem Schwung durchgeführt hatte. Nun gelang es ihm, mit gereifter Kunst die Gestalt des Infanten in den verschiedenen, einander kreuzenden Empfindungen ganz auf die charakteristische Linie zu stellen, ohne deshalb den idealistischen Grundzug der Rolle zu gefährden. Sein durchgeistigtes Mienenspiel, das Rasche seiner Bewegungen, die natürliche Schärfe, mit der er den Sinn der Verse heraushob und den jambischen Rhythmus überwand, gewannen ihm sofort die vollste Teilnahme und ließen die wohltuenden Wirkungen erkennen, die die italienischen Virtuosen wie Rossi und Salvini auf die Modernisierung unsrer Schauspielkunst ausgeübt hatten.

Neben ihm behauptete sich Otto Sommerstorff mit dem Jugendlichen seiner Erscheinung, dem Wohlklang seines an Barnay erinnernden Organs und dem edlen Schwung seines Pathos im besten Stil der Überlieferung, wobei freilich der Volkstribun mehr als das eigentlich Menschliche der Rolle zur Gestaltung kam. Siegwart Friedmann erwies sich als König Philipp ebenfalls als eindringlicher, temperamentvoller Sprecher, der den Wortlaut mit dem nasalen Charakter seines Organs — er erinnerte darin etwas an Bogumil Dawison — bis zum letzten Galerieplatz klar und bestimmt zur Geltung brachte. Nur tadelte Karl Frenzel, daß Friedmann den König innerlich fortwährend und äußerlich zu drei Viertel der Zeit in einem pelzbesetzten Hausrocke spielte, wobei der Kritiker allerdings zugab, daß es der deutschen Bühne an einem annähernd vollendeten Philipp überall fehlte. In der Tat hat sie einen solchen erst seit dem Herbst 1895 durch den verstorbenen Friedrich Mitterwurzer erhalten, der das Majestätische und Tragische dieser Gestalt im Wiener Burgtheater zu erschütternder Bedeutung erhob, nicht nur seine Mitspieler hoch überragte, sondern auch das dichterische Bild Schillers mit dem geschichtlichen des Königs Philipp in harmonischen Einklang zu bringen wußte. Eugen Guglia hat uns in seinem feinen Buch über den unvergeßlichen Schauspieler das Wesentlichste dieser Leitung so getreu aufbewahrt, wie es Worte überhaupt wiederzugeben vermögen. Als Lerma stand August Förster, der Schüler und spätere Direktor des Wiener Burgtheaters, mit seiner sicheren Bildung und Routine auf der Bühne, während die Rollen des Alba und Domingo, der Elisabeth und Eboli über allgemeine Umrisse nicht hinauswuchsen. Einen ungewöhnlichen Reiz hatte es für die Kenner der Bühne, Friedrich Haase, den Meister des Salonfachs, in der Rolle des Großinquisitors auftreten zu sehen, der in dem vollen dämonischen Gehalt der Rolle zur Geltung kam. Haase wirkte zunächst durch seine im hohen Maße charakteristische Maske und Geberde, schlug daneben aber auch einen wuchtigen und durchdringenden Ton an, mit dem er in einem eigentümlichen Gemisch von Priesterrache und Herzenskälte auf die Empfindungen der Zuschauer wirkte. Zum allgemeinen Bedauern machten sich schon damals die Zerwürfnisse bemerkbar, die den Künstler dem so schön begonnenen Unternehmen entfremdeten und seinen Austritt zur Folge hatten. Barnay,

Digitized by Google

der bald nach ihm ebenfalls vom Schauplatz zurücktrat, hatte sich in übertriebene Bescheidenheit mit der Rolle des Leibarztes Mercado begnügt, um die Vorstellung als Regisseur ungestört überwachen zu können.

Leider ließ sich diese vollständige Doppelaufführung des „Don Karlos" auf die Dauer nicht halten. Sie wurde vor der gekürzten Vorstellung, die man an einem Abend bewältigen konnte, zurückgestellt, dann das eine und andre Mal wieder aufgenommen und schließlich vollständig vergessen. Wer sie aber gesehen hat, wird sie zu den seltensten und wertvollsten Erinnerungen rechnen, die wir in den letzten Jahrzehnten der deutschen Bühne überhaupt verdanken. Erst in dieser vollständigen Gestalt des „Don Karlos" entfaltete der Genius Schillers bei der Bewältigung des ungeheuren Stoffes seine Schwingen mit voller Freiheit.

Wir sind heutzutage weit entfernt von der Willkürlichkeit, wie sie bei den Aufführungen Schillerscher Werke zu Lebzeiten des Dichters, selbst an ersten Bühnen, vorkam. Teilte ihm doch Körner in einem Briefe mit, daß der Schauspieler Brückl als Philipp in Dresden seine eindrucksvollen Sätze immer mit den Worten: „Merkt euch das!" schloß und bei der Auseinandersetzung mit seiner königlichen Gemahlin sie durch die Ermahnung: „Jetzt keine Winkelhaken, Madame und keine Schrauben!" zum Geständnis ihrer vermeintlichen Untreue bringen wollte. Einen wie großen Spielraum die Schillerschen Dichtungen aber der berechtigten individuellen Auffassung und Neugestaltung geben, beweist die jetzige „Don Karlos"-Aufführung im Deutschen Theater. Der rhetorische Stil früherer Zeiten mit dem freischwebenden Pathos, das wie eine Fahne geschwungen wird und den Kern menschlicher Charakteristik eben nur andeutet, ist vorsichtig zurückgedrängt worden. Der Hauptnachdruck wird auf die psychologische Vertiefung gelegt, die aus modernen Quellen schöpft und den Gestalten eine leidenschaftliche Erregung bis in die Fingerspitzen verleiht. Hüten wir uns nur dabei, daß der Zauber der menschlich poetischen Rede, des rythmischen Wohlklangs durch diese frisch quellende Innerlichkeit angetastet oder gar zerstört werde. Diese Gefahr ist allerdings vorhanden bei dem Verschlucken von Silben, dem Zerkauen ganzer Sätze, dem Rückfall in das Schlappe und Nachlässige des Dialekts und Jargons, woran gerade einzelne unsrer besten Darsteller leiden. Damit wäre der Jugendstil unsrer Klassikeraufführungen freilich zu teuer erkauft. Im Allgemeinen bedeutet die neue Don Karlos-Darstellung aber gerade so wie die frühere unter L'Arronge die Wiedereroberung eines ernst bedrohten Kunstbesitzes. Der idealistische Glanz der Schillerschen Poesie strahlt uns aufs neue mächtig entgegen und findet bei den breiten Schichten des Publikums wie zu den Zeiten der Meininger eine tiefwirkende und nachhaltige Herzensteilnahme. Fürwahr, eine wirkliche „Premiere", die uns wahrhaft beglückt und unsern modernen Dramatikern angstvoll zitternd in die Glieder fahren muß.

Friedrich der Große als Dramatiker.

Von Dr. **Hans Landsberg** (Berlin).

Zur deutschen Kultur seiner Zeit hat der alte Fritz in seiner Schrift „De la littérature allemande" anno 1780 entschieden Stellung genommen, größtenteils abweisend, ließ er doch im Wesentlichen nur einen Gellert und Kanitz gelten. Hier findet sich die berühmte Stelle über Goethes „Götz", den er als eine schlimme Nachahmung der geschmacklosen Stücke Shakespeares bezeichnet. „Dem Shakespeare kann man indessen seine sonderbare Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte. Aber erst vor einigen Jahren ist ein Götz von Berlichingen auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke. Und doch bewilligt unser Publikum diesem ekelhaften Gewäsche seinen lauten Beifall und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung."

Weit weniger bekannt ist eine literarische Unterredung, die Friedrich der Große drei Jahre später mit dem berühmten Berliner Pädagogen Meierotto, dem Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums gehabt hat. Hier lobt der König das Verdienst Wielands um die Bildung des Geschmacks, ist aber zugleich mit den Lebensverhältnissen des Dichters so wenig vertraut, daß er sich nach seinem Wohnorte erkundigt. In dieser Unterredung verrät der König eine sichere Kenntnis der poetischen Technik. Er zeichnet in kurzen Strichen den Plan eines Epos, das Gustav Wasa zum Helden hätte und zeigt gleich darauf, wie man das Sujet auch zu einem Trauerspiele verwenden könne.

Dieser sorgfältigen ästhetisch-kritischen Bildung des Königs war in jüngeren Jahren eine dramatische Praxis an die Seite gegangen. Als Dreißigjähriger hatte er zur Hochzeit seines intimen Freundes und Rheinsberger Gefährten, des Freiherrn Dietrich v. Keyserlingk ein einaktiges satyrisches Spiel „Le singe à la mode" (der Modeaffe) geschrieben, das, von seiner literarischen Bedeutungslosigkeit abgesehen, mit seiner heftigen Verspottung des Stutzertums eigentlich für ein Hochzeitsstück recht ungeeignet erscheint. Wesentlich wertvoller ist die 1748 niedergeschriebene

Digitized by Google

Komödie „Die Schule der Welt", die im Frühling desselben Jahres auf dem Liebhabertheater des Potsdamer Stadtschlosses durch französische Hofschauspieler aufgeführt wurde.*) In diesem Schauspiel, das technisch und in seinen Typen stark von Molière beeinflußt ist, handelt es sich wieder um die Bekämpfung eines aberweisen Gelehrtendünkels, der über der philosophischen Spekulation die einfachsten Gebote des gesunden Menschenverstandes vernachlässigt. Der alte Bardus, ein Berliner Rentier, dem die Philosophie Christian Wolffs den Kopf verdreht hat, läßt seinen Sohn Bilvesée aus Halle zurückkommen, um ihn mit der Tochter seines Freundes und Hausgenossen Argan zu vermählen. Die schöne Julie hat natürlich längst einem andern ihr Herz geschenkt, dem Schöngeist Mondor, und er ist ihrer Neigung zweifelsohne in höherm Grade würdig als der Taugenichts von Student, der seine Studienzeit damit verbracht hat, sich zu einem Raufbold und Renommisten zu entwickeln. Die beiden Rivalen platzen aufeinander, und das Schicksal scheint sich gegen Mondor zu erklären, der in dem Kampfe keine andern Truppen hat als seinen Geist, da kommt den Liebenden Juliens kluge Kammerzofe zu Hilfe. Sie veranlaßt Bilvesée eine Stätte des Lasters wieder aufzusuchen, die er gleich bei seiner Ankunft in Berlin betreten hatte. Hier kommt es zu einem ernstlichen Konflikt mit der gefälligen Herrin des Hauses, unser Bilvesée wird im Kampf mit der berlinischen Hermandad überwältigt, während der glücklichere Rivale durch ein Handschreiben seines Fürsten an den Hof berufen wird und so als begehrenswerter Schwiegersohn erscheint.

Wie immer in den Schriften des Satirikers ist der Stoff nebensächlich und die Tendenz das Wesentliche. Wohl hatte Friedrich der Große den von seinem Vater aus Amt und Würden verjagten Philosophen Christian Wolff ehrenvoll restituiert, aber er hatte je länger, je weniger ein Hehl gemacht aus seiner Abneigung gegen die rein spekulative Art der Philosophie. Wie vom Christentum, so will der Preußenkönig auch von der Philosophie nur die Sittenlehre annehmen. Ihre Systeme sind ihm ein unnützes Abracadabra. Bereits in seinem früheren Stücke hat er dem Stutzen und Helden die selbstpersiflierenden Worte in den Mund gelegt: „Die Philosophie langweilt mich, offen gestanden, zu Tode, ich verstehe sie überhaupt nicht, aber ich würde fürchten, daß die Leute auf der Straße mit Fingern auf mich wiesen, wenn ich mich nicht für einen Philosophen ausgäbe, von Newton spräche, die Ephemeriden und noch allerhand andre unverständliche Worte anführen könnte, die ich endlich, wenn auch mit großer Mühe, auswendig gelernt habe." Jetzt, in dem neuen Lustspiel wird Christian Wolff als Hauptvertreter der zeitgenössischen Philosophie in der Person eines Doktor Diffucius (diffus=weitschweifig), von dem Herr Bardus begeistert spricht, scharf angegriffen. Um dieselbe Zeit hatte Friedrich sich in seinen „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten" gleich absprechend gegen die Wolffische Philosophie geäußert: „Wolff kommentierte Leibniz" geistvolles System von den Monaden und ertränkte in einer Sintflut von Worten, Argumenten, Korollarien und Zitationen einige Probleme, die Leibniz den Metaphysikern vielleicht als Lockspeise hingeworfen hatte. Der Hallesche Professor schrieb mit mühsamem Fleiß eine Menge Bände, die, anstatt erwachsene Leute zu belehren, höchstens als Katechismus der Dialektik für Kinder dienen können." Wie ganz anders klingt das als der Brief, den Friedrich acht Jahre zuvor an Reinbeck geschrieben hatte, um Wolff für Preußen zurückzugewinnen: „Ihr habt nochmals an den Regierungsrat Wolff zu schreiben, ob er sich nunmehro nicht entschließen könne, in Meine Dienste zu gehen, und würde Ich ihm alle raisonable Conditions accordieren. Ich bitte Ihn, sich um des Wolffen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden, und glaube Ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wo Er den Wolff hierher persuadiert."

Friedrich hat wahrscheinlich ganz recht gehabt, wenn er in der Kultur und in den geistigen Produkten seiner Zeit einen Überfluß an spekulativen Elementen, eine zu geringe Anpassung an das Lebendig=Wertvolle erkannte. Der Schüler Voltaires polemisiert zu wiederholten Malen gegen die leere Abstraktion, gegen die fade und trockene Buchgelahrtheit, die in den Tagen Gottscheds ein Vorrecht deutscher Polyhistoren war. „Wir haben hier in Berlin," schreibt Friedrich an Voltaire, „einen russischen Gesandten gehabt, der seit zwanzig Jahren die Philosophie studiert, ohne bisher viel davon begriffen zu haben. Er heißt Graf Keyserlingk und ist mindestens sechzig Jahre alt. Jetzt hat er Berlin mit seinem dicken Professor verlassen und ist in Dresden. Er studiert immer noch und hofft in zwanzig bis dreißig Jahren ein passabler Schüler zu werden." Friedrich macht sich den Spaß, diesen sonderbaren Liebhaber der Weisheitslehre in seinem Stücke leicht erkennbar auf die Szene zu bringen. In solchen Dingen besaß das Aufklärungszeitalter erstaunlich viel Freimut und Rücksichtslosigkeit. Vielleicht ist es aber auch für die Entwicklung der deutschen Wissenschaft durchaus von Vorteil gewesen, wenn freie und unabhängige Geister so gegen ihre Verknöcherung von oben herab polemisierten.

Friedrich der Große hat selbst seine „Schule der Welt" als quantité négligeable behandelt und das Lustspiel in seine „Sämtlichen Schriften" nicht aufgenommen. Es ist erst nach dem Tode des Philosophen von Sanssouci im Druck er-

*) Am 30. November 1909 wurde das Stück am Bamberger Stadtheater gegeben.

Digitized by Google

schienen und wurde unlängst in einer von mir besorgten Übersetzung (Verlag J. G. Cotta) neu herausgegeben.

Unbekannte Verse des jungen Goethe.

Mitgeteilt von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Vor etwa anderthalb Jahren erschien im Inselverlag zu Leipzig ein Buch: Johann Adam Horn, Goethes Jugendfreund, von H. Pallmann, das trotz des verlockenden Titels und trotz des Verlages, dessen Neuerscheinungen sich sonst schnell und allgemein verbreiten, weiteren Kreisen, auch denen der Goethefreunde, unbekannt geblieben zu sein scheint.

Der Held, um den es sich in dem Büchlein handelt, freilich ein ziemlich kleiner — das „Hörnchen", wie er in vertrauten Kreisen genannt wurde, ist den Vielen, die sich mit Goethe beschäftigen, dadurch bekannt, daß der Dichter den Jugendfreund und dessen zärtliches Verhältnis zu Konstanze Breitkopf in Leipzig im Zusammenhang mit Goethes eigner Liebschaft mit Käthchen Schönkopf in dem anmutigen Schäferspiel „die Laune des Verliebten" verewigt hat.

Allzu viel läßt sich von Horn und seinem Wirken nicht sagen. Er war am 10. Januar 1749 zu Frankfurt a. M. geboren, studierte in Leipzig, machte in Gießen seinen Doktor, wurde 1773 Gerichtsschreiberadjunkt, später Gerichtsschreiber, verheiratete sich 1778 und starb 1806. Sonst wüßte man wenig oder nichts von ihm, wenn sein Andenken nicht durch manche Briefe Goethes und durch dessen Schilderung des lustigen und treuen Genossen in „Dichtung und Wahrheit" erhalten worden wäre. Um alle diese Daten und noch manche andre aus Kirchenbüchern und andren Quellen genau festzustellen, dazu hätte es keiner Schrift bedurft; denn schließlich kommt es, trotz sorgfältiger Untersuchungen, die dem Herausgeber nachgerühmt werden müssen, nicht viel über die Schilderung hinaus, die Goethe von seinem Landsmann gemacht hat. Sie lautet: „Er war wirklich der Kleinste in der Gesellschaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnase, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krausen schwarzen Haaren reich besetzt, sein Bart frühzeitig blau, den er gar zu gern hätte wachsen lassen, um als komische Maske die Gesellschaft immer im Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber, krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber denn mancher Scherz entstand: denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht wurde, so rechnete er es unter die Eigenheiten der Frauenzimmer, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich und seine Gegenwart bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich."

Aber das Büchlein enthält zweierlei. Einen glücklichen Fund, und einen Hinweis auf zwei bisher unbekannte Gedichte, die wahrscheinlich von Goethe herrühren.

Der glückliche Fund ist eine bisher völlig unbekannt gebliebene Sammlung von Horns Gedichten in den von Pallmann entdeckten und wieder abgedruckten „Jugendlichen Ausarbeitungen bei müßigen Stunden", Frankfurt und Leipzig 1766. So herzlich unbedeutend diese Sammlung an sich ist, muß sie doch wegen einzelner Beiträge ungemein wichtig genannt werden. Denn es stehen in ihr Gedichte, die sich auf den Jugendfreund, den künftigen großen Dichter beziehen, und die als früheste Zeugnisse über seine dichterische Begabung außerordentlich bedeutungsvoll sind. Einer dieser Beiträge ist eine „Abschiedsrede, gehalten am 8. September 1765, als sich die wöchentliche Zusammenkunft auf dem Hörsaale trennete, und als etliche gute Freunde Frankfurt verliessen". Schon der Titel ist interessant genug; denn er lehrt uns eine Art Verein kennen, dem der junge Goethe angehörte, einen Verein, in dem er nach einer gleichfalls in unsrer Sammlung befindlichen Anrede an einen andern Gefährten (Moors) mehrfache Reden gehalten hat, die dankbar aufgenommen wurden. Wenn nun auch das angeführte Gedicht im wesentlichen ein wortreiches, aber inhaltarmes Gerede über Freundschaft ist, so sind die Verse, in denen Wolfgang angesprochen wird, von großer Bedeutung nicht etwa wegen ihrer inneren Vortrefflichkeit, sondern als die erste öffentlich ausgesprochene Ahnung von Goethes Dichtergenie. Sie lauten so:

Nun du geliebter Freund! Der du nach Leipzig eilest,
Verlaß dein Vaterland! Was hilft's wenn du verweilest?
Zieh froh ins muntre Sachsen, wohin du lang getracht.
Ins Land, wo man die Schönste und Beste Verse macht.
Verwechsele nunmehr den Maynstrom mit der Pleise.
Ich wünsche dir mein Freund von Herzen gute Reise.
Du hast von Kindesbeinen der Dichtung nachgestrebt,
Drum zeig' uns daß dich diese mehr als das Jus belebt.
Eil' zu den Musen hin die an der Pleise wohnen!
Sie werden dorten dich und deinen Fleiß belohnen.
Zeig' daß dir deine Muse noch immer günstig ist,
Und daß du auch in Leipzig, wie hier, ein Dichter bist.
Gewiß, Minerva lohnt noch einstens dein Bemühen,
Es wird dir nicht Apoll den Lorbeerkranz entziehen. . . .

Mit dieser Abschiedsrede, die noch 10 weitere Verse hat, hatte der Versmacher seine poetischen Gefühle noch nicht erschöpft. Vielmehr widmete er dem Freunde noch eine 14strophige „Abschiedsode da der junge Herr G.++ sich von hier auf die Universität nach Leipzig begabe". Es wäre freilich wenig angetan, auch diese Probe Hornscher

Digitized by Google

Musentätigkeit hier abzudrucken; es genügt vielmehr die Bemerkung, daß der jugendliche Reimschmied aufs neue seinen Schmerz bekundet, dem Abgehenden, den er seinen „besten Freund“ und „trefflichen Poeten“ nennt, Glück wünscht, ihm schnelle poetische Krönung verheißt, ihn um baldige Nachricht bittet, und sein demnächst erfolgendes Erscheinen in Leipzig in Aussicht stellt.

Außer diesem Funde, der, so unbedeutend auch Horns Reimereien sind, überaus wichtig genannt werden muß, weil er die Stimmung des Kreises authentisch darlegt, den Goethe verließ, ist Pallmann noch ein andrer Fund gelungen. Es sind mehrere Gedichte, die Horn, der länger als der junge Goethe in Leipzig blieb, in einer Leipziger literarisch-satirischen Zeitschrift, „Der Fidibus“, am 23. September 1768 veröffentlicht hat. Von diesen Gedichten bezieht sich eins sicher auf Goethe, trotz der Ueberschrift, die eine solche Beziehung auszuschließen scheint: „das Glück der Liebe; einem Bräutigam gewidmet“. Denn wir wissen, daß Goethe in Leipzig kein Bräutigam war, und trotzdem kann nur er in diesem Gedichte angeredet sein, zweimal findet sich ein G.++, das ebenso wie die zwei ausgelassenen Silben nur auf ihn gedeutet werden kann. Auch dies Gedicht ist zwar keine Musterleistung, aber es ist sehr bedeutsam, weil man daraus erkennt, wie Goethes Leidenschaft zu Käthchen Schönkopf von den Genossen aufgefaßt wurde. Denn in einer Strophe heißt es:

Welch Glück, geliebt zu seyn! — und dieses Glück zu wissen! —
Zu wissen, dieses Herz ist dein! —
Dir G++, wird dieß Glück! O! eil' es zu genießen;
Die Liebe ladet selbst dich ein!

Das wichtigste aber in dem Büchlein ist eine Vermutung. Man weiß, daß das erste gedruckte Gedicht Goethes in einer Frankfurter Zeitschrift erschien, die unter dem Titel „die Sichtbaren“ veröffentlicht wurde (1765). Nun war diese Zeitschrift ein Konkurrenzunternehmen gegen ein Wochenblättchen, das gleichfalls in Frankfurt, und zwar von der Schwanischen Buchhandlung, herausgegeben, den Titel führte „Der Unsichtbare“. Diese letztere Zeitschrift, die in keiner öffentlichen Bibliothek Deutschlands aufzufinden war, ist von Pallmann in einer Frankfurter Privatsammlung entdeckt worden. Sie enthält u. a. zwei Gedichte, die „— e“ unterzeichnet sind und die sich, ohne gerade Meisterwerke zu sein, von den übrigen Reimereien vorteilhaft abheben. Das eine in Nr. 7 ist ein Spottgedicht auf einen jungen Elegant oder einen solchen, der stutzerhaft zu sein sich bemüht; das andre in Nr. 30, in Form und Inhalt Lessing nachgeahmt, lautet so:

Der Autor.

Wenn in den ersten Augenblicken
Da kaum ein Jüngling schreibt, Kritiken
Den nahen Fall uns prophezein;
Da, mag ich nicht ein Autor seyn.

Doch, lobt man ihn nach seinen Jahren,
Und spornt ihn an so fort zu fahren,
Mischt man auch gleichwol Tadel ein,
Dann möcht ich gern ein Autor seyn.

Wenn mich ein dummer Mensch erhöhet,
Der nichts von meiner Schrift verstehet,
Und spricht: ich schreibe witzig, fein;
Da mag ich nicht ein Autor seyn.
Wenn aber Kluge sich verbinden,
Die Fehler meines Werks zu finden,
Und macht mich auch ihr Tadel klein,
Da möcht ich doch ein Autor seyn.

Wenn unsre schlechte teutsche Bühnen
Sich noch des Lipperleins bedienen,
Ist Buffon, Harlekin darein;
Da mag ich nicht ein Autor seyn.
Doch wenn in ächten Trauerspielen
Wir nachgeahmte Schmerzen fühlen,
Nimmt uns die Sara Samson ein,
Da möcht ich so ein Autor seyn.

Wenn G.[1]) stolz Epopeen machet,
Daß jeder, statt zu weinen, lachet,
Rühmt ihn gleich G.[2]) als schön, als rein;
Da mag ich nicht ein Autor seyn.
Doch wenn ich im Virgil gelesen,
Und sehe, daß er gros gewesen;
Dann denkt mein Geist voll Gram und Pein:
Ach! so kein Autor kanst du seyn!

Wenn junge Herren, die nicht denken,
Mir ihren ganzen Beifall schenken,
Und immer artig, artig, schrein,
Da mag ich doch kein Autor seyn!
Doch wenn mich kluge Mädgen preisen
Und meine Schriften rührend heisen;
Da nimmt mich schnell die Schreibsucht ein,
Da möcht ich gleich ein Autor seyn!

Pallmann wagt nicht zu entscheiden, „ob wir hier den jungen Goethe in seinen ersten uns überlieferten Gedichten vor uns haben,“ und überläßt die Entscheidung Berufeneren. Ich will mich hier keineswegs als den Berufenen aufspielen, wohl aber darf ich erklären, daß die von Pallmann geäußerte Vermutung viel Ansprechendes für sich hat. Wir wissen nämlich, daß Goethe sich noch am 31. Dezember 1765 die ihm fehlenden Nummern dieser Zeitschrift ausgebeten hat, und daß er ferner die Nr. 30 besonders erwähnt, also gerade diejenige, in der das eben abgedruckte Gedicht steht. Ich gebe zu, daß dieser Schluß nicht durchaus zwingend ist, weil nämlich der Leipziger Student auch andre Nummern der genannten Zeitschrift und einer andren periodischen Schrift verlangt. Aber jedenfalls ist der Schluß nicht allzu gewagt: Goethe verlangt eine bestimmte Nummer; in ihr findet sich ein Gedicht unterzeichnet —e; dieses Gedicht ist von der neckischen Art und der leichten satirischen Tendenz, die sich in seinen sonstigen Jugendgedichten mannigfach findet; es enthält eine Lobpreisung Lessings, eine Verachtung Gottscheds, das sind alles Momente, die für Goethe

[1]) Christoph Otto v. Schönaich.
[2]) Gottsched.

Digitized by Google

sprechen. Kann man also keinen Gegenbeweis führen, so möchte man wirklich in diesen Versen die ersten gedruckten des jungen Dichters sehen.

Zur Kritik der Moderne.

Von Paul Friedrich (Berlin).

Bei der Herrschaft der modernen Strömungen liegt die Gefahr nahe, in den einzelnen Strömungen selbst schon Werte von absoluter, höchster Notwendigkeit zu erblicken, was sie doch nicht sind. Ob Naturalismus oder Neuromantik herrscht, ist an sich schließlich etwas Zufälliges, sie sind nur von Bedeutung für die Frage, ob aus ihnen vollendete Kunstwerke hervorgehen können. Leider verschiebt sich für die, die die Fragen der literarischen und künstlerischen Strömungen zu ernst nehmen, der Charakter der Dinge ganz ins Gegenteil, ihnen ist die Strömung die Hauptsache und die Werke der Strömung sind ihnen kaum mehr als ein Beispiel.

Dieser Gefahr ist leider auch der außerordentlich instinktsichere, philosophisch vertiefte Kritiker Kurt Walter Goldschmidt in seinem Band Studien und Bekenntnisse „Zur Kritik der Moderne“ nicht ganz entgangen. (Jauer 1909, Verl. von Oskar Hellmann.) Und dabei ist er der allgemein menschlich zweifellos befähigtste Analysierer dieser letzten Zeit. Eignet ihm doch eine erstaunliche Einfühlkraft in die einzelnen subtilsten Veränderungen der modernen Seele, der er in seiner verheißungsvollen Erstlingsschrift „Psyche“ ein vornehmer und dabei sehr entschiedener Anwalt gegen den Doktrinarismus histrionischer Wissenschaft, gegen die Übergriffe der materialistischen Milieutheorie und die allgemeine Instinktverpöbelung geworden ist.

Er tritt für den Wert der einmaligen Persönlichkeit mit all ihren zeitlich bedingten seelischen Kompliziertheiten ein, für das lebendige, aus einem vollen Einsatz aller Kräfte geborene Kunstwerk.

Er verfolgt, ohne für die Schattenseiten der modernen Differenzierung blind zu sein, die Sensibilität bis in ihre krankhaften Auswüchse und ruft den hypernervösen Ästheten die zeitgemäßen Worte zu, die nur allzuwahr sind: „Die Sensibilität, der überentwickelte Schönheitssinn, wird nicht mehr das letzte Wort haben dürfen; denn die Welt ist nicht auf Schönheit angelegt, und wer nur Schönheit in ihr sucht, sieht sich nur zu bald getäuscht.“

Und wie gegen die einseitige Hypertrophie der Sensibilität richtet sich ein anderer Pfeil von seinem Bogen gegen den ebenso unnatürlich zu einer Elefantiasis angeschwollenen Intellektualismus von heut, der meist Hand in Hand mit dem unfruchtbaren weltflüchtigen l'art pour l'art-Romantizismus geht und gegen den ich hier in meiner Studie „Vom Geist der Zeit“ bereits laut Protest erhob.

Goldschmidt kommt in seiner Untersuchung über Sprachkultus und Kritik zu ähnlichen Resultaten wie ich und ist frei und weitschauend genug, in alledem den Tod der naiven Instinktsicherheit zu sehen, die kein noch so geschärftes Bewußtsein ersetzen kann. Ja, er erweitert auf Nietzschescher Grundlage seine Kritik zu einer moralpsychologischen der gesamten heutigen Verseichtungs- und „Aufklärungskultur“ mit ihrer plebejischen Traditionsverachtung, ihrem Knien vor der nackten Utilität mit ihrem Gefolge der Prostitution und Mammonisierung der geistigen Werte, die auf der andern Seite bewußt ausgepowert werden, und er hat recht, wenn er sagt: „Man sollte statt des Übermenschen den Menschen predigen; denn vorläufig sind untermenschliche Barbarei und Lüge, Tierheit-Rudimente noch lebendig!“ In der feinstpsychologischen Weise zeigt er die Verbindung von Rasse und Individualismus im Judentum und erklärt damit die zeitgeschichtlich nicht zu leugnende Präponderanz des jüdischen Stammes im guten und übeln Sinne in diesen Tagen. Er tritt als geborener Aristokrat für eine echte symbolische Höhenkunst gegen die Versimpelung der törichten Heimatskünstler ein und bekämpft den in ihm selbst akut gewordenen übermäßigen Drang des Romantikers zur Weltflucht, indem er sich den abtrünnig gewordenen Romantiker Nietzsche zu Hilfe nimmt, um mit ihm von einer plastischen Stilerfüllung in einem Neuklassizismus zu schwärmen, an den ich innerlich trotz aller Wahrscheinlichkeit seines Auftretens als an ein Ideal nicht zu glauben vermag. In Goldschmidt ist noch eine Gefahr latent, die er freimütig bekennt: eine gewisse romantisch gefärbte Grätomanie, wie sie Hölderlin zum Verderben ward, und zu der ihn sein Harmoniebedürfnis, das überall synthetisch zwischen den Extremen ausgleichen möchte, prädisponiert. So hat er dem Künstler und Kritiker Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen und doch vielleicht aus innerer Wahlverwandtschaft dem Kritiker mehr Licht gegeben, als er verdient.

Leicht kann die Synthese zum Eklektizismus werden, und das ist immer, besonders für Naturen von solcher Redlichkeit und solchem Gerechtigkeitsbedürfnis wie Goldschmidt, eine innere Gefahr.

Das Leben ist nun einmal auf Gegensätzlichkeit gegründet, aber die Synthese wird niemals völlig erreicht. Gerade diese Gefahr zeigt sich akut in einer Forderung seines außerordentlich geistvollen Schlußessays „Shakespeare und wir“, wo es heißt: „Was wir brauchen und auf dem Doppelwege des artistischen Experiments und des glücklichen Geniewurfs erreichen müssen — das ist: Shakespeare mit einem Zuwachs antiken Stils; oder die Antike ins Moderne erweicht, verinnerlicht und bereichert; oder ein stärker und härter gewordener, ins Dramatisch-Tragische gewendeter

Digitized by Google

Goethe . . .“ Das ist alles recht gut und schön, aber auch unfruchtbare synthetische Prognose: wir brauchen nur einen, der überhaupt was kann. „Der wird's schon machen.“

Aber andrerseits erkennt er klug und scharf unsern innern Abstand von Shakespeare, und daß nie eine gegenwärtige Not durch eine vergangene Tugend gut gemacht werden kann. Wir müssen uns eben selber helfen. Und das hat die ganzen letzten 20 Jahre keiner wirklich gekonnt. Darum verschließen wir uns nicht vor der Warnung, diese Zeit mit all ihren Ismen und Allen nicht zu ernst zu nehmen. Auch das wird leicht l'art pour l'art.

Andrerseits ist gerade Kurt Walter Goldschmidt der extremste Gegenpol des Nur-Literaten. Ihm ist es um eine allgemein-menschliche Sache zu tun. Er zielt mehr auf Kultur als Literatur, und er sieht sie in einer Verbindung von echter Wissenschaft, Philosophie und Kunst in einer Natur gewährleistet. Damit wirken wir kräftig einer ungesunden literarischen Spezialisierung entgegen. Der Nur-Künstler ist eine notwendige Unvollkommenheit, der Nur-Literat aber ist eine Perversität.

Goldschmidt hat auch gleichzeitig im Verlag der Hilfe ein populäres Büchlein, „Der Wert des Lebens“, erscheinen lassen, in dem er klar und erschöpfend das Wesen des Optimismus und Pessimismus darstellt, es aufs glücklichste durch Zitate aus der modernen Literatur belegt und schließlich die verschiedenen Stufen beider Extreme und ihre Relativität als Werte nachweist.

Ähren und Garben.

Aus der literarischen Lese des Jahres.

III.

Von neuer Lyrik nenne ich hier an erster Stelle Greif und Schaukal. Martin Greif, der nun Siebzigjährige, hat seine „Gedichte“ und „Neue Lieder und Mären“ zu einem „Buch der Lyrik“ (C. F. Amelang, Leipzig) vereinigt, das uns einen guten Überblick über das Schaffen dieses durch und durch gesunden, schlichten, nur Uhland zu vergleichenden, deutschen Lyrikers gibt. Ja, ich meine, in manchem seiner Naturbilder — und man braucht durchaus davon nicht immer nur die „Hochsommernacht“ zu zitieren oder den „Hymnus an den Mond“ — in vielen dieser wunderbar zarten, in wenigen Klängen die Musik einer ganzen Sinfonie tönenden Lieder ragt er weit über Uhland. Ich will auf dieses „Buch der Lyrik“ noch später einmal ausführlich zurückkommen. — Auch Richard Schaukal hat in den „Ausgewählten Gedichten“ (Georg Müller, München) einen größeren Teil seiner vergriffenen Lyrik gesammelt; er ist dabei mit einer bewunderungswürdigen Selbstkritik vorgegangen, hat vieles ausgemerzt, manches verändert, und so liegt hier also in gewisser Beziehung ein neuer Schaukal vor uns. Wie ich über Schaukal (den Dichter wie den Ästheten) denke, daß ich ihn für die weitaus bedeutendste künstlerische Persönlichkeit der jungen Generation halte, habe ich hier schon mehrfach gesagt; jedes neue Buch von ihm verstärkt mir diesen Eindruck. Von den „Ausgewählten Gedichten“ wird noch ausführlicher die Rede sein müssen. Das Gleiche gilt auch von dem streng gesichteten Auslesebaud John Henry Mackays „Gedichte“, die bei Bernhard Zack (Treptow-Berlin) erschienen sind. Ein Buch, das mir gefällt, sind ferner die „Letzten Garben“ von Christian Wagner-Warmbronn; darin ist manches, was leben wird. Von Anthologien nenne ich Presbers „Freut euch des Lebens“ — „Dies soll ein Buch der Lebensfreude sein“ beginnt das Geleitwort zu diesem ebenso geschickten, wie geschmackvollen Buche, das von der „Deutschen Verlags-Anstalt“ (Stuttgart) ein originelles, biedermeierisches Gewand mit auf den Weg bekam — ich nenne Theodor Herolds: „Lied vom Kinde“ (Fritz Eckardt, Leipzig), eine reizende, feinsinnige Gabe an die Mütter; ich nenne Gängers „Deutsche Dichtung“ (Freitag und Tempsky, Leipzig-Wien), die eine „Anthologie fürs Volk“ sein will. Eine liebenswürdige Weihnachtsgabe für uns wie unsre Kleinen ist das mit feinem Geschmack von Max Necke erlesene „Deutsche Weihnachtsbuch“ (Verlag der Hilfe, Schöneberg), und ein geschmackvoll sich gebendes Weihnachtsbuch sind auch die von Valdemar Nielsen eigenartig illustrierten „Alten Weihnachtslieder“ (Tilges Boghandel, Kopenhg.). Mit hohem Lobe muß ferner der „Deutschen Weihnacht“ von Arthur Bonus, einer Sammlung alter Weihnachtsspiele und -lieder, gedacht werden (R. Piper und Co., München. Von „Japanischer Lyrik“, die Julius Kurth ausgewählt und übertragen hat, vermag ein andres Bändchen der „Fruchtschale“ eine gute Vorstellung zu geben. Nenne ich noch die schon von Ludwig Geiger hier gewürdigten „Ausgewählten Gedichte“ Lenzens, die Erich Oesterheld (bei Fr. Eckardt, Leipzig) herausgab, so habe ich das Wesentlichste genannt und bereits das Gebiet der „Neudrucke“ und Neuausgaben gestreift.

Samuel Rogers Maxime: „When a new book comes out, I read an old one“ haben immer zahlreichere Verleger in letzter Zeit für sich umgewandelt in ein „Wenn anderswo neue Bücher erscheinen, geben wir alte neu heraus“. Und wir wollen ihnen das Dank wissen. Der Insel-Verlag (Leipzig) marschiert hier an der Spitze. Ich nenne zunächst die köstliche Trias: Cervantes, Le Sage, und Grimmelshausen mit ihren „Der scharfsinnige Ritter Don Quixote von der Mancha“, „Geschichte des Gil Blas von

Digitized by Google

Santillana" (mit den Bildern von Chodowiecki) und „Der abenteuerliche Simplizissimus" (mit den Klingerschen Illustrationen). Den stilechten Neudruck der „Nachtwachen" des Bonaventura-Wetzel. Weiter Andersens Märchen und vor allen die große Balzac-Ausgabe („Menschliche Komödie"), die jetzt bis zum neunten Bande vorgeschritten ist. Daß sie uns diesen ganz Großen — ich glaube, kein andrer hat das tolle, wilde, dumme Leben so erfaßt wie Balzac — in einer so würdigen Ausgabe (unter den Übersetzern sind Ernst Hardt und René Schickele; Hoffmannsthal hat die Einleitung geschrieben) schenkt, ist eines der höchsten Verdienste der so verdienstreichen „Insel". Es folge Diederichs (Jena), ich nenne besonders die große, vierbändige, von Gudmund Hentze illustrierte Ausgabe der Andersenschen Märchen und „Fredmans Episteln von C. M. Bellman. (Eine schöne Bellman-Ausgabe ist auch die von Hanns v. Gumppenberg, bei Langen-München). Der Hyperion-Verlag (Hans v. Weber, München) stellt sich ein mit Claude Tilliers „Mein Onkel Benjamin" — der ersten anständigen Ausgabe dieses klassischen Romans; die Illustrierung durch Pretorius ist aber nicht das Beste an dem Buche; Friedrich v. Sallets so modern klingenden „Kontrasten und Paradoxen" — die Bilder Woelfles sind ersten Ranges! — und einem Auswahlbande Andersen, von Walter v. May köstlich illustriert. Eine sehr feine Neuausgabe der „Reisen in verschiedene ferne Länder der Welt von Samuel Gulliver" nach dem ungekürzten Swiftschen Texte hat Erich Reiß (Westend) herausgebracht, der überhaupt allmählich von seinem jungen Verlage reden zu machen beginnt. Ersten Ranges (wie so ziemlich alles, was er ediert) ist die achtbändige Gogol-Ausgabe von Georg Müller (München) und beides (auch die Paranthese) gilt gleichfalls für die dreibändige Gontscharow-Ausgabe Bruno Cassierers (Berlin). Bei Cassierer erscheinen jetzt auch J. F. Coopers „Lederstrumpf-Erzählungen in der ursprünglichen Form"; der „Wildtöter" liegt mir vor, famos, namentlich auch Walsers Einband und das Vorsatzpapier (n. b. Straußenfedern tragen auch stilisierte Indianer schwerlich); aber Slevogts Initialen sind mäßig, nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Bild, nicht Illustration. — In diesem Zusammenhange sei auch auf eine recht gute neue Uebersetzung des Nibelungenliedes von H. Kamp (Mayer und Müller, Berlin) hingewiesen. Verständige Erläuterungen der mancherlei mythischen und poetischen Beziehungen des Werkes erhöhen den Wert des guten Buches, das „für die Familie" gedacht ist. (Entsetzlich ist aber der Einband.) Hierhin gehört auch die Erwähnung, der im Insel-Verlage erschienenen „Ältesten deutschen Dichtungen", von Wolfskehl und v. d. Leyen übersetzt und herausgegeben.

Es reihe sich neuere Goethe-Literatur an. Als erstes (und weit vor allen neueren Goethe-Ausgaben) ist die große Propyläen-Ausgabe der sämtlichen Werke zu nennen, die für alle Zeiten eine ragende Ehrensäule des Verlages Georg Müller, deutscher Buchdruck- und Buchbindekunst sein wird. Sie ist bis zum zweiten Bande (1773—74) gediehen. Darüber wird noch oft und viel zu sagen sein. Nun zähle ich nur auf: Wilhelm Bode: „Goethes Leben im Gartenhaus am Stern" und „Charlotte von Stein" — wie hoch ich Bode als Goetheforscher einschätze, möge der Leser aus der letzten Goethenummer der „Gegenwart" entnehmen —, beide Werke mit äußerstem Geschmack ausgestattet (es ist übrigens, als ob bei dem bloßen Klange „Goethe" die Verleger nun allen ihren Geschmack aufböten und auch nicht mehr — die Hand so auf der Tasche hielten, sie denken vielleicht an den „Mann mit zugeknöpften Taschen") im Verlage von E. S. Mittler (Berlin) erschienen — in einer Neuauflage erschien dort auch Muthesius' ganz Bodesches „Goethe ein Kinderfreund" — E. Mentzel: „Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer" (R. Voigtländer, Leipzig), ein ebenso interessantes wie wertvolles Buch; Ludwig Geigers „Goethe" (Ullstein & Co., Berlin), Goethes Leben „dem deutschen Volke erzählt"; das direkte Widerspiel dazu Eduard Engels: „Goethe", der Mann und das Werk (Concordia, Berlin), mit dem wir uns später hier noch auseinandersetzen müssen; Gertrud Bäumer: „Goethes Freundinnen", Briefe zu ihrer Charakteristik (B. G. Teubner, Leipzig); Eugen Wolffs feinsinniges „Mignon"-Buch, ein Beitrag zur Geschichte des Wilhelm Meister (C. H. Beck, München) und schließlich die zu erscheinen beginnende, neue, stark vermehrte Gesamtausgabe von „Goethes Gespräche", die jetzt Flodoard Frhr. v. Biedermann unter Mitwirkung von Max Morris u. a. herausgibt (F. W. v. Biedermann, Leipzig). Der erste Band („Von der Kindheit bis zum Erfurter Kongreß") liegt mir vor. Ich mache auf das Werk vorerst ausdrücklich aufmerksam. Auch an Froitzheims Lebenswerk, die Friederike von Sesenheim, „Autobiographie des Pfarrers K. Ch. Gambs" (Singer, Straßburg), sei noch einmal erinnert.

Von bedeutenden, literargeschichtlichen Werken nenne ich weiter: Weldler-Steinberg: „Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen" (Quelle & Meyer, Leipzig), viel wertvolles Neue (!), und nenne noch Max J. Wolffs: Molière (C. H. Beck, München). In gewissem Sinne ein höchst bedeutendes „literargeschichtliches" Werk müssen auch Henrik Ibsens „Nachgelassene Schriften" (S. Fischer, Berlin) genannt werden; sie erfordern spätere, eingehende Würdigung. Von eigentlichen Literaturgeschichten seien genannt: Friedrich Kummers: „Deutsche Literatur-

Digitized by Google

geschichte des 19. Jahrhunderts" (Reißner, Dresden), die mir bedeutsam genug erscheint, um ihr gelegentlich eine ausführlichere Besprechung zu widmen; Alfred Biefes „Deutsche Literaturgeschichte (C. H. Beck, München), deren zweiter Band („Von Goethe bis Mörike") vorliegt, sowie die „Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte" Eduard Engels, die ein „Volksbuch" sein will (Freytag & Tempsky, Leipzig-Wien).

Adolf Heilborn.

Dichterklage.

Von Robert Walter (Freyr).

Ich schuf des Glückes Früchtegärten, schuf
Euch Quellen Weins und Gründe voll von Korn.
Ich öffnete Euch aller Träume Born
und rief Euch jubelnd mit dem hellsten Ruf.

Ich wirkte neue Strahlen, trug herbei,
was meine Augen fingen, schlug das Erz,
das funkelnde, für Euch, zerbrach mein Herz
und bat Euch her mit letztem Zweifelschrei.

Da starr ich trostlos nieder. Meinem Feste
fehlte das Letzte: glückgewöhnte Gäste.
Ach, lieber säh ich nur die eklen Reste,

die mir die Lust der Fröhlichen gelassen,
als so die Gaben bettelnd zu verprassen
und zu vergeuden auf den schmutzigen Gassen.

Das Herz des Sterns.

Eine Geschichte von Felix Braun (Wien).

I.

Im weiten Lande Stultizien herrschte König Sempiternus. Der war alt; eine Straße voll Schnee, bedeckte der lange Bart das purpurne Gewand. Sein Gang war mühsam und schleppend, und wer scharfe Augen hatte, konnte leicht merken, warum. Den Tod der Königin und seiner vielen Söhne hatte er längst verschmerzt; aber seine Tochter Crudelis, das einzige Kind, das ihm verblieben war, füllte ihm die späten Tage mit Leid. Wie schön war sie doch! — so schön, daß sie sich selbst den Freier wählen konnte. „Nenn ihn, mein Kind!" sagte der alte König, „und ich will ihn dir geben, und sei er der ärmste Mann im ganzen Reiche." Und er sah seiner Tochter bittend ins Gesicht. Aber die lachte nur und sprach: „Der soll es sein, der mir einen Stern vom Himmel holt!" Sprachs und lief zu den Freundinnen, Ball zu spielen, oder mit jungen, schlanken Edelleuten auf glattem Estrich zu tanzen. Der greise König aber lächelte stumpf und legte die Stirn in die aufgestützte Rechte.

Am andern Morgen schickte er Herolde nach allen vier Richtungen des Windes, den fremden Fürstensöhnen kundzutun, was seine Tochter von ihnen forderte. Groß war der Ruhm ihrer Schönheit. Aus der ganzen Welt zogen die Prinzen nach Stultizien, das gefährliche Wagnis zu versuchen. Aber sobald sie den Grenzen nahe gekommen waren, befiel die meisten Bangigkeit oder gar Furcht, — und so kam es, daß bloß die Mondsüchtigen unter ihnen in den Schloßhof einzureiten wagten. Man empfing sie mit köstlichen Ehren, aber die Prinzessin blieb kühl und sagte zu dem vornehmsten der Freier: „Wohlan! — wer mir einen Stern vom Himmel holt, den will ich zum Gatten nehmen — wer es aber nicht vermag, den will ich selbst zum Himmel senden!" Da erschraken die Prinzen, und viele entwichen heimlich aus der Stadt, die zurückgebliebenen aber, sieben an der Zahl — erwarteten die Nacht und richteten viele Gebete an den Mond.

Als es dunkel geworden war, und auch die letzten Lichter im Schloß verglüht waren, hörte der Turmwächter plötzlich Hall von Schritten. Er beugte sich hinaus: siehe, da standen die Prinzen in langer Reihe auf den Zinnen und hoben die Hände, daß es schien, sie wären mit den Mondstrahlen am Himmel befestigt. — Unten im Garten aber ging die Prinzessin; sie trug ein weißes, schleppendes Gewand, und das gab gar hellen Schein . . . —

Gern hätte der Türmer ins Horn gestoßen, aber der Schrecken lähmte ihn, daß ihm alle Glieder versagten. Jetzt schritt der vorderste Prinz an den Turm heran, jetzt stieg er, höher und höher, auf der unermeßlichen Steile, jetzt stand er hoch und umarmte die mürrische Wetterfahne. Als er aber die Hand nach einem Stern ausstreckte, rief die Prinzessin unten seinen Namen — da zuckte der Angerufene auf, schwankte, griff in die Luft und stürzte sausend hinab. Seinen Schrei erstickte der Jubelruf des zweiten Prinzen, der die Wetterfahne ergriff, — die wollte sich losmachen, denn sie war eine ehrbare Dame. „Hortensio!" scholl es von unten süß herauf . . . und Hortensio zuckte, schwankte, griff in die Luft und stürzte gleichfalls zur Erde. Das freute die alte Wetterfahne, daß sie knarrte, doch schon hatte der dritte Prinz sie ergriffen. Auch den riß sein Name ins Verderben, der vierte folgte, der fünfte, der sechste erwachte mitten im Steigen, den siebenten tötete das Horn des Türmers . . . .

Wie nun die Sieben tot im Grase lagen, da lachte die Prinzessin und tanzte, bis es Morgen ward. Doch kaum ward der erste Hahnenruf laut, als neue Freier über die Schloßbrücke ritten.

Digitized by Google

Auch ihrer wartete ein ähnliches Geschick, und so verging fast kein Tag im Jahre, ohne daß mondsüchtige und nichtmondsüchtige Prinzen in Stultizien ihren Tod fanden. Der greise König aber ward immer trauriger und sein Bart wuchs und reichte fast bis zu den Knien . . . .

Niemand jedoch liebte die Prinzessin so tief und so verschwiegen wie der Hofpoet, denn der besaß ein glühendes Herz.

* * *

In dieser Nacht nun geschah es, daß der Mond den Sternen ein Märchen erzählte. Zwei Basilisken — so hieß es darin — küßten sich so laut, daß selbst der Donner erschrak. Darüber lachten alle Sterne unbändig, am meisten aber der Stern Peter; der lachte und lachte und konnte sich nicht beruhigen. Immerfort lachte er, als die andern schon längst stille glänzten. Und lachte, und ehe er sich's versah, löste er sich, stürzte, fiel und fiel ins Unendliche wie einer im Traum fällt, bis er endlich zur Erde kam. Dumpf schlug er auf, und es vergingen ihm die Sinne. Als er aber erwachte, sah er, daß er zum Jüngling geworden war.

„O weh!" jammerte der Stern Peter, „jetzt bin ich zum Menschen verwandelt worden!" Und er weinte.

„Warum weinst du?" fragte der Wind.

„Ich war ein Stern", erwiderte er, „und jetzt bin ich zum Menschen geworden. Gibt es ein Ärgeres, lieber Wind? Nun habe ich das elendeste Dasein von allen!"

„Freilich wäre es das", sagte der Wind, „wenn du ein Mensch wärest. Aber du bist ja kein Mensch! — Geh zu meiner Schwester, der Quelle und sieh in ihr Gesicht —: das wird dir ein Spiegel sein." Und fort war er.

Da ging der Stern zur Quelle und — siehe da: er hatte Gestalt und Gesicht eines Menschen, aber in seinem Haar war ein funkelnder, silberähnlicher Stern. „Wie schön bin ich doch!" dachte er. „Nun bin ich ein Mensch mit einem Stern im Haar — da kann ich auch König werden."

Die Quelle lachte. „Hast du nicht gehört, was der Wind dir sagte?"

„Wohl hab ich es gehört —"

„So weißt du nicht mehr, daß du kein Mensch bist?"

„Aber du hast mir ja selbst Gestalt und Gesicht gespiegelt!"

„Ich habe gespiegelt, was ich konnte — du aber hast kein Herz."

„Ist es bloß das?" dachte der Stern — „das wird mich wenig kränken", und er wünschte der Quelle einen angenehmen Tag und schritt frohgemut auf der weißen Landstraße dem nächsten Dorfe zu . . .

* * *

Wohin er kam, überall empfing man ihn mit Ehrfurcht und Freude. Seinen Stern sah freilich keiner; aber seine Gestalt war so edel, sein Gang so fein, sein Antlitz so klar, daß alle, die ihn erblickten, ein verheimlichtes Königtum in ihm ahnen mußten. Kein Wirt ließ sich von ihm bezahlen, jeder tat sich wunder was zugute, den fremden Gast beherbergen zu dürfen. Wenn er dahinschritt, kamen die Menschen aus den Häusern, ihm Hände und Gewand zu küssen. Das freute ihn; denn er wollte König werden. Aber eines wunderte ihn: daß die Mädchen oft nachts an seine Türe klopften. Was wollten sie wohl von ihm? Und er fand es angenehmer, im weichen Bett liegen zu bleiben, als auf die kalten Fliesen zu treten und zur Türe zu kommen. Mögen sie draußen bleiben, dachte er und schlief weiter. Des Morgens aber, wenn es galt, zu wandern, kamen die Mädchen wieder, mit Blumen und Kränzen, duftenden, lichten Gewinden . . . Was sehen sie mich so seltsam an? dachte der Stern, indes er ihre Gaben entgegennahm. Eine aber wartete, bis alle gegangen waren, und als sie allein mit dem Stern stand, ergriff sie seine Hände und wollte sie küssen. Dann zog sie ihn in ein Versteck und flüsterte sonderbar hastende Worte . . . . Was will sie nur? dachte der Stern und wunderte sich. Er machte sich unwillig los und ging fort, ohne sich umzusehen. Was wollte sie nur? dachte er; aber bald hatte er sie vergessen, denn der Wind kam, ihn ein Stück Weges zu begleiten.

Und der Wind lachte und sprach: „Du wirst nie glücklich sein — denn du hast kein Herz."

Da zuckte der Stern die Schultern und erwiderte: „Was kümmert mich das? Wenn ich nur König bin!"

„Viele Mädchen lieben dich", sagte der Wind.

„Ich weiß", antwortete der Stern verächtlich. „Sie wollen sonderbare Dinge von mir, aber ich will sie nicht; denn sie sind Dirnen und leichten Sinns."

Da lachte der Wind noch einmal und sprach: „O Peter, Peter, du weißt ja nicht — — —" und da sich der Wind vor Lachen nicht schütteln kann, so schüttelte er einen Kirschbaum, der gerade vor ihm stand. Da fielen die weißen Blüten dem Stern auf Schultern und Haar. „Du bist sehr schön", sagte der Wind, „aber was nützt alle Schönheit, wenn du kein Herz hast und nicht lieben kannst?" und er flog fort; denn da war die Grenze von Stultizien.

Der Arbeiter und die Kunst.

Zur Arbeiter-Kunstausstellung.

Von **Ernst Schur** (Groß-Lichterfelde).

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß auch der Arbeiter mehr und mehr an der allgemeinen Kultur teilnimmt. Speziell in der Stadt bieten sich ihm tausend Bildungsmöglichkeiten. Ob er aber auch schöpferisch an ihr beteiligt ist?

Digitized by Google

Nun haben wir also auch die Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung! Eine gewagte Zusammenstellung, bei der jedes einzelne Wort seinem Begriff nach dem andern widerspricht. Das ergibt im ganzen ein Wortungeheuer. Arbeiter, Dilettantismus, Kunst — das scheint viel verlangt. Was unsrer Zeit an Intensität und Produktivität abgeht, das ersetzt sie durch Ausdehnung und Nachahmung. Sie ist sehr rührig, unsere Zeit!

Was ist Dilettantismus und auf welche Verhältnisse paßt er? Leute, deren Zeit nicht ausgefüllt ist, beschäftigen sich damit; haben sie Geschmack, so lernen sie von den künstlerischen Vorbildern (meist tun sie es nicht) und man hat nur selten Beispiele, daß der Dilettantismus, wie es in Hamburg durch Lichtwark geschah, wirklich der Kunstentwicklung dienstbar gemacht werden kann. Dilettantismus ist also Abhängigkeit. Kunst aber ist Selbständigkeit. So widersprechen sich auch diese beiden Begriffe. Daß der Arbeiter keine überflüssige Zeit hat, die er auszufüllen bestrebt ist, braucht wohl nicht erörtert zu werden.

Ich halte es auch für durchaus verfehlt, — und es wird der Sache nur schaden —, wenn die Leitung dieser Ausstellung in allen Sälen betont, daß die Sachen „ohne jeden Unterricht“ und „ohne jede Anleitung“ entstanden sind. Abgesehen davon, daß es nicht stimmt, denn ein Blick überzeugt, daß sehr energisch um die Mittel gerungen wurde, wäre das auch ohne Belang. Kunst, auch nur Fertigkeit, ist nur durch Lernen, Unterricht, Übung zu gewinnen. Das Ideal: „ohne Anleitung, ohne Vorkenntnisse“ ist ein sehr vages. Es zeugt davon, daß man die Vorbedingungen und Mittel und Wege nicht recht übersieht. Es wäre dasselbe, wollte man behaupten, Arbeiter hätten Gedichte und Erzählungen geliefert, ohne daß sie schreiben und lesen gekonnt hätten. Forscht man aber nach, so würde man finden, daß sie sehr viel verschlungen haben, daß sie sich um alle mögliche Literatur kümmerten. Es gibt auch unter den einfachen Leuten Bücherwürmer, und Arbeiter, die ihren Nietzsche und Schopenhauer gewälzt haben, gibt es auch. Dem Eingeweihten sagt das die einfache Psychologie, und es heißt die Seele des suchenden, irrenden, gehetzten Arbeitsmannes verkennen, stellt man ihn als einen Selbstherrlichen dar, der „ohne Anleitung“, „ohne Vorkenntnisse“ schafft. Man kehrt das Problem damit ins Gegenteil um und schadet nur der Sache. Die obligatorischen Handwerker- und Fortbildungsschulen sind doch jedem zugänglich, und der, der sich überhaupt mit solchen Dingen beschäftigt, wird gern den Weg hierher finden. Manche Sachen stammen direkt aus den Ausstellungen dieser Schulen.

Im allgemeinen kann man sagen: Süßlichkeit, falsche Pose ist überall vermieden. Dagegen wird das Intime gern angestrebt. Dabei muß man allerdings bedenken, daß die Auswahl schon auf die Ausscheidung des Unechten, Falschen hinwirkte. Man empfindet, daß vor allem, wie es jeder fleißigen, ehrlichen Kunstübung entspricht, die Sachlichkeit an erster Stelle steht. Ja, es wäre besser, würde das durch die Tatsachen noch mehr betont sein, denn im ganzen hat sich die Leitung doch verführen lassen, aus falschem, aber gutem Willen das Niveau — künstlich höher zu schrauben. Dinge, wie die dekorativen Entwürfe können nur unter genauer Anleitung entstanden sein, die lehrt, wie man das Naturmotiv umwertet. Manche Skizzen sind so geistreich, daß einfache Überlegung schon zu der Annahme bringen müßte, sie seien Kopien. Entweder ist das ein ganz reifer Künstler oder, da der Verfertiger das nicht sein kann, ist er ein geschickter Nachahmer. Die Leitung aber sieht darin Meisterwerke und, wo der Durchschnittskenner die Kopie erkennt, sieht sie Originalwerke. Namentlich in der Landschaft ist das der Fall; man begegnet den Leistikowmotiven zu verschiedenen Malen. Andere geben Buchschmuck, der Ludwig Richters Mappe entstammt; wieder andere haben die „Jugend“, überhaupt die moderne Graphik mit Fleiß und Gewinn betrachtet. Es bleibt immerhin die Fertigkeit. Wo Eigenes vorliegt, spürt man es im Ungeschick. Wo aber Routine so sicher arbeitet, kann man von vornherein auf Nachahmung schließen.

Es ist nämlich unsere heutige Zeit so geartet, daß der, der in den unteren Schichten ursprünglich Talent besitzt, sicher entdeckt wird. Gerade ihm sind heute durch die verschiedensten Institute und Bildungsmittel die Wege geebnet. So bleibt wirklich nur das übrig, was als Dilettantismus zu betrachten ist. Man braucht nicht gleich an Künstlerschaft zu denken. Wie viel Arbeiter, die ihr Auskommen immerhin haben, würden mit dem Hungerleben des Künstlerproletariers tauschen? Es wäre ein Verbrechen, sie durch trügerische Vorspiegelungen auf eine falsche Bahn zu locken. Falsche Vorstellungen besitzt ja selbst der gebildete Laie von dem Leben des Künstlers. Wie er kämpfen muß, wie er gerade für das Beste den geringsten Lohn erhält, wie er sich demütigen muß, wie er ganz ohne Berufs- und Klassenrückhalt dasteht, der ausgebeutetste unter den Lohnsklaven, und das alles in dem Bewußtsein, doch schließlich einem Heiligen, Letzten die Treue wahren zu müssen — kein Arbeiter sollte mit ihm tauschen.

Die Arbeiten von zwei Arbeitern zeichnen sich durch künstlerische Haltung aus. Der eine gibt Studien von der Straße, augenblickliche Situationen, Kinder, Mädchen, Sitzende auf Bänken; sehr flott, frisch, fast impressionistisch. Der andere ist sachlicher; seine Kopfstudien sind ernst und schlicht und zeigen ein geübtes, durchgebildetes Können. Sieht man aber näher zu, so sind das ihrem Beruf nach Lithographen, also kaum noch Arbeiter. Sie sehen viel Vorbilder; Anlage führt sie zu ihrem Beruf. Und wieviel Künstler sind aus dem Lithographenstand hervorgegangen!

Es ist nun im allgemeinen merkwürdig, wie wenig Elementares man hier findet; dagegen durchwegs Nachempfundenes, Angelerntes. Diese Dilettanten-Arbeiter sind so gelehrig. Woher kommt das?

Es ist Stadtvolk. Auf dem Lande entsteht die Bauernkunst. Auch sie entnimmt der hohen Kunst ihre Motive. Aber sie bildet sie um und wird selbständig, weil ihr Lebensumkreis abgeschlossen ist und tausend Bedingungen diese Umwandlung, die schließlich selbständig erscheint, begünstigen.

Aber die Stadt? Sie zerstört die originale Begabung. Nur der Berufskünstler kann sie in stetem Kampf, auf höherer Stufe wiedergewinnen. Die anderen werden gelehrige Schüler höchstenfalls. Sie werden darauf hingewiesen, auszunutzen, sie schaffen nicht. Tausend Vorbilder werden ihnen vorgehalten. Unterrichtsmittel werden ihnen zugänglich gemacht. Es wird ihnen sofort gezeigt: mach es so, so verlangt man es, so hast du Aussicht auf Erwerb.

Die Kunst also erfährt hierdurch keine Bereicherung. Die meisten Sachen bleiben unter dem Niveau; was darüber herauskommt, erschöpft sich in Anklängen, Nachahmungen. Nichts Neues gewinnt die Kunst. Man kann sich dabei beruhigen, daß die Entwicklung auf dem richtigen Wege ist und kein Talent vergißt.

Es könnte einem nun die Idee einer städtischen Volkskunst vorschweben. Aber auch die Volkskunst gewinnt nichts dabei. Es gibt eben nur das Eine oder das Andere: Volkskunst auf dem Lande oder Kulturkunst in der Stadt. Wo nicht nur die tägliche Fron, sondern auch die Bildung, die in der Stadt jedem geboten wird, das Persönliche zerstört und auffaugt, was sollte da an Originalität bleiben? Es ist vorläufig noch das Signum der Stadt, daß sie die Eigenart zerstört.

Aus dieser Idee, daß sich schöpferische Urkraft zeigen werde, ist wohl die Ausstellung entstanden. Das Resultat bekundet aber das Gegenteil. Und das ist auch nicht anders möglich.

Der Arbeiter schafft und ermöglicht Kultur durch seine Arbeit. Seine Größe liegt darin, daß er als Einzelner eine Nummer, in der Addierung eine imponierende Summe ergibt. In dieser Arbeit liegt seine Bedeutung. Sie kann Gegenstand der Kunst werden und ist es geworden. Der Rhythmus seiner Arbeit, die Monotonie

Digitized by Google

seines Milieus reizen dazu und die düster wirkende Kraft in diesen Potenzen hat in unsrer Zeit, die solche Summierung erst ermöglichte, etwas Imponierendes. Aber schwerlich wird der Arbeiter selbst diese Bedeutung herausholen können aus seinem Beruf. Dazu sind andere berufen, nämlich die Künstler. Der Arbeiter gibt nur den Rohstoff. Zur Kunst gehört Freiheit der Anschauung, objektivierte Anschauung. Und wie sollte die der gewinnen, der tief in den Nöten seines eigenen Daseins drinsteckt. Wo er wirklich in Kunst, Literatur etwas leistet, wird er sich gerade aus seinem Milieu befreien.

So bleibt nur das, daß manche Arbeiter in ihren kargen Mußestunden sich mit allerlei Dingen beschäftigen, unter anderm auch mit Zeichnen und Malen und Formen. Oft wird sie der Beruf dazu führen. Lithographen, Drucker, Stubenmaler stellen das Kontingent. In den meisten Fällen wird sich der Arbeiter auf den Wissensgebieten zu orientieren suchen. Er wird Geschichte treiben, Nationalökonomie, Politik. Das scheint sachgemäßer, fruchtbarer.

Auch diese Erkenntnis ist ja schließlich wertvoll. Hat es einen Wert, wenn sich zeigt, daß einige Arbeiter leidlich zeichnen, leidliche Gedichte machen und ihr Leben schildern? Ja, es hat einen Wert. Das liegt aber in ganz andrer Richtung. Es ist statistisches Material für die Kultur der Arbeiterwelt. Mehr nicht. Aber das reicht meines Erachtens hin, solche Ausstellung zu rechtfertigen, und von diesem Standpunkt aus muß man sie betrachten. Und dafür gebührt dem Leiter, Herr Dr. Levenstein, der mit Liebe und Aufopferung diese Dinge sammelte, Dank und Anerkennung.

Neue und alte Bücher.

Eine Weihnachtsbetrachtung von **Richard Schaukal** (Wien).

Ich habe keine Zeit zum Lesen. Ich weiß nicht, soll ich sagen: leider oder Gott sei Dank. Ich denke mir beides. Das gibt einen stillen Akkord. Nichtsdestoweniger lese ich doch manchmal manches. Und was ich lesbar befinde, das lese ich auch vor. Meiner Frau, meinem bald zehnjährigen Buben. Da will ich denn die schöne Pflicht der Dankbarkeit üben und vor vielen laut sagen: ich habe wieder ein paar neue treffliche Bücher kennen gelernt und ein paar ebenso treffliche ältere darum nicht kennen und lieben verlernt. Heil sei Hermann Hesse, Martin Lang und Emil Strauß! Sie haben einen herrlichen „Lindenbaum“ mitten im Winter erblühen machen. Der Zauber aber, der am Werk gewesen ist, heißt gerechter Sinn für die Musik der Deutschen Volkslieder (S. Fischer, Berlin 1910). Und da sei denn gleich — lange genug hats gebraucht, bis daß ichs endlich gestanden habe — in heller lauter Freude hingewiesen auf Wustmanns „Liederbuch für altmodische Leute“ (Leipzig, Grunow) und den immer wieder aufgeschlagenen Poetischen Hausschatz des Deutschen Volkes, den Wolff 1839 zuerst und Dr. Heinrich Fränkel 1907 zuletzt (31. Auflage) und neu herausgegeben hat (Otto Wigand, Leipzig), ferner auf Will Vespers reich wallende „Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik“ (W. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf und Leipzig) und die von Stefan George und Karl Wolfskehl herausgegebene „Deutsche Dichtung“, zumal den überaus edel geformten, nur übel von Melchior Lechter verkünstelten Band „Das Jahrhundert Goethes (Klopstock, Schiller, Hölderlin, Novalis, Brentano, Eichendorff, Platen, Heine, Lenau, Hebbel, Mörike, Meyer)“ — er dürfte wohl, 1902 in bloß 300 Abzügen erschienen, längst vergriffen sein. Ist der Wolff ein behaglich wärmelndes Kompendium, wo neben Köstlichstem richtiger Kamillentee vertragen ist (und allzu getreulich die neusten Jungen und Jüngelchen), stellt die Lese der abweislichen Kompanie ein wahrhaft erlauchtes Weihegeschenk vor. Freilich, den unnachahmlichen Stil — Stil ist Einheit, Stil ist Wahrhaftigkeit — viel älterer Sammlungen hat keine neue — am wenigsten die überall aufschießenden mit den albernen Titeln und dem noch alberneren Buchschmuckkitsch —; wie muß ich mir die verschiedenen Erbtümer aus den fünfziger Jahren loben! Freilich die ewigen Inhalte. Man muß es nur an Kindern erproben, was tief aus der Seele stammt und zur Seele strebt. Kinder sind für Großes mein liebster Maßstab. Sie „verstehen“ Moerike wie Hoffmann, Uhland wie Eichendorff. Aber die abgeschmackten „Kindergedichte“ gottverlassener Unechter verstehen sie ebensowenig wie ich: der Unterschied ist nur der, daß sie sie langweilen, mich aber langweilen und ärgern. — Ein andrer, ein heller Ton: W. v. Scholz hat Eichendorff (mit Bildern von M. v. Schwind) herausgegeben (Langewiesche) und Ernst Lissauer den unverwüstlich prächtigen August Kopisch (Concordia, H. Ehbock, Berlin, „Das Erbe“, Bd. 4). Das leset euern Kindern vor, Eltern, nicht das magenumwendende Geschlecke und Geschlapper der verfl—— Kinderweltfabrikanten. Und Töpfer, Busch, Oberländer zeigt ihnen, wenn sie herzlich lachen sollen über die drollige Welt, die später so ernstlich blöd werden wird und aufdringlich albern, nicht die Fratzen und Veitstänze der Um-jeden-Preis-Jammerkerle. Ich habe einen Haufen neuster Kinderbücher durchgeblättert. O Abgrund der Ohnmacht!

Ein Kinderfreund.

Von **Hans Bethge** (Steglitz).

Jetzt, da Weihnachten, das Fest der Kinder, in Aussicht steht, möchte ich von einem Kinderfreund sprechen, der den Kleinen die entzückendsten bunten Bilderbücher ersonnen hat, die man sich denken kann. Ich meine den Maler Konrad Ferdinand v. Freyhold, von dessen Bilderbüchern ich sprechen will.

Es gibt bildende Künstler, wenige natürlich, die man sogleich, kaum hat man etwas von ihnen gesehen, lieb gewinnt, weil sie Saiten in einem berühren, die heimlich nur darauf gewartet haben, daß sie erklingen sollten. Man sieht etwas von solch einem Künstler, der einem bisher fremd gewesen ist, und plötzlich rieselt etwas Holdes in einem auf, es ist als träte jählings eine süße Quelle zu Tag, man grüßt etwas Verwandtes, etwas, das man im Stillen schon ersehnte, ohne daß man es zu nennen wußte, und man weiß: Dein Gefühl ist jetzt um etwas reicher geworden, und du würdest in Zukunft etwas entbehren, wenn man dir das Gewonnene wieder entreißen würde.

Dieses Empfinden hatte ich, als ich das erste Mal kolorierte Zeichnungen von Konrad Ferdinand v. Freyhold sah. Es war im „Buntscheck“, dem von Richard Dehmel herausgegebenen Kinderbuch, in dem sich allerlei Dichtersleute und diese vier Maler ein Stelldichein gegeben hatten: Emil Rudolf Weiß, Ernst Kreidolf, Karl Hofer und Konrad Ferdinand v. Freyhold. Dieses amüsante Buch zeigte gleich beim Eintritt ein von Freyhold entworfenes Vorsatzpapier: ein äußerst anmutiges, von den lustigsten Farben beseeltes Muster, voll Grazie und kindlichen Sinnes. Und dann kam eine Reihe von bunten Zeichnungen: eine stille Feier, ein heimliches Glück, eine primitive und lautere Schönheit waltete darin, die dem Fühlen des Kindes gewiß sehr nahe entgegen kommen, die aber zugleich über das Fühlen des Kindes weit hinausgehen und dem Kunstfreunde Entzücken bereiten. Besonders zwei Zeichnungen aus dem „Buntscheck“ sind mir unvergeßlich. Ich denke an ein paar mystische, schwebende Engel der Trauer, die schmerzlich ihre Augen mit den Händen bedecken, ihr Haar hängt tief und voll Melancholie herab, und der eine von ihnen streut rote Rosen nieder. Ich denke ferner an einen

Digitized by Google

bunten Kindergarten mit spielenden Knaben und Mädchen, mit weißen Hirschen und weidenden Schafen auf der Wiese und springenden Fischen im Bach: ein weltenfernes, von goldener Phantasie erträumtes Kinderparadies.

Freyhold hat in dem gleichen Verlag, in dem der „Buntscheck“ erschien (Hermann und Friedrich Schaffstein in Köln a. Rh.) zwei selbständige Bücher für Kinder herausgegeben — und ein drittes im Verlag von Bruno Cassirer zu Berlin. Die bei Schaffstein erschienenen sind richtige Bilderbücher ohne Text, das eine beschäftigt sich besonders mit Tieren, das andere mit kindlichem Sport und Spiel. Das bei Cassirer erschienene Buch ist ein Osterbuch, ganz angefüllt mit Osterhasen, denen Christian Morgenstern begleitende Verse mitgegeben hat. Diese bunten Bücher, deren Farben durch Schablonen hindurch schön und sorgsam mit der Hand aufgetragen wurden, sind Kinderbücher von der lieblichsten Art.

Welch eine Buntheit, welch ein Frohsinn und welch eine feine Anmut in diesen auf die allereinfachsten künstlerischen Formen gebrachten Träumereien! In diesen Bildern herrscht eine wahre und natürliche Primitivität, man wird in der Tat an manche frühe primitive Künstler erinnert, wie sie in Italien gewirkt haben, oder auch an neuere dekorative Bildner delikater Art, wie Puvis de Chavannes oder die japanischen Holzschneider, und auch an die Miniaturisten der Inder und Perser muß man denken. Eine reiche und warme Lyrik steckt in den Zeichnungen Freyholds, etwas Frühlinghaftes, Blumiges umweht uns, und dieser Kinderfreund besitzt einen sehr liebenswürdigen Humor. Wir wandern durch die bunten Blätter seiner Bücher hin, und es ist uns, als würden wir für eine Weile der dunkeln Erde entrückt und als schiene die goldene Sonne des Märchenlandes auf uns herab. Ja, etwas ganz Märchenhaft-Holdes webt in den hellfarbigen Bildern, ein heimlicher Märchenkönig erzählt uns seine lichten Träume, und die kleinen singenden Vögel, die er so gerne zeichnet, zwitschern wirkliche, sonnige Märchenmelodien.

Wir danken Konrad Ferdinand v. Freyhold für seine lieben bunten Bücher. Der Künstler hat auch ein paar kleine Malhefte herausgegeben, d. h. Umrißzeichnungen, die nun die Kinder selbst kolorieren sollen. Reizendere Zeichnungen dürfte es kaum für die tuschlustige Kinderwelt geben. Auch hat der Schaffsteinsche Verlag in Köln zwei Wandbilder von Freyhold in den Handel gebracht, bunte, mit der Hand schablonierte Wandbilder für die Kinderstube, auf denen sich die intimsten Reize der blumigen Freyholdschen Kunst in größerem Maßstabe wiederfinden. Das eine Bild heißt „Kinderreigen“, das andere „Tauben“, und die farbige Frohheit dieser lieblichen Darstellungen wetteifert mit dem poetisch-malerischen Gefühl, das in ihnen waltet.

Der junge Künstler wird uns Erwachsenen hoffentlich auch bald Bilder malen. Auf diese zukünftigen Bilder sind wir sehr begierig und voll Erwartung.

Randbemerkungen.

Wie man Sozialdemokraten züchtet.

Weltfremde Gemüter werden der Ansicht sein, daß es nicht zu den nächsten Aufgaben der Polizei gehört, Sozialdemokraten zu züchten. So sie sich aber mehr umtun würden und fleißig Zeitungen läsen, so würden sie erfahren, daß die heilige Hermandad oft so handelt, als liege ihr nichts mehr ob, denn die Cadres der Genossen zu verstärken. Das Kapitel von der Polizei ist unerschöpflich und kann Satiriker und Karikaturisten noch immer ernähren. Und wenn sich die löbliche Staatsanwaltschaft hineinmischt, dann wird es erst recht haarig. Man lasse sich das neuste Stücklein berichten. In der Umgegend von Worms bekommt ein Mülhausener Bürger Streit mit einem Feldhüter und sagt ihm etliche heftige Wörtlein. Natürlich wird wegen Beamtenbeleidigung Anklage erhoben und Verhandlung in Worms angesetzt. Der Mülhausener, der mittlerweile heimgekehrt war, schreibt, daß er die Mittel nicht habe, um nach Worms zu fahren, man möge ihn in Mülhausen ob seines Frevels richten. Aber wie hätte man darauf eingehen können! Nicht etwa gerade das Gesetz, wenn schon ein altes deutsches Rechtssprüchwort sagt: „Da, wo der Hund sich wälzt, muß er Haare lassen“. Es gibt auch ein forum domicilii, wohl aber konnte man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Man konnte einen Staatsbürger und wahrscheinlich noch andre zu Sozialdemokraten machen und die reichsländischen Sympathien für Alldeutschland, die ja im Übermaße vorhanden sind, ein wenig vermindern. So verhaftete man also den Angeklagten, fesselte ihn und transportierte ihn nach Rastatt. Dort nahm den Gefesselten ein hessischer Gendarm in Empfang, und nun ging es nach der alten Lutherstadt. Der Gerichtshof verfuhr säuberlicher mit dem Knaben Absalom als die Großherzogliche Polizei. Obgleich er einen Würdenträger, einen Beamten, einen Träger der Staatshoheit beleidigt hatte, verurteilte er ihn nur zu 6 Mk. Geldstrafe. Und darum hatte man über 60 Mk. Transportkosten verausgabt und einen unbescholtenen Mann wie einen gefährlichen Verbrecher behandelt, geschädigt und gedemütigt.

Wahrlich ein besseres Mittel, einem Staatsbürger die Vortrefflichkeit unsrer staatlichen Einrichtungen und Behörden zu demonstrieren, konnte es nicht geben. Mir aber fiel die letzte Strophe des alten Studentenliedes ein, das im Allgemeinen Deutschen Kommersbuch Seite 550 unter Nr. 554 steht:

„So habe ich ganz sonnenklar
Bewiesen und ganz logisch
Und wills beweisen immerdar,
Daß nicht nur großherzogisch,
Daß unsre hohe Polizei
Gewissermaßen göttlich sei.
O jerum, jerum, jerum.“ Dr. M. P.

* * *

Die Berufungen an deutschen Hochschulen.

In letzter Zeit ist, durch ein Wort Lamprechts und die Kampfgespräche des Hochschultages angeregt, die Frage des akademischen Nachwuchses und überhaupt die wissenschaftliche Stellung unsrer Universitäten lebhaft besprochen worden. Mit Ausführungen, die ebenso einschneidend und vernichtend in der Sache sind, wie sie sich ruhig und maßvoll in der Form geben, hat Professor Roux Gründe dafür beigebracht, weshalb das Neue sich bei uns so schwer durchsetzt. Er berührt einen Fall eines hervorragenden Biologen, dem eine deutsche Universität das Ordinariat versagte, weil seine Gedanken „zu modern“ waren. Wie aber in der Biologie, so ist es in verschiedenen andern Wissenschaften. Nicht in allen! Wenn eine Fakultät wie die juristische das Glück hat, einen so modernen Kopf wie Josef Kohler zu ihren Führern zu zählen, so kann auch ein neuzeitlich denkender Dozent auf Berücksichtigung rechnen. Nicht minder ist in der Chemie das Aufkommen frischer Kräfte erleichtert; geht doch die ganze heutige Chemie, unter Abwendung vom Theoretischen, darauf aus, Neues, nämlich neu zusammengesetzte Substanzen zur Welt zu bringen. Dagegen ist es in den meisten andern Fakultäten ein frommes Mytus, daß für die Beförderung von Dozenten lediglich die Wissenschaftlichkeit entscheide. Ich will hier gar nicht von gesellschaftlichen Motiven, von persönlichen Anti- und Sympathien sprechen, obwohl diese in ungeschwächter Kraft fortdauern, will auch nicht andre Praktiken erwähnen, die einst den alten Dahlmann zu dem pessimistischen Ausrufe veranlaßten: die akademische Karriere ist ein Weg durch Gemeinheiten. Es genügt vollkommen, hier bei der Wissenschaftlichkeit zu bleiben. Und da ist es denn ein höchst gefährlicher Vorschlag, den einer der Gebrüder Weber in Leipzig machte, des Inhalts, daß

Digitized by Google

einem Privatdozenten, der nach sieben Jahren nicht zum Professor avanciert sei, kurzerhand die venia docendi entzogen werden solle. Der leitende Gedanke war dabei offenbar, daß man so wenig unbrauchbare Forscher und Lehrer im akademischen Betriebe dulden dürfe, wie übermäßigen Ballast bei einem Schiffe, wie ausgebrannten Koks in einem Hochofen. Der Gedanke ist sehr schneidig. Aber selbst Privatdozenten sind gewissermaßen Menschen und sind nicht vogelfrei. Sie sind sehr häufig Koks, denen keine Gelegenheit gegeben wurde, zu brennen. Es gibt nicht nur Justiz-, es gibt auch Gelehrtenmorde. Man denke an Friedrich Liszt, den die Professorenschaft aushungerte und zum Selbstmorde brachte, denke an den anerkannt ersten unserer Sinologen, Hirth, und den vorzüglichen Orientalisten Marquardt, die beide durch die Zunft ins Ausland getrieben wurden. Man könnte die Beispiele dutzendweise häufen. Noch mißlicher aber steht es um Männer, die ganz neue Disziplinen gründen wollen. Professor Roux hat schon nachgewiesen, daß man in Amerika in solchen Fällen einfach neue Stühle und neue Laboratorien eröffne. Ich möchte hier ein Beispiel aus der Linguistik anführen. Bei uns in Europa hat vergleichende Sprachwissenschaft so gut wie keine Stätte. Wo sie gelehrt wird, ist sie mit der Indogermanistik verbunden. Sobald nun aber jemand auftritt, der solche Vergleichung von anderm Standpunkte aus treiben, der vielleicht gar die Einseitigkeit der Indogermanistik bekämpfen will, wird er geächtet. Trombetti wurde von der Zunft beschimpft und versemt; da entdeckte ihn der König von Italien. Ein deutscher Forscher, Dirr, dessen kaukasische Studien die Anerkennung eines Schuchardt fanden, mußte als Gymnasiallehrer in russische Dienste treten, weil er zwar Dr. honoris causa in München wurde, aber doch in Deutschland nicht auf genug Würdigung stieß, um sich behaupten zu können. Sehr begreiflich indes: niemand hackt gern den Ast ab, auf dem er sitzt. In dieser Lage aber sind die Indogermanisten. Sind überhaupt alle Vertreter des Alten. Bei dem besten Willen jedoch ist ganz naturgemäß ein solcher Vertreter einem Manne wenig geneigt, der seine, des Altanerkannten, Meinung nicht anerkennen oder gar bestreiten will. Nun besteht das Hauptverdienst grade des tüchtigsten Forschers doch häufig darin, daß er frühere Meinungen berichtigt, ändert oder völlig umstößt. Man begreift leicht, daß auch umgekehrt der Privatdozent nicht immer den Professor anerkennt, von dessen Spruch doch seine Beförderung abhängen soll, vielleicht gerade den Professor, dessen Ansichten zu widerlegen er ausgezogen war, dessen Autorität zu stürzen er sich womöglich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat.

Man ersehe daraus, wie bedenklich der Vorschlag Webers ist. Weber freilich glaubt, daß man Wissenschaft ganz ohne subjektive Färbung, gewissermaßen absolut lehren könne. Dies zu erläutern nahm er ein Beispiel aus einer andern Wissenschaft. Dabei verfiel er auf das unglücklichste, das denkbar war. Er verstieg sich zur Geschichte. Es gibt einen herrlichen Spruch: pectus facit historica, pectus facit disertum. Allein, grade in der Geschichte, so meint der wagende Weber, sei die Auslöschung der Persönlichkeit Pflicht. Das ist denn doch das — Unerhörteste, das je einem denkenden Publikum, das einem Kreis von Professoren geboten worden ist, das ist — nun, man denke sich ein Adjektiv, und zwar einen Superlativ.

* * *

Wirth.

Büchersteuer.

„Es gibt einen Zwang zum Schaffen, den die Volksgemeinschaft jedem ihrer Glieder auferlegt," sagte der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg in seiner „Programmrede". Diesem Zwang zum Schaffen folgte der Kathedersozialist Prof. Adolf Wagner, als er die Büchersteuer schuf, die die geistigen Arbeiter bezwingen soll. Für jedes entliehene Buch werden die Benutzer der Königlichen Bibliothek eine Steuer von zehn Pfennig zahlen müssen. Kommt ein junger Schiller des zwanzigsten Jahrhunderts in die Königliche Bibliothek, und will er sich Bücher holen, um ein halb Dutzend fürchterlich leere Stunden, in denen er melancholisch werden müßte, zu verlesen, so werden ihm die Bücher verweigert, da er die Steuer nicht zu entrichten vermag. Der einzige Retter bleibt der Zahlkellner im Café Monopol oder der Zahlkellner im Café des Westens: dem jungen Dichter wird die Melange kreditiert, und die Zeitungen kann er umsonst lesen. Selbst auf einen Don Carlos hin, kann die Königliche Bibliothek ohne zehn Pfennig Büchersteuer dem Dichter einen St. Real nicht leihen. So ein junger Dichter, ausverschämt und keck wie er ist, verlangt nächstens in der Königlichen Bibliothek noch eine Melange umsonst. Also ins Café hinein, mein junger Schiller des zwanzigsten Jahrhunderts. Lautet doch § 1 der Benutzungsordnung für die Königliche Bibliothek: „Die Königliche Bibliothek soll wissenschaftlichen Zwecken und ernster Berufsarbeit dienen." Ein Nichtsnutz von Dichter will vielleicht, weil er eine fürchterlich leere Stunde hat, dem Wissenschaftler eine fürchterlich volle Minute des Nachlesens rauben, ihn in seiner ernsten Berufsarbeit stören. Frevelhaftes Beginnen . . . Doch wenn der Dichter erst gestorben ist, dann machen sich Hunderte von Wissenschaftlern über seinen Don Carlos her, und ein jeder versucht, wohl weil der Dichter im Monopol saß — das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären —, sein Werk für sich zu monopolisieren. In ernster Berufsarbeit zu wissenschaftlichen Zwecken sammeln dann in der Königlichen Bibliothek die Philologen die Quellen zu seinem Don Carlos, suchen Lesarten und Erläuterungen, schreiben Einleitungen für Neuausgaben und machen aus seinem Buche — Bücher.

Ein junger Schiller des zwanzigsten Jahrhunderts findet also, wenn sich die Bibliothek ihm verschließt, noch eine Zuflucht im Café. Wo soll ein junger oder armer Wissenschaftler seine Zuflucht suchen? Er ist jedenfalls gezwungen, einen Teil seines Honorars im vorhinein der Königlichen Bibliothek abzugeben. Und vor dem armen bekommt der reiche Wissenschaftler den Vorzug, daß er alle Quellen durchzuforschen, mehr Bücher durchzulesen jetzt erst recht wird sich leisten können. Die Qualität eines Werkes aber werden wir in Zukunft nur noch durch die Höhe der Büchersteuer bestimmen. Die Königliche Bibliothek wird genaue Rechnungen führen, wieviel Büchersteuer der Verfasser eines Werkes gezahlt habe, wird die Tabellen in den Zeitungen veröffentlichen, und an der Höhe der Steuerziffer werden wir den Wert des Werkes messen. Der Kritiker wird nicht mehr vonnöten sein. Langsam muß er aussterben. In der Natur verschwinden langsam die Formen, die unnütz werden. Aber diese Wirkung der Büchersteuer war Prof. Adolf Wagner sicher nicht im Klaren. Und die letzten Kritiker werden bei Jandorf bei Einkauf von 1,95 Mk. gratis beigegeben. Es ist traurig, dies zu Ende zu denken.

Sollte aber mit der Büchersteuer nicht eine indirekte Besteuerung der Gedanken bezweckt werden? Die Gedanken waren zollfrei, doch Bücher nähren die Gedanken, also erzeugen besteuerte Bücher besteuerte Gedanken.

Gefährlich bleibt aber, daß Bücher noch überhaupt ausgeliehen werden sollen. Könnte man nicht wenigstens eine ganz strenge Zensur üben? Als Student verlangte Kürnberger eines Tages auf der Wiener Staatsbibliothek die „Halleschen Jahrbücher". Ganz entsetzt fragte ihn der Bibliothekar, woher er nur diesen Titel wüßte, und gab ihm zu verstehen, daß es eigentlich liberal von ihm sei, wenn er seinen Namen nicht aufschreibe und der Polizei mitteile. Sollten wir uns vom vormärzlichen Österreich beschämen lassen, uns damit begnügen, daß ein Buch, wie Bölsches „Liebesleben in der Natur", in der Königlichen Bibliothek sekretiert sei, oder daß Unterhaltungsschriften, die nach 1850 erschienen sind, nur dann benutzt werden können, „wenn der Zweck der Benutzung (§ 1) besonders nachgewiesen ist?" Sollte man nicht einfach alle Bücher sekretieren?

Halt, ich weiß ein Mittel, das kann das Übel des Bücherlesens kurieren. Vor allem erkläre ich: auch die

Digitized by Google

Präsenzbibliothek ist dies Mittel nicht. Aber! ... Caroline Böhmer unterscheidet zwischen Büchern, die man liest, wenn man auf dem Sofa sitzt und einen Tisch vor sich hat, und Büchern, die man liest, wenn man auf dem Sofa liegt. In jedem Fall muß man also ein Sofa haben. Man werfe aus dem Lesesaal der Königlichen Bibliothek alle Tische heraus und stelle Sofas hinein. Recht bequeme Sofas. Bald werden alle — da man auf dem Sofa nur sitzt, wenn man einen Tisch vor sich hat — auf dem Sofa liegen. Man wird dann selbstverständlich nicht lesen, sondern, wie Friedrich Schlegel dies formulierte, „symfaulenzen". Wartet nur, balde — schlummern sie auch. J.

* * *

Das Satyrspiel der Wiener Tragödie.

Die grausige Wiener Giftmord-Angelegenheit bietet der Betrachtung noch einige Seiten, die in der bisherigen Erörterung nicht hervorgehoben sind. Die ganze Sache spielt in den Kreisen der österreichischen Generalstabs-Offiziere, also doch der Verkörperung der Intelligenz der Armee, und auch der, wenn auch noch nicht überführte, so doch dringend verdächtige Täter gehört denselben Kreisen an. Man muß also auch annehmen, daß er die Sitten und Denkweise seiner Spezial-Kameraden genau kennt und beurteilen kann. Es handelt sich hier um ein Präparat zur Hebung der geschwächten Manneskraft. In welchem traurigen Zustand müssen sich also diese dem besten Mannesalter angehörenden Offiziere befinden, wenn sie für ein solches Präparat Verwendung haben? Wäre das nicht der Fall, so hätte das verbrecherische Angebot ja gar keinen Sinn gehabt, und — der Täter kannte seine Kameraden. Es ist mehrfach darauf hingewiesen und drängt sich auch schon bei oberflächlicher Betrachtung auf, daß der Verbrecher bei der Vorbereitung und Ausführung seiner Tat in verschiedenen Beziehungen sehr töricht und unüberlegt gehandelt hat. Noch viel mehr — Dummheit muß man geradezu sagen, hat er aber den Opfern seines Verbrechens zugetraut. Sie sollten glauben, daß sich die durch wüstes Leben zugrunde gerichtete Manneskraft durch ein medikamentöses Präparat überhaupt wiederherstellen läßt, und daß noch dazu schon eine einzige Pille eine „verblüffende" Wirkung haben würde. Sie sollten dann einem ihnen gänzlich unbekannten, der Reklame beflissenen Geschäftsmann das Zutrauen schenken, auf seine Verantwortung ein Medikament einzunehmen, das, selbst wenn es lediglich der Anpreisung entsprach, doch immer nicht völlig harmlos sein konnte. Wenn übrigens als Beweis unüberlegter Planung geltend gemacht ist, daß der intensive Bittermandelgeruch des Zyankalis den Empfängern der Sendungen hätte auffallen müssen, so ist dieser Einwand nicht zutreffend. Denn selbst wenn der Adressat den Geruch der Blausäure kannte, brauchte er diesen Amygdalienduft, der sich auch sonst oft genug findet, noch nicht auf ein tötliches Gift zurückzuführen. Auch die Argumentation geht fehl, der Verbrecher hätte sich sagen müssen, das plötzliche Dahinsterben seiner Vordermänner müßte Aufsehen erregen, und er würde darum schon sein Ziel der Einberufung zum Generalstab doch nicht erreichen. Es ist keineswegs notwendig, die Tat auf ein solches Bestreben zurückzuführen. Bei dem nicht nach dem allgemeinen Maßstabe normaler Menschen zu beurteilenden Gemüt des zum mindesten krankhaft ehrgeizigen Verbrechers genügte das Bewußtsein der ihm durch die Bevorzugung der andern vermeintlich angetanen Kränkung, um in ihm den unwiderstehlichen Drang der Beseitigung dieser Glücklicheren wachzurufen. Nur ein Opfer hat seinen sträflichen Leichtsinn mit dem Tode büßen müssen. Dieser eine hat übrigens bezeichnenderweise seine Manneskraft zu heben Veranlassung genommen, während er an seine Braut schrieb. Wer weiß aber, ob nicht noch weitere Opfer gefallen wären, wenn nicht die Presse sich sofort der Sache bemächtigt und so die andern Gefährdeten gewarnt hätte. Schon einmal hat von Wien eine Verbrechens-Seuche ihren Ausgang genommen. Es war das vor Jahrzehnten im Anschluß an den Fall Francesconi, die Ermordung und Beraubung eines Geldbriefträgers. Damals haben festgestellterweise die genauen Schilderungen der Zeitungen in vielen verbrecherischen Gemütern den Plan zu ähnlichen Taten reifen lassen. Auch der jetzigen Affäre folgte der Mordversuch des Pariser Korporals.

So gleicht die Presse jenem Speer des Achilles, der die Wunden heilte, die er geschlagen, nur umgekehrt: sie schützt auf der einen Seite vor Verbrechen, auf der andern regt sie dazu an. v. Schimmelfennig (Bartenstein).

Die Nebulartheorie.

Erörterungen über die Nebulartheorie von Kant-Laplace sind heute in wissenschaftlichen Kreisen nicht mehr beliebt; man geht dem Thema gerne aus dem Wege.

In den Kreisen aber, die den Fachleuten ferner stehen, spricht man immer noch mit großem Respekt von dieser „Nebulartheorie". Kants Name gibt ihr ein sehr starkes Rückgrat.

Was Kant über seinen kritischen Idealismus gesagt, ist zweifellos scharfsinniger als das, was Berkeley sagte — aber deswegen sollte man sich nicht dazu verleiten lassen, Kants Nebulartheorie mit Glacéhandschuhen anzufassen. Es ist zunächst zu konstatieren, daß eine derartige Theorie ganz und gar nicht in ein philosophisches System hineinpaßt — am wenigsten in dasjenige des großen Immanuel Kant.

Die älteren griechischen Philosophen, die ein paar Jahrhunderte älter als Aristoteles und Plato sind, gaben ja bekanntlich sogenannte Kosmogonieen heraus, in denen sie die Entstehungsgeschichte der ganzen Welt vorführen wollten.

Aber — hat man diese Kosmogonieen in philosophischen Kreisen jemals ernst genommen? Hat man diese Lehre von den Weltgeburten nicht stets als eine mythologische Angelegenheit behandelt? Wie kam also Kant dazu, etwas derartig Mythologisches herauszugeben? Und wie kam das 18. und 19. Jahrhundert dazu, diese Marotte eines großen Mannes so ernst zu nehmen? Er hat sie ganz bestimmt nicht so ernst genommen. Es war eine Marotte vom großen Immanuel, eine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" zu schreiben. Zweifellos las man damals derartiges sehr gern, und Kant mochte nach seinen großen Erfolgen wohl auch die Neigung haben, bei einem größeren Publikum bekannt zu werden. Sei dem, wie ihm wolle, die Geschichte bleibt bedauerlich; denn die Gelehrten aller Länder nahmen diese „Theorie des Himmels" so ernst, wie sie ihr Verfasser zweifellos selber niemals genommen hat.

Die Geschichte ist zunächst keineswegs original. Schon der alte Demokritos gab eine Nebulartheorie heraus. In dieser fielen die Atome immerzu in den unendlichen Raum, hakten sich, da sie unregelmäßig waren, aneinander und kamen so in rotierende Bewegung. Dasselbe finden wir später in dem Lehrgedichte des alten Lucrez und dann schließlich in etwas verfeinerter Form bei Kant und Laplace.

Digitized by Google

Aber — eines Philosophen ist die ganze Geschichte nicht würdig; der muß es schlechterdings den Urvölkern und den primitiv Gebildeten überlassen, über den „Ursprung der Welt“ nachzudenken. Das Thema muß einfach verpönt sein; man spricht nicht über Dinge, die zu erkennen uns nicht beschieden ist.

Es gibt freilich noch groteskere Themata: so könnte Jemand darüber nachdenken, wie der unendliche Raum entstanden ist — oder wie die liebe Zeit entstand. O du liebe Zeit!

Jedoch — sich die Entstehung der Sterne erklären zu wollen — das ist im Grunde genommen mindestens ebenso grotesk wie das soeben Gesagte.

Es wäre nun keineswegs nötig, einen toten Löwen noch toter zu machen — die Nebulartheorie beißt nicht mehr — könnte man sagen.

Sie beißt aber doch noch.

Diese Nebulartheorie ist allen unsern Wissenschaftlern und allen Gebildeten so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man den hypothetischen Charakter der Theorie ganz vergessen hat. Diese Theorie hängt so eng zusammen mit allen unsren astralen Vorstellungen, daß es sehr verdienstlich wäre, wenn auch sogenannte Autoritäten gelegentlich recht energisch auf den hypothetischen Charakter der Theorie hinweisen möchten, — damit man sichs abgewöhnt, fromm die Augen zu Boden zu schlagen, wenn von dieser höchst simplen und einfach bodenlosen Weltgeschichte die Rede ist.

Gäbs diese Nebulartheorie nicht, wir wären sicherlich gar nicht auf die phantastische Hypothese von der Anziehungskraft der Sonne &c. gekommen. Die Anziehungskraft ist bewiesen auf der Erdrinde — wo sie über oder unter der Erdrinde aufhört, wissen wir nicht.

Das ganze Sonnensystem so hinzustellen, als gäbe es da nur eine alles beherrschende Anziehungskraft mit Zentrifugalkraft &c., ist eine so simple Theorie, daß man wirklich müde werden kann, wenn man so was hört — und leider, leider immer wieder hören muß.

Wenn man dem entgegenstellt, daß die Sonne und die Planeten und Kometen und Meteore beseelte Wesen seien — vernunftbegabte Wesen — so schütteln die guten Freunde der veralteten Nebulartheorie lächelnd die Köpfe und sagen fromm:

„Nein, wie kann man nur so phantastisch sein!“

Es ist aber ganz und gar nicht phantastisch, große, riesengroße Sterne, die sich drehen und einander stets so fern bleiben, daß sie sich nicht stoßen, für vernunftbegabte Wesen zu halten — es ist das doch eigentlich so fürchterlich natürlich, daß man glauben könnte, demnächst würden alle Gelehrten die psychischen Eigenschaften astraler Lebewesen nicht mehr bestreiten!!!

Andrerseits ist es doch sehr phantastisch, das ganze Sonnensystem sich so entstanden zu denken — wie es sich die Nebulartheoretiker entstanden denken. Da blickt doch überall das Unnatürliche, Gezwungene und Gewaltsame heraus! Und wenn man dann schließlich noch an all die Widersprüche denkt, die jene große Weltgeburtstagsphantasie in sich birgt, so ist man eigentlich geneigt, über diese Nebulartheorie von Kant-Laplace herzlich zu lachen — so recht herzlich.

Es wäre in der Tat sehr notwendig, diese nebulose Geburtshypothese als hyperphantastisch endgültig zum alten Eisen zu werfen; man sollte nicht allzu viel Umstände mit einer derartigen unphilosophischen Simplizität machen — verlieren wird unsre Kultur gar nichts, wenn wir diese Himmelstheorie verlieren — wohl aber dürften wir etwas gewinnen: den Weg zur astralen Psychologie!!!

Paul Scheerbart.

Der Reichsverweser.

Ich stehe für Germania,
Vier Geister waren vor mir da —
Wenn ich die alte Glatze sehe,
Ergreift mich ein bizarres Wehe!!

An Otto denk ich, den Vereisten,
Caprivi, den mit Recht Verwaisten,
An Chlodwig, der da saß im Dunkel,
An Bernhard mit dem Wortgefunkel.

Ich stehe einsam auf der Wacht, —
Als Philosoph hab ich bedacht,
Wie doch das Leben nie Verstand hat,
Wenn man den Büchmann nicht zur Hand hat!

Sorgt zum Fest besonders für einen guten Magen!

Wer ihn nicht hat, d. h. wer nach dem Essen Aufstossen, Sodbrennen, Magendrücken, Blähungen usw. bekommt, wenig oder keinen Appetit hat, gebrauche Nural als diätetisches Getränk bei den tägl. Mahlzeiten. Ferner wirkt Nural laut Gutachten ärztl. Autoritäten wohltätig bei Nervosität, Blutarmut, allgem. Schwäche und in der Rekonvaleszens. Nural ist ein sehr wirksames diätet. Magenverdauungs- und Kräftigungsmittel, hilft die Speise im Magen schnell verdauen, schafft regen Appetit, hebt die Verdauungskraft des Magens und bewirkt eine Steigerung des allgemeinen Wohlbefindens sowie der Körperkräfte. Nural schmeckt sehr angenehm, wie Ananaslimonade, ist unschädlich und wird seit mehr als 14 Jahren von den Aerzten mit grossem Erfolge verordnet. — Broschüre gratis. — Probefl. Mk. 1.75, ½ Fl. Mk. 3.— in Apotheken und Drog., sonst auch portofrei von Klewe & Co., G. m. b. H., Nuralfabrik, Dresden M. 191.

„Nural“ mit Wasser vermischt, gibt ein äusserst magenstärkendes und sehr wohlschmeckendes Tischgetränk für jung und alt. — Vorstehend angegebene Eigenschaften und Wirkungen des „Nural“ sind durch das Hamburger Schöffengericht am 15. Juni 1909 auf Grund ärztlicher Gutachten anerkannt und bestätigt worden.

Das seelen- und gemütvollste aller Haus-Instrumente:

HARMONIUMS

mit **wundervollem Orgelton,** von 78 Mark an.

Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda**

Prospekte auch über den neuen

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stck. nur 30 Mk.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4 stimm. Harmonium spielen kann.

Digitized by Google

Doch will ich mich auf stillen Wachten
Als fünftes Wagenrad betrachten,
Wo ich, Verächter jeden Hohns,
Still sitz am Piedestal des Throns.

Ich nehme mein Talent zur Hand
Und reit damit durchs Vaterland,
Im Gehrock zieh ich meine Kreise,
Der Frack nur trifft mich stellenweise.

Noch stärker wirk ich und enormer,
Gerier ich mich als Uniformer,
Dann sag ich gar nichts mehr, bin still,
Und stammle stumm: „Wie Plato will".

Mein Wirken zwar ist eng umzirkt —
Doch Preis dem Mann, der heimlich wirkt.
Ich stehe mit der Hand im Rocke:
„Gott gebe Frucht dem Blumenstocke!"

Und endlich schlüpf ich, wenn ich träume,
Zurück in meine Träumerräume —
Und mag sichs sonst wie noch gestalten —
Ich will, weiß Gott, die — — halten.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Scheffels gesammelte Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Johannes Proelß. Bong & Co. (Stuttgart).

Die lang erwünschte Gesamtausgabe von Scheffels Werken ist auf sechs Bände im Umfange von je 17—18 Druckbogen 4° zum Preise von 1,50 Mk. für den Band berechnet und stellt sich somit auf insgesamt 9 Mk. In Anbetracht der würdigen, geschmackvollen Ausstattung sowie des Umstandes, daß neben den allwärts bekannten Büchern wie Ekkehard, Trompeter, Hugideor, Juniperus, Bergpsalmen und Gaudeamus auch die Reisebilder und Episteln Aufnahme gefunden haben, erscheint der Betrag wirklich gering und diese Billigkeit wird gewiß die meisten Scheffel-Freunde zur Anschaffung bewegen. Die neue Gesamtausgabe sei wärmstens empfohlen.

Stauf v. d. March.

Nathanael Jünger: Hof Bokels Ende. Ein Bauernroman aus der Lüneburger Heide zur Zeit des letzten Königs von Hannover. Verlag von Hinstorff (Wismar i. M.). Preis: geh. Mk. 4.—.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt **unsers Verlages**, die von den **Vereinigten Deutschen Prüfungs-Ausschüssen für Jugendschriften** herausgegebene **Deutsche Jugendbücherei** betreffend bei, auf den wir unsre Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler
Wandschmuck
sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung
Amateur-Photographen
verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Hüttig-, Dr. Krügener-, Wünsche-,
Zeiss-Palmos-Cameras
liefert jetzt die
„ICA"
Aktien-Gesellschaft, Dresden
Vereinigung obiger Camerafabriken.
Aktienkapital: Drei Millionen Mark.
Fabrik- Marke
Katalog No. 513 gratis und frei.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Autoren

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigenen Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags sub. B L. 190 bei
Haasenstein & Vogler A.G., Leipzig.

Bücher Katalog

über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Elegante, vornehme Ausstattung und guter Druck auf gutem Papier. **Weihnachtsbücher** Eleganter und dauerhafter Einband mit reicher Deckenpressung.

Kürschners Universal-Konversations-Lexikon.

4. vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit etwa **3000 Illustrationen. Lexikon-Oktavformat.** (5,5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). **2685** Spalten und 10 Tafeln. In eleganten Original-Leinenband gebunden **5 Mk.** Diese gänzlich umgearbeitete, bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage beantwortet trotz aller Kürze jede Frage des täglichen Lebens erschöpfend und rasch. **Zuverlässigkeit, kurze prägnante Auskunft** und **Vollständigkeit** sind die Hauptvorzüge dieses stattlichen umfangreichen Buches, das auch von denen mit Vorteil benutzt wird, die ein vielbändiges Konversationslexikon bereits besitzen, aber Wert auf **rasche** und **erschöpfende** Orientierung legen.

„. . . . Ein Buch, das eine wahre Fundgrube des Wissens ist und in gedrängter Kürze über so ziemlich alles, worüber ein Mensch rasch Aufschluß haben mag, unterrichtet . . ., das **billigste** derartige Werk."
Leipziger Zeitung.

Kürschners Fünf-Sprachen-Lexikon

(**Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch** und **Lateinisch**). Zweite verbesserte Auflage. **Lexikon-Oktavformat.** (5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). **3328 Spalten.** In elegantem Original-Leinenband gebunden **5 Mk.** Dieses stattliche, nie versagende Lexikon gibt in praktischer Anordnung fünf Sprachen in **zwei Alphabeten:** deutsch-fremdsprachlich und fremdsprachlich-deutsch. Dadurch wird erzielt, daß man **jedes Wort** sofort finden kann, ohne daß man zu wissen nötig hat, aus welcher Sprache es stammt. Außerdem enthält das Lexikon Verzeichnisse der **unregelmässigen Verben.** Abhandlungen über **Aussprache, zusammengesetzte Worte** und ein **Fremdwörterbuch.**

Sprachkenntnisse sind eine Forderung der Zeit, überall begegnen wir fremdsprachlichen Ausdrücken: in den Zeitungen, in der Korrespondenz und im mündlichen Verkehr. In allen Fällen ist Kürschners Sprachenlexikon ein **zuverlässiger** Ratgeber, der **rasch** orientiert und nie versagt.

Universal-Atlas

für den **praktischen Gebrauch** und **illustr. geogr. Handbuch** von **Dr. A. Berg. 52 Kartenblätter in Folio** (36×39,5 cm) mit **100 Nebenkarten.** Elegant kartoniert **3.50 Mk.** In eleganten Original-Leinenband gebunden **5 Mk.**

Dieser bis auf die **neueste Zeit** ergänzte große Handatlas ist vorzüglich für den **praktischen Gebrauch** geeignet. Die Ausführung in 6—8 Farben ist prachtvoll. In Bezug auf **Zuverlässigkeit, Korrektheit** der Zeichnungen und **Klarheit** der Kartenbilder wird dieser Atlas selbst die hochgespanntesten Anforderungen befriedigen. — Der **Preis** ist erstaunlich **gering** und konnte nur durch einen **Riesenabsatz** erreicht werden.

Frau Musika

ein Buch für **frohe** und **ernste Stunden** herausgegeben von **Joseph Kürschner.** In einen Band geb. **10 Mk.** In zwei Bände geb **12,50 Mk.**

Stimmungsvolle Darstellungen, betr. den Verlauf des Jahres und des menschlichen Lebens von starkem kulturhistorischen Interesse. Anweisungen zu froher Geselligkeit. Künstlerische Illustrationen. Auf ca. 600 Seiten Kleinfolioformat 530 Musikstücke für Klavier, teils auch für Gesang. **Als Geschenkwerk** sucht es vergebens seinesgleichen; die Frage: „Was soll ich spielen?" ist durch Kürschners Buch beseitigt. Die Auswahl ist so groß, daß niemand mehr in Verlegenheit kommt.

Jede Nummer 20 Pfennig **1001 Erzählungen für Jung und Alt 1001** **Jede Nummer 20 Pfennig**

1. **Der Held von Omaruru.** Erzähl. aus dem südwestafrikanischen Kriege von Ferd. Runkel.
2. **Die Totenstadt.** Heimliche und unheimliche Geschichten von Rud. Kipling.
3. **Unsere blauen Jungen.** Erlebnisse auf einem deutschen Kriegsschiff von Aug. Niemann.
4. **Die rote Hand.** Abenteurer-Roman von Hanns Bayen.
5. **Die Station am Murray.** Eine Erzählung aus dem australischen Busch von Fr. Gerstäcker.
6. **Das Portugiesenschloss.** Eine Erzählung von der afrikanischen Küste von Fr. v. Bülow.
7. **Epauletten.** Wahrheitsgetreue Erzählung aus dem Kriege 70/71 von H. v. Wentzel.
8. **Die Wassermixe.** Eine Schmugglergeschichte von J. F. Cooper.
9. **Das Strandrecht.** Von G. Nieritz.
10. **Bettchen Brennecke.** Die Geschichte eines Stiefkindes von E. Bely.
11. **Jack.** Erzählung aus dem Goldlande Kalifornien von A. v. Perfall.
12. **Zwei Katzen.** Eine Tiergeschichte von P. Loti.
13. **Cayetano,** der Schmuggler von Gabriel Ferry.
14. **Die Roseninsel.** Eine Robinsonade in der Donau von M. Jokai.
15. **Der Mönch.** Erzählung aus den Freiheitskriegen von Gust. vom See.
16. **Das Geheimnis des Schwarzwaldes** von Louis Foresi.
17. **Die beiden Sträflinge** von Fr. Gerstäcker.
18. **Der Greifenprinz** von Wilhelm Fischer. Reizende Kindererzählung.
19. **Ein schwaches Kind — ein starker Mann** von Niels K. Kristensen.
20. **Der Erbe** von P. Hamilton Myers.
21. **Die Hallig** von J. C. Biernatzki.
22. und 23. **Der kleine Dingsda.** Erzählung von Alphonse Daudet. I. und II. Teil.
24. **Onkel Toms Hütte** von H. Beecher-Stowe.
25. **Aus dem Matrosenleben** von Fr. Gerstäcker.
26. **Die Kapitänstochter** von A. Puschkin. Schicksale einer russischen Offizierstochter.
27. **Der Freischarenführer.** Geschichte aus dem finnischen Freiheitskriege von Wilhelm Granath.
28. **Fritz Scheuffelhut.** Vaterländische Erzählung vor George Hesekiel.
29. **Der Leibhusar.** Geschichte aus dem Türkenkriege von W. O. von Horn.
30. **Der tote Gast.** Romantische Erzählung von Heinrich Zschokke.
31. **Matasite,** der Siebentöter von Gabriel Ferry.
32. **Phomà, der Samojedenfürst** von O. Mühlbach.
33. **Rosa von Tannenburg** von Chr. von Schmid.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: G. Bertram, Friedenau-Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 52. Berlin, den 25. Dezember 1909. 38. Jahrgang Band 76.

Von Roosevelt zu Taft.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Es gibt Leute, die in dem Präsidenten Taft nur einen Platzhalter Roosevelts sehen. Sie glauben, das Volk der Vereinigten Staaten werde bei der nächsten Präsidentenschaftswahl den geliebten temperamentvollen Teddy wieder auf den Schild erheben, weil sich kein besserer Führer im Kampfe gegen die „reichen Räuber“ finden lasse. Was man bisher an dem neuen Herrn im Weißen Hause erlebte, war nicht geeignet, diese Auffassung, wo sie einmal vorhanden war, zu beeinträchtigen. Die strammen Anhänger Roosevelts sind von Taft enttäuscht. Vergebens haben sie von ihm mutige Taten im Sinne einer entschiedenen Bekämpfung der Truste, eines Anfangs zollpolitischer Abrüstung und einer Polilik des Schutzes der nationalen Hilfsquellen erwartet. Viel eher haben die Anwälte der großen Korporationen, die Hochzöllner, die Lannon, Payne Aldrich Anlaß, mit dem Manne zufrieden zu sein, von dem einst Roosevelt — natürlich nur gleichsam — erklärte: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“. Derselbe Roosevelt hat freilich, noch kurz bevor er zu Jagdabenteuern nach dem schwarzen Erdteil aufbrach, keinen Zweifel darüber gelassen, daß der regierende Taft jenes Wohlgefallen auf eine starke, auf die Dauer vielleicht zu starke Probe stelle. Er veröffentlichte Artikel, worin er dem amerikanischen Volke eine schlimme Zukunft an die Wand malte für den Fall, daß es den von ihm begonnenen Kampf gegen die Korporationen nicht mit allen Kräften fortsetze. Niemand zweifelte daran, daß diese Ermahnungen an die Adresse des neuen Präsidenten gerichtet waren, dessen Verhalten schon damals erkennen ließ, wie wenig eine leidenschaftliche Parteinahme gegen die mächtigen Inhaber wirtschaftlicher Monopole nach seinem Sinne wäre. Jetzt hat Präsident Taft seine erste Botschaft an den Kongreß gerichtet. Auch darin ist nichts enthalten, was an die temperamentvolle Art erinnerte, in der Roosevelt seine Obliegenheiten als Präsident erledigte. Roosevelts Botschaften waren Kampfschriften, die sich hauptsächlich gegen die mächtigen Dollarkönige richteten. Tafts Botschaft ist kurz, geschäftsmäßig und außerordentlich maßvoll in der Tonart. Zwar werden über die Ausgestaltung der Antitrustgesetzgebung und die Erweiterung der zwischenstaatlichen Handelskommission noch Sonderbotschaften erwartet; aber alle Anzeichen sprechen dafür, daß auch sie keinerlei aufregende Neuerungen bringen werden. Taft ist Optimist. Er sieht für seine Amerikaner, ob Arbeitnehmer oder Arbeitgeber, Landwirte oder Industrielle, nur Gelegenheiten, Wohlstand anzuhäufen, wenn sich ein jeder in seine Lage zu schicken wüßte. Darum predigt er gegenseitige Verträglichkeit, Versöhnung; denn das Land befinde sich „auf hohem Stande des Gedeihens“; es bestehe aller Grund zu der Annahme, „daß man sich am Vorabend einer wesentlichen Ausdehnung des geschäftlichen Lebens befinde“. „Enrichissez vous!“ lautet also das Rezept, das Präsident Taft als Allheilmittel für soziale Nöte ausgibt. Ganz kann er und will er sich nicht der Aufgabe entziehen, die Widerstandskraft des Volkes gegen die ausbeutende Macht der Truste zu stärken. Aber er hat nicht wie Roosevelt den Ehrgeiz, durch rücksichtslose Maßnahme grundstürzende Änderungen im amerikanischen Wirtschaftsleben hervorzurufen.

Wer nun aber wähnt, eine große Mehrheit im amerikanischen Volke brenne darauf, nach Ablauf der Amtszeit Tafts, angewidert durch dessen Lauheit im Kampf gegen die reichen Volksfeinde, aller politischen Tradition zum Trotz Roosevelt wieder ins weiße Haus zu wählen, täuscht sich. Der vergißt, zu berücksichtigen, daß auch in den Vereinigten Staaten während der letzten Jahre große Veränderungen im innerpolitischen Leben vor sich gegangen sind, und er verkennt auch im allgemeinen den Charakter der weltgeschichtlichen Epoche, die wir durchleben. Moderne Berühmtheiten tauchen auf und schwinden, als handle es sich um Erscheinungen der Mode. In frühern Zeiten konnte ein bedeutender Mensch oft froh sein, wenn er am Abend seines Lebens die Anerkennung der Mitwelt fand: heute sieht mancher seinen Ruhm schon verbleichen, wenn er sich noch in der Vollkraft seiner Jahre befindet; ganz zu schweigen von den unzähligen kleinern Lichtern, die wie Meteore aus der Dunkelheit aufleuchten, um rasch wieder zu verlöschen. König Eduard,

Digitized by Google

um nur ein, aber das schlagendste Beispiel zu nennen, galt eine Zeitlang als das größte staatsmännische Genie der Gegenwart. Sein Name wurde mit allem in Zusammenhang gebracht, was sich in Europa ereignete; für alles, was in der internationalen Politik im Werden begriffen war, galt er als der Geist, der über den Wassern schwebte. Noch immer hält dieser vermeintliche Zauberer die Zügel der Regierung Englands in Händen; er ist gewiß derselbe geblieben, der er war; aber man spricht kaum mehr von ihm, und die Leute, die die Tagesereignisse registrieren, haben für die Bedürfnisse des Publikums andre Götzen zur Verfügung. Wäre England eine Republik und König Eduard ihr Präsident, so würde dieser es gewiß bei der nächsten Wahl für die Präsidentschaft ablehnen, sich wieder wählen zu lassen.

Für Roosevelt hat es vielleicht Augenblicke gegeben, da er bedauerte, kein König oder Kaiser zu sein, der bis ans Ende seiner Tage über eines der größten der Völker herrschen dürfte. Wenn aber die Weihrauchsdüfte des Alltags sein kritisches Sehvermögen nicht allzusehr getrübt hatten, so wird er im letzten Jahr seiner Präsidentschaft gewiß ein Schicksal gesegnet haben, das seine zweite Amtsperiode noch rechtzeitig enden ließ, um ihm bittere Enttäuschungen durch die Wandelbarkeit der Volksgunst zu ersparen. Roosevelts unstäte Antitrustpolitik hatte die amerikanische Geschäftswelt nervös gemacht. Viel gesetzgeberische Kraft war vertan worden, ohne die Monopolgewalt der Korporationen merklich zu schwächen, ohne daher schließlich viel andres zu ergeben, als eine Lähmung des Unternehmungsgeistes. Doppelt schwer wurden daher die Wirkungen der großen Wirtschaftskrise des Jahres 1907 empfunden. In jener kritischen Zeit war es ja auch, daß Roosevelt sich durch die Drohungen Morgans einschüchtern ließ, seine Trusteseindschaft verleugnete und die Vereinigung der Tenesee Coal Company mit dem Stahltrust billigte. Im übrigen zog sich damals das Kapital in seine Schlupfwinkel zurück und wartete auf die Präsidentenwahl. In Tafts Wahl erblickte es das geringste Risiko und setzte alles auf diese Karte. Arbeitgeber erzählten ihren Arbeitern, was alles im Falle eines republikanischen Sieges zu erwarten sei; die Arbeiter verbreiteten diese Neuigkeiten unter Kleinhändlern und Wirten, die Zeitungen nahmen sie auf und warben mit ihnen für Taft. Sehr viele Geschäftsleute und Unternehmer machten neue Verträge von der Wahl Tafts abhängig, und alle Leute, die es anging, wußten, bei welchem Kandidaten ihr Vorteil lag. Am Tage nach der Wahl wurden Lieferungsverträge für Hunderte von Millionen bestätigt, und Tag für Tag brachten dann die Blätter Nachrichten von der Wiederaufnahme der Arbeit in Fabriken, die seit Monaten geschlossen waren, von einem Rückgang der Arbeitslosigkeit, von Lohnerhöhungen. Die Stahlwerke von Pittsburg waren bald auf Monate hinaus mit Aufträgen überhäuft. Seitdem hat sich die wirtschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten ununterbrochen gebessert, und auch die gänzlich ins Stocken geratene Einwanderung belebte sich wieder.

Für Taft hat die Palme eines sozialen Neuerers nichts Verlockendes. Er rechnet mit den gegebenen Kräfteverhältnissen, soweit die Umstände nicht gesetzgeberische Eingriffe in das wirtschaftliche Leben unbedingt notwendig machen. Um so eifriger widmet er sich der Ausdehnung des amerikanischen Handels. Deshalb mißt er der auswärtigen Politik so große Wichtigkeit bei. Ob dadurch der psychologische Moment für die Niederzwingung der „reichen Räuber“ verpaßt wird, kümmert ihn wenig. Pierpont Morgan hat kürzlich die Mehrheit der Aktien der „Equitable Life Insurence Society of the United States“ erworben und sich damit so gewaltige weitere Kapitalien untertänig gemacht, daß behauptet wird, er beherrsche nunmehr die liquiden Mittel in den Vereinigten Staaten fast unumschränkt. Taft geht in dem Bestreben auf, dem amerikanischen Kaufmann zu helfen, die ganze Welt zu erobern. Wie einst im alten Rom die Reichtümer der damaligen zivilisierten Welt zusammenströmten, so sollen die der heutigen in den Vereinigten Staaten sich sammeln. Daß sich inzwischen in der Union genau wie im alten Rom die Macht über die Verteilung dieser Reichtümer in immer weniger Händen vereinigt, und die breiten Massen dadurch um ihren Anteil an der Beute betrogen werden, übersieht der Präsident. Die Züchtung eines maßlosen Exportindustrialismus zu einer Zeit, da das Land noch verhältnismäßig wenig dicht besiedelt ist, beweist, daß der europäische Adam im Amerikaner übermächtig geworden ist. Landflucht und Massenandrang in den Städten sind auch in Amerika schon die beiden Gegenpole des wirtschaftlichen Lebens. Die Farmer, die mit teuren Landpreisen und Leutenot zu kämpfen haben, wandern massenhaft nach Kanada aus. Schwierige Steuerprobleme tauchen auf. Im Schatzsekretariat der Bundesregierung ist ausgerechnet worden, daß in den nächsten beiden Jahren die Ausgaben der Union die Einnahmen um 257 Millionen Dollar übersteigen werden. Der Panamakanal wird mindestens dreimal so viel kosten, als veranschlagt war. Die Besoldungen erheischen eine wesentliche Erhöhung, um die Verteuerung der Lebensmittel auszugleichen. Das alles zwingt die Taftsche Regierung zu dem Versuch, die Korporationen für die großen Dienste, die ihnen durch eine imperialistische auswärtige Politik geleistet werden, zur Tragung der Kosten mit heranzuziehen. Es ist vorauszusehen, daß sie hierbei nicht viel erreichen wird. Die Dollarfürsten werden es ihr nicht ersparen, das Odium einer volksfeindlichen Steuerpolitik auf sich zu nehmen, so daß sich bald genug unter Taft die sozialen Gegensätze

Digitized by Google

schärfer wie je zuspitzen dürften. Bei der Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse in Europa ist es sehr wohl möglich, daß die amerikanischen Truste sich vermöge Tafts auswärtiger Politik auch die alte Welt mit der Zeit botmäßig und tributpflichtig machen werden. Das kann ihre ausbeutende Kraft in Amerika selbst nur vermehren und die sozialen Gegensätze nur weiter verschärfen. Die unausbleibliche Folge dieser Entwicklung kann natürlich nur die Ausbreitung sozialistischer Anschauungen in der amerikanischen Arbeiterschaft, ihr Übergang zum Klassenkampf sein. Damit wären dann die Brüche der sozialen Fragen in den Ländern unsres Kulturkreises auf einen gemeinsamen Nenner gebracht.

Kunstgewerbe.

Von Joseph Aug. Lux (Dresden).

I.

Ich freue mich immer über die glänzenden internationalen Schauläden unsrer Hauptstraßen, über diesen erlesenen Kleinkram, diese Vasen, diese Ledersachen, diese Metallgegenstände, diese Nippes! Wie hat sich das seit zehn Jahren geändert! In gewissen Städten, München voran, ist der Posel überhaupt verschwunden. Ich soll Geschenke mitbringen, die Wahl bereitet keine Qual mehr. Es ist eine Lust auszuwählen. Einen grünen Damensonnenschirm mit vergoldeten Stäben und Kugelenden, sechzehnteilig, ganz flaches Dach, eine starke Krücke aus grauem Eschenholz, ziemlich fester Stock, englisches Fabrikat, ganz ausgezeichnet! Nur nicht diesen modischen Empiregriff, der nach ephemerer Massenproduktion schmeckt. Dann, weil es mir just in die Augen fällt, eine winzige japanische Vase, krystallinisch gesintert, voll Unregelmäßigkeit in der Form, ganz unscheinbar und sehr köstlich, mit einem kleinen Elfenbeindeckel darauf. Dann eine Kleinplastik aus Nymphenburg, die ich mir selber schenke, jene Dame, die sitzend ihre übereinandergeschlagenen Beine bis zum Knie entblößt. Ein pikantes Stück! Das Beste, was Nymphenburg hervorgebracht hat. Und schließlich ein sehr inkonsequentes Handtäschchen mit vielen unsachlichen Buckeln und Höckern darauf, die einstmals den Kopf- und Rennomierschmuck einer exotischen Rieseneidechse bildeten. Ich würde nicht wünschen, daß alle meine Lederutensilien solche Höcker und Buckeln tragen; aber dieses eine Stück ist höchst reizend, weil es ein Unikum ist. Wie denn alle Inkonsequenz höchst reizend ist! Ich kann also in diesen artigen Sachen wühlen und wählen und kann meine sinnliche Freude gewähren lassen als Liebhaber, der seinem Instinkt, seiner vergeistigten Erotik folgt. Irgend ein Mensch hat einen hübschen Gegenstand erfunden, hier ist er, und wer auf diesen Gegenstand gestimmt ist, nimmt ihn mit und setzt an Stelle der Persönlichkeit des Hervorbringers seine eigene Persönlichkeit. Die schöne weiße Katze aus Kopenhagen prangt in meinem Heim und ist fortab ein Stück von mir, der englische Sonnenschirm und das Handtäschchen mit der exotischen Eidechsenhaut charakterisieren die Dame, die diese Dinge tragen wird, und die geschürzte Mondäne aus Porzellan mit den hohen Beinen enthüllt mehr über unsre Intimitäten zur Kunst und darüber hinaus, als für gewöhnlich in den Büchern steht. Was diese Dinge, wenn wir sie um uns vereinigt haben, aussagen, das sagen sie von uns aus, nicht von dem Hersteller, von der Fabrik, oder von dem Laden, wo wir sie bezogen haben. Ebenso wie der schöne violette Hut, dieses neueste Farbengedicht, mehr von der Dame aussagt, die ihn trägt, als von der Modistin, die ihn gemacht hat. Was frage ich nach dem Verfertiger, seiner Persönlichkeit, seinen Verhältnissen? Er interessiert mich nicht, ich wünsche ihn nicht kennen zu lernen, er ist ausgelöscht. Meine Persönlichkeit ist es, die sich in den Dingen dokumentiert, und die ihre Laune in den leichten Gelegenheitsverhältnissen, die wir zum Kunstgewerbe haben, befriedigen will. Gelegenheitsverhältnisse, wir haben kein andres zum Kunstgewerbe, wir als Liebhaber und Käufer. Es ist von Selbstsucht diktiert, nicht von Ethik, vielfach nur von Laune, wenn es hoch kommt, sogar von Erotik, der Wurzel unsrer Kunstliebe. Ich kaufe die japanische Vase, aber ich kümmere mich deswegen nicht um die wirtschaftliche Lage des japanischen Kunstgewerbes. Ich brauche neue Bücherschränke und mache aus der Sache ein vorübergehendes Studium. Ich habe auf meinem Schrank einen leeren Platz, der nach irgend einer hübschen Sache schreit. Ich weiß noch nicht was, aber ich bin sicher, daß mich jener Gegenstand eines Tages lauter als ein Klopfapparat anrufen wird: da bin ich! Und wenn er gefunden ist, können wir zur Tagesordnung übergehen, weil wir, Gott sei Dank, auch was andres zu tun haben. Wenn ich einen jungen Freund hätte, würde ich ihm sagen: auf ähnliche Weise mußt Du auch das Weib suchen. Es meldet sich schon, wenn es die Richtige ist. Alles ist bis zu einem gewissen Grade Determination. Gegen Glück und Unglück kann man nichts ausrichten. Die Freiheit, die wir in diesen Dingen haben — in allen — ist ein vielfach gebundener Begriff. Wo wir als Liebhaber wählen dürfen, wird die Umgebung sofort zum Spiegel unsres Selbst. Wir fühlen uns im Einklang mit den Dingen, weil wir sie wahlverwandt ergriffen haben, von unkontrollierbaren psychischen Unterströmungen einer Sinnlichkeit geleitet, über die der Moralist glücklicherweise keine Macht hat. So haben wir ein natürliches, reinliches, innerlich equilibriertes Verhältnis zu den dekorativen Künsten gewonnen, das einzig mögliche. Mehr kann man nicht verlangen. Denn

Digitized by Google

wir wollen, und das ist unser primäres Recht, unser Persönliches erfüllen und vollenden, soweit es an diesen Dingen überhaupt denkbar ist. Diese beste Doktrine und der beste Marktschreier können mir nicht sagen, nach welchem Geschmack ich leben darf. Ich muß nach meiner eigenen Façon selig werden. Selbst auf die Gefahr hin, daß ich mir die Rettungsmedaille für das neue deutsche Kunstgewerbe nicht verdiene. Eben lese ich ein sehr feines Büchlein, „Das Kunstgewerbe" von Oscar Bie (im Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. Main erschienen), das mir beweist, daß andre auch so denken. Alle, die nach einem Rezept, das kein Rezept ist, leben, haben den bessern Teil erwählt. Denn im Grunde sind es nicht die Doktrinäre, sondern die Käufer und Liebhaber, für die das Kunstgewerbe da ist.

Das ist die Lage von heute, die ein gänzlich verändertes Bild zeigt, als vor zehn Jahren und selbst gar noch vor fünf Jahren. Alle diese artigen Dinge sind selbstverständlich geworden, so selbstverständlich, daß wir heute kaum begreifen, daß es darum einen Kampf geben konnte, und daß wir selbst in diesem Kampf die Fahnenschwinger sein mochten. Es bedarf einer psychologischen Erklärung, die es verständlich macht, wie eine Bewegung zu stande kommt, und wie sie zerrinnt. Wir hatten so lange eine kunstgewerbliche Bewegung, als die vielen artigen Dinge neu und nicht selbstverständlich waren. Wir schrieben die Angelegenheiten des Kunstgewerbes auf unsre Fahne, weil es sich für uns um eine Sache der Kunst handelte und mittelbar um eine Sache der Kultur, wo alles leicht ein fragwürdiges Gesicht empfängt. Im Grunde genommen war es nicht das Bett und nicht der Stuhl des andern, um das es sich handelte, sondern es war die ideale Sache des Künstlers, der sich just eingebildet hatte, ein Bett und einen Stuhl zu zeichnen. Es war also auch nicht eine nationale, soziale, kulturelle, merkantile, materielle oder ethische Angelegenheit, um die wir stritten, sondern eine ganz persönliche Sache, die jeden von uns anging und die sich mit dem Schlagwort „Der Kunst ihre Freiheit" deckte. Im Grunde genommen kämpfte jeder, der sich an der Bewegung beteiligte, gegen einen unsichtbaren Feind, der nicht so sehr in dem widerspenstigen Möbelfabrikanten verkörpert war, als vielmehr in der Schablonenhaftigkeit des Denkens und Schaffens, was immer für Gebiete es waren. Wie jugendlich und unerfahren auch alles war, was in dieser Epoche entstand, so war es doch voll Überraschungen, voll Fruchtbarkeit und voll echt künstlerischer Begeisterung. Wie übrigens alle Epochen des Sturmes und Dranges. Heute, da wir so ferne stehen und ach, so alt und weise geworden sind, können wir die Sache entwicklungsgeschichtlich betrachten und uns freuen, daß es so etwas gegeben hat. Wer sich nicht darüber freuen mag, der ist nie jung gewesen und hat den Segen dieser künstlerischen Rebellion niemals empfangen. Mein Bedauern über jene! Es war ein Fall, der kaum alle hundert Jahre einmal vorkommt. Eine ans Religiöse streifende Begeisterung. Ein momentanes Freisein von Doktrinarismus, von Schablonenwesen, von Zünftelei, von Beckmessertum. Ein Auf-sich-selbst-beruhen, ein Schäumen, ein Gebären aus eigner Kraft. Ein Sich-entfalten und ein rückhaltloses Sich-selbst-darstellen. Ein fanatischer Individualismus, der der Welt plötzlich ein neues Gesicht gab und Probleme über Probleme aufwarf. Man sah Möglichkeiten, die früher unerhört waren und ans Wunderbare grenzten. Die Namen sind bekannt. Ich will die lächerlichen Irrtümer der Jugend- und Sezessionsstile gar nicht beschönigen, ich kenne sie zu genau; aber die Sache will doch einmal psychologisch erklärt werden. Ich will auch gern zugeben, daß ein solcher Zustand der gotterfüllten Anarchie nicht lange anhalten kann. Ich muß aber konstatieren, daß nach der damaligen Lage das Kunstgewerbe als eine sehr, sehr große Provinz im Reich der Kunst erschien. Man konnte ernsthaft darüber streiten, ob die Ausfuhr eines modernen Schreibtisches von Künstlerhand nicht eine ebenso große Angelegenheit sei, wie die Ausfuhr eines Bildes von Rembrandt oder Velasquez aus dem Nationalbesitz. Das Kunstgewerbe fühlte sich ebenbürtig mit der hohen Schwester Kunst. So sieht der Querschnitt der Entwicklung von damals aus.

Das Buch.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Heut in der Ära des „Buchschmucks" — Gott verdamm ihn! — Klage zu erheben über das Äußere neuer Bücher, mag manchem einigermaßen paradox, wenn nicht gar ungerecht erscheinen. Dennoch ist es einem zärtlichen Liebhaber schöner Buchindividuen Bedürfnis. Man täusche sich nicht. Wir haben in den letzten Jahren allerhand kostbar und aufmerksam hergestellte Bücher zu Gesicht und in die Hand bekommen. Man hat sich apart, kapriziös gegeben. Aber mich dünkt, als sei da nicht so sehr der Handlichkeit, Lesbarkeit, Dauerhaftigkeit, Schärfe, Klarheit, Gediegenheit und ehrlichen Daseinsfröhlichkeit gedient worden, als vielmehr von vornherein Sonderbarkeit und Prunk beabsichtigt gewesen. Wenn auch die richtige Überzeugung zugrunde gelegen hatte, das Buch als technisches Produkt müsse Kunstwerk, dürfe nicht gedankenloser Massenartikel sein. Ein Heer von „deko-

Aus dem in Bälde bei Georg Müller (München) erscheinenden Schaukalschen Buche „Vom Geschmack".

Digitized by Google

rierenden" Künstlern hat sich auf das neue Arbeitsfeld geworfen. Wir haben denn auch manch eine wertvolle Gabe urständiger Künstlerschaft erhalten, freilich weit mehr an innerlich leerer Unverfrorenheit und im ganzen blutwenig wirklich Geschmackvolles. (Wo soll denn auch ein solcher deutscher „Künstler" Geschmack herhaben? Seht ihn euch doch nur an, er ist ja selbst ein Jammerbild vom Kopf bis zu den Zehen, unerzogen, ungeschickt, ungepflegt, unbequem, zuguterletzt noch unnatürlich!) Eines ist fast ganz außer Bereich der treibenden Absichten geblieben: dem Wesen des Buchs hingebungsvoll zu dienen.

Was ist das Wesen des Buches? Papier, Format und Druck, in zweiter Linie Umschlag, Einband sind die seinem Begriffe gemäßen notwendigen Bestandteile. Ein festes, dauerhaftes, klares Papier tunlichst edlen Materials (Handwerk, nicht Fabrikerzeugnis wünscht sich der Bibliophile, sieht aber verzichtend ein, daß das nicht Norm sein könne), scharfer, reiner, satter, klarer, großer Druck, breitrandiges, handliches Format sind die wichtigsten Anforderungen. Dann sei des Papiers nicht gerade genug, sondern mehr, will sagen, man spare nicht mit weißen Blättern (drucke nicht — scheußlicher Mißbrauch — auf die letzte Seite Anzeigen!); sie sind Schmuck und Schutz zugleich. Damit sei der Verschwendung nicht das Wort gesprochen: alles über seinen Zweck Hinausstürmende vermag den Einsichtigen nur zu ärgern. Und: man verteile die Druckmasse, den Satz, mit Rücksicht auf die bequemere Arbeit des Zeilen durcheilenden Auges sowohl als das rein räumliche Gleichgewicht der Einzelseite. Man beachte die Typen! (Ein Kapitel, in dem der neue „Buchschmuck" barbarisch, grundsatz- und kenntnislos, wirtschaftet.)

Man nehme die bessern Bücher vom Anfang des 19. Jahrhunderts heran. Wie leicht liest sich das! Wie angenehm ist ihre handliche Dicke, mit wie feinem Takt ist der Rand gemessen; blendendweiß und doch nicht glänzend, blättern sich die Seiten auf. Unverwischbar prangt in schlichter Vornehmheit (der einzig echten) der schön abgesetzte Druck. Der ästhetisch veranlagte Bücherfreund verzichtet freudig auf alle gedankenlosen Vignetten und Seitenumrahmungen. Mehr: dem Unfug sollte endlich durch ein Massenaufgebot blutigsten Hohns gesteuert werden. Die Seitenzahl zwischen zwei schmalen Strichen, in gehöriger Distanz vom Text, befriedigt und genügt als Kopf. Wie schön sind die übersichtlich eingeteilten Titelblätter! Man überzeuge sich an alten Ausgaben von Goethes, Thümmels, Heinses, Hoffmanns Werken. Aber ein Titelblatt von heute! Man stellt sich gleichsam auf den Kopf. Es ist der reine Affenzirkus. Statt klarer Verhältnisse — darin liegt das ganze Geheimnis — gibt man aufdringliche Allotria zum besten.

Und der Einband! Der englische Verleger überläßt zumeist den Einband dem Bibliophilen. Er kartoniert seine Bücher grundsätzlich oder hängt sie unbeschnitten in anspruchslose Leinenwände. Dafür sorgt er, daß Papier und Druck tadellos sich präsentieren. Die deutschen Bücher seit dem Anfange der neueren Barbarei (1870 etwa) geben sich äußerlich protzig, überladen mit wohlfeiler Goldpressung (man denke an die so unangemessene Gewandung von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" oder den plumpen Halbfranzband der Sophien-Ausgabe) und sparen dafür an Satz und Papier. Im Einband hat die kunstgewerbliche Bewegung seit den 90er Jahren Wandel geschaffen, meinem Empfinden nach aber das Wesen durchaus nicht getroffen. Ein einzelner gefälliger Einband von geschmackvoller Künstlerhand wiegt den Mangel an edel-stiller Mittelware nicht auf. Der Leinenband der üblichen Klassikerausgaben — mit dem haß- und verachtungswürdigen Ornament — ist ein typisches Beispiel für die ästhetische Blindheit des einseitig intellektuellen deutschen Lesepublikums.

Der Schnitt! Ein Kapitel endlosen Jammers des Bücherfreundes. Die Kunst der glatten Schnittfarbengebung (nicht abfärbend, nicht verrinnend, einheitlich und diskret getönt) scheint wirklich abhanden gekommen zu sein. Was erlebt man in dieser Hinsicht beim handwerksmäßigen Buchbinder! Das dick aufgetragene Gold tuts nicht. Jedes bessere englische oder französische Buch hat einen soliden Kopfschnitt. Und was für herrliche Nuancen erfreuen den Bibliothekenspürer an älteren deutschen Ausgaben. Ich erinnere nur an den zum moirierten Grau des ehrlichen Leinwanddeckels wohltuend abgesetzten, ganz unvergleichlich anheimelnden gelben Schnitt der Kleinoktavausgabe von Goethes Werken („Vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien." 1832.)

Das Kapitalband. Eine Unsumme an Witz- und Geschmacklosigkeit ist hier in neueren Bibliotheksbänden aufgespeichert. Daß das Bändchen dem Gesamtcharakter des Bucheinbandes angemessen sein müsse, scheint man nicht mehr zu begreifen. Und wie schlecht sitzen die Bogen an dem innen mit Zeitungspapier nachlässig verklebten Rückenfalz!

Das Vorsatzpapier! Weites Feld empörender Fabriksmache. (Hier hat zumal der „Insel"-Verlag in Leipzig Treffliches gezeigt.)

Das Publikum ist an dem allen schuld. Das Bedürfnis nach guter Buchware fehlt. Das Buch ist nicht mehr der ehrliche Freund des stillen Lesers. Schreiende Titelbilder räkeln sich in den Auslagenfenstern. Um jeden Preis soll der erste beste gewonnen werden. Die teuren Luxusbände sind für die Menschen da, die schon so wie so um das Wesen der Buchschönheit wissen. Für die andern

Digitized by Google

arbeitet die Dampfpresse nach „bewährter“ Schablone.

* * *

Der „Buchschmuck“, diese schauderhafte „Bewegung“ der neunziger Jahre, beginnt bei uns gottlob abzuflauen. Kompromittierendes ist zwar noch reichlich vorhanden, und weit verbreitete, schnöde Typen gebären sich endlos fort; aber vielfach hat man die Langweiligkeit und Geschmacklosigkeit des sinnlosen Kitsch-Ornamentes, wenn nicht eingesehen, doch gefühlt, daß man auch in Deutschland endlich wieder an die herrliche Tradition — unsre Bücher vom Anfang bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts — mit Verständnis anzuknüpfen bereit und seelisch wie technisch in der Lage sei. Im allgemeinen freilich stehts noch recht schlimm darum. Es fehlt der ruhige Blick für das edle stille Ziel, es fehlt am Sinn für das bessere Bedürfnis. Man experimentiert noch immer, weiß nicht, worauf es ankommt.

Soll ich meinen Eindruck von der Art, wie heute von unternehmenden deutschen Verlegern Bücher gemacht werden, in ein Wort zusammenfassen, so lautet mein Tadel: unharmonisch. Es fehlt den Druckwerken, die sich auf den ersten Blick oft recht gefällig präsentieren, an der Einheit. Und nur in dieser Einheit, die Notwendigkeit verkündet, beruht das Geheimnis der wunderbaren Wirkung aller älteren deutschen und der französischen und englischen guten Publikationen. Unsre Verleger schießen fast immer übers Ziel hinaus, oder sie haben keinen Sinn für das Wesentliche. Sie fahnden unruhig nach dem neuen und originellen „Buchkünstler“ und gehen an trefflichen Mustern des Bücherlebens vorüber. So machen sie immer wieder leere, tote, meist fratzenhafte Bücher. Leider sind bei uns noch immer die künstlerischen „Einfälle“ landesüblich und werden von den nur allzu rührigen Verlegern „unentwegt“ mit Stil verwechselt. Dieses „Künstlerische“ ist überhaupt der Krebsschaden unsrer um allen Stil betrognen Zeit, ein richtiger Aussatz.

Möchten doch die Deutschen wieder einmal bei den Franzosen in die Schule gehen, nicht etwa nur den neuesten, auch nicht den „klassischen“ Alten, sondern bei denen der gleichgültigen 60er und 70er Jahre zum Beispiel. Man nehme eine Luxusausgabe etwa von Jouaust. Was ist der Grund der unbeschreiblich vornehmen Wirkung der Textseite?! Das Verhältnis, die Ruhe, die von aller „Absicht“ entbürdete Sicherheit des Geratenen. Nichts als kostbares Papier und guter Druck. Nichts sonst — aber wie verschmolzen zum Eindruck des Verehrungswürdigen!

Bei uns ist man immer auf „Kultur“ aus. Welch ein Irrtum! Man hat Erziehung, das ist alles. Und die Deutschen haben Erziehung genossen — in verschollenen Zeiten . . . Geht in die Kinderstube eurer Tradition, fürwitzige Kulturförderer; vielleicht lernt ihr doch noch das Gruseln! . . .

Zum hundertsten Male: zu einem guten Buch braucht man keinen „Buchkünstler“, sondern „bloß“ — Geschmack und weiters solide Arbeit in solidem Material. Zum Teufel mit allen „rhythmisch abgewogenen Liniaturen“; seht und schafft das richtige Verhältnis vom Satzspiegel zur Seite, von Type zum Format.

Ein Hamlet der Liebe.

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

I.

Benjamin Constant war kein Neuling in Liebesabenteuern, als er Frau v. Staël kennen lernte. Er hatte in der großen Welt gelebt, war in Paris und London gewesen, wo er den Versuchungen des Eros nicht aus dem Weg gegangen war; er hatte seine erste unglückliche Ehe hinter sich und kam aus der Schule einer Frau, deren skeptischer Nihilismus ihm den letzten Rest von Idealismus genommen hatte, der ihm aus einer frühreifen und durch eine verfehlte Erziehung aller Wärme beraubten Jugend etwa noch übrig geblieben war.

Und auch Frau v. Staël war keine Novize der Liebe, als sie Benjamin Constant auf ihrem Lebensweg begegnete. Die Tochter Neckers, die Gattin des schwedischen Gesandten, Herrn v. Staël, die Geliebte des Grafen Narbonne hatte Erfahrungen gesammelt, sie hatte offenen Auges das Leben und die Gesellschaft gesehen, und die erste schmerzliche Enttäuschung durch den Abfall Narbonnes lag bereits hinter ihr.

Sie waren beide bereits in der Leute Mund gewesen und durch die Sphäre des Skandals gegangen. Constant wegen seiner aufsehenerregenden Ehescheidungsaffäre und wegen seines Verhältnisses zu Frau v. Charrière, das zu pikanten Deutungen Anlaß gab, obwohl es wahrscheinlich wirklich nicht mehr als ein geistiges Bündnis war, in dem Constant der Schüler blieb. Frau v. Staël hatte den Klatsch und die Prüderie der englischen Gesellschaft kennen gelernt, als sie mit Narbonne in dem von ihr so bewunderten Großbritannien gelebt hatte.

Constant stand an jenem Sommertag des Jahres 1793, an dem er mit Frau v. Staël die Fahrt von Nyon nach Lausanne machte, noch unter dem Einfluß der Frau v. Charrière. Die viel ältere Freundin hatte seit Jahren seine geistige Entwicklung beeinflußt, ja geleitet, sie war seine Lehrerin im selbständigen Denken gewesen, einem Denken, das wie eine scharfe Säure alles zerfraß,

Digitized by Google

was ihm unterkam. Vor diesem kritischen Geist einer Frau, die aus dem Zeitalter der Aufklärung hervorgegangen war, hielt nichts stand. Sie sah die Dinge und Menschen in unbarmherziger Klarheit, sie vernichtete mit einem eisigen Lächeln alle Illusionen. Eine unbedingte Anbeterin der Vernunft, stellte sie den Begriff über die Vorstellung, den Gedanken über das Gefühl, das eiserne Gerüst philosophischer Grundsätze über das mannigfache, wirbelnde Leben. Sie muß eine tötende Kälte um sich verbreitet und alle Unbefangenheit und Freude zerstört haben.

In diesem Geist war Benjamin von Frau v. Charrière erzogen worden, freudlos, wie sie selbst war. Aus diesem Jahrhundert weht überhaupt ein frostiger Hauch, die Menschen dieser Zeit scheinen alle im Innersten erstarrt. Ein großer Mangel an Freude war in der Welt. Es gab große Denker, scharfsinnige Geister, glänzende Redner, aber wenig glückliche Menschen. Der Zusammenhang mit der Natur, die einzige, niemals versiegende Quelle der Freude war verloren. Trotz Rousseau; denn auch Rousseaus Naturschwärmerei war nichts Unmittelbares, sie war Reflexion, nicht Anschauung, etwas Abgeleitetes und aus dem bewußten Widerstand gegen die geltende Richtung Gewonnenes. Es war eben nur Schwärmerei, nicht naive Empfindung. Der große Pan war tot. Von allen Dichtern der Vergangenheit wäre diesen Menschen wohl Franz v. Assisi am unverständlichsten gewesen. Nicht ohne Schaudern blickt man auf die Schicksale dieser Generation, die bei aller Buntheit des äußern Lebens, bei aller Größe der Geschehnisse in innerlicher Armut lebte.

Benjamin Constant hat zeitlebens die Kälte nicht los zu werden vermocht, die von jener Frau auf ihn übergegangen war. Freudenleer ging er durch die Jahre, nur manchmal von seinen Leidenschaften oder vielmehr von seinen Reflexionen über sie ergriffen, sonst als kühler Beobachter, als Analytiker seiner selbst und der andern.

Von Frau v. Staël hatte er durch die Schilderungen der Frau v. Charrière bereits ein Bild erhalten, wie es der sofort im tiefsten erwachten Antipathie der älteren Frau entsprach. Der überbewegliche Geist, das Schillernde, Glänzende dieser Persönlichkeit, die werbende Liebenswürdigkeit, die um sie zitternde Unruhe stießen die kalte, besonnene Beobachterin ab. Man konnte bei Frau v. Staël immer auf alles gefaßt sein, vor allem auf plötzlich ausbrechende Begeisterungen, auf Springfluten von Worten und Gebärden. Es war der Gegensatz zwischen der Skeptikerin und der Enthusiastin, der zwischen den beiden Frauen als Kluft lag. Frau v. Staël warb noch um die Welt und wollte auf sie wirken, Frau v. Charrière hatte bereits verzichtet. Jene gehörte zu den Hoffnungsvollen, diese zu den Enttäuschten. Es war vielleicht in Frau v. Charrières Widerstand ein wenig von literarischer und menschlicher Eifersucht. Denn Frau v. Staël hatte Erfolge, sie vermochte zu faszinieren, sie „berauschte wie Schnaps“, wie Bettina v. Arnim einmal in ähnlicher Aufwallung über sie sagte.

Mit dem ersten Zusammentreffen zwischen Constant und Frau v. Staël, das durch die Schilderungen der Frau v. Charrière wohl aufgeschoben, aber nicht verhindert werden konnte, war das Schicksal der älteren Frau entschieden. Die Sonne, die bisher über Constants Leben geschienen und sich in der letzten Zeit schon zum Niedergang geneigt hatte, sollte bald gänzlich verschwinden. Es war für Frau v. Charrière ein schmerzliches Ende. Auch Constant trug den Vorwurf der Undankbarkeit und Treulosigkeit nicht leicht, aber sein ganzes Wesen drängte zu jener andern Frau, alle seine Kräfte erwachten in ihrem Umgang, er fühlte sich als ein neuer Mensch, der zu seiner Vergangenheit keine Beziehungen mehr hat.

Es muß für ihn gewesen sein wie für jemanden, der bisher jahrelang in arktischen Regionen, zwischen Eisbergen gelebt hat und nun plötzlich an den Rand eines immer tätigen Kraters gebracht wird. Sprühend, funkelnd, Glut aushauchend umhüllte ihn ihr Wesen, riß ihn in wilden Wirbeln umher, blendete ihn durch verwegene Kühnheit des Gedankens; unerhörte Flüge der Seele ließen ihn großes Glück empfinden. Nachdem er solange erstarrt gewesen war, taumelte er nun vor Schwindel über diese rasende Bewegung. Da war alles neu und unerhört an dieser Frau, die kühle Freundin seiner letzten Jahre erschien sogleich wie ein blasses Phantom vor der Leidenschaft und dem Temperament der Herrin von Coppet. Benjamin hatte noch nicht mit Frau v. Charrière gesprochen, als er ihr schon von Frau v. Staël schrieb: „ . . . Seit ich sie genauer kenne, fällt es mir schwer, anders als in überschwenglichem Tone von ihr zu sprechen und nicht alle Menschen, mit denen ich rede, zu Zeugen meiner Bewunderung und meines Entzückens zu machen. Selten habe ich eine solche Vereinigung von blendenden und anziehenden Eigenschaften gefunden, so viel glänzende Gaben, ein so treffendes Urteil, so viel natürliche Güte und Hilfsbereitschaft, so viel wahre Vornehmheit der Gesinnung, so viel Liebenswürdigkeit bei aller Würde in Gesellschaft und so viel hinreißende Herzlichkeit im intimeren Verkehr.“ Und um nicht allzu grausam zu erscheinen und den giftigen Trank, den Constant mit diesem Bekenntnis des Abfalles der Freundin reichte, ein wenig zu versüßen, fährt er fort: „Dies ist die zweite Frau in meinem Leben, die mir eine ganze Welt aufwiegen, mir für sich allein eine Welt sein könnte. Welches die erste war, wissen Sie.“ Benjamin Constants im Grunde passive Natur bedurfte immer des Einflusses der Frauen, um seinem Leben Richtung und Ziel geben zu können. Wenn er unter der

Digitized by Google

Leitung der Frau v. Charrière ein aufgeklärter Freigeist gewesen war, hoch in Gletscherregionen über allen Irrungen und Wirrungen der Parteien, fern von allen Kleinlichkeiten gegenwärtiger Bestrebungen, nur in Thesen und Antithesen über die unsinnigen Täuschungen des Lebens sich Rechenschaft gebend, so wurde er nun durch Frau v. Staël in ganz andere Bahnen gelenkt. Nun glaubte er seine Bestimmung gefunden zu haben. Die Freundin führte ihn ins politische Leben, ins Parteigetriebe ein, an dem sie sich mit Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit beteiligte, sie riß ihn in die Fluten der Welt, sie gab ihm den Ehrgeiz, sich eine Stelle zu erringen und etwas zu bedeuten.

Zwei Gedichte.

Von **Arthur Silbergleit** (Berlin).

Winter.

Leise in den ersten Schnee
Sickert oft ein junges Weh
Und zertaut.
Aber wenn es erst gefriert
Und es unser Fuß berührt,
Schreit es laut.

Das ist unser Pilgerleid:
Daß ein jeder Weg so schreit
Unter Schnee,
Wenn der Fluch der Füße traf
Toter Seelen jungen Schlaf —
Weg voll Weh!

Flocken.

Sieh wie die Winterbienen ziehn!
Sie suchen alte Blumendolden,
Auf ihren Lenzen hinzuknien,
Daß sie mit Süße sie besolden.

Kein Kelch und keine Blüte rings,
Nur treue Efeugrüfte grünen,
Kein Flügel eines Schmetterlings,
Nur taumelige Winterbienen.

Sie wählen Sterbelager sich
Auf Gärten, Giebeln, Straßensteinen
Und heben leise, bitterlich
Beim Sonnentroste an zu weinen.

Der Weihnachtsritter.

Eine moralische Geschichte von **Oskar Wiener** (Prag).

Es war einmal eine höchst hübsche Frau, die hatte einen Gatten, und dieser Gatte war nicht hübsch, sondern alt. Und die hübsche, junge Frau hieß Sabine, und weil sie Sabine hieß und blond war, und weil sie französische Romane las, so ward sie eine unverstandene Frau. Aber es kam kein Lyriker, und kein Zirkusreiter kam, der sie befreit hätte — sie war wie die Blumen einer Einöde, niemand hatte seine Freude an ihr, nur ihr Gatte, und der zählte nicht.

Die junge Frau wohnte in einem Dörfchen mitten unter Bauern, die eine grobe Stimme haben und schlichte Gedanken. Ihre Stimme aber klang wie ein Silberglöckchen, und ihre Gedanken waren nichts weniger denn einfältig! — Oft saß Frau Sabine gähnend am Fenster, blickte in den Garten und spann seidene Träume. Der Garten war fahl und farblos, die wenigen Rosenstöcke mit Stroh umwunden, und an den dürren Ranken des wilden Weins riß und zerrte der Herbstwind. Und Frau Sabine spann und spann an ihren Träumen von Seide, die wie ein Heer ängstlich zwitschernder Spatzen im Zimmer umherflatterten und nach einem Weg ins Freie suchten. Mit den Köpfchen schlugen sie gegen die Glasscheiben des Fensters, und die Sehnsucht ließ sie nicht stille sein. — Es waren viele Träume, die Frau Sabine so träumte; aber am besten gefiel ihr doch der Traum vom silbernen Ritter, der veilchenfarbene Augen hatte und einen trotzigen Mund. Immer wieder erschien er ihr in seiner jungen Pracht und machte sie zittern. Dann hatte sie heiße Wangen, fand Worte der Demut und war selig. Und doch wußte die blonde Frau, daß ihr Ritter nur ein Schatten war, ohne Wärme und Worte, ein blutloses Gebilde der Sehnsucht, und daß sie allein blieb, allein auch in seiner Umarmung. Dennoch: Frau Sabine liebte den silbernen Ritter, sie flocht ihm Blütenzweige ins Haar, gab ihm die süßesten Namen und stickte eine Schärpe für seine Hüften. Sie tat dies heimlich, damit es niemand erführe, niemand, und sie war glücklich, ein Geheimnis zu haben vor ihrem Manne und den andern rings um sie.

Nachmittags, wenn ihr Gatte über Land fuhr, holte sie die Schärpe hervor, die dem silbernen Ritter zugedacht war, und stickte Samtblumen und Perlengirlanden in die purpurne Seide. All ihre Hoffnungen stickte sie in den Stoff, der sich mit krausen Linien bedeckte, Runen, die Geständnisse enthielten und die Offenbarung einer gefangenen Frauenseele. Einmal überraschte sie ihr Mann bei der Arbeit. Sie war sehr erschrocken, suchte die Nadelmalerei unter ihre Schürze zu schieben und lächelte verlegen. Ihr Lächeln wurde starr wie eine Maske. Es war ein Lächeln der

Digitized by Google

Abwehr, das alle Fragen fernhalten sollte; aber der Herr Steuereinnehmer beugte den ergrauten Kopf über die Arbeit seiner jungen Frau und ließ sich nicht einschüchtern.

„Ach, ein Weihnachtsgeschenk für mich, mein Kindchen?"

„Seit wann trägst du eine Schärpe um die Hüften?" gab Frau Sabine mit einem verlorenen Blick ihm zur Antwort.

„Schärpe um die Hüften?" staunte der Eheherr, „ich dachte, es soll eine Krawatte werden oder sonst etwas Festliches, ein Ding, das man am Sonntag trägt in die Kirche, oder wenn der Herr Bürgermeister uns zu sich geladen."

„Dieses hier," sagte Frau Sabine spitz, „hat nichts mit dem Bürgermeister zu schaffen, es ist auch keine Krawatte für den Kirchgang, eine Schärpe für meinen Ritter ist es, und ich will nicht, daß du's anrührst."

„Aha," sagte der Mann und zog rücksichtslos die Stickerei aus ihrem Versteck hervor. Er hatte nicht begriffen, was sein blondes Weib so zum Widerspruch reizen konnte, er empfand nur dunkel, daß Frau Sabine etwas Unerhörtes plante. Mit seinen roten Händen breitete er die Seidenschärpe vor sich aus, und seine buschigen Augenbrauen waren erstaunt in die Höhe gezogen, dazu stotterte er ganz betreten: „Für die Hüften, für die Hüften?"

„Gib die Arbeit her!" sagte die Frau heftig, du wirst sie fettig machen mit deinen Fingern, und dann mag sie der silberne Ritter nicht mehr."

„Was faselst du — sie ist richtig übergeschnappt — das machen die Romane, gestern hast du wieder so ein modernes Buch gelesen, ich werde diese Dinge in den Ofen feuern."

„Wenn du dies tust, sterbe ich vor Langeweile. Unter den Bauern leben ist nicht meine Sache, man wird ganz plump davon. Hätte ich nicht den silbernen Ritter, der meine Gefangenschaft teilt, wäre ich wie eine Blume im Rauhreif deines Hauses erfroren."

Mit einem gemütlichen Lächeln suchte der Mann die Aufgeregte zu beruhigen.

„Geh Binchen, red nicht so garstig, du bist die Gattin eines Steuereinnehmers und kein Prinzeßlein."

Sie aber blitzte ihn an, und der Zorn machte ihre sanften Augen funkeln.

„Ich bin eine Prinzessin, und der silberne Ritter spielt mir täglich auf der Laute vor. Und er ist nicht so wie du, brummig und ungalant, sondern dienstbeflissen — und veilchenblaue Augen hat er auch!"

„Und wenns darauf ankommt, vielleicht laß ich mir die meinen umtauschen, und jetzt hab ichs satt, dein eingebildeter Ritter ist ein Maulaffe — — — —"

Da stand die Frau auf und rang nach Luft. „Nicht ein Wort weiter, du wirst beleidigend, meinen schönen Ritter so zu beschimpfen."

„Ein Maulaff, ein Geck und ein Hanswurst ist er, und wenn er leben würde und nicht nur in deinem Kopf herumrumoren, sollt mich das Bürschchen kennen lernen, so aber —," und der Herr Steuereinnehmer lachte eifersüchtig.

„Wenn er auch nicht lebt, wenn er auch nicht lebt, so lieb ich ihn doch, just liebe ich ihn," und Frau Sabine stampfte mit dem Füßchen.

„Schau lieber, daß der Braten nicht anbrennt, draußen läuft die Magd ganz verzweifelt umher, und ich kann mir abends meine letzten Zähne ausbrechen an dem harten Zeug."

„Du bist ein Tyrann, ein Zankapfel bist du, und ich kann dasitzen und weinen, ich unglückliche Frau." Die Beleidigte drückte ihr Tüchlein gegen die Augen und tat sehr verzweifelt.

Da wurde der Herr Steuereinnehmer sehr ängstlich. Mit der Stimme eines Hirten, der die Friedensschalmei bläst, hub er also an: „Es war ja nicht bös gemeint, Kindchen, du weißt ja, daß ich dein guter Mann bin, wir wollen Frieden halten."

„Erst bittest du ihn um Verzeihung."

„Wen denn, Herr des Himmels!"

„Nun, den silbernen Ritter, du hast ihn beleidigt."

„Ja, richtig, einen Hampelmann nannte ich ihn oder sonstwie, gewiß, sofort will ich ihn um Verzeihung bitten, wenn ich nur wüßte, wo er wohnt." Und der rundliche Herr lachte sein schlauestes Lächeln. Er dachte: So ein Traumritter ist doch eigentlich etwas Bequemes für uns eifersüchtige Ehehelden; aber er hütete sich, das laut auszusprechen. Im Gegenteil, er drang mit stürmischer Neugier in sein empörtes Gemahl, die Wohnung des Traumritters zu erkunden.

„Ich werde ihm schreiben müssen," sagte er, „vielleicht schlagen wir uns, wenns not tut, doch dir zu liebe, will ich ihn auch um Verzeihung bitten, Eigensinn!"

„Tue das," gab die Frau zurück, „er verdient es, allein sein Schloß ist mir unbekannt, und so wirst du, lieber Dietrich, am besten fahren, dem silbernen Ritter einen Brief zu schreiben, worin du ihm Abbitte tust."

„Er soll zu uns geladen werden, vielleicht spielt er Mariage."

„Er schlägt die Laute und spielt höchstens mit den Seidenbändern seines Wamses," gab die Frau höhnisch zu verstehen, „er ist nämlich Kavalier und kein Steuereinnehmer."

Das war dem Langmütigen zu viel, sein Männerstolz flackerte auf, wurde zu einer Flamme, die alle Nachgiebigkeit verzehrte, und das Ehepaar zankte ausdauernd und leidenschaftlich. Aber zum Schluß setzte sich Herr Dietrich doch an den Schreibtisch und malte mit seinem altfränkischen

Digitized by Google

Geschnörkel ein wohlgesetztes Entschuldigungsschreiben. Das warf dann Frau Sabine zum Fenster hinaus. — So kam die Versöhnung zustande; und sie hielt an, bis in die Zeit, da es Advent wurde. Frau Sabine saß nun seltener beim Fenster, sehr geschäftig rumorte sie im Hause umher, und ihr phantastisches Seelchen rüstete sich, den Weihnachtsabend zu feiern. Dazu gab das verschneite Gebäude einen Rahmen her, wie er nicht schöner und stimmungsvoller gedacht werden kann. Alle Winkel des altertümlichen Hauses waren ja geweiht durch geistliche Erinnerungen, und aus dem Gefüge des Mauerwerks wogte es wie Weihrauch. Den Pröbsten vom heiligen Jakob, die in der Hauptstadt ihren Dom haben, diente einst dies graue Haus als Sommersitz! Hier verbrachten sie unter Büchern und frommen Gebräuchen Stunden der Erholung. Dann hatte die Laune der geistlichen Herren sich abgekehrt von den bescheidnen Landfreuden, und der Steuereinnehmer erwarb das Schlößchen, ehe er Frau Sabine heimgeführt. Aber die Kapelle, die im dämmrigen Hausflur just der Küche gegenüber von den neuen Besitzern entdeckt worden war, blieb unangetastet, und St. Jakob, aus Holz geschnitzt und sehr bunt bemalt, saß dort mitten unter Papierblumen und gläsernen Leuchtern und führte ein beschauliches Leben. Einmal im Jahre kamen die Bauern, ehrwürdiger Gewohnheit treu, um dem Heiligen Dankgebete zu sagen und wächserne Herzen zu opfern. Der Steuereinnehmer duldete gern diesen Massenbesuch.

„Laß sie ihr frommes Sprüchlein sagen," lachte er zu Sabine, „es sind Kundschaften von mir, und so merken sie sich wenigstens meine Adresse." Und er hielt am St. Jakobstage Heerschau über die bäuerlichen Beter und war aufgeräumt und guter Dinge. Jetzt allerdings kümmerte sich kein Fremder um den Heiligen im einsamen Kapellchen. Nur Frau Sabine kam täglich zu ihm; denn die winzige Kirche war zur Obstkammer geworden, und Hunderte von rotwangigen Äpfeln dufteten süß und festlich. Frau Sabine spielte mit diesen Früchten wie ein Geizhals mit seinem Golde spielt. Sie zählte und ordnete, schloß minder schöne aus der Gemeinschaft aus, und St. Jakob, fast bis an die Brust in den süßen Berg gebettet, sah lächelnd dem Treiben der blonden Frau zu. Dann, als es Weihnachten wurde, verlor der Heilige dies Schauspiel, das seine einsamen Stunden so vergnüglich gemacht; Frau Sabine kam nicht mehr, und all die süßen Äpfel wurden von zwei mürrischen Mägden aus der Halle getragen. — — —

Der Weihnachtsabend verlief nicht so, wie ihn der Herr Steuereinnehmer mochte. Die junge Frau saß ihm gegenüber und löffelte gelangweilt in der Fischsuppe, und er selbst war verlegen und wußte nicht recht, was anzufangen mit seiner feierlichen Stimmung. Immer, wenn er Sabine dabei ertappte, wie sie nach der Tür sah, wurde er ärgerlich, und Frau Sabine sah oft nach der Tür.

„Du tust so, als ob du jemand erwarten würdest," mußte er endlich sagen.

„So ist es, ich wollte gleich ein Gedeck mehr auf den Tisch legen lassen," entgegnete sie gereizt, „aber ich weiß, wie du zu Gästen höflich bist."

„Ja, wenn sie Mariage spielen können, dann mag ich sie schon, sonst aber sollen sie zu Hause bleiben."

„Auch der silberne Ritter?"

„Der erst recht, der zu allererst," und der Steuereinnehmer funkelte durch die Brille wie ein Glühwürmchen. Frau Sabine aber stand auf, schob den Sessel mit zorniger Gebärde weit von sich und ging in ihr Zimmer. —

Herr Dietrich erschrak, saß ein Weilchen still, schüttelte den dicken Kopf und erhob sich unter Seufzern und heimlichem Bedauern, um sein Weib zu versöhnen. Und dann saßen beide unter dem dunkel gewordenen Tannenbaum, sahen nach der Seidenschärpe, die dort mit ihrem Blumengeranke und dem flitterigen Korallenzierrat prahlte, und warteten einträchtig auf den Gast, der nicht gekommen war. Endlich gingen beide schlafen. Der Steuereinnehmer mit einem mokanten Lächeln und dem Bewußtsein eines Sieges — Frau Sabine niedergeschlagen und gedrückt von der Erkenntnis, daß die schönsten Träume im Alltag zerflattern müssen.

Als die blonde Frau von der Müdigkeit überwältigt wurde, nahm sie die Enttäuschungen des Abends mit in den Schlummer. Und dann hatte sie ein Erlebnis. Sie sah sich aus dem Hause eilen, hastig und freudigen Schrittes, und sie fühlte unter den Pelzstiefelchen den Schnee knistern. Es war ein klarer, silberner Weihnachtsmorgen. Der weiße Himmel schimmerte wie der Atlas eines Brautgewandes, und die Rinde der kahlen Birken war fast grau, in diesem blendenden Weiß der Landschaft. Frau Sabine trug einen Korb, der war gefüllt mit den schönsten Äpfeln, und goldne Nüsse lagen darin und rührend bunte Wachskerzen, wie sie die kleinen Kinder lieben, um damit ihren Christbaum zu schmücken; und in einer grünen Pappschachtel lag, sorgsam in Seidenpapier gewickelt, die Schärpe für den silbernen Ritter; denn Frau Sabine wollte ihm einen Weihnachtsbaum richten, mitten im Walde. Über verschneite Wiesen eilte die junge Frau. der vereiste Bach war ihr ein willkommener Helfer, einen Umweg zu ersparen; und sie lief und gönnte sich keine Rast, bis sie der Forst aufnahm mit seinen dunklen Tannen, die mit glitzernden Eiszapfen geschmückt waren, und auf ihren breiten Zweigen weiße Schneemützen trugen. Frau Sabine suchte sich ein winziges Bäumchen aus, das unter den greisen Riesen schüchtern wie ein Knäblein stand und emporhorchte zu dem Frostgesumme der Rie-

Digitized by Google

sen; und die blonde Frau holte all die Herrlichkeiten aus ihrem Korbe hervor, gelbe, rote und blaue Kerzen, band sie an die Zweige der kleinen Tanne, und farbige Papierketten wand sie um den niedlichen Zwerg, und dann schaukelten Nüsse und goldne Äpfel im Gezweig, wie erlesene Paradiesvögel, und an der höchsten Spitze schimmerte ein Komet aus echtem Goldblech. Und dann holte Sabine die seidene Schärpe ihres Traumritters hervor und rief ihn laut bei jenem Namen, den sie nie vorher gewußt, und der ihr nun so leicht von den Lippen floß, als hätte sie ihn tausendmal genannt in der Tiefe ihres Gemüts. Und der Gerufene kam. Plötzlich trat er unter der vereisten Tanne hervor — ein Lohengrin im Walde — und seine silberne Rüstung glänzte sonnengleich. Sabine sah ihn an, unverwandt und wie verzaubert, seine veilchenblauen Augen und der trotzig geschlossene Mund ließen sie ihr Traumbild erkennen, das sie gehegt all die Jahre hindurch in ihrer Einsamkeit; und ihre enterbte Jugend jauchzte. Und sie breitete, tief bewegt von der Erscheinung des Stattlichen, die Arme aus. Aber der Ritter stand da, reglos und steif, und da er das Wort nahm, sprach er also: „Ich bin nur gekommen, um Euch zu sagen, daß ich ein Weihnachtsritter bin, ein Bringer der Erfüllung für die Träume der kleinen Leute, ein gepanzerter Nikolaus, ein Ritter für die Pumphöschen und Kurzröckchen, aber nicht für die verbotenen Launen einer Frau.“ —

So sprach der Ritter, und dann ging er mit großen Schritten in den Wald hinein.

Drei König.

Von **Otto Ernst Sutter** (Karlsruhe).

Zogen einmal am Dreikönigstag
Drei Wandergesellen durch Winterland,
Ein Bäck der erste,
Der andre ein Schmied,
Ein Schreiber der dritt.
Und keiner noch über zwanzig alt,
Bei Gott, wie pfiff der Schneewind kalt.

Die Burschen fanden im Tannenschlag,
Der silbrig starrte, eisig stand,
Ein jung, arm Weib
In bittrem Gram
Und schwerer Stund.
Ein Kindlein hatte es eben geboren,
Bei Gott, schier wären sie beide erfroren.

Da reichte der Bäck der Mutter sein Brot,
Ein knistriges Feuerlein schürte der Schmied,
Der Schreiber wärmte
Das greinende Kind
An seiner Brust
Und hauchte ihm ein vom eignen Leben,
Bei Gott, das hätt' er ihm gern gegeben.

So bewahrten sie Mutter und Kind vorm Tod,
Dann kam die Nacht und keiner schied.
Ihr treuliche Sorg
Und stille Pfleg
Ward zwiefach groß.
Was sie bescherten, wars gleich nur wenig,
Bei Gott, es waren die Burschen drei König.

Krieg am Kanal.

Erzählung von **Wilhelm Schuffen** (Schwäbisch-Gmünd).

Wer heute an der netten, frisch aufgeweißten, neubemalten Merzlerei des Benedikt Schnieringer vorbeikommt und den Hauseigentümer mit zufriedener Miene auf der grün gestrichenen Lehnbank im kleinen Hofe sitzen sieht, der wird hier gewiß nichts besonderes wittern und wird es kaum zu glauben vermögen, wenn man erzählt: Dieser Mann da, der sich jetzt so schwerfällig und mühsam mit Hilfe eines Stockes auf die Beine hilft und die paar Schritte zum Gartenzaun so ingrimmig tapfer ausführt, dieser Mann da habe vor Jahren einmal einen bösen Handel ausgefochten, der ihm beinahe sein warmes gemütliches Leben zerbrochen hätte.

Das ist nun freilich schon recht lange her und längst verbüßt und vergeben, aber vergessen ist es immer noch nicht. Und der alte Benedikt liebt es heute noch nicht, darnach ausgefragt zu werden.

Er läßt sich lieber wieder auf die grüne Lehnbank nieder, stellt den Stock zwischen die Beine, holt mit der freien Rechten die Tabaksdose aus der Weste und sagt:

„Da, nehmt lieber eine Prise, wenns gefällig ist, und laßt das Vergangene, wo es ist.“

Doch man darf jetzt den Herrn Schnieringer nur gleich in Ruhe lassen und von etwas ganz anderm zu reden anfangen und etwa fragen: „Sie haben wohl das Rheuma, weil Sie mitten im Sommer einen gefütterten Handschuh an der Linken tragen?“ Der Benedikt wird dann gerne das so eröffnete Geplauder weiterspinnen, und man darf fast sicher sein, nachher auch die bitterböse Geschichte von damals dreinzubekommen.

„Wovon ist Ihr Handschuh, Herr Schnieringer?“

„Mein Handschuh? Der ist von Leder, wie Ihr seht und inwendig ist er mit Schafwoll' gefüttert. Und schaut nur hinunter nach meinem rechten Fuß da. Dort sitzt die gleiche Lumperei.“

Digitized by Google

„Aha, der Schuh am Fuß ist auch gefüttert?“

„Akkurat wie der an der Hand. Und ich möcht' mein Rheumatis ohne dieses Mittel nicht aushalten.“

„Ist es wirklich das Rheuma?“

„Rheumatis und Gicht, alle beide.“

„Wie lange tragen Sie schon daran?“

„Wie lange? Länger als mir lieb ist. Seit fünfzehn Jahren oder noch länger.“

„Das hat wohl in Erkältungen seinen Grund?“

„Ja“, sagt der Benedikt und langt den Bierkrug mit der Rechten vom Fenstersims herunter, „vom Erkälten kommts wohl her, aber auch von den rauhen Winden und vom Nebel, namentlich vom Nebel; den spür' ich schon drei Tag im voraus.“

„Vielleicht wird es mit der Zeit wieder besser?“

„Das glaub ich kaum. Ich werd' jetzt nach Martini einundsiebzig. In dem Alter ist man gottfroh, wenns nicht minder kommt. Es könnte noch viel schlimmer sein und man müßte es auch haben. Gibt es doch Leute, die ihr Lebtag krank sind und doch auch nicht sterben wollen. Überhaupt bringt das Leben dem Menschen so mancherlei, bis er sich aufs Totenbett niederstreckt. Dem einen früher, dem andern später. Vergessen wird keiner. Drum ists am gescheitesten, man bleibt mäuschenstill und schreit nicht, solange man es noch vermachen kann. So hab ich es wenigstens gehalten, und ich bin nicht schlecht dabei gefahren. Und ich hab auch schon so mancherlei durchgefochten. Schweres und weniger Schweres, Unverdientes und Einfältiges. Ja, sogar am Verzweifeln bin ich einmal gewesen und hab mir den Tod geben wollen, und dazu wegen einer Sache, die es wirklich nicht wert gewesen wäre. Das würdet Ihr mir nicht ansehen, he?“

„Gewiß nicht, Herr Schnieringer.“

„Ich kanns ja selber kaum mehr begreifen. Und ich lache heute darüber. Aber dazumals war es mir bitter ernst. Denn ein dummer Hitzkopf bin ich von jeher gewesen. Ich hab's freilich schwer büßen müssen.

Hab damals so ein schönes Geld zusammengespart gehabt. Mein Weib hat seinerzeit auch noch ein paar Batzen mitgebracht. Kinder sind keine dagewesen. Und so hätten wir es wirklich schön und sorgenlos beieinander haben können. Wir hatten uns auch alles so schön ausgedacht gehabt. Ich hab mir das Haus in der Wuhrstraße angekauft. Seid Ihr dort bekannt, in der Wuhrstraße?“

„Jawohl, Herr Schnieringer.“

„Gut, dann wißt Ihr auch das Haus. Gleich das erste neben der Brücke, wenn man vom Obern Tor herkommt, ist es; auf der Seite gegen den alten Markt hin; das Haus mit dem gebrochenen Ziegeldach. Die Ziegel vom Unterdach sind neu und heut noch rot; die hab ich seinerzeit noch hinaufsetzen lassen; die obern aber sind alt und braun, wenn nicht schwarz!

Könnt Ihr Euch das Haus vorstellen?“

„Jawohl, Herr Schnieringer.“

„Dann habt Ihr auch ein Bild von dem kleinen Kanal, der hart am Haus vorbeigeht. Übrigens ist es ja eigentlich kein Kanal, sondern ein schöner Bach mit klarem Wasser. Ich hab ja damals dem spiegelblanken, blauen Wasser zulieb Enten gehalten, lauter schneeweiße — wenn der Schnee überhaupt so weiß sein kann — mit kohlschwarzen Punktaugen und mit goldgelben Schnäbeln und Füßen, wenn das Gold überhaupt so schön gelb ist.

Soweit wäre nun alles recht und gut gewesen, und ich säße wohl heut noch froh und gemütlich am Fenster über dem blanken Wasser und könnte heut noch meine Pfeife von dort aus hinunterrauchen und den Enten zuschauen und ihnen Kartoffelschelfen zuwerfen, — — wenn die Unglücksgeschichte nicht passiert wäre, die mich mein Geld und schier den Verstand gekostet hat. Wollt Ihr nicht noch eine Prise nehmen?“

„Gerne, Herr Schnieringer.“

„Man sollte das Leben von hintenherein nach vornenhin leben können, dann bliebe einem sicherlich manche Dummheit erspart. Dann hätt' ich zum Beispiel dazumals, als ich mein Haus erstanden und so seelenvergnügt zum Fenster hinausgeschaut habe, sofort am Türpfosten des Nachbarhauses über dem Bach drüben einen länglichrunden, fetten, dunklen Fleck entdeckt und hätte mir gleich gesagt: aha, dort drüben in dem Rasierladen, den du nun dein Lebtag vor dir haben wirst, wohnt der Mathias Glöckler, der größte Tagdieb auf der Welt, der noch einmal dein Todfeind und noch einmal dein Unstern werden wird, wenn du das Haus nicht sobald als nur möglich wieder losschlägst.

Oder ich hätt' vor dem Kauf noch ein Weilchen oder doch mindestens noch an jenem Tag bis zum nächsten zugewartet, dann hätt' ich den Glöckler ja alsbald an der Arbeit gesehen. Weil man aber, wie gesagt, das Leben leider nicht von hinten hereinleben kann, so hab ich den Glöckler nicht gesehen und den Fettfleck nicht gesehen. Ich hab auch den Menschen, selbst nachdem ich mit ihm bekannt worden war, noch lange nicht durchschaut. Ihr schnupft doch noch einmal?“

„Jawohl, jawohl, Herr Schnieringer.“

„Ja, ich bin sogar so gottsträflich einfältig gewesen und hab in meiner Dummheit ein Guten Morgen und Guten Tag, Herr Nachbar, und Wie steht's, Herr Nachbar, ums andre über den Bach hinübergerufen und hab mich im Namen meiner schneeweißen Enten bedankt, wenn der freigebige Herr Glöckler mal einen Klunker ins Wasser gespuckt hat. Doch, Ihr wißt ja noch gar nicht, wer

Digitized by Google

der Herr Glöckler eigentlich ist und was der dunkle Fettfleck am Türpfosten zu bedeuten hat. Aber paßt nur auf, ich will Euch den Herrn mitsamt dem Fleck erklären. Seid also so gut und stellt Euch einen mittelgroßen, hellblonden, runden, gesunden, rotgesichtigen Menschen im Alter von achtundzwanzig bis dreißig vor. Und denkt Euch ferner, der Mann ist Friseur und hat eine weiße und nicht gerade besonders saubere Rasierbluse an. Und denkt Euch dazu, dieser Glöckler hat eines der besten Geschäfte in der Stadt übernommen, hat einen Gehilfen und einen Lehrjungen, und hat eine junge Frau, die ihm das Geld zum Rasierladen in die Ehe mitgebracht hat, und ist, wie ich schon gesagt habe, gesund wie ein Hecht: und kennt keine andre Arbeit als den ganzen langen Tag unter der Haustüre stehen und auf die Straße hinaus zu gaffen und den Nachbarsleuten die Seele aus dem Leibe herauszugucken.

Ich könnte Euch den Faulpelz heute noch auswendig hinmalen, wie er mit kreuzweisen Füßen unter der Türe lehnt und die linke Hand am Pfosten aufstützt. Und nun wißt Ihr auch, wo der dunkle Fettfleck herkommt, den man aber nur sehen konnte, wenn die Hand des Faulenzers gerade beim Vesper war oder die Rasierstube zufällig wieder einmal mit Kunden voll war, was sich aber natürlich immer seltener traf, weil kein Mensch zu einer Haustür hineinmag, die durch zwei Zentner Fleisch versperrt ist.

Ich muß sagen, ich hab mich damals in der Seele geärgert, wie ich das schöne Geschäft hab so den Krebsgang gehen sehen. Und dann will man doch auch nicht immer das gleiche Gesicht vor sich haben, wenn man einmal im Tag zum Fenster hinausguckt. Geträumt hab ich zuletzt von dieser Larve. Der Herr Glöckler hat sich aber durch nichts drausbringen lassen. Er hat auch nichts gemerkt oder vielmehr nichts merken wollen, wie ich mich absichtlich zurückgezogen habe, um ihm die eine Hälfte vom Tag oder meinetwegen noch den Dreiviertelstag freiwillig zu überlassen. Er ist auf keinen Vertrag und keinen Vergleich eingegangen, sondern hat den vollen langen Tag und die ganze, weite Straße und den Kanal und die Brücke und alles ganz allein für sich haben wollen.

Ich hab's sogar noch probiert und hab mir bei dem Menschen den Bart stutzen lassen, aber auch das hat nichts geholfen: „Schön guten Morgen, Herr Nachbar", hat er mich angelogen, hat mich an der Türe durchgelassen, hat mich dem Gehilfen übergeben und hat sein schönes Tagwerk fortgesetzt. Selbstverständlich hab ich von da ab mein übriges Barthaar irgendwo anders unter die Schere gegeben. Nun werdet Ihr sagen, an Eurer Stelle hätt' ich ganz einfach den Glöckler Glöckler sein lassen, wär unter dem Kreuzstock gelegen und hätt' meine Augen spazieren geführt, wohin sie gewollt hätten.

Das hab ich mir auch immer fest vorgenommen, aber fertiggebracht hab ich es nicht. Und oft gerade nach den heiligsten Vorsätzen hab ich in der Hitz' den Fensterflügel zugekracht und hab einen Drohblick nach dem Menschen hinübergeworfen, oder hab die Vorhänge vorgerissen und hab ein paarmal auch die Fensterläden am glockenhellen Tag zugeschlagen. Ich hatte mir doch mein Haus gekauft, um ein bißchen Ruhe und Unterhaltung zu haben, oder nicht? Und ich hatte doch eigentlich das Recht hiezu. Ich hatte doch meine Zeit gearbeitet und mir mein Geld selber verdient. Und ich war doch um gute zwanzig Jahre älter als der Glöckler da. Ich hab mir doch die Augen, die der Mensch zu mir heraufgeschickt hat, nicht brauchen bieten lassen, und hab mir doch nicht gefallen lassen müssen, daß er mir zum bloßen Possen meine Enten aus dem Kanal lockte und an seinen Hausstein hinflattierte. Drum hab ich ihm auch einmal durch eine Waschfrau einen Laib Brot hinübergeschickt und hab ihm nebst einem schönen Gruß sagen lassen, er möchte so freundlich sein und sein Hausbrot selber essen; für die Enten werde von mir und von Gott Vater im Himmel schon gesorgt werden; wenn er aber das Entenfüttern ohne Seelenschaden nun einmal nicht aufgeben könne, dann solle er wenigstens das Brot bei mir hüben holen, es werde seiner Gesundheit nur gut tun, wenn er hie und da ein wenig Bewegung habe.

Wißt Ihr, was er daraufhin getan hat? Das Brot hat er in Empfang genommen, hat sich gegen mein Fenster her verneigt, hat einen Stuhl unter seine Haustür gestellt, hat den ganzen großen Laib langsam in dünne Schnittchen zerlegt und an meine Enten ausgeteilt. Fast den vollen Nachmittag hindurch hat dieses Fastnachtspiel gedauert, und die Leute sind stehen geblieben und haben mir ein verrücktes Gelächter über den Bach herüber geworfen. An selbigem Nachmittag war es auch, wo ich zum erstenmal meine Doppelflinte von der Wand heruntergelangt und nach meinen Patronen gesucht habe. Zum Glück hab ich die Büchse wieder zeitig an den Haken gehängt und bloß eine Faust gegen den Glöckler hinüber geballt. Der aber hat sich nicht warnen lassen, sondern hat mich ins Gesicht hinein verlacht und verspottet. Und damit nicht zufrieden, hat er nun gleichfalls einen Entenstall an sein Haus bauen lassen und hat ebenfalls Enten eingetan, gleich noch einmal soviel als ich hatte und auch lauter schneeweiße mit schwarzen Augen und goldenen Schnäbeln.

Ihr könnt Euch denken, daß die Tiere von nun an fortwährend unter einander waren und bald nicht mehr gewußt haben, in welches Loch sie eigentlich gehörten. Es hat auch nichts genützt, als ich den meinigen ein rotes Zeichen um den Hals gebunden habe. Der boshafte Glöckler aber hat nur gelacht, wie ich einmal im Unwillen nach

Digitized by Google

den Tieren geworfen und eines von den meinen getroffen habe, und er hat mich beim Gericht verklagt, als ich am Samstag vor Pfingsten im ersten Zorn eines von den seinen totgeschlagen habe. Mein Zorn hat mich damals schon ein nettes Geld gekostet.

Auch wegen Beleidigung hat der Mann mich einmal Strafe zahlen lassen. Er selber aber hat den Mund nie aufgetan und ist so immer im Recht gewesen.

Ihr werdet mir glauben, daß mir diese Sachen den Bach und das Haus und das Privatisieren und alles verleidet haben. Aber ich hab doch auch mein Anwesen nicht um den Spott verkaufen mögen. Wenn aber einer einmal etwas loshaben will, dann spürt's der andere schon zum voraus, und dann ist das Gut auf einmal nichts mehr wert.

Verzeih mir's Gott! Hab ich diesen Glöckler gehaßt! Und ich vermag es heute gar nicht mehr zu sagen, was ich ihm dazumals alles an den Hals gewünscht habe. Aber nachgeben hab ich doch auch nicht können.

Ich hab jetzt meine schönen weißen Enten alle hergegeben und hab dann erdbraune mit hellem Halskragen und blauem Band am Flügel aufgekauft, wieder lauter teure, wunderschöne Tiere. Und gleich drei Dutzend hab ich diesmal eingesetzt. Und ich hab in mir drinnen geschworen, wenn nun der Glöckler nicht vernünftig werde und etwa auch wieder die gleichen Enten anschaffe, dann wolle ich, so wahr ein Gott im Himmel sei, der Geschichte ein Ende machen.

Das war am zehnten September.

Zwei Tage lang ist weiter nichts geschehen.

Am dreizehnten September aber haben Glöcklers weiße Enten plötzlich im Kanal gefehlt. — — —

Und acht Tage darauf, am zweiundzwanzigsten September, ist am Geflügelhäuschen drüben ein Entenvogel um den andern zum Bretterloch herausgeschlüpft, natürlich, ein jeder akkurat so braun wie die meinen und weiß und blau gezeichnet wie die meinen. Und dann ist die ganze Gesellschaft in Reih und Glied, schön hintereinander und so schnell als möglich dem Bach zugetrippelt. Der Glöckler aber ist hintendrein spaziert, hat sich ans Geländer gemacht und lächerliche Gesichter zu mir herüber geschnitten.

Das ist um sieben Uhr herum gewesen. Ich hab schon zu Nacht gespeist gehabt und hab auch meine Tiere bereits versorgt und unter Dach gehabt, was um diese Tageszeit ja eigentlich selbstverständlich ist. Der Glöckler aber hat gerade jetzt sein Geflügel im Wasser haben wollen, natürlicherweis bloß, um recht viele Zuschauer und Lacher und Gassenbuben und Weibsleute um sich zu haben. Die Lausbuben haben denn auch gleich mit den Fingern nach meinen Fenstern herübergewiesen und ein Geschrei angestimmt, und die Weibsleute haben vor Freud' den Mund nicht mehr zugebracht.

Ich bin noch unten im Holzschuppen gewesen, weil ich, wie gesagt, eben die Enten versorgt hatte, und ich hab gerade in dem Augenblick, als der Spektakel losging, in meine Stube hinauf wollen und hab die Pfeife anzünden wollen. Jetzt aber bin ich am Platz geblieben, hab mich klein gemacht, mich in einen Winkel gedrückt und hab durch eine Lattenlücke nach dem Haufen Schreier hinübergefuchst. Ich weiß alles noch ganz genau und hab auch seinerzeit vor Gericht alles haarklein angegeben.

Der Vollmond ist gerade hinter Glöcklers Plattendach heraufgestiegen und hat hinterrücks seinen Schein auf die Gesellschaft geworfen. — — Nach einer Weile bin ich dann weggekrochen, bin durchs Kellerfenster ins Haus hineingeklettert und bin die Treppe hinaufgerannt. „Was rennst denn so?" hat mir mein Weib von der Küche her zugerufen. „Ist eine Ratt' im Holzschuppen," hab ich ihr zur Antwort gegeben, bin in die Stub' gestürzt, hab den Riegel vorgeschoben, meine Doppelflinte heruntergerissen und mit Siebenerschrot geladen. Dann hab ich mir die Stiefel ausgezogen und bin strumpfsockig wieder in den Holzschuppen hinuntergeschlichen. Der Mond ist jetzt gerade über Glöcklers Dachfirst gestanden und hat dort ausgeschaut wie ein ungeheurer Kopf. „Guckt der Mond!" ruft da ein Bub und alles dreht sich um und reißt die Augen auf.

Jetzt hab ich meine Flint an die Backe genommen und tüchtig gezielt. Die ganze Höll ist mir in dem Augenblick durch den Leib gefahren, und eine Sekunde lang hab ich den Sinn gehabt, dem Glöckler den dicken Schädel zu zerbrechen und dann noch ein paar von den Weibsleuten wegzuputzen. Und ich hätt' es wahrscheinlich auch getan, wenn nicht eine ganz besondere Gnad' von oben mich von dem Ärgsten zurückgehalten hätte. So hab ich wenigstens noch so viel Licht in mir gehabt und hab den Kopf gelassen und hab auf die Füße gehalten.

Und nun hättet Ihr hören sollen wie dem stummen Glöckler auf einmal der Mund aufgetaut ist und wie er geschrien hat, daß es sogar den Weibsleuten zuviel geworden ist.

Soweit hab ich den Verlauf noch mitangesehen. Dann hab ich meine Schuhe wieder angezogen und hab mich selber der Polizei gestellt. Und ich bin schon längst von zu Haus fortgewesen, als der Weiberhaufen gegen mein Haus hergestürmt ist.

Nun wäre es mir ein Leichtes gewesen, mich herauszulügen und anzugeben: „Ich hätte in der Aufregung nach Glöcklers Enten schießen und ein paar davon totknallen wollen." Mein Advokat hat mich auch ausdrücklich gefragt und mich dabei fest angesehen. „Besinnt Euch nur genau", hat er gesagt, „ob Ihr wirklich die Flinte nicht bloß der Enten wegen von der Stube heruntergeholt, und ob Ihr nicht zuerst auf die Enten gehalten habt und dann erst in plötzlichem Zorn auf den Glöckler

Digitized by Google

angelegt habt und ihn nicht vielmehr bloß zufällig getroffen habt."

Ich hab aber alles ehrlich eingestanden, und ich bin heute noch froh, daß ich auf meine erste Bosheit nicht noch eine zweite gesetzt habe.

Es ist wahr, der Schuß hat mich mein Geld und mein Haus gekostet. Aber es hätt' am Ende noch schlimmer ausfallen können, und wenn ich vor Gericht nicht soviel Glück gehabt hätte, wär ich vielleicht noch hinter Schloß und Riegel gekommen. So aber hat sich alles noch mit Geld abmachen lassen.

Mir selber ist freilich wenig genug geblieben. Doch habe ich noch diese kleine Merzlerei ankaufen können. Hier haben wir nun wieder von vornen anfangen müssen und haben das Spazierenschauen und das Privatisieren wieder weit hinausschieben müssen.

Aber es ist auch so gegangen und schließlich ist alles wieder recht geworden. Und vielleicht ist jenes Unglück sogar ganz gut für mich gewesen. Jedenfalls bin ich durch den Handel ein bißchen gescheiter geworden, und heute könnte mich nicht so leicht wieder einer über der Straße drüben aus der Seelenruh bringen.

Der Herr Glöckler aber sitzt natürlich immer noch gesund und rund wie dazumals unter der Ladentür und läßt es sich auf meine Kosten wohl sein. Aber wir sind einander schon lange nicht mehr bös, und wenn wir einmal in der Stadt zusammenstoßen, dann geben wir einander die Zeit und auch sonst noch ein Wort, wenn's gerade gut Wetter ist.

Man kann auf dieser lotterigen Welt nun einmal nichts Vernünftigeres tun als den Frieden halten und ihn so schnell als möglich wieder zusammenleimen, wenn er einen Riß bekommen hat.

Ihr schnupft doch noch einmal?"

„Danke, Herr Schnieringer, danke."

„Nichts zu danken."

Das Herz des Sterns.

Eine Geschichte von **Felix Braun** (Wien).

II.

Als die Grenzwächter seiner ansichtig wurden, schwenkten sie die Helme und stießen laut in die mächtigen Waldhörner, daß es dröhnte. Da liefen die Menschen zusammen, sahen sich um, staunten und lachten und brachen in freudige Rufe aus. Ach, nun war es bald ein Jahr, daß kein Fremder Stultizien betreten hatte. Man entsann sich eines dunklen Orakelspruchs und deutete die Erscheinung des fremden Jünglings ins Gute. Die Ältesten begrüßten ihn, man schaffte einen goldenen Wagen herbei, die vier edelsten Knaben führten Schimmel heran; wie sie aber dem Fremdling ins Auge sahen, ließen sie die Pferde und zogen unter frohen Rufen, Tücherschwingen, bei wehenden Wimpeln und Fahnen das seltsame Gefährte in die Hauptstadt und ins Schloß.

Als sie dort ankamen, war es bereits Mitternacht. Der König und die Prinzessin schliefen, es schliefen die Minister und Narren, Edelleute und Krieger. Nur der Zeremonienmeister wachte; der führte den Stern, indem er ihn bei den Fingerspitzen hielt, durch allerlei Gänge, die schon dunkel waren, in ein geräumiges Gemach. Pagen kamen mit Lichtern und bereiteten ein duftendes Lager. „Wenn der Hahn kräht", sagte der Zeremonienmeister, der selbst eine krähende Stimme hatte und ganz wie ein Hahn aussah, — „wenn der Hahn kräht — Kikerikii —, müßt Ihr Euch erheben und in prächtigem Gewand in den großen Audienzsaal treten."

„Und was wird dann mit mir geschehen?" fragte der Stern.

„Wie? Kommt Ihr nicht, um die Hand Ihrer Hoheit der allergnädigsten Prinzessin zu freien?" gab jener zurück, indem er sich bis zum Estrich verneigte.

Der Stern sah ihn verwirrt an. „Ich weiß nichts — —", stammelte er — — —

„Verzeiht," antwortete der Zeremonienmeister mit eisigem Blick und gemessen. „Die Nacht ist tief. Es ist nicht meines Amtes, Euch zu belehren." Und er verbeugte sich leicht und verließ das Gemach.

Der Stern blieb zurück und sann. Er erinnerte sich ganz von fern, die Fabel von der Prinzessin einmal gehört zu haben —, aber er war so müde; am liebsten wäre er eingeschlafen. Er hörte den Wind draußen seinen Namen rufen. Was wollte der Wind? Er stellte Lichter an die Fenster, das Gesicht des Windes zu sehen — aber die Müdigkeit verschleierte ihm den Blick . . . er sank auf sein Lager hin, und wie er war, in den Kleidern, fiel er in Schlaf.

Die Lichter aber, die in seinen Fenstern standen, brannten weiter, und das Licht seines Sterns gab ihnen einen tieferen Schein. Dies fiel dem Hofpoeten auf, der ein Gemach im jenseitigen Stocke bewohnte und noch schrieb. Er verwunderte sich über das schöne, in vielen dunkelnden Farben spielende Licht, das langsam in sein Zimmer drang, und da er ein Mann der Wissenschaft war, so beschloß er, die Erklärung des seltenen Schauspiels zu suchen.

Durch geheime Gänge gelangte er vor das Gemach des Sterns, blieb lauschend an der Türe stehen, lauschte wieder, und indem er sich mühte, den lauten Atem in seine Brust zurückzudrängen, legte er endlich die Hand auf die Klinke und öffnete behutsam. Da sah er den schlafenden Jüngling in dem eigentümlichen Licht ruhen, das von seinem Haupte auszugehen schien.

Digitized by Google

Man wußte es seit langem und konnte sich nur dadurch die große königliche Gunst des Hofpoeten erklären, daß seine Augen gleich denen des Sonnengottes waren. Die sahen, was allen Menschen ewig verborgen blieb, in seiner eignen Gestalt und Farbe, sie drangen bis auf den Grund des Meeres und die Tiefen der feurigen Erde, sie erblickten ohne Fernrohr die Gestirne und ihren Gang; sie kannten das Leben hinter den Wolken und sahen die Gestalten der Götter in Gewässern, Hainen und Lüften. Sie sahen in die Seelen der Frauen, und wer dies bezweifelt, der möge erfahren, daß der Hofpoet unvermählt geblieben war. Trotz seines glühenden Herzens hatte er nie den Wunsch zu einer Frau erhoben. Zwar: als die Prinzessin herangewachsen war — — — —: es heißt, daß seine Augen damals um einen Grad trüber geworden wären.

Aber dazu waren sie noch immer stark genug, um zu erkennen, daß da ein Stern, ein wirklicher, leuchtender Himmelsstern auf dem Haupte des Schläfers brannte.

Vorsichtig trat der Hofpoet näher, aber, so leise er ging, der Fremde, der leiseren Gang der Gestirne gewohnt war, schrak auf und sah ihn voll Angst an.

„Verzeiht," sagte der Hofpoet mit Anstand. „Euer Glanz lockte mich —: ich wußte nicht, wer da schlief."

Der Stern rieb sich den Schlaf aus den Augen und streckte sich: „Wer seid Ihr denn?", fragte er.

„Apollinisimilis Phoiboeides, poeta aulicus laureatus."

„Wie?"

„Den Hofpoeten nennen mich die gewöhnlichen Stultizier und mein gewöhnlicher Name ist Jakob Maier."

„Ich heiße Peter," sagte der Stern verbindlich.

Der Hofpoet verbeugte sich und gab sich den Anschein, als ob er sich wieder entfernen wollte; aber er blieb.

„Wollt Ihr schon gehen?" fragte Peter, dem es auf einmal ganz frisch geworden war. Zwar: er hätte noch gern ein bißchen geschlafen, aber er fürchtete sich, die Audienz zu versäumen, da er nicht wußte, wie der Hahn schrie. Auch fiel es ihm ein, daß ihm der unvermutete Gast gewiß einiges raten könnte, und er beschloß, ihn im Gespräch festzuhalten und auszuforschen. „Wollt Ihr schon gehen?"

„Oh!" heuchelte der Hofpoet, dem es gleichfalls nur aufs Bleiben ankam und der heimlich bei sich alle Vorwände durchflogen hatte, „oh — wenn es nach mir ginge, ich bliebe bis zum Hahnenruf!"

„Und ich gewiß," sagte Peter.

Sie sprachen lange miteinander.

„Ihr seid schön," sagte der Hofpoet plötzlich. „Unter allen Fremden der schönste, der je nach Stultizien gekommen ist. Dieses weiche Haar, dieser strahlende blaue Blick, diese weißen Hände, diese schlanke, anmutvolle Gestalt! —: man müßte meinen, einer der Himmlischen hätte menschliches Wesen an sich genommen, so schön seid Ihr."

„Ihr könnt schon recht geraten haben," erwiderte der Stern mit pfiffigem Lächeln.

Der Dichter erhob sich. „So ist es wahr? Ist das Orakel in Erfüllung gegangen?"

„Welches Orakel?"

Der Hofpoet überlegte, dann sprach er: „Daß einer der Himmlischen selbst — — —" und rasch abbrechend: „Doch nein! Ihr seid ja ein Mensch, von Menschen!?"

„Ich bin kein Mensch," erwiderte der arglose Stern. „Dies sagte mir mein Freund, der Wind, und meine Freundin, die Quelle. Denn ich habe kein Herz."

Der andre erblaßte. „Kein Herz," murmelte er vor sich hin . . . „Kein Herz!" Und dann, wie in leidenschaftlicher Trauer: „So ward Euch das Schönste versagt!"

„Erzählt mir vom Herzen," sagte der Stern.

Und jener erzählte. Da wuchs dem Stern Sehnsucht nach einem Herzen, und wie er, den Kopf in die Hand gestützt, den Worten des Dichters lauschte, von Liebe vernahm und traurigem Einsamsein und Sehnsucht nach Blick und Lippen und süßem Wort und Umfangen und Kuß und traurigem Scheiden und Zueinanderdrängen und aus der Ferne ins Nahe streben und Bangen und Erwartung und Selbstvergessen in geliebter Gegenwart — da ergriff ihn auf einmal ein wunderbares verirrtes Gefühl, und den Blick voll Tränen zu dem Dichter hebend, schluchzte er: „Lieber Hofpoet, wie gerne hätte ich ein Herz!"

Dieser schien nachzudenken. „Hört an", sagte er endlich mit großem Ernst, „wollt Ihr das meine haben? Ich verlange nichts dafür, als den Stern, der da auf Eurem Haupte brennt." Und so sehr er sich in der Gewalt hatte, — seine Augen funkelten plötzlich auf.

„Ist es nur das?" sagte der Stern. „Den will ich Euch gerne lassen. Doch wie werd' ich ihn los und wie gelang ich zu Eurem Herzen?"

„Ich weiß Rat," entgegnete der andre. „Erhebt Euch und kommt mit mir auf den Turm zum Hofastrologen. Der versteht sich auf die schwarze Kunst, und eh' Ihr es Euch versieht, bin ich meines Herzens ledig und Ihr Eures Sterns! Wie spielt der schön!" Und es zuckte ihm nur so in der Hand, darnach zu greifen, und in seiner Brust ging ein Jauchzen hin, aber das erstickte er rasch. Klugerweise.

* * *

Auf einer beängstigend engen Wendeltreppe stiegen sie aufwärts, immer höher und höher in der dumpfen Luft. Plötzlich öffnete sich die Treppe in einen kurzen niedrigen Gang, ein Licht funkelte,

Digitized by Google

und auf einmal standen die beiden in einem von seltsamen Lichtern erfüllten Zimmer, dessen Wände aus Glas waren. In zahlreichen Luken waren schmale Rohre eingestellt, und wer einen Augenblick hineinsah, der durfte alle Gestirne des Himmels in seinen glückseligen Augen gespiegelt halten, und wer das Ohr anlegte und den Blick mit der Hand verschloß, der hörte — ganz fern, ganz leise das Echo der seligen Harmonie der Sphären.

In einer Ecke lag der Hofastrolog und schlief. Der Hofpoet ging auf ihn zu, betrachtete ihn wehmütig und legte ihm den Finger auf die Nasenspitze. Augenblicklich sprang der also Geweckte auf und stürzte zu einem Fernrohr hin, das auf den Mond gerichtet war. Aber der Hofpoet lachte.

„Was seht Ihr zu fremden Sternen empor?“ fragte er, „brennt nicht einer in Eurem eignen Zimmer?“ und er wies mit bedeutender Geberde auf den Jüngling.

Noch schläfrig, wandte sich der Astrolog zu ihm hin, — . . . wie er aber den Stern sah, ging ein Leuchten über seine Wangen, seine Augen bekamen ein sanften Glanz, er faltete wie eine Kind die Hände und ließ sich auf ein Knie. „Sagt“, flüsterte er devot, „in welchem Kreis habt Ihr den gefunden? Ihr müßt ihn aus der Cassiopeia genommen haben, — aber lacht mich nicht aus, wenn ich falsch riet. Sind wir doch,“ wandte er sich an den Dichter, „um tausend Jahre hinter der Wissenschaft zurück!“

Der Stern verstand nicht und murmelte etwas, aber der Hofpoet fuhr den Knienden an: „Was schwatzt Ihr da für Zeug?! — Nehmt diesen Stern und übergebt ihn mir! — mir aber nehmt mein Herz und senkt es diesem Jüngling in die Brust!“

„Dies ist auch mein Wille,“ sagte der Stern.

Der Astrolog machte ein bestürztes Gesicht, — aber es zog seine Hände sonderbar nach dem Haupte des Jünglings hin, und ehe er es sich versah, hatte er den Stern berührt. Aus dem schlugen plötzlich Flammen.

„Au,“ rief der Hofastrolog und wippte mit den Fingern. Aber die Flammen wurden klein und erloschen.

Der Hofpoet ward ungeduldig: „Vermögt Ihr es nicht mit Euren Händen“, rief er, „so ruft die Hilfe Eurer Dämonen an, wofern es in der Tat wahr ist, daß Ihr Umgang mit Geistern pflegt.“

Der Hofastrolog war eigentlich dumm; schon daß er Fernrohre brauchte, um die Gestirne zu erkennen, beweist wie dumm er war. Noch besser aber beweist es die Tatsache, daß ein Zweifel an seiner schwarzen Kunst sein Blut aufwallen lassen konnte. Aber da er auch feige war, so konnte der Zorn nicht in seine Worte dringen. So errötete er nur und sagte mit dünner Stimme: „Wollt Ihr die Probe?“

„Ja.“

„Ihr sollt sie sehn.“ — „Ihr sollt sie sehen,“ murmelte er noch, indes er den Weidenzweig ergriff und um den Dichter und den Stern einen Kreis durch die Luft zog. Dann hob er die Hände, daß die Ärmel des schwarzen, silbergestickten Talars zurückfielen, drehte sich, Beschwörungsformeln singend, um die beiden hin und . . . — langsam — . . . . . kam . . . . Nacht . . . ., die sie einhüllte und in Schlaf stürzte. So lagen sie in tiefer Dunkelheit. — Im Dunkeln löste der Astrolog den Stern aus dem Haar, der rosig aufschimmerte, und er zauberte mit dem Weidenzweig das Herz des Dichters aus der Brust. Wie nun das Herz den Stern sah und der Stern das Herz, erglühten beide in mystischem Licht, und indem sie ihr Leuchten tauschten, gaben sie dem Gemach einen sonnenähnlichen Schein. Da meinte der Hahn, daß es Morgen sei und krähte, und fast hätte der Astrolog das Herz nicht mehr in den Leib des Jünglings zaubern können — denn der fuhr aus dem Schlaf. Und der Poet erwachte neben ihm. Wie er aber die Augen aufschlug, fiel sein Blick auf den Stern; den ergriff er mit gieriger Hand, versteckte ihn in der rasch geballten Faust und eilte aus dem Gemach und die Treppe hinab. Der Jüngling aber ging nachdenklich und langsam fort, mit einer seltsamen Traurigkeit beschwert.

Als er gegangen war, fiel dem Hofastrologen ein, wie nahe er dem Königtum gestanden war und er schlug sich vor die Stirn. Und dies ist ein neuer Beweis für seine Dummheit, aber auch dafür, daß, würde die Erde zum Himmel verwandelt, die Träumer und Wolkenschauer auch dann nicht wüßten, wie man das Glück fängt.

* * *

Als der Stern Peter, in prächtigem Gewand, vor der Türe des großen Audienzsaals stand und die goldene Klinke in der Hand hielt, drang aus dem Innern des Saales wie Brausen von Stimmen Jubelruf und Schwertgeklirr. Der Stern zauderte —: wen begrüßten sie da? Vorsichtig öffnete er und trat ein: ihm bot sich ein großes Bild. Edelleute und Damen und Ritter standen, wie Wellen hin und wieder bewegt, schwenkten Hüte und seidene Tücher und goldene Degen, und von immer neu auffauchzenden Vivat-Schreien zitterte die Luft. Auf der zweiten Stufe des Thrones kniete der Hofpoet; der hielt den Stern auf einem rotsamtenen Tablett und legte ihn zu Füßen des greisen Königs . . . An der Seite des Königs aber erhob sich eine Frau; die trat vor und reichte dem Knienden die Hand zum Kusse. Und dann wandte sie ihr Antlitz ohnegleichen zu der unermüdlich winkenden und rufenden Menge.

Und es geschah, durch den Zufall gelenkt, daß der Blick der Prinzessin gerade in den Blick des Sternes Peter tauchte. Der fühlte einen seltsamen Schmerz in der Brust, ein Klopfen und

Digitized by Google

Pochen, ein Auf- und Niederwallen wie Schluchzen. Soll dies mein Herz sein? dachte er und preßte die Hand auf die Stelle. Aber was war das? Tränen rannen über sein Gesicht, und es zog ihn zum Thron, und durch seine Adern mußte leichteres Blut rinnen .... Da neigte sich die Prinzessin und hob den Hofpoeten empor und die beiden küßten sich vor allem Volk.

Da flammte das glühende Herz des Sterns wild auf und brannte hoch. Die Hände vor den Augen, stand er mitten im wogenden Jubel mit dem Herzen, das unverlöschlich war, bis ans Ende der Welt im Feuer stand, hoffnungslos und in tödlicher Liebe.

Die gemütliche Gesellschaft.

Von **Paul Scheerbart.**

Mein Onkel, der berühmte Bellachini, schrieb mir in der vorigen Woche folgendes: „Lieber Neffe! Ich bin noch immer in Berlin. Komme mit Deiner Frau am nächsten Sonntag ins Hotel de Rome. Ich habe eine gemütliche Gesellschaft zusammengebracht. Wenn Ihr auch kommt, sind wir acht. Frau Cleopatra aus Ägypten ist da, ferner Frau Messalina aus Rom und Frau Ninon de l'Enclos aus Paris. Captain Marryat, der bekannte Romanschriftsteller, erscheint mit einem alten Neger, der in türkischer Admiralsuniform alle Welt immer überraschen möchte, ohne seinen Namen zu nennen. Frage ihn ja nicht nach seinem Namen, sonst wird er ungemütlich. Ich will nur Oh sagen, dann wirst Du wohl wissen, wer dieser Neger ist. Seid pünktlich! Um 12 Uhr nachts! Wir wollen über das alte Jahr und auch über das neue Jahr plaudern. Mit Geistergrüßen bin ich Euer Onkel B."

Wir waren natürlich pünktlich im Hotel, und die andern waren ebenfalls pünktlich da. Frau Cleopatra hatte ganz altes und ganz echtes ägyptisches Bier gesandt. Die Austern schmeckten dazu famos. Die drei alten Damen hatten riesige Ballonärmel.

„Mode vom Jahre 1910", sagte Frau Cleopatra, „Ihre Frau trägt wohl noch die Mode vom Jahre 1909".

Meine Frau errötete, und ich sagte schnell, um keine Ungemütlichkeit aufkommen zu lassen: „Sie wollte nicht, um bescheiden den berühmteren Damen den Vortritt im Modefortschritt zu überlassen".

Die drei Alten verbeugten sich lächelnd, und dann kamen die Steinforellen.

„Welche Sensationen", rief pathetisch Frau Messalina, „werden Sie anno 1910 erleben! Diese Dynamitkriege! Gleich mit 100000 Kriegern in einer Sekunde in unzähligen Stücken in die Luft zu fliegen! Ein königliches Amüsement! Und das kann jedem passieren. Ich beneide die Europäer, die heute noch leben. Schade, daß ich schon tot bin."

„Mich", sagte da Frau Ninon de l'Enclos, „interessieren viel mehr die Sensationen, die man in den europäischen Parlamenten erleben wird. Da werden sich so viele totlachen. Ach, wie gerne würde ich mich auch im Jahre 1910 totlachen. Das geht nun leider nicht mehr."

Als die Hühner von den Kellnern herbeigebracht wurden, rief Frau Cleopatra mit rauher, tiefer Stimme:

„Im Jahre 1910 hätte ich mir ganz bestimmt nicht meine Schlange an den Busen gesetzt. Anno 1910 gibts ja keine Langeweile mehr. Die Großstädte werden aufgelöst, die Parlamente werden aufgelöst, Heere und Flotten werden aufgelöst, die Sozialdemokratie will sich auch auflösen, da sie einsieht, daß sie nur eine Begleiterscheinung des veralteten Schießmilitarismus ist. Schließlich löst sich die ganze Erde auf. Oh! Sich da mitauflösen — das müßte herrlich sein! Schade, daß ich vor zweitausend Jahren so unvorsichtig mit meinem Reptil umging. Ich möchte heute wieder leben."

„Geht nicht mehr, gnädige Frau", sagte der Captain Marryat, „aber die Damen haben soviel vom Jahre 1910 gesprochen, daß ich nur noch von 1909 reden will — es war doch köstlich in diesem Jahre, daß noch so viele Millionen für die Flotten bewilligt wurden."

„Und darum", rief der Neger mit der Faust auf den Tisch schlagend, „müssen die Flotten bestehen bleiben für alle Zeiten. Ich als alter Admiral gestatte, daß alles sich auflöst — aber die Flotten dürfen sich nicht auflösen. Was sollten denn die Admirale anfangen?"

„Sind Sie nicht", fragte ich nun leise, „der berüchtigte Othello, der seine Frau auf Cypern durch Strümpfe erschlug, die mit Sand gefüllt waren?"

Der Neger wurde sofort ganz blaß, er zog seinen Säbel; aber Bellachini erhob sein Zauberstäbchen, und der Säbel löste sich in Rauch auf.

Von Frau Messalina sah ich plötzlich nur noch den Kopf — und dann vom Kopf nur noch den großen Mund, und der schrie: „Adieu, Sie!"

Und weg war die Dame.

Die andern Geister verschwanden gleich darauf ebenfalls — sehr starke ägyptische, römische und französische Parfüms blieben als Rauchwolken zurück.

„Lieber Neffe", sagte Bellachini, „wie konntest du nur so unvorsichtig von den alten Strümpfen reden! Jetzt hast du uns die ganze gemütliche Gesellschaft zerstört. Du scheinst überall alles auflösen zu müssen. Ich lade dich nie mehr ein, sonst erlaubst du dir noch mal, mich aufzulösen. Es ist ein Jammer, daß wir nun allein sind."

„Wenn ich nur das Schweigen mal lernen könnte!" rief ich mit Tränen in den Augen. Aber das half nichts.

Digitized by Google

Zwei Tage Ruhe.

Zwei Tage Fest. Ein bischen Ruhesuchen,
Ein Stückchen Traum, ein wenig Friedenszeit,
Das Tannendüftlein und der Weihnachtskuchen —
Die Nase schnuppert und das Herz wird weit.
So darf man denn dem „Aktuellen" fluchen
Und sagt Willkomm der lieben Wurschtigkeit.
Wer Kindlein wiegt, kann mit den Kindlein singen,
Wer Junggesell ist, darf Geschenke bringen.

Man wird zwei Tage nichts vom Wahlrecht hören,
Kein Kanzlerwechsel droht uns überm Haupt,
Kein Giftprozeß wird die Verdauung stören,
Zwei Tage lang wird reinweg nichts geglaubt.
Nur alte Lieder sollen uns betören;
Erinnerung, vergessen und verstaubt,
Drückt lind uns auf so sanfte Schmeichelküsse — —
Ha, Apfel her und weiße Pfeffernüsse!

O Zeit, da wir noch keck in Höschen steckten
Und lustig sprangen um den Tannenbaum,
Da wir uns über Rupprecht froh erschreckten
Und wilder Jubel stürmte durch den Raum,
Da wir noch Zinnsoldaten niederstreckten
(Die „Feinde" freilich unterschied man kaum),
Da man sich freute noch am Lottospiele
Und nicht am stinkgen Blechautomobile —

Da wir noch auf die Schiefertafel kratzten
Das erste i — der Hahn im Fibelbuch
Und alle Tiere uns wie Menschen schwatzten,
Da laut bgrüßt ward „Opapas" Besuch — —
O selge Zeit — die Seifenblasen platzten —
Die Welt ist längst nicht mehr naiv genug!
Der Grun'wald wars, der unsern ersten
Wanderschritt sah —
Heut fährt der Siegfried mit Papan nach Nizza ...

Auch früher kam man auf der Lebensreise
Ein Stückchen weiter, aber schöner ging's:
Heut siegt der Bluff, Gediegnes sank im Preise,
Man kennt die tiefsten Rätsel schon der Sphinx!
O schlaue Zeit, du über-neunmal-weise,
Es imponiert Dir nichts mehr schlechterdings.
Du wirst per Ski noch zum Orion laufen
Und das Genie im Warenhaus verkaufen.

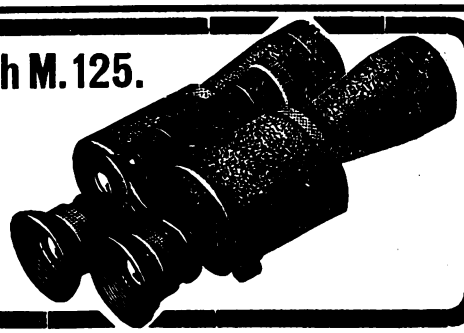
Drum werden Manche melancholisch werden,
Denn selbst elektrisch ward das Weihnachtslicht.
Nur nicht erinnern! Laß die Welt geberden
Sich wie sie will: zerfurcht ist ihr Gesicht.
Die Technik rast, soziale Angstbeschwerden
Bedrücken uns, die Ruhe kommt uns nicht ...
Zwei Tage aber laßt's uns doch versuchen
Beim Tannendüftlein und beim Weihnachtskuchen!

Terentius.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁂ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Jagdglas „Perplex" 6fach M. 125.



Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex", „Armeemodell", „Autokrat". Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85 — bis M. 250.—.
Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.
Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch
Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co.)

N.P.G.
Vornehmer, wohlfeiler
Wandschmuck
sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung
Amateur-Photographen
verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis
N.P.G.

Hüttig-, Dr. Krügener-, Wünsche-, Zeiss-Palmos-Cameras
liefert jetzt die
„ICA"
Aktien-Gesellschaft, Dresden
Vereinigung obiger Camerafabriken.
Aktienkapital: Drei Millionen Mark.
Fabrik- Marke
Katalog No. 513 gratis und frei.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Autoren

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigenen Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags sub. B. L. 190 bei
Haasenstein & Vogler A.G., Leipzig.

Bücher Katalog

über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Elegante, vornehme Ausstattung und guter Druck auf gutem Papier. **Weihnachtsbücher** Eleganter und dauerhafter Einband mit reicher Deckenpressung.

Kürschners Universal-Konversations-Lexikon.

4. vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit etwa **3000 Illustrationen. Lexikon-Oktavformat.** (5,5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). **2685** Spalten und 10 Tafeln. In eleganten Original-Leinenband gebunden 5 Mk. Diese gänzlich umgearbeitete, bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage beantwortet trotz aller Kürze jede Frage des täglichen Lebens erschöpfend und rasch. **Zuverlässigkeit, kurze prägnante Auskunft** und **Vollständigkeit** sind die Hauptvorzüge dieses stattlichen umfangreichen Buches, das auch von denen mit Vorteil benutzt wird, die ein vielbändiges Konversationslexikon bereits besitzen, aber Wert auf **rasche** und **erschöpfende** Orientierung legen.

„. . . . Ein Buch, das eine wahre Fundgrube des Wissens ist und in gedrängter Kürze über so ziemlich alles, worüber ein Mensch rasch Aufschluß haben mag, unterrichtet . . ., das **billigste** derartige Werk."
Leipziger Zeitung.

Kürschners Fünf-Sprachen-Lexikon

(Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Lateinisch). Zweite verbesserte Auflage. **Lexikon-Oktavformat.** (5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). **3328 Spalten.** In elegantem Original-Leinenband gebunden 5 Mk. Dieses stattliche, nie versagende Lexikon gibt in praktischer Anordnung fünf Sprachen in **zwei Alphabeten:** deutsch-fremdsprachlich und fremdsprachlich-deutsch. Dadurch wird erzielt, daß man **jedes Wort** sofort finden kann, ohne daß man zu wissen nötig hat, aus welcher Sprache es stammt. Außerdem enthält das Lexikon Verzeichnisse der **unregelmässigen Verben.** Abhandlungen über **Aussprache, zerfällelte Worte** und ein **Fremdwörterbuch.**

Sprachkenntnisse sind eine Forderung der Zeit, überall begegnen wir fremdsprachlichen Ausdrücken: in den Zeitungen, in der Korrespondenz und im mündlichen Verkehr. In allen Fällen ist Kürschners Sprachenlexikon ein **zuverlässiger** Ratgeber, der **rasch** orientiert und nie versagt.

Universal-Atlas

für den **praktischen Gebrauch** und **illustr. geogr. Handbuch** von **Dr. A. Berg. 52 Kartenblätter in Folio** (36×39,5 cm) mit **100 Nebenkarten.** Elegant kartoniert **3.50 Mk.** In eleganten Original-Leinenband gebunden **5 Mk.**

Dieser bis auf die **neueste Zeit** ergänzte große Handatlas ist vorzüglich für den **praktischen Gebrauch** geeignet. Die Ausführung in 6—8 Farben ist prachtvoll. In Bezug auf **Zuverlässigkeit, Korrektheit** der Zeichnungen und **Klarheit** der Kartenbilder wird dieser Atlas selbst die hochgespanntesten Anforderungen befriedigen. — Der **Preis** ist erstaunlich **gering** und konnte nur durch einen **Riesenabsatz** erreicht werden.

Frau Musika

ein Buch für **frohe** und **ernste Stunden** herausgegeben von **Joseph Kürschner.** In einen Band geb. **10 Mk.** In zwei Bände geb **12,50 Mk.**

Stimmungsvolle Darstellungen, betr. den Verlauf des Jahres und des menschlichen Lebens von starkem kulturhistorischen Interesse. Anweisungen zu froher Geselligkeit. Künstlerische Illustrationen. Auf ca. 600 Seiten Kleinfolioformat 530 Musikstücke für Klavier, teils auch für Gesang. **Als Geschenkwerk** sucht es vergebens seinesgleichen; die Frage: „Was soll ich spielen?" ist durch Kürschners Buch beseitigt. Die Auswahl ist so groß, daß niemand mehr in Verlegenheit kommt.

Jede Nummer 20 Pfennig **1001 Erzählungen für Jung und Alt 1001** **Jede Nummer 20 Pfennig**

1. **Der Held von Omaruru.** Erzähl. aus dem südwestafrikanischen Kriege von Ferd. Runkel
2. **Die Totenstadt.** Heimliche und unheimliche Geschichten von Rud. Kipling.
3. **Unsere blauen Jungen.** Erlebnisse auf einem deutschen Kriegsschiff von Aug. Niemann.
4. **Die rote Hand.** Abenteurer-Roman von Hanns Babsen.
5. **Die Station am Murray.** Eine Erzählung aus dem australischen Busch von Fr. Gerstäcker.
6. **Das Portugiesenschloss.** Eine Erzählung von der afrikanischen Küste von Fr. v. Bülow.
7. **Epauletten.** Wahrheitsgetreue Erzählung aus dem Kriege 70/71 von H. v. Wentzel.
8. **Die Wassernixe.** Eine Schmuggelgeschichte von J. F. Cooper.
9. **Das Strandrecht.** Von G. Nieritz.
10. **Bettchen Brennecke.** Die Geschichte eines Stiefkindes von E. Bely.
11. **Jack.** Erzählung aus dem Goldlande Kalifornien von A. v. Perfall.
12. **Zwei Katzen.** Eine Tiergeschichte von P. Loti.
13. **Cayetano,** der Schmuggler von Gabriel Ferry.
14. **Die Roseninsel.** Eine Robinsonade in der Donau von M. Jokai.
15. **Der Mönch.** Erzählung aus den Freiheitskriegen von Gust. vom See.
16. **Das Geheimnis des Schwarzwaldes** von Louis Forest.
17. **Die beiden Sträflinge** von Fr. Gerstäcker.
18. **Der Greifenprinz** von Wilhelm Fischer. Reizende Kindererzählung.
19. **Ein schwaches Kind — ein starker Mann** von Niels K. Kristensen.
20. **Der Erbe** von P. Hamilton Myers.
21. **Die Hallig** von J. C. Biernatzki.
22. und 23. **Der kleine Diogenes.** Erzählung von Alphonse Daudet. I. und II. Teil.
24. **Onkel Toms Hütte** von H. Beecher-Stowe.
25. **Aus dem Matrosenleben** von Fr. Gerstäcker.
26. **Die Kapitänstochter** von A. Puschkin. Schicksale einer russischen Offizierstochter.
27. **Der Freischarenführer.** Geschichte aus dem finnischen Freiheitskriege von Wilhelm Granath.
28. **Fritz Scheuffelhut.** Vaterländische Erzählung vor George Hesekiel.
29. **Der Leibhusar.** Geschichte aus dem Türkenkriege von W. O. von Horn.
30. **Der tote Gast.** Romantische Erzählung von Heinrich Zschokke.
31. **Matasite,** der Siebentöter von Gabriel Ferry.
32. **Phomá, der Samojedenfürst** von O. Wachsmuth.
33. **Rosa von Tannenburg** von Chr. von Schmid.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: E. Bertram, Friedenau-Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google